BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conversations-Lexicon oder Encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände

Bd.: 5

Stuttgart 1817

Enc. 42 x-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10400820-0

c. 42 x-5

12

Thr. Jan
1817.

<36601501910016
<36601501910016
Bayer. Staatsbibliothek

Converſations = Lexicon.

Fünfter Theil.

J bis L.

Enc. 42 x-5

Bm5430

Converſations-Lexicon

oder

encyclopädiſches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Fünfter Band.

J bis L.

Mit Königl. Württembergiſcher allergnädigſter Genehmigung.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1817.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

J.

Jaſon, ein Sohn des Aeſon, Königs von Jolkos, deſſen Mutter Polymede (Polymete, Alcimede, Polypheme, Arne, Scarphe, Theognete, Etnoklymene, Rhöo) hieß, gehörte mit zu den Heroen des alten Griechenlandes und zeichnete ſich vorzüglich durch die Unternehmung des Argonautenzuges aus. Vorher wohnte er ſchon der Calydoniſchen Jagd bei. Sein Lehrer war der Centaur Chiron, der Erzieher faſt aller damaligen Griechiſchen Helden. Sein Vater legte die Regierung von Jolkos nieder, noch ehe Jaſon volljährig war. Daher regierte ſein Onkel Pelias als Vormund über das Land. Die Veranlaſſung zu Jaſons berühmtem Zuge nach Kolchis erzählt die Mythe gewöhnlich folgendermaßen. Pelias ließ einſt zu einem feierlichen Opfer des Neptun alle ſeine Verwandten, alſo auch den Jaſon, einladen. Als dieſer auf ſeinem Wege nach Jolkos an den Fluß Evenus (Enipeus, Anaurus) kam; ſo fand er hier die Juno in der Geſtalt einer alten Frau, welche ihn bat, ſie über den Fluß zu tragen. Jaſon that dies, ließ aber ſeinen einen Schuh im Schlamme ſtecken. In dieſem Aufzuge kam er zum Pelias, der ſich darüber entſetzte, weil ein Orakelſpruch ihm geweiſſagt hatte, daß derjenige ihm Thron und Leben rauben würde, der, wenn er, Pelias, dem Neptun opferte, ohne Schuhe zu ihm käme. Pelias fragte nun den Jaſon, was er wohl mit demjenigen machen würde, der ihm von dem Orakel als ſein Mörder verkündigt worden wäre? Auf Eingebung der Juno antwortete Jaſon, er werde ihn nach Kolchis ſchicken, um das goldene Vließ wieder zu holen. Dieſen Auftrag erhielt nun auch Jaſon vom Pelias. Die Veranlaſſung zu dieſem Zuge wird auch noch auf eine andere Weiſe erzählt. Als Jaſon zwanzig Jahre alt war, befragte er das Orakel, wie er ſich den Beſitz ſeines rechtmäßigen Erbes wieder verſchaffen könnte? Das Orakel befahl ihm, in der Kleidung eines Magneſiers, mit einer Leopardenhaut den Schultern und mit zwei Lanzen bewaffnet, nach Jolkos an den Hof des Pelias zu gehen. Dies geſchah; doch kam Jaſon nur mit einem Schuhe bei dem Pelias an, da er den andern auf die angezeigte Weiſe verloren hatte. Alles verwunderte ſich über dieſen Aufzug, und Pelias, der ihn nicht kannte, erkundigte ſich nach ſeiner Herkunft. Jaſon antwortete dreiſt, daß er Aeſons Sohn ſei und in der Höhle des Chiron erzogen worden wäre; hierauf ließ er ſich die Wohnung ſeines Vaters zeigen. Nun kamen ſeine Verwandten Pheres, Neleus, Admetus, Amythron, Akaſtus und Melampus zu ihm, mit denen er fünf Tage das Feſt des Wiederſehens feierte. Dann gingen ſie zuſammen zum Pelias und verlangten die Abtretung des Reichs. Pelias wagte es nicht, ihn abzuweiſen und antwortete, daß er bereit wäre, es ihm zu überlaſſen, wenn er zuvor eine rühmliche That ausgeführt und das goldene Vließ wieder nach Theſſalien zurückgebracht haben würde, wie der Schatten des Phryxus und das Orakel es befohlen hätten, da ſein eignes hohes Alter ihm ſelbſt nicht erlaube, dieſe Unternehmung auszuführen. Nach ſeiner Rückkehr würde er ihm aus Freuden den Thron von Jolkos abtreten. Auf der Fahrt dahin zeugte Jaſon mit der Hypſipyle auf Lemnos den Euneus und Nebrophonos (Deipylus). Von der Medea unterſtützt, erreichte er den Zweck

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ſeiner Reiſe glücklich und kehrte mit ihr, als ſeiner Gemahlin, nach langem Herumirren endlich eben ſo glücklich in die väterliche Heimath zurück. Hier rächte er die Ermordung ſeiner Eltern und ſeines Bruders durch den Tod des Pelias. Dennoch war es ihm nicht möglich, zu dem Throne von Jolkos zu gelangen, ſondern er mußte ihn dem Acaſtus, dem Sohne des Peleus, überlaſſen und mit ſeiner Gemahlin ſich nach Korinth flüchten. Hier lebten ſie zehn Jahre in der glücklichſten Ehe beiſammen, bis endlich Jaſon, der Medea überdrüſſig, ſich in die Glauce, die Tochter des korinthiſchen Königs Kreon, verliebte, dieſe heirathete und ſeine Gemahlin mit den Kindern verſtieß. Aber jene rächte ſich ſchrecklich an der verhaßten Nebenbuhlerin und floh, als Jaſon ſie dafür beſtrafen wollte, auf ihrem Drachenwagen zum Könige von Athen, Aegeus, nachdem ſie ihre, mit Jaſon erzeugten Kinder, Mermerus und Pheretes getödtet hatte. Hierauf ſoll ſich Jaſon aus Verzweiflung ſelbſt getödtet haben. — Jaſon, ein Griechiſcher Grammatiker, von Argos gebürtig und jünger, als Plutarch, ſchrieb eine griechiſche Geſchichte bis zum Tode Alexander des Großen in vier Büchern. — Jaſon, ein berühmter Tyrann von Pherä in Theſſalien, brachte dieſen Staat ungemein in Aufnahme und lebte zur Zeit des Epaminondas. Er beſaß alle Eigenſchaften eines Mannes, welcher der Stifter eines großen Reichs werden will. Die Geſchichte rühmt von ihm, daß er ſeine Unterthanen mit Gelindigkeit regiert und die geſelligen Tugenden des Menſchen eben ſo wohl gekannt habe, als die Eigenſchaften des Helden. Er faßte den großen Plan, die Oberherrſchaft in Griechenland zu erkämpfen und dann das perſiſche Reich zu zertrümmern. Nachdem er zu dem Ende bereits ein bedeutendes Heer auf die Beine gebracht und mehrere einzelne Völker Griechenlands beſiegt und durch Bündniſſe an ſich gefeſſelt hatte, faßte er den Entſchluß, bei den pythiſchen Spielen, die ſo eben heran nahten, mit ſeiner Armee einen Beſuch abzulegen, oder, wie die Delphier glaubten, den heiligen Schatz derſelben zu berauben. Letztere befragten daher das Orakel, wie ſie es anzufangen hätten, den Tempelraub des Jaſon zu verhindern; der Gott antwortete, dies ſei ſeine Sorge. Einige Tage darauf ward Jaſon, wahrſcheinlich auf Anſtiften ſeiner Brüder oder der übrigen Staaten Griechenlandes, an der Spitze ſeines Heeres von ſieben verſchwornen Jünglingen ermordet, denen er Veranlaſſung zur Unzufriedenheit gegeben hatte. So ſtarb ein Fürſt, der ohne dieſes Unglück gewiß eine eben ſo glänzende Rolle in der Geſchichte geſpielt haben würde, als nachher Alexander der Große. S. Argonauten.

Ibarra (Joachim) königlicher ſpaniſcher Hofbuchdrucker, ward zu Saragoſſa geboren und ſtarb am 23. Nov. 1785 im ſechzigſten Jahre ſeines Alters. Es gelang ihm, die Buchdruckerkunſt auf eine Stufe von Vollkommenheit zu erheben, von welcher man bis dahin in Spanien noch keinen Begriff gehabt hatte. Aus ſeinen Preſſen gingen die Prachtausgaben der Bibel, des Miſſel Mozarabe, der Geſchichte Spaniens von Mariana, des Don Quixote und der ſpaniſchen Ueberſetzung des Salluſt hervor. Letztere, welche 1772 in einem Folio-Bande erſchien, iſt vom Infanten Don Gabriel verfertigt und ſehr ſelten geworden, da der Prinz die ganze Auflage an ſeine Freunde verſchenkte. Ibarra war der Erfinder einer Dinte, welche er, ohne ihrer Schwärze zu ſchaden, nach Gefallen im Augenblicke verdicken oder verdünnen konnte. Ebenfalls iſt er der erſte geweſen, der in Spanien die Kunſt angeordnet hat, die Druckbogen nach dem Abdrucke zu glätten, um die Unebenheiten aus denſelben zu verwiſchen und ihnen ein gefälligeres

Anſehn zu geben. Da er ſein Vaterland nicht verlaſſen hatte; ſo war er eigner Erfinder faſt aller ſeiner Geheimniſſe.

Iberien war 1) ehemals eine ſehr fruchtbare Landſchaft im nordöſtlichen Aſien, die aus einer großen, von allen Seiten mit Gebirgen umſchloſſenen Ebene beſtand. Gegen Norden lag der Kaukaſus; gegen Weſten wurde Iberien durch die hohen, aber fruchtbaren meſchiſchen Bergketten von Kolchis getrennt; gegen Süden erſtreckten ſich noch dieſelben Gebirge mit dem Fluſſe Cyrus, und in Oſten ſchieden es andere Berge nebſt dem Fluſſe Alazan von Albanien. Doch wird letzter Fluß von Ptolemäus noch zu Albanien gerechnet. Iberien machte alſo einen Theil von dem jetzigen Georgien aus. Die weſtlichen Gebirge brachten guten Wein und Oel hervor, und in der Ebene baute man Getraide. In den ältern Zeiten gehörte dies Land wahrſcheinlich zur ſpaniſchen Monarchie, wenigſtens ſcheint dies aus dem Namen des Fluſſes Cyrus zu erhellen. Alexander und ſeine Nachfolger kamen nicht hierher. Die Iberier blieben alſo von dieſer Zeit an wahrſcheinlich unabhängig, bis ſie durch die Kriege des Pompejus und Trajan unter römiſche Oberherrſchaft kamen, unter welcher ſie bis nach Kaiſer Julian blieben. Dann geriethen ſie wieder unter perſiſche Hoheit, welche ſie aber mit Widerwillen duldeten, da die Perſer ihnen an der Ausübung der chriſtlichen Religion ſehr hinderlich waren. 2) bedeutet Iberien auch die Halbinſel jenſeits der Pyrenäen, ſo wie die Iberi als das Hauptvolk deſſelben betrachtet wurden. Ueberhaupt glaubt man, daß dieſe ſpaniſchen Iberier von den aſiatiſchen Iberiern abſtammen, die auf dem ſogenannten zweiten Völkerzuge nach Spanien wanderten. 3) war Iberien eine Landſchaft an der Weſtſeite der dieſſeitigen Halbinſel Indiens im innern Lande, wo ſie an Scythien gränzte. Sie war reich an Producten, hatte Ueberfluß an zahmem Vieh und ward von ſchwarzen Einwohnern bewohnt. Die Hauptſtadt hieß Minnagara, die einen großen Handel mit baumwollnem Zeuge trieb. Sie heißt jetzt Mahmudabah.

Ibycus, ein berühmter griechiſcher Lyriker und Zeitgenoſſe des Anacreon, über deſſen Vaterland man aber nichts Näheres weiß. Er lebte im dritten Jahre der ſechs und fünfzigſten Olympiade, oder 552 vor Chriſtus und 200 nach Erbauung der Stadt Rom. Er begab ſich nach Samos, zu der Zeit, als Polycrates über dieſe Inſel herrſchte, und brachte daſelbſt ſeine Lebenszeit zu. Auf einer Reiſe wurde er einſt, wie erzählt wird, von Räubern überfallen. Da er keine Rettung ſah; ſo drohte er ihnen, daß die Kraniche, die ſo eben über ihren Köpfen weggflogen, ſeine Rächer werden würden. Seine Dröhung ging in Erfüllung. Denn als dieſe Räuber einſtens nachher zu Korinth einen Flug Kraniche in der Luft erblickten, ſagte einer zu dem andern lachend: Siehe da die Rächer des Ibycus. Dies hörte einer der Umſtehenden und zeigte es der Obrigkeit an. Dieſe ließ die Räuber gefangen nehmen und, nachdem ſie den Mord des Ibycus eingeſtanden hatten, hinrichten. Nach Suidas ſoll Ibycus ſieben Bücher lyriſcher Gedichte im doriſchen Dialecte geſchrieben und das muſikaliſche Inſtrument, Sambuca, nebſt einer Gattung Gedichte, worin er ſeine Lebensbeſchreibung beſang und die nach ihm ibyciniſche Lieder genannt wurden, erfunden haben. Uebrigens dürfte es keinem unſrer Leſer unbekannt ſeyn, daß das Schickſal des Ibycus zu Schillers bekannter Ballade, die Kraniche des Ibycus, Veranlaſſung und Inhalt gegeben hat.

Icarus, ein Sohn des Dädalus, wurde mit ſeinem Vater in dem von demſelben erbauten Labyrinthe gefangen gehalten. Beide entkamen jedoch vermittelſt künſtlicher Flügel, die Dädalus verfertigt hatte. Nachdem aber Icarus, den Befehl ſeines Vaters nicht achtend, ſich zu hoch in die Luft erhoben hatte; ſo ſchmolz von den Sonnenſtrahlen das Wachs, womit die Flügel an den Schultern befeſtigt waren. So ſtürzte er aus den Lüften auf die Erde und fiel in dasjenige Meer, welches nachher von ihm den Namen des icariſchen bekommen hat. Schon die Alten erklärten die Flügel des Icarus und Dädalus für die Segel eines Schiffes, und von der Todesart des Icarus meinten ſie, daß er ſein Schiff nicht zu regieren verſtanden und deshalb mit demſelben bei einer Inſel in der Nähe von Pergamus Schiffbruch erlitten habe, wo ſein Leichnam ans Land geworfen und vom Hercules begraben worden ſey. Nach dem Berichte des Diodorus Siculus hatte Icarus Unglück beim Landen auf der Inſel Ichthyuſa, und ſtürzte ins Meer. Die Inſel, auf welcher man ihn begrub, ward hernach nach ſeinem Namen benannt.

Ich, ſo nennt jeder ſich ſelbſt und was unmittelbar zu ſeiner Perſon gehört; im vorzüglichen Sinne aber ſein geiſtiges Selbſt, oder ſeine Seele mit ihren eigenthümlichen Aeußerungen und Wirkungen, als Gegenſtand des innern Sinnes, vom Körper, als Gegenſtand des äußern Sinnes (der in ſo fern zum Nichtich gehört) verſchieden, aber mit demſelben auf die innigſte Weiſe verbunden. Dieſes Ich wird auch, in ſo fern es in ſeinen individuellen Aeußerungen und Erſcheinungen (d. i. in den beſtimmten Zuſtänden des Vorſtellens, Fühlens und Begehrens betrachtet wird), in der Philoſophie das empiriſche Ich genannt, indem man es von dem ſ. g. transſcendentalen (nicht durch einzelne Anſchauung erkennbar) Ich unterſcheiden wollte, d. i. von der Seele, als reinem und beharrlichen Subjecte der Gedanken, mit Hinwegdeutung aller beſondern Zuſtände und Aeußerungen deſſelben betrachtet, welches tranſcendentale Ich ſelbſt nur der abſtrahirte Begriff eines Subjects iſt. Die kantiſche Schule betrachtete die Vorſtellung Ich als Product und Gegenſtand der reinen Thätigkeit des Bewußtſeyns, oder als das Bewußtſeyn des Bewußtſeyns, das ſich ſelbſt in ſeiner Thätigkeit feſthält. Fichte ſuchte dieſe Vorſtellung noch höher hinaufzuheben, und über das Bewußtſeyn hinauszugehen, indem er dieſes umkehrte, und das Bewußtſeyn als Product des Ichs; das Ich ſelbſt aber, (welches er nun in ſo fern das abſolute oder reine nannte) als das Subject betrachtete, welches das Bewußtſeyn hervorbringe, und conſtruire. Das reine Ich (man könnte es das fichteſche Ich nennen) lehrte er, ſei abſolute Thätigkeit, welche ſich ſelbſt ſetzt, (daher der erſte Grundſatz ſeiner Philoſophie: Ich bin Ich, A = A), und ſich ein Nichtich (Object) entgegenſetzt. Nach dieſer Vorſtellungsweiſe iſt das Ich ſelbſt kein Gegenſtand des Bewußtſeyns (d. h. es kömmt nie als etwas Wirkliches zum Bewußtſeyn), ſondern der letzte Grund des Bewußtſeyns, von welchem alle einzelne empiriſche Handlungsweiſe ausgehe, ja von dem ſelbſt das empiriſche Ich nur Accidenz, und alles was außer dem Ich iſt, Product ſeyn ſoll. T.

Iconographie iſt die Beſchreibung von alten Bildſäulen, Bruſtbildern, Hausgötzen, moſaiſchen Arbeiten und alten Gemälden mit Waſſerfarben. Man rühmt Michel Angelo und Urſinus als die Wiederherſteller dieſer Wiſſenſchaft, welche darauf von Johann Angelus Canini und Bernhard von Montfaucon noch mehr ausgebildet worden iſt.

Canini gab ſeine Iconographie 1669 zu Rom in einem Quartbande heraus, und von Montfaucon beſitzen wir ſeine Antiquités expliquées.

Iconologie iſt die Lehre von den Kennzeichen und Bildern, unter welchen Götter, Helden und andere mythologiſche Gegenſtände, desgleichen allegoriſche Perſonen und Ideen, dargeſtellt werden.

Ida bedeutete in der alten Geographie 1) das berühmte Gebirge, an deſſen Fuße die Stadt Troia lag und deſſen Abhang bis an das Meer eine Ebene bildete, auf welcher die Belagerung der Stadt Troia vorfiel. Das Gebirge ſelbſt hatte mehrere Zweige. Sein ſüdlicher Theil hieß Gargarus, und eine der höchſten Spitzen deſſelben Cotyllus. Auch gehörten der anmuthige Hügel Collicolone, an der Nordſeite des Simois, dazu. Auf dem Ida befand ſich ein Tempel der Cybele, welche daher die idäiſche Mutter (Idaea mater) genannt wurde. Uebrigens wuchſen auch beſonders viel Fichten auf demſelben, weswegen auch das idäiſche Pech ſehr berühmt war. 2) Ein Berg auf der Inſel Creta, eigentlich nur der mittlere und höchſte Gipfel des Gebirges, welches von Weſten nach Oſten die Inſel durchſchnitt und deſſen weſtlicher Theil Leuci (albi montes), der öſtliche hingegen Dicte genannt wurde. Dieſer höchſte Gipfel des Gebirges, der vorzugsweiſe Ida genannt wurde, und jetzt Pſitoriti heißt, enthielt an ſeinem Fuße einen Umfang von 600 Stadien (22 Lieues, oder 1700 Toiſen). Oben endigte dieſer Gipfel in zwei Felſenſpitzen, die faſt immer mit Schnee und Eis bedeckt waren. Er gewährte ſeiner Höhe wegen eine ſehr weite Ausſicht über die ganze Inſel und war mit Fichten-, Ahorn- und Cederwäldern eingefaßt, ſonſt aber eben nicht ſehr fruchtbar. Unter den wenigen Gewächſen, die auf dieſem Berge wuchſen, iſt die Tragacantha (Bocksdorn) bekannt. Mehrere reiche Quellen entſprangen auf demſelben, welche die benachbarten Felſen befruchteten. Auf demſelben zeigten ſich die Höhlen, in welchen die erſten Anbauer von Creta gewohnt hatten. Auch ſoll auf demſelben die Erfindung des Eiſens gemacht worden ſeyn.

Idalium war ein berühmter und bei den Dichtern oft genannter Ort mitten auf der Inſel Cypern. Neben demſelben war auf einem Berge ein Tempel und Hain der Venus, welche davon den Namen Venus Idalia führte. Der Ort ſelbſt ſcheint unbedeutend geweſen zu ſeyn.

Ideal. Idealiſch. Mit dieſem Ausdruck bezeichnet man etwas, das einer Idee gemäß gebildet iſt, im Gegenſatz mit dem, was der Natur nachgebildet wurde. Es gibt zwei Arten äſthetiſcher Nachbildung, die individuelle und die idealiſche. Beider Arten bedient ſich die Kunſt, und jede derſelben hat ihren eigenthümlichen Charakter. In jener erſcheinen die Geſtalten, die ſie bildet, im Charakter der wirklichen oder gemeinen Natur, mit allen individuellen Mängeln, Beſchränkungen und Gebrechen derſelben, in dieſer als Weſen einer höheren Natur, welche nur das Weſentliche darſtellt, und alle zufälligen Züge, Mängel und Beſchränkungen der individuellen Bildungen vermeidet. Die Einbildungskraft gelangt zu ſolchen Kunſtidealen durch Abſtraction von den Anſchauungen individueller Bildungen. Indem die Einbildungskraft die bloß individuellen und zufälligen Merkmale von den weſentlichen abſondert, und nun dieſe darſtellt, entſtehen Idealbildungen einer beſondern Art; ſondert ſie das Eigenthümliche dieſer Art aufs neue von dem Weſentlichen und Allgemeinen ab, ſo entſtehen Idealbildungen einer höheren Art, und fährt ſie mit dieſer Abſonde-

rung beſonderer Beſtimmungen immer weiter fort, ſo gelangt ſie endlich zu einem höchſten, allgemeinſten Ideale, das als das reine, keiner weiteren Abſonderung und Verallgemeinerungen mehr fähige Idealbild der ganzen Gattung zu betrachten iſt. Die Einbildungskraft erſchafft alſo Bildungen, die vollkommener ſind, als die Natur ſie zu bilden vermag, die über die wirklichen Bildungen der Natur erhaben ſind. Darum ſind ſie aber noch nicht über die Natur ſelbſt erhaben, denn wir verſtehen unter Natur nicht bloß die wirklichen Erſcheinungen der Sinnenwelt, ſondern auch die denſelben zum Grunde liegenden Geſetze und Urbilder. Dieſen gemäß bildet die Einbildungskraft ihre Ideale, die alſo ebenfalls natürlich ſind, nur in höherem Sinn als das Wirkliche; den Naturgeſetzen nach ſind ſie bloß möglich, durch die Einbildungskraft werden ſie wirklich. So iſt die Einbildungskraft fähig, aus dem Stoffe, den theils die Wirklichkeit in Anſchauungen, theils die Vernunft in Ideen ihr darbietet, dichtend und bildend eine höhere, vollkommnere Natur zu ſchaffen. Sie überfliegt die Schranken des Wirklichen, bildet nach Geſetzen des Möglichen eine idealiſche Welt, und bevölkert ſie mit Weſen, die vollkommener und ſchöner ſind als die Bewohner der ſichtbaren Schöpfung. Den Stoff zu dieſen Dichtungen nimmt ſie aus der Wirklichkeit, verarbeitet ihn aber nach Ideen der Vernunft, und vereint die Züge des Vollkommenen, Großen und Schönen, die ſich in der Wirklichkeit nur einzeln und zerſtreut finden, zu einem Ganzen, zu einem Ideale des Vollkommenen, Großen und Schönen. Man glaube indeß nicht, alles Ideale als ſolches, ſey auch ſchön, denn es kann auch ein Ideal des Häßlichen, des Schrecklichen, des Böſen geben. Das Ideal geht lediglich auf Vollkommenheit, mag dieſe ſich nun im Guten oder Böſen, im Erhabenen oder Niedrigen, im Schönen oder Häßlichen zeigen; die Einbildungskraft ſchafft durch dieſelbe Operation einen homeriſchen Olymp und eine danteſche Hölle, einen Gott und einen Teufel, einen Hain der Liebesgöttin und ein dunkles Reich, wo der Tod mit ſeinen Schreckniſſen hauſet, eine Madonna und eine Caricatur. Deshalb ſind die Ausdrücke ſchönes Ideal, ideale Schönheit und Ideal der Schönheit, die häufig ohne Unterſchied für einander gebraucht werden, nichts weniger als gleichbedeutend. Das Ideal der Schönheit iſt das vollkommen Schöne, das ſchöne Ideal die allgemeinſte Darſtellung der in der Idee irgend einer Weſengattung begründeten Idee der Schönheit, die ideale Schönheit eine ſolche, wo die Schönheit eines Gegenſtandes durch das Idealiſiren erhöht erſcheint. Gewiſſermaßen entgegengeſetzt dem Ideal iſt das Charakteriſtiſche, welches begründet wird durch das Abweichende einer Bildung von der reinen Gattungsform. Jede dieſer Abweichungen iſt eine beſondere Beſtimmung, folglich eine Beſchränkung des Ideals der Geſtalt auf beſondere Verhältniſſe ihrer Formen zu einander und zum Ganzen. Indem aber das Ideal durch jede Abweichung von der Gattungsform an ſeiner urſprünglichen Reinheit etwas einbüßt, gewinnt es dadurch auf der andern Seite eben ſo viel an Charakter wieder, und befriedigt auf dieſe Weiſe den, neben dem Idealſchönen, auch Gehalt, Bedeutung und Individualität fodernden Kunſtſinn, der nicht bloß Form, ſondern auch Inhalt, nicht bloß Schönheit, ſondern auch Wahrheit fodert. Dieſe Kunſtwahrheit wird bewirkt durch den Ausdruck des Charakteriſtiſchen. Hieraus geht von ſelbſt hervor, daß Wahrheit und Charakteriſtik weder der ganz vollſtändige, noch auch der höchſte Zweck der Kunſt ſey, ſondern daß zu ihr noch die Idealität der Form und die Schönheit der Dar-

ſtellung hinzukommen müſſe. In keinem Falle darf die Wahrheit der Schönheit aufgeopfert werden, ſoll ſich aber auch in aller Stärke des Ausdrucks ſchön darſtellen. Es muß alſo zwiſchen beide ein vermittelndes Princip treten, daß die Wahrheit ſich nicht anders als ſchön darſtellen könne. Dieſes vermittelnde Princip iſt das Ideal. Indem dieſes alles bloß Individuelle und Zufällige hinwegräumt, und nur das Weſentliche in ſich aufnimmt, fällt auch zugleich alles weg, was der Schönheit widerſtreben könnte. So war es in der Plaſtik der Griechen, als deren Princip und zugleich allgemeinen Charakter ihrer Werke man idealiſche Individualität oder ſchöne Darſtellung des Ideals unter charakteriſtiſchen Bedingungen annehmen muß. Wie es aber zwei Arten von Ideen gibt, ſo gibt es auch zwei Arten von Idealen. Durch Beziehung einer Idee auf Begriffe entſtehen Ideale der Vernunft, durch Beziehung einer Idee auf Anſchauungen Ideale der Einbildungskraft. Die eine und höchſte Idee der Vernunft iſt das Unbedingte, das bloß denkbar, in dem aber nichts erkennbar iſt, und das nur in der Anwendung auf beſtimmte Gegenſtände der Erkenntniß fruchtbar wird. Die Ideen des in ſich ſelbſt Gegründeten, des Unendlichen, Ewigen, Nothwendigen, Vollkommenen u. ſ. w. ſind in ihr begründet, und ſelbſt unbegreiflich liegt ſie doch allem Erkennbaren, ſo wie aller philoſophiſchen Erkenntniß, zum Grunde. Sie bietet den höchſten Standpunkt dar, auf welchem der menſchliche Geiſt die Geſetze der Natur und den Zuſammenhang der Dinge unter einander zu einer großen harmoniſchen Einheit erkennen lernt. Nach ſeiner Eintheilung in ſpeculative und praktiſche Vernunft ſtellte Kant zwei Ideale der Vernunft auf, das Ideal der reinen Vernunft, worunter er die Vorſtellung eines Weſens aller Weſen begreift, und das Ideal der praktiſchen Vernunft, d. i. das höchſte Gut, die Vorſtellung eines Weſens, welches den moraliſch vollkommenſten Willen mit der höchſten Glückſeligkeit in ſich vereinigt, und die Urſache aller Glückſeligkeiti n der Welt iſt, ſofern ſie mit der Sittlichkeit in genauem Verhältniſſe ſteht. dd.

Idealiſiren heißt: wirkliche Gegenſtände mittelſt der Einbildungskraft ſo behandeln, daß dieſelben Vernunftideen gemäß erſcheinen; das Wirkliche als Ideales darſtellen. Wie die Einbildungskraft dabei verfahre, iſt im vorigen Artikel gezeigt worden, aus welchem zugleich hervorgeht, von welcher Wichtigkeit dieſes Verfahren in den Darſtellungen der ſchönen Kunſt ſey; denn man kann gewiſſermaßen behaupten, daß alle ſchöne Kunſt, in ſo fern ſie der bloßen Nachahmung der Natur-Wirklichkeit entgegengeſetzt iſt, darauf beruhe. Um dieſes noch genauer zu entwickeln, will ich hier eine Stelle Cicero's anführen, die ſo merkwürdig iſt, daß ſie zum Text einer vollſtändigen Theorie dieſes Gegenſtandes dienen könnte. „Als Phidias, ſagt Cicero, die Statue der Minerva oder des Jupiters verfertigte, ſchränkte er ſich nicht bloß auf die Betrachtung eines Modells ein, um es nachzuahmen wie es iſt, ſondern in ſeinem Innern wohnte ein anderes Bild höherer Natur, deſſen Schönheit ſeine Blicke feſſelte, und ſeine Erfindung wie ſeine Ausführung leitete." Wenn Cicero hier ſagt, Phidias habe ſich nicht bloß auf die Betrachtung eines Modelles eingeſchränkt (non contemplabatur aliquem e quo similitudinem duceret), ſo verſteht er darunter nicht, daß er überhaupt kein Modell gebraucht habe. Was er eigentlich ſagen will, erklärt ſich durch das Wort aliquem; d. h. es war nicht der oder jener, den er nachahmte, ſeine Nachahmung hing ſich nicht an die genaue Aehnlichkeit eines Individuums, ſeine Abſicht war nicht die ſklaviſche Nachbildung des Modells, das er vor Augen hatte. Und

ſobald der Künſtler nicht den Zweck hat, eine getreue Abbildung eines gegebenen Individuums zu liefern, ſondern den, durch die Formen der Geſtalt die Idee einer Schönheit auszudrücken, von der die Natur ihm kein Ganzes in einem Modelle darzuſtellen vermöchte, muß er ſich wohl der genauen Nachahmung des Modelles enthalten. Seine Einbildungskraft ſelbſt muß dann, durch das ihr eigene Vermögen Geſtalten zu bilden, das Modell dazu hervorbringen. Und das that Phidias. Die Schönheit ſeiner Werke hatte ihr Urbild in ſeiner Seele, und nur da konnte es vorhanden ſeyn. Dieſes Urbild des Schönen, das der Künſtler in ſeinem Innern trägt, wird dann, wie Cicero ſagt, der Lenker ſeiner Kunſt und ſeiner Hand, und dadurch wird der Künſtler ein Schöpfer, in ſo weit es der Menſch zu ſeyn vermag. Durch dieſes Verfahren der dichtenden oder bildenden Einbildungskraft erſcheint der dargeſtellte Gegenſtand einmal als ein nicht wirklicher (bloß möglicher), und dann als einer, der alle Wirklichkeit übertrifft. Der Wirklichkeit iſt er in ſo fern entgegengeſetzt, als er nur gedacht werden kann unter der Bedingung eines durchgängigen innern Zuſammenhanges, und er übertrifft alle Wirklichkeit durch jene Einheit und Formalität, welche ſich unmittelbar als ein reines Werk der Einbildungskraft ankündigt, und als durchaus übereinſtimmend mit den Geſetzen der Natur und unſers Gemüths zeigt. Nun ſtehen das Werk des Künſtlers und das Werk der Natur nicht mehr in demſelben Gebiet, und erlauben auch nicht mehr denſelben Maaßſtab. Welche Folgerungen ſich hieraus ergeben, wird man da ſehen, wo das Weſen der ſchönen Kunſt entwickelt wird. dd.

Idealiſmus nennt man dasjenige philoſophiſche Syſtem, nach welchem die Dinge außer uns als bloße Erſcheinungen betrachtet werden, und nur der Betrachtende ſich ſelbſt für etwas Wirkliches hält. In der Philoſophie der Alten iſt Idealiſmus ſeiner Natur nach unmöglich. Descartes gab zu ihm die Veranlaſſung, Malebranche ging noch einen Schritt weiter, der Biſchof Berkeley aber (ſ. dieſen) ſuchte das Nichtdaſeyn der Materie zuerſt zu beweiſen, und iſt deshalb als der Urheber des Idealiſmus anzuſehen. Sein Syſtem iſt dieſes. Es iſt keine von unſern Vorſtellungen unabhängige Materie vorhanden, ſondern die Ideen, die wir von der Körperwelt haben, entſtehen durch die Einwirkung Gottes auf unſern Verſtand, und die ganze Körperwelt exiſtirt eigentlich nur im Verſtande Gottes, der nach einer beſtimmten Ordnung die ſinnlichen Vorſtellungen in uns erweckt, welche Ordnung den Lauf der Natur ausmacht. Kant nennt dieſen Idealiſmus den dogmatiſchen oder ſchwärmenden, und ſetzt ihm entgegen ſeinen kritiſchen (auch formalen und transſcendentalen genannt). Wenn jener behauptet, alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung ſey nichts als lauter Schein, und nur in den Ideen des reinen Verſtandes und der Vernunft ſey Wahrheit, ſo behauptet hingegen dieſer, alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung ſey zwar nur Erkenntniß der Erſcheinungen, aber die einzige Erkenntniß für uns, worin Wahrheit ſey, alle Erkenntniß aber aus bloßen Begriffen des reinen Verſtandes und der Vernunft ſey nichts als Schein. Der kantiſche Idealiſmus erſcheint ſublimirt in der Philoſophie Fichte's, welche, mit Hintanſetzung und Verleugnung der Außenwelt, lediglich die abſolute Subjectivität als reine Wahrheit geltend machen will. Der Geiſt dieſer Philoſophie beſteht in der Subjectivität des Objectiven, alles wird zurückgeführt auf das Ich, welches ſich ein Nicht-Ich entgegenſetzt, und daraus entwickelte ſich ein Syſtem der abſoluten Identi=

tät (Einerleiheit) des Subjectiven und Objectiven (der Vorſtellung und des Vorgeſtellten, der Welt in uns und der Welt außer uns, des Gedankens und der Gegenſtände, des Geiſtes und der Materie) im Ich, welches Syſtem beſonders durch Schelling auf eine blendende Weiſe ausgeführt wurde. dd.

Idee. Es giebt gewiſſe Vorſtellungen, deren Gegenſtand weder durch einen Verſtandesbegriff noch durch eine Anſchauung völlig dargeſtellt werden kann, weil derſelbe ein Unbedingtes, ein Unbegrenztes, ein Unendliches iſt, das kein Raum und keine Zeit ganz faßt, folglich auch keine Erſcheinung ganz darſtellt. Solche Vorſtellungen ſind nur möglich durch eine Kraft in uns, welche das Unbedingte, Unendliche zu denken vermag, und alſo über die Beſchränkungen des Raumes und der Zeit erhaben iſt. Wir nennen dieſe Kraft Vernunft, und ihre Vorſtellungen nennt der durch Philoſophie beſtimmte Sprachgebrauch Ideen. Betrachtet man dieſe durch den Charakter der Undarſtellbarkeit ſich auszeichnenden Vorſtellungen, oder Ideen, näher, ſo bemerkt man zwei beſondere Arten derſelben, welche ſich dadurch unterſcheiden, daß die einen nur auf Begriffe, die andern nur auf Anſchauungen beziehbar ſind. Die der erſten Art nennt man vorzugsweiſe Ideen der Vernunft, denn ſie haben bloß in dieſer ihren Urſprung, ihre Gegenſtände ſind nur durch Vernunft denkbar (Gott, Welt, Ewigkeit, Heiligkeit u. ſ. w.). Die der andern Art nennt man Ideen der Einbildungskraft oder äſthetiſche, weil ſie die Einbildungskraft aus verſchiedenartigem Stoff erzeugt, den theils die Sinne, theils die Vernunft liefern, und den ihre ſchöpferiſche Bildungskraft zu einem organiſchen Ganzen geſtaltet, das eben darum auch durch keinen Begriff in allen ſeinen Merkmalen beſtimmt und deutlich gedacht, ſondern nur in einer Anſchauung dargeſtellt werden kann. Ideen der Einbildungskraft ſind alſo gleichfalls nur durch Vernunft möglich, entſtehen aber nicht aus der Vernunft allein, ſondern aus der Vereinigung von Anſchauungen und Ideen. Darum enthält auch jede Darſtellung einer äſthetiſchen Idee, der ſinnlichen Klarheit und Beſchränkung ungeachtet, in der ſie erſcheint, zugleich immer noch etwas Unausſprechliches, Unendliches, das ſich nicht begreifen, nicht deutlich machen, ſondern nur fühlen läßt. Allem dieſem nun zufolge ſind Ideen der Vernunft reine, von allem Sinnlichen abgezogene, Vorſtellungen von Dingen, die nie in der Erſcheinung vorkommen, die aber in dem Weſen der Vernunft nothwendig ſind, und deren Daſeyn durch ſie verbürgt iſt. Ideen der Einbildungskraft hingegen ſind Vorſtellungen von Erſcheinungen, aber nicht die bloß ſinnlichen Abdrücke derer, die uns wirklich umgeben, ſondern derer, die von der Einbildungskraft durch die Einwirkung der ſelbſtthätigen Natur unſers Geiſtes, ſeinen Geſetzen gemäß, aus jenen erzeugt werden, und deren Möglichkeit die Anlage zur ſchönen Kunſt überhaupt im Menſchen begründet. dd.

Identität iſt ein philoſophiſcher Kunſtausdruck für gedachte Gegenſtände, wenn ſie in jeder Hinſicht mit einander übereinſtimmen, oder einerlei ſind, wie A = A (Einerleiheit). Sie iſt der Gegenſatz von Verſchiedenheit. Z. B. die Begriffe Hund und Löwe ſind identiſch, in ſo fern ſie beide die Begriffe: vierfüßige Säugethiere, Raubthiere ꝛc. enthalten. Insbeſondere iſt dieſer Ausdruck in der Mathematik gewöhnlich, und heißt das, was der Größe und Form nach völlig übereinkommt; z. E. zwei Dreiecke, wenn ſie gleichen Flächeninhalt haben, aber in der Geſtalt verſchieden ſind, ſind bloß einander

gleich; haben ſie aber gleiche Winkel und auch gleich an ihnen liegende Seiten, ſo ſind ſie identiſch. M. L.

Idioelectriſch, ſ. Art. electriſcher Körper.

Idioma, ſ. Idiotikon.

Idioſynkraſie wird von den Aerzten die eigenthümliche Einwirkungsart gewiſſer Reize auf einen thieriſchen Körper, oder (ſubjectiv betrachtet) die eigenthümliche (größtentheils von der Regel abweichende und nicht ſelten krankhafte) Empfindlichkeit eines beſondern Körpers für gewiſſe Reize genannt. Sie zeigt ſich namentlich in der Abneigung vor gewiſſen phyſiſchen Einwirkungen, (z. B. Abneigung vor dem Roſengeruch,) und in den nachtheiligen Wirkungen gewiſſer Reiz- und Heilmittel, welche in gleichem Falle ſonſt überall geboten ſind, vorzüglich aber bei dem weiblichen Geſchlechte. Dann wird dieſer Ausdruck auch zur Bezeichnung gewiſſer einem Individuum eigenthümlicher und von der Regel abweichender Arten geiſtiger Neigung und Abneigung, oder einer beſondern geiſtigen Reizbarkeit gebraucht; und man ſagt in beiden Fällen z. B. eine Idioſynkraſie gegen etwas haben. T.

Idiotikon nennt man ein Wörterbuch, welches nur die einer gewiſſen Gegend, Provinz, Landſchaft eigenthümlichen Wörter und Sprecharten, (Idiotismen, Spracheigenheiten von Idioma, Mundart, Dialect, Sprechart,) enthält. Wir Deutſchen haben ein ſchweizeriſches von Stalder, ein ſchwäbiſches von Schmid, von dem wir nächſtens eine ſehr verbeſſerte und vervollſtändigte Ausgabe erwarten, ein baieriſches und oberpfälziſches von Zaupſer, ein öſterreichiſches von Höfer, ein hennebergiſches von Reinwald, ein hamburgiſches von Richey, ein bremiſches von Tiling, ein holſteiniſches von Schütze, ein weſtphäliſches von Strodtmann, ein plattdeutſches von Dähnert, ein preußiſches von Hennig, ein lief- und eſthländiſches von Hupel, und können das adelungiſche Wörterbuch als ein oberſächſiſches Idiotikon betrachten. Fulda gab einen Verſuch einer allgemeinen deutſchen Idiotikenſammlung heraus, und es wäre zu wünſchen, daß wir mehr als einen Verſuch beſäßen, weil wir dann erſt den Reichthum unſers Sprachſchatzes ganz würdigen können. Daß auch für die Schriftſprache vieles daraus zu benutzen wäre, iſt kein Zweifel, und Campe hat ſich durch die hierauf gelenkte Aufmerkſamkeit ein wahres Verdienſt erworben. dd.

Idiotismus iſt eine Eigenheit im Ausdruck, welche nur in dieſer oder jener Sprache Statt findet. Die Idiotismen machen einen Hauptgegenſtand desjenigen aus, was wir die Converſations-Sprache, oder die Sprache des gewöhnlichen Lebens nennen. Da ſich das menſchliche Gemüth in den tauſendfachen Nüancen ſeiner Aeußerungen nach allen Seiten hinwendet und allenthalben die zweckmäßigſten Bilder zur Verſinnlichung und Darſtellung ſeiner Ideen ſucht und findet; ſo ergiebt ſich daraus, daß gerade die Converſationsſprache den ſchwierigſten Theil jeglicher Sprache ausmacht, und daher auch, beſonders in den fremden Sprachen, das aufmerkſamſte Studium erfordert. Da übrigens die Geſetze der alten Sprachen ſo gut wie abgeſchloſſen ſind, und wir beſonders der Converſationsſprache der Griechen und Römer, als für uns gar nicht vorhanden, keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken brauchen; ſo erhellt ferner daraus, daß das Studium der neuern Sprachen, wo wir, außer der ernſten Sprache des Denkens und Philoſophirens, auch noch die Umgangsſprache des gewöhnlichen Lebens lernen müſſen, ſo unendlich viel ſchwieriger ſeyn müſſe, als das Erlernen der alten Sprachen. Es zeugt daher auch von einer gänzlich beſchränkten Anſicht, wenn die

Lehrer des Griechiſchen und Lateiniſchen, welches beides in einem gewiſſen Zeitraume bis zu einer möglichen Vollkommenheit erlernt werden kann, ſich über die Lehrer der neuern Sprachen, in welchen ein lebenslängliches Studium nicht gnügt, mit einem gewiſſen Stolze erheben wollen. Pq.

Idolatrie (griech.) Bilderdienſt, Götzendienſt, ſ. dieſen Art.

Idomeneus war der Sohn des Deucalion und ein Enkel des Minos, König von Creta. Er ſoll ſehr ſchön und einer von den Liebhabern der Helena geweſen ſeyn. In Begleitung des Meriones führte er die Creter in achtzig Schiffen nach Troja und zeichnete ſich daſelbſt durch ſeine vorzügliche Tapferkeit aus. Er war ein Freund des Menelaus und beſuchte ihn oft in Lacedämon. Bei den Leichenſpielen des Patroclus überwarf er ſich mit dem Ajax Oileus, weil dieſer den Eumelus, er ſelbſt aber den Diomedes für den erſten unter den Weltfahrern hielt. Achilles hieß ſie beide ſchweigen und Diomedes warf ſogar dem Idomeneus Blödigkeit der Augen wegen ſeiner Jahre vor, woraus erhellt, daß er damals ſchon ſehr alt geweſen ſeyn müſſe. Nach der Eroberung Troja's ſchiffte er ſich in Begleitung mit dem Neſtor unter allen Griechen zuerſt ein und ward unterwegs von einem heftigen Sturme überfallen. Um dieſem zu entgehen, that er das unbeſonnene Gelübde, dem Neptun, wenn dieſer ihn glücklich nach Hauſe führen würde, die erſte Perſon zu opfern, die ihm zuerſt begegnen dürfte. Der Sturm legte ſich und er gelangte glücklich im Hafen an; aber ſein übereiltes Gelübde mußte ihn bald reuen, denn die erſte Perſon, welche ihm aufſtieß, war ſein einziger Sohn, der von der Ankunft des Vaters gehört hatte und dieſen nun zuerſt bewillkommen wollte. Nichts deſtoweniger opferte ihn Idomeneus wirklich. Seine Unterthanen, welche glaubten, daß die Götter wegen dieſer auf ihrem Lande liegenden Blutſchuld zürnen würden, empörten ſich und verjagten Idomeneus von der Inſel. Er ging nun nach Italien, und baute daſelbſt die Stadt Salent, wo er die weiſen Geſetze des Minos einführte und nach ſeinem Tode vergöttert wurde. Nach andern Schriftſtellern war es Leucus, der den Idomeneus aus Creta vertrieb, welcher ſich darauf nach Colophon begab, daſelbſt ſtarb und auf dem Berge Cercaphus begraben wurde. Wieder andere ſagen, Idomeneus ſey in Creta geſtorben, bei Gnoſſus begraben und göttlich verehrt worden.

Idria, eine kleine, aber wegen ihrer außerordentlich ergiebigen Queckſilbergruben berühmte Stadt im Herzogthum Krain im Oeſterreichiſchen, mit dreihundert einzelnen, an den Bergen gebauten Häuſern. Seit 1809 gehörte die Stadt und das Bergwerk zu den illyriſchen Provinzen des ehemaligen Kaiſerthums Frankreich. Eine Stunde davon, nördlich von der Stadt, liegt der Flecken Unter-Idria.

Idylle (Ekloge, Hirtengedicht, Schäfergedicht, bucoliſches Gedicht), iſt der allgemeine Name von Gedichten, welche den Menſchen in derjenigen Einfachheit und Unverdorbenheit ſchildern, in welcher man glaubt, daß er vor Entſtehung der bürgerlichen Verhältniſſe und des, aus denſelben hervorgehenden, Verderbniſſes gelebt habe. Wenn wir einmal genöthigt ſind, einen erſten, urſprünglichen Zuſtand der Menſchen anzunehmen; ſo drängt ſich uns der Gedanke auf, daß dies der Hirtenſtand geweſen ſeyn müſſe: denn Viehzucht und Ackerbau ſind die erſten Beſchäftigungen der Menſchen geweſen, und ohne Widerſpruch älter, wie jegliche andere Beſchäftigung und bürgerliche Vereinbarung. Da nun die früheſten Anklänge der Dichtkunſt auch in dem erſten Urſprunge des Menſchengeſchlechts geſucht werden

müſſen; ſo folgt daraus, daß nicht allein aus dieſem Grunde, ſondern auch, weil die Natur dieſes Standes nothwendig die Veranlaſſung zur Dichtkunſt geben mußte, der erſte Urſprung jeglicher Poeſie in dem Hirtenleben zu finden iſt: die Betrachtung der Natur, deren Wunder jeden Augenblick vor den Blicken der Hirten offen da lagen, mußte den poetiſchen Funken in ſeinem Innern entzünden und ihn zum Dichter machen. Noch heutiges Tages ſoll auf der Inſel Minorca eine Art poetiſchen Wettſtreits unter den Bauern der Inſel vorhanden ſeyn, bei welchem einer derſelben aus dem Stegreife Verſe abſingt, auf welche ein anderer antwortet, wobei er ihn etwa zu beſiegen, oder doch lächerlich zu machen ſucht. Dieſer Wettſtreit dauert, bis die dichteriſche Ader beider Nebenbuhler erſchöpft iſt. Somit möchte es erwieſen ſeyn, daß das Schäfergedicht urſprünglich den erſten Anfang jeglicher Poeſie gebildet habe. Die Theorie der Idylle ſoll demnach das Geſetz aufſtellen, daß der Inhalt derſelben mit den Sitten, der Denkungs- und Handelsweiſe eines Hirtenvolkes im allervollkommenſten Einklange ſtehe und daß nichts in demſelben enthalten ſey, was der Einfachheit und Kunſtloſigkeit der Menſchen im erſten Naturzuſtande widerſprechen könne. Da das Hirtenleben theils erzählend, theils eigentlich darſtellend, theils auch die Empfindung ausſprechend ſeyn kann; ſo folgt daraus, daß wir epiſche, dramatiſche und lyriſche Idyllen beſitzen müſſen: und in der That haben wir in allen drei Gattungen vortreffliche Muſter aufzuweiſen. Epiſch ſind die bekannten Hirtenromane alter und neuerer Dichter; dramatiſch der Paſtor Fido (der allerdings ein mit romantiſcher Beimiſchung verſehenes Hirtengedicht genannt werden kann), Geßners Evander und verſchiedene andere Stücke der Neuern, wozu auch noch die ſatyriſchen Stücke der Griechen gerechnet werden können; bloß lyriſch hingegen ſind die Bucolien, Idyllen und Eklogen der Alten und Neuern. Die Idylle verſetzt ſich, wie ſchon oben geſagt, vollkommen in den einfachen, natürlichen Zuſtand des Hirtenlebens und der Inhalt muß, ſowohl in Abſicht auf die Materie, als auf die Form und den Vortrag, den Charakter dieſes Standes genau darſtellen. Man muß darin eine Welt erkennen, in welcher die Natur allein Geſetze gibt. Durch kein bürgerliches Herkommen, durch keine willkürliche Regeln des Wohlſtandes eingeſchränkt, müſſen die Menſchen in derſelben ſich den Eindrücken der Natur, über welche ſie ewig nachdenken, hingeben. Dieſe Menſchen kennen keine Bedürfniſſe, als diejenigen, welche die Natur auferlegt, keine Güter, als ihre Gaben, und als dasjenige, was zum Zeitvertreibe ihres müßigen Lebens dient. Ihre Hauptleidenſchaft iſt Liebe, aber eine Liebe ohne Zwang, ohne Verſtellung und ohne platoniſche Veredlung. Ihre Künſte ſind Leibesübungen, Geſang und Tanz; ihr Reichthum iſt ſchönes und fruchtbares Vieh; ihr Geräthſchaft ein Hirtenſtab, eine Flöte und ein Becher. Es gibt auch allegoriſche Idyllen, zu welcher Gattung die erſte und zehnte Ekloge des Horaz, die Idyllen der Madame des Houlieres, auch gewiſſermaßen Popens Meſſias gehört. Der größte Idyllenſchreiber iſt jedoch Theokrit geweſen, dem man höchſtens den Vorwurf machen könnte, daß er in den Charakter der Hirten ſchon Nüancen ſeines Zeitalters übergetragen und dieſe alſo weniger unſchuldig und liebenswürdig, als ſie es billig ſeyn ſollten, geſchildert habe. Pope hat, nicht ohne Erfolg, in vier Idyllen den Virgil nachgeahmt; und Geßner wird von einigen, beſonders den ältern Critikern für ein Muſter der Idyllendichter, welches ſelbſt den Theocrit übertroffen habe, ausgegeben. Noch muß hier angemerkt werden, daß Idylle eigentlich im Griechiſchen nur einen Verſuch von Ge-

dichten, ſo wie Ekloge ein aus mehrern derſelben auserleſenes Gedicht bedeutet. Wahrſcheinlich ſind dieſe Benennungen, von welchen beſonders der letzte auch den Satyren des Horaz beigelegt wird, nicht von den Dichtern ſelbſt, ſondern von ſpätern Grammatikern erfunden worden. Pq.

Iferten, ſ. Yverdon.

Iffland (Auguſt Wilhelm), ſeit 1811 Generaldirector der königlichen Schauſpiele zu Berlin, ward am 19ten April 1759 zu Hannover geboren. Als der Sohn angeſehener, bemittelter Eltern erhielt er bei einer ſorgfältigen Erziehung einen ſehr zweckmäßigen Unterricht, welchen letztern er aber, ſeinem eigenen Geſtändniſſe zufolge, nicht ſo nützte, als es ſeine Talente vielleicht geſtattet hätten. Früh nemlich hatten ihn ſchon die Beſuche dramatiſcher Vorſtellungen dergeſtalt für die Schauſpielkunſt eingenommen, daß er von der Liebe zu dieſer Kunſt allen andern Gegenſtänden fremd gemacht und endlich in ſeinem achtzehnten Jahre zu dem Entſchluſſe gebracht wurde, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Dem zufolge verließ er ohne Vorwiſſen ſeiner Eltern Hannover, betrat in Gotha zuerſt das Theater und ging darauf, als dies aufgelöſt wurde, nach Mannheim, von wo er im Jahre 1796 nach Berlin zur Direction des königlichen Nationaltheaters, an Flecks Stelle berufen wurde. Hier ernannte ihn der jetzige König von Preußen im Jahr 1811 zum Generaldirector aller königlichen Schauſpiele, nachdem er das Jahr zuvor den rothen Adlerorden dritter Klaſſe erhalten hatte. Er ſtarb am 22. Sept. 1814 an der Bruſtwaſſerſucht, und wurde am 25ten auf dem Halliſchen Kirchhofe, unter einem glänzenden Leichengefolge begraben. Am Abend ſeines Begräbnißes hatte eine würdige Feier ſeines Andenkens auf dem Theater ſtatt. Sechszehn Bände ſeiner Dichtungen ſind bei Göſchen, einzelne ſpätere Stücke in Berlin, und zuletzt einige Bände Ueberſetzungen franzöſiſcher Schauſpiele erſchienen. Als unpartheiiſcher Richter ſeiner Kunſt trat er in den fünf Jahrgängen ſeines Almanachs für das Theater auf. Seine Selbſtbiographie, in dem erſten Bande ſeiner Werke, ſchildert ihn in der erſten Hälfte ſeines Künſtler-Lebens. — Dies der äußere Lebenslauf eines Mannes, den wir hier als Schauſpieler, dramatiſcher Schriftſteller, Theoretiker und Schauſpieldirector betrachten müſſen. Als Schauſpieler gehört Iffland, von dem Standpunkte einer höhern, völlig freien und unparteiiſchen Critik betrachtet, zu den merkwürdigſten Erſcheinungen, durch welche die neuere Kunſt verherrlicht worden iſt. Ohne in jenen nur zu häufigen Ton einer unbedingten und alſo nichts beurtheilenden Lobpreiſung einzuſtimmen, müſſen wir jedoch, unſrer innerſten und jahrelang geprüften Ueberzeugung nach, Ifflanden in den Kreis der Shakespeare, Mozarte und Cervantes ziehen, wobei es ſich von ſelbſt verſteht, daß eine ſolche Zuſammenſtellung, wie aus der Folge dieſes Artikels erhellen wird, auf einer andern Vorausſetzung beruht, als durch welche jene ausgezeichnete Geiſter unter eine und eben dieſelbe Kategorie gebracht werden. Eben ſo glauben wir, daß Iffland, den Begriff der Kunſt ſtreng ins Auge gefaßt, der größte aller ehemaligen und noch lebenden Schauſpielkünſtler ſey, und daß ihn bisher noch niemand an wahrhafter Conſequenz und ſtreng innerm Zuſammenhange, der unerlaßlichen Criterien jeder Kunſt, alſo auch der Schauſpielkunſt, weder erreicht, noch viel weniger übertroffen habe. Wenn eine jahrelang geübte und ausgeübte Critik, wenn ein Scharfblick, wie ihn nur immer das redlichſte und beharrlichſte Studium der Schauſpielkunſt zu verleihen vermag, in Ifflands Spiele jene unzuſammenhängende Lücken, jene ſich niemals bewußten

Eingebungen des Moments, welche das Spiel gewöhnlicher Mechaniker zu charakteriſiren pflegen, vergebens ſucht, wenn man im Gegentheil jedem einzelnen Theile ſeiner Darſtellungen das ſtrengſte Bewußtſeyn und die uneingeſchränkteſte Beherrſchung des Stoffs anſieht, und wenn endlich jede ſeiner Darſtellungen ein ſtreng in ſich zuſammenhängendes, durchaus nie unterbrochenes Ganze ausmacht; ſo ſind wir genöthigt, Ifflanden im weitumfaſſenden Sinne des Worts einen wahrhaften Künſtler zu nennen. Dies Urtheil aber gilt nur in ſo fern von ihm, als es ſich, ſo zu ſagen, auf die bloße Form ſeines Künſtlerthums bezieht: in dieſer iſt er ſo vollkommen, als es die unvollkommene Natur eines Menſchen nur immer zu ſeyn vermag. Was aber die Materie des Künſtlers (ſo nenne ich hier die Geſammtanlage der ganzen künſtleriſchen Natur) in Ifflanden anbetrifft; ſo zeigt ſich dieſe auf eine wunderbare Weiſe beſchränkt in ihm. Wir wollen uns kurz erklären. Der Menſch beſteht aus Verſtand und Gefühl; da nun eben der Menſch der Gegenſtand der Schauſpielkunſt iſt: ſo ſcheint daraus hervorzugehen, daß auch zur Hervorbringung dieſer Kunſt Verſtand und Gefühl zugleich gehören müſſe. Nun glauben wir aber, einer jahrelangen, von Ehrfurcht für Ifflands Verdienſte begleiteten, redlichen Beurtheilung ſeiner Darſtellungen zufolge, das Urtheil über ihn fällen zu dürfen, daß ihm das Gefühl, (wir meinen nicht das quantitative, mittelbare Gefühl, ſondern die unmittelbare qualitative Tiefe des eigentlichen Gemüths) ganz und gar abgehe. Rein und von vorn herein können wir dieſes Urtheil nicht beweiſen; glücklicherweiſe aber findet ſich die Beſtätigung deſſelben in einer, bereits von ganz Deutſchland gemachten und faſt von allen Critikern beſtätigten Erfahrung: Iffland iſt nemlich ganz unfähig, einen tragiſchen Charakter wahrhaft tragiſch aus der Tiefe des Gemüths, und nicht bloß portraitirend mit dem bloßen Verſtande, darzuſtellen. Daher die wahrhaft auffallende Erſcheinung, die aber durch unſer ſo eben aufgeſtelltes Urtheil vollkommen erklärt wird, daß Ifflands Franz Moor, obgleich die Darſtellung deſſelben, unſrer vollkommenen Ueberzeugung nach, ein wunderbares Meiſterſtück von logiſchem Zuſammenhange iſt, bisher noch kein einziges Publikum befriedigt, ſondern im Gegentheile jedermann durchaus theilnahmlos gelaſſen hat. Daſſelbe Urtheil fällen wir über ſeinen Lear, in welchem noch überdem die wahrhaft phyſiologiſche Darſtellung des Todes, der vor unſern Augen eine eigentliche anatomiſche Section erleidet, in ſo fern gänzlich unſtatthaft iſt, als nur das Rein-Menſchliche, und nichts weiter, der Gegenſtand der Schauſpielkunſt ſeyn kann, wobei noch zu bemerken iſt, daß die phyſiologiſche Darſtellung des Todes, als jede ſchöne Empfindung im Menſchen ſtörend, kein Gegenſtand der Menſchendarſtellung zu ſeyn verdient. Daß Ifflanden das Gefühl abgehe, zeigt ſich auch noch in allen den Darſtellungen, in welchen Momente plötzlicher Aufwallung vorhanden ſind, wie, zum Beiſpiele, in Clementine, wo er die Scene mit dem Schwiegerſohne, während ſich die Tochter im Cabinette befindet, beſonders die momentane Heftigkeit, mit einer, allen Effect ſtörenden Unnatürlichkeit darſtellt. So auch im Fridolin und Tell, in deren ergreifendſten Scenen, die des allgemeinen Beifalls freilich nicht ermangeln, der wahre Kenner eine Unnatur, die völlig unbefriedigt läßt, zu finden nicht umhin kann. Von ſeinem Wallenſtein, als einer Darſtellung, welchem ſein bloß portraitirender Verſtand gar kein Intereſſe abzugewinnen vermag, kann hier auch ſchon deshalb nicht die Rede ſeyn, als Ifflands perſönliche Individualität dergleichen Darſtellungen eines kraftäußernden Heldengemüths überall nicht gewachſen iſt. Wenn wir nun genöthigt ſind, den

tragiſchen Darſtellungen Ifflands (welche, wegen ihres ſtreng logiſchen Zuſammenhangs, dennoch vor faſt allen dergleichen Darſtellungen ſelbſt der gefeierteſten Schauſpieler den unbedingteſten Vorzug verdienen), von dem höchſten Standpunkte der Critik aus, den eigentlichen Kunſtwerth abzuſprechen; ſo treten dagegen ſeine komiſchen, bloß reflectirenden Darſtellungen, in welchen das Menſchliche ſich nur in der Ironie ſpiegelt, mit einer, jedes Herz und jeden Sinn erfreuenden Glorie hervor, und hier iſt es, wo wir, in Vereinigung mit dem ganzen deutſchen Publikum, dem Künſtler die Palme des Siegs überreichen, welchen er über alle andere Künſtler, todte ſowohl, als lebende, im Gebiete des Rein-Komiſchen davonträgt. Hier nennen wir zuerſt (unbekümmert, ob dies die nachſprechende Critik in Verwunderung ſetzen möge, oder nicht) ſeinen Bittermann, als eine Darſtellung, die durch ihre unendliche Fülle von komiſcher Kraft, ſo wie durch die abſolut thätige Ironie und ſtete Beherrſchung des Gegenſtandes, den Critiker ſowohl, wie den bloß-genießenden Zuſchauer, in das freudigſte Entzücken, in einen wahren Zauber von erquickendem Lachen, verſetzt. Da wir dies Urtheil ſchon vor mehreren Jahren ausgeſprochen, und damals mit demſelben bei mehrern Critikern Anſtoß gegeben haben; ſo iſt es uns von ungemeiner Genugthuung geweſen, daſſelbe Urtheil bei der erſten Vorſtellung dieſer Rolle, welche Iffland in Berlin gegeben, von dem dortigen Publikum in einem hohen Maße beſtätigt zu ſehen. Derſelbe Humor, dieſelbe den Gegenſtand abſolut beherrſchende Ironie, dieſelbe ſtreng logiſch und wahrhaft künſtleriſch zuſammenhängende Einheit, welche ſich in ſeiner Darſtellung des Bittermann offenbaren, finden wir in allen ſeinen andern komiſchen Rollen, von welchen wir hier nur noch der, an Werth gleich auf dieſer folgenden Darſtellung des Juden von Cumberland gedenken wollen, in welcher Iffland, außer dem logiſchen Zuſammenhange und der freien, komiſchen Ironie, noch überdem ein ſolches Studium der Natur (dem einzigen Vorbilde jeglicher Kunſt und jeglicher kunſtreichen Beſtrebung) offenbart, daß wir durch gehörige Würdigung eines ſolchen vollkommenen Kunſtaufwandes mit Bewunderung für einen Künſtler erfüllt werden müſſen, der ſich durch redliches, wahrhaft künſtleriſches Studium der Natur zu einer ſolchen Vollkommenheit empor gehoben hat. Uebrigens können wir hier einer ſonderbaren Erſcheinung, ob ſie gleich, unſers Wiſſens, nur uns allein bemerkbar geworden iſt, nicht unerwähnt laſſen. Wir glauben nemlich bemerkt zu haben, daß Iffland gerade in den Rollen mehrerer ſeiner eignen Stücke, wie, zum Beiſpiele, im Amtmanne ſeiner Jäger und ſeiner Ausſteuer, gleichſam als ſtänden ihm dieſe Rollen, als zu ſubjectiv, nicht objectiv genug, das geringſte Künſtlerthum zu offenbaren pflege. Ein ſummariſches Endurtheil über Ifflands Künſtlerthum dürfte im folgenden Ausſpruche enthalten ſeyn. Seine hervorragende Reflexion, im Gegenſatze mit der Entbehrung der eigentlichen Tiefe des Gefühls, macht ihn fähiger zur Hervorbringung portraitirter, ſchon vorhandener Individualitäten, als zur freien Schöpfung wahrhaft künſtleriſcher Gebilde; davon zeugen ſein Hausvater und ähnliche Darſtellungen. Hier, wo es ihm, ſeinem Grundſatze zufolge, bloß darum zu thun iſt, das einmal Gegebene zu portraitiren, ohne etwas Selbſtgeſchaffenes hervorzubringen, hier löſet er dieſe Aufgabe freilich mit einem ſo vollendeten Künſtlerthume, wie es ſich die Theorie auch ſelbſt in der kühnſten Abſtraction kaum zu erdenken vermag, bleibt aber nichts deſto weniger eine relative Copie des Gegebenen. Nur da, wo ihm das gegebene Schema in der Wirklichkeit nicht zu imponiren vermag, wie

zum Beiſpiel im Juden, Bittermann und den übrigen eigentlichen komiſchen Rollen, nur da ſcheint er wahrhaft künſtleriſch und frei von den Feſſeln der gegebenen Individualität, ſchaffen zu können. Hier werden die diſparateſten Einzelnheiten, wie er ſie, zum Beiſpiele, zu ſeiner Darſtellung des Juden an Juden ſelbſt beobachtet hat, von ihm zu einem ſo vollkommen in ſich zuſammenhängenden Ganzen verarbeitet, daß ſelbſt das geübteſte Auge hier auch nicht die geringſte Lücke, nicht den leiſeſten Mangel an Verſchmelzung der einzelnen Theile wahrzunehmen vermag. Und ſo ſteht Iffland mit ſeiner bewunderungswürdigen Beſonnenheit in der Darſtellung, mit ſeinem Scharfſinn in Auffaſſung der Charaktere in der Wirklichkeit mit ſeinem Genie, das Theilweis-Gegebene zu einem zuſammenhängenden Ganzen umzuſchaffen, und mit ſeiner beiſpielloſen Routine in der äußern Mechanik der Darſtellung, als der Einzige unter den bisherigen Schauſpielern da, dem es gelungen iſt, die von ſo vielen Hunderten ſeiner Vorgänger und noch lebenden Mitſchauſpieler zu einer bloßen Körperarbeit herabgewürdigte Schauſpielkunſt zu einer wahren Kunſt, d. h. zu einem Beſtreben emporzuheben, wo alles Zufällige verſchwinden und jegliche Aeußerung das Erzeugniß vorhergegangener, beſonnener Reflexion werden muß. So viel von Iffland als Schauſpieler. Als dramatiſcher Schriftſteller entwickelte er denſelben Charakter, wie als Menſchendarſteller. So wie ihn hier der Mangel an Tiefe des Gemüths zu den eigentlichen höhern poetiſch-freien Productionen unfähig macht, ſo wird er auch durch eben dieſen Mangel außer Stand geſetzt, dramatiſche Werke von eigentlichem poetiſchen Gehalte zu liefern. Daher iſt eine oberflächliche Sentimentalität, die ſich ohne jegliche tiefere Sehnſucht in dem Kreiſe wirklicher, alltäglicher Betriebe zeigt, die Grundlage faſt aller ſeiner Stücke, bei denen ſich die Ironie und die komiſche Kraft nicht aktiv als gebietende Leiterin, ſondern höchſt paſſiv als untergeordnete Dienerin, zu zeigen pflegt. Die Jäger, als ein in der idylliſchen Darſtellung roher, ungekünſtelter Natur faſt vollendetes Stück, macht hiervon eine gebührende Ausnahme. Nicht minder ſind einige wahrhaft komiſche Charaktere ſeiner Stücke ſehr verdienſtlich und würden, wenn ſie in einem rein-komiſch gehaltenen Ganzen ſtänden, des höchſten Effects fähig ſeyn. Dahin gehören, zum Beiſpiel, der Amtmann Riemen, Conſtant in Selbſtbeherrſchung und einige andere. Uebrigens hat die Stimme des Publikums, die, wie ſonderbar das auch ſcheinen möge, ſich nie irrt, über Ifflands dramatiſche Werke ein Urtheil in der letzten Inſtanz gefällt. Als Theoretiker hat Iffland übrigens unſtreitig den geringſten Werth. Leſen wir nämlich ſeine Fragmente über Menſchendarſtellung und ſeine einzelnen Abhandlungen über ſchauſpielkünſtleriſche Gegenſtände in ſeinen Theaterkalendern auch nur mit einiger Aufmerkſamkeit; ſo wird ſich uns ſogleich der Mangel eines einzigen, letzten Grundſatzes in denſelben bemerkbar machen, ſo wie es denn überhaupt Ifflanden an hinlänglicher logiſcher und philoſophiſcher Bildung gebricht, um als Theoretiker in eigentlichem Verſtande auftreten zu können. Der abſolute Mangel an Einheit und Zuſammenhang in ſeinen theoretiſchen Abhandlungen iſt auch ſchon vor uns von mehrern Critikern gefunden und gerügt worden. Endlich bleibt uns noch übrig, von Ifflanden als Schauſpieldirektor zu reden. Was zuerſt die ökonomiſche Führung des berliner Theaters anbetrifft, ſo mag nicht geleugnet werden, daß er ſich um dieſen Zweig der Verwaltung deſſelben ein großes Verdienſt erworben habe; das Zutrauen des Königs iſt eine Folge der Anerkennung dieſes Verdienſtes geweſen. In Betreff ſeiner künſtleriſchen Lei-

tung der Vorſtellungen und der Anwendung, die er von den Talenten ſeiner Schauſpieler macht, iſt er von der einen Partei faſt eben ſo unbedingt getadelt, als von der andern unbedingt gelobt worden. Die Wahrheit mag wohl hier, wie überall, in der Mitte liegen. Doch ſcheinen auch die kälteſten und mildeſten Beurtheiler Ifflands darin in ihrer Meinung übereinzuſtimmen, daß Iffland nicht ſelten der Parteilichkeit, der Vorliebe für dieſen oder jenen Schauſpieler huldige und dadurch, zum Nachtheile des Publicums, unbedeutende Talente hervorhebe und wirkliche Verdienſte in den Schatten ſtelle. Wie viel Wahrheit an dieſer Beſchuldigung, die wir den öffentlichen Blättern nachgeſchrieben haben, liegen möge, laſſen wir unentſchieden, da uns die innere Führung des berliner Theaters zu wenig bekannt iſt, als daß wir uns ein Urtheil darüber anmaßen könnten. Nicht minder hat man ihn einer Parteilichkeit gegen die dramatiſchen Schriftſteller beſchuldigt, deren Arbeiten er oft nach gewiſſen Rückſichten annimmt, oder verwirft, ohne den eigentlichen Werth derſelben in Betracht zu ziehen. Hier könnten wir ihm allerdings beweiſen, daß er Stücke, deren Beſtrebung offenbar löblich und deren Ausführung, dem Anſehn nach, gelungen war, zwar honorirt, aber, wegen einer feindſeligen Geſinnung gegen deren Verfaſſer, niemals zur Aufführung gebracht hat. Geſetzt auch, der Erfolg dieſer Stücke ſey zweifelhaft geweſen; ſo würde die löbliche künſtleriſche Tendenz derſelben, bei der hier jedoch durchaus von keiner myſtiſchen oder barocken poetiſchen Bizarrerie die Rede ſeyn kann, dünkt uns, doch eben ſowohl einer Aufführung werth geweſen ſeyn, als ein Vetter Kuckuck und ähnliche Produkte, deren abſolute Werthloſigkeit der Kaſſe hin und wieder freilich vortheilhaft geweſen iſt, aber ein Theater, wie das berliner, doch in der That hat entbehren müſſen. Pq.

Ignaz von Loyola, ſ. **Inquiſition**, **Jeſuiten und Orden (geiſtliche)**.

Iliade, ſ. **Homer**.

Ilithyia war bei den Griechen diejenige Göttin, welche den Gebährenden Beiſtand leiſtete. Der Name, welchen einige fälſchlich aus den morgenländiſchen Sprachen ableiten, ſcheint vielmehr rein griechiſch zu ſeyn und die Kommende zu bedeuten. In dem erſehnten Augenblicke erſcheint nämlich die erflehte Geburtsgöttin und die Gebährende iſt gerettet. Pauſanias ſagt, neben der Capelle des Serapis zu Athen ſey der Ilithyia ein Tempel erbaut geweſen, welche, von den Hyperboreern kommend, der kreiſenden Latona in Delos Hülfe geleiſtet habe. So ſollen, wie die Delier ſagen, die übrigen Griechen den Namen dieſer Göttin von den Hyperboreern gelernt haben. Dagegen glauben die Cretenſer, die Ilithyia ſey in der Gegend von Knoſos zu Amniſus geboren und eine Tochter der Juno. Es gibt alſo eine doppelte Ilithyia, die man wohl von einander unterſcheiden muß. Zeus und Here wurden auf Creta als Stifter und Repräſentanten der Ehe beſonders aber Here als Vorſteherin und Schutzfrau aller Pflichten und Ereigniſſe in derſelben betrachtet. Ihre beiden Töchter hießen Hebe, welche die reine Jungfrau und Ilithyia, welche die Gebährerin bedeutete. Daher ſendet oder verweigert Here den Beiſtand ihrer Tochter Ilithyia; ja ſie ſelbſt ſtellt ſich oft als die ans Licht bringende, helfende Lucina dar, wie aus der Stelle beim Terenz: Juno Lucina, fer opem, erhellt. So wurde auch Juno ſelbſt in Argos Ilithyia genannt. Die zweite Göttin dieſes Namens war eine Gottheit, welche in Kleinaſien als Symbol der gebährenden und allnährenden Kraft in der Natur betrachtet wurde und ſich von Medien aus über die aſiatiſchen Küſten des ſchwar-

zen Meers herab nach Kleinaſien verbreitet hatte. Das Sinnbild dieſer wachſenden, gebährenden Göttin war am Himmel der Mond, und auf der Erde die Kuh. In Scythien ward ſie die Stiergöttin, die taurische, in Kleinaſien hingegen, verbunden mit dem Dienſte der phrygiſchen Cybele, die große Mutter mit den vielen Brüſten. Ihr Hauptſitz war zu Epheſus, und, ſie ſelbſt, mit dem ſpätern Dienſte der Kinder der Latona verſchmolzen, ward nachmals die Artemis der Griechen und die Diana der Römer. Uebrigens ſcheinen anfangs nur zwei Ilithyien geweſen zu ſeyn, wie es zwei Grazien und zwei Horen gab. Die eine war günſtig, die andere ungünſtig; die erſte hieß die Löſende oder auch die Sänftigende. In der Folge vermehrte ſich wahrſcheinlich ihre Anzahl auf drei, und es gab dann zwei gute Ilithyien. Alle drei zuſammengenommen nannte man ſpäterhin Genetyllides oder Geburtsgöttinnen. Die Entbindungen der Latona, ſo wie der Alcmene, waren mit großen Schmerzen verbunden, weil Juno aus Haß gegen beide die Ilithyien zurückhielt.

Ilium bedeutete in der alten Geographie zwei Städte, welche wohl von einander zu unterſcheiden ſind. 1) Neu-Ilium, jetzt noch unter dem alten Namen Troja oder unter dem neuen von Trojahi bekannt, war eine Stadt in der Landſchaft Troas am Helleſpont, und lag nahe an dem Ausfluſſe deſſelben in das ägeiſche Meer. Alexander der Große ertheilte ihr anſehnliche Privilegien. 2) Alt-Ilium, oder das eigentliche, durch zehnjährige Belagerung berühmte Troja.

Illuminatenorden (der Orden der Illuminaten, d. i. die geheime Geſellſchaft der Erleuchteten, auch anfangs von ſeinem Stifter Orden der Perfectibiliſten genannt,) wurde im Jahr 1776 von Adam Weishaupt, damaligem Profeſſor des canoniſchen Rechts zu Ingolſtadt, geſtiftet, wobei ihm als Zweck höhere Ausbildung der Menſchheit zu reiner Sittlichkeit und zu einem dieſer allſeitig gemäßen Leben dunkel vorſchwebte. Dieſe Geſellſchaft verbreitete ſich zuerſt von Ingolſtadt aus über München und Eichſtädt, vorzüglich in dem katholiſchen Deutſchland, dann auch in einigen Gegenden des proteſtantiſchen, und zählte zur Zeit ihrer Blüthe mehr als zweitauſend Mitglieder, und unter dieſen Männer von den größten und anerkannteſten Verdienſten. Nachdem aber im Jahr 1785 die bairiſche Regierung mehrere Mitglieder entdeckt, und ohne geſetzmäßige Form hart beſtraft, auch den Orden als dem Wohle des Staats gefährlich aufgehoben und deſſen Fortſetzung hart verpönt hatte, erloſch derſelbe völlig; wenigſtens ſind von ſeiner Fortdauer keine Spuren nachzuweiſen geweſen. Von der Veranlaſſung zur Stiftung dieſes Ordens führen wir noch folgendes an. Schon auf der Univerſität hatte ſich Weishaupt mit ſchriftlichen Verſuchen über einen zu ſtiftenden Orden beſchäftigt; als Ideal ſchwebte ihm der Freimaurerverein vor, von deſſen Einrichtung, Zuſammenhang, Klugheit, Behutſamkeit in der Auswahl der Mitglieder, und unaufhörlicher Prüfung derſelben er ſich die übertriebenſten Vorſtellungen machte. Inzwiſchen war er zu Ende des Jahres 1773 nach Ingolſtadt auf den Lehrſtuhl des geiſtlichen Rechts berufen worden, welchem die Jeſuiten ſeit 9[illegible] Jahren vorgeſtanden hatten. Dieſe boten alles auf, ihn von dort zu entfernen, und Weishaupt, der ſich nach einer Schutzwehr gegen ihre Anfeindungen umſah, glaubte, daß geheime Verbindungen überhaupt das wirkſamſte Mittel gegen unverdienten Druck gewährten. Seine bereits beſchloſſene Aufnahme in eine Freimaurerloge, wo er Sicherheit zu finden hoffte, wurde anfangs durch äußere Umſtände verzögert und endlich ganz von ihm aufgegeben, als ein Emiſſär einer auf Alchymie arbeiten

den Loge in Ingolſtadt erſchien, um die fähigſten der dortigen Studenten dafür zu werben. Dies zu verhindern, beſchloß er die Gründung eines eignen Ordens, deſſen Geiſt er in folgenden Worten Abbts (vom Verdienſt) ausgedrückt fand: „Vieler, ſehr vieler Menſchen zeitliche und ewige Wohlfahrt befördern; ihr Leben und ihren Wandel durch Vorſchriften ſo einzurichten, daß ſie immer glückſeliger, immer vollkommener werden. Die Veranſtaltung treffen, daß ihnen dergleichen Regeln eben ſo geläufig als beliebt ſeyen; ſolche Lagen ausſinnen, dadurch ſie ſich alle aller Widerſpenſtigkeit ungeachtet, zu einem gemeinſchaftlichen Guten müſſen hinführen laſſen; dazu denn alle Verwickelungen, die meiſten Fälle mit Treffen und Ausnahmen überdenken, ſich an die Arbeit machen, wenn noch niemand ſie nur als möglich anſieht; jahrelang arbeiten, manchmal ohne Frucht, ſich tröſten, aufrichten, ſelbſt anſpornen müſſen; keine Widerwärtigkeiten, keine Gefahr achten; keine innere Abneigung oder Laulichkeit überhand nehmen laſſen; und dies alles bloß darum, weil es zu Nutzen und Frommen der herzlich geliebten Nebenmenſchen gehört, ihrer, die nach einerlei Bilde mit uns geſchaffen ſind; O! wo iſt der Menſch, der dies thut? Wenn er nicht mehr iſt, wo iſt ſeine Bildſäule? Wo iſt ſein marmornes Bruſtſtück? Sagt mirs, daß ich hingehe, den kalten Stein in die Arme ſchließe und des Urbildes eingedenk mit heißen Thränen der Dankbarkeit das Bild benetze.“ Noch beſtimmter drückt ſich Weishaupt ſpäter darüber alſo aus: „Selbſtdenkende Menſchen aus allen Welttheilen, von allen Ständen und allen Religionen, und unbeſchadet ihrer Denkfreiheit, trotz aller ſo verſchiednen Meinungen und Leidenſchaften, durch ein gegebnes höheres Intereſſe in ein einziges Band dauerhaft zu vereinigen, ſie dafür glühend und auf den Grad empfänglich zu machen, daß ſie in der größten Entfernung als gegenwärtig, in der Unterordnung als Gleiche, daß Viele wie ein Einziger handeln und begehren, und aus eignem Antrieb, aus wahrer Ueberzeugung von ſelbſt thun, was kein öffentlicher Zwang, ſeit Welt und Menſchen ſind, bewirken konnte:“ dies ſey die Abſicht, die ihm bei ſeinem Orden vorgeſchwebt habe. So war denn unſtreitig Beförderung der Weisheit und Tugend, moraliſche Ausbildung des Menſchen, und um dieſe zu erreichen, zugleich Sicherung vor äußern Bedrückungen aller Art, das in's Auge gefaßte Ziel; und in dieſem Geiſte entwarf Weishaupt die Statuten, die er, ehe er auf den Namen Illuminaten verfiel, Statuten der Perfectibiliſten nannte. Am 1. Mai 1776 ward der Orden gegründet, und als die erſten Mitglieder wurden diejenigen aufgenommen, die durch dieſe Anſtalt gerettet werden ſollten. Das Ritualſyſtem, das Lehrgebäude und die Gradfolge beſtand aus folgenden Theilen: Erſte Klaſſe, Pflanzſchule, a) Vorbereitungsaufſatz, b) Novität, c) Minervalis, d) Illuminatus minor, e) Einweihung eines Magiſtratus. Zweite Klaſſe, Freimaurerei (d. i. damaliges Logenweſen, 1) ſymboliſche: a) Ritualbuch der Lehrlinge, der Geſellen und der Meiſter; b) Conſtitutionsbuch; 2) ſchottiſche: a) Illuminatus major oder ſchottiſcher Noviz; b) Illuminatus dirigens, oder der ſchottiſche Ritter. Dritte Klaſſe, Myſterien, 1) kleine, a) Presbyter oder der Prieſtergrad; b) Princeps oder der Regentengrad; 2) große Myſterien, a) Magus, b) Rex. Zur Charakteriſtik des Geiſtes dieſer Verfaſſung, die nie vollſtändig ausgearbeitet wurde, dient Weishaupts eigne Erklärung, daß ihm dabei die Verfaſſung der Jeſuiten Vorbild geweſen. Was dort zu böſen Zwecken angewandt worden, ſollte hier zu guten angewandt werden. Weishaupt foderte,

was bei dem Mangel an Zwangsmitteln und der Lage der Mitgliede
nicht durchzuſetzen war, blinden Gehorſam der Untergebnen gegen di
Obern; eine Art von katholiſcher Beichte wurde eingeführt; die Mit
glieder ſollten ſich bemühen, allenthalben angeſehene und in Connexio
nen ſtehende Männer an ſich zu ziehn und in alle öffentliche Angelegen
heiten Einfluß zu gewinnen; ſie ſollten in den Beſitz aller öffentliche
Stellen und Aemter zu kommen ſuchen; ſie ſollten nicht nur über ihr
eignen Fortſchritte in der Moral und Aufklärung monatlich Bericht er
ſtatten, ſondern auch über ihre Nebenmitglieder Beobachtungen einſen
den. Der moraliſche Schaden, den dieſe Grundſätze nach ſich ziehe
mußten, leuchtet ein. Auch ohne öffentliche Verfolgung konnten gut
und rechtliche Männer nicht lange in einer ſolchen Form vereinigt blei
ben; dazu aber kam noch, daß viele unfähige und unwürdige Menſche
aufgenommen, und daß ſelbſt von denen, die guten Willen hatten, nu
wenige Weishaupts Plan zu faſſen vermochten. Dennoch, ſagt ein bil
liger und gründlicher Beurtheiler, waren die Illuminaten beſſer als ih
Orden. Noch mögen einige geſchichtliche Hauptmomente hier Platz fin
den. Nachdem der Orden einige Jahre beſtanden hatte, beſchloß man
ihn mit den Freimaurern in Verbindung zu bringen. Weishaupt wollt
zwar die Kenntniß der Maurerei den höhern Graden ſeines Ordens auf
behalten, willigte jedoch ein, daß alle Areopagiten die drei erſten Mau
rergrade erhalten ſollten. Im J. 1780 ward Knigge gewonnen. Die
ſer, im wahren Eifer für die Sache, und den Orden für alt und aus
gebildet haltend, nahm dem ihm ertheilten Auftrage gemäß viele vor
nehme, gelehrte und rechtſchaffene Männer zu Minervalen auf und er
theilte ihnen das gleiche Recht der Aufnahme. Als er aber, um ſi
vollſtändig zu belehren und zu befriedigen, von Weishaupt nachdrücklic
die Darlegung des ganzen Syſtems foderte, erhielt er von dieſem da
Geſtändniß, daß bis jetzt nur die untere Klaſſe, die Pflanzſchule in ei
nigen katholiſchen Provinzen errichtet ſey, und zugleich die Auffoderung
nach ſeinen Materialien die höhern Grade auszuarbeiten. Knigge er
klärte ſich bereit dazu. Bei einer perſönlichen Zuſammenkunft verei
nigte man ſich über die Art und Weiſe, und bevollmächtigte zugleic
Knigge, den bevorſtehenden Convent der Freimaurer zu Wilhelmsbad z
einer Vereinigung beider Orden zu benutzen. Knigge's Bemühunge
blieben nicht ohne Erfolg. Er gewann unter andern Bode, der, nach
dem er ſich genau von allem unterrichtet und bis zum Illuminatus di
rigens hatte aufnehmen laſſen, förmlich verſprach: treu und eifrig fü
den Orden zu wirken, demſelben die Oberhand in dem neuen Syſten
der Freimaurerlogen zu verſchaffen u. ſ. w. Doch, früher als Bod
ſein Verſprechen erfüllen konnte, eilte der Orden ſeinem Ende entgegen
Knigge und Weishaupt, von verſchiednen Anſichten geleitet, entzweite
ſich, und erſterer ſagte ſich endlich am 1. Julius 1784 von aller fer
nern Theilnahme los. So in ſeinem Innern zum Untergange reif
mußte der Orden den äußern Verfolgungen bald unterliegen. Scho
1783 hatten ſich Stürme gegen ihn erhoben, und am 24. Juni 178
erſchien ein churfürſtl. bairiſcher Befehl, der alle geheime Verbrüderun
gen aufhob. Obwol die Illuminaten, ſo wie die Freimaurer gehorch
ten, ſo erſchienen dennoch heimliche Denunciationen, zu deren Bewei
die Angegriffenen umſonſt auffoderten. Ein zweites Verbot erfolgte am
2. März 1785 von Pater Frank und Kreitmeyer nomine Serenissim
erlaſſen. Zugleich fing man an, ohne je ein Beiſpiel des Ungehorſam
beweiſen zu können, einige der rechtſchaffenſten Mitglieder des Orden
zu beſtrafen. Weishaupt wurde ſeines Amts entſetzt. Er fand bei den

Herzog Ernſt von Gotha Aufnahme. Nun erſt wurden die aus dem Orden getretnen Utſchneider, Coſſandey und Grünberger, die ſchon lange die heimlichen Angeber geweſen, vor eine geheime Commiſſion gerufen, um alles, was ſie vom Orden wüßten, ſchriftlich anzuzeigen, und ohne weitere Gewähr eidlich zu erhärten. Doch noch vor ihrer Beeidigung machten Kreitmeyer und Dumhof nomine Serenissimi das dritte Verbot bekannt. Trotz der darin verſprochnen Verzeihung dauerte die Verfolgung fort. Viele würdige Männer wurden abgeſetzt, verwieſen, eingeſperrt. Bei dem Prozeſſe ging man jedoch mit Schonung und billiger Rückſicht auf die Verhältniſſe der Perſonen zu Werke. Aus dem Geſagten geht hervor, daß die Aufhebung dieſes Ordens, der einen wahren Staat im Staate bildete, durchaus rechtmäßig war; aber die Art, wie man verfuhr, war es nicht ganz. Was von dem Einfluſſe der Illuminaten auf die franzöſiſche Revolution geſagt worden iſt, ſind leere Träumereien.

Illuſion (Täuſchung). Dieſer Ausdruck hat, ob er gleich von dem lateiniſchen illudere d. i. täuſchen, betrügen, berücken, verſpotten, auch vereiteln, fruchtlos machen (z. B. ein Geſetz, deſſen Buchſtaben man umgeht) herkömmt, in dem geſellſchaftlichen Leben und in dem Gebiete der ſchönen Künſte eine günſtigere Bedeutung erhalten, und bezeichnet eine Täuſchung, der man ſich gern, ja mit Bewußtſeyn hingibt, im Gegenſatze des Betruges (fraus) den man vermeidet, und der das Schöne nur erheuchelt, wenn die Illuſion es erhöht. Illuſion iſt nämlich eine ſolche, größtentheils durch Kunſt erzeugte Täuſchung, welche auf dem Sinnenſchein beruht, der ausgebildet durch die anſchauende Einbildungskraft den Verſtand beſtimmt, das Sinnlichdargeſtellte für wirklich anzuſehn. Sie iſt nicht dann *äſthetiſch*, wenn ſie Zweck für ſich iſt, d. h. zur bloßen Abſicht hat, daß das Scheinbare mit dem Wirklichen verwechſelt werde, oder wenn ſie eine bloß materielle Wirkung beſtrebt, ſondern wenn ſie als *Mittel* dient, das Schöne darzuſtellen und das in ſich Vollendete zu verkörpern. Im erſtern Falle würde ſie in einen Betrug ausarten, deſſen Gegenſtand durch Aufdeckung des Scheins ſein Intereſſe verliert, oder Mißfallen und Abſcheu erregt, (wie z. B. gemalte Statüen), denn ein Gegenſtand muß ein höheres Intereſſe an ſich tragen, wofern er nicht durch die Aufhebung jenes Scheins in Nichts verſchwinden ſoll. Die Täuſchung aber, welche die Produkte der ſchönen Künſte hervorbringen ſollen, iſt eine ſolche, welche man (d. i. der Gebildete) freiwillig, je mit dem Bewußtſeyn, daß die angeſchauten Gegenſtände nicht *wirklich* ſind, *fortſetzt* und erneuert, wobei man alſo den Schein feſthält, indem die Phantaſie den gegebenen oder nur angedeuteten Gegenſtand bis zur Anſchaulichkeit des Wirklichen ausbildet. So ſagt Kant: Kleider, deren Farbe vortheilhaft zum Geſichte abſticht, bewirken *Illuſion*; *Schminke* dagegen iſt *Betrug*. Durch die erſtere wird man verleitet, durch den zweiten geäfft, und *Betrug der Sinne* (ſ. d. Art.) findet ſtatt, wenn, ſobald man weiß, wie es mit dem Gegenſtande beſchaffen iſt, auch der Schein ſogleich aufhört. Doch laufen in dieſen Beiſpielen die Gränzen hart zuſammen. Unter allen ſchönen Künſten iſt die Illuſion vorzüglich denjenigen, welche ſichtbar darſtellen (darſtellende Künſte im engſten Sinne) eigen und natürlich, mithin den ſ. g. bildenden Künſten, (unter dieſen aber vorzüglich der Malerei) und den mimiſchen, z. B. der Schauſpielerkunſt. Wer dieſes angenehme und unterhaltende Spiel des Gemüths mit dem Sinnenſcheine hervorbringen will, muß ſehr genau den Urſprung deſſelben, oder die Art und Weiſe kennen, wie ſich die

Gegenſtände unſern Sinnen zeigen, namentlich was die bildenden Kün
ſte anlangt, wie die ſichtbaren Gegenſtände ſich dem Auge darſtellen
und der ihm gegebnen Kunſtmittel ſchon in einem gewiſſen Grade mäch
tig ſeyn, um denſelben durch ſeine Kunſt hervorzubringen. Der Zeich
ner alſo muß z. B. die Wirkungen des Lichts und Schattens kennen
und wiſſen, wie ſich die ſichtbaren Gegenſtände nach ihrer Vorderſeit
einzeln, oder in der Ferne, perſpectiviſch, erſcheinen, z. B. wie ſich da
Innere eines Tempels perſpectiviſch zeigt, und dieſen Anblick durch An
ordnung der Gegenſtände auf der Fläche täuſchend hervorzubringen i
Stande ſeyn. In der Tonkunſt hat die Illuſion einen ſehr einge
ſchränkten Wirkungskreis: da ſie das Hörbare in größerer Vollkommen
heit als die Wirklichkeit zeigt, und alle ſ. g. Malerei der Tonkun
unter ihrer Würde iſt. Auch auf die Poeſie wird dieſer Begriff übe
getragen, und man redet von einer poetiſchen Illuſion, wenn di
(ſelbſt nicht durch Mimik dargeſtellten) poetiſchen Gegenſtände dem Le
ſer des Gedichts oder deſſen Zuhörer mit einer ſolchen Anſchaulichkei
vor die Einbildungskraft treten, daß das Gemüth ſich ganz denſelbe
hingibt und unter ihnen wie in einer beſondern Welt, verweilt, ja da
ſie dem Gemüthe gleichſam wirklich werden. T.

Illyrier, Illyrien und Illyriſche Provinzen. Di
Illyrier, ein ſtammverwandtes Volk der alten Thracier, (vermiſcht mi
Griechen, Phöniciern, Siciliern und Celten), verbreiteten ſich auf den
ganzen Küſtenlande an der Oſtſeite des adriatiſchen Meeres, den hierz
gehörigen Inſeln und dem weſtlichen Macedonien bis Epirus; doch Phi
lipp nahm ihnen den ganzen Diſtrict von Macedonien bis an den Flu
Drinius (jetzt Drino) ab, und nun bekam Illyrien (Illyrikum, Illyri
ca) die Eintheilung in Illyris graeca und barbara. Das erſtere (da
heutige Albanien) wurde ganz Macedonien einverleibt, und machte vo
dort an einen integrirenden Theil jenes Staates aus; das letztere er
ſtreckte ſich vom Fluſſe Arſia (jetzt Arſa) in Iſtrien bis an den Dri
nius und ward in Japydia, (ſo genannt von den Japoden, die darau
von den Illyriern vertrieben worden waren), Liburnia und Dalmati
eingetheilt. An Japydia's Küſte bildete das Meer einen großen Buſe
(Sinus Flanaticus, jetzt Golfo di Carnara), in welchem die abſyrti
ſchen Inſeln (jetzt Oſero und Cherſo) lagen; Flanona (Fiona), Metu
lum (Mettling) und Segnia (Zeng) waren die Städte darin. Libur
nia, der mittlere Theil von Illyrien, enthielt die Städte Jadera (Zar
Vecchia) und Scardona (jetzt eben ſo); vor ſeiner Küſte lag die Inſe
Iſſa (la Groſſa), deren Einwohner ſich als vortreffliche Seeleute aus
zeichneten. Dalmatia (zuweilen auch Delmatia), ſo genannt von den Dal
maten, einem illyriſchen Völkeraſte, begriff, als Provinz von Illyrien
die Städte Sicum (Sebenigo), Tragurium (Trau), Salona, Naron
(Narenta), Dalmium oder Delminium (wahrſcheinlich Almiſſa), Dio
clea, Epidaurus (Raguſa Vecchia), Rhizinium (Rhizano), Scodra (di
Hauptſtadt von ganz Illyrien, jetzt Scutari), Olcynium (Dolcigno) un
Liſſus (Aleſſio); nahe dem Lande lagen die Inſeln Tauris (Zuri), Pha
rus oder Pharia (Leſſina) und Bua, die ein römiſches Staatsgefängni
war. Dieſe Provinz erhielt einen glänzenden Namen in der Geſchicht
der römiſchen Kaiſer, deren mehrere in ihr geboren worden ſind. See
räuberei war ein Haupterwerbszweig der kriegliebenden Illyrier, dere
Könige daher mit den Römern ſchon früh in Streitigkeiten verwickel
wurden, die zu Befehdungen führten, welche endlich die Unterjochun
der Illyrier zur Folge hatten. Das wilde Volk ſuchte zwar von Ze
zu Zeit die Feſſeln abzuſchütteln, allein von Cäſar geſchlagen und ve

Auguſtus, Germanikus und Tiber endlich gänzlich entkräftet, wurde ihr Land eine wirklich römiſche Provinz, behauptete aber auch als ſolche ſtets einen bedeutenden Rang im großen Staate. Der Name ſelbſt, dem im vierten Jahrhundert das Beiwort magnum zugegeben wurde, umfaßte von dort an faſt alle gegen Morgen gelegenen römiſchen Provinzen. Bei der Theilung des römiſchen Reiches kam Illyrien zu dem abendländiſchen Kaiſerthume, bei deſſen Verfall (476) es an die morgenländiſchen Kaiſer von Konſtantinopel fiel. In der Mitte des ſechsten Jahrhunderts ließen ſlaviſche Coloniſten aus Rußland und Polen ſich dort nieder, und bald gelang es ihnen, von der ſchwachen byzantiniſchen Regierung ſich unabhängig zu machen. So entſtanden die kleinen Königreiche Dalmatien und Kroatien. Zwar unterwarfen die Kaiſer im J. 1020 ſich dieſe Provinzen wieder, allein 20 Jahre darauf errangen dieſe ihre Unabhängigkeit aufs neue. Venetianer und Ungarn machten (1090) ſich ebenfalls zu Herren kleiner Ländertheile Illyriens. Im J. 1170 entſtand dort das Königreich Rascian, aus welchem 200 Jahre ſpäter Bosnien ſich bildete. Dalmatien unterwarf ſich dem herrlich conſtituirten Venedig, aber 1270 ward es größtentheils ein Raub der Ungarn, die bis an das ſchwarze Meer vorgedrungen waren. Doch ſowohl dieſe als die Venetianer verloren beinahe alles davon an die Türken, denn nur ein kleiner Theil von Dalmatien verblieb Venedig, und Ungarn nur Slavonien und ein Theil von Kroatien. So verblieb nur noch das Andenken an das alte Illyrien in den Annalen der Geſchichte. Der Friede von Campo Formido (17. Oct. 1797) brachte endlich das venetianiſche Dalmatien nebſt ſeinen Inſeln bis Cattaro unter Oeſterreichs Herrſchaft, dagegen die Republik Frankreich den Reſt ſich zueignete. Jetzt ſollte aber ein Augenblick kommen, wo das längſt der Zeit zum Opfer gewordene Illyricum aufs neue wie ein Schatten der Vorwelt hervorgerufen wurde. „Der Kreis von Villach, Krain, das ehmalige öſterreichiſche Iſtrien, Fiume und Trieſt, die Länder, welche unter dem Namen Litorale bekannt ſind, und alles, was uns auf dem rechten Saveufer überlaſſen iſt, Dalmatien, nebſt ſeinen Inſeln, ſollen künftig den Namen „„Illyriſche Provinzen““ führen.“ Alſo dekretirte der vormalige Chef des franzöſiſchen Volks, Kaiſer Napoleon, an jenem verhängnißvollen 14. Oct. 1809, an welchem das ſonderbare Band zwiſchen den Häuſern Habsburg und Bonaparte, das bald darauf beide knüpften, vorbereitet wurde. Dieſer neue Staat gehörte unter die ephemeren Schöpfungen, welche aus der damaligen Politik des franzöſiſchen Kabinets hervorgingen, welche aber wie die übrigen nach einer kurzen Dauer wieder verſanken, entweder zerſtört durch die eigene Willkühr des Schöpfers, wie Holland, oder unterliegend der Macht des vergeltenden Schickſals, wie Weſtphalen und andere. Von unendlicher Wichtigkeit waren allerdings dieſe Länder und Küſtenſtrecken für jenes ſogenannte Continentalſyſtem, in welchem alle Geſichtspunkte ſich vereinigten, aus welchem ihr Werth beurtheilt werden mußte. „Dieſe Provinzen decken Italien, ſetzen es mit Dalmatien in directe Communication, und verſchaffen uns einen unmittelbaren Berührungspunkt mit dem Reiche von Conſtantinopel, welches Frankreich aus ſo vielen Gründen muß aufrecht erhalten und beſchützen wollen,“ ſprach der Miniſter des Innern, Montalivet, in ſeiner Darſtellung der Lage des franzöſiſchen Reichs am 1. Dec. 1809. Die Art und Weiſe, wie Napoleon dieſen neuen Staat, ſo lange als derſelbe ſeiner Willkühr hingegeben war, behandelte, ſchien darauf hinzudeuten, daß er demſelben eine künftige Selbſtſtändigkeit zugedacht habe, vielleicht einem ſeiner

Günſtlinge zum Preiſe treuer Genoſſenſchaft aufgehoben. Bei der Stiftung des Staates ward er unter die proviſoriſche Verwaltung eines Staatsrathes (Dauchy) geſtellt, und ſeine innern Hülfsquellen, wie ſeine Einwohner, als erobertes Gut in Requiſition geſetzt. Funfzehn Monate hatte dieſes Interim gedauert, während deſſen Illyrien noch einen Arealzuwachs von 31 Q. Meilen durch einen Theil des, am 3. März 1810, von Baiern abgetretenen italieniſchen Tirols erhalten hatte, als mit Einemmale (am 15. April 1811) ein kaiſerlich franzöſiſches Decret erſchien, das in 18 Titeln und 271 Paragraphen die Organiſation der illyriſchen Provinzen definitiv reguliren ſollte, wodurch dieſe aber keinesweges mit Frankreich vereiniget, deſſen Controle jedoch die, ſeinem unmittelbaren Vortheile angewieſenen, ſchätzbaren Kräfte des hochwichtigen Staates damit unterworfen wurden. Die geſammten Provinzen ſtanden von jenem Tage an unter einem Generalgouvernement, das von einem Generalgouverneur, einem Generalintendanten der Finanzen und einem Juſtizkommiſſär gebildet war. Der erſtere, zugleich Befehlshaber der Land- und Seemacht ſollte alle ſechs Monate einen Generalbericht über die Lage der Provinzen an jeden betreffenden Miniſter erſtatten; der Generalintendant der Finanzen zugleich auch alle Theile der Civiladminiſtration leiten; dem Juſtizkommiſſär ward die Aufſicht über die Gerichtshöfe und beſonders noch die Sicherheitspolizei aufgetragen. Ein Generalkaſſirer nahm die Einnahmen in Empfang, und für die Ausgaben wurde ein Schatzmeiſter geordnet. Dem Generalgouverneur ſtand im Rathe der Provinzen der Vorſitz zu; ein kleiner Rath, der aus dem Generalintendanten, dem Juſtizkommiſſär und zwei Richtern des Appellationshofes zu Laybach zuſammengeſetzt war, ward dem Gouverneur beigegeben, hatte jedoch nur eine berathende Stimme. Das Territorium ſelbſt wurde in ſechs Civil- und eine Militair-Provinz eingetheilt; jene waren Krain, Kärnthen, Iſtrien, Civilkroatien, Dalmatien und Raguſa, in 20 Diſtrikten; die letztere beſtand aus dem durch die ſechs kroatiſchen Regimenter gebildeten Gebiete. Der Adminiſtration jeder Civilprovinz ſtand ein Intendant vor, der gleiche Funktion mit den Präfekten im franzöſiſchen Reiche und einen Gehalt von 6,000 Franken, neben 6—10,000 Franken Büreaukoſten erhielt; ſtatt der Unterpräfekten waren Subdelegirte angeſtellt. Die Funktionen der Maires waren dieſelben wie in Frankreich. Die Gemeinden ſollten vor der Hand ihre Einkünfte behalten; beliefe ſich ihr Budjet unter 10,000 Franken Einkünfte, ſo ſollte es vom Generalintendanten, beliefe es ſich darüber, vom franzöſiſchen Kaiſer ſelbſt im Staatsrathe regulirt werden. Handelskammern ſollten zu Trieſt, Raguſa und Fiume errichtet und deren Deputirte in das Generalkommerzkonſeil berufen werden. Die Biſchöfe, die Cathedral- und Kollegialkapitel ſollten, wie alle geiſtliche Inſtitute und Einrichtungen zur Beſoldung des Lehrſtandes, mit Ausnahme der aufgehobenen Zehnten, fortdauern. Dies war denn die Conſtitution der illyriſchen Provinzen, welche im Durchſchnitte 10 Mill. 43,000 Franken an directen und indirecten Abgaben eintrugen, dagegen eine Ausgabe von 6 Mill. 600,000 Franken erforderten und deren verbleibender reiner Ertrag ausdrücklich zu den Kriegs- und Kriegsadminiſtrationskoſten angewieſen ward. Das Areal betrug gegen 900 Q. Meilen, die Bevölkerung 1 Mill. 531,000 Menſchen *), (nämlich: Kreis von Villach 180 Q. Meilen mit 130,000 Einwohnern, Krain 233 Q. Meilen mit 432,000 Einwohner, Iſtrien mit Trieſt 55 Q. Meilen mit 124,000 Einwohnern, Kroatien dieſſeits der Save 80 Q. Meilen mit 200,000 Einwohnern, Dalmatien und die dazu gehörigen

*) Nach der neueſten Zählung im Jahr 1812.

Inſeln 318 Q. Meilen mit 329,000 Einwohnern und Raguſa mit ſeinem Gebiete 22 Q. Meilen mit 60,000 Einwohnern). Dieſe Gebiete, abgeſehen noch von den in ihnen befindlichen bedeutenden Handelsſtädten und Seehäfen, welche allerdings der Seemacht eines Reiches, wie das franzöſiſche, nach Napoleon Bonaparte's Idee werden ſollte, unentbehrlich waren, bot höchſt bedeutende innere Hülfsquellen dar. Krain iſt reich an mineraliſchen Producten, an Waldungen, Wieſen, Getraide, edlen Früchten und Viehzucht. Der Villacher Kreis wetteifert mit Krain, und gewährt Iſtrien auch nicht den Ackerbau wie dieſe beiden, ſo hat es doch vortrefflichen Wein, Fiſchereien und Waldungen. Kroatien zeichnet ſich durch Wildpret, Fiſche, Viehzucht, Bergbau und Getraidebau aus, und Dalmatien iſt ergiebig an Wild, Fiſchen, Gräſerei und mancherlei Mineralien. Raguſa liefert Getraide, Wein, Seide, Obſt, hat ſtarke Viehzucht und erwirbt viel durch ſeinen Handel, beſonders mit der europäiſchen Türkei. Die Einwohner aber paßten größtentheils ſo recht eigentlich in Napoleons Plan, durch das Schwert ſich zum Alleinherrn zu machen, denn ſie ſind größtentheils von roher, kriegeriſcher, wilder Natur. Die franzöſiſche Herrſchaft in Illyrien war indeſſen nicht von langer Dauer. Denn als der Kaiſer von Oeſtreich im J. 1813 dem Bunde gegen Napoleon beitrat, erhob ſich eine Armee unter dem General von Hiller, um gegen Italien zu operiren, die im Laufe des Monats September den größten Theil des Landes wieder eroberte, das von dem Vicekönig Eugen nur ſchwach vertheidiget wurde. Doch leiſtete die Citadelle von Trieſt einen anhaltendern Widerſtand, der aber am 29. October mit der Capitulation endigte. Nach und nach wurden auch die Plätze und Gegenden auf der öſtlichen Seite des adriatiſchen Meeres beſetzt, und ſo kehrte das ganze Land wieder unter ſeine vorige Regierung zurück. — Nach einer in den erſten Tagen des Auguſt 1816 geſchehenen Bekanntmachung hat der Kaiſer von Oeſtreich beſchloſſen, die wieder eroberten Illyriſchen Provinzen Krain, den Villacher Kreis, Görz, das Küſtenland, das Ungariſche Litorale und den zum Provinzial-Kroatien gehörig geweſenen Antheil, ferner unter der Benennung Illyrien zu belaſſen, hierzu die bei dem Königreiche Italien geweſenen Bezirke Cividale und Gradiſka, dann den bisher zu Inner-Oeſtreich gehörigen Klagenfurter Kreis zu ziehen, und dieſes neue Illyrien zu einem Königreiche zu erheben. Ferner wurde beſtimmt, das Königreich Illyrien ſoll von 2 beſondern Gubernien verwaltet werden, wovon dem einen die Herzogthümer Kärnthen und Krain, dem andern die übrigen Antheile zugewieſen ſind. Das neue Königreich wird in das Königl. Oeſtreichiſche Wappen und in die Titel des Kaiſers aufgenommen. Die Regierung über Kärnthen und Krain erhielt ihren Sitz in Laibach. I.

Iman iſt eine von denjenigen Perſonen der türkiſchen Ulema (Geiſtlichkeit), welche in den Moſcheen den Gottesdienſt verrichten. Sie beten, leſen den Koran vor, predigen, leiſten den Kranken Beiſtand, ſprechen den Segen bei Vermählungen und ſind überhaupt die eigentlichen Prieſter der Türken. Ihre Tracht iſt von den Perſonen weltlichen Standes bloß durch den Tulbend verſchieden, der bei ihnen etwas höher, als gewöhnlich, geformt iſt. Sie erhalten ihre Beſoldung aus den Moſcheen, in welchen ſie angeſtellt ſind, und ſtehen bei dem Volke in großem Anſehn.

Imbert (Barthelemi), Mitglied der Akademie zu Nimes, ſeiner Vaterſtadt, ward im Jahr 1747 geboren, und ſtarb am 23. Aug. 1790. Er verſuchte ſich in der Dichtkunſt und in der Literatur nicht

ohne Beifall; auch würde ſein Gedicht: Le jugement de Paris, welches ſich durch angenehme Einzelnheiten, friſche und lebendige Darſtellung und durch eine ſehr glückliche Diction zu ſeinem Vortheile auszeichnet, einen noch größern Beifall erhalten haben, wenn es dem Verfaſſer gefallen hätte, die Handlung deſſelben mehr zuſammenzudrängen, die Reden zu verkürzen und den Styl noch mehr auszubilden. Seine Fables in einem Bande, ſind mit Scharfſinn erfunden und mit Nettigkeit vorgetragen: daſſelbe läßt ſich von ſeinen Contes ſagen. Seine übrigen Werke ſind: Historiettes, Gedicht und Proſa, 1781; les Egaremens de l'amour, ein angenehm geſchriebener Roman, der 1776 erſchien und 1793 wieder aufgelegt wurde; Choix d'anciens fabliaux, 1738, in zwei Duodezbänden, in welchem es dem Verfaſſer gelungen iſt, den Styl und die Darſtellung der Vorzeit mit Glück und ohne Aufopferung der natürlichen Einfachheit nachzuahmen: le Lord anglais, Luſtſpiel, welches nur einen geringen Beifall erhielt; le Jaloux sans le savoir, Luſtſpiel; le Jaloux malgré lui, Luſtſpiel; und das Trauerſpiel: Marie de Brabant. Imbert zeigt ſich im Tragiſchen ohne Kraft und gezwängt, und im Luſtſpiele mehr verſtändig als komiſch. Doch erhielten ſeine Stücke einigen Beifall, weil man mehrere gut durchgeführte Scenen, eine lobenswerthe Diction und ſehr glückliche Verſe in denſelben mit Dank erkannte. Sein Betragen war angenehm, und ſeine ſtarke Conſtitution verſprach eine lange Lebensdauer, die ihm jedoch noch in der Blüthe ſeiner Jahre von einem hitzigen Fieber entriſſen wurde.

Imperativ, ſ. Categorieen.

Impfen, (medicin.) anſtatt einimpfen, wird uneigentlich gebraucht von der Einpflanzung einer Krankheit von einem Geſchöpfe auf das andere. Daher ſagt man: die Blattern impfen, die Krätze impfen. S. Inoculation. H.

Imperator bedeutete bei den Römern überhaupt den oberſten Befehlshaber einer Armee. Eigentlich aber war Imperator ein Titel, der in verſchiedenen Zeiten verſchiedene Bedeutungen hatte. So führten die Conſuln zuerſt den Titel Imperator, ehe ſie Conſuln genannt wurden; nachher wurde es ein Titel, welchen die Soldaten und der Senat ihrem Feldherrn nach einem großen erfochtenen Siege beilegten und welchen dieſe ſo lange behielten, bis ſie triumphirt hatten. Späterhin wurde niemand mehr mit dem Titel Imperator beehrt, als wer wenigſtens zehntauſend Feinde geſchlagen hatte. Nach dem Untergange der republikaniſchen Verfaſſung ward Imperator der vornehmſte Titel der Kaiſer, um dadurch ihre höchſte Gewalt anzuzeigen. Beſonders bedienten ſich Auguſts Nachfolger deſſelben und er war mit dem Titel Rex gleichbedeutend. In ſpätern Zeiten erhielt er ganz die Bedeutung, die wir mit dem Worte Kaiſer verbinden. Aber auch triumphirenden Generalen wurde dieſer Titel noch beigelegt, und in dieſem Falle hatte er die alte Bedeutung. Die Kaiſer ſcheinen ihn vornemlich deswegen bekommen zu haben, weil alle Generale als unter ihnen ſtehend betrachtet wurden. Zu den Zeiten der Republik ſetzte man dieſen Titel hinter den Namen, z. B., Cicero imperator; als Titel der Kaiſer ſtand er jedoch vor dem Namen. Imperator war bei den Einwohnern von Präneſte auch ein Beiname des Jupiter, deſſen Bildſäule von T. Quinctius, als dieſer Präneſte eroberte, mit nach Rom genommen, und im Tempel des capitoliniſchen Jupiter aufgeſtellt wurde.

Imprägnation heißt eigentlich Schwängerung, und wird in der Chemie von der Vereinigung gewiſſer Subſtanzen gebraucht, wenn

ſie ſich bei der Auflöſung verſchlucken, hauptſächlich der Salze und Gasarten in Waſſer und andern Flüſſigkeiten. Wenn man ſagt, eine gewiſſe Quantität Waſſer wird von einer großen Quantität Salz imprägnirt, ſo iſt es eben ſo viel als die des Salzes wird von der des Waſſers bei der Auflöſung verſchluckt. M. L.

Improviſatoren. So nennt man jene Dichter, welche die Fertigkeit haben, über jeden beliebigen oder aufgegebenen Gegenſtand, aus dem Stegreif gemachte Gedichte zu recitiren. Italien iſt das einzige Land, wo man dieſe Dichter findet, doch auch Spanien und beſonders Valencia unter ſeinem heitern Himmel entbehrt dieſer beredten Zeugen einer ächt poetiſchen Nationalität nicht. Nachdem die improviſirte Dichtkunſt zugleich mit der provençaliſchen im 12ten Jahrhundert in Italien eingewandert ward, ſcheint auch Petrarca dieſe Kunſt ausgeübt zu haben; wenigſtens iſt von ihm bekannt, daß er zuerſt die ſchöne Sitte der improviſirenden Dichter, die Sitte den Geſang mit der Laute zu begleiten, in Italien eingeführt hat. Beſonders leidenſchaftlich war die Liebe zu dieſer Art der Poeſie unter Leo X. und an den Höfen zu Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel, zu welcher Zeit dieſelbe auch in lateiniſchen Verſen ausgeübt ward. Von einer Menge berühmter Improviſatoren und Improviſatricen nennen wir nur folgende als die ausgezeichneteſten: den hochberühmten Leonardo da Vinci, Silvio Antoniano den ehemaligen Cardinal, 1540 in Rom geboren, Bernardino Perfetti, welcher unter Benedikt dem XIII. durch Verwendung der Prinzeſſin Violante von Baiern feyerlich auf dem Capitol gekrönt ward. Zwei Bände ſeiner improviſirten Gedichte ſind 1748 erſchienen. Unter Pius dem VI. ward Maddalena Morelli Fernandez, unter den Arcadiern Corilla Olimpica genannt, der gleichen Ehre theilhaftig. Neben dem Advocat Bernardi in Rom verdient als jüngſter berühmter Improviſator Francesco Gianni (ebenfalls aus Rom) die rühmlichſte Erwähnung. Er beſang, damals ein eifriger Republikaner, die Belagerung von Genua und die Schlacht von Marengo. Später begab er ſich nach Paris, wo ein Gedicht auf die Schlacht von Auſterlitz ihm eine Penſion verſchaffte. Eine Menge ſeiner Gedichte ſind 1795 geſammelt und herausgegeben worden. Dm.

Improviſatori heißen in Italien die Dichter, welche aus dem Stegreif über jedes ihnen aufgegebene Thema ein Gedicht zugleich verfertigen und deklamiren, oder mit einem Inſtrumente ſich accompagnirend ſingen. Bei den wilden Völkern, wo die Phantaſie ſtärker, lebhafter und ungezähmter iſt, findet ſich die Gabe des Improviſirens ziemlich allgemein, muß aber durch Muſik angeregt werden, und aus mehreren Stellen der Alten läßt ſich ſchließen, daß die älteſten griechiſchen Dichter eben auch nichts anders als Improviſatoren waren. In Neu-Europa ſcheint das Talent des Improviſirens ein natürliches Erzeugniß des italieniſchen Bodens zu ſeyn. Seit Widerherſtellung der Wiſſenſchaften gab es in Italien Perſonen von beiderlei Geſchlecht, welche Gedichte, ſelbſt von langem Athem, aus dem Stegreif komponirten. Zuerſt bediente man ſich hiezu der lateiniſchen Sprache, welche bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts die Sprache der Gelehrten war. Einer der älteſten dieſer Improviſatoren war Seraphino d'Aquila, geb. 1466., geſt. 1500, ein jetzt längſt vergeſſener Dichter, der aber bei ſeinem Leben mit Petrarcha an Ruhm wetteiferte. Doch übertraf ihn der gleichzeitige Bernardo Accolti, der Einzige (Unico) zubenamt. Wenn es hieß, der Einzige recitire ſeine Verſe an einem öffentlichen Orte, ſo kam alles in Bewegung, die Läden wurden ver-

ſchloſſen, die Geſchäfte verſchoben, und Gelehrte und Ungelehrte ſtrömten ihm zu. Faſt nicht minderen Ruhm hatte der florentiniſche Improviſator Chriſtoforo. der Erhabenſte (Altissimo) zubenamt. Unter den Improviſatoren gegen Ende des 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts waren Nicolo Leoniceno, Mario Filelfa, Pamfilo Saſſi, Hippolito von Ferrara, Giovane Battiſta Strozzi, Pero, Niccolo Franciotti, Leſare da Fano. Drei Improviſatoren jener Zeit waren blind, Chriſtoforo Sordi, Aurelio Brandolini und ſein Bruder Rafael. Es ſcheint, die Griechiſchen Gelehrten, welche zu Anfang des 16ten Jahrhunderts von Konſtantinopel nach Italien flüchteten, verbreiteten daſelbſt, mit dem Geſchmack an ihrer Sprache und Literatur, auch ihre Gebräuche. In verſchiedenen Städten Italiens führte man jene Sympoſien ein, bei denen zu den Freuden der Tafel die Freuden des Geiſtes ſich geſellten. Leo X. liebte ſie ſehr, und verſammelte die Gelehrten gern an ſeine Tafel. Unter ihnen war Andrea Marone, ein großer Improviſator, Liebling von ihm. Die gleichzeitigen Schriftſteller erzählen Wunder von ſeinem Talent. Hadrian der VI, der die Dichter als eine Art von Abgöttern anſah, vertrieb ihn vom Vatikan, wo Leo ihm ſeine Wohnung angewieſen hatte, Clemens der VII. aber rief ihn zurück. Ein anderer Improviſator, Namens Querno, machte eine Art von Bouffon bei Leo. Bei Tafel erhielt er, der den Wein nicht wenig liebte, aus des Papſtes eigenem Glaſe zu trinken, unter der Bedingung, daß er auf jeden aufgegebenen Gegenſtand wenigſtens zwei lateiniſche Verſe mache; waren dieſe aber ſchlecht, ſo erhielt er wenigſtens die Hälfte Waſſer unter ſeinen Wein. Spottweiſe nannte Leo ihn den Erz-Poeten (Archipoëta). Beide dieſer Improviſatoren nahmen ein trauriges, Querno ſogar ein ſchreckliches, Ende. Nach Leo's Tode hörte man auf, in lateiniſcher Sprache zu improviſiren, denn alle guten Köpfe ſchrieben jetzt in der lingua volgare, und die Improviſatoren folgten nach. Es läßt ſich erwarten, daß ſie dadurch um vieles zahlreicher wurden. Billig enthalten wir uns, die ganze Liſte derſelben aufzuführen; nur einige der berühmteſten machen wir namhaft. Der erſte iſt Sylvio Antoniano, 1540 zu Rom in niederm Stande geboren, durch ſeine Talente aber zur Würde eines Kardinals erhoben. Er war ein gelehrter Kenner der alten Sprachen, und in allen Wiſſenſchaften wohl bewandert. Wegen ſeines Talents zu improviſiren, nannte man ihn Poëtino. Einſt hatte er an einem ſchönen Frühlingsabend auf dem Lande, mitten in einer ſehr zahlreichen Geſellſchaft, in einem Luſtwäldchen zu improviſiren angefangen, als eine Nachtigall, ohne Zweifel von ſeinem Geſang herbeigezogen, ſich auf einen nahen Baum ſetzte, und, wie von einer ſchönen Eiferſucht ergriffen, mit ganz beſonderer Lebhaftigkeit zu ſchlagen anhub. Das Erſtaunen der Zuhörer bei dieſem unerwarteten Wettkampf gab den Verſen des Dichters neuen Reiz, und dieſer, von dem eignen Umſtand ſelbſt begeiſtert, verließ nun den vorher behandelten Gegenſtand, wandte ſich an die Nachtigall, und prieß die Schönheit ihrer Stimme und die Anmuth ihres Geſangs in ſo rührenden und harmoniſchen Verſen, daß alle Zuhörer bis zu Thränen gerührt wurden. Der berühmteſte aller Improviſatoren aber war der Ritter Perfetti, 1680 zu Siena geboren, und 1747 zu Rom geſtorben. Wir beſitzen von Fabroni eine ſchöne lateiniſche Biographie dieſes Dichters. Gewöhnlich begann er mit einer, den Umſtänden angemeſſenen, Anrufung, und kam dann auf den Gegenſtand. Sein Vortrag war klar; über jeden

Gegenſtand wußte er den Schmuck zu verbreiten, deſſen er empfänglich war, verſtand die Kunſt zu belehren, zu gefallen und zu rühren; und da er ein unglaubliches Gedächtniß beſaß, ſo drängte er am Ende den Inhalt ſeines ganzen Vortrags in wenige Verſe zuſammen. Er hatte dabei ganz das Anſehen eines Begeiſterten, und war gewöhnlich am Ende vor Erſchöpfung bewegungslos und halbtodt. Er recitirte ſeine Verſe ſingend, um Zeit zum Ueberdenken zu gewinnen und das Maaß beſſer zu halten, und ließ ſich wohl auch von einer Guitarre begleiten. Sein liebſtes Versmaaß war das achtfüßige, welches die Italiener das epiſche nennen, das ſchwerſte von allen. Der glorreichſte Tag ſeines Lebens war der, an welchem er auf dem Kapitol die Lorbeerkrone empfieng, eine Ehre, die damals um ſo ſchmeichelhafter war, da ſie durch Verſchwendung noch nicht an Werth verloren hatte, denn nur Petrarca und Taſſo waren bis dahin dieſer Ehre würdig geachtet worden. Das römiſche Bürgerrecht, und das Recht, die Lorbeerkrone ſeinem Wappen beizufügen, waren neue Auszeichnungen für ihn. Metaſtaſio zeigte ebenfalls von früher Jugend an ein ſeltnes Talent zu improviſiren; allein die Ausübung dieſes Talents war bei ihm eine gewaltſame Anſtrengung der Natur. Hatte er eine Zeitlang improviſirt, dann fühlte er alle ſeine Kräfte erſchöpft, und man mußte ihn zu Bette bringen und durch Reizmittel wieder beleben; ſeine Kräfte aber kehrten unter 24 Stunden nie zurück. Die Aerzte kündigten ihm deshalb an, er müſſe, wenn er ſein Leben erhalten wolle, ſolch einer gefährlichen Kunſt entſagen. Uebrigens hat es auch an Frauen nicht gemangelt, welche dieſes Talent in einem hohen Grade ausgebildet hatten. Quadrio gedenkt dreier Improviſatricen mit Ruhm, der Cecilia Micheli von Venedig, der Giovanna di Santi, und einer Nonne Barbara von Correggio. Keine von allen indeß hat mehr Ruf erhalten, als die berühmte Corilla, die im Toskaniſchen lebte, und das Erſtaunen aller Reiſenden erregte. Sie war zu Piſtoja geboren, wo ihr Talent, das ſie durch vielfaches Studium ſorgfältig ausbildete, ſich frühzeitig entwickelte. Der Beifall, der ihr in Italien zurauſchte, bewog den Kaiser Franz den I, ſie nach Wien zu berufen, wo ſie mit Auszeichnung empfangen, und mit Gnade überhäuft entlaſſen wurde. Die Kaiſerin Katharina berief ſie nach Petersburg; die Furcht vor dem ſtrengen Klima hielt ſie aber ab, dahin zu gehen. Die Akademie der Arkadier nahm ſie zu ihrem Mitglied auf, und i. J. 1776 ward ſie zu Rom öffentlich gekrönt und von dem römiſchen Senat zu einer Nobile cittadina ernannt. Archenholz in ſeinem Werke: England und Italien, berichtet, es würde an eine poetiſche Krönung nie gedacht worden ſeyn, wenn nicht die mächtige Protection von einem der vornehmſten Kardinäle dieſe Krönungsſache, ungeachtet des Widerſpruchs von ganz Rom, durchgeſetzt hätte. „Dieſer Kardinal, ſagt er, von dem man verſichert, daß er etwas mehr als Freundſchaft für die Stegreifreimerin empfand, ließ ſich durch das Geſchrei des Volks nicht von ſeinem Vorſatz abwendig machen. Der Papſt gab ſeine Einwilligung dazu; Corilla wurde gekrönt, ausgepfiffen, vom Gaſſenpöbel beſchimpft, vom Dichterpöbel beſungen, und von Fürſten beſchenkt. Sie verließ ſchleunig Rom, und lebt jetzt zu Florenz“ (wo ſie den 8. Nov. 1800 ſtarb). Billigere Beurtheiler als der Herr v. Archenholz iſt, erinnern ſich, daß Bosheit und Neid mit dem Ritter Perfetti nicht viel glimpflicher verfuhren, und daß ſelbſt Petrarcha in ſeinen Briefen ſich über den Neid und die Verfolgungen beklage, die ihm der römiſche Lorbeer zugezogen. 1764 ſtarb zu Verona der berühmte Improvi-

ſator Zucco, der an dem Abbe Laurenzi einen würdigen Zögling und Nachfolger hinterließ. Den größten Ruf unter den Improviſatoren unſerer Zeit hat Franceſco Gianni, der ſich ſeit geraumer Zeit in Paris befindet, und von dem eine Sammlung von Stegreifgeſängen im Publikum erſchienen iſt. Wenn auch dieſe den Erwartungen, welche ein berühmter Dichtername erregt, nicht entſprechen ſollten, ſo iſt dies nur die gewöhnliche Erſcheinung, denn von jeher erſchienen die gedruckten Werke der bewundertesten Improviſatoren nicht über dem Mittelmäßigen. Perfetti war deshalb weiſe genug, nie zuzugeben, daß etwas von ihm gedruckt würde, und wahrſcheinlich hätten wir auch von Metaſtaſio nicht ſo reizende Gedichte, hätte er nicht dem Improviſiren entſagen müſſen. Der Grund ergibt ſich von ſelbſt. Die Feinde dieſer Art von poetiſchen Ergötzungen mögen deshalb in ihrem ſtrengen Urtheile nicht ganz Unrecht haben, ohne daß aber deshalb die Bewunderer der Improviſatoren an Geſchmack und Einſicht verdächtig gemacht werden könnten. Die wirkliche oder anſcheinende Begeiſterung des Dichters, ſein lebhaftes Gefühl, ſeine treffende Action und Mimik, die Begleitung eines Inſtruments, und überhaupt das ganze erhöhte Wirken einer lebendigen Gegenwart können der mächtigſten Wirkungen nicht verfehlen, und laſſen der Kritelei keine Zeit, ſich zu äußern. Und geſteht doch Archenholz ſelbſt eine Scene dieſer Art geſehen zu haben, die den auſſerordentlichſten Eindruck zu machen fähig war. Freilich je mehr Geiſt und poetiſcher Enthuſiasmus den Improviſator beſeelt, deſto vorzüglicher wird ihm ſein Werk gelingen; nach den gewöhnlichen herumziehenden Improviſatoren, wie ſie z. B. in Rom auf dem Platz von Termini ihre Künſte täglich zeigen, darf man nicht alle beurtheilen. Woher es komme, daß Italien allein dieſe Art von Dichtern hervorbringe, überlaſſen wir dem Scharfſinn unſerer Leſer auszumitteln. Statt die hierüber vorhandenen Hypotheſen anzuführen, theilen wir bloß eine Thatſache mit, welche durch die Geſchichte der Improviſatoren beſtätigt wird, nämlich: daß faſt alle in Toskana oder Venedig, hauptſächlich aber zu Siena und Verona geboren ſind, und daß ebendaſelbſt dieſes Talent des Improviſirens ſich ununterbrochen fortgepflanzt hat. Kann man nicht auch hier wieder fragen: woher dies? Unſere Karſchin würde in Italien gewiß eine ſehr bewunderte Improviſatrice geworden ſeyn. dd.

Inca, ſ. Peru.

Inceſt, ſ. Blutſchande.

Inclination heißt überhaupt die Neigung. In der Mathematik iſt ſie die Richtung einer Linie nach einem gewiſſen Puncte (nach dem Sinne der alten Mathematiker, namentlich Apollonius und Pappus). Die Aſtronomie bedient ſich dieſes Wortes für die Winkel, welchen die Planeten- und Cometenbahnen mit der Erdbahn (Ekliptik gewöhnlich Sonnenbahn genannt) machen. Ein ſolcher Winkel iſt deſto kleiner, je weniger der Planet oder Comet von der Ekliptik abweicht. Nach den neueſten Beobachtungen von la Lande und Bode iſt der Winkel dieſer Abweichung bei Merkur 7°; für Venus 3°, 23′, 20″; bei Mars 1°, 51′; bei Pallas ungefähr 30°; bei Ceres 10°, 47′; bei Jupiter 1°, 19′, 10″; bei Saturn 2°, 30′, 20″; bei Uranus 0°, 43′, 35″. Genauere Beſtimmungen für Ceres und Pallas ſo wie für Juno und Veſta ſind von der Zukunft zu erwarten. Die Cometen weichen unter verſchiedenen oft ſehr großen Winkeln von der Ekliptik ab, da ſie den ganzen Himmel durchkreuzen. Die Inclination

der Bahn des Mondes iſt, je nachdem die Sonne auf ihn wirkt, verſchieden, hält ſich aber zwiſchen 5°, 1′ und 5°, 17′. M. L.

Incommenſurabel, unmeßbar nennt man in der Mathematik eine ſolche Größe, welche von keiner andern Größe als Einheit gemeſſen werden kann. Von der Art ſind z. B. alle Quadratwurzeln, welche nicht ganze Zahlen ſind, als die Q. W. von 12 iſt = 3,4641 . . . und ſo ins unendliche fort. Dieſe Eigenſchaft der Größen heißt daher Incommenſurabilität. M. L.

Incognito (aus dem Lateiniſchen) wird eigentlich geſagt, wenn ein regierender Fürſt, um Aufwand zu vermeiden, oder aus andern Gründen, unter fremden Namen reiſt. Incognito heißt alſo ſo viel, als Namens- oder Standesverheimlichung. So pflegt man zu ſagen: „Dieſer Fürſt hat ein ſtrenges Incognito beobachtet," wenn man ſagen will: „er hat ſich durchaus nicht zu erkennen gegeben." Die Italiener und Franzoſen bedienen ſich deſſelben Ausdrucks: erſtere ſprechen incongito, und letztere engcongito.

Incunabeln (aus dem Lateiniſchen, das Wiegenzeug) heißen diejenigen erſten oder Urdrücke von Büchern, welche gleich bei der Erfindung der Buchdruckerkunſt, oder doch kurz nachher, gedruckt wurden.

Indien, indiſche Kolonien. Wir haben dieſe merkwürdige Erdgegend, welche früher ſchon *) in geographiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht beſchrieben ward, nun auch noch in Hinſicht auf ihre Wichtigkeit auf den Welthandel hiſtoriſch zu betrachten, und wollen hier eine Ueberſicht der von den Europäern in Indien gegründeten Kolonien und Handlungsniederlaſſungen geben. Die koſtbaren Schätze, welche dieſes reiche Land beſitzt, beſonders auch die Gewürze deſſelben lockten ſchon in den früheſten Zeiten den gewinnluſtigen und betriebſamen Kaufmann. Die Europäer aber erhielten bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die köſtlichen Waaren Indiens nur aus der zweiten Hand, theils über Aegypten, wohin ſie auf dem arabiſchen Meerbuſen kamen, theils auf einem langen Karavanenwege durch das innere Aſien. Dieſer Handel war in den Händen der Venetianer und Genueſer, welche die europäiſchen Märkte mit aſiatiſchen Waaren verſahen und dadurch reich und mächtig wurden. Die Umſchiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung, die endlich (1498) nach manchen mißlungenen Verſuchen, einen Seeweg zu Indiens Reichthümern zu finden, gelang, führte die Portugieſen in kurzer Zeit, durch die Tapferkeit großer und kluger Mitbürger, zum Beſitze eines Reiches in Aſien. Wenige Jahre, nachdem Vasco da Gama **) an der Küſte von Indien gelandet war, waren ſie ſchon die begünſtigteſten Kaufleute auf der ganzen Küſte, hatten einige Niederlaſſungen, trotz der geſchäftigen Eiferſucht der Muhamedaner, in deren Händen bisher der gewinnvolle Handel mit indiſchen Waaren geweſen war, und mehrere einheimiſche Fürſten hatten mit ihnen Handelsbündniſſe geſchloſſen, in welchen dieſelben den König von Portugal für ihren Oberherrn erkannten. Franz von Almeida, der erſte portugieſiſche Vicekönig in Indien (von 1505 bis 1509) erhöhete den Ruhm ſeines Volkes in den indiſchen Meeren; überall wo ſeine Schiffe landeten, gründete er Handelsniederlaſſungen, und nahm ſelbſt Ceylon ſchon 1506 in Beſitz. Sein größerer Nachfolger in der Verwaltung, Alphons von Albuquerque, (von 1510 bis 1515) befeſtigte das ſtolze Gebäude der portugieſiſchen Herrſchaft in

*) S. Art. Hinduſtan.

**) S. dieſen Art.

den indiſchen Meeren. Er legte Feſtungen an zur Beſchützung de Handelsniederlaſſungen, zu deren Mittelpunkt er Goa *) machte, e eroberte das wichtige Malacca, wo ſich die Handelsſchiffe von Ja pan, Sina, den Molukken, den Philippinen, von Bengalen, Perſien Arabien und Afrika ſammelten, und der Schrecken, welchen dieſe Er obrung verbreitete, bewog die mächtigſten Fürſten der jenſeitigen indi ſchen Halbinſel das Bündniß der Portugieſen zu ſuchen; er nahm bald darauf die Molukken **) und mit ihnen den reichen Gewürz handel, und beſchloß ſeine Laufbahn mit der Eroberung von Ormuz der reichſten und wichtigſten Handelsſtadt im perſiſchen Meerbuſen, de ren Beſitz er durch eine ſtarke Feſtung ſicherte. Bald nach ſeinem To de herrſchten die Portugieſen vom arabiſchen bis zum perſiſchen Meere faſt alle Häfen und Inſeln an den Küſten von Perſien und Indien waren bald nachher in ihrer Gewalt; ſie beſaßen die ganze malabariſch Küſte bis zum Vorgebirge Comorin, hatten Niederlaſſungen auf de Küſte Coromandel und am bengaliſchen Meerbuſen, die Inſel Ceylon war ihnen zinsbar, ſelbſt in Sina hatten ſie Faktoreien und die Häfen von Japan ***), wohin ein Sturm ihnen den Weg wies, waren ihren Handelsſchiffen geöffnet. Zu dieſer Höhe war ihre Macht um das J 1542 geſtiegen und ſechzig Jahre lang führten ſie ihren gewinnvolle Handel ohne mächtige Nebenbuhler. Auf allen europäiſchen und aſia tiſchen Märkten beſtimmten ſie den Preis aller Waaren. Kein frem des Handelsſchiff konnte in den indiſchen Häfen eine Ladung einnehmen, ehe nicht die portugieſiſchen Schiffe befrachtet waren; kein Schiff konnte ſicher in den indiſchen Gewäſſern fahren, ohne portugieſiſche Päſſe, und ſelbſt diejenigen, welche mit Erlaubniß der Portugieſen Handel trieben, durften doch nicht mit Zimmet, Ingwer, Pfeffer, Stahl, Eiſen, Blei und Waffen handeln, weil dieſe Waaren Gegenſtände ihres Alleinhan dels waren. Der Mittelpunct ihrer Herrſchaft war Goa, wo der Statthalter des Königs von Portugal, unter dem Namen eines Vice königs oder eines Gouverneurs, ſeinen Sitz hatte. Durch kühne, oft empörende Gewaltſtreiche ſicherten ſie ihre Herrſchaft in Aſien. Sie be ſchoſſen die mächtigſten Städte auf den indiſchen Küſten, verbrannten die Schiffe ihrer Feinde in den eigenen Häfen derſelben, wiegelten die abhängigen einheimiſchen Fürſten gegen ihren Oberherrn auf, um die innere Zwietracht zur Erhöhung ihrer Macht zu benutzen, und keinem Fürſten gewährten ſie Frieden oder Bündniß, der nicht dem Könige von Portugal huldigte und ſeine Abhängigkeit durch die Erlaubniß eine Fe ſtung in ſeiner Hauptſtadt zu bauen, ſicherte. Selbſt in den Küſten ländern, wo ſie nur handelten und nicht zugleich geboten, ſondern die Eingebornen ihren einheimiſchen Fürſten allein unterworfen blieben, herrſchten ſie doch mittelbar durch den Schrecken ihres Namens. Portugal verdankt dieſe Herrſchaft der Kraft einzelner vorleuchtender Männer, der in der ſchönſten Zeit ſeines Ruhmes mitheroiſcher Begeiſterung zu jenem fernen Schauplatze eilten. Der Hang zu ritterlichen Abenteuern, die nach der Bezwingung der Mauren keinen Gegenſtand mehr in der Heimath fand, hoffte und ſuchte dort volle Befriedigung. Aber die Nachfolger der Helden, welche die Handelsgröße ihres Volkes gegründet hatten, waren nicht mit gleicher Kraft gerüſtet; Habgier und Plünderungsſucht wurden bald die einzigen Beweggründe, welche zu Unternehmungen antrieben; die Ehre des portugieſiſchen Namens, dem jene Männer, ſelbſt wenn ſie Gewaltſchläge fallen ließen, Achtung zu

*) S. dieſen Art. **) S. d. Art. ***) S. d. Art.

erhalten wußten, ward immer mehr verdunkelt; der empörende Mißbrauch der Gewalt reizte den Widerſtand der Eingebornen, welche früher durch die Liſt der herrſchſüchtigen Fremdlinge gegen einander bewaffnet, jetzt beim Anblicke der gemeinſamen Gefahr deſto feſter ſich verbanden. Als nun auch auf dem Throne von Portugal dem kräftigen Johann dem II., dem großherzigen Emanuel, ſchwache Fürſten folgten, als unter dem verzogenen Jeſuitenzöglinge, dem fanatiſchen Sebaſtian, das Reich ſeinem Verfall immer mehr entgegenſank, verfiel auch das ſtolze Gebäude, in Aſien, das der Väter Tapferkeit und Klugheit gegründet hatte. Die Vereinigung Portugals mit Spanien (1580) entſchied den Sturz der portugieſiſchen Handelsmacht in Indien. Die ſpaniſchen Könige vernachläßigten die aſiatiſchen Niederlaſſungen. Raub, Plünderung und Ungehorſam nahmen überhand; einige Befehlshaber in Indien machten ſich unabhängig, andre giengen zu den indiſchen Fürſten über, andre wurden Seeräuber. Die Portugieſen wurden von Holländern und Engländern wie Spanier behandelt. Die Niederländer hatten bisher die indiſchen Waaren, mit deren Vertrieb ſie ſich beſchäftigten, von dem großen Handelsmarkte, Liſſabon, abgeholt, Philipp der II. aber, unwillig gegen die Abgefallenen, verbot den niederländiſchen Schiffen den Hafen der portugieſiſchen Hauptſtadt, und zwang dadurch das betriebſame Volk, von der Quelle zu holen, was ſie vorher aus der zweiten Hand empfangen hatten. Sie waren eben mit dem vergeblichen Verſuche beſchäftigt, einen neuen Weg nach Indien durch die nördlichen Meere zu finden, um ihren Feinden auszuweichen, als Cornelius Houtmann, ein Niederländer, der mehrmals auf portugieſiſchen Schiffen Handelsreiſen nach Indien gemacht hatte, ihnen ſeine Dienſte anbot. Er ward, i. J. 1595, mit vier Schiffen nach Indien geſandt, um die Küſten, die Bewohner derſelben, und die Handelsverhältniſſe jedes Ortes zu erforſchen. Er kehrte mit günſtigen Hoffnungen zurück, denn ſchon auf dieſer erſten Reiſe waren Handelsbündniſſe mit den Fürſten auf der Inſel Java geſchloſſen. Die Geſellſchaft der Kaufleute, welche dieſe Unternehmung beförderte, ſandte darauf den Admiral van Steck mit dem Auftrag ab, auf jener Inſel, die von dem Mittelpunkte der portugieſiſchen Handelsmacht entfernt, aber den Gewürzinſeln nahe genug lag, um einen Schleichhandel zu begünſtigen, und nicht weniger gut gelegen war zur Anknüpfung eines Handelsverkehrs mit Sina und Japan, holländiſche Comptoire anzulegen und mit den einheimiſchen Fürſten Verträge zu ſchließen. Der Haß, welchen die Eingebornen auf die, zuweilen auch hier landenden, Portugieſen geworfen hatten, unterſtützte ihn nicht wenig bei der Ausführung dieſes Unternehmens. Es traten nun, durch ſo glückliche Erfolge ermuntert, mehrere kleine Geſellſchaften in Holland zuſammen, die den indiſchen Handel zum Gegenſtand ihrer Unternehmungen machten, aber es zeigte ſich bald, daß der zu ſtarke Zudrang die Handelsmärkte in Indien, wie in Europa, überfüllte. Um dieſen Nachtheil aufzuheben und den eiferſüchtigen Portugieſen einen kräftigern Widerſtand entgegenſetzen zu können, als Einzelne zu leiſten vermochten, wurden die kleinen Handelsgeſellſchaften 1602 in eine große oſtindiſche Geſellſchaft vereinigt, welche das Recht erhielt, Krieg und Frieden mit den Fürſten Aſiens zu ſchließen, Feſtungen zu bauen, Beſatzungen zu unterhalten und einen Gouverneur zu wählen. Als nun auf Java und auf andern Punkten befeſtigte Comptoire angelegt und mit mehreren Fürſten von Bengalen Handelsbündniſſe geſchloſſen wurden, begann der lange Kampf mit den eiferſüchtigen Nebenbuhlern. Hatten die Portu-

gieſen den Vortheil einer genaueren Kenntniß der indiſchen Meere, ſo konnten dagegen die Niederlande auf eine kräftigere Unterſtützung aus Europa rechnen, da Philipp II. und ſein Nachfolger die Niederlaſſungen in Aſien oft lange ohne Hülfe ließen. Als aber Zeit und Erfahrung jenen Vortheil auch den Holländern gaben und ſie noch den Vorzug einer ſtärkern und beſſer bedienten Seemacht damit verbanden, ward den Portugieſen ein Platz nach dem andern entriſſen. Im Jahr 1621 räumten dieſe ihren ſiegreichen Nebenbuhlern die Molukken, 1638 Japan, 1641 Malacca, 1658 Ceylon, 1660 Celebes, (wo die Portugieſen nach dem Verluſte der Molukken ſich feſtgeſetzt hatten, um ſich durch Schleichhandel noch einigen Antheil an dem Gewürzhandel zu verſchaffen) und ſeit 1663 fielen auch die wichtigſten Plätze auf der Malabarküſte, wo ſich die portugieſiſche Handelsmacht am längſten behauptet hatte, in die Gewalt der Holländer. Zu gleicher Zeit, als die Portugieſen mit den Holländern kämpften, traten auch die Engländer gegen ſie in die Schranken. Schon im Jahr 1600 gab die Königin Eliſabeth den Kaufleuten in London ein ausſchließendes Vorrecht zum Handel nach Indien auf fünfzehn Jahre, und im folgenden Jahre liefen die erſten vier Handelsſchiffe der oſtindiſchen Compagnie von Lancaſter nach den Molukken aus. Der reiche Gewinn dieſer erſten Handelsreiſe reizte die verbundenen Kaufleute, alles aufzubieten, um die Hinderniſſe zu beſiegen, welche Portugieſen und Niederländer neuen Anſiedelungen auf den indiſchen Küſten in den Weg legten, und es gelang ihnen bald, auf Java, Amboina und Banda Niederlaſſungen und Feſtungen anzulegen und den Gewürzhandel mit den Niederländern zu theilen. Zwar ward ihnen dieſer Vortheil bald wieder durch die Holländer entriſſen, welche ſich durch einen Gewaltſtreich im alleinigen Beſitze der Molukken ſicherten, dagegen aber waren die Engländer deſto glücklicher in ihren Niederlaſſungen auf den Küſten von Malabar und Coromandel, und ſchlugen die Angriffe der ſtärkern Portugieſen immer glücklich ab. Wichtiger noch war der Vortheil, den ſie im Jahr 1623 errangen, als ſie, von den Perſern gerufen, dieſen beiſtanden, die Portugieſen aus Ormuz zu vertreiben, denn außer dem Antheile an der reichen Beute der eroberten Waarenlager, erhielten ſie eine Niederlaſſung am Eingange des perſiſchen Meerbuſens (Bender-Abaſſi) und gelangten zu dem Handel mit Seide, morgenländiſchen Teppichen, Goldſtoffen und andern perſiſchen Waaren. So erhob ſich ſeit der Mitte des 17ten Jahrhunderts auf den Trümmern des portugieſiſchen Aſiens die Handelsmacht der Holländer und Britten. Aber den freudigen Begrüßungen, womit die Eingebornen, als ſie der Herrſchaft der verhaßten Portugieſen los wurden, die Holländer empfingen, folgten bald Unmuth und neue Trauer. Sie ſahen, daß ſie das harte Joch der Portugieſen mit einem härteren vertauſcht hatten, daß Habſucht und Kaufmannsgeiz unter den neuen Gebietern dieſelben Wirkungen hervorbrachten, die ihrer Ruhe und ihrer Freiheit ſeit der Ankunft der erſten Europäer ſo verderblich geweſen waren. Auch die Holländer waren, wie die Portugieſen, faſt immer in Krieg mit den Eingebornen auf den Inſeln und auf dem feſten Lande, wo ſie Niederlaſſungen gegründet hatten. So ward gleich nach der Vertreibung der Portugieſen von den Gewürzinſeln durch Gewalt erzwungen, daß die Gewürznelkenbäume auf allen Inſeln, außer auf Amboina, ausgerottet wurden; auf Banda wurden alle Bewohner ohne Schonung vertilgt, weil ſie nicht Sklaven werden wollten, und die ganze Inſel ward unter Weiße vertheilt, welche von den benachbarten Eilanden Sklaven zum Anbau ihres Bodens zogen. Das prächtige

Batavia auf der Nordküſte der Inſel Java ward ſeit 1619 der Sitz der holländiſchen Regierung von Indien und die Hauptniederlage des aſiatiſchen Handels der oſtindiſchen Geſellſchaft, und von hier aus herrſchte der Generalſtatthalter, gleich einem Könige, während der fünfjährigen Dauer ſeiner Amtsgewalt, über die inländiſchen Fürſten. Bis auf die neueſten Zeiten, wo das ganze europäiſche Colonialſyſtem erſchüttert ward, und faſt alle Handelsniederlaſſungen in Aſien in die Gewalt der meerherrſchenden Britten fielen, blieben die Holländer ungeachtet häufiger Kämpfe mit den Eingebornen, im Beſitze ihrer Anſiedlungen, unter welchen Surate auf der Nordküſte der vorder-indiſchen Halbinſel, das Commandement Malabar, wo Cochin die Hauptfeſtung, das Gouvernement Coromandel mit der Feſtung Negapatnam; die Niederlaſſung Chinſura in der Direction Bengalen; das Gouvernement Malacca, die äußerſte holländiſche Beſitzung auf der ſüdlichen Spitze der Halbinſel dieſſeits des Ganges; Celebes, das einzige Gebiet, wo ſie nach der Entwaffnung und Unterwerfung der eingeborenen Fürſten förmlich herrſchten; Java, die Molukken, die ſüdliche Küſte von Borneo (die ſpäteſte Niederlaſſung), die wichtigſten waren. Ehe wir zu den engliſchen Kolonien in Indien zurückkehren, müſſen wir einen Blick auf die übrigen Handelsniederlaſſungen werfen, welche gleichfalls im 17ten Jahrhunderte gegründet wurden, die Anſiedlungen der Dänen und Franzoſen. Ein holländiſcher Faktor, Boſchower, der von dem Könige von Ceylon, als hohen Gunſtbeweis den Titel eines Prinzen erhalten hatte, ward nach ſeiner Rückkehr in die Heimath kalt aufgenommen und bot unmuthig dem König Chriſtian dem IV. ſeine Dienſte zur Anlegung einer Niederlaſſung auf Ceylon an. Es ward ſogleich, im J. 1618, eine oſtindiſche Geſellſchaft in Kopenhagen gebildet und Boſchower reiſete mit ſechs Schiffen, von welchen die Hälfte dem König, die andere jener Geſellſchaft gehörte, nach Indien ab. Er ſtarb unterwegs. Der däniſche Seemann, der die Schiffe führte, fand eine ſchlechte Aufnahme in Ceylon, als er ohne Boſchower ankam, und wandte ſich alsbald nach Coromandel, der nächſten Küſte des indiſchen feſten Landes. Der inländiſche Fürſt von Kanjore bewilligte ihm, gegen eine jährliche Abgabe, einen fruchtbaren Landſtrich, wo ſogleich der Grund zu der Stadt Tranquebar gelegt und bald darauf zur Beſchützung der neuen Niederlaſſung die Feſtung Dansburg erbaut ward. Die übrigen Europäer, welche ſich in Indien niedergelaſſen hatten, legten den Dänen anfangs keine Schwierigkeiten in den Weg, und dieſe trieben einen ziemlich bedeutenden Handel. Als aber die Holländer immer mächtiger und übermüthiger wurden, ſchloſſen ſie die neuen Nebenbuhler bald von allen Märkten aus. Die Angelegenheiten der däniſchen Geſellſchaft verfielen; ſie trat der Regierung ihre Niederlaſſungen ab, und ward im Jahre 1634 völlig aufgelöſet. Seit 1643 hörte die Schifffahrt der Dänen nach Indien ganz auf. Im Jahre 1670 aber errichtete Chriſtian der V. eine neue Handelsgeſellſchaft, welcher er durch Ausrüſtung von Schiffen ein ſo bedeutendes Geſchenk machte, daß faſt die Hälfte des zuſammengeſchoſſenen Kapitals von ſeiner Freigebigkeit herrührte. Sie erhielt überdies das Recht, Krieg und Frieden zu beſchließen. Die neue Geſellſchaft ward bald in neue Kriege mit den eiferſüchtigen Holländern und dem, von dieſen aufgehetzten, Fürſten von Kanjore verwickelt. Ohnmächtig dauerte ſie fort bis 1729, wo ſie nicht mehr im Stande war, ihr kleines Gebiet länger zu behaupten, und aufgehoben wurde. Zwei Jahre nachher ward ſie von Chriſtian dem VI. zum drittenmal erneuert. Sie

erhielt einen Freiheitsbrief auf 40 Jahre und den ausſchließenden Handel vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Sina. Die Geſellſchaft hatte ſo glücklichen Fortgang, daß ihr Freibrief, als derſelbe abgelaufen war, auf 20 Jahre erneuert ward, aber mit einer Einſchränkung, welche das Recht des Alleinhandels der Geſellſchaft nahm und jedem Däniſchen Unterthan den indiſchen Handel gegen eine gewiſſe Abgabe an die Geſellſchaft freigab. Während dieſer Zeit waren mehrere wichtige Niederlaſſungen und Beſitzungen auf den Küſten Malabar und Coromandel, in Bengalen, in Behar, in Oriſſa, an der Malaccaſtraße erworben, und dieſe Anſiedlungen waren in Hinſicht auf die Belebung der Schifffahrt und des Handels der Dänen ſo wichtig geworden, daß der König im J. 1770 der Geſellſchaft alle Niederlaſſungen in Indien für 170,000 Thaler abkaufte und die Beamten derſelben in ſeine Dienſte nahm. Der Handel nach Indien und nach Sina ward ſeitdem allen däniſchen Unterthanen freigegeben. Schon waren die oſtindiſchen Geſellſchaften in England und Holland aufgeblüht, und die Franzoſen hatten, einzelne mißlungene Unternehmungen abgerechnet, noch keinen unmittelbaren Handelsverkehr mit Indien angeknüpft. Endlich aber ward der franzöſiſche Finanzminiſter Colbert ſo laut aufgefordert, den Unternehmungsgeiſt der Nation zu begünſtigen, daß er ſich im Jahr 1665 entſchloß, eine *oſtindiſche* Handlungsgeſellſchaft zu gründen, und ihr auf 50 Jahre alle Freiheiten und Rechte zu verleihen, welche die engliſche und holländiſche Geſellſchaft genoſſen. Die verbundenen Kaufleute mußten ein Kapital von 15 Millionen Livres zuſammenbringen. Die Inſel *Madagascar*, die am Eingang des indiſchen Meeres und der afrikaniſchen Küſte nahe, zum Handel nach Afrika, Perſien, Arabien und Indien gut gelegen war, wurde zum Mittelpunkte der neuen Niederlaſſungen gewählt. Aber ſchon in fünf Jahren war die Handelsgeſellſchaft durch ſchlechte Verwaltung, durch Veruntreuungen ihrer Beamten in ſolchen Verfall gerathen, daß ſie ihre Niederlaſſungen der Regierung abtrat. Es ward nicht beſſer, und zwei Jahre ſpäter wurden alle Franzoſen, die noch auf Madagascar zurückgeblieben waren, ermordet. Indeß ward ſtatt Surate in Guzerat, wo die Franzoſen anfangs die Niederlage ihrer Waaren hatten, der damals unbedeutende Flecken *Pondichery* gewählt, welcher bald zu einer anſehnlichen Stadt ſich erhob. Während des ganzen 17ten Jahrhunderts aber konnte der franzöſiſche Handel nach Indien ſich nicht heben. Die Mängel des Verwaltungsſyſtems, Kriegsunfälle, unkluges Eingreifen der Regierung, hinderten das Gedeihen aller Niederlaſſungen, ſo daß manche kaum gegründete Anſiedlung ſchnell wieder aufgegeben werden mußte. Endlich überließ die oſtindiſche Geſellſchaft den uneingeſchränkten Genuß ihrer, ſeit 1714 wieder erneuerten, Vorrechte den Schiffsausrüſtern von St. Malo. Erſt unter der Staatsverwaltung des Kardinals Fleury kam Ordnung und Thätigkeit in dieſe Handelsunternehmungen, als die Brüder *Orri* und *Fülvy* die Leitung derſelben übernahmen. Pondichery hob ſich bald aus ſeinem Verfalle, und das ſeit 1720 von den Franzoſen in Beſitz genommene, als Station der Indienfahrer trefflich gelegene, *Isle de France* blühte durch des erfahrenen Bourdonais Vorkehrungen ſeit 1735 in kurzer Zeit herrlich auf. Eben ſo gedieh unter des verdienſtvollen Dupleix Leitung die Colonie Chandernagoe am Ganges. Auf allen öſtlichen Meeren, wo gewinnvoller Handel zu erwarten war, ſegelten franzöſiſche Schiffe. In dem Seekriege zwiſchen Frankreich und England von 1745 bis 1747, behaupteten ſich die Franzoſen auf das tapferſte in Indien, ungeachtet ſie aus

Europa wenig Unterſtützung erhielten, aber am höchſten ſtieg gleich nach dem Frieden von 1748 ihre Macht durch ihren glücklichen Einfluß auf die Kriege der indiſchen Fürſten. Sie erwarben anſehnliche Beſitzungen an den Küſten von Golconda, Oriſſa und Coromandel, die aber freilich zu weit aus einander lagen, als daß ſie ſich gegenſeitig hätten unterſtützen können. Während des neuen Kriegs mit England (von 1755 bis 1763) gingen nach und nach alle Theile des franzöſiſchen Reiches in Indien verloren. Der Friede gab ihnen nur Pondichery und Mahio zurück, und erlaubte ihnen nur drei kleine Faktoreien in Bengalen mit ſchwachen Beſatzungen. Der Friede von 1783 vergrößerte nur das franzöſiſche Gebiet um Pondichery und dies, was ſie mit allen außereuropäiſchen Niederlaſſungen im Revolutionskriege verloren haben, hat ihnen der Pariſer Friede wiedergegeben. Die Britten ſind nun, nachdem alle ihre Nebenbuhler theils ganz gefallen, theils erſchöpft ſind, die herrſchende Handelsmacht in Indien. Auf dem Grunde, der im 17ten Jahrhunderte, wie oben erwähnt worden iſt, dazu gelegt ward, erhob ſich der ſtolze Bau ihrer Herrſchaft, ſeit im Jahr 1702 die Fonds aller kleinen Handelsgeſellſchaften, welche ſich kurz vorher gebildet hatten, mit der oſtindiſchen Compagnie waren vereinigt worden. Es wird unter dem Artikel: oſtindiſche Compagnie, erzählt, wie dieſe Geſellſchaft in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts ihren Handel ausgebreitet, wie ſie in der zweiten Hälfte deſſelben durch Niederdrückung der franzöſiſchen Handelsmacht, durch vortheilbringende Einmiſchung in die innern Zwiſtigkeiten der inländiſchen Fürſten, ihr politiſches Uebergewicht befeſtigt, und ein größeres Reich, als ſelbſt nicht die Portugieſen in der Zeit ihres höchſten Glanzes beſaßen, in Indien erworben haben, welches ſeit dem Falle des mächtigen Myſore (1799) und den letzten Siegen über die gefährlichſten Nachbarn, die Maratten, noch feſter iſt gegründet worden. R.

Indifferentismus nennt man diejenige Denkungsart, welche in Rückſicht auf die Wahl zwiſchen mehrern verſchiedenartigen Gegenſtänden der Beurtheilung, des Glaubens oder der Neigung unentſchieden bleibt und den Werth dieſer Gegenſtände dahingeſtellt ſeyn läßt, weil ſie für keinen derſelben ein überwiegendes Intereſſe hat oder überhaupt nicht Kenntniß davon nimmt. Ob nun wohl dieſe Denkungsart ein Beweis von Unkunde oder Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Dinge iſt, auf die ſie ſich bezieht, ſo verträgt ſie ſich doch ſo gut mit der Partheigängerei, daß man einen deſto entſchiednern Indifferentismus verräth, je weniger man ſich bedenkt, die Rollen zu wechſeln. So gibt es Indifferentiſten in der Politik, in der Philoſophie, in der Religion und Moral, denen es gar nichts koſtet von einem Syſtem zum andern überzuſpringen. Weil ſie ſich im Grunde aus keinem etwas machen, in keins eingedrungen, für keins erwärmt ſind, iſt es ihnen einerlei, zu welchem ſie ſich bekennen, und ſie werden daher allemal die Farbe desjenigen Syſtems annehmen, bei dem ſie ſich eben die meiſten Nebenvortheile verſprechen. Freilich kann bei dem Indifferentismus der Parteigängerei von Wahrheitsliebe und Conſequenz des Charakters nicht die Rede ſeyn, und wenn es auch Rückſichten der Klugheit gibt, welche die Behauptung einer friedlichen Neutralität, die überhaupt keine Parthei ergreift, auf dem Felde der Politik und Schulphiloſophie rechtfertigen mögen, ſo verräth es doch, ſelbſt abgeſehen von den unreinen Bewegungsgründen jenes Rollenwechſels, immer Ungewiſſenhaftigkeit, ſich ohne Ueberzeugung bald für dieſe bald für jene Parthei zu er-

klären, und kein gebildeter Menſch wird ſich den Mangel an allem Intereſſe für die Sache des Rechts und der Wahrheit, die immer nur eine iſt, verzeihen; ja in Sachen des religiöſen Glaubens und der moraliſchen Ueberzeugung kann man ohne ſtrafbare Gleichgültigkeit gegen das Heiligſte weder ganz indifferent, noch irgend neutral bleiben, denn hier gilt der alte Spruch: wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich. Jener vornehme Indifferentismus, der es unter der Würde hält, in die Wiſſenſchaften einzugehen, deren Anbau das Verdienſt eines geringeren Standes iſt, verdient mindeſtens den Vorwurf der Inhumanität und die veränderte Denkart der höheren Stände hat ihn auch genöthiget, ſich hinter die Firma der Bequemlichkeit zu verbergen, unter der er mit Verzichtleiſtung auf jeden Genuß und Ruhm, den die Theilnahme an den großen Angelegenheiten der Menſchheit verſchafft, Duldung genießt. Den Indifferentismus der Unkunde in dem, was allen Menſchen wichtig iſt, muß man, wo er von Indolenz und Unfähigkeit des Geiſtes über den Kreis der ſinnlichen Erfahrung hinauszugehen herrührt, bemitleiden. Nahe ſteht ihm der phyſiſche Indifferentismus oder die Unempfindlichkeit gegen ſinnliche Luſt und Unluſt, die entweder ein Zeichen der äußerſten Rohheit und Abſtumpfung oder, wie die Apathie der Stoiker und Asceten, ein erkünſtelter, die Grenzen der Menſchlichkeit überſchreitender Heroismus iſt. Aber gar nicht verwechſeln darf man mit jenen Aeußerungen des moraliſchen Indifferentismus die Unpartheilichkeit des Geſchichtſchreibers, welcher, um treu und unbefangen zu bleiben, der eignen Meinung oder Neigung keinen Einfluß auf ſeine hiſtoriſchen Darſtellungen verſtattet, die Behutſamkeit und Selbſtſtändigkeit des Eklektikers, der ſich, überzeugt, daß die Wahrheit in der Mitte liege, für keine Parthei erklärt und von allen das Beſte auswählt, noch die freilich an den religiöſen Indifferentismus ſtreifende Liberalität des Synkretiſten, der die Abweichungen der verſchiednen Religionen von einander für außerweſentlich und unſchädlich erklärt und des Latitudinariers, der ſich überzeugt hält, man könne Gott in jeder Religion wohlgefallen, und es ſey ihm gleichviel, wie er geehrt werde, wenn man nur die Abſicht habe, ihn zu ehren. Kirchlicher Indifferentismus iſt dieſe in unſern Tagen beliebte und nur zu weit getriebne Liberalität allerdings und die traurigen Symptome der Lauigkeit gegen die Religion ſelbſt, die ſich in ihrem Gefolge eingeſchlichen hat, nöthigen zu der Annahme, daß es doch beſſer ſey, ſich für eine beſtimmte Religionsparthei zu erklären und ihr mit ganzer Seele anzuhängen, als alle gleich gut zu finden und dabei ſelbſt weder kalt noch warm zu ſeyn. Ueberdieß geht der Indifferentismus in Anſehung kirchlicher Eigenheiten nur zu leicht in den eigentlich religiöſen oder den entſchiednen Unglauben über, der ſich für keine Religion intereſſirt, weil er ſie alle für gleich ungegründet und chimäriſch hält, und daß dieſer weder für den, der ſich ihm ergiebt, noch für die um ihn Lebenden wohlthuend ſeyn kann, bedarf keines Beweiſes. Am bedauernswürdigſten aber iſt der totale Indifferentismus, wo man ſich überhaupt für nichts mehr intereſſirt, nichts mehr liebt oder haßt und an Geiſt und Herz ausgebrannt und erſchlafft iſt. Denn mit dem warmen Intereſſe für oder wider irgend etwas ſtirbt auch das Leben und die Thatkraft ſelbſt ab, und wie weit man auch immer jener jetzt eben modiſchen Geſinnung, die ſich bald Unpartheilichkeit und Toleranz, bald Mäßigung und Gleichmuth, bald Erhabenheit über alles Thun und Treiben der Menſchen nennen läßt, Einfluß verſtatten mag; um nicht der traurigſten Leere preisgegeben zu ſeyn und in den Abgrund eines geiſtigen Todes zu verſinken, wird man immer wenigſtens eins haben

müſſen, das man liebt, das Gute, und eins, das man haßt, das Böſe. E.

Indigenat. Unter Indigenat verſteht man das Eingeborenſeyn in irgend einem beſtimmten Lande in Beziehung auf die daraus entſpringenden Rechtsverhältniſſe und Verbindlichkeiten. So haben z. B. in den meiſten Staaten die Eingebornen das Recht, entweder ausſchließlich oder doch vorzugsweiſe vor Fremden zu Aemtern ꝛc. berufen zu werden. Je volksmäßiger die Verfaſſungen ſind, um ſo mehr Vorrechte vor Fremden pflegen in dem Indigenat zu liegen. Ein Beiſpiel iſt England. Als Beiſpiel beſonderer in dem Indigenate liegender Verbindlichkeiten führen wir die Soldatenpflichtigkeit an für das Land, in welchem man geboren iſt. Da aber in den meiſten Ländern außer der Geburt auch auf andere geſetzlich beſtimmte Weiſen alle oder doch ein und die andern Rechte des Eingeborenſeyns erworben werden können, hat man die Eintheilungen gemacht in natürlichen oder wahren und einen bloß geſetzlich erworbenen, in einen vollſtändigen und in einen weniger vollſtändigen Indigenat.

Indigo, die bekannte Färberpflanze, iſt ein ſtrauchartiges, einige Fuß hohes Gewächs, mit gefiederten Blättern, welche aus ſechs bis acht Paar eirunden, bläulich angelaufenen Blättchen zuſammengeſetzt ſind. Ihre kleinen Blumen haben meiſtens eine aus Roth und Gelb gemiſchte Farbe, und hinterlaſſen dünne knotige Schoten, welche von außen ſchwarz ausſehen, und ſchwarzen, ſchwarzgrünen oder auch anders gefärbten Saamen enthalten. Jedoch gibt es hierin auch mancherlei Abweichungen. Die Pflanze heißt bei den Arabern Nil (mit dem Artikel Anil), bei den Botanikern aber Indigofera tinctoria, und wird beſonders in Oſtindien, aber auch in Afrika und Amerika gefunden. In Deutſchland iſt ſie, ſelbſt in Gewächshäuſern, äußerſt mühſam zu erhalten. Man ſchneidet die Pflanze, wenn ſie acht bis zwölf Wochen alt iſt, und ehe noch die Blüthen hervorkommen, mit einer Sichel ab, und dies wird mehreremale wiederholt, bis ſie ein Alter von zwei bis drei Jahren erreicht hat. Das abgeſchnittene Kraut wird in Bündel gebunden, in große Kübel gelegt, mit Steinen oder ſonſt etwas Schwerem belegt und dann mit Waſſer begoſſen. Nach ſechszehn bis achtzehn Stunden kömmt es in Gährung, brauſt auf, und wenn es ausgegoren hat, wird das grüngefärbte Waſſer in andere Gefäße abgezapft, mit Stöcken oder Schaufeln ſo lange umgerührt, bis ſich ein blauer Satz ſcheidet und das Waſſer wie goldgelb geworden iſt. Dies Waſſer wird alsdann, nachdem ſich jener Satz völlig zu Boden geſenkt hat, durch Hähne abgelaſſen, der Satz ſelbſt in leinene Beutel gebracht und mit klarem Waſſer ausgeſpühlt. Nachdem man ihn alsdann hat ablaufen, in hölzernen Kaſten hart werden und in der Sonne völlig trocknen laſſen, wird er in Stücken zerbrochen und zum Verkauf eingepackt. Es gibt ſehr viele Indigoarten und auch noch andere Verfahrungsweiſen, ihn zu fertigen, obgleich, was die letztern anbetrifft, dieſe in der Hauptſache alle mit einander übereinſtimmen. Die Güte des Indigo's iſt ebenfalls ſehr verſchieden: der beſte iſt ſchwarzblau, ſpielt, wenn man ihn auf dem Nagel reibt, ins Kupferfarbene und iſt ſehr leicht. Oſtindien liefert die ſchönſte Art. Uebrigens glauben einige, daß der Indigo als Färbeſtoff ſchon länger als zweitauſend Jahre in Gebrauch geweſen iſt, obgleich das Indicum, welches beim Plinius vorkömmt, von andern nur für eine Mahlerfarbe gehalten wird. Beſtimmt wird des Indigo's zuerſt in einer Urkunde vom J. 1194 gedacht: aber auch dies hält man noch für eine Mahlerfarbe, weil der ſpätere Schriftſteller

Giovanni Ventura Roſetti, der 1548 unter dem Namen Plictho von der Färberkunſt geſchrieben hat, unſern jetzigen Indigo noch nicht kannte. Er wurde in der Mitte des 16ten Jahrhunderts durch die Holländer aus Oſtindien nach Europa gebracht, aber erſt zu Anfange des 17ten Jahrhunderts allgemein bekannt. In Mailand ſoll jetzt aus nordkaroliniſchem Indigo eine Pflanze gezogen werden, der dieſen an Farbe und Vortrefflichkeit weit übertrifft. Unter den übrigen Surrogaten nimmt wohl der Waid (ſ. d. Art.) den erſten Rang ein.

Indoſſiren heißt, einen Wechſel an einen andern übertragen und dies auf dem Rücken deſſelben (Transport oder Endoſſement) anzumerken. Es geſchieht auf zweierlei Weiſe, einmal, durch folgende Formel: Inhalt dieſes zahle Herr N. N. an den Herrn N. N. Es ſoll mir valediren (oder auch, es ſoll mir gute Zahlung ſeyn). Durch dieſe Formel wird der Indoſſat nur ein bloßer Bevollmächtigter des Indoſſanten, und kann daher ohne ſpecielle Vollmacht des letztern den Wechſelbrief nicht weiter indoſſiren, ſondern muß die Gelder ſelbſt einziehen. Die zweite Art iſt eine formelle Ceſſion und wird durch folgende Worte ausgedrückt: Inhalt dieſes zahle der Herr N. N. für mich an den Herrn N. N. oder deſſen Ordre; Valutam (den Werth) habe ich erhalten. Das Wort: Ordre, macht hier den unterſcheidenden Charakter; der Zuſatz: Valutam von ihm erhalten (oder es ſoll valediren), iſt hier von keiner Bedeutung. Denn nach der Leipziger Wechſelordnung iſt es ſogar nicht einmal nothwendig, daß in einem Wechſelbriefe der Valuta gedacht werde. In dieſem zweiten Falle wird nun der Indoſſat wirklicher Eigenthümer des Wechſelbriefes, und kann entweder die Gelder ſelbſt erheben oder den Wechſel an einen andern indoſſiren, oder auch verhandeln, wobei noch der Vortheil iſt, daß wider den Indoſſaten, als einen Dritten, keine dergleichen Exceptionen, wie z. B. Solutionis, Compensationis etc., welche doch dem Indoſſanten mit Wirkung opponirt werden könnten, Statt finden, ſondern, daß der Wechſel unverweigerlich bezahlt werden muß. Uebrigens beſteht die Kraft eines richtigen Indoſſements darin, daß der Indoſſat, wenn er ein Kaufmann iſt, und wegen nicht erhaltener Zahlung an ſeinen Indoſſanten zurückgeht, des Wechſelrechts genießt und wider den Indoſſanten nach demſelben verfahren kann.

Induction (in der Logik) von einer Special- (beſondern) Erkenntniß auf eine Univerſal- (allgemeine) Erkenntniß. Die ordentlichen Schlüſſe pflegen ſonſt alle vom Allgemeinen auf das Beſondere zu gehen und gebraucht zu werden, wo die Univerſalerkenntniß früher vorhanden iſt, als die Specialerkenntniß. Nun gibt es aber auch einen umgekehrten Fall, wo man nämlich aus der Wahrheit der Specialerkenntniß auf die Wahrheit der Univerſalerkenntniß ſchließen kann, und dieſe Schlüſſe werden Inductionen genannt. Unter Specialerkenntniß wird alles verſtanden, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten iſt, es mögen nun **ſubordinirte Begriffe** oder **Fälle** (Reſpectus) ſeyn, welche unter dem allgemeinen Begriffe gedacht, oder worauf derſelbe bezogen werden kann. Wenn nun in dem, was unter einem Begriffe (Subjecte) enthalten, der Grund anzutreffen iſt, warum man ein Prädicat mit dieſem Subjecte zu verbinden die Befugniß hat, ſo nennt man dies eine **Induction**. Dasjenige, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten iſt, ſchließt entweder noch immer Univerſalia in ſich, oder es ſind einzelne Fälle. Im erſten Falle geht dann der Schluß zwar vom Allgemeinen aus, aber auf etwas, das noch allgemeiner iſt, als der Stoff, welchen man zum Grunde gelegt hat, und mag eine Induction a priori heißen, nur

mit dem Unterſchiede, daß das Allgemeine, wovon man ſchließt, dem ſubordinirt iſt, worauf man ſchließt. Wenn z. B. die Aufgabe wäre: Ob es Zeiten und Umſtände gebe, wo es Pflicht ſey, ſein Leben aufzuopfern? Ob falſche Meinungen Vergnügen verſchaffen können? Welche Regierungsform die beſte ſey u. dgl.; ſo ſind dieſe Aufgaben das Allgemeine, die Univerſalerkenntniß, auf welche zu ſchließen aufgegeben wird. Bei dem erſten Anblick dieſer Fragen iſt es uns gleich natürlich, auf einen oder mehrere Fälle zu denken, in welchen ein oder das andere Prädicat von dem Subjecte könne geſagt werden. Wollten wir nun aber einen ſolchen Fall beweiſen; ſo würde es nicht hinlänglich ſeyn, einen Satz aus den möglichen Fällen anzunehmen und ihn direct zu beweiſen, geſetzt auch, daß dieſes Verfahren anwendbar wäre. Denn man will ja überdies noch wiſſen, ob unter allen Fällen keiner weiter Statt finde, und ob dieſer Fall der einzige ſey. Folglich muß die Specialerkenntniß vollzählig ſeyn. Da nun die ſubordinirten Glieder immer noch allgemeine Begriffe ſind, wie z. B. die Species der Regierungsform, nämlich Monarchie, Demokratie, Ariſtokratie u. ſ. w.; ſo geht eine ſolche Induction freilich vom Allgemeinen aus, endigt ſich aber in einem noch Allgemeinern, und kann mithin mit Recht a priori heißen. Sind es jedoch einzelne exiſtirende Dinge, oder Fälle, die die Specialerkenntniß ausmachen; ſo heißt es eine inductio a posteriori. Dieſe wird auch von einigen inductio primaria genannt. Bei der inductio a priori iſt das Subordinirte, wovon man ſchließt, entweder eine Species (ideae inferiores, non relationes), wie in den vorigen Beiſpielen; oder die inductio bildet verſchiedene Verhältniſſe und Beziehungen (respectus), worauf der allgemeine Begriff, auf den man ſchließen will, bezogen werden kann. Jene wird von einigen inductio secundaria genannt; dieſe kann inductio respectiva genannt werden. So kann man z. B. den Menſchen betrachten im Naturſtande, im Stande der Wildheit und Barbarei und im bürgerlichen Stande. Dieſes ſind keine Species des Menſchen, ſondern nur Beziehungen, unter denen er gedacht wird. Eine inductio iſt ferner entweder vollſtändig oder unvollſtändig. Vollſtändig iſt ſie, wenn man darthun kann, daß die ganze Sphäre des Hauptbegriffs, woraus geſchloſſen werden ſoll, erſchöpft und kein Fall überſehen worden iſt. Hieraus erhellt nun zugleich, was eine unvollſtändige Induction iſt. Bei der vollſtändigen Induction kommt es nicht darauf an, ob, wie mehrentheils geglaubt worden iſt, man ein und daſſelbe Prädicat gerade bei allen untergeordneten Begriffen wahrgenommen hat. Dies kann freilich geſchehen ſeyn. Iſt aber auch das Gegentheil vorhanden; ſo bleibt die Induction um nichts deſtoweniger vollſtändig, vorausgeſetzt, daß nur alle Fälle, in welchen die allgemeine Idee vorkommen kann, aufgeſucht worden ſind. Bei der inductione respectiva ereignet ſich der Fall ſehr oft, daß nur in einem einzigen Verhältniß ein gewiſſes Prädicat wahrgenommen wird, bei allen übrigen hingegen das Gegentheil. Alsdann geht der Schluß per rejectiones und exclusiones debitas der unſtatthaften Glieder, welche dieſes Prädicat nicht haben können, auf den alleinigen affirmativen Fall. Und eben dies wird alsdann der Grund, warum ein ſolches Prädicat dem Subjecte, wenn dieſes allgemein genommen iſt, beigelegt wird, nämlich, weil man darthun kann, daß weiter kein Fall möglich iſt. Der Schluß muß aber nur gehörig beſtimmt und eingeſchränkt werden, je nachdem es die Specialerkenntniß erfordert. Hier ſind nun die möglichen Fälle dieſe: Entweder findet ſich in allen Verhältniſſen und bei der ganzen Sphäre der untergeordneten Specialerkenntniß einerlei Prädicat, und in dieſem Falle iſt der Satz, welcher daher entſteht, allgemein wahr, weil

er der geſammten Specialerkenntniß völlig gleich iſt; oder es findet ſich ebendaſſelbe Prädicat nur in einigen Verhältniſſen und bei der ganzen Sphäre der untergeordneten Specialerkenntniß. Dann muß man den allgemeinen Begriff genauer beſtimmen und ihn auf dieſe Fälle einſchränken, und dann wird der Satz ſo ausgedrückt, wie er mit einem Theile der Specialerkenntniß gleich iſt, wie z. B.: Nur in der bürgerlichen Verfaſſung und in dem bürgerlichen Zuſtande lebt der Menſch am glücklichſten, in den beiden andern Zuſtänden nicht. Oder drittens findet ſich ebendaſſelbe Prädicat in keinem Verhältniſſe der ganzen Sphäre der untergeordneten Specialerkenntniß; dann entſteht ein allgemein negativer Satz. Die inductio primaria, welche ſelten vollſtändig ſeyn kann, gibt bloß empiriſche Erkenntniſſe, die nur auf comparative Allgemeinheit Anſpruch machen können.

Indulgenz, Nachſicht, Verſtattung, ferner Erlaß einer Strafe, Begnadigung, wird auch von dem Ablaß (ſ. d.) in der römiſch-katholiſchen Kirche gebraucht.

Indult iſt in kirchlichem Sinne mit Indulgenz und Ablaß gleichbedeutend. In der Jurisprudenz bedeutet es die Friſt, die Jemanden zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verſtattet, dann auch insbeſondre die Urkunde, die von der competenten Behörde einem Schuldner auf ſein Anſuchen mit unter gewiſſen dazu qualificirten Umſtänden ausgeſtellt wird, um ihn auf eine darin angegebene Zeit vor den Verfolgungen ſeiner Gläubiger zu ſchützen, ein Anſtandsbrief, Moratorium (ſ. letzteres).

Induſtrie oder richtiger induſtrielle Produktivkraft iſt derjenige auf die Verſchönerung des Menſchenlebens berechnete ununterbrochene Fleiß und die damit verbundene ausdauernde Betriebſamkeit des Menſchen, welche entweder einzig nur geiſtig, alſo ohne allen vorhandenen rohen Stoff erſchafft, oder den Urſtoff, rohen Stoff, aus der Hand der urproduktiven Kraft erhält, und mittelſt der Veränderung ſeiner Geſtalt in ein Genußmittel veredelt und verwandelt, und zwar, indem ſie entweder dem in ſeiner urſprünglichen Eigenſchaft ganz ungenießbaren Urproduktſtoff Genießbarkeit gibt, oder ihn für eine andere Gattung von Genuß brauchbar macht. Die induſtrielle Produktivkraft alſo macht eine große Maſſe außerdem ungenießbarer Stoffe genießbar, und vermehrt und vermannichfaltigt durch jene meiſt veredelnde Veränderung der Geſtalt die Summe der Genußmittel, und ſie behauptet daher als eine wahre Produktion mit der Urproduktion gleichen Rang. Die Veredlung des Produktivſtoffs, obgleich gewöhnlich damit verbunden, iſt alſo kein weſentlicher Beſtandtheil des Begriffs von induſtrieller Produktion; ſondern weſentlich iſt nur die Veränderung der Geſtalt des Produktivſtoffs, und die aus dieſer Veränderung entſtehende Erſcheinung eines neuen Genußmittels. Zur induſtriellen Produktivkraft gehören demnach alle wiſſenſchaftlichen Arbeiten, ſelbſt auch in national-ökonomiſtiſcher Hinſicht, alle Künſte, alle Handwerke, Manufakturen, Fabriken und der Handel, obſchon der letztere keine Geſtaltveränderung bewirkt, ſondern bloß einer Kraftäußerung zur Verbreitung der aus der induſtriellen Produktivkraft entſtandenen Genußmittel bedarf, welche ohne jene Kraftäußerung zur Verbreitung nicht zum Genuſſe gekommen ſeyn, und mithin in der induſtriellen Produktivkraft einen Stillſtand veranlaßt haben würden. Die induſtrielle Produktivkraft befriedigt demnach zur Verſchönerung des Menſchenlebens nicht allein die erſten Lebensbedürf-

niſſe, ſondern auch die Bequemlichkeiten des Lebens und des Luxus, des Glanzes, der Verzierung, des Putzes und der ausgedachten Weichlichkeit. Wenn nun ein Kapitalbeſizer als Verleger den Produktſtoff aller Art durch gemiethete Arbeiter für ſeine Rechnung bearbeiten und in Genußmittel verändern läßt, ohne welche kein Nationalwohlſtand denkbar iſt, ſo nennt man dieſes Unternehmen gewöhnlich eine Induſtrieanſtalt.

X.

Ines de Caſtro. Der Infant Pedro, der Sohn Alfonſo's des IV. Königs von Portugal, hatte nach dem Tode (1344) ſeiner Gemahlin Conſtantia, ſich mit ſeiner Geliebten Ines (Agnes) de Caſtro, die von dem caſtiliſchen Königsſtamm entſproſſen war, von welchem auch Pedro von mütterlicher Seite abſtammte, heimlich verbunden. Als er nun alle Vorſchläge zu einer neuen Vermählung ſtandhaft verwarf, und mehrere Zeugen des zärtlichen Bundes erſchienen, durchſchaute der Argwohn das Geheimniß, und die Neider der ſchönen Ines befürchteten, es möchten ihr Bruder und ihre Verwandten des neuen Königs ausſchließende Gunſt gewinnen, wenn Alfonſo ſterben ſollte. Der alte König ward von den hinterliſtigen Rathgebern, Diego Lopez Pacheco, Pedro Coello und Alvaro Gonſalvez leicht eingenommen. Sie theilten ihm ihren Argwohn über das Verhältniß zwiſchen dem Prinzen und Ines mit, und erweckten ihm die Beſorgniß, daß dieſe Verbindung ſeinem unmündigen Enkel, Ferdinand, dem Sohne Pedro's von ſeiner verſtorbenen Gemahlin Conſtantia, nachtheilig werden könnte. Alfonſo fragte ſeinen Sohn, ob er mit Ines vermählt ſey. Pedro wagte es nicht, ſeinem Vater die Wahrheit zu geſtehen, und noch weniger konnte er des Königs Befehl gehorchen, ſeiner Geliebten zu entſagen und mit einer Andern ſich zu vermählen. Alfonſo pflog von neuem Rath mit ſeinen Günſtlingen, und es ward beſchloſſen, die unglückliche Ines zu tödten. Die Königin Beatrix, des Infanten Mutter, welche von dem grauſamen Entſchluſſe Kunde erhielt, warnte ihren Sohn. Pedro aber, den Wink ſeiner Mutter und ſelbſt die Warnung des Erzbiſchofs von Braga verſchmähend, meinte, man habe nur, um ihn zu ſchrecken, das drohende Gerücht erfunden. Alfonſo trug indeß den harten Entſchluß mit ſich herum, und als Pedro einſt ſich entfernt hatte, um ſich einige Tage mit der Jagd zu erluſtigen, eilte der König nach Coimbra, wo Ines mit ihren Kindern im Kloſter der heiligen Klara wohnte. Erſchrocken vernahm die Unglückliche Alfonſo's Ankunft, aber ſich faſſend trat ſie vor ihn, warf ſich mit ihren Kindern zu ſeinen Füßen und bat mit Thränen um Gnade und Erbarmung. Alfonſo ward gerührt durch dieſen Anblick und hatte nicht den Muth, die grauſame That zu vollführen. Als er aber ſich entfernt hatte, gelang es ſeinen böſen Rathgebern leicht, den erhaltenen Eindruck wieder auszulöſchen, und er gab ihnen Erlaubniß, den beſchloſſenen Mord zu vollziehen. Dies geſchah in derſelben Stunde; Ines erlag unter den Dolchen ihrer Feinde. Ihr Leichnam ward in dem Klarakloſter (1355) begraben. Pedro war außer ſich, als er die ſchreckliche Botſchaft empfing. Er empörte ſich wider ſeinen Vater, und es würden blutige Auftritte erfolgt ſeyn, wenn es nicht der Königin und dem Erzbiſchof von Braga gelungen wäre, Vater und Sohn zu verſöhnen. Pedro erhielt manche Vorrechte, wogegen er eidlich verſprochen haben ſoll, ſich an den Mördern ſeiner Geliebten nicht zu rächen. Zwei Jahre darauf ſtarb König Alfonſo, und noch vor ſeinem Tode gingen, auf ſeinen Rath, die drei Männer, auf welchen die ſchwere Blutſchuld laſtete, aus dem Reiche, um in Caſtilien ihre Sicherheit zu ſuchen. Hier

herrſchte damals Pedro der Grauſame, vor deſſen furchtbarer Strenge einige edle Caſtilier nach Portugal entflohen waren. Er ließ dem Könige von Portugal den Antrag machen, dieſe Flüchtlinge gegen die Mörder der unglücklichen Ines auszuwechſeln. Pedro ließ die Caſtilier greifen und ausliefern, und erhielt dagegen Pedro Coello und Alvaro Gonſalvez, indem der dritte Mörder, Pacheco, noch Zeit gehabt hatte, nach Arragon zu entfliehen. Der König ließ die Mörder vor ſeinen Augen peinigen, um ihre Mitſchuldigen zu erforſchen, dann beiden das Herz aus dem Leibe reißen, die Körper verbrennen und ihre Aſche in die Lüfte ſtreuen. Dies geſchah im Jahre 1360. Zwei Jahre ſpäter berief er die Erſten ſeines Reiches nach Cataneda, und erklärte durch einen feierlichen Eid auf das Evangelium, er habe nach dem Tode ſeiner Gemahlin Conſtantia, kraft päbſtlicher Erlaubniß, ſich mit Ines de Caſtro zu Braganza trauen laſſen, und zwar in Gegenwart des Erzbiſchofs von Guarda und eines ſeiner Hofbeamten, Stephan Lobato. Darauf ging Pedro nach Coimbra. Der Erzbiſchof und Lobato mußten des Königs Wort bekräftigen, und es ward die päpſtliche Urkunde, worauf der König ſich bezogen, öffentlich verkündet. Der König ließ den Leichnam ſeiner geliebten Ines aus dem Grabe heben, und mit dem königlichen Gewande und einer Krone geſchmückt auf einen Thron ſetzen, dem alle Großen des Reichs ſich nahen mußten, um den Saum des Gewandes zu küſſen, und der Königin nach dem Tode die Huldigung zu leiſten, die ſie im Leben nicht hatte empfangen ſollen. Darauf ward die Leiche auf einem Trauerwagen nach Alcobaza geführt. Der König, die Biſchöfe, die Großen und Ritter des Reichs begleiteten den Zug zu Fuß, und der ganze 17 Meilen lange Weg von Coimbra bis Alcobaza, war von vielen Tauſenden, die brennende Fackeln hielten, auf beiden Seiten beſetzt. In Alcobaza ward ihr ein prächtiges Grabmahl von weißem Marmor errichtet, auf welchem ihr Bild, mit der Königskrone auf dem Haupte zu ſehen war. — Die Geſchichte der unglücklichen Ines hat mehrern Dichtern verſchiedener Völker Stoff zu Trauerſpielen gegeben (unter den Teutſchen Soden), am ſchönſten aber hat die Muſe der portugieſiſchen Dichtkunſt ſelbſt durch den Mund des göttlichen Camoens ſie verewigt, in deſſen berühmter Luſiade *) die Geſchichte ihrer Liebe eine der herrlichſten Epiſoden bildet. — (Auf dieſen Artikel wird verwieſen unter Pedro der Strenge, König von Portugal.) R.

Infamie (aus dem Lateiniſchen) Ehrloſigkeit; infam, ehrlos; z. B. er iſt infam gemacht und fortgejagt worden; eine Infamie (Schändlichkeit) begehen. Infamia notatus wird von demjenigen geſagt, der für ehrlos erklärt iſt. Cum infamia relegirt werden, heißt ſo viel, als mit Schimpf und Schande, oder mit Verluſt der Ehre, von hohen Schulen verwieſen werden. Infamation, das Ehrlosmachen. Infamiren, unehrlich machen, für ehrlos erklären; auch verläumden, verläſtern, verſchreien.

Infant (aus dem Lateiniſchen), wörtlich das Kind, iſt der Titel, den in Portugal und Spanien vorzugsweiſe die Prinzen des königlichen Hauſes, mit Ausnahme der Kronprinzen, erhalten. Denn der Kronprinz von Portugal führt den Titel eines Prinzen von Braſilien, und der Spaniſche wird Prinz von Aſturien genannt. Sämmt-

*) Wir haben einen guten Abdruck des Originals: Os Lusiadas, (Berlin, bei Hitzig) und eine von C. Th. Winkler und Kuhn verfaßte teutſche Ueberſetzung (Leipzig bei Weidmann), ſo wie eine andere von Heiſe.

lichen Prinzeſſinnen wird an gedachten Höfen der Titel Infantinn beigelegt. Die Apanagen oder Einkünfte der Infanten heißen Infantagien.

Inſel ſ. Inſul.

Infiniteſimalrechnung oder Analyſis des Unendlichen (Fluxionenrechnung der Engländer) begreift denjenigen Theil der reinen Mathematik, welcher die Lehre von den veränderlichen Größen enthält. Es werden die Aenderungen, ſogenannte Differenzen dieſer Größen, hier aber als unendlich klein, oder als verſchwindend, in Vergleich mit andern endlichen Größen, gedacht. Der Theil der Infiniteſimalrechnung, welcher dieſe unendlich kleine Aenderung, d. h. das Differenzial einer endlichen Größe, welche auf eine beſtimmte arithmetiſche Weiſe von einer andern hinwiederum abhängig, d. h. als Function derſelben gegeben iſt, finden lehrt, wird Differenzialrechnung genannt. Wenn eine Größe um ein gewiſſes Increment wächſt, ſo muß offenbar auch die andere von ihr abhängige und durch ſie gegebene wachſen. Dieſes Wachsthum oder ſogenannte Differenz, kann in jedem Falle mit Hülfe der Analyſis des Endlichen gefunden werden, und dann hat man nur noch dieſe Differenz als unendlich klein zu ſetzen (differenziiren), um ſogleich das verlangte Differenzial zu erhalten. Aus der vorher gegebenen Gleichung zwiſchen den veränderlichen Größen ſelbſt, hat man dann die Gleichung zwiſchen ihren Differenzialen, d. i. ihre Differenzialgleichung abgeleitet. Dagegen lehrt nun die Integralrechnung aus dem gegebenen Differenzial wieder umgekehrt die veränderliche Größe ſelbſt oder das Integral, und aus der gegebenen Differenzialgleichung wieder die Gleichung zwiſchen den veränderlichen Größen ſelbſt, aus der jene entſtanden war, zu finden, d. h. zu integriren. Die Infiniteſimalrechnung findet überall bei Vergleichung von ungleichartigen Größen ihre Anwendung, wo die eine nicht geradezu als Maaß der andern angeſehen, ſondern nur näherungsweiſe, bis auf eine unendlich kleine Größe, oder bis zu einer gewiſſen Grenze hin, (weswegen die Differenzialrechnung auch wohl als die Lehre von den Grenzverhältniſſen erklärt wird) die eine als der andern gleich, oder als in ihr enthalten, gedacht werden kann, wie z. B. in der Geometrie bei Vergleichung des Kreiſes mit der geraden Linie, überhaupt der krummen Linien mit den geraden, der krummen Flächen mit den ebenen Flächen u. ſ. w., in der Mechanik bei Beſtimmung der Geſchwindigkeit der Bewegung, wenn ſolche in jedem Augenblick um eine beſtimmte Größe wächſt u. a. m. Die Infiniteſimalrechnung begreift nun außer der Differenzial- und Integralrechnung noch die Variationsrechnung. Dieſe lehrt die unendlich kleine Aenderung (Variation) einer Größe finden (variiren), welche dieſelbe nicht bloß durch die Differenzialänderung der andern Größe, von welcher ſie als abhängig gegeben iſt, ſondern noch durch eine andere feſtgeſetzte, in einem verſchiedenen Sinne wirkende Aenderung erleidet, finden, und dann auch aus der gegebenen Variation wieder umgekehrt die veränderliche Größe ſelbſt herleiten. L.

Influenza, die, (von influentia der Einfluß) eigentlich jede epidemiſche Krankheit, die von allgemeinen äußern Einflüſſen der Witterung (ſ. dieſen Art.) herrührt, insbeſondere hat man oft eine eigene catharrhaliſch-rheumatiſche Krankheit damit benennt, die im Frühling oder im Herbſte ganze Länderſtriche durchwandert, zuweilen leicht, zuweilen mit gefährlichen Zufällen verbunden iſt. So hat man z. B. mehrmals ein von Oſten nach Weſten, oder vom Norden nach dem

Süden, aus dem öſtlichen Rußland nach Polen, Preußen, Deutſchland, bis Frankreich und Holland wanderndes Catarrhalfieber mit Bruſtzufällen und Nervenzufällen, mit dieſem Namen belegt. Im Jahr 1800 herrſchte eine ſolche Influenza, die auch 1782 bemerkt worden war. Sie erſtreckte ſich von Rußland aus, auf dem ſchon bemerkten Striche, bis Deutſchland. Die Krankheit befiel jeden unvermuthet, und war gleich anfänglich mit mehr oder weniger heftigem Schnupfen und einem gewöhnlich ſehr angreifenden Huſten, mit drückenden Kopfſchmerzen, Leibesverſtopfung und Fieber begleitet. Bei einigen erſchien blutiger Auswurf, bei andern litt der Magen zugleich. In Königsberg war die Krankheit (1782) ſo allgemein, daß die Geſchäfte bei den Collegien darunter litten, und bei der Garniſon die Wachen nicht hinlänglich beſetzt werden konnten. Auch diejenigen, welche ſonſt den Catarrhen nicht unterworfen waren, wurden diesmal damit befallen, dahingegen diejenigen, deren Bruſt ſchon etwas ſchwächlich war, theils heftig erkrankten, theils mehrere Rückfälle erlitten, theils auch wohl in Lungenentzündungen verfielen. Bei andern erſchienen nach ihrer eigenthümlichen Disposition auch noch andere Zufälle, z. B. Hämorrhoiden, Durchfälle, Augenentzündungen, Bruſtkrämpfe, Gliederſchmerzen, beſonders ein eignes ſchmerzhaftes Ziehen in den Gliedern. Der Influenza 1800 war noch das ſchnelle Sinken der Kräfte eigenthümlich. Innerhalb zwei bis drei Tagen, wenn auch das Fieber nicht gar zu heftig geweſen war, fanden ſich die Kranken ſo kraftlos, daß ſie beim Ausſteigen aus dem Bette mit Schwindel befallen wurden, und ſich ohne Hülfe nicht auf den Füßen erhalten konnten. Genaſen die Kranken, ſo folgte doch eine nur langſame Erholung. H.

Inful (lat.) hieß bei den alten Römern der breite, weißwollene Hauptſchmuck, in dem Prieſter, Veſtalinnen, Supplicanten und auch Opferthiere erſchienen, und bei allen dieſen ſollte die Verhüllung des Kopfes ein Zeichen der Demuth ſeyn. Zu einem Zeichen der Würde brauchten ſpäterhin die kaiſerlichen Statthalter dieſe Kopfbedeckung, und als ſolches wurde ſie auch im 7ten Jahrhundert von den Biſchöfen der katholiſchen Chriſtenheit angenommen, welche noch jetzt die Biſchofsmütze, die man bei großen Feierlichkeiten auf ihrem Haupte, ſonſt aber immer abgebildet auf ihren Wappen erblickt, Inful nennen. Sie beſteht aus zwei großen, oberwärts ſpitzzulaufenden Blättern, eins vorn, das andere hinten, ſo daß ſie in der Mitte hohl iſt. Dieſe Blätter ſind von Blech oder Pappe, mit weiſſem Seidenzeuge überzogen, und das vordere ſieht man mit einem Kreuze geziert. Infuliren, zum Biſchof erklären, und mit der Inful ſchmücken, iſt ein Vorrecht des Papſtes, der damit auch bisweilen die Aebte ausgezeichneter Klöſter beehrt, die daher infulirte Aebte heißen. E.

Infuſions⸗Thierchen, oder Infuſions⸗Würmer, heiſſen alle diejenigen Geſchöpfe, welche dem bloßen Auge unſichtbar ſind, und nur mit dem Microscop geſehen werden können. Eigentlich müßte man, da das Wort Infuſion Aufguß bedeutet, nur ſolchen Würmern dieſen Namen beilegen, welche ſich erzeugen, wenn man Waſſer oder andere Flüſſigkeiten auf animaliſche oder vegetabiliſche Körper gießt und eine Zeitlang ſtehen läßt. Die Infuſions⸗Würmchen machen die fünfte und letzte Ordnung in der Claſſe der Würmer aus, und beſchließen zugleich das ganze Thierreich. In neuern Zeiten hat ſich die Anzahl derſelben ſehr vermehrt, ob uns gleich ihre eigentliche Entſtehung, Ausbildung und Lebensart noch ganz unenthüllt iſt. Alle ſtehende Gewäſſer, mancherlei thieriſche und vegetabiliſche Säfte, die

Samenflüſſigkeit der Menſchen und Thiere, der Schleim der Gedärme u. ſ. w. ſind von dieſen Thierchen belebt. Viele ſcheinen nur durchſichtige belebte Bläschen zu ſeyn; an andern erblickt dagegen das bewaffnete Auge Anhängſel, die Schwänzen gleichen. Meiſtens bewegen ſich dieſe Thierchen ſehr lebhaft und nach allerlei Richtungen. Auch ſcheinen ſie Empfindungen zu haben; denn ſie fliehen, wenn ihnen etwas Widriges aufſtößt, und ziehen ſich, wenn die Flüſſigkeit, in der ſie leben, auszutrocknen anfängt, nach feuchten Stellen. Viele ſterben ſogleich, wenn ſie ins Trockne kommen, ohne wieder aufzuleben; andere dagegen können Jahrelang eingetrocknet liegen, und leben darnach wieder auf, wenn ſie befeuchtet werden; ja, man behauptet ſogar, daß manchen die Hitze des ſiedenden Waſſers, ſo wie die ſtärkſte Kälte nichts ſchade. Einige dieſer Würmer entſtehen durch Theilung; andere pflanzen ſich durch Eier oder lebendige Junge fort. Es ſind davon bis jetzt etwa fünfzehn Geſchlechter bekannt, die beinahe an zweihundert Gattungen enthalten. Die wichtigſten davon heißen: die Schildpolypen, Afterpolypen, Haarpolypen, Beutelwürmer, Flaſchenwürmer, Aalwürmer ꝛc.

Ingenhouß (Johann), Phyſicus, Mitglied der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London, und kaiſerlicher Leibarzt, ward 1730 zu Breda in Holland geboren, und begab ſich 1767 nach England, wo er einen großen Theil ſeines Lebens zubrachte, und mehrere Werke in engliſcher Sprache herausgab. Nachdem er hier die Pocken-Impfung des Sutton hatte kennen lernen, ging er 1768 nach Wien, wo er mehrere kaiſerliche Prinzen und Prinzeſſinnen impfte, und dafür eine jährliche Penſion von ſechshundert Gulden und den Titel eines kaiſerlichen Leibarztes erhielt. Er kehrte darauf nach England zurück, und ſtarb daſelbſt nahe bei London am 7. Sept. 1799. Man hat dieſem Arzte mehrere ſehr nützliche chemiſche, phyſiſche, phyſiologiſche und mediciniſche Entdeckungen zu verdanken, welche in den Schriften deſſelben aufbewahrt ſind. Folgendes iſt das Verzeichniß deſſelben: I. nova, tuta, facilisque methodus curandi calculum, scorbutum, podagram etc., ein Band in gr. Octav, Leyden, 1778. Dieſes Werk iſt ins Deutſche überſetzt worden. II. Expériences sur les Végétaux qui ſont connoître leur grande influence pour la purification de l'air atmosphérique, ein Octav-Band, ward zuerſt 1779 in engliſcher Sprache geſchrieben, und dann (Paris, 1780) vom Verfaſſer ſelbſt ins Franzöſiſche, nachher auch ins Deutſche und Holländiſche überſetzt. III. Eine große Anzahl Denkſchriften in den philoſophiſchen Verhandlungen und in dem Journale der Phyſik.

Ingenieurkunſt, ein wichtiger Theil der Kriegskunſt, welcher lehrt, wie man ſich durch zweckmäßige und durch Kunſt erhöhete Benutzung des Terrains, bei übrigens gleichen, oder ſelbſt geringern Streitkräften, das Uebergewicht über den Feind verſchaffen könne, um das beſetzte Terrain zu vertheidigen und zu behaupten. Dieſes Uebergewicht wird erhalten durch Verſchanzung, d. i. durch Deckung der Menſchen und des Geſchützes gegen das feindliche Feuer vermittelſt aufgeworfener Erdmaſſen, der ſogenannten Bruſtwehren, oder auch vermittelſt bombenfeſter Gewölbe, der Caſematten und caſemattirter Batterien, durch ein den Feind dominirendes und zugleich raſirendes Feuer, indem man die hochgelegenen Punkte des Terrains beſetzt, durch ein mehrfaches, ſich kreuzendes Feuer, beſonders an den vorſpringenden, dem Angriffe des Feindes am meiſten ausgeſetzten Punkten, welches dadurch möglich wird, daß man nicht in einer geraden,

ſondern in einer gebrochenen, ein und auswärts gehende Winkel bildenden, Linie Truppen und Geſchütz aufſtellt, in welchem Falle dann jede Linie der Verſchanzung wieder durch eine andere flanquirende Linie, die ſo viel als möglich einen rechten Winkel mit jener bilden muß, vertheidigt wird; ferner durch natürliche oder künſtliche Hindernißmittel, um den Feind bei ſeinem Angriffe länger unter unſerm Feuer aufzuhalten, wie durch Gräben, Palliſaden, Sturmpfähle, ſpaniſche Reiter, Hecken, Verhaue, Wolfsgruben, Eggen, Fußangeln u. ſ. w. durch Minen, und endlich durch mehrere geräumige und zweckmäßig gelegene Ausgänge, um den durch obige Mittel abgeſchlagenen Feind ſchnell verfolgen zu können. Auf einer weiſen Vereinigung aller dieſer Vertheidigungsmittel, auf der Verbindung eines ſtarken Profils (d. i. gehörige Höhe und Dicke der Bruſtwehr, und Tiefe und Breite des vor ihr liegenden Grabens, welcher die Erde zu jener hergibt) mit einem guten Grundriß (dem äußern Umriß der Verſchanzung), beruhet dann die Befeſtigungskunſt, welche nach ihrem verſchiedenen Zwecke, je nachdem man nur das Terrain, welches ein Poſten, ein einzelnes Corps oder eine ganze Armee auf einige Zeit beſetzt hält, gegen die Angriffe, oder je nachdem man einen ganzen Landesſtrich gegen die Einfälle des Feindes vertheidigen will, in die Feldbefeſtigungs- oder Verſchanzungskunſt (fortification passagère) und in die Royalbefeſtigungskunſt (fortification royale) eingetheilt wird. Die letztere unterſcheidet ſich von der erſtern bloß durch die größere Dauerhaftigkeit und Feſtigkeit, welche ſie haben muß, um den lange fortgeſetzten und mit Muße wiederholten Angriffen des Feindes ſowohl, als der Zeit, zu trotzen, alſo durch ein viel ſtärkeres Profil und durch Vervielfältigung der Vertheidigungslinien, von denen die innern immer die äußern dominiren müſſen. Aber es iſt noch nicht genug, daß die Verſchanzung oder Feſtung gut angelegt iſt, ſie muß nun auch durch zweckmäßige Stellung und Anordnung des Geſchützes und durch alle Hülfsmittel geſchickt vertheidigt werden, welche Lehre vom Angriff und Vertheidigung der Feſtungen weſentlich noch zu den Ingenieurwiſſenſchaften gehört. Außerdem ſind noch eine Menge von Hülfswiſſenſchaften dabei nöthig, als, eine allgemeine Kenntniß des Geſchützes, und vorzüglich ſeiner Wirkungen, Pontonierwiſſenſchaft, ſo wie alle Kriegswiſſenſchaften überhaupt, ferner Geodäſie und Architektur. L.

Inhalt iſt der Inbegriff des Materiellen eines wirklichen oder gedachten Gegenſtandes, z. B. der Inhalt eines Maaßes, eines Buchs, eines Briefs, eines Gedanken ꝛc. In der Mathematik iſt Inhalt der Verhältnißbegriff, wenn eine Größe durch andere ausgedrückt wird. So beſtimmt man den Inhalt einer Zahl nach einer andern als Einheit, eine Länge nach Ruthen, Fuß, Zoll ꝛc. den Inhalt einer Fläche nach Quadraten, den eines Körpers nach Würfeln, den der Zeit nach Jahren, Monaten, Tagen, Stunden ꝛc. M. L.

Innung, ſ. Gilde, Theil III.

Innviertel, ein Theil von Oeſterreich, beſteht aus demjenigen Stücke von Bayern, das 1779 an das Haus Oeſterreich gekommen, von dieſem im Wiener Frieden 1809 an den Rheiniſchen Bund abgetreten, 1810 mit dem Königreiche Baiern vereinigt, in dem Münchner Tractate vom 14. April 1816 aber wieder an Oeſtreich zurückgegeben worden iſt. Es enthält die Aemter Braunau, Schärdingen, Ried, Mattighofen, Wildshut und Friburg, iſt 41 geographiſche Quadratmeilen groß, und faßte (1792) 125,549 Einwohner in ſich. Es hat

ſehr ergiebigen Feldbau und beträchtliche Waldungen, und gehört als eigner Kreis zum Lande ob der Ens. Der Sitz des Kreisamts iſt zu Ried. Die beiden Städte in demſelben heißen Braunau und Schärdingen.

Ino, eine Tochter des Cadmus und der Harmonia, und zweite Gemahlin des Athamas, zog ſich den Zorn der Juno dadurch zu, daß ſie den jungen Bacchus, den Sohn der Semele, ſäugte. Da nachher Ino ihre Stiefkinder, Phryxus und Helle, ermorden laſſen wollte, dieſe aber, durch eine Erſcheinung ihrer rechten Mutter im Traume gewarnt, ſich durch die Flucht retteten: ſo fand Juno um ſo mehr Urſache, ihren Haß gegen Ino zu befriedigen. Sie machte daher den Athamas, den Gemahl derſelben, raſend, und dieſer zerſchmetterte ſeinen älteſten, mit der Ino erzeugten Sohn, an einem Felſen. Ino floh mit ihrem jüngſten Sohne Melicertes, ward vom Athamas bis an eine Felſenſpitze verfolgt, und ſtürzte ſich mit dem Knaben ins Meer. Dieſer ward von einem Delphin ans Ufer getragen, wo ihn der König Siſyphus begraben ließ, und dann ihm zu Ehren die berühmten iſthmiſchen Spiele (ſ. d. A.) anſtellte, beſonders da auch, auf Bitten der Venus, Ino und Melicertes unter die Meergötter verſetzt wurden, wo man alsdann die Ino unter dem Namen Leucothea verehrte. Nach einer andern Erzählung ſoll der Körper des Melicertes anfangs unbegraben gelegen, und eine fürchterliche Peſt verurſacht haben, worauf alsdann vom Orakel befohlen worden, den Körper mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu beerdigen, und ihm zu Ehren Spiele anzuſtellen.

Inoculation der Blattern, die willkührliche Erregung der Blatterkrankheit durch Einbringung einer kleinen Quantität der Blattermaterie in die Haut eines Menſchen oder Thieres. Dies geſchieht auf verſchiedene Weiſe. Man entblößt die Haut von dem Oberhäutchen, entweder mittelſt eines kleinen Zugpfläſterchen, oder durch Abſchaben mit dem Meſſer, oder man macht einen kleinen oberflächlichen Einſchnitt in die Haut mit der Lanzette, oder ſticht mit der Impfnadel in ſchiefer Richtung unter das Oberhäutchen bis auf die untere Haut. Dann wird das Blattergift entweder mit einem damit getränkten Faden, oder noch beſſer von einer damit beſtrichenen Impfnadel, oder gleich friſch und noch flüſſig unmittelbar aus einer geöffneten Blatterpuſtel in die wunde Stelle aufgetragen. Die Art mit dem Schnitt oder Stich und friſcher Blattermaterie zu impfen, iſt die beſte, und ſchlägt am ſelteſten fehl. Der Unterſchied zwiſchen der Anſteckung und der Impfung der Blattern liegt darin, daß bei der letztern die Krankheit milder und gutartiger wird, als bei der Anſteckung. Der Grund davon iſt nach Hufeland der, daß bei der Impfung die örtliche Blatterkrankheit der allgemeinen vorangeht, alſo das Gift in der Impfwunde vorher verarbeitet, gemildert, und den Säften erſt alsdann mitgetheilt wird; dann liegt auch ein Grund davon in dem Umſtand, daß durch den vorhergehenden Reiz der Entzündung und Eiterung in der Impfwunde, eine Ableitung von den innern Theilen nach der Haut, und überhaupt eine Tendenz der Säfte nach der Oberfläche des Körpers erregt und befördert wird. Ueber die Einführung der Inoculation der Blattern in Europa, ſiehe den Art. Blattern, ſo wie über die Impfung der Kuhpocken die Art. Jenner und Kuhpocken. H.

Inquiſition. Die nächſte Veranlaſſung zur Gründung der Glaubensgerichte gab die Sekte der Albigenſer, deren Verfolgung im

12ten und 13ten Jahrhunderte das ſüdliche Frankreich zu einem Schauplatze blutiger Unruhen machte. Papſt Innocenz der III., welcher im Jahre 1199 den römiſchen Stuhl beſtieg, faßte den ſchlau erſonnenen, von ſeinen nächſten Nachfolgern vollends ausgeführten Entwurf, durch dieſe Anſtalten die abtrünnigen Glieder der Kirche auszurotten, und ſich darin zugleich ein kräftiges Mittel zu verſchaffen, die Macht der Päpſte zum Nachtheile der biſchöflichen Gewalt auszudehnen. Dieſe Gerichte, durch den Namen der heiligen Inquiſition, oder des heiligen Amtes (sanctum officium) ausgezeichnet, ſollten unmittelbar unter dem römiſchen Stuhle ſtehen, und die Ketzer und Anhänger irriger Glaubenslehren aufſuchen, über deren Güter, Ehre und Leben ihr furchtbarer Ausſpruch unwiderruflich entſchied. Das Verfahren derſelben war ganz abweichend von der Regel, welche die bürgerlichen Gerichte befolgten. Angeber wurden von der Inquiſition nicht nur verſchwiegen, ſondern auch belohnt. Der Beſchuldigte mußte ſein eigener Ankläger werden, und der Verdächtige ward heimlich ergriffen und ins Gefängniß geführt. Man fand keine bequemere Werkzeuge zu Glaubensrichtern, als die Bettelmönche, und vorzüglich waren es die beiden, zu Anfange des 13ten Jahrhunderts geſtifteten, Orden der Franciskaner und Dominikaner, deren ſich die Päpſte bedienten, die Ketzer zu vertilgen und das Betragen der Landesbiſchöfe auszukundſchaften. Papſt Gregor der IX. vollendete um das Jahr 1233 den Entwurf ſeiner Vorfahren, und als es gelungen war, den ketzerrichtenden Mönchen, die ganz von dem Papſte abhängig waren, einen unbeſchränkteren Wirkungskreis zu geben und die Theilnahme der weltlichen Obrigkeiten nur ſcheinbar zu machen, wurde die Inquiſition nach und nach in mehrern Landſchaften Italiens, und in einigen Gegenden von Frankreich eingeführt, hier mehr, dort minder beſchränkt in der Ausübung ihrer Gewalt. Selbſt jenſeits der Pyrenäen fanden die Glaubensgerichte um die Mitte des 13ten Jahrhunderts ſchon Eingang, aber ſtandhaft ward beſonders in Caſtilien und Leon dem Eindringen der neuen Richter gewehrt, und hier behaupteten die Biſchöfe ihr Recht, in Religionsangelegenheiten allein zu richten. Während aber in andern Ländern Europa's dieſe Gerichte ſich nie recht feſt ſetzen konnten und theils ganz in Verfall geriethen, wie in Frankreich, theils, wie in Venedig, der ſtrengſten Aufſicht der Staatsgewalt untergeordnet wurden, bildete ſich in Spanien am Ende des 15ten Jahrhunderts eine Anſtalt, die unter allen andern Glaubensgerichten des Mittelalters, von welchen ſie ſich jedoch nach Zweck und Einrichtung auffallend unterſchied, am merkwürdigſten geworden iſt. Das glückliche Herrſcherpaar, der ſchlaue Ferdinand von Aragon und die kluge Iſabella von Caſtilien, hatte um jene Zeit ſchon manche gelungene Verſuche gemacht, die Gewalt des Lehnadels zu brechen und die Unbeſchränktheit der königlichen Macht vorzubereiten. Auch die Inquiſition ſollte ein Mittel werden, ihre Entwürfe auszuführen. Es gab damals drei Glaubensparteien in Spanien, Chriſten, Juden und Muhamedaner. Die Mauren behaupteten noch den letzten Ueberreſt ihrer Herrſchaft, das Königreich Granada, das aber von Ferdinands und Iſabella's Rüſtungen ſchon bedroht ward. In den vornehmſten Städten hatten die Juden für ſich ihre Synagogen, und bildeten eine ganz abgeſonderte Volksklaſſe. Der Handel war größtentheils in ihren Händen, ſie waren die Pachter der Könige und der Großen und erlitten keinen Druck, ein Kopfgeld von 30 Dineros abgerechnet, welches ſie ſeit dem Jahre 1302 der Geiſtlichkeit be-

zahlen mußten. Der Reichthum, den ſie durch ihre Betriebſamkeit erworben hatten, erweckte ihnen Neid und Haß, welche von unverſtändigen Prieſtern genährt wurden. Die Predigten eines fanatiſchen Mönchs, Fernan Martinez Nunez, der Judenverfolgung als ein gutes Werk pries, waren die Hauptveranlaſſung, daß ſich in den Jahren 1391 und 1392 der Pöbel in mehrern Städten gegen das unglückliche Volk zuſammen rottete, plündernd, raubend und mordend. Viele Juden ließen ſich taufen, um ihr Leben zu retten. Die Abkömmlinge dieſer Unglücklichen, welchen Furcht und Gewalt das Bekenntniß des neuen Glaubens entriſſen hatte, waren ungefähr hundert Jahre ſpäter die erſten Gegenſtände des ketzerſpähenden Eifers. Im Jahr 1477, als mehrere unruhige Großen im ſüdlichen Spanien bezwungen waren, ging die Königin Iſabella mit dem Kardinal Pedro Gonzalez de Mendoza nach Sevilla, und damals machte dieſer Geiſtliche, als Erzbiſchof von Sevilla, den erſten Verſuch, ein Glaubensgericht einzuführen. Es wurden auf ſeinen Befehl viele öffentliche und geheime Beſtrafungen verhängt, und unter manchen Dingen wollte man auch ausgeſpäht haben, daß viele Bewohner Sevilla's von jüdiſcher Abkunft in ihren Häuſern heimlich nach den Geſetzen und Gebräuchen ihrer Väter lebten. Der Kardinal beſtellte viele Geiſtliche, um dieſe Leute heimlich im Glauben zu unterrichten und die Heuchler zu treuen Anhängern der Kirche zu machen. Es gelang den Lehrern, heimlich Manche zurück zu führen, viele aber, die bei ihren Meinungen beharrten, wurden verurtheilt und beſtraft. Nach allen dieſen heimlichen Vorſpielen trat man endlich öffentlich mit dem Entwurfe hervor, die Inquiſition über das ganze Reich auszudehnen, und Mendoza war's, der den Königen (ſo nannte man Ferdinand und Iſabella) denſelben vorlegte. Sie genehmigten die Errichtung einer Anſtalt, welche zwar dem Verfolgungsgeiſte des Zeitalters dienen, aber auch als Werkzeug der Staatsgewalt wirkſam benutzt werden konnte. Denn mehr eine politiſche, als eine hierarchiſche Maſchine, war ſie gleich anfangs darauf berechnet, den Abſichten der Herrſcher zu dienen, und hat, ſpäter freilich in Wirkungskreis und Abſicht verändert, bis in die fernſte Folgezeit auf Spaniens Kultur verderblichen Einfluß gehabt. Man wollte durch dieſe, ganz vom Hofe abhängige, Anſtalt die öffentlichen und heimlichen Juden und Muhamedaner (und manche chriſtliche Große ſelbſt gehörten zur Partei der Muhamedaner, der beſtändigen Verbündeten der Unzufriedenen) unterdrücken, den königlichen Schatz, dem alle Güter der Verurtheilten zufielen, bereichern, und die Macht der Großen und der Geiſtlichkeit auch dadurch beſchränken. — Zwei große Schwierigkeiten mußten überwunden werden, ehe die Inquiſition in Caſtilien feſt gegründet war. Die Einwilligung der Stände war nöthig, und der Einwilligung der Päpſte mußte man Werth beizulegen ſcheinen. Auf dem Reichstage zu Toledo im Jahr 1480 war das neue Gericht die wichtigſte Angelegenheit, die der Kardinal betrieb. Als die obern Verwaltungsbehörden, der hohe Rath von Caſtilien, der Staatsrath, der Finanzrath und der Rath von Aragon, von den Ständen beſtätigt waren, ſtellte der Kardinal vor, es wäre ſchicklich und nöthig, auch ein beſtändiges Gericht zu beſtellen, das mit Glaubensangelegenheiten und mit Verwaltung der geiſtlichen Polizei ſich beſchäftigte. Alles Widerſpruchs ungeachtet, ward beſchloſſen, ein Glaubensgericht unter dem Namen General-Inquiſition (general inquisicion suprema) zu gründen. Gleich nach dem Reichstage ward

das neue Gericht in Sevilla (1481) eröffnet. Thomas de Torquemada, Prior des Dominikanerkloſters zu Segovia und Beichtvater des Kardinals Mendoza, ſeines Beförderers, war ſchon im Jahr 1478 von Ferdinand und Iſabella zum erſten Glaubensrichter ernannt worden. Gleich anfangs, von den Königen kräftig unterſtützt, ein furchtbarer Ketzerrichter! Er hatte 200 Inquiſitionsbediente, und eine Schutzwache von 50 Reitern und dennoch quälte ihn ſtets die Furcht vor Vergiftung. Das Dominikanerkloſter zu Sevilla ward bald zu enge für die zahlreichen Gefangenen und der König mußte dem Gerichte das Schloß in der Vorſtadt Triana einräumen. In dem erſten Auto de fe *) (Glaubenshandlung) wurden ſieben abgefallene Chriſten verbrannt, und größer noch war die Zahl der Büßenden. Ueber 17000 gaben ſich, wie ſpaniſche Geſchichtſchreiber erzählen, ſelber bei der Inquiſition an, über 2000 wurden in den erſten Jahren **) zum Scheiterhaufen verurtheilt und noch mehrere flüchteten in die Nachbarländer. Viele Juden flohen nach Portugal, Afrika und in andere Gegenden, und mehrere Häuſer in Sevilla und andern Städten ſtanden leer. Als die neue Anſtalt durch die Einwilligung der Stände beſtätigt war, bemühte man ſich nachdrücklicher um des Papſtes Genehmigung. Seit der erſten Gründung der ſpaniſchen Inquiſition widerſetzte ſich der Papſt der Verwandlung eines geiſtlichen Gerichts in ein weltliches, und that mehrere Schritte, welche die Abſicht ausdruckten, ſolche Neuerung nicht zu dulden. Er hatte den Erzbiſchof von Toledo, Mendoza's eifrigen Gegner, kurz nach der Einſetzung des neuen Inquiſitors berechtiget, ein feierliches Gericht zu halten über einen Lehrer in Salamanca, der ketzeriſcher Meinungen beſchuldigt ward, und den General-Inquiſitor mehrmal nach Rom gefodert, aber Torquemada folgte dem Rufe nicht, ſondern ſandte einen Freund, ſeine Vertheidigung zu führen. Der Streit zwiſchen dem Pabſte und dem ſpaniſchen Hofe ward bis zum Jahr 1483 heftig geführt, als endlich Sirtus IV. nachgeben und Torquemada als General-Inquiſitor von Caſtilien und Leon beſtätigen mußte. Zugleich ward dieſem durch die päpſtliche Bulle geſtattet, Untergerichte in Glaubensſachen nach eigenem Gutdünken zu beſtellen, die vorher vom Papſte angeordneten Richter abzuſetzen und das alte Verfahren in Glaubensunterſuchungen nach der neuen Vorſchrift einzurichten. Eine ſpätere Bulle unterwarf Aragon, Valencia und auch Sicilien, Ferdinands Erbe, dem caſtiliſchen Groß-Inquiſitor, und ſo ward die Inquiſition das erſte Gericht, deſſen Sprengel ſich über beide ſpaniſche Reiche, Caſtilien und Aragon, ausdehnte, denn auch die aragoniſchen Stände mußten auf der Verſammlung zu Tarragona 1484 ſchwören, die Inquiſition zu ſchützen. Aber die Einführung des neuen Gerichts erweckte Gährungen und Aufſtand in mehrern Gegenden. Empört durch die Härte der Glaubensrichter, und vielleicht auch aufgereizt von den eiferſüchtigen Biſchöfen, verweigerten mehrere Städte den Inquiſitoren den Eintritt und mancher von ihnen mußte mit dem Leben büßen. Der heftigſte Aufſtand war zu Saragoza. Das erbitterte Volk erſchlug den aragoniſchen Inquiſitor, Pedro de Arbues, den ſpäterhin auf Karls des V. Anſuchen der Papſt als einen Märtyrer heilig ſprach. Das gerichtliche Verfahren der Glaubensrichter, ſagten die Aragoner, wäre unvereinbar mit ihrer verfaſſungsmäßigen Freiheit und den Vorrechten ihres Landes, wo ſchon ſeit dem 13ten und 14ten Jahrhunderte der

*) So und nicht Auto da fe hießen dieſe Schauſpiele im Spaniſchen.

**) In den Jahren 1482 bis 1520 wurden über 4000 Menſchen verbrannt.

Anklageprozeß und die Tortur verboten waren. Die aragoniſchen Abgeordneten, die nach Cordova zu dem Könige geſandt wurden, boten ihm eine große Geldſumme an, wenn die Einführung der Inquiſition unterbleiben ſollte. Ungnädig aber empfing Ferdinand die Botſchaft, und gerüſtet zu dem Kriege gegen die Mauren ward es ihm leicht, den Aufruhr in Aragon zu dämpfen und unter dem freiſinnigen Volke, wie in Caſtilien, ſeine Entwürfe durchzuſetzen. Die Könige waren nun unbeſchränkte Richter in Glaubensſachen; die Ehre, das Vermögen und das Leben jedes Unterthans waren ihrer Willkühr unterworfen. Sie ernannten den Groß-Inquiſitor, und von ihnen, oder doch unter ihrem unmittelbaren Einfluſſe, wurden die Beiſitzer, ſelbſt die weltlichen gewählt, worunter zwei aus dem hohen Rathe von Caſtilien waren. So ward das Gericht ganz abhängig von dem Hofe, und ein kräftiges Werkzeug, die willkührliche Königsgewalt auf den Trümmern der alten Landesfreiheiten zu gründen, die mächtige Geiſtlichkeit, die ſonſt nur des römiſchen Stuhls Richtergewalt anerkennen wollte, zu unterwerfen, den kühnen Adel und die Vorrechte der Stände zu unterdrücken. Die eingezogenen Güter der Verurtheilten fielen dem Könige zu, und wenn ſie auch der Inquiſition geſchenkt wurden, ſo ſtand es doch in der Könige Gewalt, darüber zu verfügen. Ferdinand und Iſabella brauchten zwar einen Theil dieſer Güter zur Stiftung von Klöſtern oder Spitälern, aber deſſenungeachtet wurden der Kirche durch die Inquiſition viele Reichthümer entzogen, und daß dieſe Anſtalt auch ein Mittel werden mußte, der königlichen Kaſſe, die durch Kriege erſchöpft war, neue Zuflüſſe zu verſchaffen, beweiſet eine Verordnung, die Torquemada im Jahr 1487 ausfertigte; denn ſchon damals war die Kaſſe der Inquiſition mit ſo vielen königlichen Anweiſungen belaſtet, daß die Beamten der Anſtalt nicht einmal ihre Beſoldungen daraus erhalten konnten. Die erſte von Torquemada entworfene Verordnung, nach welcher dieſes Gericht zum Dienſte Gottes und ihrer Hoheiten gehalten werden ſollte, iſt vom Jahr 1484. Es finden ſich darin unter andern folgende Beſtimmungen, aus welchen erhellt, wie politiſch wirkſam dieſe Anſtalt ſeyn mußte. In jeder Gemeinde ſollte der Groß-Inquiſitor eine Gnadenzeit von 30 bis 40 Tagen verkünden, binnen welcher die Ketzer oder Abgefallenen ſich der Inquiſition angeben mußten. Reuige Ketzer und Abgefallene, wenn gleich begnadigt, waren von rechtswegen ehrlos und ſollten darum keine öffentliche Aemter verwalten, nicht Pachter, Sachwalter, Aerzte, Apotheker, Spezereihändler werden können, nicht Gold, Silber und Edelſteine tragen, nicht reiten und Waffen führen lebenslänglich, bei Strafe des Rückfalls in die Ketzerei, und um ſie fühlen zu laſſen, wie ſchwer ihr Verbrechen geweſen, mußten ſie einen Theil ihres Vermögens als Hülfsgelder zum Kriege gegen die Mauren abgeben. Wer nach der beſtimmten Zeit ſich nicht angab, hatte ſeine Güter unwiderruflich verloren. Auch Abweſende und Verſtorbene, obgleich ſeit 30 bis 40 Jahren todt, konnten verurtheilt werden, wenn hinlängliche Zeugen da waren. Die Gebeine verurtheilter Todten wurden aus ihrer Ruheſtätte gegraben und ihre Güter für die königliche Kammer eingezogen. Torquemada ſtarb im Jahr 1498, und ward im Dominikanerkloſter zu Avila begraben, welches, aus eingezogenen Ketzergütern geſtiftet, im eigentlichen Sinne ein Denkmal ſeiner grauſamen Wirkſamkeit war. Zwei Jahre vorher hatte er, vom Podagra geplagt, ſein Amt niedergelegt. Nach einer andern Erzählung aber trat Torquemada nicht ſo

ruhig vom Schauplatze. Er war beſorgt, ſagt man, daß Ferdinand und Iſabella, bei dem Geldmangel, worein die Maurenkriege ſie geſtürzt, ſich endlich durch die großen, ihnen dargebotenen, Summen würden bewegen laſſen, die Inquiſition einzuſchränken, und beunruhigt von dieſer Beſorgniß, ging er, mit einem Kruzifixe unter dem Mantel, ins königliche Schloß. „Ich kenne eure Gedanken, ſprach er dreiſt zu den Königen. Seht hier das Bild des Gekreuzigten, den der gottloſe Judas ſeinen Feinden für 30 Silberlinge verkauft hat. Wenn Ihr die That lobet, ſo verkauft ihn theurer. Ich lege mein Amt nieder und bin nun frei von aller Verantwortung; Ihr aber ſollt Rechenſchaft geben vor Gott." Darauf ließ er das Kreuz zurück, und ging aus der Burg. Anfangs war der Gerichtsſprengel der Inquiſition nicht genau beſtimmt; in der Inſtruktion vom Jahr 1484 *) aber wurden, um feſtere Ordnung zu gründen, in verſchiedenen Landſchaften Spaniens Inquiſitionsgerichte geſtiftet, die dem General-Inquiſitor untergeordnet waren, dem ſie Rechenſchaft ablegen und deſſen Befehle ſie annehmen mußten. Ein ſolches Untergericht beſtand aus drei Inquiſitoren oder Räthen, zwei Schreibern, einem Alguazil und andern Gerichtsdienern. Sie durften keinen Edelmann, keinen Prieſter verhaften, noch Autos de fe halten, ohne Vorwiſſen des Obergerichts. Zuweilen ſandte das höchſte Inquiſitionsgericht Einen ſeiner Räthe, um den Autos de fe mehr Feierlichkeit zu geben. Jährlich mußte das Untergericht dem obern Gerichtshofe Rechenſchaft geben von den geendigten Unterſuchungen, von der Zahl und dem Zuſtande der Gefangenen, und monatlich von den eingezogenen Gütern und eingegangenen Geldern. In ſpätern Zeiten war das höchſte Glaubensgericht zu Madrid. Der Groß-Inquiſitor hatte den Vorſitz. Von den 6 bis 7 Räthen, die er auf des Königs Vorſchlag wählte, mußte, nach einer Verordnung Philipps des III., Einer Dominikaner ſeyn. Ihm ſtanden zur Seite ein Fiskal, ein paar Sekretäre, ein Einnehmer, zwei Referenten, und mehrere ſogenannte Offiziale, die der Präſident mit des Königs Vorwiſſen ernannte. Täglich verſammelte ſich der Inquiſitionsrath, nur an Feſttagen nicht, im königlichen Palaſte, am Montage, Mittwochen und Freitage Vormittags, Dienſtags, Donnerſtags und Freitags aber nach der Veſper. An den letzten drei Tagen wohnten zwei Mitglieder des Raths von Caſtilien der Verſammlung bei. Einige Beiſitzer mußten über das Verhältniß theologiſcher Meinungen und Sätze zu dem kirchlichen Lehrbegriffe entſcheiden, und hießen daher Calificadores. Die übrigen waren Rechtsgelehrte, welche bloß eine berathende Stimme hatten. Der Ausſpruch der Inquiſitoren allein entſchied. Dem Fiskal lag es ob, die Zeugenausſagen zu unterſuchen, die Verbrecher anzugeben, um Verhaftung derſelben anzuhalten, und wenn ſie zur Haft gebracht waren, ſie anzuklagen. Er war zugegen bei der Abhörung der Zeugen, bei der Tortur, und bei der Verſammlung, wo die Stimmen der Richter abgelegt wurden. Die Schreiber hatten, außer der Führung des Protokolls, den Auftrag, die Angeber, die Zeugen, ſo wie die Angeklagten, während der gerichtlichen Verhandlung, zu beobachten, und auf die leiſeſten Bewegungen derſelben, wodurch ſich irgend das Innere verriethe, ſpähend zu merken. Die Offiziale waren Perſonen, welche das Gericht ausſandte, Angeklagte zu verhaften. Ueber die eingezogenen Güter

*) Von Reuß überſetzt und mit einer Vorrede von Spittler zu Hannover 1788 erſchienen.

führte die Aufſicht ein ſogenannter Sequeſtrador, der dem Gerichte Bürgſchaft leiſten mußte. Der Einnehmer empfing das Geld, welches aus den verfallenen Gütern gelöſet ward, und zahlte die Beſoldungen und Anweiſungen aus, die von der Kaſſe beſtritten werden mußten. Man rechnete in Spanien über zwanzigtauſend Gehülfen der Inquiſition, Familiares genannt, welche als Aufſeher und Ausſpäher dienten. Solche Stellen wurden ſelbſt von Mitgliedern der vornehmſten Geſchlechter geſucht, weil bedeutende bürgerliche Vorrechte und reichlicher Ablaß damit verbunden waren. Sobald ein Angeber aufgetreten war und der Fiskal die Gewalt des Gerichts aufgerufen hatte, ward Befehl ertheilt, den Angeklagten zu verhaften. In einer Verordnung vom Jahr 1732 wird es allen Gläubigen zur Pflicht gemacht, der Inquiſition Meldung zu thun, wenn ſie wiſſen, daß irgend jemand, er ſey lebend oder verſtorben, gegenwärtig oder abweſend, ſich gegen die Glaubensgeſetze vergangen, daß jemand das Geſetz Moſes beobachte, oder beobachtet, oder es gelobt habe, daß irgend jemand der Sekte Luthers folge, oder gefolgt ſey, daß jemand mit dem Teufel einen ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Bund geſchloſſen, daß dieſer oder jener ketzeriſche Bücher, oder den Koran, oder Bibeln in ſpaniſcher Sprache beſitze, daß jemand Ketzer verhehlt, aufgenommen oder begünſtigt habe. Erſchien der Angeklagte nicht auf die dritte Vorladung, ſo traf ihn die Strafe des Bannes. Der Verhaftete war von dem Augenblick an, wo er der Gewalt des Gerichts überliefert ward, abgeſchnitten von der Welt. Die Gefängniſſe, heilige Häuſer (casas santas) genannt, beſtanden aus gewölbten Gängen, jeder in mehrere kleine viereckigte Zellen getheilt, die gewölbt, etwa zehn Fuß hoch und in zwei Reihen über einander angelegt waren. In die obern Zellen fiel durch eine vergitterte Oeffnung ein ſchwacher Lichtſtrahl, die untern waren kleiner und finſter. Jeder Kerker hatte zwei Thüren. An der innern, mit Eiſen überzogenen, befand ſich ein Gitter, durch welches dem Gefangenen die Nahrung gereicht ward, die man ihm bewilligte. Die andere Thür wurde früh morgens geöffnet, um den Kerker zu luften. Dem Gefangenen ward kein Beſuch von Freunden oder Verwandten gegönnt, kein Andachtsbuch bewilligt; er mußte in dem finſtern Gewölbe ruhig und ſchweigend ſitzen, und wenn ſeine Empfindung in einem Tone der Klage, oder des Unmuths, oder in einem frommen Geſange laut ward, ermahnte ihn der immer wachſame Kerkermeiſter zur Stille. Gewöhnlich ward nur ein Gefangener in jede Zelle geſperret, wenn nicht etwa die Abſicht, Entdeckungen zu machen, eine Ausnahme von dieſer Regel veranlaßte. In dem erſten Verhöre ward dem Angeklagten das Bekenntniß ſeiner Schuld abgefodert. Geſtand er das Verbrechen, deſſen er beſchuldigt war, ſo hatte er ſich ſelber das Urtheil geſprochen, und ſeine Güter waren verloren. Läugnete er die Beſchuldigung, gegen die Ausſagen der Zeugen, ſo ward er dennoch als Ueberwieſener verdammt. Der Sachwalter, den man ihm geſtattete, durfte ſich nicht anders, als in Gegenwart der Inquiſitoren, mit ihm beſprechen. Der Angeklagte ward weder mit ſeinem Ankläger, noch mit den Zeugen vor Gericht zuſammen gehalten, beide wurden ihm nicht genannt, und man unterwarf ihn der Tortur, um ihn zu einem befriedigenden Bekenntniſſe, oder zur Entdeckung von Umſtänden, welche durch die Zeugenausſagen nicht völlig aufgeklärt waren, zu zwingen. Der Angeklagte, welcher durch Bekenntniß und Reue dem Tode entging, mußte ſeinen Irrthum abſchwören, und das Verſprechen leiſten, ſich allen Strafen und Büßungen zu unterwerfen, welche das Gericht ihm aufle-

gen wollte. Gefängniß auf Lebenszeit, Geißelungen, Einziehung der Güter, waren die Strafen, die der Reuige erdulden mußte. Er ward mit ſeinen Kindern und Kindeskindern für ehrlos geachtet. Eine gewöhnliche Strafe für Büßende war's, den Sanbenito, das ſafranfarbige Bußkleid, mit einem Kreuze auf der Bruſt und auf dem Rücken bezeichnet, und mit Teufelslarven bemahlt, zu tragen*). Gegen einen Angeklagten, der ſo glücklich war zu entfliehen, ehe die Diener des Glaubensgerichts ihn verhaften konnten, ward verfahren wie gegen einen hartnäckigen Ketzer. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden Vorladungen gegen ihn angeheftet, und erſchien er nicht binnen der beſtimmten Friſt, ſo ward er, wenn die Zeugenausſagen die Anklage bewieſen, der weltlichen Obrigkeit übergeben, die ihn im Bildniſſe verbrannte. Wenn Verſtorbene, die ſchon über vierzig Jahre im Grabe lagen, verurtheilt wurden, ſo blieb zwar ihren Kindern der Beſitz geerbter Güter, aber dennoch wurden die Unſchuldigen ehrlos und unfähig zur Verwaltung öffentlicher Aemter. War dem Angeklagten das Todesurtheil geſprochen, ſo wurde das feierliche Auto de fe angeordnet. Gewöhnlich ward es an einem Sonntage zwiſchen dem Dreieinigkeitsfeſte und der Adventzeit gehalten. Bei Tagesanbruch rief der dumpfe Ton der großen Glocke der Domkirche die Gläubigen zu dem ſchrecklichen Schauſpiele. Die Vornehmſten ſelbſt drängten ſich, ihre Dienſte als Begleiter der Verurtheilten anzubieten, und oft ſah man Grands als Familiares der Inquiſition. Barfuß, mit dem ſcheußlichen Sanbenito angethan, und einer ſpitzigen Mütze (coroza) auf dem Kopfe, erſchienen die Verurtheilten. Die Dominikaner, mit der Fahne der Inquiſition, eröffneten den Zug. Voran gingen die Reuigen, welchen nur Buße aufgelegt war, und nach dem Kreuze, das hinter dieſen getragen ward, folgten die Unglücklichen, die zum Tode wandelten. Die Bildniſſe der Entflohenen, und die Gebeine verurtheilter Todten, in ſchwarzen mit Flammen und hölliſchen Sinnbildern bemahlten Särgen liegend, erſchienen auch in dem furchtbaren Zuge, den Prieſter und Mönche ſchloſſen. Durch die Hauptſtraßen der Stadt ging es zu der Kirche, wo nach einer feierlichen Predigt das Urtheil verkündet ward. Die Beſchuldigten ſtanden, während man das Verdammungsurtheil vorlas, mit einer ausgelöſchten Wachskerze in der Hand vor einem Kruzifixe. Darauf gab ein Diener des Glaubensgerichts jedem Verurtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Bruſt, zum Zeichen, daß die Inquiſition keine Gewalt mehr über ihn hätte. Ein Beamter der weltlichen Obrigkeit übernahm nun die Verurtheilten, ließ ihnen ſogleich Feſſeln anlegen und bald nachher ſie zum Richtplatze führen. Wer auf die Frage, in welchem Glauben er ſterben wollte, den katholiſchen nannte, ward vorher erdroſſelt, die übrigen aber wurden lebendig auf den Scheiterhaufen geführt. Die Autos de fe waren Feierlichkeiten, zu welchen das Volk, wie zu einem Siegesaufzuge, ſchauluſtig hinſtrömte, und ſelbſt Könige hielten es für eine verdienſtliche Handlung, mit ihrem ganzen Hofe dieſen Schauſpielen beizuwohnen, und die Qualen der Schlachtopfer anzuſehen, die den Henkern und zugleich den Verwünſchungen des Volks hingegeben waren. „Es war (heißt es in einem Berichte von einem, im Jahr 1680 gehaltenen, Auto de fe) ein großer Troſt für die Andächtigen, eine Beſchämung für die Lauen und erweckte das Erſtaunen aller Anweſenden, als

*) Ein ſpaniſcher Schriftſteller, der den Urſprung der Inquiſition ſchon im Paradieſe findet, behauptet, Gott habe dem erſten Menſchenpaare nach dem Sündenfalle ſolche Kleider gegeben!

ſie Zeugen waren von einer Ausdauer, die Jahrhunderte lang bewundert zu werden verdient. Von früh acht Uhr an, war des Königs Majeſtät auf dem Balkon, ohne daß die Hitze Sie drückte, oder das große Volksgedränge Sie beläſtigte, oder die langwierige Feierlichkeit Sie langweilte. Ihre Andacht und ihr frommer Eifer waren ihrer Ermüdung ſo ſehr überlegen, daß Allerhöchſtdieſelben nicht einmal auf eine Viertelſtunde ſich entfernten, um zu eſſen, und als die Feierlichkeit zu Ende war, fragten Sie, ob noch etwas zu ſehen wäre, oder ob man nun fortgehen könnte." So verfuhr die Inquiſition in der Zeit ihrer furchtbarſten Wirkſamkeit. Die Spanier empfanden die Beſchränkungen, welche für perſönliche Freiheit aus dieſer Anſtalt hervor gingen, ſchon in frühern Zeiten ſo tief, daß eines der Hauptgeſuche der Mißvergnügten unter Karls des erſten Regierung war, der König möchte ſorgen, daß die Inquiſition ihr Amt mit Gerechtigkeit verwaltete. Aber die wichtigen Folgen, welche das Glaubensgericht im Laufe der folgenden Jahrhunderte auf den Staat und die ſittlichen Eigenheiten der Spanier gehabt hat, ließen ſich damals noch nicht ahnen. Das edle geiſtvolle Volk ward durch die finſtre Gewalt der Glaubensrichter mehr, als durch irgend eine andre Waffe der Herrſcherwillkühr, gebeugt, und die gehemmte Geiſtesthätigkeit wirkte ſeit der Entdeckung von Amerika mit andern verderblichen Urſachen zuſammen, den alten Kunſtfleiß des Landes zu lähmen, die herrlichſten innern Kräfte des Staats zu erſticken und die Fortſchritte zu höherer Menſchenbildung auf lange Zeit hinaus aufzuhalten. Die urſprüngliche Verfaſſung der Inquiſition wurde zwar ſelbſt in neuern Zeiten, wo faſt in allen übrigen Ländern Europa's Glaubenseifer und Verfolgungsgeiſt gefeſſelt waren, nur wenig geändert, aber die Furchtbarkeit des finſtern Gerichts nahm doch allmählig ab. Selten ſah man im verfloſſenen Jahrhunderte das ſchreckliche Schauſpiel eines Auto de fe, und ſehr oft züchtigte die Inquiſition, wenn ſie ihre Gewalt offenbarte, nur ſolche Menſchen, die überall ein Gegenſtand der ſtrafenden Polizei geweſen ſeyn würden. Während dieſes Zeitraums wurde die Macht des Gerichts ſehr beſchränkt. Schon im Jahr 1762 ward der Groß-Inquiſitor, weil er gegen des Königs ausdrücklichen Willen eine Bulle, welche ein franzöſiſches Buch verdammte, bekannt gemacht hatte, in ein Kloſter, 13 Meilen von Madrid, verwieſen, und eine Verordnung der Regierung gebot, daß die Inquiſition ohne des Königs Einwilligung keine Befehle verkündigen ſollte, daß der Groß-Inquiſitor, wenn er Bullen erhielte, durch welche Bücher verboten wurden, ſich nach den Landesgeſetzen richten, und das Verbot nur Kraft der Gewalt, die ihm ſein Amt gab, nicht aber mit Anführung der Bulle bekannt machen ſollte, und daß die Glaubensrichter vor dem Verbote eines Buches den Verfaſſer vorladen ſollten, um ſeine Vertheidigung zu hören. Unter der Verwaltung des einſichtsvollen Aranda ward im Jahr 1770 die Richtergewalt der Inquiſition bloß auf hartnäckige Ketzerei und Abfall vom Glauben beſchränkt, und dem Gerichte verboten, einen Unterthan des Königs zu verhaften, ehe nicht jede Beſchuldigung völlig erwieſen wäre. Eine ſpätere Verfügung ſchützte einen Theil der Staatsbürger gegen die Neckereien des heiligen Amts, als im Jahr 1784 beſtimmt ward, daß die Inquiſition, wenn ſie einem Grande, einem Miniſter, einem Offizier, kurz einem angeſehenen Beamten, den Prozeß gemacht hatte, dem Könige die Akten zur Durchſicht vorlegen ſollte. Ueberblickt man die merkwürdigſten Aeußerungen der Thätigkeit des Inquiſitionsgerichts im

18ten Jahrhundert*), ſo findet man, daß dieſe Anſtalt ungeachtet der beſchränkenden Aufſicht, welche eine verſtändigere Politik oft ausübte, immer noch ein Werkzeug blieb, das unter begünſtigenden Umſtänden empörende Wirkungen hervorbringen konnte. Wenn das Gericht im Jahr 1714 einige Mönche wegen verbrecheriſchen Wandels, dem Tode überlieferte, wenn 1784 und 1804 einige Perſonen, die Liebestränke bereitet, oder gewahrſagt hatten, zur Einſperrung und Büßung verurtheilt wurden, oder Manchem wegen unbedachtſamer Aeußerungen Widerruf und Kirchenſtrafe aufgelegt ward, ſo konnte niemand Grund zu Beſorgniß haben; aber lebhafter mußte dieſe erwachen und der Abſcheu gegen die verderbliche Anſtalt lauter ſich regen, wenn im Jahr 1763 in einem Auto de fe zu Lerena einige hartnäckige Ketzer den Flammen übergeben wurden, oder wenn ſelbſt noch im Jahr 1777, als kaum, nach den oben erwähnten Beſchränkungen des Glaubensgerichts die Sache der Geiſtesfreiheit einen Sieg gewonnen zu haben ſchien, die Inquiſition gegen einen Mann, dem man doch nichts, als Schwäche und Unvorſichtigkeit, vorwerfen konnte, gegen den berühmten Olavides**) mit allen ihren Schreckniſſen ſich bewaffnete, oder wenn noch im Jahr 1780 ein armes Weib in Sevilla, als der Zauberei überwieſen, von dem Glaubensgerichte verurtheilt und lebendig verbrannt ward. Es blieb doch, bei aller Beſchränkung ſeiner Gewalt, bei aller Milde des Gerichts, zu deſſen Oberbeamten unter den letzten Regierungen gewöhnlich nur einſichtsvolle Männer von edler und gemäßigter Geſinnung gewählt wurden, es blieb doch der verderbliche Geiſt der Anſtalt, und das empörende gerichtliche Verfahren, und ſo war die Inquiſition bis zu dem Augenblicke, wo ſie durch die Verordnung des franzöſiſchen Kaiſers vom 4ten Dezember 1808 aufgehoben ward, ein mächtiges Hinderniß der höhern Geiſtesbildung und des freien Gedankenverkehrs. Bis in die neueſten Zeiten machte die Inquiſition jährlich ein Verzeichniß verbotener Büche bekannt, worin neben Ausgeburten des unſinnigen Aberglaubens, oder ſchmutziger Schamloſigkeit, gegen welche ſie ihr Amt mit allem Rechte ausübte, auch treffliche und unſchuldige Schriften mit dem Verbannungsfluche belegt wurden. Alle Schritte, welche einſichtsvolle Männer unter den beiden letzten Regierungen wagten, um das veraltete Werkzeug einer finſtern Politik zu zerſtören, waren ohne Zuſammenhang und daher ohne eingreifende Wirkung, und jene Männer erlagen zum Theil unter den Ränken, wodurch ein allmächtiger Günſtling, die Geiſtlichkeit und die Inquiſition ihren gemeinſamen Vortheil zu ſichern wußten. Selbſt der, im Jahr 1806 entſchiedene, Prozeß gegen zwei wackere, ſehr gebildete Männer, die Domherrn Antonio und Geronimo Cueſta***), welchen die ſchändliche Rachſucht ihres unwürdigen, von dem Fürſten de la Paz beſchützten, Biſchofs Verderben geſchworen hatte, dieſes letzte Lebens-

*) S. Bourgoing's Reiſe, Band I.

**) Geboren in Peru, hatte dieſer talentvolle Mann ein wichtiges Staatsamt mit Ruhm verwaltet, als ihm die Aufſicht über die neuen Anſiedelungen in der Sierra Morena aufgetragen ward. Auch hier zeigte er eine rühmliche Thätigkeit für das Gedeihen dieſer Unternehmung, aber er weckte Mißvergnügte, und der deutſche Kapuziner Romuald, der das Miſſionsgeſchäft in der Kolonie leitete, gab ihn der Inquiſition an. Nach zwei Jahren ſtrenger Haft, ward er für einen förmlichen Ketzer erklärt, ſeiner Güter beraubt und zu achtjähriger Einkerkerung verurtheilt. Es gelang ihm, nach Frankreich zu entfliehen, wo er bis 1798 lebte. Die Rückkehr in ſein Vaterland ward ihm damals erlaubt, die er ſich vielleicht durch die 1796 herausgegebene Vertheidigung der Inquiſition verdient hatte. Seltſame Dankbarkeit des menſchlichen Gemüths!

***) Von einem wohlunterrichteten Manne, der damals in Spanien war, anziehend erzählt im 7ten Stücke des Jahrgangs 1809 der Zeitſchrift Pallas.

zichen des furchtbaren Gerichts verrieth deutlich genug, daß Ränkeſucht, wenn ſie mit der geheimen Thätigkeit der Inquiſition ſich verbündete, auch in den neueſten Zeiten noch eine verderbliche Wirkſamkeit in Spanien haben konnte, und die Entſcheidung des Königs, welcher die Angeklagten für unſchuldig und das Verfahren der Inquiſition für geſetzwidrig erklärte, war ziemlich ſchonend gegen die ungerechten Glaubensrichter, und beſtätigte ſogar noch die herrſchende Meinung, welche diejenigen, die in die Gewalt der Inquiſition gefallen waren, mit dem Verluſte bürgerlicher Achtung beſtrafte. Der jetzige König von Spanien hat ſogleich nach der Wiederbeſteigung ſeines Thrones, durch ein Decret vom 21. Jul. 1814 das höchſte Inquiſitionsgericht und die übrigen Tribunale des heil. Officiums wieder hergeſtellt, mit der Beſtimmung, ihr Amt nach den im Jahr 1808 beſtandenen Verordnungen auszuüben. Der Biſchoff von Almeira, Milo Compilo, wurde zum Groß-Inquiſitor ernannt. — In Portugal ward die Inquiſition im Jahr 1557 nach langem Widerſpruche eingeführt. Das oberſte Glaubensgericht hatte ſeinen Sitz zu Liſſabon, und die Untergerichte in andern Städten des Reichs waren demſelben unterworfen. Der Groß-Inquiſitor ward vom Könige ernannt und vom Papſte beſtätigt. Joann von Braganza wollte nach der Befreiung des Landes von der ſpaniſchen Herrſchaft, auch die Inquiſition unterdrücken. Aber es gelang ihm nichts weiter, als dem Glaubensgerichte die Befugniß zu nehmen, die Güter der Verurtheilten an ſich zu reißen. Nach ſeinem Tode ward er dafür von der Inquiſition in den Bann gethan, und ſeine Gemahlin mußte das unwürdige Schauſpiel geſtatten, daß man dem Leichname die Losſprechung gab. So wie die Spanier die Inquiſition mit nach Amerika nahmen, ſo brachten die Portugieſen ſie nach Indien, wo ſie ihren Sitz in Goa hatte, wie unverträglich dieſe Anſtalt auch mit den Einrichtungen einer Handelsniederlaſſung ſeyn mochte. Im 18ten Jahrhundert ward die Gewalt der Inquiſition in Portugal durch die Verordnung beſchränkt, daß der Ankläger des Gerichtshofs dem Beſchuldigten die Anklagepunkte und die Namen der Zeugen zuvor mittheilen, daß der Angeklagte die Freiheit haben ſollte, einen Sachwalter zu wählen, und ſich mit demſelben zu beſprechen, und daß kein Urtheilsſpruch der Inquiſition ohne Beſtätigung des königlichen Raths vollzogen werden ſollte. R.

Inſecten machen die fünfte Klaſſe des Thierreichs aus, und haben ihren Namen daher, weil ihr Körper, mit einigen Ausnahmen, gleichſam eingekerbt oder eingeſchnitten und in drei Haupttheile, den Kopf, das Bruſtſtück und den Hinterleib abgetheilt iſt. Bei vielen Inſecten, zumal bei den Weſpen, gehen dieſe Einſchnitte ſo tief, daß beſonders der Hinterleib gleichſam nur durch einen Faden mit dem Bruſtſtücke verbunden iſt. Bei andern, vorzüglich bei ungeflügelten Inſecten, ſieht man dieſe Einſchnitte nicht ſo deutlich; bei wenigen, z. B. bei dem Floh, gar nicht. Unterſcheidungsmerkmale, die allen Inſecten ohne Ausnahme zukommen, ſind: der weiße, kalte Saft, der in ihrem Körper, wie es ſcheint, die Stelle des Bluts vertritt; die Fühlhörner am Kopfe, und die eingelenkten hornartigen Bewegungswerkzeuge oder Beine, von denen kein Inſect weniger als ſechs hat. Die Fühlhörner, welche bei mehrern ſogar den Geſchlechts-Unterſchied zeigen, ſcheinen blos den Sinn des Gefühls zu beſitzen, obgleich ſie von einigen Naturforſchern für den Sitz des Geſchmacks und Geruchs, von andern gar eines uns noch völlig unbekannten Sinnes

gehalten worden ſind. Die Augen der Inſecten ſind in Rückſicht ihre Baues doppelter Art. Die eine ſtellt Halbkugeln vor, die im Ve hältniß zum Körper oft ungeheuer groß, bei manchen einfach, bei de mehrſten aber oft aus einigen tauſend Lagen zuſammengeſetzt ſind, de gleichen man in dem Auge einer Stubenfliege 8000, in dem Auge eine Schmetterlings aber an 1700 gezählt haben will. Die andere Art vo Augen, welche man Nebenaugen oder Ocellen nennt, ſind einfach klein und in Rückſicht ihres Standortes und ihrer Lage verſchieden. Di erſtern ſcheinen mehr für die Ferne, die letztern mehr für die Nähe ge macht zu ſeyn. Bei den mehrſten Inſecten ſtehen die Augen unbewegli feſt; bei den Krebſen hingegen ſind die Augen beweglich und auf Stiele befeſtigt. Der Kopf aber iſt deſto beweglicher. Der Mund iſt bei ihne verſchiedener, wie bei allen andern Thieren gebildet. Bei einige ſind es zangenförmige Kinnladen, die ſich ſeitwärts bewegen; ander haben einen zugeſpitzten hornartigen Rüſſel; mehrere, wie z. B. di Schmetterlinge, eine Art von ſehr langer Zunge, die ſie wie eine Spiral feder zuſammenrollen und ausſtrecken können. Bei den Fliegen und ei nigen andern beſteht der Mund aus einem fleiſchlichten Schlurfrüſſel, welcher am Ende zwei Lippen hat, und ſich ausdehnen und zurückziehen läßt. Gehör- und Geruchs-Werkzeuge hat man bisher noch an keinem Inſecte entdecken können, und manche Naturforſcher haben daher dieſen Thieren ſchon beide Sinne gänzlich abſprechen wollen. Wie will man jedoch das Vermögen nennen, vermöge welches der Aaskäfer (Todten-gräber), die Schmeißfliegen und andere Inſecten ſtark ausdünſtende Körper in beträchtlicher Entfernung wittern können? Wenn es übrigens richtig iſt, daß der Laut, den einige Inſecten, z. B. das Hauskäferchen, zur Zeit der Paarung hören laſſen, dazu dient, den Gatten anzulocken; ſo werden wir berechtigt, auch den Sinn des Gehörs bei dieſen Thieren anzunehmen. Ein großer Theil derſelben iſt mit einer mehr oder weniger harten, hornartigen Haut umgeben, zu welchem bei andern noch eine beſondere Art von Panzer, wie die Flügeldecken bei den Käfern, hinzukommt. Dieſe Art der Bedeckung war ihnen bei dem Mangel an Knochen und andern feſten Theilen im Innern des Körpers, durchaus nöthig. Das Herz der Inſecten beſteht in einem längs dem Körper liegenden Kanale, der mit Knoten und Klappen verſehen iſt, aus welchem aber keine Adern entſpringen, weßhalb die Ernährung dieſer Thiere auf eine ganz eigene Art geſchehen muß. Lungen findet man in keinem Inſecte, ſtatt deren aber unzählige Luftröhren, die auf eine bewundernswürdige Weiſe gebaut ſind. Ein wahres Athmen nimmt man an den Heuſchrecken und einigen andern Inſecten wahr. Muskeln fand man in der Weidenraupe über 4000. Hieraus läßt ſich die im Verhältniß mit ihrem kleinen Körper ſo beträchtliche Summe von Kraft erklären, die man bei manchen Inſecten wahrnimmt. Verhältnißmäßig finden ſich im Meere und in der Erde weniger Inſecten, als auf der Oberfläche derſelben. Die meiſten Inſecten ſind im Larvenſtande große Freſſer. Eine Raupe verzehrt z. B. den Tag über wohl ſechs bis acht Mal ſo viel, als ſie wiegt; der aus ihr ſich bildende Schmetterling genießt dagegen ſehr wenig; ja, die Hafte, deren Leben ſo flüchtig iſt, ſcheinen gar nichts zu genießen. Man zweifelt, daß die Entſtehung auch nur eines einzigen Inſectes durch Fäulniß oder Gährung geſchehe. Merkwürdig iſt es, daß bei vielen Inſecten, zumal männlichen Geſchlechts, der Tod unmittelbar auf das Geſchäft der Hervorbringung folgt, und daß durch Verzögerung deſſel-

ken ihr Leben verlängert wird. Es giebt auch Geſchlechtsloſe unter ihnen. Nur wenige, z. B. die Schmeißfliege, bringen lebendige Junge hervor; die größere Zahl legt jedoch Eier. Bei einigen, wie bei der Blattlaus, wirkt die Befruchtung bis ins neunte Glied; bei andern wachſen die Eier noch, nachdem ſie ſchon gelegt ſind, und einige wenige gebähren Junge, die nachher nicht mehr wachſen. Nur die ungeflügelten Inſecten, und auch dieſe nicht einmal alle, erhalten gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Eie ihre vollkommene Geſtalt, und wachſen noch als vollkommene Inſecten; alle übrigen aber ſind einer zweimaligen Verwandlung unterworfen, ehe ſie vollkommene Inſecten werden. Wenn ſie aus dem Eie gekommen ſind, werden ſie Larven genannt: als ſolche haben ſie keinen Geſchlechtsunterſchied, und pflanzen ſich auch nicht fort. Aus der Larve wird das Inſect zur Puppe oder Nymphe, von denen einige freſſen und ſich bewegen, andere aber wie im Schlafe liegen und ganz ohne Nahrung leben. Daraus entſteht nun endlich das vollkommene Inſect. Einige leben dann wenige Stunden, andere, wie Spinnen und Krebſe, einige Jahre; die wenigſten aber kaum ein Jahr. Das Geſchäft der Hervorbringung ſcheint ihr Hauptgeſchäft zu ſeyn. Das Studium der Inſectenkunde heißt Entomologie. Linné hat dieſe ganze Klaſſe in 7 Ordnungen eingetheilt: I. Inſecten mit zwei häutigen, zuſammengefalteten Flügeln, über welche zwei hornartige Decken liegen. Käfer. Coleoptera. II. Mit vier kreuzweis zuſammengelegten, gerade ausgeſtreckten, meiſt zur Hälfte harten oder pergamentartigen Flügeln. Halbflügel. Hemiptera. III. Mit vier beſtäubten, oder eigentlich geſchuppten Flügeln. Schmetterlinge. Lepidoptera. IV. Mit vier durchſichtigen netzförmigen Flügeln. Neuroptera. V. Mit vier durchſichtigen geäderten Flügeln. Hymenoptera. VI. Mit zwei unbedeckten Flügeln. Diptera. VII. Ungeflügelte. Aptera.

Inſel (Eiland) bedeutet ein allenthalben von Waſſer umgebenes Land; Halbinſel, ein Land, welches nur theilweiſe von Waſſer umfloſſen iſt. Inſeln im Winde (Barlovento) heißen bei den Spaniern alle die kleinen Antillen in Weſtindien, die von Portorico gegen Süden bis nach Trinidad liegen. Sie führen dieſen Namen, weil ſie dem hier herrſchenden Oſtwinde unmittelbar und zunächſt ausgeſetzt ſind. Inſeln unter dem Winde (sotto vento) ſind diejenigen mittelamericaniſchen Inſeln, welche über der Nordküſte Südamerica's und auf der Südſeite des mexicaniſchen Meerbuſens längs der Terra firma liegen. Zu den Inſeln unter dem Winde werden insbeſondere St. Domingo, Portorico und Cuba gerechnet. Die Engländer und Franzoſen zählen ſchon die Inſeln von Martinique weiter nordweſtlich bis Portorico zu den Inſeln unter dem Winde. Sie haben ihren Namen daher, weil ſie dem Oſtwinde gar nicht ausgeſetzt ſind.

Inſeln der Seligen (insulae beatorum, näsoi macarohn), oder das Elyſium Homers, waren in den Mythen der früheſten griechiſchen Religion die glücklichen Inſeln, welche man ſich weſtwärts im Ocean an der Lichtſeite dachte, und woſelbſt die Günſtlinge Jupiters, dem Tode entrückt, in Freude und Wonne lebten. Nach dem Heſiodus waren ſie beſonders der Aufenthaltsort des vierten Geſchlechts der Heroen. In den früheſten Mythologien werden überhaupt die Inſeln der Seligen, die ſogenannten elyſäiſchen Gefilde und die Unterwelt ſehr häufig mit einander verwechſelt.

Inſpiration nennt die chriſtliche Dogmatik denjenigen Einfluß des göttlichen Geiſtes auf die Seelen der bibliſchen Schriftſteller und

Apoſtel Jeſu, der ſie im Lehren und Schreiben fähig machte, die Religionswahrheiten, welche Gott durch ſie den Menſchen verkündigen wollte, vollkommen richtig, deutlich und erbaulich vorzutragen. Daß von himmliſchen Dingen, deren Erkenntniß über das Gebiet der ſinnlichen Erfahrung hinausreicht, von Gott und ſeinem Verhältniſſe zur Welt nur der, den Gott ſelbſt darüber belehrt habe, Kunde geben könne, war der allgemeine Glaube des Alterthums. (S. den Art. **Offenbarung**). Wie die Poeſie der Reflexion, mußte der Begriff der Inſpiration dem Begriffe der philoſophiſchen Vernunfterkenntniß vorangehen. Von Gott begeiſtert, ſeiner unmittelbaren Belehrung gewürdigt waren daher den Heiden und Juden die Verkündiger religiöſer Wahrheiten, die heiligen Dichter und Lehrer; ſie wußten und ſagten, was ſonſt in keines Menſchen Sinn kam, Gott mußte es ihnen alſo **eingegeben** haben. Das Sinnbild mit dem die Sprachen des Alterthums dieſe **Eingebung** bezeichnen, iſt der Anhauch (der Geiſt) Gottes, Ruach, Pneuma, Spiritus, daher Inſpiration. Nur dieſem Geiſte konnte daher auch die Ausrüſtung der erſten Lehrer des Chriſtenthums, deſſen Verkündigung an inſpirationsgläubige Völker erging, beigemeſſen werden, und dieſe Lehrer nannten die Schriftſteller des alten Teſtaments und ſich ſelbſt Inſpirirte, heilige Menſchen Gottes, die getrieben und unterſtützt von dem heiligen Geiſte, den Jeſus ihnen zum Beiſtande verheißen hatte, ſprächen und ſchrieben. Die Entſtehung der bibliſchen Schriften auf göttliche Eingebung zurückzuführen, und ſie wegen dieſes Urſprungs als Gottes Wort zu achten, wurde daher ein Hauptgrundſatz des chriſtlichen Glaubens. Die proteſtantiſchen Kirchen haben ihn als die Bürgſchaft der Göttlichkeit des Chriſtenthums beibehalten, aber die ſeit dem 4ten Jahrhundert ausgebildete und in der katholiſchen Kirche gültige Meinung von einer fortwährenden Inſpiration, die den Kirchenverſammlungen und Päpſten zu Theil werde, und ihren Entſcheidungen das Anſehen göttlicher Ausſprüche und den Character der Untrüglichkeit gebe, nicht angenommen. Da der Proteſtantismus die Bibel als die einzige Erkenntnißquelle der Religion betrachtet, und der Autorität ihrer Ausſprüche alles unterwirft, mußte ſeit der Reformation der Begriff der Inſpiration ein Gegenſtand genauerer Unterſuchungen und Discuſſionen werden. Der Dogmatismus der älteren proteſtantiſchen Theologen hat ihn näher zu beſtimmen, und die philoſophiſche Kritik der neueren mannichfaltig zu modificiren geſucht. Jene dachten ſich die Verfaſſer der Bibel im ſtrengſten Sinne als Inſtrumente des heiligen Geiſtes, denen er nicht nur den Inhalt, ſondern auch die Form ihrer Schriften wörtlich eingegeben habe. Dieſe fanden, daß die heiligen Schriftſteller ja als Augen- und Ohrenzeugen und auf dem natürlichen Wege der mündlichen Mittheilung und Ueberlieferung erfahren haben konnten, was wir in ihren Büchern leſen, und wurden nur darüber uneinig, ob der Beiſtand, den ihnen der heil. Geiſt bei Abfaſſung derſelben leiſtete, in die Bewahrung vor jedem Irrthume beim Niederſchreiben des ihnen ſchon Bekannten, oder in einer ungewöhnlichen Erhöhung ihrer eignen Geiſteskräfte beſtanden habe. Aber weil die letztere Meinung endlich darauf hinauslief, daß ſchon jede Einwirkung der Gottheit auf die geiſtige Natur des Menſchen, durch die ein Fortſchritt in der Erkenntniß möglich würde, Inſpiration zu nennen, jeder große ſich unerwartet aufdringende Gedanke, jedes Aufflammen des Genies, jede Exaltation des Gefühls für das Gute und Wahre, der Zuſtand der Begeiſterung überhaupt als ein Anhauch Gottes zu betrachten, und ſofort was man in dieſem Zuſtande, wo

man den Gott in ſich fühlt, ſpricht und ſchreibt, Gottes Wort wäre; ſo ſchien, um die claſſiſchen Profanautoren, die in dieſem Sinne allerdings auch Inſpirirte heißen können, nicht den heiligen Schriftſtellern gleichſetzen zu müſſen, und die Bibel als ein Werk des heil. Geiſtes mit göttlicher Autorität von den Werken des menſchlichen Geiſtes gehörig zu unterſcheiden, eine nach den gegenwärtigen Fortſchritten der Bibelerklärung modificirte Rückkehr zu dem älteren engeren Begriffe der Inſpiration nothwendig. Wenn wir daher den Exegeten auch zugeſtehen müſſen, daß die bibliſchen Bücher, was Einkleidung und Darſtellung betrifft, der Individualität ihrer Verfaſſer angehören, und in Rückſicht des hiſtoriſchen Inhalts, ſo weit ihn die poſitive Religionslehre nicht in Anſpruch nimmt, wie andere Geſchichtsbücher der hiſtoriſchen Kritik unterliegen; ſo bleiben wir doch mit den gründlichſten Dogmatikern unſerer Zeit dabei, die in der Bibel enthaltene Religionswahrheit als ein über jeden Verdacht des Irrthums und jeden Vergleich mit menſchlichen Geiſteswerken erhabenes, wahrhaft göttliches Wort anzunehmen, ohne über die Art und Weiſe der Mittheilung deſſelben an die heil. Schriftſteller mehr beſtimmen zu wollen, als dieſe ſelbſt thun und die Natur der Sache lehrt. Die Autorität der heil. Schrift, die wir bei dieſem Glauben für uns haben, fehlt aber ſowohl jenen allzunüchternen Kritikern, die eine nicht natürlich erklärbare Einwirkung des göttlichen Geiſtes auf menſchliche Seelen für unmöglich halten, als auch den Schwärmern, die ſich fortwährender göttlicher Eingebungen rühmten. Dergleichen eingebildete Inſpirirte gab es zu allen Zeiten unter den Chriſten, beſonders unter den Secten, die ſich zum Myſticismus neigten. Gichtel, Jac. Böhme und Swedenborg ſind unter den Inſpirirten der neuern Zeit vor andern bekannt, und nicht nur die Camiſarden und die janſeniſtiſchen Convulſionairs in Frankreich gaben vor, himmliſche Eingebungen empfangen zu haben, auch die Quäker, Methodiſten und andere exaltirte Secten in England und Nordamerika glauben noch jetzt die begeiſterten Reden, die ſie im Moment der Ekſtaſe bei ihren Verſammlungen hören laſſen, der göttlichen Inſpiration zu verdanken. Ueberreſte von den Camiſarden, jenen urſprünglich reformirten Schwärmern im ſüdlichen Frankreich, die um 1700 durch die Gewalt der Waffen unterdrückt wurden, flüchteten nach England, und traten, da ſie dort keinen Beifall fanden, 1710 in Deutſchland auf, wo ſie ſich unter dem Namen der Neu-Inſpirirten, oder neuen Propheten, bekannt machten, auch in Berlin, Halle und einigen Städten am Rhein Anhang gewannen, und ihren Hauptſitz endlich in Berleburg aufſchlugen. Hier gaben ſie ſeit 1739 unter ihrem Oberhaupte dem Hofſattler zu Marienborn Joh. Friedrich Roch ihr Tagebuch heraus, bis der Tod dieſes Mannes auch ihre Zerſtreuung nach ſich zog. Eigen war ihnen beſonders die Meinung, daß nun auf die Religionsverfaſſungen Gottes des Vaters (das Judenthum) und Gottes des Sohnes (das Chriſtenthum) auch eine Religionsverfaſſung des heil. Geiſtes folgen und die Gabe der Weiſſagung darin allgemein verbreitet ſeyn werde. In wiefern aber von fortwährenden Wirkungen des heil. Geiſtes in der chriſtlichen Kirche die Rede ſeyn könne, haben wir in dem Art. heil. Geiſt näher erklärt. E.

Inſpruck (Inſprugg), Hauptſtadt des Tirols, am Inn, über welchem ſich hier eine ſchöne Brücke befindet. Die Stadt iſt an ſich klein, hat aber anſehnliche Vorſtädte, ſchöne Kirchen, 574 Häuſer und 10,000 Einwohner. Sie iſt die Reſidenz des Lands-Hauptmanns oder Gouverneurs über Tyrol, ſo wie des öſterreichiſchen Landesguberniums über

Oberöſterreich. Kaiſer Leopold I. errichtete hier 1672 eine Univerſität, welche 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wieder hergeſtellt, im Jahre 1810 jedoch abermals aufgehoben und in ein Lyceum verwandelt wurde. Mit derſelben war ehemals auch ein General-Seminarium für Tyrol verbunden. Die dortigen Handſchuh-, Seidenzeug-, Bänder- und Cattun-Fabriken, ſo wie die Glasarbeiten, ſind nicht unbedeutend. Seit 1810 war ſie eine Zeitlang die Reſidenz des Kronprinzen von Bayern (ſ. Tyrol).

Inſtanz. Abgeſehen von derjenigen Bedeutung des Wortes Inſtanz, in welcher es ſo viel anzeigt, als das deutſche Beiſpiel, nämlich einen in die Wirklichkeit getretenen, oder nur erdachten factiſchen Umſtand, welcher zum Beleg irgend eines allgemeinen Satzes dienen ſoll, iſt der Ausdruck Inſtanz beſonders in juriſtiſcher Hinſicht merkwürdig. Es iſt nämlich durch die allermeiſten Gerichtsverfaſſungen hergebracht, daß der competente Gerichtsſtand eines Unterthanen, d. i. das Gericht, vor welchem er entweder in Hinſicht ſeiner Perſon, oder in Hinſicht der beſondern in Streit befangenen Sache Recht zu leiden verbunden iſt, wie man ſich auszudrücken pflegt, mehrfach iſt, ein unterer oder ein oberer, dergeſtalt daß die Erkenntniſſe und Urthel des erſtern den Verbeſſerungen und Abänderungen des letztern unterworfen ſind, ſobald eine von beiden Partheien durch die erſte Entſcheidung ſich in ihren Rechten verletzt achtend, auf die Entſcheidung des höhern Richters provocirt. Für die meiſten Perſonen und Sachen giebt es drei, auch wohl vier ſolcher einander ſtufenweis vorgeſetzter Gerichtsſtände, z. B. in den königl. ſächſiſchen Ländern die Stadt- oder Dorfgerichte, das Amt, in deſſen Bezirk erſtere liegen, die Hofgerichte, und zuletzt als vierter und letzter Gerichtsſtand, die Landesregierung in Verbindung mit dem Appellationsgericht. Jeder einzelne Gerichtsſtand wird in dieſer ſubſecutiven Verbindung Inſtanz genannt, woher ſich denn eine erſte, zweite, dritte und vierte Inſtanz ergiebt. Manche Perſonen und Sachen haben aber weniger Inſtanzen, indem ſie aus einem ihnen beſonders ertheilten Vorrechte diejenige Inſtanz, welcher andere als der zweiten oder vielleicht gar als der dritten unterworfen ſind, unmittelbar als die erſte anerkennen. Dies iſt z. B. mit den königl. ſächſiſchen Schriftſaſſen der Fall, als welche unmittelbar vor den Hofgerichten belangt werden. Ein jeder hat das Recht zu fordern, daß er zunächſt vor ſeiner erſten und unterſten Inſtanz belangt werde, und wenn deren Entſcheidung einer oder der andern Parthei nicht hinlänglich in den Rechten begründet ſcheint, die Sache dann in ununterbrochener Stufenfolge von der untern Inſtanz an die zunächſt höhere gebracht werde. Jedoch haben manche Perſonen das Vorzugsrecht, den Beklagten unmittelbar vor ſeiner höchſten Inſtanz zu belangen; dieſes Vorrecht haben z. B. ſogenannte personae miserabiles, beſonders bedrängte und hülfsbedürftige Perſonen, um ihnen möglichſt den proceſſualiſchen Aufwand an Koſten und Zeit zu erſparen. Dm.

Inſtinct, der, ein natürlicher, den Thieren und Menſchen angeborner Trieb, welcher ſie zum Begehren oder Vermeiden einer Sache und zu gewiſſen Handlungen antreibt. Der Inſtinct iſt angeboren, denn er wird nicht erſt, etwa durch Gewohnheit oder Nachahmung, angenommen, ſondern äußert ſich ſogleich mit dem Daſeyn des Thiers und des Menſchen. So z. B. läuft die nur eben aus dem Ei gekrochene junge Ente dem Waſſer zu, das junge Huhn fürchtet ſich vor demſelben, beide thun Beides aus einem angebornen Triebe. Das neugeborne Kind ſucht

ohne

ohne Anweiſung der Mutter Bruſt, und weiß ſeine Nahrung aus derſelben ohne Belehrung zu ziehen. Der Inſtinct iſt natürlicher Trieb, er hängt nämlich von dem jedem Thiergeſchlechte eigenthümlichen Bau, und von ſeiner beſondern körperlichen Beſchaffenheit, oder ſeiner Natur, ab, wodurch ein dunkles Gefühl in ihm entſteht, das ihn antreibt, gewiſſe Dinge zu begehren, andere zu fliehen, und dieſem gemäß zu handeln. Die Inſtincte ſind von Verſtand und Vernunft ganz unabhängig, weil ſie weder von Begriffen noch Ideen entſtehen, ſondern von einem dunkeln Gefühl deſſen, was zur Erhaltung des Lebens des Individuums und Geſchlechts nothwendig iſt. Dieſes dunkle Gefühl entſteht wahrſcheinlich von einer Einwirkung der eigenthümlichen Miſchung der organiſchen Stoffe und der Organiſation auf die Nerven des Gemeingefühls; denn es gibt Inſtincte, welche allen thieriſchen Geſchöpfen gemein ſind, z. B. der Selbſterhaltung, der Nahrung, des Geſchlechtstriebes, andere welche nur beſondern Thierarten eigen ſind, z. B. den Waſſervögeln, der Trieb und die Geſchicklichkeit im Waſſer zu ſchwimmen, bei vielen Thieren der beſondere Trieb, ihre Wohnungen, jede Art wieder anders, zu bauen; andere Triebe ſcheinen zu gewiſſen Zeiten zu ſchlafen, zu andern wieder rege zu werden, z. B. bei den Zugvögeln, der Trieb zu ihren Verſammlungen und Wanderungen, der Trieb zur Brutzeit Neſter von beſonderer Bauart zu bauen. Der Inſtinct vertritt bei den Thieren die Vernunft. Zu welchen künſtlichen Verrichtungen ſie dadurch angetrieben werden, ſehen wir an den Wohnungen der Biber, der Bienen u. a. m. Bei dem Menſchen iſt der Inſtinct durch die Vernunft theils ganz verdrängt, theils geſchwächt. Natürlich, daß das dunkle Gefühl von der Klarheit der Vernunft überſtrahlt wird. Beide ſtehen im umgekehrten Verhältniß zuſammen. Wo der Inſtinct auch noch kräftig und rege iſt, hat der Menſch ihn durch Vernunft zu ordnen, zu mäßigen und zu regieren. Es entſtehen aber auch ungewöhnliche Inſtincte, z. B. in Krankheiten, wo die Miſchung der organiſchen Beſtandtheile, folglich auch das Gemeingefühl verändert wird. Hier kann auch beim Menſchen ein Inſtinct deutlicher als im geſunden Zuſtande hervortreten. Es iſt, als wenn bis zur Seele ein dunkles Gefühl von dem außerordentlichen Bedürfniſſe des Körpers gelangte. So zeigt ſich z. B. in Fiebern ein größeres Verlangen nach Flüſſigkeiten, zumal nach ſäuerlichen, bei großer Schwäche nach Wein, bei Kindern, die viel Säure im Magen haben, hat man zuweilen einen beſondern Trieb zu erdigen Mitteln, Kreide, Thon u. dergl. bemerkt; bei Kranken zeigt ſich zuweilen mitten in der Krankheit ein plötzlicher Appetit zu irgend etwas, und gemeiniglich iſt dieß ein Inſtinct, welcher ein inneres, der Krankheit angemeſſenes Bedürfniß verkündigt, deſſen Befriedigung öfters nicht nur unſchädlich, ſondern ſogar heilſam iſt. H.

Inſtitut kann man eigentlich mit Recht jede zu einem beſtimmten Zwecke errichtete Anſtalt, z. B. den Staat, die Kirche, die Polizei, die Armenverſorgung u. ſ. w. nennen, ſeit aber in unſern geſelligen Zirkeln von Inſtituten die Rede geweſen iſt, hat man dabei immer zunächſt an einen pädagogiſchen Zweck gedacht, und wo er ſich auf die Bildung für einen gewiſſen Stand oder eine gewiſſe Kunſt beſchränkt, ihn mit genannt, z. B. Militär-, Handlungs-, Forſt-, Sing-Inſtitute; unter dem Ausdruck **Inſtitute** ohne Beiſatz aber gewöhnlich Erziehungsanſtalten, in denen Kinder für eine gewiſſe Penſion verpflegt, erzogen und unterrichtet werden (**Penſionen**) verſtanden. Sie ſollen die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts mit den Vortheilen der häuslichen Er-

ziehung vereinigen, und je mehr ſie dem ungezwungenen, vertraulichen Verhältniſſe der Familie gleichkommen, ohne darum in der Stätigkeit und dem Wetteifer des Lehrens und Lernens nachzulaſſen, deſto mehr erfüllen ſie ihre Beſtimmung. Das Alterthum ſcheint ſolche Anſtalten nicht gekannt zu haben, denn was der Staat in Sparta für die öffentliche Erziehung angeordnet hatte, war allgemeine Nationalangelegenheit, und ſollte die Familie über dem Staate vergeſſen machen, und der pythagoräiſche Bund war nicht auf Kinder berechnet. An den im Mittelalter entſtandenen Kloſter- und Stiftsſchulen aber, die, um künftige Kleriker und Staatsmänner zu bilden, und die beſſern Köpfe der Nation von Kindheit an für die Endzwecke der Kirche zu erziehen, für gewiſſe Schenkungen der Eltern Kinder aufnahmen, war in der Regel weniger die Erziehung als der Unterricht zu loben, und auch dieſer den Zeitbegriffen gemäß dürftig und einſeitig. Als die erſte freiere Erziehungsanſtalt verdient die von dem Utrechter Canonicus Geirt Groote (Gerhardus magnus) um 1376 zu Deventer geſtiftete pädagogiſche Brüderſchaft der Hieronymianer genannt zu werden, in der er Erwachſene und Kinder von beiden Geſchlechtern und aus allen Ständen zum Arbeiten, Lehren und Lernen vereinigte. Ihre Verfaſſung glich den Chorhäuſern der Herrnhuter, und nach ihrem Muſter bildeten ſich damals die weiblichen Erziehungsanſtalten der Beguinen. Anderer Art war die nicht klöſterliche Erziehungsanſtalt, die Wolf von Gemmingen um 1520 zu Gemmingen im Kraichgau für Söhne des Adels ſtiftete, eine Vorläuferin unſerer Ritterakademien. Aber als eine Rückkehr zur mönchiſchen Erziehungsweiſe ſind die gegen Ende des 16ten Jahrhunderts entſtandenen Jeſuitercollegien zu betrachten, die durch ihre wiſſenſchaftliche Tendenz und kluge Disciplin zwar bald allgemeinen Beifall fanden, und ſich in den katholiſchen Ländern der Erziehung der Knaben faſt allein zu bemächtigen, aber eben dieſe Gelegenheit, auf die Völker zu wirken, nur zu ſehr für ihren hierarchiſch-politiſchen Hauptzweck zu benutzen wußten. Daneben hatten die Kloſterpenſionen für Knaben und Mädchen ihr Weſen immer fortgetrieben, und in proteſtantiſchen Ländern mußten ſich Eltern, die ihre Söhne außer dem Hauſe erziehen laſſen wollten, an die wenigen Fürſten- und ſäculariſirten Kloſterſchulen halten. Da aber ſowohl dieſe als jene von ihrer altfränkiſchen Form und düſtern Mönchsdisciplin noch immer nicht laſſen mochten, und zu weit hinter den Forderungen des ſich regenden Zeitgeiſtes zurückblieben, wagten es endlich die Pädagogen des 18ten Jahrhunderts, die unterdrückten Menſchenrechte der Jugend geltend zu machen. Die Frankiſchen Stiftungen (ſ. d. Art.) zu Halle und die Kinderanſtalten der Brüdergemeinde, die immer noch zu früh Sündenerkenntniß und aſcetiſche Frömmigkeit erzwingen wollten, machen den Uebergang von der alten Schlägezucht zur freien Erziehung der Philanthropen. Baſedow und ſeine Freunde glaubten Locke's und Rouſſeau's Ideen einer naturgemäßen liberalen Erziehung zum Weltbürgerſinne nicht leichter realiſiren und die Regeneration der entarteten Menſchheit, nach der tauſend Stimmen verlangten, nicht beſſer bewerkſtelligen zu können, als wenn ſie auf eigne Hand Erziehungsinſtitute errichteten, die unabhängig von Staat und Kirche ein freies Feld zur Ausführung der pädagogiſchen Theorien und Weltverbeſſerungsplane des Tages darböten. Das 1774 zu Deſſau eröffnete Philanthropin wurde mit einem Enthuſiasmus aufgenommen, der ſeine elektriſchen Funken in alle Gegenden verbreitete, und bald mehreren Anſtalten dieſer Art ihr Daſeyn gab. Die Erziehungs-

inſtitute des edeln v. Salis zu Marſchlues, des Abentheurers Bahrdt zu Heidesheim, Campe's und Trapp's zu Trittow, Salzmann's zu Schnepfenthal, Feder's, Spazier's und Olivier's Penſionen zu Deſſau fanden ein empfängliches Publicum, und nach der Meinung ihrer Bewunderer konnte man darin nicht weniger, als alles lernen und ein vollkommener Menſch werden. Denn daß das Ideal einer guten Erziehung in ſolchen Anſtalten, wo die Jugend ja von den Sachverſtändigſten Schritt vor Schritt nach dem Faden der ſchönſten Theorie herangezogen und planmäßig ausgebildet werde, beſſer als unter den Störungen und Unvollkommenheiten des Familienlebens zur Ausführung kommen müſſe, hielten viele für ausgemacht. Wenn aber auch der äußere Glanz dieſer Inſtitute in Rückſicht ihres heitern Tones und der liberalen Behandlung, wodurch ſie den Muth und Frohſinn der Jugend belebten, ihrer gymnaſtiſchen Uebungen und der rühmlichen Sorgfalt, die ſie auf Geſundheit und Körperbildung ihrer Zöglinge wendeten, die Probe hielt; ſo konnten ihre Leitungspläne, in denen nicht leicht eine Wiſſenſchaft vermißt wird, ihre Lehrmethoden, die alles erleichterten und verſüßten, ihre Kinderfeſte, Meritentafeln, goldnen und ſchwarzen Nägel, Ehr- und Schandbücher, Verdienſtorden und Strafzettel doch nicht verhüten, daß nicht mancher als oberflächlicher Halbwiſſer und anmaßender Schwätzer aus ihnen hervorgehende Jüngling die Gründlichkeit ihres Unterrichts und den Ernſt ihrer Disciplin verdächtig machte. Mehrere dieſer Inſtitute gingen daher eilfertig, wie ſie begonnen hatten, wieder unter, mehrere kamen in andere Hände, und nur das Salzmannſche beſteht durch ſeine gute ökonomiſche Verwaltung und durch den Ruhm, ſeine ſchönen Verſprechungen wenigſtens in Rückſicht der körperlichen und moraliſchen, wenn auch minder im Betreff der intellectuellen Bildung ſeiner Zöglinge ſeit 30 Jahren gehalten zu haben, noch bis dieſen Tag. An Inſtituten, die mit ihm wetteiferten, hat es übrigens in dieſer Periode nicht gefehlt. Das Chriſtianiſche bei Kopenhagen (jetzt unter anderer Firma) und das Hundeikerſche bei Braunſchweig wurden vor andern berühmt, und faſt in jeder größerer Stadt fanden ſich Unternehmer, die Penſionen mit Sammelſchulen zu verbinden, und aus den wohlfeilſten Candidaten und Studenten das nöthige Lehrerperſonale herzuſtellen wußten. Denn nur zu oft lag eine ſchlecht verhüllte Finanzſpeculation ſolchen Unternehmungen zum Grunde, und mancher Hauslehrer trat, blos um heirathen zu können, als Inſtitutsdirektor auf. Beſonders fiel die weibliche Jugend, weil die Frau Directorin etwa Franzöſiſch verſtand und Gouvernante geweſen war, oft in ſolche Hände, und das Erziehungsinſtitut der edeln Rudolphi, das von Hamburg nach Heidelberg wanderte, gehört, wie die dem Adel allein zugänglichen, und wegen ihrer Fonds unter Aufſicht des Staates ſtehenden Fräuleinſtifte, nur unter die ehrenvollen Ausnahmen von den Mädchenpenſionen gewöhnlichen Schlages, in denen die weibliche Jugend öfter verdorben als erzogen wurde. Ueberhaupt bedarf ſie noch mehr als die männliche der Familien-Erziehung, und wie unentbehrlich auch Mädcheninſtitute, in denen man alles, was gefällt und in feinen Zirkeln geltend macht, lernen kann, der modiſchen Eitelkeit ſcheinen mögen, ſo iſt doch der Sinn für die kleinen Sorgen und unſchuldigen Freuden der Häuslichkeit, den nur eine redliche Mutter einflößen kann, der künftigen Gattin und Mutter noch unentbehrlicher. Dergleichen Inſtitute ſollten daher nur als Rettungsanſtalten für ſolche Töchter beſtehen, für die es ſonſt kein Haus und keine Mutter mehr giebt. Aber leider wird die Inſti-

tutserziehung immer ein Bedürfniß für Söhne und Töchter ſolcher Eltern bleiben, die ohnehin unvermögend den nöthigen Unterricht ſelbſt zu beſorgen, theils an ihrem Wohnorte keine gute Lehranſtalt finden, theils die nahe Verbindung mit unerfahrnen Hauslehrern ſcheuen, theils im Bewußtſeyn ihrer eignen Unfähigkeit zum Erziehen, oder aus Liebe zur Bequemlichkeit, oder wegen ehelicher Mißverhältniſſe, es für dienlicher achten, daß ihre Kinder außer dem Hauſe erzogen werden, und wohlhabend genug ſind, die meiſt beträchtlichen Koſten der Penſion zu beſtreiten. Zu wünſchen wäre aber, daß die Erziehungsinſtitute allenthalben unter Aufſicht höherer Schulbehörden geſetzt würden, um unwürdige Unternehmer und Lehrer abzuhalten, und die Ausführung der gewöhnlich ſehr viel verſprechenden Pläne zu verbürgen. Anders verhält es ſich jedoch mit Peſtalozzi's Unternehmen, deſſen Inſtitut zu Yverdün als eine Experimentalanſtalt zur Ausbildung und Bewährung ſeiner neuen Methode, als eine vortreffliche Uebungsſchule für Lehrer jetzt ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit und Theilnahme, und eine Angelegenheit der Menſchheit iſt. Neben ihm verdienen die Filialinſtitute die von Peſtalozzi's Jüngern in Nordamerika, Neapel, Petersburg und in mehreren Städten Deutſchlands errichtet worden ſind, und das unter königlicher Autorität beſtehende Zellerſche Normalinſtitut zu Karlene in preußiſch Litthauen, als wetteifernde Muſteranſtalten genannt zu werden; und wenn auch ein abtrünnig gewordener Zögling und Lehrer des Inſtituts zu Yverdün, der als Verfaſſer einiger gelungener Lehrbücher bekannte Joſeph Schmid, die Erziehungsinſtitute überhaupt für eine Schande der Menſchheit erklärte; ſo giebt es doch noch zu viele Rückſichten und Umſtände, die ſein übereiltes Urtheil mildern, als daß wir für den Untergang dieſer, wenn ſie mit Geiſt und Erfahrung begonnen, mit Beſonnenheit, Uneigennützigkeit und wahrem Vaterſinne geleitet werden, immer wohlthätigen Anſtalten ſtimmen möchten. Denn für die Reſultate der Erziehung ſind nicht die Theorien, Pläne und Methoden des Weſentlichen, ſondern der Sinn und die Tüchtigkeit der Perſonen, die dies alles handhaben. E.

Inſtitut (National). Unter dieſem Namen iſt die gelehrte Anſtalt, welche erſt in der letzten Zeit, da man das Andenken an die ehemalige republikaniſche Verfaſſung auf jede Weiſe in Frankreich auszulöſchen ſuchte, denſelben mit dem eines kaiſerlichen Inſtituts der Wiſſenſchaften und Künſte hat verwechſeln müſſen, am berühmteſten. Es entſtand daſſelbe durch ein Dekret vom 3ten Brümaire des Jahres 4, aus der ehemaligen Académie française, der Académie des sciences und der Académie des belles lettres et inscriptions, und gleich anfangs ward als ſeine Beſtimmung angegeben, Künſte und Wiſſenſchaften durch ununterbrochene Nachforſchungen, durch Bekanntmachung neuer Entdeckungen und durch Korreſpondenz mit den gelehrten Wiſſenſchaften zu vervollkommnen, und hauptſächlich ſolche Wiſſenſchaften und literariſche Arbeiten zu treiben, die auf den allgemeinen Nutzen und den Ruhm der Nation abzweckten. Seine Organiſation ward gleich anfangs ſo beſtimmt, wie ſie nachmals in der Hauptſache geblieben iſt. Das Inſtitut ſollte nämlich aus einer Anzahl zu Paris wohnhafter Mitglieder, und einer gleichen Anzahl Aſſociés in den verſchiedenen Theilen der Republik beſtehen, auch ſollte außerdem jede Klaſſe acht auswärtige Gelehrte ſich zugeſellen können. Anfänglich ward das Inſtitut in drei Klaſſen, jede mit mehreren Sektionen getheilt, von denen die erſte Klaſſe die phyſiſchen und mathematiſchen, die zweite die moraliſchen und hiſtoriſchen

Wiſſenſchaften, die dritte endlich die Literatur und die ſchönen Künſte in ganzer Ausdehnung begreifen ſollte; die Zahl der wirklichen Mitglieder ward ohne die Aſſociés auf 144 beſtimmt. Seine endliche Organiſation erhielt jedoch das Nationalinſtitut durch ein Arrêté vom 3ten Pluvioſe des Jahres 11 (23ſten Januar 1803). Hierdurch ward daſſelbe in vier Klaſſen getheilt: 1) die Klaſſe der phyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften; 2) die Klaſſe der franzöſiſchen Sprache und Literatur; 3) die Klaſſe der Geſchichte und alten Literatur, und 4) die Klaſſe der ſchönen Künſte. Die erſtere ward wiederum in mehrere Sektionen getheilt, nämlich die mathematiſchen Wiſſenſchaften in die Sektionen der Geometrie, der Mechanik und der Aſtronomie, wozu noch eine Sektion der Geographie und Schifffahrtskunde kam; die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften in die Sektionen der Chemie, der Mineralogie, der Botanik, der Landwirthſchaft und Thierarzneikunſt, der Anatomie und Zoologie, und der Medizin und Chirurgie. Die zweite und dritte Klaſſe erhielt keine Sektionen, wohl aber die vierte, die in die Sektionen der Mahlerei, der Bildhauerkunſt, der Architektur, der Kupferſtecherkunſt und der Muſik zerfiel. Die erſte Klaſſe, aus 64 Mitgliedern beſtehend, hatte zwei beſtändige Sekretäre, den einen für die mathematiſchen, den zweiten für die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, die ſie mit Beſtätigung der Regierung aus ihrer Mitte ernannte, und die zwar Mitglieder der Klaſſe waren, aber zu keiner Sektion gezählt wurden; ſechs ihrer Mitglieder konnte ſie unter den übrigen Klaſſen des Inſtituts, nebſt acht auswärtigen Aſſociés und hundert einheimiſchen und fremden Korreſpondenten ernennen. Die zweite Klaſſe beſtand aus 40 Mitgliedern, und war hauptſächlich mit der Verfertigung eines allgemeinen Wörterbuchs der franzöſiſchen Sprache beauftragt. Sie unterſuchte, in Rückſicht der Sprache, die wichtigſten Werke der Literatur, der Geſchichte und der Wiſſenſchaften, und mußte wenigſtens ein Mahl im Jahre die Sammlung ihrer kritiſchen Bemerkungen bekannt machen; auch ſie ernannte mit Beſtätigung der Regierung eines ihrer Mitglieder zum beſtändigen Sekretär, und konnte zwölf ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Klaſſen des Inſtituts ernennen. Die dritte Klaſſe beſtand gleichfalls aus 40 Mitgliedern und aus acht fremden Aſſociés; ſie beſchäftigte ſich mit den gelehrten Sprachen, mit Antiquitäten und Monumenten, mit der Geſchichte und allen moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften in ihrem Verhältniſſe zur Geſchichte. Hauptſächlich mußte ſie ſich bemühen, die franzöſiſche Literatur mit den Werken der griechiſchen, lateiniſchen und orientaliſchen Klaſſiker, die noch nicht überſetzt ſind, zu bereichern; auch ſollte ſie ſich mit der Fortſetzung der diplomatiſchen Sammlungen beſchäftigen. Sie ernannte gleichfalls mit Beſtätigung der Regierung aus ihrer Mitte einen beſtändigen Sekretär, konnte neun ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Klaſſen, und 60 einheimiſche und fremde Korreſpondenten ernennen. Die vierte Klaſſe endlich beſtand aus 28 Mitgliedern und acht fremden Aſſociés, und ernannte eben ſo aus ihrer Mitte und mit Beſtätigung der Regierung einen beſtändigen Sekretär, der zu keiner Sektion gehörte. Sie konnte ſechs ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Klaſſen ernennen, und 36 einheimiſche und fremde Korreſpondenten wählen. — Die aſſoziirten Mitglieder der Klaſſen hatten nur in dem, was wiſſenſchaftliche Gegenſtände betraf, eine deliberative Stimme, gehörten aber in ihrer Klaſſe zu keiner Sektion und erhielten auch kein Gehalt. Die Ernennung zu den erledigten Plätzen geſchah übrigens durch jede Klaſſe, mit Beſtätigung der Regierung. Die Mit-

glieder jeder der vier Klaſſen hatten das Recht, wechſelſeitig bei den beſondern Sitzungen einer jeden Klaſſe zugegen zu ſeyn, und darin auf Verlangen Vorleſungen zu halten. Viermal im Jahre vereinigten ſich die verſchiedenen Klaſſen in allgemeinen Sitzungen, um ſich wechſelſeitig Rechenſchaft von ihren Arbeiten abzulegen; auch ernannten ſie gemeinſchaftlich einen Bibliothekar und einen Unterbibliothekar, ſo wie die Agenten, die dem geſammten Inſtitute angehörten. Jede Klaſſe legte der Regierung die beſondern Statuten und Ordnungen über ihre innere Polizei vor; auch hielt eine jede jährlich eine öffentliche Sitzung, wobei die drei andern zugegen waren. Die allgemeine Verwaltung wurde durch eine Verwaltungskommiſſion beſorgt, die aus fünf Mitgliedern des Inſtituts, nämlich zweien der erſten, und einem jeder der übrigen Klaſſen, von denen ſie zugleich ernannt wurden, beſtand. Dieſe Kommiſſion ließ in den allgemeinen Sitzungen des Inſtituts alles das reguliren, was ſich auf die Verwaltung, die allgemeinen Ausgaben und die Vertheilung der Fonds unter die einzelnen Klaſſen bezog. Jede Klaſſe regulirte alsdann wiederum für ſich die Verwendung der, zu ihren beſondern Ausgaben, beſtimmten Fonds, ſo wie alles was den Druck und die Bekanntmachung ihrer Memoires betraf. Die wirklichen Mitglieder und die beſtändigen Sekretärs der Klaſſen wurden von der Regierung beſoldet, die dem Inſtitute eine jährliche, in dem Budget des Miniſters des Innern begriffene, Summe für ſeine Ausgaben anwieß. Alle Jahre wurden von jeder der vier Klaſſen Preiſe ausgetheilt, auch war dem Inſtitute der Ausſpruch über die Zuerkennung der großen, durch die Dekrete vom 24ſten Fruktidor des Jahres 12 und vom 28ſten November 1809 angeordneten zehnjährigen Preiſe überlaſſen. Im März 1815 erhielt das Inſtitut eine neue Organiſation, die aber, da zur nämlichen Zeit Napoleon Frankreich mit neuen Stürmen erfüllte, nicht vollzogen werden konnte. Dagegen erfolgte am 26ſten Febr. 1816 eine ausführliche königliche Ordonnanz, welche dieſe Anſtalt nach ihrem bisherigen Beſtande auflöste, und ihre Trümmer aufs Neue bildete. Vermöge dieſer Verordnung zerfällt das Inſtitut in 4 wie ehemals einzeln für ſich beſtehende Akademieen. Dieſe ſind 1) die franzöſiſche Akademie, 2) die der Innſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, 3) die der Wiſſenſchaften, und 4) die der Künſte. Dieſe Akademieen ſtehen unter dem directen und beſondern Schutze des Königs. Jede derſelben hat ihre von der andern unabhängige Verwaltung, und die freie Verwendung der Einkünfte, die ihr zugehören, oder die noch in der Folge angewieſen werden. Doch bleiben die Agentſchaft, das Sekretariat, die Bibliothek und andere Sammlungen des Inſtituts ein Gemeingut der vier Akademieen, welches unter der Autorität des Miniſters vom Innern, von einer Commiſſion von acht Mitgliedern, wozu jede Akademie zwei giebt, verwaltet wird. Die Akademieen halten in jedem Jahre am 24ſten April, an dem Tage, da der König in das Königreich zurückgekommen, eine öffentliche Sitzung. Die Mitglieder einer Akademie können auch in die andere gewählt werden. Bei der franzöſiſchen Akademie ſtehen 40, bei der Akademie der Inſchriften eben ſo viele, und bei der Akademie der Wiſſenſchaften 63 Mitglieder. Die letztre hat 11 Sektionen, der Geometrie, Mechanik, Aſtronomie, Geographie und Schifffahrtskunde, allgemeine Phyſik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Landwirthſchaft, Anatomie, Medicin und Chirurgie. Die Akademie der Künſte hat 5 Abtheilungen, der Mahlerei, der Bildhauerkunſt, der Baukunſt, der Kupferſtecherkunſt und der Tonkunſt. Alle Jahre ſoll in dem Verzeichniſſe der

Staatsausgaben die Summe begriffen ſeyn, welche man auf die vier Akademieen verwenden will. C. Z.

Inſtrumentalmuſik iſt diejenige Muſik, welche blos von muſikaliſchen Inſtrumenten, ohne daß dabei die menſchliche Stimme mitwirkt, ausgeübt, und deßhalb der Vocalmuſik, welche aus den Tönen der menſchlichen Stimme beſteht, entgegengeſetzt wird. Daß alle Inſtrumentalmuſik eine Nachahmung des menſchlichen Geſanges, oder des Geſanges der Vögel ſey, kann, wo nicht hiſtoriſch, doch wenigſtens phyſiologiſch und philoſophiſch erwieſen werden. Denn die Töne der menſchlichen Kehle, ſo wie der Geſang der Vögel, klangen dem Ohre zu lieblich, als daß der Menſch nicht hätte auf die Erfindung ſinnen ſollen, dieſe Töne auch künftig durch den Klang todter Körper hervorzubringen. Somit entſtand wahrſcheinlich das Flöten-Inſtrument am erſten, weil es ſehr natürlich war, daß Leute, welche im Freien lebten, zufällig ein ausgehöhltes Rohr an den Mund ſetzten, und eben ſo zufällig durch Einblaſen des Athems einen Ton aus demſelben hervorlockten. Damit war alſo das Flöteninſtrument erfunden. Die Entſtehung des Saiteninſtruments, als bei weitem complicirter, fällt wahrſcheinlich ſpäter: denn zu dieſem war nicht allein ein hohler Körper, wie zu der Flöte, ſondern auch eine darüber gezogene Schnur erforderlich. Die Inſtrumentalmuſik der Griechen, abgerechnet, daß weder dieſe, noch die Vocalmuſik derſelben, in unſerm Sinne des Worts genommen, eigentliche Muſik war (ſ. d. Art. Muſik), beſchränkte ſich auf wenige Inſtrumente, unter denen die Flöte, die Zither und die Poſaune, welche Inſtrumente mit den unſrigen gleiches Namens nicht verglichen werden dürfen, etwa die vornehmſten waren. Bei den Neuern, das heißt bei den Italiänern, hatte die Inſtrumentalmuſik ebenfalls einen geringen Urſprung: ſie war anfangs nur auf ſehr wenige Inſtrumente beſchränkt. Es leuchtet von ſelbſt ein, daß man ſich derjenigen Inſtrumente, auf welchen man eine Melodie ſpielen konnte, zuerſt bediente: denn man hatte, oder mußte ja vielmehr den Zweck haben, diejenige Melodie, welche bereits mit Hülfe der menſchlichen Stimme erfunden war, nun auch auf dieſen Inſtrumenten nachzuahmen. So entſtand der Gebrauch der Geige, als eines Hauptinſtruments. Warum die Flöte, als ein weit älteres Inſtrument, gewiſſermaßen von der Geige verdrängt wurde, läßt ſich leicht erklären: das Spiel eines Geigeninſtruments iſt bei weitem nicht ſo ermüdend, als das eines Blaſeinſtruments; der Ton der Geige contraſtirt mehr mit der Menſchenſtimme, dahingegen die Flöte mit derſelben zu ſehr verſchmilzt und alſo keine Befriedigung gewährt; und endlich liegt es in der Natur der Dinge, daß das Wohlgefallen an den Blaſeinſtrumenten von keiner ſo langen Dauer iſt, als dasjenige an Geigeninſtrumenten. Das Inſtrument, welches die Melodie zu ſpielen vermogte, war alſo gefunden. Was alſo natürlicher, als daß man, da jede moraliſche und phyſiſche Thätigkeit der Seele eine erſte Grundlage haben will, nun auch bemüht war, zu jener Melodie einen Stützpunkt, auf welchem ſie um ſo ſicherer einherſchreiten könnte, zu erfinden ſuchte? Auf dieſe Weiſe verfiel man nun in der Theorie der Muſik auf die Erfindung der Baßſtimme, und in Betreff der Inſtrumente, auf die Verfertigung der Baßinſtrumente. Es konnte aber nicht lange währen, ſo fühlte man auch das Bedürfniß, die großen und leeren Zwiſchenräume zwiſchen den hohen Tönen der Geigen- und den tiefen der Baßinſtrumente, welche das Ohr ſehr unbefriedigt ließen,

auszufüllen: nun entſtanden die Bratſche (die tiefere Geige) und das Violoncell (der höhere Baß), mit deren Tönen jene Zwiſchenräume auf eine dem Ohre ſehr angenehme Weiſe ausgefüllt wurden. Da nun hierdurch der vierſtimmige Geſang, deſſen Erfindung wir eben ſo gut, wie die Erfindung jeglicher anderer Kunſtbeſtrebungen, einer bloß mechaniſch bedingten Urſache zuſchreiben, in ſich ſelbſt begründet war; ſo ſcheinen die italiäniſchen Componiſten bis faſt in die Mitte des vorigen Jahrhunderts kein Bedürfniß gefühlt zu haben, ſich außer den Geigen und den Bäſſen noch anderer Inſtrumente zu bedienen: wenigſtens findet man in den Compoſitionen jener Zeit nur ſelten ein Blaſeinſtrument angewandt. So wie nun aber die menſchliche Natur alles ſteigert, und alles ſtets verändern will, ſo fingen auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die italiäniſchen Componiſten an, zu den Geigeninſtrumenten noch die Hoboe und das Horn hinzuzufügen. Die Flöte ward, als zu ſchmeichelnd und zu übereinſtimmend mit der Menſchenſtimme, überhaupt als zu wenig contraſtirend, ausgeſchloſſen und iſt überhaupt in Italien, beſonders in der Inſtrumentalmuſik, nie ſehr geſchätzt worden. Die Hoboe hingegen mit ihrem ſchneidenden, ſtreng contraſtirenden Tone, ſchien jenen Componiſten zur Hervorbringung des beabſichtigten Endzwecks am geeignetſten zu ſeyn. Mit der Erfindung der Hoboe waren nun die Geigen unterſtützt, und es wäre folglich ein Mißverhältniß geweſen, wenn man nicht auch den Bäſſen eine ähnliche Stütze hätte geben wollen. Dies geſchah durch Zulaſſung des Horns. Hoboe und Horn, überdem ſtets nur begleitend und nie obligat ſpielend, waren und blieben aber auch die einzigen Blaſeinſtrumente, deren man ſich faſt bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Italien bediente: ja noch in dieſem Augenblicke ſind die Italiäner mit ihren Blaſeinſtrumenten bei weitem nicht ſo verſchwenderiſch, als die Deutſchen, beſonders als die Franzoſen. Nachdem aber die melodiſche Muſik der Italiäner, die durch den ſtreng-vierſtimmigen Satz vollkommen und ohne weitere Unterſtützung qualitativ in ſich ſelbſt hinlänglich abgeſchloſſen und begründet zu ſeyn ſchien, von den deutſchen Componiſten, beſonders von Mozart, auch quantitativ zur harmoniſchen ausgebildet, und alſo das Gebiet der Muſik aus dem bloß Ruhend-lyriſchen auch in das Epiſch-romantiſche hinübergeſpielt worden war, fand man den Kreis jener wenigen Inſtrumente zu eng begrenzt, und es wurden nun, je nachdem man einen beſondern Effect beabſichtigte, bei den neuern Compoſitionen alle bekannte Blaſeinſtrumente angewandt. So wie aber die deutſchen Componiſten ſich der Fülle der Inſtrumente des innern qualitativen Effects wegen bedienten, ſo begannen die neuern franzöſiſchen Componiſten hingegen, alle Inſtrumente nur der äußern, quantitativen Ohrenbetäubung wegen in Bewegung zu ſetzen. Dies der Grund, warum die Italiäner faſt nur allein bei ſtreng lyriſchen Situationen, die Deutſchen zur Hervorbringung romantiſcher Effecte, die Franzoſen hingegen bei jeder Veranlaſſung ſich ſämmtlicher Blaſeinſtrumente zu bedienen pflegen; daher die wenigen Noten in den italiäniſchen, die vielen in den deutſchen, der ſtete Ueberfluß an denſelben in den franzöſiſchen Partituren. So viel über die hiſtoriſche Entſtehung der Inſtrumente und überhaupt der Inſtrumentalmuſik. Was nun ihren äſthetiſchen Charakter anbetrifft, ſo iſt dieſer bisher von den meiſten Kritikern, in ſo fern ihnen die abſolut-romantiſche Natur der Muſik unbekannt geweſen iſt, durchaus verkannt worden. Beſonders iſt Sulzer in ſeiner Theorie über die

Inſtrumentalmuſik in dem grellſten Irrthume befangen. Da nämlich die Muſik rein romantiſch iſt, d. h. da ſie mit Ausſchluß alles deſſen, was dem Verſtande anheim fällt, nur die Sehnſucht nach einem unbekannten, außer uns liegenden Etwas darzuſtellen und auszudrücken ſucht; ſo folgt daraus, daß ſie im eigentlichen Verſtande keiner Worte bedarf, um in unſrer Seele die beabſichtigte Wirkung hervorzubringen. Nichtsdeſtoweniger kann die bloße Inſtrumentalmuſik, in ſo fern ſie dennoch immer nur eine Nachahmung der Vocalmuſik iſt, dieſer durchaus nicht vorzuziehen, ſondern billigerweiſe nur mit derſelben gleichzuſtellen ſeyn, und es iſt alſo ein abſoluter Mißgriff, wenn Sulzer ſagt, daß die Inſtrumentalmuſik bey der Muſik im Allgemeinen die Hauptſache ausmache. Nichtsdeſtoweniger iſt es eben ſo unrecht, wenn er urtheilt, daß die Muſik, außer bei Tänzen, Märſchen und dergleichen, erſt dann ihre vollkommene Wirkung hervorzubringen vermöge, wenn ſie mit der Dichtkunſt vereinigt ſey, oder wenn er ſagt, daß man die bloße Inſtrumentalmuſik als nichts anders betrachten könne, als wenn ein wohlklingendes Geräuſch, das ſtürmend oder ſanft in die Ohren falle, und daß die Muſik, in der ſich nicht irgend eine Leidenſchaft oder Empfindung in einer verſtändlichen Sprache äußere, nichts anders, als ein bloßes Geräuſch ſey. Uebrigens iſt hier noch zu bemerken, daß, wenn von Inſtrumentalmuſik die Rede iſt, dieſe alle den muſikaliſchen Stücken entgegengeſetzt werden muß, in welchen ſich Geſang befindet, und daß ſie alſo auch eben ſo wenig die bloße Begleitung zu dieſem bedeutet. Im Allgemeinen theilt ſich die Inſtrumentalmuſik in Sinfonieen (Ouvertüren), Concerte für einzelne Inſtrumente, Tänze und Märſche ein. Pq.

Inſurrektion. Inſurgenten (vergl. Aufſtand). Es haben dieſe heut zu Tage ſo oft gehörte und in dem verſchiedenſten Sinne gebrauchten Wörter, mehr als eine Bedeutung. Die Grundbedeutung von Inſurrektion iſt mit Aufſtand oder Aufruhr vollkommen gleichbedeutend, doch wird das Wort gewöhnlich nur gebraucht, um einen allgemeinen Aufſtand, einen allgemeinen Aufruhr zu bezeichnen; auch verbindet man damit in der Regel die Idee einer geſetzwidrigen Widerſetzlichkeit gegen die rechtmäßige Obrigkeit. Ehe wir jedoch weiter von den Bedeutungen, oder vielmehr von den Mißdeutungen ſprechen, welche in neuern Zeiten das Wort erhalten, müſſen wir vorher noch einer beſondern Bedeutung erwähnen, welche daſſelbe im ungariſchen Staatsrechte hat. Dort bedeutet es den Aufſtand in Maſſe des geſammten Adels des Reichs, den der König bei dringenden Gefahren zur Vertheidigung der Gränzen aufzurufen befugt und wodurch alsdann jeder Adliche verbunden iſt, in Perſon bewaffnet im Felde zu erſcheinen. Noch in neueren Zeiten, zum letztenmale im Jahr 1809 hat die ungariſche Inſurrektionsarmee rühmlich gegen den Feind, der die Gränzen des Vaterlandes betrat, gefochten. Ob übrigens eine Inſurrektion im gewöhnlichen Sinne des Worts gerechtfertigt werden könne, iſt eine ſehr beſtrittene Frage und wir beziehen uns hier auf das, was unter dem Artikel Aufſtand darüber geſagt worden iſt. Unſtreitig aber iſt jede Inſurrektion rechtmäßig, ſobald ſie gegen die Anmaßungen fremder Tyrannei und Uſurpation gerichtet iſt. Ein Volk, was in einem ſolchen Falle zu den Waffen greift, vertheidigt vielmehr ſeine heiligſten Rechte gegen die Willkühr der Uebermacht und ſo hat in unſern Tagen das Wort Inſurrektion und Inſurgenten eine edlere Bedeutung gewonnen, als man vormals mit demſelben verband.

So ſprachen die Franzoſen von ſpaniſchen Inſurgenten und meinten damit die übergroße Mehrzahl der Nation, die ſich nicht von franzöſiſchem Uebermuthe ſchänden, nicht ihres rechtmäßigen angeſtammten Königs berauben laſſen wollte; ſo ſprachen ſie von Inſurrektionen in Deutſchland, wenn die Einwohner zu Gunſten ihrer rechtmäßigen Fürſten gegen die fremden Unterdrücker die Waffen ergriffen. Auf dieſe Art haben die Worte Inſurrektion und Inſurgenten ihren vormaligen gehäſſigen Sinn verloren, wie es mit ſo manchen andern Worten der Fall geweſen iſt, die, wie z. B. das Wort: Uebelgeſinnte, oft gerade in der entgegengeſetzten Bedeutung gebraucht wurden. Was das Verfahren im Kriege mit denjenigen betrifft, die, ſey es mit Recht oder Unrecht, von der Gegenparthie für Inſurgenten erklärt ſind, ſo pflegt man ihnen freilich die Vorrechte ordentlicher Krieger nicht zuzugeſtehen, mit ihnen keinen guten Krieg zu führen, d. h., man hält ſich für berechtigt, ihre Wohnungen zu zerſtören und ſie ſelbſt, wenn ſie in Gefangenſchaft gerathen, als Verbrecher zu beſtrafen, doch hängt dies größtentheils davon ab, ob die Inſurgenten ſtark genug ſind, um Repreſſalien zu üben, in welchem Falle, wie die neueſte Geſchichte des ſpaniſchen Krieges beweiſet, man ſich gewöhnlich bequemt, ſie gleich andern ordnungsmäßigen Kriegern zu behandeln. C. Z.

Integralrechnung, ſ. Infiniteſimalrechnung.

Intellectuell, von dem lateiniſchen Worte Intellectus, Verſtand, bedeutet häufig bloß ſo viel als verſtändig, verſtandreich; wird aber dieſer Ausdruck von Erkenntniſſen gebraucht, ſo verſteht man darunter ſolche, die aus dem Verſtande entſprungen ſind, im Gegenſatz der ſenſuellen, ſenſitiven, die aus den Sinnen und der Empfindung entſpringen. So iſt z. B. der Satz, daß alle Veränderungen eine Urſache haben, eine intellectuelle Erkenntniß. Die Philoſophie Fichte's und Schellings redet von einer intellectuellen Anſchauung, welche nichts anders iſt als die unmittelbare reine Selbſtanſchauung. Ich ſchaue mich ſelbſt an, heißt es, in der unmittelbaren, in ſich zurückgehenden Thätigkeit, wodurch ich ein Ich bin; dieſe reine Vorſtellung meiner ſelbſt iſt nicht ſinnlich; keine Wahrnehmung oder Betrachtung meiner ſinnlichen Eigenſchaften, meiner perſönlichen Beſchaffenheit oder Individualität: die Vorſtellung meines empiriſchen Selbſt ſetzt ſchon die intellectuelle Selbſtanſchauung voraus: denn Ich bin eher, als ich fragen kann, wer ich ſey? Die Anſchauung des Actes, wodurch das Ich entſteht, das unmittelbare Bewußtſeyn der aus ſich ſelbſt hervorgehenden und in ſich ſelbſt zurückgehenden Thätigkeit, macht die intellectuelle Anſchauung aus. Betrachtet man dies alles genauer, ſo findet ſich, daß bei Fichte das reine Selbſtbewußtſeyn als intellectuelle Anſchauung in ihrer höchſten Abgezogenheit von ſinnlicher innerer Anſchauung erſcheint. Bei Schelling ſollte die intellectuelle Anſchauung als Grundbewußtſeyn der Einheit überhaupt geltend gemacht werden; daher bei ihm die bloße intellectuelle Anſchauung der abſoluten Identität (ſ. Schelling). Es iſt hier der Ort nicht, dies weiter auszuführen. Wer ſich darüber unterrichten möchte, was denn überhaupt die intellectuelle Anſchauung ſolle, und wie ſie in die neuere Philoſophie gekommen ſey, der leſe in dem Werke Reinhold, Fichte und Schelling von Jakob Fries S. 224 fgg. dd.

Intelligenz, Vernunftweſen, d. h. ein Weſen, welches im Vernunftgebrauch von ſinnlichen Eindrücken unabhängig iſt. Der Menſch iſt Intelligenz in dem Bewußtſeyn, daß er, unabhängig von

den ſinnlichen Eindrücken der Luſt und Unluſt, ſeine Vernunft zum Handeln gebrauchen, ſeinen Willen frei durch eigene Geſetze beſtimmen kann, und hierdurch iſt er in eine andere Ordnung der Dinge geſetzt, als die der Sinnenwelt iſt. Unter der höchſten Intelligenz verſteht man die Gottheit, welche wir nicht anſchauen können, weil ſie kein ſinnliches Weſen iſt, und die in der Erkenntniß nicht, wie wir, von ſinnlichen Eindrücken abhängt, ſondern die Dinge erkennt wie ſie ſind, und nicht bloß wie ſie erſcheinen. Nach Fichte beſteht das Weſen der Intelligenz in der Ichheit oder Selbſtheit: ſie ſieht ſich ſelbſt zu, ſchaut ſich ſelbſt an, Seyn und Wiſſen iſt in ihr unzertrennlich; was ſie nicht anſchaut, das iſt für ſie nicht, ſie ſelbſt iſt nur, indem ſie ſich ſelbſt ſieht, alſo auf ſich ſelbſt handelt. Was für die Intelligenz ſeyn ſoll, das muß ſie in gewiſſem Verſtande ſelbſt ſeyn, das muß ſie in ſich ſelbſt finden, in ſich ſelbſt anſchauen: denn ihr Weſen beſteht darin, daß ſie ſich ſelbſt zuſieht. Sie kann nichts ſeyn, und in ihr kann nichts ſeyn, was ſie nicht ſetzt, was ſie nicht anſchaut, dem ſie nicht zuſieht. Das vorſtellende Weſen iſt alles, was es iſt, und was für daſſelbe iſt, nothwendig für ſich ſelbſt, und nur in ſo fern iſt es Intelligenz, deren Charakter durch Ichheit bezeichnet wird. Es iſt ſich ſelbſt Object, erſcheint ſich ſelbſt, handelt auf ſich ſelbſt: alle Dinge, die für daſſelbe ſind, müſſen in ihm ſeyn, zu ihren eigenen Selbſterſcheinungen gehören, Gegenſtände ihrer Selbſtbeſchauung ausmachen. Wenn man das Sich ſelbſt zuſehen das Ideale und das Seyn das Reale nennt, ſo kann man ſagen, das Ideale und Reale iſt unzertrennlich vereinigt. In dieſer unzertrennlichen unmittelbaren Vereinigung des Zuſehens und Seyns, des Idealen und Realen, beſteht eben das Weſen der Intelligenz, die Natur des Ich, der Charakter des Geiſtes. Man darf nicht vergeſſen, daß dieſe Anſicht lediglich von dem idealiſtiſchen Standpunkte aus kann erhalten werden. Bei unſern Sprachmengern bedeutet Intelligenz oft nichts weiter als Einſicht, Verſtändlichkeit, Vernünftigkeit. dd.

Intelligenzblätter heißen ſolche, wöchentlich gedruckte Bogen, in welche Nachrichten eingerückt werden, die ſchleunig zur Kenntniß des Publikums kommen ſollen. Die Anſtalt, an welche dergleichen Nachrichten ſchriftlich eingeliefert werden, und welche ſie darauf durch den Druck bekannt machen läßt, wird das Intelligenz-Comptoir genannt. Bei den Römern vertraten die Acta populi Romani, in welchen die Gebornen, Geſtorbenen, Hochzeiten, Eheſcheidungen, Todesſtrafen, Adoptionen, Manumiſſionen, wie auch die Ankunft der Fremden aufgezeichnet wurden und welche jedermann leſen und nachſchlagen durfte, die Stelle ſolcher öffentlicher Nachrichten, welche auch ſpäterhin an öffentliche Gebäude und dazu errichtete Säulen angeſchlagen wurden. Den erſten Vorſchlag, ein Intelligenz-Comptoir zu errichten, in welchem alle Nachrichten eingegeben und zu Papiere gebracht würden, damit die Nachfragenden beſchieden werden könnten, ſoll der Vater des Montagne, der 1569 ſtarb, gethan haben; John Innys war hingegen der erſte, der 1637 ein ſolches Intelligenz-Comptoir wirklich zu London errichtete. Er nannte es the office of intelligence und erhielt vom König Carl I. auf 40 Jahre ein Privilegium darüber. In Deutſchland hat der Baron Wilhelm von Schröder, der 1663 ermordet wurde, zuerſt dem Kaiſer Leopold einen Entwurf zu einem Intelligenz-Comptoir überreicht, welchen Herr von Boden 1703 wiederholte, worauf dann 1727 zu Berlin, 1729 zu Halle, 1744 zu

Augsburg, 1743 zu Nürnberg, 1750 zu Hannover und 1763 zu Leipzig Intelligenz-Comptoire errichtet wurden.

Intenſion bedeutet die innere Stärke oder Kraft, im Gegenſatze der Extenſion oder Ausdehnung. So ſpricht man von einer Intenſion der Gefühle, wenn man die Innigkeit derſelben anzeigen will; in welchem Sinne man ſich auch des Beiworts intenſiv bedient. Intenſives Leben nennt man ein ſolches, deſſen Dauer man nicht nach der Zeit, ſondern nach der Wirkſamkeit und dem Genuſſe berechnet. Intenſiv vergrößern heißt vereinigen, dem innern Werthe nach erhöhen. Intenſität iſt eben ſo viel, als intenſive Stärke, d. h. die innere, nicht von der Quantität, ſondern von der Qualität der Theile abhängende Wirkſamkeit eines körperlichen Stoffes. Ein Verbum intensivum (in der Sprachlehre) iſt ein verſtärkendes Zeitwort: z. B. betteln iſt das verbum intensivum von bitten.

Interdict hieß der große Bann, mit dem der Papſt ganze Städte, Provinzen und Länder zur Strafe der Widerſetzlichkeit belegte, welche ſich die Einwohner oder die Regenten gegen ihn und den Klerus hatten zu Schulden kommen laſſen. Es war der furchtbarſte Schlag, der das Volk und die Fürſten treffen konnte. Aller Gottesdienſt hörte auf, die Kirchen wurden verſchloſſen, keine Glocken durften mehr geläutet, keine Sacramente verwaltet, keine Leichen mit kirchlicher Feierlichkeit beerdigt werden; was ſonſt heilig und ſegensvoll hieß, Kreuze, Gnadenbilder, Altäre, war nun entweiht und kraftlos. Dieß ſchreckliche Anathema wurde zuerſt von Gregor V. 998 gegen Frankreich, deſſen König Robert ſich von ſeiner im 4ten Grade mit ihm verwandten Gemahlin Bertha nicht trennen wollte, ausgeſprochen und dieſer Monarch mußte, um eine völlige Empörung der Nation zu verhüten, endlich nachgeben und ſich von ſeiner Gemahlin trennen. Noch bedeutendere Folgen hatte das 1208 von Innocenz III. über England verhängte Interdict, welches durch des Königs Johann Weigerung den Petersgroſchen eintreiben und dem Papſte das Patronat über die engliſchen Biſthümer zu laſſen verurſacht wurde. Nachdem das Interdict 6 Jahre lang gedauert hatte, mußte Johann nicht nur das Verweigerte geſtatten, ſondern auch unter den ſchimpflichſten Demüthigungen und Büßungen, die ihm abgeſprochene Krone als päpſtliches Lehn wieder annehmen und die empörten Großen des Reichs 1215 durch die Unterzeichnung der Magna Charta, worauf die engliſche Freiheit beruht, zufrieden ſtellen. Je öfter indeß die Päpſte ſich dieſes Mittels, die Fürſten zu demüthigen und die Völker zu zwingen, bedienten, deſto mehr verlor es von ſeiner Kraft, und wenn ſie auch fortfuhren in wichtigen Fällen das Interdict zu verhängen, ſo wurde es doch ſeit dem 15ten Jahrhundert nicht mehr befolgt, und die neuere Zeit weiß nichts mehr von dieſen Anmaßungen der päpſtlichen Hierarchie. E.

Intereſſe, Intereſſant (von dem Lateiniſchen interesse, dabei ſeyn, daran gelegen ſeyn). Intereſſe iſt der Antheil, den wir an einer Sache nehmen, in Hinſicht des Gegenſtandes ſelbſt, der Reiz oder die Wichtigkeit die ſie für uns hat. Daher ſagt man in letzterer Rückſicht, ich habe ein Intereſſe bei der Sache oder bin bei derſelben intereſſirt, d. h. ich bin bei derſelben beantheiligt, in dieſelbe verwickelt; ferner ein Gegenſtand intereſſirt mich (hat für mich Intereſſe), wenn er etwas Anziehendes, eine Wichtigkeit für mich hat, und man nennt ihn in ſo fern intereſſant, d. i. wichtig, beſonders anziehend, reizend; eine Perſon z. B. unterhaltend;

in erſterer Hinſicht aber: ich intereſſire mich für einen Gegenſtand d. h. nehme Antheil an ihm, (daher Intereſſent, Theilhaber, Theilnehmer) laſſe mir ihn angelegen ſeyn, z. B. ich intereſſire mich für eine Perſon, d. i. ich nehme auf ſie vorzügliche Rückſicht, verwende mich für ſie u. ſ. w. Letzteres ſetzt voraus, daß ein Gegenſtand ein Intereſſe für mich habe, oder mir intereſſant ſey. Das Intereſſe der Menſchen, d. i. der Gegenſtand für welchen ſie ſich intereſſiren, ſo wie der Grund, warum, und die Art, auf welche ſie ſich für ihn intereſſiren, iſt verſchieden nach der Art und den Graden ihrer Bildung. Dem ſinnlichen Menſchen iſt nur das Sinnliche, oder der Nutzen und Gewinn intereſſant, und man nennt daher dieſen Antheil, um ſo ſtärker er iſt, Intereſſe im engern und niedern Sinne, d. i. Eigennutz, angelegentliche Sorge für ſeinen Vortheil, auch dieſen Vortheil oder Gewinn ſelbſt Intereſſe, beſonders wenn er ſich auf Geld oder Geldeswerth bezieht, daher auch in der Mehrzahl die Intereſſen, im bürgerlichen Leben die Zinſen von Kapitalien und Grundſtücken genannt werden. Nicht minder hat jeder Stand, jede Lebensart, jedes Geſchlecht ein eigenthümliches Intereſſe. Von dieſem ſpeziellen Intereſſe unterſcheidet man daher das, was allen Menſchen intereſſant ſeyn ſollte, was mithin an ſich intereſſant iſt, und was man daher unter Gebildeten ſchlechthin intereſſant nennt. Intereſſant iſt in dieſer Bedeutung nichts Gemeines und Gewöhnliches, ſondern nur das, was auf eine ausgezeichnete Weiſe die höheren Thätigkeiten des Geiſtes beſchäftigt, oder ein eigenthümlicher Ausdruck derſelben iſt, wenn es auch nicht immer unmittelbar ein reines Luſtgefühl erwecken ſollte, auf welchem freilich größtentheils und vorzüglich das Intereſſe beruht; was mithin entweder durch ſeine bedeutſame Form oder ſeinen wichtigen Inhalt die Aufmerkſamkeit des Gebildeten, der jene Kräfte übt und zu einem ungemeinen Grade ausbildet, an ſich zieht, insbeſondere aber das, was ſich auf Menſchheit, ihre Beſtimmung und eigenthümliche Darſtellung in der Wirklichkeit und Kunſt bezieht oder mit ihr in einem ſeltſamen Widerſpruche ſteht, nach dem Ausſpruche: homo sum nihil humani a me alienum esse puto (ich bin ein Menſch, und nichts was Menſchen angeht, iſt mir fremd); oder wie der deutſche Dichter ſagt: „die Menſchheit iſt dem Menſchen das Intereſſanteſte." Das Intereſſante iſt ſonach nicht immer das Schöne, obgleich das Schöne in gewiſſem Sinne immer auch intereſſant iſt (intereſſiren muß). Intereſſant iſt z. B. in der Kunſt auch das Product einer großen, originellen Kraft, welcher die Vollendung des Schönen noch mangelt, und man nennt auch eine Perſon, ihr Betragen, ihre Phyſiognomie intereſſant, (d. i. durch einzelne hervorſtechende, oder eigenthümliche Züge die Aufmerkſamkeit, vorzüglich mit Wohlgefallen an ſich ziehend), wenn ſie auch nicht ſchon (d. i. in vollkommen ausgebildeter From einen bedeutungsvollen Charakter verſchließend) genannt werden darf. T.

Interim. Nach Ueberwältigung des ſchmalkaldiſchen Bundes erließ Carl der V., um wie die politiſchen Verhältniſſe nun auch das Religionsweſen in Deutſchland auf den alten Fuß zu ſetzen, eine Verordnung, wie es einſtweilen (daher ſie das Interim genannt wurde) bis zur definitiven Entſcheidung des allgemeinen Concils mit Kirchenverfaſſung, Lehre und Gebräuchen gehalten werden ſollte und gab ihr auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 die Kraft eines Reichsgeſetzes. Nur der Kelch im Abendmahle und die Prieſterehe war den Proteſtanten darin nachgelaſſen, in allem Uebrigen ſollten ſie die ſchon ſeit mehr als 20 Jahren außer Gebrauch gekommenen Formen und Ceremonien des Katholicismus wieder

beobachten. Die katholiſchen Stände ſahen in dieſem Interim nur eine immer noch zu gelinde Rectification der Proteſtanten, und dieſe wußten durch Unterhandlungen und halbe Befolgungen Zeit zu gewinnen, bis ihnen die paſſauer Verträge 1552 und der Friede zu Augsburg 1555 vollkommene Religionsfreiheit ſicherte. E.

Intermezzo iſt keine Erfindung der Neuern: denn ſchon die Alten kannten gewiſſe kurze, abgeriſſene, locker in einander verwobene Darſtellungen, mit welchen ſie den Uebergang eines Stücks zu dem andern zu verbinden und weniger grell von einander abſtechend zu machen ſuchten. So wie ſie Prologe und Epiloge hatten, die dazu beſtimmt waren, entweder vor oder nach dem Stücke das Publikum in einen beruhigenden Bezug mit demſelben zu ſetzen, ſo dienten auch ſolche Zwiſchenſpiele dazu, das vorhergehende Stück gleichſam in das folgende überzutragen und mit demſelben zu verſchmelzen. Gegenwärtig gibt man den Namen: Intermezzo, kleinen italiäniſchen oder deutſchen komiſchen Opern, welche nur für eine, höchſtens zwei Perſonen geſchrieben ſind, jetzt aber weder mit dem vorhergehenden, noch mit dem nachfolgenden Stücke, in irgend einer Verbindung ſtehen. Da die Kritik an dieſe Art Producte, eben weil ſie durch die geringe Anzahl Perſonen ſo ſehr beſchränkt ſind, keine ſtrenge Anforderungen zu machen ſcheint; ſo fühlt man ſich von denſelben hinlänglich befriedigt, wenn ſie ſich nur durch Laune und komiſche Kraft auszeichnen, ohne es gerade mit dem innern regelmäßigen Zuſammenhange derſelben eben ſehr genau zu nehmen. Die neuern Intermezzo's ſollen anfangs, wenn man Artraga's Behauptung trauen darf, Madrigale geweſen ſeyn, welche von mehrern Stimmen zwiſchen den Aufzügen abgeſungen wurden, und deren Inhalt mit dem Stücke in einiger Beziehung ſtand. Als eins der älteſten und ſchönſten nennt man il Combattimento d'Apolline col serpente von Bardi. Bald aber entfernten ſich dieſe Madrigale von ihrer erſten Beſtimmung, ſtellten eigne Handlungen für ſich vor und wurden ſo gewiſſermaßen der Hauptbeſtandtheil der erſten Oper, bis ſie jetzt, wie ſchon oben geſagt, zu eigenen für ſich beſtehenden kleinen Opern für eine oder zwei Perſonen geworden ſind. In der Darſtellung ſolcher Intermezzo's hat ſich beſonders in der letzten Zeit der königl. preuß. Kammerſänger Bianchi ſehr ausgezeichnet. Pq.

Internuntius wird derjenige Geſandte oder Unterbotſchafter genannt, welchen der Papſt an auswärtigen kleinern Höfen, oder bei Republiken hält. Ein Geſandter des Papſtes an hohen Höfen, bei Kaiſern und Königen, heißt Nuntius. Auch der öſterreichiſche Miniſter zu Konſtantinopel hatte bisher meiſtens nur den Charakter eines Internuntius, wenn er ſich nämlich ordentlich bei der Pforte aufhielt. Außerordentlicher Weiſe dahin abgeordnete Geſandte trugen dagegen den Charakter von Botſchaftern vom erſten Range.

Interpolation ſo viel als Einſchalten iſt ein Kunſtwort der Mathematik, und bedeutet das Bilden eines Gliedes in einer Reihe von Größen aus den Gliedern einer andern Reihe. M. L.

Interpretation, ſ. Erklärung, Exegeſe und Hermeneutik.

Interpunktion und Interpunktionszeichen. Interpunktion nennt man die Abtheilung einzelner Worte, ganzer Sätze und vollſtändiger Gedankenreihen durch gewiſſe Zeichen, welche theils die Verbindung, theils die Trennung deſſen, was dem Sinne nach zuſammengehört oder getrennt werden muß, theils auch die Hebung und Senkung der Stimme andeuten (von interpungere, Zwiſchenpunkte machen).

Das, was wir jetzt Interpunktion nennen, und das ganze darüber aufgeſtellte Syſtem, iſt ein Eigenthum der neuern abendländiſchen Sprachen. Die Morgenländer kennen nur Ton- aber keine eigentliche Interpunktionszeichen; die Römer kannten zwar den Namen (Cic. de oratore III, 44 und 46. Senecae ep. 40), verbanden aber damit einen ganz andern Begriff. Ihre Interpunktion war, ſo wie der Griechen, größtentheils eine bloß oratoriſche, das heißt ſie bezog ſich nur auf den Vortrag und die Declamation der Worte, und wurde oft gar nicht, oder höchſtens durch einen Punkt am Ende des Satzes oder durch neue Linienanfänge und Abſätze (versus, στιχοι) angedeutet. Die neuere größtentheils grammatiſche Interpunktion dagegen, war ſpätern Urſprungs, und angeblich eine Erfindung des alexandriniſchen Grammatikers Ariſtophanes, welche von den folgenden Grammatikern mehr ausgebildet wurde, ſich aber zu Carls des Großen Zeiten ſchon wieder ſo verloren hatte, daß er für nöthig fand, ſie durch Warnefried und Alkuin wieder herſtellen zu laſſen. Sie beſtand anfangs nur in einem auf dreifache Art angebrachten Punkt (στιγμὴ, daher in der Diplomatik Stigmeologie, die Interpunktionslehre) und bisweilen noch in einem Striche, die aber beide auf ſehr verſchiedne Art geformt wurden. Da man aber bei dem Gebrauche dieſer Zeichen keine beſtimmten Regeln befolgte, und ſich ihrer zur nothdürftigen Abtheilung der Sätze ſehr willkührlich bediente, ſo behielt die Interpunktion noch immer viel Schwankendes, bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die gelehrten venediger Buchdrucker Manucci die Interpunktionszeichen vermehrten, und ſich ihrer nach feſtern Regeln zu bedienen anfingen. Ihr Beiſpiel wirkte bald ſo allgemein, daß man ſie allerdings als Schöpfer der jetzigen Interpunktionsmethode betrachten kann, und es iſt (wenn gleich Heynatz und einige andre neuere Grammatiker auf Vermehrung der Interpunktionen antrugen), ſeit jener Zeit außer einzelnen genauern Beſtimmungen nichts hinzugethan worden. Die ſämmtlichen allgemein-üblichen Interpunktionszeichen ſind nämlich folgende: 1) das Komma (,) (Strich, Beiſtrich), ſteht vor allen beziehenden Fürwörtern; vor und nach eingeſchobenen Worten oder kurzen Zwiſchenſätzen; vor und nach Erklärungsbegriffen (Appoſitionen); vor allen Bindewörtern (Konjunktionen), die einfache Sätze mit einander verbinden; zwiſchen mehrern einzelnen, nicht durch Bindewörter mit einander verbundenen Haupt- und Beſchaffenheitswörtern (Subſtantiven und Adjectiven), und überhaupt zum Unterſchiede der einzelnen Theile einfacher Sätze. 2) Das Semikolon (;) (Punktſtrich, Strichpunkt) beſtimmt mehr als das Komma, aber weniger als das Kolon. Es ſteht in den Sätzen und Perioden, welche aus mehrern Gliedern beſtehen, beſonders wenn dieſe Glieder von einiger Länge ſind; beſonders aber, um den Nachſatz von dem Vorderſatz in ſolchen Sätzen zu trennen, welche eine Urſache, Erklärung, Einſchränkung und Folgerung enthalten, gewöhnlich vor den Worten: aber, denn, allein, wiewohl, indeſſen, dennoch, nur, hingegen u. ſ. w. 3) Das Kolon (:) (Doppelpunkt), ſteht vor einem Nachſatze, wenn der Vorderſatz zuſammengeſetzt, beſonders, wenn er durch ein Semikolon oder mehrere abgetheilt geweſen; wenn man ſeine eigenen oder eines Anderen Worte unmittelbar anführt, und die Ankündigung vorher anzeigt; wenn man Beiſpiele anführt, oder eine oder mehrere Sachen gleichſam aufzählt; und wenn ſich der Sinn oder die Kraft einer ganzen Stelle in einem einzigen Worte, oder in einigen Worten concentrirt. 4) Das Punktum (.) (Schlußpunkt) ſteht am Ende jedes

vollſtändigen Satzes, der weder eine Frage noch einen Ruf enthält; und als Abkürzungszeichen bei unausgeſchriebenen Worten, nach bloßen Anfangsbuchſtaben von Worten und Namen, und bei Zahlen; jedoch richtig nur bei Ordnungszahlen, oder bei ſolchen Grundzahlen, die für Ordnungszahlen gelten, wohin beſonders auch die Jahrzahlen gehören. Mehrere neben einander geſetzte Punkte bezeichnen einen abgebrochenen, unvollendeten Satz, oder im umgekehrten Falle die Mangelhaftigkeit einer Rede von vorn herein, oder überhaupt andre Lücken, z. B. nach Anfangsbuchſtaben von Namen, die man aus guten Gründen nicht ausſchreiben will. 5) Das Fragezeichen (?) (Fragpunkt) dient, den Ton der lebendigen Stimme in der Schrift zu erſetzen und wird nach jeder unmittelbaren Frage geſetzt. Wird aber eine Frage nur mittelbar oder erzählungsweiſe angeführt, ſo iſt das Fragezeichen nicht nöthig. 6) Das Ausrufungszeichen (!) (Rufzeichen) wird an das Ende ſolcher Sätze geſetzt, welche einen Befehl, Aufruf, Wunſch, Verwunderung, Betheurung, oder lebhafte Gemühsbewegung ausſprechen; desgleichen nach allen Empfindungswörtern, wenn ſie allein ſtehen, und nach allen Worten, wenn ſie mit Affect ausgeſprochen werden. Erſtreckt ſich der Ausruf auf den ganzen Satz, ſo erhält dieſer das Aufrufungszeichen, und das Empfindungswort nur ein Komma, oder wird gar nicht unterſchieden. Fehlerhaft ſteht es am Eingange der Briefe, ſogleich nach der Anrede. Seine Verdoppelung als Zeichen der verſtärkten Empfindung, oder des Tadels (!! wohl gar!!!), ſo wie des Fragezeichens??), iſt äußerſt vorſichtig zu gebrauchen, und in dem bei weitem mehrern Fällen ein Beweis, daß der Schreiber bei der Stelle nichts empfand, oder zu ſagen wußte. 7) Das Theilungs-, Trenn- oder Bindezeichen (-oder auch —) ſteht am Ende der Zeilen, um die durch den Raum verurſachte Trennung der zu einem Worte gehörenden Sylben anzudeuten, ferner zwiſchen zwei Begriffen, die zwar zu Einem Ganzen verbunden ſind, die man aber, da jeder ſeinen eignen Urſprung und ſeine beſondre Abſtammung hat, iſolirt denken und verſtehen kann; oder wenn man bei einem zuſammengeſetzten langen Worte die Etymologie (Ableitung) deſſelben anzeigen, und ſeine leichte Ueberſicht, ſo wie das richtige Leſen deſſelben befördern will; oder wenn mehrere vorhergehende Worte ſich auf ein gemeinſchaftliches Schlußwort beziehen. 8) Die Parentheſe (() oder [] auch durch —) (Einſchluß, Einſchließungszeichen) wird gebraucht, wenn ein eingeſchobener Nebenſatz von der übrigen Rede unterſchieden werden ſoll, desgleichen bei erklärenden Beiſätzen und Beiwörtern, und wenn man einen ganz fremdartigen Begriff, nach einer eignen und von dem andern Satze verſchiednen Stellung und Konſtruktion, in die Mitte ſetzt. Das Zeichen [] braucht man beſonders auch dann, wenn man mitten in der angeführten Rede eines Andern etwas anzumerken hat, damit der Leſer dies nicht für eine in die Rede ſelbſt gehörige Parentheſe halte. 9) Der Gedankenſtrich (—) Querſtrich, Pauſe) findet da ſeine Anwendung, wo man die Aufmerkſamkeit des Leſers auf einen Gedanken, auf eine ſonderbare Wendung, oder auf einen Gegenſatz rege machen, oder auch eine längere Pauſe im Reden andeuten will. Auch ſteht es zwiſchen Sätzen, welche zwar eine gewiſſe innere Verwandtſchaft unter einander haben, aber ohne genauere äußere Verbindung zuſammengeſtellt ſind. Desgleichen wird es gebraucht bei plötzlicher Abweichung von der angefangenen Konſtruktion (Anakoluthon). 10) Das Anführungs- oder Citationszeichen („ ") ſteht zur Bezeichnung unmittelbar angeführter fremder Worte und Reden, angeführter Bücherſtellen, Beiſpiele u. ſ. w. ſowohl bei ganzen

Sätzen

Sätzen als bei einzelnen Worten. 11) Der Apoſtroph (') (Abkürzungszeichen) bezeichnet die Weglaſſung eines Vokals, beſonders des e und i, ſeltner einiger andern Buchſtaben (z. B. bei'm ſtatt bei dem). Man darf ihn, außer in Gedichten, nur ſehr vorſichtig brauchen. Es gab eine Periode, in welcher, durch blinde Nachahmung des humoriſtiſchen Wandsbecker Boten, der Apoſtroph ſo ſehr an der Tagesordnung war, daß man ſeinen häufigen Gebrauch für ein echtes Kennzeichen des Witzes hielt. 12) Das Abkürzungszeichen (p oder pp, ꝛc., etc.) ſteht am Ende eines Satzes, anzudeuten, entweder daß derſelbe unvollendet ſey, oder daß man ſich zu dem Geſagten noch mehreres ähnliche hinzudenken könne. Außer dieſen Zeichen kann man weiter keine zu den Interpunktionen rechnen; denn die Anmerkungszeichen (* †), der Paragraph (§), Eintheilungszeichen (entweder durch Buchſtaben oder durch Zahlen), Tonzeichen, und Fortweiſungszeichen (ſ. fg. ff.) ſind nur Hülfsmittel zum beſſern Verſtändniß des allgemeinen Sinnes einer Schrift oder einzelnen Stelle, beziehen ſich aber nicht auf den oben aufgeſtellten herrſchenden Begriff der Interpunktion. A—s.

Interregnum (Zwiſchenreich), ſ. d. Art., Vicariat und Reichsvicarien.

Intervall iſt die Verſchiedenheit der Geſchwindigkeit bei den Schwingungen zweier Töne. Das Zahlenverhältniß der Schwingungen, welche bei zwei Tönen in derſelben Zeit geſchehen, heißt das Tonverhältniß. Das Gehör empfindet nämlich die Reſultate dieſer Verhältniſſe eben ſo, wie das Auge die mehrere oder mindere Einfachheit oder Symmetrie zweier Verhältniſſe im Raume, ohne die Verhältniſſe ſelbſt erſt zu meſſen oder zu berechnen. Ein Tonverhältniß iſt conſonirend, wenn die Schwingungszahlen in ſehr einfachen Verhältniſſen ſtehen; alle dieſe Verhältniſſe laſſen ſich durch die Zahlen 1 bis 6 oder deren Verdoppelungen ausdrücken. Die diſſonirenden Tonverhältniſſe ſind weniger einfach; die brauchbaren beruhen auf Multiplicationen oder Diviſionen dieſer Zahlen unter ſich. Die conſonirenden Verhaltniſſe ſind dem Ohre für ſich angenehm; die diſſonirenden aber nur, wenn ſie ſich auf etwas einfacheres beziehen, und zu etwas einfacherem übergehn. Y.

Intoleranz, in der Moral, iſt die Bereitwilligkeit, das Recht eines andern, eine verſchiedene religiöſe Meinung zu haben, kränken zu wollen. Da nämlich die Religion eine moraliſche Gemüthsſtimmung iſt, welche nur durch Freiheit erworben werden kann; ſo hat auch ein jeder das Recht, ſich hierin dieſer Freiheit nach eigenem Gefallen zu bedienen, wenn er nur kein öffentliches Aergerniß dadurch gibt. Intoleranz iſt ein Laſter, welches aus Irrthum oder Scheinreligioſität entſteht. Es kann daher kein Menſch berechtigt ſeyn, einen andern zu zwingen, daß er ſich zu irgend einer Religion bekennen ſoll, die Zwangsmittel dazu mögen nun öffentliche, z. B. Verfolgung, oder geheime ſeyn, z. B. Beſtechungen. Auch darf kein Menſch dem andern deswegen ein Uebel zufügen, weil er ſich von einer Kirche trennt und etweder für ſich ſelbſt, oder in einer andern Kirche ſeine Religionsübung anſtellen will. Nur darf man den Gegenſatz von Intoleranz, die Toleranz, nicht mit Indifferentismus verwechseln, wie dieſes oft zu geſchehen pflegt. Dieſer iſt Gleichgültigkeit in Hinſicht aller Religion, ſowohl der eignen, als der fremden. Ein Menſch, dem es gleichviel iſt, zu welcher Religion er ſich bekennt, beſitzt ganz falſche Begriffe von dem Zwecke derſelben. Und ein Menſch, dem es gleichviel iſt, was andere für eine Religion haben, muß entweder gar nicht wiſſen, welchen Einfluß Religion auf Sittlichkeit hat, oder es iſt

ihm auch dieſer Einfluß gleichgültig. Im erſten Falle iſt er übel unterrichtet, und im zweiten kann er kein guter Menſch ſeyn: denn einem ſolchen darf die Wirkung der Religion auf Sittlichkeit unmöglich gleichgültig ſcheinen. Daraus folgt aber nicht, daß derjenige, dem es nicht gleichviel iſt, welche Religion ſeine Nebenmenſchen haben, unerlaubte Mittel anwenden dürfe, um dieſen die ſeinige mit Gewalt aufzudringen. Es kann ihm wehe thun und er kann wünſchen, daß ſie beſſer belehrt ſeyn möchten, auch, wenn er Beruf dazu hat, den Weg der Belehrung einſchlagen; nur muß er ſich aller gewaltſamen Mittel enthalten. Wollte, z. B., ein Chriſt einen Juden mit Gewalt zwingen, ſich taufen zu laſſen; ſo könnte dieſer mit gleichem Rechte ihn zwingen, ſich beſchneiden zu laſſen. Dies ſind etwa die Grundſätze über Toleranz und Intoleranz, wie ſie gewöhnlich aufgeſtellt zu werden pflegen: doch leugnen wir deshalb im mindeſten nicht, daß dieſen Grundſätzen, wenn man ſie ſtreng ins Auge faſſen will, eine auffallende Inconſequenz inwohnen möchte. Zuvörderſt darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Geiſtesfreiheit, die eigentlich jedes Menſchen Erbtheil ſeyn ſollte, da, wo von Religion die Rede iſt, mit der bürgerlichen Freiheit, die durch den Staat bedingt wird, in auffallende Berührung geräth. Denn da die Religion nicht bloß in Geſinnungen beſteht, ſondern da ſie auch gewiſſe äußere Handlungen, um dieſe Geſinnungen auszudrücken, nothwendig macht; ſo ſcheint daraus hervorzugehen, daß der Staat, als ſolcher, das Recht haben dürfe, jeden Bürger zur Ausübung jener Handlungen, die nun einmal als äußere Symbole der innern Geſinnung in jeder Religion vorgeſchrieben ſind, geſetzlich zu zwingen. Religion iſt nun einmal als unerlaßliche Stütze jedes Staats, oder vielmehr jeder bürgerlichen Geſellſchaft angenommen und aufgeſtellt worden. Denn, man ſage, was man wolle: die Moralität des großen Haufens, dem weder Erziehung noch Unterricht eine Fertigkeit in der Ausübung moraliſcher Grundſätze verſchafft haben, würde ohne den Zaum der Religion zum Nachtheile der bürgerlichen Geſellſchaft auf eine ſehr bemerkbare Weiſe gefährdet werden. So ſehr auch gewiſſe Eiferer die Religion, als Religion und nur durch die, ihr inwohnende heilige Kraft, und nicht als politiſches Zwangsmittel, gehegt und gepflegt wiſſen wollen; ſo kann dennoch kein Denker in Abrede ſeyn, daß ſie, außer dem höhern Zwecke, den Menſchen zum Ebenbilde Gottes zu machen, auch noch zur Ruhe und Beförderung der bürgerlichen Ordnung beitragen könne und auch müſſe. Wenn dieſe Behauptung, wie wir glauben, zu einem unumſtößlichen Grundſatz, dem keine Erfahrung zu widerſtreiten vermag, geworden iſt; ſo folgt daraus, daß der Staat, als ſolcher, allerdings verpflichtet ſey, die Ausübung der in demſelben herrſchenden Religionen zu berückſichten und ſie, ſo viel als möglich, zum Augenmerke ſeiner polizeilichen Geſetzgebung zu machen. Wenn wir dieſen Grundſatz ſtreng ins Auge faſſen; ſo wird uns, ohne daß wir deshalb zu fanatiſchen Schwärmern werden dürfen, die Nothwendigkeit einleuchten, daß der Staat allerdings über die äußere Ausübung der in derſelben herrſchenden Religionen zu wachen habe und daß ihm, in dieſem Sinne genommen, nichts weniger als eine abſolute Toleranz zuzumuthen ſtehe. Wir verwahren uns hiermit aber feierlich vor dem Verdachte, als wollten wir dem Staate auch auf die Meinungen, in ſo fern dieſe Meinungen bleiben, Einfluß geſtatten: nein, der Staat darf den Bürger höchſtens nur zu der äußern Ausübung der in demſelben herrſchenden Religionen anzuhalten berechtigt ſeyn, ohne deshalb auch nur im geringſten über die Meinungen deſſelben gebieten zu wollen. Auch verträgt ſich überall mit einem wahren, regen Eifer,

den wir für alles Wichtige, alſo auch für die Religion, haben ſollen, keine abſolute Toleranz, welche, im eigentlichen Verſtande, nichts als abſolute Gleichgültigkeit für alles Vorhandene genannt werden muß. Dieſe Gleichgültigkeit, oder dieſer Indifferentismus, pflegt auch gewöhnlich nur ſolchen Individuen gegeben zu ſeyn, die, in eine gewiſſe Unthätigkeit und Schlaffheit der Seele verſunken, weder für die Tugend, noch für das Laſter ein eigentliches Intereſſe fühlen und von beiden gleich wenig gerührt werden können. Es bedarf keines Beweiſes, daß dergleichen Perſonen weder im Moraliſchen noch im Religiöſen jemals etwas Großes, etwas Erhabenes, etwas das Wohl der Menſchheit Förderndes unternehmen werden. Daher kann auch die gewöhnliche Denkungsart ſolcher Individuen, vermöge welcher nur darum die fremde Ruhe nicht geſtört werden ſoll, damit die eigne erhalten werde, zu keiner Maxime für diejenigen werden, die das Heil der Menſchen ſelbſt mit Aufopferung ihres eignen Glücks zu fördern im Stande ſind. Die eigentliche Toleranz, d. h. diejenige Geſinnung, welche alles, was da geſchieht, für gut erklärt und nach welcher niemand in ſeinem Handeln geſtört werden ſoll, wenn er nur das Poſitiv-Böſe unterläßt, möchte er auch für ewige Zeiten das Gute nicht thun, dieſe Toleranz ſoll weder in der Religion, noch in der Moral, noch im bürgerlichen Leben, noch überall irgendwo in den Beſtrebungen der Menſchen geduldet werden. Pq.

Intonation bezeichnet im Allgemeinen die Eigenſchaft, den Ton mit Leichtigkeit anzugeben. Daraus geht hervor, daß ſie zweierlei ſey, einmal die der menſchlichen Stimme und dann zweitens die eines jeden Inſtruments. Die Intonation der menſchlichen Stimme, unter welcher man wiederum zweierlei verſtehen kann, iſt in der Muſik von der höchſten Wichtigkeit, weil von der Reinheit derſelben (um von dieſer als der erſten Art der Intonation zu reden) der größte Theil des Vergnügens abhängt, welches wir am Geſange finden; ja die reine Intonation iſt die erſte und unablaßlichſte Bedingung eines jeglichen Geſanges, welchem, rühre er auch von der ſchönſten, geübteſten und kunſtgerechteſten Kehle her, das Ohr keinen Geſchmack abgewinnen kann, wenn die Intonation nicht rein iſt, d. h., wenn ſie entweder etwas über oder unter dem rechten Tone ſchwebt. Die Urſache des unreinen Intonirens, welches man im Italiäniſchen stonare, und im Franzöſiſchen détoner, im Deutſchen auch zuweilen mit einem ſehr gewöhnlichen Kunſtausdrucke, herunterziehen, nennt, iſt immer noch hinlänglich erklärt, wenn man ſie in einem fehlerhaft oder nicht genugſam gebildeten Gehöre ſucht: wir haben Sänger gekannt, die bei einer wahrhaft künſtleriſch ausgebildeten Stimme, überhaupt bei allen Vorzügen einer mit Fleiß und Anſtrengung erworbenen Virtuoſität, nicht ſelten in den Fehler der falſchen Intonation verfielen, dieſen ſelbſt erkannten und ihn doch nicht verbeſſern konnten. Es ſcheint daher, als liege die Urſache dieſes Fehlers mehr in einer momentanen körperlichen Schwäche, als in der Ungebildetheit des Gehörs. Dem ſey wie ihm wolle; ſo iſt das Studium der reinen Intonation das höchſte und nothwendigſte Erforderniß bei der Erlernung des Geſanges, und ſie kann nur auf die einzige Weiſe zweckmäßig erlernt und mit Erfolg ausgeübt werden, wenn der Lehrling, nicht, wie es meiſtens zu geſchehen pflegt, mit geſchwinden Noten, oder gar mit Bravour-Arien, ſondern mit dem langſamen Aushalten der einzelnen Töne (Singen der Scala, oder Solfeggiren) beginnt. Denn wird die menſchliche Stimme, ehe ſie durch angeſtrengte Uebung zur Feſtigkeit des qualitativen Tones gelangt, gezwungen, eine Quantität der Töne hervorzubringen; ſo muß

ſie natürlich in ſich ſelbſt zerbrechen und zu jeder Leiſtung von kräftiger, gediegener Intonation gänzlich unfähig gemacht werden, wie etwa, um mich eines recht menſchlichen Beiſpiels zu bedienen, ein Kind die Beine verrenkt, wenn es entweder zu früh, oder ohne ſtufen weiſe Gewöhnung, zum Gehen gezwungen wird. Da wir keine eigentliche Singſchulen, im Sinne der Italiäner, in Deutſchland beſitzen! ſo wird daraus begreiflich, warum der Geſang im Allgemeinen, beſonders aber die Fertigkeit in geſchwinden Paſſagen, ſo wie die reine Intonation der einzelnen Noten, bei weitem weniger in Deutſchland, als in Italien, zur Kunſt ausgebildet worden iſt. In Italien, wo das Solfeggiren ein anhaltendes, jahrelanges Studium, ja, den vornehmſten Theil der Singkunſt, ausmacht, iſt es allein möglich, diejenige Fertigkeit und Biegſamkeit der Stimme zu erhalten, die wir bei den Italiänern bewundern, bei den Deutſchen hingegen, mit einigen wenigen Ausnahmen, gänzlich vermiſſen, eine Fertigkeit, die ſo offenbar ein charakteriſtiſches Kennzeichen faſt aller italiäniſchen Stimmen iſt. Die Intonation der menſchlichen Stimme iſt alſo nicht allein die Kunſt, die Reinheit des Tons hervorzubringen, ſondern ſie beſteht auch, wie aus obigem erhellt, in der Fertigkeit, die Töne ſchnell und mit Leichtigkeit hinter einander anzugeben, und dies iſt die zweite Art der Intonation, wenn von der menſchlichen Stimme die Rede iſt. Was die Intonation der Inſtrumente anbetrifft; ſo iſt dieſe allerdings auch einer großen Schwierigkeit unterworfen, beſonders bei den Blaſeinſtrumenten, auf denen ein reiner und ſchöner Ton weit ſeltener iſt, als auf den Saiteninſtrumenten. Bei dieſen hängt es bloß von der Führung unſers Arms, und von dem Inſtrumente ſelbſt ab, ob wir einen reinen Ton hervorbringen, oder nicht; und den Arm können wir, nach abſtracten Verſtandsregeln, in unſrer Gewalt haben. Ganz anders verhält es ſich jedoch mit der Intonation der Blaſeinſtrumente: hier unterliegt dieſelbe nicht allein der Fähigkeit des Mundes, welche durch Trockenheit der Lippen oder durch eine andere vorherrſchende Dispoſition des Körpers, bedingt werden kann; ſondern die augenblickliche Beſchaffenheit des Inſtruments, welche der jedesmaligen Einwirkung der Luft unterworfen iſt, ſtellt dem Künſtler eine neue und noch weit wichtigere Schwierigkeit entgegen. Daraus erhellt nun, daß, wie bereits eben geſagt worden, die Intonation der Blaſeinſtrumente bei weitem ſchwieriger ſey, als diejenigen der Geigeninſtrumente. Die Erfahrung beſtätigt dieſes: denn gegen zehn erträgliche Geiger, die uns mehr oder minder Genüge leiſten, liefert die muſikaliſche Welt kaum einen Künſtler, der im Stande wäre, auf einem Blaſeinſtrumente einen ähnlichen Effect hervorzubringen. So wie nun die menſchliche Stimme durch Aushalten der einzelnen Töne (Solfeggiren, Scalaſingen) nur einzig und allein in den Stand geſetzt werden kann, eine reine und geläufige Intonation zu gewinnen, eben ſo muß das Studium des Künſtlers auf dem Blaſeinſtrumente unabläſſig dahin gerichtet ſeyn, durch langſame und im Anſatze der Lippen auf das ſorgfältigſte beobachtete Intonation Schönheit und Leichtigkeit des Tons ſich zu eigen zu machen. Pq.

Intrade (ital. intrata) iſt ein aus vollſtimmiger Inſtrumentalmuſik beſtehender kurzer Satz, der einem größern Tonſtücke oder überhaupt einer theatraliſchen Handlung zur Einleitung dient, und der mehrentheils einen ernſthaften oder feierlichen Charakter behauptet. Urſprünglich ſcheint die Intrade von den Trompetern herzurühren, die mit ihren Inſtrumenten ein tönendes Geräuſch machen und dadurch die Aufmerkſamkeit der Menge auf die folgende öffentliche oder theatraliſche Handlung rege

machen mußten. Nach und nach wurde dies anfangs bloß mechaniſche Hülfsmittel künſtleriſch behandelt, wo man dann zu den Trompeten auch noch die übrigen üblichen Inſtrumente hinzufügte. So entſtanden endlich die charakteriſirten Einleitungsmuſiken, die wir jetzt Ouvertüren und Sinfonien (ſ. d. Art.) nennen. Endlich bezeichnet man mit dem Worte Intrade das lärmende und an keine beſtimmte Melodie gebundene Untereinanderblaſen eines Trompetercorps, welches ſich am Ende in ein ſanftes Aushalten der Dominante, ihrer Terzen und Quinten verwandelt.

Invaliden heißen diejenigen Offiziere und Soldaten, welche im Kriege verſtümmelt und zum fernern Dienen untauglich gemacht ſind. Mehrentheils werden ſie in einem öffentlichen Gebäude vom Staate lebenslänglich erhalten. Schon bei den Alten findet man Spuren von einer ähnlichen Anſtalt. Die Athenienſer hatten ein beſonderes Geſetz, welches gebot, diejenigen, welche im Kriege verſtümmelt waren, auf öffentliche Koſten zu ernähren. Auch die Römer gaben den Invaliden einigen, obgleich geringen Unterhalt. Späterhin wurden ſie lange Zeit in den Klöſtern verſorgt. Das erſte Invalidenhaus wurde in Frankreich errichtet, wo König Philipp Auguſt zuerſt einen Plan dazu entwarf. Allein da der Papſt Innocentius III. nicht erlauben wollte, daß dieſes Inſtitut unter der Gerichtsbarkeit des Biſchoffs ſtehen durfte, ſo wurde dies Veranlaſſung, daß der König ſeinen Plan gänzlich aufgab. Erſt Ludwig XIV. führte dieſen Gedanken aus, und ließ im Jahre 1669 zu Paris am Ende der Vorſtadt St. Germain ein prächtiges Invalidenhaus (aux Invalides) aufführen, in welchem 3000 Gemeine und 500 Offiziere verpflegt werden. Es hat ſeine eigene Kirche, ein Krankenhaus, ſeinen eigenen Gouverneur, Major und andere Offiziers. Man hält nicht allein eine ordentliche Wache in demſelben, ſondern es werden auch alle andere Formalitäten, die in einer Feſtung üblich ſind, darin beobachtet. Derjenige Soldat, der wegen Armuth und Schwäche darin aufgenommen werden will, muß zehn Jahrr gedient haben. Die Invaliden dürfen kein Gewehr tragen, außer die, welche auf der Wache ſind. In der erſten Zeit der Revolution hat zwar dieſe Anſtalt gelitten, iſt aber nachdem, während des Kaiſerthums, zweckmäßiger als je eingerichtet worden. In den letzten Zeiten des Königthums ſollen in demſelben die ärgſten Mißbräuche und die ungeheuerſten Veruntreuungen geherrſcht haben. — Das anſehnliche Invalidenhaus zu Berlin hat Friedrich der Große 1748 erbauen laſſen.

Inventarium heißt ein jedes richtige Verzeichniß aller einzelnen Sachen, welche das bewegliche Capital eines Menſchen ausmachen, er mag daſſelbe nun ſelbſt in ſeiner Verwahrung und Verwaltung behalten, oder einem Andern anvertraut haben, um Rechnung darüber zu führen. Dergleichen Verzeichniſſe werden z. B. bei Kaufleuten jährlich unter dem Namen Inventur, bei Antretung einer Vormundſchaft über das Vermögen des Mündels, bei Sterbefällen über die Verlaſſenſchaft des Verſtorbenen, bei Uebernahme eines erkauften oder ererbten Gutes, bei Pachten ꝛc. verfertigt. Bei Landgütern aber macht das eigentlich ſogenannte Wirthſchafts-Inventarium, oder das Verzeichniß des beweglichen Capitals, einen weſentlichen Beſtandtheil derſelben aus, weil ohne die Summe von beweglichen Mitteln die landwirthſchaftliche Production, oder die Bearbeitung und Benutzung des Grundcapitals eines Landgutes, nicht ſtatt finden kann. In dieſer Rückſicht wird das Wirthſchafts-Inventarium eingetheilt 1) in das lebendige oder Vieh-Inventarium, auch Moventen (res sese moventes) genannt, wozu alles Zug-, Laſt-, oder Arbeits-, Nutz- und Zucht-Vieh gehört,

und 2) in das todte oder lebloſe Inventarium, auch Fahrniß oder Mobilien (res mobiles) genannt, zu welchem man die Summe aller lebloſen Dinge und Sachen, z. B. Geräthe, Werkzeuge, Maſchinen, Schränke ꝛc. rechnet, welche durch Menſchen und Thiere fortgebracht und in Bewegung geſetzt werden müſſen. X.

Inveſtitur hieß die Belehnung, durch welche Biſchöfe und Aebte ſich, ſeit das Lehnsweſen beſtand, von ihren Landesfürſten in den Genuß ihrer Kirchengüter einſetzen laſſen mußten. Dieſe Belehnungsſitte hatte ihren Grund in dem Umſtande, daß viele dieſer Güter erſt von dem Landesfürſten verliehen, und ihre jederzeitigen Beſitzer daher als Vaſallen derſelben zu betrachten waren. Weil die Fürſten ſich aber nicht begnügten, die Zeichen dieſer Belehnung, Ring und Krummſtab, an die Biſchöfe und Prälaten zu überreichen, ſondern dadurch auch Einfluß auf die Beſetzung dieſer geiſtlichen Aemter zu erlangen gewußt hatten, griff der Papſt Gregor VII. das Inveſtiturrecht der Fürſten an, und erregte dadurch den Inveſtiturſtreit, einen langwierigen Kampf zwiſchen Kirche und Staat, der von ihm und ſeinen Nachfolgern mit abwechſelndem Glücke gegen die Fürſten der katholiſchen Staaten geführt, und für Deutſchland erſt durch das Wormſer Concordat 1122 (wo der Kaiſer auf die Wahl und Inveſtitur der Biſchöfe und Aebte Verzicht leiſtete, und ſich nur die Beſtätigung ihrer Wahl und ihre Belehnung mit den Regalien, durch Ueberreichung des Scepters, vorbehielt) beigelegt wurde. Seitdem üben die Capitel und Klöſter in Deutſchland das Recht einer freien Wahl ihrer Biſchöfe und Prälaten aus, in den übrigen katholiſchen Staaten iſt aber, obgleich die Abſchaffung der Inveſtitur von den Landesfürſten verlangt wurde, doch ihr Einfluß auf dieſe Wahl in neuern Zeiten wieder entſcheidend geworden. E.

Io, eine Tochter des Inachus, nach andern des Argus Panoptes, oder des Jaſus, oder des Pirenis, oder des Neptun und der Pytho, der Argia, der Ismene, der Leucane oder der Halirrhoe, war ein beſonders ſchönes Mädchen, in welches ſich Jupiter verliebte. Sie wollte anfangs ſeine Wünſche nicht erhören; als ſie aber von ihm in einen dicken Nebel gehüllt wurde, gewährte ſie ihm ihre Umarmung. Trotz dieſer Verhüllung merkte Juno die Untreue ihres Gemahls, und wollte beide auf der That überraſchen. Aber Jupiter verwandelte ſeine Geliebte ſogleich in eine ſchöne weiße Kuh; Juno erkannte jedoch die Io, und bat ſich die Kuh von ihrem Gemahle zum Geſchenk aus. Jupiter, nichts Arges ahnend, gewährte ihr die Bitte, und Juno nahm die Kuh mit ſich und gab ihr den hundertäugigen Argus zum Hüter. Jetzt reuete den Jupiter ſeine Willfährigkeit; aber die That war nicht ungeſchehen zu machen. Um jedoch die Io zu befreien, gab er dem Mercur den Auftrag, den Argus zu tödten. Dieſer richtete zwar den Auftrag glücklich aus; in dem Augenblicke jedoch, wo ſich Io in Freiheit glaubte, ward ſie von der Juno wahnſinnig gemacht und raſtlos durch die ganze Welt getrieben. Sie ſprang ins ioniſche Meer, kam nach Illyrien, ſetzte über den Hämus, durchſtreifte Thracien, ſchwamm durch den thraciſchen Bosphorus nach Aſien, ſtreifte durch Scythien über den Caucaſus, und kam endlich nach Aegypten. Im caucaſiſchen Gebirge kam ſie zum Prometheus, der ſie tröſtete und ihr den Weg zeigte, den ſie nehmen ſollte. Dieſer Weg wird im Prometheus des Aeſchylus weitläufig beſchrieben. In Aegypten endigten ſich ihre Leiden; hier bekam ſie ihre vorige Geſtalt wieder, und gebahr den mit Jupiter erzeugten Epaphus. Dieſen mußten jedoch, auf Anſtiften der Juno, die Kureten verbergen, welche dafür vom Jupiter mit dem Blitze erſchlagen

wurden. Nach langem Suchen fand endlich Jo ihren Sohn in Syrien wieder, und kam mit demſelben nach Aegypten zurück, wo ſie der König Telegonus zu ſeiner Gemahlin nahm. Sie ward nun zur Göttin, und die Aegyptier verehrten ſie unter dem Namen Iſis.

Jocaſte (Epicaſte), eine Tochter des Menöceus, Schweſter des Creon und Gemahlin des thebaniſchen Königs Lajus, dem ſie den Oedipus gebahr. Nachdem dieſer ſeinen Vater Lajus unwiſſend erſchlagen, und das Räthſel der Sphinx gelöst hatte, bekam er zur Belohnung die Jocaſte, ſeine eigne Mutter, zur Gemahlin. Dieſe Täuſchung wurde bald entdeckt, und Jocaſte erhing ſich aus Verzweiflung ſelbſt.

Jon, ein Sohn des Ruthus und der Kreuſa, einer Tochter des Erechtheus. Im gleichnamigen Trauerſpiele des Euripides wird von ſeiner Geburt und ſeinen Jugendſchickſalen folgende Mythe erzählt. Jon war eigentlich kein Sohn des Ruthus, ſondern des Apollo, der ihn heimlich mit Kreuſa erzeugt hatte. Dieſe legte das junge Kind in ein Käſtchen, und ſetzte daſſelbe in die nämliche Höhle, in welcher ſie vom Apollo umarmt worden war. Auf Bitten deſſelben brachte Mercur das Kind zu der delphiſchen Pythia, wo es erzogen wurde. Indeſſen hatte Kreuſa den Ruthus geheurathet. Da ſie aber keine Kinder von demſeben bekam; ſo erſann Apollo den Plan, den jungen Jon dem Ruthus als ſeinen eignen Sohn zu übergeben. Die Gelegenheit zur Ausführung dieſes Vorhabens fand ſich, als Ruthus wegen ſeiner Kinderloſigkeit das Orakel um Rath fragen ließ. Dies gab ihm zur Antwort, er habe bereis einen Sohn, und derjenige, der ihm, aus dem Tempel gehend, zuerſt begegnen würde, wäre es. Ruthus, der einſtens bei einem Bacchusfeſte zu Delphi ein Mädchen umarmt hatte, glaubte, der ſo eben gefundene Sohn ſey eine Frucht jener Umarmung, und nahm daher denſelben mit väterlicher Liebe auf. Da er, aus dem Tempel gehend, denſelben zuerſt gefunden hatte; ſo gab er ihm auch den Namen daher (exionti). Deſto unzufriedener aber war ſeine Gemahlin mit dem neuen Erben, den ſie für die Frucht irgend einer begünſtigten Nebenbuhlerin hielt. Ja, ihr Haß ging ſo weit, daß ſie ſogar bei einem Gaſtmahle, welches der freudige Ruthus hatte anſtellen laſſen, den Jon vergiften wollte. Jon aber trank zum Glück den Giftbecher nicht; ſondern opferte ihn den Göttern. Eine Taube, die von dem ausgegoſſenen Tranke koſtete, und gleich darauf ſtarb, entdeckte das ſchreckliche Vorhaben der Kreuſa, und dieſe ward zur Steinigung verurtheilt. Sie floh zum Altare, und als Jon eben im Begriffe war, ſie von demſelben wegzureißen, brachte die Prieſterin das Käſtchen herbei, in welches ehemals Kreuſa den ſo eben geborenen Knaben gelegt hatte. Sie erkannte es und zugleich ihren Sohn, nannte ſeinen Vater Apollo, und Minerva, welche die Ausſage bekräftigte, beredete beide, den Ruthus in dem Glauben zu laſſen, als ſey Jon ſein wahrer Sohn. Jon zeichnete ſich bald durch männliche Thaten aus, führte für ſeinen Großvater Erechtheus ſiegreich gegen die Eleuſinier Krieg, und gewann dadurch die Liebe der Athener in einem ſo hohen Grade, daß ihn dieſe, nach dem Berichte einiger Schriftſteller, zu ihrem Könige erwählten. Doch findet man ihn unter der Reihe der atheniſchen Könige nicht genannt, wahrſcheinlich weil er ſich gegen die Söhne des Erechtheus nicht behaupten konnte. Dagegen erhielt er das Königreich Aegialea, deſſen Beherrſcher Selinus ihm ſeine Tochter zur Gemahlin gab, und ihn ſelbſt an Kindes Statt annahm. Seiner Gemahlin zu Ehren baute er die Stadt Helice, und nannte das Land nach ſeinem eignen Namen Jonien, ſo wie die Einwohner deſſelben Jonier. — Jon, von Chios, ein griechiſcher

Schauſpieldichter und Lyriker, lebte in der 82ſten Olympiade. Er ſoll an 40 Trauerſpiele geſchrieben und ausnehmend kritiſch und regelmäßig gearbeitet haben. — Jon, aus Epheſus, ein Rhapſodiſt.

Jonien hieß dasjenige Land, in welchem ſich die Jonier in Kleinaſien anbaueten. Es erſtreckte ſich zwiſchen den Flüſſen Hermus (jetzt Sarabat) und Mäander (jetzt Minder) längs der Küſte, den Inſeln Samos und Chios gegenüber. Gegen Mittag grenzte es an Karien, gegen Abend an das ägäiſche Meer, gegen Mitternacht an Aeolien und gegen Morgen an Lydien und an einen Theil Kariens. Durch Handlung, Schifffahrt und Ackerbau ward Jonien bald eine der blühendſten Provinzen Kleinaſiens. Es enthielt zwölf Städte, die zuſammen einen Verein ſchloſſen, der unter dem Namen des ioniſchen Bundes bekannt iſt. Jene zwölf Städte hießen: Phocäa (jetzt ein Dorf Foggia), das noch blühende Smyrna, Clazomene (auf deſſen Ruinen jetzt Vourla oder Kelisman ſteht), Erythrä (jetzt Eretri), Chalcis, Tejos (jetzt Bodrun), Myoneſus (jetzt Pſili), Lebedus (jetzt Karabaſch), Colophon (jetzt Altobosco), Epheſus (jetzt Aja Soluk), Priene, Myus und Miletus (jetzt Palatſcha). Epheſus war unter dieſen die vornehmſte und zugleich die berühmteſte Stadt von ganz Kleinaſien. Anfangs war die Regierungsform der Jonier monarchiſch, indem mehrere kleine Könige daſelbſt herrſchten; aber bald wurde ſie in eine demokratiſche verwandelt. Jede einzelne Stadt machte einen eignen Freiſtaat aus; doch waren alle durch ein gemeinſchaftliches Band zu einem Ganzen vereinigt. Der ioniſche Bund wurde geſchloſſen, als Medien und andere aſiatiſche Reiche mächtig zu werden anfingen. Die Abgeordneten jeder Stadt kamen alle Jahre bei einem Tempel des Neptun zuſammen, welcher ſich in einem heiligen Haine am Fuße des Berges Mycale, nicht weit von Epheſus befand. Nach einem feierlichen Opfer, wobei ein Jüngling aus Priene den Vorſitz führte, berathſchlagte man ſich über die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten des Bundes. Der Ort, wo dieſe Zuſammenkunft geſchah, oder auch dieſe ſelbſt, ward Panionium genannt. Als das lydiſche Königreich mächtig zu werden begann, mußten ſich demſelben mehrere Städte des Bundes unterwerfen; ja, Cröſus unterwarf den ganzen ioniſchen Freiſtaat ſeiner Herrſchaft. Doch erlaubte er ihnen, ferner nach ihren eignen Geſetzen zu leben; nur mußten ſie ihm einen jährlichen Tribut zahlen und Hülfstruppen ſenden. Als Cyrus den Cröſus mit Krieg überzog, lud jener ſie ein, mit ihm gegen den lyriſchen König gemeinſchaftliche Sache zu machen, doch wollten die Jonier die Partei des Cröſus nicht verlaſſen, und verwarfen Cyrus Anträge. Nachdem dieſer in der Schlacht bei Thymbra den lydiſchen König beſiegt hatte, ſchickten die Jonier Geſandte an ihn ab, mit dem Antrage, ſich ihm unter den nämlichen Bedingungen, wie dem Cröſus, zu unterwerfen. Aber jetzt wieß Cyrus die Willfährigkeit der Jonier von der Hand, und beſtand auf unbedingte Unterwerfung: doch wurden die Miniſter milder von ihm behandelt. Nun rüſteten ſich die Jonier zum Kriege gegen den Cyrus, wurden jedoch endlich, trotz allem muthigen Widerſtande, nebſt den andern aſiatiſchen Griechen, dem perſiſchen Zepter unterworfen. Indeſſen ertrugen ſie die Herrſchaft der perſiſchen Könige nur mit Widerwillen und ſuchten nichts mehr, als das Joch derſelben von ſich abzuſchütteln. Die Gelegenheit dazu fand ſich unter dem Darius Hyſtaſpis, als ſich zuerſt die Meliter zu empören begannen. Dieſen ſchloſſen ſich die aſiatiſchen Griechen an und verjagten oder tödteten die Statthalter und Fürſten der Perſer. Dieſes Unternehmen ward ins Geheim von den eigentlichen Griechen, beſonders von den Athenern, kräftig unterſtützt; ja, mit

Hülfe derſelben eroberten die Empörer ſogar die Stadt Sardos und verbrannten und zerſtörten dieſelbe. Da jedoch kurz darauf die Jonier von den europäiſchen Griechen verlaſſen wurden, mußten ſie ſich nicht allein von neuem unter das noch härtere Joch der Perſer beugen, ſondern ſogar in dem nun zwiſchen den Griechen und Perſern ausgebrochenen Kriege Hülfstruppen gegen ihre eigne Landsleute ſtellen. Mit welchem Widerwillen ſie dies thaten, bewieſen ſie dadurch, daß ſie durch ihr Benehmen in der Schlacht bei Salamis dem Themiſtocles den Sieg über die Perſer zu erleichtern wußten. Nachdem die Perſer zu wiederholten Malen von den Griechen geſchlagen worden waren, empörten ſich die Jonier nebſt den andern aſiatiſchen Griechen von neuem, worauf ſie endlich mit Hülfe der Lacedämonier und Athener durch den cimoniſchen Frieden ihre Unabhängigkeit wieder erhielten. Aus Dankbarkeit gegen die Athener zahlten ſie nun dieſen einen jährlichen Tribut und ſchloſſen mit ihnen ein Bündniß. Doch brachte ihnen dies eben keinen großen Vortheil: denn die Athener fingen nun an, die Jonier auf mancherlei Art zu drücken, den Tribut zu erhöhen und endlich ſie gar zu zwingen, einen großen Theil der Koſten des peloponneſiſchen Kriegs zu zahlen. Endlich verloren ſie gar unter Artaxerxes Mnemon ihre Freiheit wieder, weil ſie dieſen durch die Anhänglichkeit an den jüngern Cyrus gereizt hatten. Zwar wurden ſie jetzt von den Lacedämoniern, beſonders unter deren Anführer Ageſilaus, glücklich gegen die Perſer unterſtützt. Da jedoch die Lacedämonier durch innere Kriege in Griechenland ſelbſt genöthigt wurden, ihre Truppen aus Aſien herauszuziehen und mit den Perſern den berühmten antalcidiſchen Frieden zu ſchließen; ſo mußten die aſiatiſchen Griechen das Opfer davon werden und aufs neue perſiſche Oberherrſchaft anerkennen, unter welcher ſie ſo lange verblieben, bis ſie Alexander wieder frei von derſelben machte. Von nun an genoſſen ſie auch einer leidlichen Freiheit, bis endlich ſich die Römer zu Herren von Aſien machten und das reiche Jonien durch die unermeßlichen Abgaben, die demſelben auferlegt wurden, bald zu Grunde richteten. Doch verhinderte die Induſtrie der ioniſchen Städte, ſo wie ihre unterwürfige Schmeichelei gegen die römiſchen Deſpoten, den gänzlichen Verfall derſelben und ſicherte ihnen ſogar eine Art ihres ehemaligen Wohlſtandes. Die Macht der Saracenen vertilgte aber auch dieſe ihre letzte Blüthe. Die Jonier waren als das verzärteltſte, aber auch als das liebenswürdigſte Volk unter den Griechen bekannt: beides eine Wirkung des ſanften und heitern ioniſchen Himmels. Die Künſte des Luxus und der Schwelgerei hatten bei ihnen den höchſten Gipfel erſtiegen. Nicht weniger groß war der Ruf ihrer Verdienſte um die Wiſſenſchaften, die bei ihnen zuerſt blühten, und worin ſie die Lehrer der andern Griechen wurden. Ein Jonier, Homer, war wahrſcheinlich der erſte aller griechiſchen Dichter; der Arzt Hippocrates, die Maler Parrhaſius und Apelles, und die Philoſophen Thales, Pythagoras, Xenophanes, Anaxagoras u. ſ. w. waren Jonier. — Was die Geſchichte der Einwohner Joniens ſelbſt anbetrifft; ſo hießen, wie man glaubt, die erſten Bewohner Griechenlands, die Pelasger, von einem gewiſſen Jon, den man aber mit des Ruthus Sohn Jon nicht verwechſeln darf, Jonier, und zwar ſoll dieſer Jon mit Javan, des Noah Enkel und Japhets Sohn, einerlei Perſon ſeyn. Andere Schriftſteller laſſen nun aber die eigentlichen Jonier, die zu den Hellenen gehörten, von Jon, Ruthus Sohn, abſtammen. Ruthus war nämlich von den Söhnen des Königs Erechteus mit ſeiner ganzen Familie aus Athen vertrieben worden, worauf ſich Jon auf der dürren Sandküſte des korinthiſchen Meerbuſens im Peloponneſus niedergelaſſen

hatte. Seine Nachkommen vermiſchten ſich mit den ſchon vorhandenen Bewohnern und nahmen zuſammen den Namen Jonier an, ſo wie ſie ihr Land, das vorher Aegialea hieß, Jonia nannten. Die Jonier waren ein fleißiges und betriebſames Volk, das in kurzem den dürren Boden des Peloponneſus in einen fruchtbaren verwandelte und ſich in einen Zuſtand der Wohlhabenheit zu verſetzen wußte. Schon im Peloponneſus theilten ſie ſich in zwölf Stämme und wohnten in zwölf verſchiedenen Städten, die zuſammen einen republikaniſchen Staat ausmachten. So blieb ihre Verfaſſung bis zu der Eroberung des Peloponneſus durch die Heracliden. Denn als die Achäer von dieſen aus Argos und Lacedämon vertrieben wurden; ſo wollten ſie ſich anfänglich zu den Joniern retten. Da ſie jedoch von dieſen nicht aufgenommen wurden; ſo eröffneten ſie ſich mit Gewalt den Einzug in das Land derſelben und vertrieben die Jonier daraus. Dieſe zogen nun nach Attica, wo ſie bis zum Jahre der Welt 2930 friedlich wohnten. Allein da der Raum dieſes Landes ihnen zu enge wurde und ſie ihren ehemaligen Wohlſtand und ihre Unabhängigkeit nicht wieder zu erreichen glaubten, ſo lange ſie da wohnen blieben; ſo beſchloſſen ſie aufs neue ihren Wohnſitz zu verändern. Sie wählten daher die gegenüber liegenden reichen Küſten Aſiens, welche theils von Barbaren, theils ſchon von griechiſchen Colonieen, den Aeoliern, bewohnt wurden. Sie vereinigten ſich daher mit mehrern unzufriedenen Athenienſern und einer Menge aus den verſchiedenſten Ländern herzuſtrömender Menſchen und gingen unter Anführung des Neleus, des Codrus Sohn, glücklich nach Aſien hinüber. Die dort wohnenden Barbaren leiſteten nur ſchwachen Widerſtand, und in kurzem ſahen ſich die Jonier im Beſitz dieſes reichen Erdſtrichs und eben ſo vieler Städte, als ſie im Peloponneſus gehabt hatten. Sie behielten hier den alten Namen Jonier bei und gaben dem Lande ſelbſt den Namen Jonia.

Joniſche Inſeln, ſ. Sieben-Inſeln-Republik.

Iphigenia, die Tochter des Agamemnon und der Klytämneſtra, oder nach andern eine uneheliche Tochter des Theſeus und der Helena, aber von Klytämneſtra an Kindes Statt angenommen, ſollte, auf des Sehers Kalchas Rath, der Diana geopfert werden, als der Zorn derſelben durch eine Windſtille die griechiſche Flotte in Aulis zurückhielt. Sie wurde deshalb von ihrer Mutter unter dem Vorwande, daß ſie mit dem Achilles vermählt werden ſollte, abgeholt und zum Altare geführt. Aber in dem Augenblicke, wo der Opferprieſter ihr den Todesſtreich verſetzte, war Iphigenia verſchwunden und eine große ſchöne Hirſchkuh lag ſtatt ihrer auf dem Boden, deren Blut über den Altar ſtrömte. Diana hatte ſich ihrer erbarmt und ſie nach Tauris entführt, woſelbſt ſie ſie zu ihrer Prieſterin machte. Der grauſamen Sitte des Landes gemäß, mußte ſie hier jeden anlandenden Griechen opfern. Herodot erzählt, daß alle in Tauris ankommende Schiffbrüchige der Iphigenia ſelbſt ſeyen geopfert worden. Man habe ſie nach vollbrachtem Gebete mit einer Keule vor den Kopf geſchlagen, dieſen dann abgehauen und an ein Kreuz genagelt, den Körper ſelbſt aber vom Berge des Tempels herabgeſtürzt. Als Iphigeniens Bruder, Oreſtes, hier ankam und die Bildſäule der Diana entführen wollte, ſollte er ebenfalls der Göttin geopfert werden. Beide erkannten ſich jedoch im Tempel, und nachdem ſie ſich wegen ihrer Rettung berathſchlagt hatten, entführte Oreſtes glücklich Iphigenien und die Bildſäule der Diana. Dieſe letztere Begebenheit iſt der Inhalt des Trauerſpiels, Iphigenia in Tauris, von

Euripides, ſo wie die Opferung der Iphigenia ſelbſt der Inhalt der Iphigenia in Aulis von eben demſelben Dichter. Mehrere Völker behaupteten, daß ſie den Dienſt der tauriſchen Diana von der Iphigenia erhalten hätten. Sie ſelbſt ſoll zuletzt nach der Inſel Leuca gekommen ſeyn, und ſich daſelbſt, nachdem ihr hier unſterbliche Jugend und der Name Orilochia ertheilt worden war, mit dem Schatten des Achilles vermählt haben. Nach dem Pauſanias ſoll man ihr Begräbniß zu Megara gezeigt haben.

Irene, Kaiſerin von Konſtantinopel, gleich berühmt durch Geiſt und Schönheit, wie durch Laſterthaten, ward zu Athen geboren und im Jahr 769 mit Leo IV. vermählt, nach deſſen Tode ſie, mit Unterſtützung der Großen, ſich und ihren Sohn Conſtantin VI. Porphyrogenetes, der erſt 9 Jahr alt war, auf den kaiſerlichen Thron ſetzen ließ. Sie glaubte ſich in dieſer Würde durch Mordthaten befeſtigen zu müſſen, und begann damit, die beiden Brüder ihres verſtorbenen Gemahls, die eine Verſchwörung gegen ſie geſtiftet hatten, hinrichten zu laſſen. Damals bedrohte Carl der Große das morgenländiſche Kaiſerthum; Irene wußte ihn jedoch durch Verſprechungen hinzuhalten. Ja, ſie widerſetzte ſich ihm endlich mit den Waffen in der Hand, ward aber von ihm im Jahr 788 in Calabrien aufs Haupt geſchlagen. Ein Jahr vorher hatte ſie die zweite große Kirchenverſammlung zu Nicea zuſammenberufen laſſen, auf welcher beſonders die Iconoclaſten bekämpft wurden, welche auch, neben andern Secten, faſt ſämmtlich zu den herrſchenden Religionsſecten übergingen. Als Conſtantin herangewachſen war, entriß er, aus Eiferſucht über die Macht ſeiner Mutter, dieſer die Regierung, welche ihn dafür 797 hinrichten ließ. Irene war die erſte Frau, die das morgenländiſche Kaiſerthum beherrſchte. Ihr Einzug in Conſtantinopel auf einem von Gold und Edelſteinen glänzenden Triumphwagen, ihre Freigebigkeit gegen das Volk, die Freiheit, welche ſie allen Gefangenen ertheilen ließ, und andere von ihr gebrauchte Kunſtgriffe, waren jedoch nicht im Stande, ſie vor den Folgen ihrer widerrechtlichen Thronbeſteigung zu ſichern. Sie hatte die Vatersbrüder ihres Sohns ermorden, mehrere Großen verweiſen laſſen, und ſo eben, um ſich noch mehr auf dem Throne zu befeſtigen, den Entſchluß gefaßt, Carl den Großen zu heirathen, als Nicephorus, der zum Kaiſer ausgerufen worden war, ſie auf die Inſel Lesbos verwies, wo ſie auch am 9ten Auguſt 803 verſtarb.

Iris, der Regenbogen, ward von den Alten für ein Vorzeichen der Witterung, beſonders des Regens gehalten. Man glaubte, daß er aus dem Meere und aus den übrigen Gewäſſern in die Wolken ziehe. So glaubte man, daß er mit ſeinem Stierhaupte die Flüſſe aufſchlürfe, und daß beſonders ein doppelter Regenbogen Regen bedeute. Ptolemäus behauptet, der Regenbogen verkündige nach den Umſtänden bald Heiterkeit, bald Sturm, welches Seneca dahin beſtimmt, daß er gleich nach Mittag einen ſtarken Regen, gegen Abend Thau und Sprengregen, des Morgens aber Heiterkeit bringe.

Irkutsk iſt die Hauptſtadt in der Provinz und dem Gouvernement gleiches Namens in Sibirien, am Zuſammenfluſſe des Irkut und der Angara, nicht weit vom See Baikal. Sie iſt nach Tobolsk (ſ. d. Art.) die größte und wichtigſte Stadt in ganz Sibirien, hat 2 800 Häuſer, 20,000 Einwohner, und treibt beträchtlichen Handel, vorzüglich mit chineſiſchen Waaren. Die warmen Bäder im barguſiniſchen Diſtricte des Gouvernements Irkutsk ſind gegen rheumatiſche und ſcorbutiſche

Zufälle ſehr heilſam, und werden daher häufig beſucht. Zur Bequemlichkeit der Badegäſte iſt 1779 ein Dorf angelegt worden.

Irland (Ireland), bei den Einwohnern Erin, eine von den zwei großen britanniſchen Inſeln, und getrennt von Großbritannien durch das irländiſche Meer. Es enthält 1,700 □ Meil. mit 4,400,000 Einwohnern, worunter 3,500,000 Katholiken. Im Norden und Süden finden ſich mäßige Berge, die mittlern Gegenden aber ſind durchaus flach und haben viel Seen und Sümpfe. Das Klima iſt gemäßigt. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner beſteht in der Viehzucht, welche bei den ſchönen Weiden trefflich gedeiht. Auch die Bienenzucht iſt bedeutend. Flachs und Hanf wird in vorzüglicher Güte gezogen und die Leinwand iſt das einzige Fabrikat von Wichtigkeit, das hier verfertigt wird. Getreide wurde ehemals wenig, jetzt aber bei wachſender Volksmenge und Thätigkeit hinreichend für den Bedarf erbaut. Die Waldungen liefern nicht ſo viel Holz als gebraucht wird und die Schätze von Torf und Steinkohlen ſind noch nicht genugſam benutzt, um die Einfuhr von außen her entbehrlich zu machen. Von Mineralien liefert die Inſel nur Blei und etwas Eiſen, auch Salz. Eingetheilt wird Irland in 4 Provinzen und 32 Grafſchaften, nämlich I., Provinz Leiceſter: 1) Dublin, mit der Hauptſtadt der ganzen Inſel, Dublin; 2) Wicklow; 3) Werford; 4) Kilkenny; 5) Carlow; 6) Kildare: 7) Queens; 8) Kings; 9) Louth; 10) Eaſt-Meath; 11) Weſt-Meath; 12) Longford. II. Provinz Ulſter: 13) Caran; 14) Monaghan; 15) Armagh; 16) Dowa; 17) Antrim; 18) Londonderry; 19) Donega; 20) Tyrone; 21) Fermanagh. III. Provinz Cannaught: 22) Leitrim; 23) Sligo; 24) Mayd; 25) Roscommon; 26) Galway. IV. Provinz Monuſter: 27) Klara; 28) Tipperary; 29) Waterford; 30) Limerick; 31) Kerry; 32) Cork. In geiſtlicher Hinſicht enthält es 4 Erzbisthümer und 19 Bisthümer. Es finden ſich von alten Zeiten her in der Inſel dreierlei Stämme von Einwohnern: Spanier, in Kerry und in einem Theile von Limerick und Cork; Schottländer, im nördlichen Theile, welche noch die hochſchottiſche Sprache reden; und Abkömmlinge der Angeln, in einem Diſtrikte bei Dublin. Der übrige Theil der Einwohner beſteht aus gemiſchten Geſchlechtern. Im Allgemeinen iſt der Irländer ſehr genügſam und dabei fröhlich und geſellig. Ueber den älteſten Zuſtand Irlands ſehe man den Artikel Hibernien. Im 12ten Jahrhunderte wendete ſich ein vertriebener Fürſt von Leiceſter um Hülfe an König Heinrich II. und gab dadurch Veranlaſſung, daß die Engländer die ganze Inſel eroberten, die bisher weder einem Ausländer noch auch nur einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte gehorcht hatte. Irland wurde dadurch in ſeinem Innern ruhig. Aber in den Kriegen der weißen und rothen Roſe erklärten ſich die engliſchen Vorſteher Irlands für das Haus York, und mußten durch Heinrich VII. mit den Waffen bezwungen werden. Dadurch bereiteten ſie den Einwohnern den erſten harten Druck. Kaum hatten ſich die Parteien verſöhnt, als Religionswuth ſie aufs neue entzweite. Die Irländer blieben dem Glauben ihrer Väter treu, während die Engländer entſchieden zum Proteſtantismus übertraten. Argwohn auf dieſer und Haß auf jener Seite erzeugten eine Erbitterung, die 1641 gegen 20,000 Proteſtanten binnen wenigen Monaten das Leben koſtete. Die Furcht vor ähnlichen Gefahren dictirte nach gänzlicher Beſiegung der Irländer die harten, ſeit 1691 gegen alle Katholiken in Irland genommenen Maßregeln, von denen man erſt in den neuern Zeiten

zurückgekommen iſt. Während des amerikaniſchen Krieges ſetzten es die Irländer, wiewohl nicht ohne Unruhen, durch, daß ihnen 1780 die freie Ausfuhr ihrer Wollearbeiten und überhaupt der freie Handel mit den brittiſchen Colonien, und im Jahr 1782 die Unabhängigkeit vom brittiſchen Parlamente, welchem das irländiſche gänzlich unterthan war, bewilligt wurden. Dennoch wußte ſich der Hof, was die Regierung betrifft, ſeinen Einfluß zu erhalten. Der Vicekönig behauptete ſtets ſeinen Einfluß, und wie das irländiſche Parlament in eben die Rechte geſetzt wurde, welche das brittiſche (mit welchem es die nämliche äußere Einrichtung hatte) für England und Schottland beſitzt, ſo fand auch bei demſelben das nämliche Beſtechungsſyſtem, die nämliche Unterwerfung unter den königlichen Willen Statt. Die Irländer fühlten dieſe Bedrückungen wohl, aber ihr Mißvergnügen ſchlummerte, während ihr Wohlſtand wuchs. Ihr Feld- vorzüglich der Kornbau ſtieg täglich höher; der Leinwandhandel erweiterte ſich. Als aber die franzöſiſche Revolution die Ideen von Freiheit und Gleichheit nach allen Seiten hin verbreiteten, zeigte ſich die größte Empfänglichkeit dafür in Irland. Allenthalben im Königreiche bildeten ſich Wigh-Clubs unter denen der zu Dublin der wichtigſte war. Reform des Parlaments und Aufhebung aller Einſchränkungen der Katholiken waren die beiden Hauptforderungen der Irländer. Die Regierung fand es der Klugheit gemäß, keine ſtrengen Maßregeln zu ergreifen, ſondern tolerante Geſinnungen zu äußern, und wirklich gelang es ihr dadurch, zur Zeit eine gewaltſame Empörung zu verhindern. Es wurde im irländiſchen Parlament eine Bill eingebracht, welche der königlichen Gewalt in Irland noch engere Gränzen als in England ſetzte; der König gab mehrere aus Irland gezogene Einkünfte auf, und die eigentlichen Bedrückungen der Katholiken wurden abgeſchafft; nur Sitz und Stimme im Parlament wurde ihnen verſagt. Die Gährung dauerte indeß fort. Eine Menge Aufrührer traten zuſammen, die ſich *Defenders* und *vereinigte Irländer* nannten, im Grunde aber Räuber unter der Maske der Reformatoren waren. Man ſtreute aufrühreriſche Schriften aus, verſprach franzöſiſche Hülfe; in Dublin formirte ſich ein militäriſcher Haufe. Dennoch wurde dem Ausbruche ziemlich vorgebeugt und zu Anfang des Jahrs 1794 waren die Irländer faſt gänzlich beruhigt. Aber es erhoben ſich im kurzen wieder Stimmen des Mißvergnügens. Die Regierung machte ſich durch Auflegung neuer Taxen, durch angenommene Strenge und durch Begünſtigung eines dem Reiche nachtheiligen Emigrationsplans, um Canada zu bevölkern, der Nation aufs neue verdächtig. Auch jetzt wurden die Unruhen gedämpft. Statt ſie aber durch fortgeſetzte Mäßigung und Nachgiebigkeit ganz zu ſtillen, ſchien es der Regierung vielmehr zu reuen, ſo viel nachgegeben zu haben. Sie ernannte im Jahr 1795 den Lord Carhampton zum Befehlshaber aller Truppen in Irland mit ausgedehnter Vollmacht, nach Gutdünken mit militäriſcher Gewalt zu verfahren, verſchaffte ſich eine Menge Anhänger im Parlament, und nahm alle Maßregeln, der Empörung zu begegnen. Dieſe brach 1796 aufs neue aus. Man entdeckte im Februar zu Dublin ein Complot, welches den Mord des Vicekönigs und eine förmliche Umwälzung zur Abſicht hatte. Die Defenders begingen die größten Ausſchweifungen; vornehmlich brach im November im nördlichen Irland eine Rebellion aus, welche unter dem Namen der Kartoffelinſurrection bekannt worden iſt. Sie wurde für den Augenblick zwar geſtillt, allein das Feuer glimmte unter der Aſche fort und 1798

erneuerte ſich der Ausbruch, der höchſt gefährlich hätte werden können, wenn die franzöſiſche Unterſtützung bedeutender geweſen wäre. Erſt nach vielem Blutvergießen wurde die Ruhe durch die engliſchen Truppen und durch die Loyaliſten (Engliſchgeſinnten) wieder hergeſtellt. Das franzöſiſche Hülfscorps von 1108 Mann mußte ſich ergeben. Das engliſche Miniſterium beſchäftigte ſich jetzt ernſtlich mit den Maßregeln, wodurch allen ähnlichen Auftritten für die Zukunft vorgebeugt werden könnte, und glaubte dieſen Zweck am ſicherſten durch die Vereinigung Irlands mit Großbritannien unter Ein Parlament zu erreichen. Dieſe Vereinigung wurde im Jahr 1800 von Pitt durchgeſetzt und begann mit dem 1ſten Januar 1801. Irland ſchickte nun 4 geiſtliche und 28 weltliche Lords ins Oberhaus und 100 Repräſentanten ins Unterhaus des gemeinſchaftlichen Parlaments, zahlt 2/17 der Staatsabgaben, behält vor der Hand ſeine ehemaligen Geſetze und Verordnungen, und hat ſtatt eines Vicekönigs einen Lord-Generalſtatthalter an der Spitze der Staats- und Juſtizverwaltung. Die Schuldenlaſt Irlands belief ſich im Jahr 1807 auf 56,296,356 Pfund Sterling. Uebrigens vergleiche man den Art. Großbritannien, über die irländiſchen Katholiken aber den Art. Emancipation.

Irmenſäule (Irminſul) iſt eine von den alten Sachſen göttlich verehrte Bildſäule, welche einen nach Art der alten Deutſchen völlig bewaffneten Mann mit einer Fahne in der rechten und einer Lanze in der linken Hand vorſtellte. Dieſe Säule war das heiligſte Idol unſerer Vorfahren, und ſoll bei Eresburg, einer Hauptfeſtung der Sachſen (ungefähr im heutigen Paderborn), in einem heiligen Hain geſtanden haben. Carl der Große zerſtörte dieſe Feſtung im Jahr 772 und zugleich jenes Denkmal des Alterthums. Die Geſchichte und Deutung der Irmenſäule iſt ſehr dunkel: nach der gemeinen Meinung war ſie zu Ehren des Herrmann oder Arminius, des Befreiers der Deutſchen, errichtet worden; wahrſcheinlich aber ſtellte ſie das Bild einer vorzüglichen Gottheit unſerer Vorfahren vor, vielleicht ſelbſt des Wodan; und der Name Irmin oder Herrmann, welcher einen Kriegsmann bedeutete, wurde ihr beigelegt, weil Wodan der Gott des Kriegs war.

Irokeſen oder Mohaker, fünf (vormals ſechs) vereinigte freie Nationen in Nordamerika, deren jede ihre eigne republikaniſche Verfaſſung, doch unter einem allgemeinen Oberhaupte, hat. Sie wohnen im nordweſtlichen Theile von Neu-York bis an den See Ontario, welcher Strich das Mohakerland genannt wird, in der Nachbarſchaft von Penſylvanien und Maryland. Ihre Namen heißen: Mohaws, Onoyuten (Oneidaer), Onondagaer, Kajugaer, Semekaer, Tuskarogaer und Siſſiſſogaer. Die Franzoſen, ſo lange ſie in Canada Nachbarn derſelben waren, wie auch die Engländer, haben zum öftern, ungeachtet der mit ihnen geſchloſſenen Verträge, feindſelige und grauſame Anfälle von ihnen auszuſtehen gehabt. Die Zahl und Ausdehnung der Irokeſen wird aber immer mehr eingeſchränkt. Ihr Hauptort iſt Anondago. Im Jahr 1700 zählten ſie 54,550 Krieger, jetzt etwa 1500.

Ironie. Für dieſes aus dem Griechiſchen entlehnte Wort (Eironia) haben wir kein entſprechendes deutſches, wenn wir nicht das von Campe erfundene: Schalksernſt, dafür gebrauchen wollen. Man verſteht unter Ironie jene Art des feinen Spottes, welche unter der Maske der treuherzigen Einfalt die Fehler, Inconſequenzen und Schiefheiten der anmaßenden Thorheit lächerlich macht, indem ſie

gerade das Gegentheil zu thun ſcheint, welches weder ein böſes Herz, noch einen ſchlimmen Zweck vorausſetzt, und mit ſo viel Gutmüthigkeit und wahrer Urbanität geſchehen kann, daß ſelbſt der Belachte zum Mitlachen genöthigt wird. Die Ironie kann ſich aber auf doppelte Weiſe zeigen, einmal indem der Ironiſche ſich ſtellt, als halte auch er die falſche Meinung oder Maxime für die wahre, während er ſie doch durch immer ſtärkere Beleuchtung ſo gegen jene in Contraſt ſtellt, daß ſie unfehlbar als abſurd erſcheinen muß, oder indem er die Maske der Naivetät vornimmt, wodurch die Ironie den Charakter der Schalkhaftigkeit erhält. In beiden Fällen liegt aber Schalkslaune, Ernſt des Scheines, zum Grunde. Ueber den Gebrauch und die Behandlung der Ironie in der komiſchen und ſatyriſchen Poeſie hat bis jetzt das treffendſte Wort Jean Paul geſagt in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik. Von der echten Ironie gibt es aber eine gewiſſe Abart, welche eben der Mittel, wodurch jene auf Belehrung und Beſſerung zielt, ſich bedient, um mit andern ihr boshaftes Spiel zu treiben. Dieſer Schlag von Leuten ſind eiskalte, pfiffige, verſchlagene Schälke, für nichts empfindlich als für die Ehre, jedem der ihnen aufſtößt eine Naſe drehen zu können. Sie halten bald die Larve der Einfalt, bald der offenen Redlichkeit vor, nicht ſowohl um deſto leichter zu berücken, (denn einer ſolchen Nothhülfe ihres Genies würden ſie ſich ſchämen) als um dadurch den auf ſie lauernden Gegner zu entwaffnen. Die argloſe Einfalt zum Narren zu haben, iſt für ſie eine königliche Luſt; dem, der ſich geſcheidt dünkt, ein Bein unterzuſchlagen, ihr höchſter Ruhm, und ihr größter Triumph, daß ſie wiſſen, jedermann hält ſie für Schurken, und niemand darf es ihnen ſagen.

Irrational nennt man in der Mathematik eine Größe, wenn ſie nicht aus eben denſelben gleichen Theilen zuſammengeſetzt iſt, als eine andere. Ein **irrationales** Verhältniß iſt ein ſolches, deren Größen kein gemeinſchaftliches Maaß haben. Dieſe Beſchaffenheit der Größen ſelbſt nennt man daher **Irrationalität**. M. L.

Irregular iſt überhaupt alles was von der Regel abweicht und dieſer zuwider iſt. In der Mathematik heißen Raumgeſtalten irregular, wenn die Seiten oder Winkel oder Ecken oder Flächen nicht von gleicher Größe und Geſtalt ſind, im Gegenſatz der **regularen**, bei welchen dieſe gleich ſind. M. L.

Irritabilität, ſ. **Leben**.

Irrlicht oder **Irrwiſch** heißt eine kleine leuchtende Lufterſcheinung wie die Flamme eines Lichts, welche ſich eben ſo zeigt, wie entzündetes Waſſerſtoffgas. Gewöhnlich erſcheinen Irrlichter da, wo thieriſche Subſtanzen faulen, als auf Gottesackern, Schlachtfeldern, Schindangern, in Sümpfen ꝛc. Der leiſeſte Hauch der Luft bewegt ſie fort, daher ſcheinen ſie von einem Orte zum andern zu hüpfen. Wer ſie nun in der finſtern Nacht für wirkliche Lichter in Häuſern hält und ihnen folgt, wird **irregeführt**; daher ihr Name. Der Aberglaube und die Unbekanntſchaft mit der Natur hat ſie in der Vorzeit zu böſen Geiſtern gemacht, welche die Menſchen irre leiteten. In warmen Sommernächten werden ſie öfterer geſehen, als im Winter, und ſind überhaupt in ſüdlichen und warmen Gegenden häufiger, als in nördlichen und kalten. In jenen ſind ſie auch größer, z. B. in Spanien oft 12 Fuß hoch. Ihre Natur iſt noch unbekannt; wahrſcheinlich beſtehen ſie aus gephosphortem Waſſerſtoffgas, welches ſich aus faulenden Körpern entwickelt, und bei der Berührung mit der Luft entzündet. M. L.

Irrthum (in der Logik) heißt, wenn man den Schein der vollſtändigen Gedenkbarkeit einer Sache für Wahrheit annimmt. Denn da die Wahrheit in der vollſtändigen Gedenkbarkeit einer Sache beſteht; ſo wird der bloße Schein dieſer vollſtändigen Gedenkbarkeit, wenn derſelbe für die Wahrheit genommen wird, nothwendig Irrthum ſeyn müſſen. Dieſer Schein wurde von den Alten species veri genannt, und ſie behaupteten mit Recht, daß ein jeder Irrthum einen ſolchen Schein vorausſetze, weil, wenn der Verſtand einſieht, daß eine Sache nicht vollſtändig gedenkbar iſt, oder aber, wenn er die Nichtübereinſtimmung und den Widerſpruch ſeiner Gedanken deutlich wahrnimmt, er ſolches unmöglich für wahr halten könne. Dieſer Schein bezieht ſich nun entweder auf die logiſche Form, oder auf die Materie des Urtheils. Im erſten Falle entſteht der logiſch-formale, im andern der reale, oder materiale Irrthum. Eine Erkenntniß, die den Geſetzen des Verſtandes, d. h., ſich ſelbſt widerſpricht, iſt logiſch falſch. Irrt der Verſtand; ſo merkt er dieſen Widerſpruch nicht, ſondern er hält alsdann die Nichtübereinſtimmung der Gedanken mit den Geſetzen des Verſtandes für nicht vorhanden. Wird nun dieſer Schein aufgedeckt; ſo verſchwindet der Irrthum. Der reale Irrthum bezieht ſich auf die Sache und beſteht in dem Widerſpruche der Gedanken und Urtheile mit den Objecten. Der formale Irrthum läßt ſich aus logiſchen Grundſätzen erkennen; der reale oder materiale aber nicht, weil die Vorſtellung eines beſondern Objects nach etwas ganz anderm beſtimmt wird, als nach den bloßen Geſetzen des Denkens, weil durch dieſe allein nicht begriffen werden kann, ob unſere Vorſtellungen mit den Geſetzen übereinſtimmen, oder nicht. Da nun die allgemeine Logik von allem Inhalte der Erkenntniß abſtrahirt; ſo kann ſie auch nicht beſtimmen, ob, wenn ſich materiale Vorſtellungen in uns befinden, dieſe mit ihren Objecten übereinſtimmen, oder nicht, und kann mithin kein allgemeines materiales Kennzeichen des Irrthums ſo wenig als der Wahrheit liefern. Verknüpfet man mit einem falſchen Irrthume mehrere andere, deren Wahrheit man auf jenes erſte falſche Urtheil ankommen läßt; ſo heißt dieſes erſte falſche Urtheil, welches an der Spitze aller übrigen ſteht, der Grundirrthum; das übrige ſind abgeleitete Irrthümer. Wenn ich theils nicht verbunden, theils nicht im Stande bin, die entgegengeſetzte richtige Erkenntniß eines Irrthums zu erlangen; ſo heißt derſelbe ein unüberwindlicher Irrthum (error invincibilis). Das Gegentheil davon wird ein überwindlicher Irrthum (error vincibilis) genannt. Ein Irrthum in Hinſicht eines Geſetzes heißt error legis; betrifft aber der Irrthum die That; ſo iſt es ein error facti. Da übrigens ein Irrthum ein Urtheil iſt, und das Urtheil aus dem Verſtande und nicht aus den Sinnen hervorgeht; ſo kann man allerdings ſagen, daß die Sinne nicht irren, aber nicht darum, weil ſie jederzeit richtig urtheilen, ſondern vielmehr, weil ſie gar nicht urtheilen, ob ſie gleich durch ihren Einfluß auf den Verſtand zum Irrthume verleiten können. Faſſen wir nur nicht mehr in unſer Urtheil auf, als was wirklich durch die Sinne empfunden worden iſt; ſo iſt auch kein Irrthum vorhanden. Sage ich, z. B., die Wolken ſcheinen auf den Gebirgen zu liegen, oder, die Sonne ſcheint beim Untergange größer, als beim Aufgange; ſo iſt dieſes kein Irrthum. Sobald ich aber das Scheinen in ein Seyn verwandle und ſage, die Wolken liegen auf den Gebirgen, die Sonne iſt im Untergange größer, als im Aufgange; ſo haben nicht die Sinne,

ſondern

ſondern der Verſtand geirrt, indem ſich dieſer hat durch den Schein verleiten laſſen, mehr in ſein Urtheil aufzunehmen, als ihm durch die Sinne war überliefert worden. Irrthum iſt alſo nur allein in dem Verhältniſſe des äußern Gegenſtandes zu unſerm Verſtande anzutreffen. So liegt, z. B., der Grund des Irrthums in unſerm eignen Verſtande, wenn wir Gegenſtände, die ihrer Natur nach keine Gegenſtände philoſophiſcher Unterſuchungen ſind, oder es doch nur zum Theile ſeyn können, fälſchlich als ſolche anſehen und ſie vor den Richterſtuhl der Vernunft ziehen wollen, oder, wenn wir Dinge, die ihrer Natur und der Natur der menſchlichen Erkenntniß nach, keine Gewißheit erlauben, als ſolche behandeln, die mit völliger Gewißheit erkannt werden können. Die Urſachen, welche Irrthümer veranlaſſen können, ſind theils innere, theils äußere. Jene beziehen ſich entweder auf das Erkenntnißvermögen, oder auf das Begehrungsvermögen. Zu den erſtern gehört natürliche Schwäche, entweder des geſammten, oder nur eines oder des andern Erkenntnißvermögens, oder auch eine unharmoniſche und unproportionirliche Ausbildung des einen Erkenntnißvermögens mit Vernachläßigung der andern, Uebereilung, Mangel an nöthigen Kenntniſſen und Erfahrungen, Unterlaſſung fleißiger Uebung im Nachdenken und Erwählung falſcher Methoden, beſonders bei dem gelehrten Nachdenken. So kann eine unregelmäßige Einbildungskraft bei einem ſchwachen Verſtande, oder ein ſchwaches Judicium bei übrigens guten Talenten die Quelle vieler Irrthümer werden. In Abſicht auf das Begehrungsvermögen gehört dahin Eitelkeit, Eigenliebe, Leidenſchaften, Lieblingsideen, Neigung, Temperament, thörichte Furcht und Zaghaftigkeit auf der einen, und allzugroßes Zutrauen auf der andern Seite, und Abſcheu vor mühſamer Unterſuchung. Descartes und Gaſſendi haben ſich daher einander wohl nicht recht verſtanden, wenn der erſte ſagte, die Urſache des Irrthums liege darin, quod voluntas latius pateat intellectu (weil der Wille ſich weiter erſtrecke, als der Verſtand), der andere hingegen behauptete, in nullam rem voluntas fertur, quam intellectus non praeviderit (der Wille ſtrebe nur nach demjenigen was der Verſtand bereits vorhergeſehen habe). Zu den äußern Urſachen des Irrthums gehört alles, was uns die erſte Richtung zu gewiſſen Gedanken und Handlungsmaximen geben kann, als Erziehung, Unterricht, beſondere Lebensart und Umgang. Dieſe Dinge ſtehen öfters nicht in unſerer Gewalt, und ihnen unterworfen zu ſeyn, iſt für das Verſtandesvermögen ein wahres Unglück.

Iſaak, der Sohn Abrahams, merkwürdig durch ſeine lange verheißene, und erſt im hohen Alter ſeiner Eltern erfolgte Geburt, und durch die Beſtimmung zu einem frühen Opfertode (ſ. d. Art. Abraham), dem er nur durch ein Wunder entging, glich ſeinem großen Vater an Glauben und Standhaftigkeit in der Verehrung des wahren Gottes mitten unter den Heiden, doch nicht an Thatkraft und Seelengröße. In ihm erſcheint der patriarchaliſche Charakter milder und weicher als in Abraham, aber reiner und edler als in ſeinem Sohne Jakob. Durch den Ackerbau, den er ſchon mehr denn Abraham trieb, an Ruhe gewöhnt, und weniger wandernd, nachgiebig und duldend im Streit, zeigt er ſich auch in ſeinem Hauſe als ein zärtlicher, aber früh gealterter, ſchwacher und leicht zu täuſchender Vater, der den ſtillen hinterliſtigen Jakob dem wilden und redlicheren Eſau vorzieht. In dem ſchönen, neuerlich in den bibliſchen Idyllen der geiſtreichen Caroline Pichler

Bayerische Staatsbibliothek München

bearbeiteten, poetiſchen Stoffe ſeiner Heirathsgeſchichte mit Rebeka, glänzt dieſe vor ihm hervor, und überall, wie unter den Erzvätern der Juden, ſcheint er beſtimmt nur den zweiten Rang einzunehmen. E.

Iſabelle von Caſtilien, Königin von Spanien, Tochter Johanns II., ward im Jahre 1451 geboren, vermählte ſich 1469 mit Ferdinand V., König von Aragonien, und beſtieg, obgleich nach dem Tode ihres Bruders, Heinrichs IV. des Unvermögenden, ihre ältere Schweſter Johanna den rechtmäßigſten Anſpruch auf das Reich hatte, mit Ausſchluß dieſer, im Jahre 1474 den Thron von Caſtilien. Sie hatte ſich nämlich noch bei Lebzeiten ihres Bruders die Stände des Reichs ſo geneigt zu machen gewußt, daß ein großer Theil derſelben, nach dem Tode Heinrichs IV., ſich für ſie erklärte: dem andern Theile nöthigten die ſiegreichen Waffen ihres Gemahls nach der Schlacht bei Toro im Jahre 1476 die Zuſtimmung mit Gewalt ab. Nachdem die Reiche Caſtilien und Aragonien auf dieſe Weiſe mit einander vereinigt waren, nahmen Ferdinand und Iſabelle den königlichen Titel von Spanien an. Ferdinand gelangte darauf 1479 durch Erbrecht zum Beſitze von Sicilien, und eroberte von 1501 bis 1504 Neapel. Mit der Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Geſchlechts verband Iſabelle den Muth eines Helden, die tiefe Staatsklugheit eines Miniſters, den Scharfſinn eines Geſetzgebers und die glänzenden Eigenſchaften eines Eroberers. Sie war ſtets bei den Staatsverhandlungen gegenwärtig, und verlangte, daß man in den öffentlichen Edicten neben dem Namen ihres Gemahls auch den ihrigen ſetzen ſollte. Die Eroberung von Granada, nach welcher die Mauren gänzlich aus Spanien vertrieben wurden, ſo wie die Entdeckung Amerika's iſt größtentheils ihr Werk. In allen ihren Unternehmungen ſtand ihr der ſtaatskluge Cardinal Ximenes leitend zur Seite. Man hat ihr Härte, Stolz, Ehrgeiz und eine ungemeſſene Herrſchſucht vorgeworfen: aber dieſe Fehler förderten das Wohl des Reichs eben ſo ſehr, wie ihre Tugenden und ihre Talente. Ein Geiſt wie der ihrige war nöthig, den Uebermuth der Großen zu demüthigen, ohne ſie zu empören, Granada zu erobern, ohne die Horden Afrika's nach Europa zu locken, und die Laſter ihrer Unterthanen, welche durch die bisherige ſchlechte Verwaltung der Geſetze gänzlich ausgeartet waren, unter die Füße zu treten, ohne das Leben rechtſchaffener Leute in Gefahr zu ſetzen. Durch Einführung eines ſtrengen Hofceremoniels, welches noch heut zu Tage am ſpaniſchen Hofe beſteht, wußte ſie den Uebermuth der zahlreichen Adeligen von der Perſon des Königs zu entfernen, und dieſen ſomit jeden verderblichen Einfluß auf dieſen zu benehmen. Das Fauſtrecht, welches bis dahin, eben ſo wie in Deutſchland zum Verderben der öffentlichen Ruhe geherrſcht hatte, wußte ſie durch Behauptung eines allgemeinen Landfriedens, ſo wie durch Einführung einer ſchleunigen Juſtizpflege zu ſtürzen; ſo wie ihr der Krieg mit den Mauren in Granada Gelegenheit verſchaffte, ſtets gerüſtet zu ſeyn. Dieſe große Königin ſtarb im Jahre 1504. Vor ihrem Ende mußte ihr Gemahl, auf den ſie ſtets ausnehmend eiferſüchtig geweſen war, ſchwören, daß er ſich nicht zum zweitenmale verheirathen wollte. Schon im Jahre 1492 hatte der Pabſt Alexander VI. beiden Gatten den Titel, katholiſcher König, feierlich beſtätigt, der ihnen bereits von Innocent VIII. ertheilt worden war. Der Eifer für die katholiſche Religion, welcher ihnen dieſe Titel verſchafft hatte, gab ihnen auch den Gedanken der Inquiſition ein, welche beſonders auf Eingebung ihres Beichtvaters Torquemada 1480 in Spanien eingeführt wurde. Dieſes

furchtbare Tribunal verurtheilte in einem einzigen Jahre über 2000 Perſonen, von denen ein großer Theil durch das Feuer hingerichtet wurde. Von dieſer Zeit an muß man die Veränderung rechnen, welche ſich mit dem Charakter der ſpaniſchen Nation ereignet hat: die Furcht nämlich, in die Gewalt jenes blutdürſtigen Tribunals zu fallen, war Urſache, daß die Nation zu dem Ernſte und der Einſilbigkeit ſich gewöhnte, welche wir noch jezt an ihr bemerken: Eigenſchaften, die n[illegible] der ſonſtigen Lebhaftigkeit der Bewohner eines ſüdlichen, geſegneten Klimas, gerade im Widerſpruche ſtehen. Noch iſt zu bemerken, daß unter ihrer Regierung die Juden aus Spanien vertrieben wurden.

Iſelin (Iſaak) ward am 17. Märʒ 1728 zu Baſel in der Schweiz geboren, und ſtudirte zu Göttingen die Rechtsgelehrſamkeit und Staatskunde. Nach der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt 1749 faßte er den Plan, das eidgenoſſiſche Staatsrecht in ein Syſtem zu bringen, und lieferte in einer Inauguraldiſputation, unter dem Titel: Tentamen juris publici Helvetici, eine Probe davon, worauf er die Würde eines Doctors beider Rechte erhielt. Er ging ſodann auf Reiſen, und ſuchte beſonders ſeinen Aufenthalt zu Paris ſo lehrreich als möglich für ſeine Kenntniſſe zu machen. Außer der Rechtswiſſenſchaft widmete er ſich mit beſonderem Eifer der Philoſophie und Geſchichte, und beſchäftigte ſich mit der Ausarbeitung einer helvetiſchen Geſchichte, an deren Beendigung er aber dadurch verhindert wurde, daß ihn der große Rath 1754 zu ſeinem Mitgliede wählte, worauf er zwei Jahre ſpäter die anſehnliche und wichtige, aber auch ſehr mühſame Stelle eines Rathsſchreibers erhielt, welches Amt ihm beſonders die Pflicht auferlegte, über die Staatskanzlei die Aufſicht zu führen. Nun widmete er ſich gänzlich einer patriotiſchen Betriebſamkeit, die er theils durch weiſe Vorſchläge im Rathe, theils durch Ausarbeitung zweckmäßiger Schriften, wirkſam zu machen ſuchte. Beſtrebungen, die dahin abzweckten, unterſtützte er, und wenn ſie auch aus der Fremde kamen. So empfahl er Quesnay's Syſtem der Staatshaushaltung mit dringender Wärme, und ſuchte es mit dem möglichſten Eifer zu befördern. Er war, wo nicht der Gründer, doch wenigſtens die erſte Veranlaſſung zu der helvetiſchen Geſellſchaft, ſo wie er es auch war, der im Jahre 1777 in ſeiner Vaterſtadt die Geſellſchaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen ſtifte[illegible]. Die raſtloſe Anſtrengung, mit welcher er mit der Feder ſowohl, als mit Wort und That für das öffentliche Wohl nützlich zu werden ſtrebte, hatte ſeine ohnehin ſchwache Geſundheit untergraben, und ſo ſtarb Iſelin bereits am 15ten Junius 1782 im 54ſten Jahre ſeines Alters. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: Ueber die Nothwendigkeit und Unzulänglichkeit der Prachtgeſetze; Ueber den wahren Werth der Reichthümer; Ueber den wahren Patrioten; Ueber Geſetzgebung und Geſetze; Ueber den Werth der politiſchen Tugenden; Die Geſchichte der Menſchheit (ſein reifſtes und am meiſten vollendetes Werk) und die Ephemeriden der Menſchheit, ſieben Jahrgänge, Baſel, 1776—1782, welche nach Iſelins Tode von W. G. Becker bis zum zehnten Jahrgange, Leipz. 1786, fortgeſetzt wurden.

Iſenburg. Das Fürſtenthum Iſenburg beſteht aus dem eigentlichen Fürſtenthum Iſenburg, aus den Beſitzungen der Grafen von Iſenburg-Büdingen, Wächtersbach und Meerholz, und aus der Herrſchaft Henſenſtamm des Grafen von Schönborn und der Herrſchaft

Eppertshauſen des Freiherrn von Groſchlag und wird durch die Grafſchaft Hanau in zwei Theile getheilt. Der kleinere Theil liegt auf der linken Seite des Mains, und iſt meiſtens von dem Gebiete der freien Stadt Frankfurt und des Großherzogs von Heſſen umgeben. Der größere jenſeits des Mains liegende Theil wird nördlich vom Großherzogthum Heſſen und ſüdlich von Hanau begränzt. Das geſammte Land beträgt 14 bis 15 Q. M. mit etwa 40000 Einwohnern. Der Boden iſt großen Theils gebirgig, er liefert Getreide, Flachs, Tabak, viel Holz, ferner Eiſen und Salz. Die Einkünfte, welche meiſtens auf dem Verkauf von Holz und den Dominialhöfen beruhen, wurden bisher für den ſouveränen Fürſten auf 150000 Gulden, und für die mediatiſirten Grafen auf 140000 Gulden geſchätzt. Die bedeutendſte Stadt iſt Offenbach, mit 8000 Einwohnern. Folgendes führen wir von der Geſchichte des Hauſes Iſenburg an: Die Grafen von Iſenburg, von deren Stammſchloſſe in der Nähe von Coblenz ſich nur wenige Ruinen erhalten haben, werden zuerſt bei den Fehden und Turnieren des zehnten Jahrhunderts genannt. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts erweiterte Graf Theodorich von Iſenburg, durch Vermählung mit einer Gräfin von Wied, ſeine Beſitzungen. Nach der Theilung der Länder im Jahr 1290 beſtanden zwei Linien, die der Grafſchaft Ober- und Nieder-Iſenburg. Erſtere lag im ehemaligen oberrheiniſchen, die letztere im ehemaligen churrheiniſchen Kreiſe. Die Linie in der Grafſchaft Nieder-Iſenburg erloſch 1664 mit dem Grafen Ernſt. Da dieſe Grafſchaft ein Lehen von Trier und Fulda geweſen war, ſo zog jetzt Chur-Trier ſeine Lehnſtücke als ein eröffnetes Lehen, trotz des Widerſpruchs der Grafen, nachmaligen Fürſten von Wied, ein. Den andern kleineren Theil nahm das Haus Wied und der Graf von Walderdorf in Beſitz, welche noch bei Lebzeiten der Grafen eine Anwartſchaft darauf erhalten hatten. Die Grafſchaft Ober-Iſenburg wurde 2633 nach dem Tode des Grafen Wolfgang Ernſt unter ſeine beiden Söhne getheilt. Der ältere, Wolfgang Heinrich, ſtiftete die Linie Offenbach-Birſtein, der jüngere, Johann Ernſt, die Linie Büdingen. Die Länder der Letztern wurden nach Johann Ernſts Tode 1673 von neuem unter ſeine vier Söhne getheilt, von denen Johann Kaſimir die gräfl. Linie Büdingen; Ferdinand Maximilian die gräfl. Linie Wächtersbach; Georg Albrecht die gräfl. Linie Meerholz; Carl Auguſt die gräfl. Linie Marienborn ſtiftete. — In der Linie Iſenburg-Birſtein folgte auf Wolfgang Heinrich 1635 deſſen Sohn Johann Ludwig; nach deſſen 1685 erfolgtem Tode deſſen beide Söhne die Länder ſo unter ſich theilten, daß der ältere, Johann Philipp, zu Offenbach, der jüngere, Wilhelm Moritz, zu Birſtein regierte. Allein ſchon 1718 erloſch mit Johann Philipp die Seitenlinie zu Offenbach, und ihre Beſitzungen erbte Graf Wolfgang Ernſt I. der ſeinem Vater Wilhelm Moritz 1711 gefolgt war, und 1744 zum Reichsfürſten erhoben wurde. Ihm folgte 1754 ſein Enkel Wolfgang Ernſt II., und dieſem 1803 ſein Sohn, Carl, geb. 1766, und vermählt mit Charlotte Auguſte Wilhelmine, Gräfin von Erbach-Erbach, aus welcher Ehe eine Tochter und zwei Söhne leben. Am 12ten Juli 1806 trat der Fürſt dem Rheinbunde bei, und erhielt dadurch die Souveränetät über die Beſitzungen der drei noch fortdauernden Büdingiſchen Nebenlinien, wie auch der Grafen von Schönborn-Heuſenſtamm und Lerchenfeld, als ritterſchaftliche angrenzende Territorien.

Er ſtellte ein Contingent von 291 Mann. Da ſich der Fürſt nach den Ereigniſſen von 1813 entfernte, und dadurch ſein Schickſal an das des Kaiſers Napoleon knüpfte, ſo wurde das Land von den alliirten Mächten in Beſitz genommen, und dann, vermöge der Beſtimmungen des Wiener Congreſſes, an Oeſterreich überlaſſen. Durch die Territorialausgleichungen von 1816 aber kam der fürſtliche auf dem linken Mainufer gelegene Antheil unter großherzoglich Heſſiſche, die übrigen Antheile aber unter Kurheſſiſche Souveränetät.

Iſerloh, eine wohlgebaute und volkreiche Handelsſtadt in der preußiſchen Grafſchaft Mark, am kleinen Fluſſe Baaren, mit 4300 Einwohnern in 668 Häuſern. Die lutheriſche Religion iſt die herrſchende; doch haben die Reformirten und Katholiken auch freien Gottesdienſt. Die dortigen Fabriken beſtehen hauptſächlich in vielerlei Arbeiten von Eiſen, Meſſing und Draht, in mancherlei daraus verfertigten kleinen Waaren, als Nähnadeln, Wagebalken, meſſingenen Schnallen u. ſ. w.; auch gibt es daſelbſt Fabriken von Sammet- und Seidenband, Wollenzeugen u. dgl. m. Nicht weit davon liegt im Herzogthume Berg die bekannte Meſſing-Fabrik in der Grüne.

Iſidorus. Unter dieſem Namen kennt die katholiſche Kirchengeſchichte nicht wenige Märtirer, Heilige, Mönche und Biſchöfe. Beſonders iſt aber der Name Iſidorus für die Geſchichte des päpſtlichen Rechtes, die Sammlungen der päpſtlichen Dekretalen merkwürdig geworden, welche nichts anders ſind, als Gutachten und Antworten, die die Päpſte auf Anfragen über rechtsſtreitige Vorfälle ertheilten, und bei der Mangelhaftigkeit der Geſetzgebung im Mittelalter bald in ein wahrhaft geſetzliches Anſehn übergingen. Frühzeitig fertigte Dionyſius, mit Zunamen der Kleine (Exiguus), eine ſolche Sammlung derſelben, welche der ſpaniſche Biſchof Iſidorus vermehrt heraus gab. Später ward eine andere unächte Sammlung, und zwar gegen Ende des 18ten Jahrhunderts, herausgegeben von einem Betrüger, der den Namen Iſidorus annahm, und welche eine Maſſe falſcher und untergeſchobener Dekrete enthält. Weil aber deren Inhalt den Päpſten ganz ungemein günſtig war zu Erwerbung und Behauptung ihrer ſogenannten Reſervatrechte, ſo gaben dieſelben ſich immer die größte Mühe, jene Sammlung im Anſehn der Aechtheit zu behalten. — Iſidorus hießen ferner ein griechiſcher Bildhauer, von dem ein Herkules vorzügliches Lob fand; ein Baumeiſter von Milet, zur Zeit der Regierung Juſtinians (nach ſeinem Plan ſoll die Sophienkirche in Rom erbaut worden ſeyn); ein griechiſcher Dichter, von welchem ſich noch mehreres in den Sammlungen der griechiſchen Epigrammen findet, und endlich ein Rechtslehrer zu Conſtantinopel und Beoytus, welcher mit an der Compilation des Corp. Jur. arbeitete. — Daß ein junger deutſcher Dichter, der Graf von Löwen, ſich Isidorus Orientalis zu nennen pflegt, iſt bekannt. Dm.

Iſis, die vorzüglichſte Göttin bei den Aegyptiern, über deren Abſtammung man aber nur griechiſche, und zwar widerſprechende Nachrichten hat. Nach Diodor wurden Oſiris, Iſis, Typhon, Apollo und Aphrodite von Zeus und Here erzeugt. Oſiris, der Dionyſus der Griechen, vermählte ſich mit Iſis, der Demeter der Griechen. Beide machten die Verſchönerung des geſellſchaftlichen Lebens zu ihrer nächſten Angelegenheit. Es wurden keine Menſchen mehr gegeſſen, ſeit Iſis die, bis dahin wildwachſende und von den Menſchen ungekannte Frucht des Waizens und der Gerſte entdeckte, und Oſiris dieſe Früchte

zu bereiten lehrte. Zum Danke dafür brachten die Einwohner jedesmal die zuerſt abgemähten Aehren der Iſis als Opfer dar. Alles, was überhaupt der Grieche von ſeiner Demeter pries, rühmte auch der Aegyptier von ſeiner Iſis. Mit dem Ackerbau mußten auch nothwendig nach und nach eine höhere Kultur, und ein Streben nach Kunſt und Wiſſenſchaft entſtehen. Wenigſtens wird unter den Aegyptiern erſt nach der Iſis von der Gründung von Städten, von Tempel und prieſterlichem Dienſte geſprochen. Nach Plutarch wurde Oſiris vom Kronos und der Rhea ungeſetzmäßig erzeugt. Als Helios, ihr Gemahl, hiervon Kunde erhielt, fluchte er der Rhea und that den Ausſpruch, ſie ſolle weder in einem Monate, noch in einem Jahre gebähren. Dies hörte Hermes, der die Rhea ebenfalls liebte und von ihr geliebt ward: und er erfand ein Mittel, wie ſie, troz jenem Fluche, dennoch gebähren konnte. Er ſpielte nämlich mit dem Monde im Brettſpiele, gewann ihm von ſeinem jedesmaligen Lichte den 70ſten Theil ab, machte daraus 5 Tage, fügte dieſe den 360 Tagen bei, aus denen bisher das Jahr beſtanden hatte, und verſchaffte der Göttin alſo Zeit zur Geburt. Dies waren die Schalttage der Aegyptier, welche von ihnen als Geburtstage ihrer Göttin gefeiert wurden. Zuerſt wurde Oſiris geboren, während dem eine Stimme rief: der Herr der Welt iſt geboren. Am zweiten Tage gebahr Rhea den Arueris, oder ältern Horus (Apollo), am dritten den Typhon, am vierten die Iſis, am fünften endlich Nephthys, die man das Ende nannte, ob ſie gleich auch von andern den Namen Aphrodite, auch Nike (die Siegsgöttin) erhielt. Zu dieſen fünf Kindern gab es drei Väter: Helios, Kronos und Hermes. Typhon vermählte ſich mit Nephthys, und Oſiris und Iſis liebten ſich bereits ſeit ihrer Geburt ſchon. Oſiris, als der gute Geiſt, ward von Typhon, dem Principe des Böſen, verfolgt, und hinterliſtigerweiſe in einen Kaſten geſperrt und ins Meer geworfen. Während der Zeit erfuhr Iſis, Oſiris habe, im Wahne bei ihr zu ſeyn, ſich zu ihrer Schweſter Nephthys geſellt, und dieſe das neugeborene Kind ausgeſetzt. Iſis ſuchte daher daſſelbe auf, und erzog daſſelbe unter dem Namen Anubis. Der Kaſten, in welchem Oſiris eingeſchloſſen lag, war unterdeſſen in der Gegend von Byblos an's Land getrieben und in einem Geſträuche niedergeſetzt, das in kurzer Zeit zu einem ſchönen, großen Baum erwachſen, ihn ganz eingeſchloſſen hatte. Dieſer Baum wurde darauf vom Könige, als eine Seltenheit, umgehauen und zum Pfeiler an ſeinem Pallaſte gebraucht. Hier ward Oſiris durch Liſt von der Iſis entwandt, der Leichnam endlich jedoch von Typhon entdeckt und in 14 Stücke zerriſſen. Auf die Nachricht davon ſuchte Iſis die Stücke wieder zuſammen, fand ſie auch alle, bis auf das Zeugungsglied, an deſſen Statt ſie ein ähnliches bildete. So kam es, daß der Phallus geheiligt und ihm zu Ehren ein Feſt von den Aegyptiern gefeiert ward. Oſiris kehrte ins Leben zurück, und Iſis gebahr ihm den, noch unzeitigen, an den untern Gliedern gebrechlichen Gott des Schweigens, Harpocrates. Horus, der Sohn der Iſis, beſiegte darauf in einem Kampfe den Typhon, und gab ihn ſeiner Mutter zur Verwahrung, die ihn aber in Freiheit ſetzte, wofür Horus Hand an ſie legte und ihr die Krone abriß, an deren Stelle Hermes ihr einen Stierſchädel aufſetzte. Als Göttin der Fruchtbarkeit ſtand ſie auch den Arzneimitteln vor, und noch zu Galens Zeiten gab es deren einige, die ihren Namen führten. Nach ihrem Tode ward ſie als Hauptgottheit verehrt. Nach Herodot bildeten die Aegyptier die Iſis in weiblicher Geſtalt mit Kuhhörnern; ſo wie ihr denn auch die Kuh heilig war, und ſie ſelbſt gehörnt abgebildet wurde. Außerdem erkennt man ſie an den Attributen des Lotus über der Scheitel, und dem Siſtrum in der

Hand, einem Inſtrumente, unſerer Guitarre ähnlich, deſſen ſich die Aegyptier bei ihren gottesdienſtlichen Verehrungen bedienten. Die Bekleidung der Iſis beſteht in einem knapp anliegenden Unterkleide und einem Mantel, der auf der Bruſt in einen Knoten zuſammengeſchlagen und befeſtigt iſt. Ihr Kopf iſt von der ägyptiſchen Haube bedeckt, dem Urbild unſerer Nonnenſchleier. Bisweilen wird ſie auch, gleich der Artemis von Epheſos, der Allmutter, mit einer Menge von Brüſten dargeſtellt. Späterhin erhielt Iſis bei den Römern in Geſichtsbildung, Geſtalt und Bekleidung einen junoniſchen Charakter. Nur an dem Mantel und dem Schleier, welcher mit Franzen beſetzt iſt, und den übrigen Attributen erkennt man die aus der Ferne eingebrachte Göttin. Sie wurde beſonders in Memphis, dann aber auch durch ganz Aegypten verehrt. Von dort ging der Dienſt dieſer Göttin nach Griechenland und Rom über.

Iſlam (Iſlamismus), ſ. Mohammed.

Iſland ward 870 von zwei norwegiſchen Edelleuten, Ingulf und Hiörleif, welche aus Norwegen ausgewandert waren, entdeckt, und von dieſen und einigen andern Normännern, die ſich zu ihnen geſellt hatten, bevölkert. Sie lebten während 387 Jahren unter einer unabhängigen Ariſtokratie, und im Jahre 1000 ward das Chriſtenthum unter ihnen eingeführt. Erſt im Jahre 1261 begaben ſich die Iſländer, und zwar freiwillig, unter die Herrſchaft des Königs von Norwegen, Haquin (Hakon) VI. Von Iſland aus entdeckte Erich Rothkopf im Jahre 981 (982) Grönland, und ließ ſich daſelbſt im folgenden Jahre in dem Dorfe Brattalid, welches er an dem Meerbuſen Eriksford erbaut hatte, häuslich nieder. Ihm folgten nach und nach mehrere Iſländer dahin, und 995 wurde die chriſtliche Religion unter der dortigen Colonie eingeführt. Im Jahre 1023 wurden die Grönländer dem Könige Olaus II., dem Heiligen von Norwegen zinsbar. Nachdem ſich die dortigen Einwohner ſehr vermehrt hatten, breiteten ſie ſich auch in Weſtgrönland aus; ja ſie unternahmen ſogar Seezüge noch weiter nach Weſten, bis nach Labrador, und in noch weiter gegen Südweſten gelegene Länder. In Oſtgrönland hatte noch obenerwähnter Erich Rothkopf die Stadt Garde erbaut, wohin die Norweger jährliche Handelsreiſen anſtellten. Iſland hat die älteſten Geſchichtſchreiber, und darunter den berühmten Lagmann (Aufſeher der Geſetze) Snorro Sturleſſon. Die Iſländer reisten im Mittelalter ſehr viel in fremde Länder, theils um ſich zu bilden und Kenntniſſe einzuſammeln, theils des Handels wegen. Andere nahmen Dienſte an fremden Höfen, und manche ſtanden ſogar unter der Garde der griechiſchen Kaiſer zu Conſtantinopel; ja, ſie wallfahrteten, nach der Einführung des Chriſtenthums, nach Jeruſalem und nach Rom. Die Wiſſenſchaften blüheten in Iſland von der Mitte des eilften bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und ſchon frühzeitig waren zu Skalholt Schulen, in welchen man die lateiniſche Sprache, Philoſophie und Theologie lehrte. Manche Iſländer ſtudirten in ihrem Vaterlande, manche gingen auch auf auswärtige Schulen, beſonders nach Paris. Auf ihren Reiſen lernten ſie die Dichtkunſt der Provenzalen oder Troubadours kennen, und brachten ſie im zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts mit ſich auf ihre Inſel, welche darauf in kurzer Zeit viele Dichter und beſonders Romanzenſänger hervorbrachte. Die berühmte iſländiſche Edda, die wahrſcheinlich den Snorro Sturleſſon zum Hauptverfaſſer hat, iſt eine Anleitung zur Dichtkunſt. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts kamen die Künſte und Wiſſenſchaften in Iſland in Verfall, erhoben ſich jedoch wieder, als König Chriſtian III. 1540 die Reformation daſelbſt einführte,

welche jedoch erſt 1591 völlig zu Stande kam. Zehn Jahre früher war in Skalholt ſchon eine Buchdruckerei angelegt worden. — Island iſt eine große Inſel von 1460 geogr. Quadratmeilen, zwiſchen Norwegen und Grönland, hat aber bis jetzt nur eine einzige Stadt Reykewig, mit 311 Einwohnern. Die übrigen Einwohner auf derſelben leben größtentheils in zerſtreuten Höfen. Es ſind daſelbſt zwei biſchöfliche Sitze, einer zu Skalholt im ſüdlichen, und der andere zu Holum im nördlichen Theile. An beiden Orten befindet ſich eine Cathedral-Schule, welche 1552 errichtet und 1743 erneuert worden iſt, in denen die däniſche, lateiniſche und griechiſche Sprache, die Theologie, die Kirchengeſchichte, Arithmetik u. ſ. w. gelehrt wird. Nach der Zählung der Einwohner im Jahre 1801 betrug die Zahl derſelben 47,207. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt Fiſcherei und Viehzucht; der Ackerbau iſt wegen des kalten Klimas nicht vorhanden. Der Falkenfang iſt daſelbſt ſehr häufig, und die dortigen Eidergänſe liefern die ſchönſten Eiderdaunen. Das isländiſche Moos, welches bei uns ein Arzneimittel iſt, dient hier zur Nahrung. Island hat warme und heiße Quellen, und den berühmten feuerſpeienden Berg Hecla. Von den erſtern gleichen mehrere, insbeſondere der Geiſer im ſüdlichen Theile der Inſel, den künſtlichſten Springbrunnen, indem das Waſſer aus denſelben oft mehrere hundert Fuß in die Höhe ſpringt, eine Erſcheinung, die ſich aus der vulkaniſchen Beſchaffenheit erklären läßt.

Isle de France, eine bergigte Inſel, öſtlich von Madagascar, im indiſchen Meere, unter 92 Gr. ſüdl. Breite und 73 Gr. weſtl. Länge, iſt vulkaniſchen Urſprungs, meiſt voller Berge und von einem milden Clima, hat jedoch keinen ſo fruchtbaren Boden, als die Inſel Bourbon. Sie iſt eine von den mascareniſchen Inſeln und ward im Jahr 1504 von den Portugieſen entdeckt, welche ſie Corne nannten. Dieſe wurden 1598 durch die Holländer vertrieben, die ihr, dem Prinzen von Oranien zu Ehren, den Namen St. Mauritius gaben. Nachdem ſich dieſe aber im Jahr 1712 wieder hinwegbegaben, wurde ſie 1721 von den Franzoſen in Beſitz genommen, welchen ſie auch die jetzige Benennung zu verdanken hat. Die Inſel hat viel Kokosbäume, ſchöne Papagaien, große Schildkröten, ſchönes Ebenholz und beträchtlichen Weizen- und Reisbau; auch Kaffee, Zucker und Indigo, doch nur in geringer Menge. Die Erhaltung dieſer Inſel koſtete Frankreich jährlich mehr, als ſie einbrachte, wurde aber beibehalten, da ſie für den oſtindiſchen Handel von größter Wichtigkeit iſt. Durch die vielen Fremden, die ſich hier, theils des Handels wegen, theils um ihr Glück zu machen, aufhalten, hat Sittenverderb und Luxus bereits ſehr überhand genommen. Im Jahr 1799 zählte man hier 9,000 Weiße, 55,230 Negerſclaven und 1,300 freie Neger, wobei die Zahl der Sclaven wahrſcheinlich übertrieben iſt. Die Inſel hat zwei Häfen, den großen Hafen in Südoſten und den kleinen Hafen in Nordoſten, an welchem letztern Portlouis, die einzige Stadt, erbaut, aber nicht einmal gepflaſtert und nur mit elenden Hütten beſetzt iſt. Die meiſten Einwohner leben auf ihren Pflanzungen. Die beiden Inſeln Isle de France und de la Reunion (Bourbon) ſtanden ſeit 1803 unter einem Generalkapitain, deſſen Gewalt ſich auf Militair- und Civil-Regierung erſtreckt. Isle de France, welches vermöge ſeiner Lage die der Schifffahrt der Engländer bedeutenden Schaden zufügte, ward von dieſen am Ende des Jahrs 1810 durch Capitulation eingenommen, und iſt im Frieden 1814 an ſie abgetreten worden.

Ismaeliten nennt ſich eine mahomedaniſche Secte, die urſprünglich zu den Schias, den Anhängern Ali's und Gegnern der Sunniten ge-

hörte, da aber im erſten Jahrhundert der Hedſchra die Jmanswürde derſelben von dem frühverſtorbenen Jsmael dem Erſtgebornen des Jmans Djafar-elſadek auf deſſen jüngern Sohn Muſe überging, von dieſem abfiel und ſeitdem nun Jsmaels Nachkommen für ihre rechtmäßigen Jmans erkennt. Sie werden von den orientaliſchen Geſchichtſchreibern unter die Bathenin, d. h. Anhänger der innern, allegoriſchen Lehre des Jslamismus gerechnet. Vom 8ten bis ins 12te Jahrhundert n. Chr. behaupteten ſie im Orient eine bedeutende Macht. Unter dem Namen Karmaten (wie ſie von dem Geburtsorte ihres Oberhauptes Karſeh Karmati bei Cufe im 8ten Jahrhundert genannt wurden) verwüſteten ſie Jrak und Syrien, und in Perſien, welches ſie um dieſe Zeit ebenfalls überſchwemmten, nannte man ſie Meladehs, d. h. Gottloſe oder Talimiten, weil ſie ſich zu Talims Lehre, der Menſch könne die Wahrheit nur durch Unterricht lernen, bekannten. Eine Dynaſtie der Jsmaeliten, von Muhamed Abu-Obkid-Allah geſtiftet, eroberte um 910 Aegypten und wurde erſt 1177, wo ſie mit Abhed-lidin-Allah ausſtarb, von Saladin, dem Khalifen von Bagdad überwältigt. Der andre noch beſtehende ismaelitiſche Stamm gründete 1090 unter dem Jman Haſſan Ben-Sabbah ein Reich in Syrien, das dem ganzen Orient durch ſeine kriegeriſche Größe furchtbar ward. Haſſan iſt wie ſeine 7 Nachfolger im Occident unter dem Namen der Alte vom Berge bekannt, weil er ſeinen Sitz auf der Bergfeſtung Meſiade in Syrien hatte. Von hier ſandte er ſeine Krieger, die wegen des unmäßigen Genuſſes des bis zur Wuth berauſchenden Hanfblattes (arab. Haſchiſcheh) Haſchiſchi hießen, auf Raub und Meuchelmord aus, daher dieſe Jsmaeliten im Occident den Namen Aſſaſſinen (verſtümmelt von Haſchiſchi) erhielten und noch jetzt der Meuchelmord Aſſaſſinat und Meuchelmörder Aſſaſſinen genannt werden. Die Mongolen machten der Herrſchaft des Alten vom Berge am Schluß des 12ten Jahrhunderts ein Ende, und ſeitdem haben ſich nur noch ohnmächtige Ueberreſte der Jsmaeliten, von denen um 1020 auch die Druſen ausgegangen waren, in Perſien und Syrien erhalten. Zu Kheth im perſiſchen Diſtrikt Khom reſidirt noch jetzt ein ismaelitiſcher Jman, der von den bis nach Jndien hin zerſtreuten Jsmaeliten wie ein Gott verehrt und mit ihrem Raube beſchenkt wird, wovon er dem Schach von Perſien einen anſehnlichen Tribut zahlt. Die ſyriſchen Jsmaeliten wohnen um das alte Meſiade weſtlich von Hamah und in dem Gebirge Semmack am Libanon und werden unter türkiſcher Hoheit von einem eignen Sheikh regieret, der für einen jährlichen Tribut von 16,500 Piaſtern an die Türken die reichen Einkünfte des fruchtbaren durch Ackerbau und Handel mit ſeinen Producten, als: Baumwolle, Honig, Seide und Oel blühenden Landes der Jsmaeliten genießt. Dies Volk wird von neueren Reiſenden wegen ſeiner Gaſtfreiheit, Häuslichkeit, Sanftmuth und Religioſität gerühmt. Seinen Wohlſtand hat es aber in einem Kriege gegen die Noſairier (ſ. d. Art.), welche 1809 Meſiade einnahmen und alles verwüſteten, meiſt verloren und friſtet nun, obwohl ſeit 1810 wieder in den Beſitz ſeiner Wohnörter eingeſetzt, ein kümmerliches Daſeyn. An ſeinem Separatismus in der Religion hält es indeß noch ſtreng. Der ismaelitiſche Glaube verehrt mit allen Schiiten den Propheten Ali als die eingefleiſchte Gottheit, und Mahomed als einen Geſandten Gottes und den Verfaſſer des Korans. Alle Jsmaeliten nennen ſich Seïd, d. h. Abkömmlinge der Familie Mahomeds und tragen den grünen Turban zum Zeichen ihres vorgeblichen Adels. Zufolge ihrer eigenthümlichen Auslegung des Korans glauben ſie an die Seelenwanderung, leugnen Paradies

und Hölle, beobachten die Reinigungen und Faſten der orthodoxen Mahomedaner nicht und wallfahrten, anſtatt nach Mekka, nach Nadjef dem Begräbnißorte Ali's, 4 Tagereiſen von Bagdad. Oeffentliche Tempel haben ſie nicht und ihre einfachen Gebräuche deuten mehr als die mahomedaniſchen auf reinen Theismus hin. E.

Jsmail, eine beträchtliche türkiſche Stadt und Feſtung in Beſſarabien, am nördlichen Hauptarme der Donau, etwa 15 deutſche Meilen vom ſchwarzen Meere, hat nur einen Erdwall, der aber hoch, und mit Palliſaden und mit einem tiefen Graben umgeben iſt. Von der Donauſeite her iſt die Stadt gänzlich offen. Sie hat bedeutenden Handel mit den Produkten der Moldau, und die dortigen Armenier verfertigen ſchönes Leder. In dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege im Jahr 1790 wurde Jsmail am 22ſten Dec. von Suwarow auf dieſelbe Weiſe wie früher Oczakow mit Sturm und mit einem noch ſchaudervollern Gemetzel genommen. Eine in die Donau gebrachte ruſſiſche Flotte unter Ribas wirkte dazu mit.

Jſocrates, ein berühmter Redner zu Athen, im erſten Jahr der 86ſten Olympiade, oder 436 v. Chr. geboren, widmete ſich der Beredtſamkeit und machte unter ſeinen Lehrern Prodicus, Protagoras, Gorgias und andern die größten Fortſchritte in derſelben. Wegen ſeiner ſchwachen Stimme und einer, ihm angebornen Furchtſamkeit wagte er es nicht leicht, ſich öffentlich hören zu laſſen. Dagegen beſchäftigte er ſich deſto eifriger mit dem Unterrichte in der Redekunſt und mit Verfertigung der Reden für andere. Daß er von beiden einen anſehnlichen Gewinn zog, erhellt daraus, daß er für eine Rede, die er dem Könige von Cypern, Nikokles, zugeeignet hatte, ein Geſchenk von 20 Talenten (27,000 Thlr.), ſo wie für die Abfaſſung eines Schreibens, welches Timotheus an die Athenienſer ergehen ließ, 1 Talent erhielt. Den Unterricht in der Redekunſt ließ er ſich von Fremden 1,000 Drachmen bezahlen, und Plutarch berichtet, daß ihm dieſer Unterricht überhaupt 1,000 Minen, oder 22,000 Thaler, eingebracht habe. In ſeiner Kindheit war er ein Geſpiele des Plato, und dieſe ſo früh angeknüpfte Freundſchaft trug ſich auch auf das ſpäteſte Alter über. Auch von Socrates war er ein großer Verehrer. Nach deſſen unſchuldigem Tode, der alle ſeine Schüler mit Furcht und Entſetzen erfüllte, hatte Jſocrates allein den Muth, ſich öffentlich in Athen in Trauerkleidern zu zeigen. Ein andres Beiſpiel von Furchtloſigkeit gab er, indem er den Theramenes, der von 30 Tyrannen in die Acht erklärt worden war, öffentlich vertheidigte. In der Folge ſchien ihn jedoch dieſer Muth und dieſe Entſchloſſenheit gänzlich verlaſſen zu haben und ſein von Natur furchtſamer Charakter ihn mehr als jemals zu beherrſchen. Denn nie wagte er es ferner, öffentlich aufzutreten und in den Volksverſammlungen für das Beſte des Staats zu wirken. Dies war auch die Urſache, warum er nicht zu Aemtern und Magiſtratswürden gelangte, zu denen man ſich überhaupt in Athen nur durch öffentliche Beredtſamkeit emporſchwingen konnte. Eine ſolche Hintanſetzung ſchmerzte ſeinen Ehrgeiz bitter, und es konnte ihn nicht dafür entſchädigen, daß Könige, Feldherrn, Staatsmänner, Geſchichtſchreiber und Schriftſteller jeder Art zu ſeinen Schülern gehörten. Uebrigens hatte die Beredtſamkeit ihm vieles zu verdanken: er ſetzte ein beſonderes Verdienſt in einen gebildeten Styl und in eine harmoniſche Rundung der Phraſen. Daher koſtete ihn das Verfertigen, Feilen, Wiederfeilen und Umändern ſeiner Reden viele Zeit und daher kommt es, daß er auch nur wenige geliefert hat. Mit ſeiner berühmten Lobrede auf Athen brachte er 10 Jahre zu, und es war alſo auch wohl kein Wunder, daß ſie ihm vortrefflich gerathen mußte. Als Fehler

warfen ihm die Kritiker ſeiner Zeit vor, daß ſein Styl oft ſchleppend, weitſchweifig und mit Zierrathen überladen ſey, daß er immer mehr dem Ohre zu ſchmeicheln, als das Herz zu erſchüttern ſuche, daß er ſeine Gedanken ſclaviſch den Worten unterwerfe, mit kindlicher Sorgfalt das Zuſammentreffen der Vocale vermeide und oft mäßige Ausdrücke und unpaſſende Figuren gebrauche, um ſeinen Perioden eine gehörige Rundung zu geben. Da übrigens ſeine Reden alle nach einerlei Zuſchnitt verfertigt waren; ſo erregten ſie wegen Mangel an Abwechſelung am Ende Kälte und Ueberdruß. Sie betrafen die wichtigſten Puncte der Sittenlehre und Politik; aber man vermißte in ihnen die Wärme, welche überzeugt und fortreißt. Seine Ermahnungen an die Fürſten waren überhaupt mild genug, ſo, daß ſie nicht dadurch verwundet werden konnten und am Ende ſeine Bemühungen noch gar durch Belohnungen erwiederten. Er wußte ihnen ſogar auf die feinſte und anziehendſte Art zu ſchmeicheln. Ein Beweiß davon iſt der Brief, den er, in einem Alter von 90 Jahren an den macedoniſchen König Philipp ſchrieb. Er ſagte dieſem Fürſten, zwar auf eine verſteckte Art, aber doch ſo ſtarke Schmeicheleien, daß ſelbſt der feinſte Höfling ſich ihrer nicht zu ſchämen gebraucht hätte. Dennoch wünſchte er, daß Griechenland frei bleiben möchte; und einen ſtärkern Beweiß ſeiner Vaterlandsliebe konnte er wohl nicht ablegen, als daß er ſich aus Verdruß über das unglückliche Treffen bei Chäronea zu Tode hungerte. Er ſtarb im 3ten Jahre der hundertzehnten Olympiade, 337 Jahre v. Chr. und zwar im 98ſten Jahre ſeines Alters. Unter ſeinem Namen hatte man zu Plutarchs Zeiten 60 Reden, von denen aber nicht einmal die Hälfte für ächt gehalten wurden. Jetzt ſind deren noch 21 übrig, von denen der Panegyricus und Panathenaicus die vornehmſten ſind, nebſt 10 Briefen. Auch als Schauſpieldichter ſoll er ſich ausgezeichnet und, nach Plutarch, 37 Trauerſpiele geſchrieben haben, von denen aber 2 für unächt gehalten wurden.

Iſoliren wird in der Lehre von der Electricität gebraucht, wenn man einen Körper außer Verbindung mit einem andern ſetzt, damit er die Electricität von jenen nicht fortleitet. Z. B. wenn man einen Körper, den man electriſiren will, auf Füße von Glas ſetzt, ſo iſt er, weil das Glas die Electricität nicht leitet, iſolirt; desgleichen auch, wenn man ihn an einen ſeidenen Faden hängt oder frei in der Luft ſchweben ließe. Um einen zu electriſirenden Körper zu iſoliren, bedient man ſich des Iſolirſchemels, welcher ein Harzkuchen iſt, der auf gläſernen Füßen ſteht. M. L.

Iſpahan (Hiſpahan, Isfahan) war vordem eine der größten Städte in der Welt und die Hauptſtadt in Perſien, in der Provinz Erack (Yerack) gelegen. Sie hatte drei Vorſtädte, von welchen Julfa (Dſchulfa) die vorzüglichſte war. Hier wohnen 100,000 Armenier, in der zweiten meiſtentheils Georgianer und in der dritten Parſen oder Feuerverehrer. Dieſe Vorſtädte hatten nebſt der Stadt einen Umfang von etwa 6 deutſchen Meilen. Es ward ein ausgebreiteter Handel von den meiſten aſiatiſchen Nationen daſelbſt getrieben. In der daſelbſt befindlichen Feſtung ward der königliche Schatz verwahrt. Der Fluß Seederut (Zeederut) ſonderte die Stadt in zwei Theile ab. Auch befanden ſich daſelbſt drei katholiſche Klöſter. Dieſe ſonſt ſo berühmte Stadt iſt in den Unruhen, die auf Schach Nadirs Tod folgten, größtentheils zerſtört worden, und doch leben noch mehr als 200,000 Menſchen daſelbſt.

Iſrael und Iſraeliten, ſ. Jakob und Hebräer.

Iſthmiſche Spiele, ſ. Iſthmus.

Iſthmus, eigentlich überhaupt jede Erdenge, insbeſondere aber

die Erdenge bei Korinth, welche den Peloponneſus mit dem feſten Lande verband. Auf derſelben hatte Neptun einen berühmten Tempel, neben welchem die iſthmiſchen Spiele gefeiert wurden, von denen ſogleich geredet werden ſoll. Auf der einen Seite des Tempels ſtanden die Statüen der Sieger in den iſthmiſchen Spielen, und auf der andern war ein Hain von Fichten. Dicht an dem Tempel befanden ſich eherne Tritonen und im Vorhofe deſſelben Bildſäulen des Neptun, der Amphitrite und des Meers. In dem Tempel ſtanden 4 Pferde, welche bis auf die elfenbeinernen Hufe ganz vergoldet waren; neben den Pferden zwei Tritonen, die von oben bis zur Hälfte vergoldet und von da an aus Elfenbein verfertigt waren. Hinter den Pferden ſtand ein Wagen mit den aus Gold und Elfenbein verfertigten Bildſäulen Neptuns und Amphitritens. Nicht weit vom Tempel ſahe man ein anſehnliches Theater und das Stadium von weißen Steinen, wo die Spiele gehalten wurden. Der ganze Iſthmus war überhaupt dem Neptun heilig. **Die iſthmiſchen Spiele** (Isthmia, sc. solennia oder certamina) haben von dem ſo eben beſagten Iſthmus den Namen und wurden zur Ehre des Palämon oder Melicertes geſtiftet, welcher ein Sohn der Ino und des thebaniſchen Königs Athamas war. Ino ſtürzte ſich mit dem Palämon ins Meer, um der Raſerei ihres Gemahls zu entgehen, und der Körper des Knaben wurde von einem Delphin ans korinthiſche Ufer getragen. Hier fand ihn der König Siſyphus und ließ ihn begraben, ordnete auch, da Palämon ſowohl, als ſeine Mutter, unter die Meergötter aufgenommen worden waren, die iſthmiſchen Spiele an. So erzählt Pauſanias dieſe Begebenheit. Andere melden, der Körper des Palämon oder Melicertes ſey erſt unbegraben liegen geblieben und darauf eine fürchterliche Peſt entſtanden; das Orakel habe darauf zum Rathe ertheilt, den Leichnam mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu beerdigen und ihm zu Ehren Spiele anzuſtellen, dann werde die Peſt aufhören. Dies geſchah. Als man aber einſtens die Spiele ausſetzte, kam die Peſt wieder, und nun wurden, einem neuen Orakelſpruche zufolge, dieſe Spiele durch Geſetze auf ewige Zeiten feſtgeſetzt. Wieder andere behaupten, Theſeus habe dieſe Spiele zu Ehren Neptuns geſtiftet. Um dieſe Meinung mit der vorigen zu vereinbaren, nehmen einige Schriftſteller zwei verſchiedene Spiele auf dem Iſthmus an und berufen ſich dabei auf das Zeugniß des Muſäus, der eine Abhandlung von den iſthmiſchen Spielen geſchrieben hat. Uebrigens behaupten einige, dieſe Spiele ſeyen zuerſt dem Neptun und hernach dem Palämon zu Ehren gefeiert worden; Plutarch iſt gerade der entgegengeſetzten Meinung, und führt dabei noch an, einige behaupteten, dieſe Spiele ſeyen von Theſeus eingeſetzt worden, nachdem dieſer den berüchtigten Räuber Sciron oder Sinnis getödtet, welcher ein Sohn des Canethus und der Heniocha, der Tochter des Pittheus, geweſen. Die erſtere Meinung bleibt unter dieſen immer noch die gewöhnlichere. Wahrſcheinlich waren die Spiele, die anfangs nur in der Nacht gehalten wurden, wieder eingegangen; Theſeus aber erneuerte ſie und befahl, ſie auch am Tage zu feiern. Eben weil nun Theſeus Stifter, oder doch wenigſtens Erneuerer, dieſer Spiele geweſen war, führten auch die Athenienſer den Vorſitz in denſelben. An den iſthmiſchen Spielen nahm übrigens ganz Griechenland Theil, bloß die Eleer ausgenommen, welche aus folgender von Pauſanias angeführten Urſache bei denſelben nicht erſchienen. Als nämlich einſtens die Söhne des Actor zu den Spielen reiſen wollten, wurden ſie bei Cleonä vom Hercules erſchlagen. Ihre Mutter, Molione, entdeckte den Mörder, der ſich gerade in dem Gebiete von Argos aufhielt. Sie verlangte daher von den Argivern

Genugthuung und bat, als dieſe ſie verweigerten, die Corinther, daß ſie den Argivern, als Störern der öffentlichen Sicherheit, den Zutritt zu den Spielen verſagen möchten. Da nun dieſe ebenfalls nicht in ihr Begehren willigen wollten; ſo belegte Molione alle Eleer mit dem entſetzlichſten Fluche, wenn ſie an dieſen Spielen wieder Antheil nehmen würden. Die Wirkung dieſes Fluchs dauerte ſelbſt noch unter Pauſanias fort. Wie oft übrigens die iſthmiſchen Spiele gefeiert wurden, darüber ſind ſelbſt die alten Schriftſteller nicht einig. Plinius behauptet, dies ſey jedesmal mit dem Anfange des fünften, Pindar hingegen, mit dem Anfange des dritten geſchehen. In welchem Monate ſie gehalten wurden, iſt eben ſo ungewiß; doch glaubt man, in einem Herbſtmonate, weil, welches jedoch gar kein Grund zu ſeyn ſcheint, das griechiſche Zeitwort isthmiazein auch für kränklich ſeyn gebraucht wird und der Herbſt gewöhnlich Krankheiten mit ſich bringt. Sie wurden mit derſelben Pracht, wie die olympiſchen und andere öffentliche Spiele, gefeiert; ſo wie auch die Kampfübungen gänzlich dieſelben waren. Unter den iſthmiſchen Siegern beſingt Pindar den Herodotus aus Theben, den Xenokrates, Meliſſus, Phylacides, Pytheas, Euthymenes, Strepſiades und Kleander. Die meiſten waren Pankratiaſten. Als die Römer den macedoniſchen König Philipp überwunden hatten, wurden dieſe Spiele auf eine beſonders ausgezeichnete Art gefeiert. Der Conſul T. Quintus Flaminius ließ nämlich während derſelben allen Griechen auf eine ſolenne Art ihre Freiheit ankündigen. Etwas ähnliches, freilich mehr zum Schein, that in der Folge auch der Kaiſer Nero, wie Sueton in deſſen Leben erzählt. Nachdem der römiſche Feldherr Mummius Korinth erobert und zerſtört hatte, übertrug er die Spiele den Sicyoniern, bis Korinth wieder aufgebaut worden war und ſeine alten Rechte wieder bekommen hatte. Die Sieger in dieſen Spielen wurden anfangs mit Kränzen von Fichtenzweigen, nachher aber mit Kränzen von trocknem und welkem Eppich geſchmückt. Endlich wurden die Fichtenkränze wieder eingeführt.

Iſtria (Hiſterreich), iſt eine Landſchaft im nordöſtlichen Italien, welche ſich in Geſtalt einer Halbinſel in den venetianiſchen Meerbuſen erſtreckt und gegen 64 geogr. □ Meil. groß iſt. Sie grenzt an Krain, Friaul und Croatien, hat ungeſunde Luft, iſt aber fruchtbar an Wein, feinem Oele, Wieſenwachs, Honig, Getreide, Schiffbauholz, auch wichtigen Fiſchfang, Marmor und Bauſteinen. Die Einwohner der Städte ſind von italiäniſcher Abkunft, die auf dem Lande hingegen ſind ſlaviſchen Urſprungs und reden eine ſehr rauhe Sprache. Männer und Weiber ſind von feſtem Körperbau und der ſchwerſten Arbeit gewohnt. Die Venetianer beſaßen über zwei Drittheile des Landes; das übrige, was gegen Nordoſten liegt, gehörte Oeſterreich und machte einen Theil des Herzogthums Krain aus. Im venetianiſchen Antheile zählte man 70,000 Einwohner. Seit dem Frieden von Campo Formio beſetzt Oeſterreich auch dieſen größeren Theil des Landes, zu welchem noch mehrere venetianiſche Beſitzungen geſchlagen und von Oeſterreich 1804 zu dem Gouvernement von Trieſt gezogen wurden. Als aber der öſterreichiſche Kaiſer in dem Frieden zu Presburg auf die ſämmtlichen venetianiſchen Beſitzungen Verzicht geleiſtet hatte, mußte er natürlich auch Iſtrien an die franzöſiſche Regierung abtreten. Im Jahr 1813 wurde aber das Land wieder erobert und 1816 mit dem öſterreichiſchen Königreiche Illyrien vereinigt. Zu Rovigno (Trevigno) wird der berühmte Muscatwein nur ausgetreten, nicht ausgepreßt. Das Amphitheater zu Polo (ehemals eine ſehr bedeutende, jetzt verödete Stadt) war in alten Zeiten ſehr berühmt und

mochte leicht gegen 18,000 Menſchen faſſen. In den alten Zeiten gehörte Iſtrien zu Illyrien, wurde aber von Auguſt und Tiber zu Italien geſchlagen. Nach und nach hatte ſich Venedig bis zu Anfange des 15ten Jahrhunderts den ganzen Landſtrich unterworfen, trat jedoch in der Folge einen kleinen Theil deſſelben an Oeſterreich ab.

Italien, von den Deutſchen auch Welſchland, d. i. das Land der Undeutſchen, genannt, ehemals der Freiheit, ſeit Jahrhunderten aber ſchon der Knechtſchaft Heimath, doch immer durch herrliſche Natur und liebliches Klima die Freude und der Stolz ſeiner Bewohner und das Verlangen der Ausländer, erſtreckt ſich von den Alpen und dem 46ſten Grade nördlicher Breite, bis zum 38ſten, als eine ſchmale Halbinſel ins mittelländiſche Meer hinein, das nach ſeinen Provinzen verſchiedene Namen trägt. Im allgemeinen heißt es im Norden Italiens das adriatiſche, im Süden das etruriſche Meer. Von den Meeralpen (ſ. d. Art. Alpen) an zieht ſich als Hauptgebirge die Apenninen mitten durch das ganze Land, ſcheiden die Lombardey vom Genueſiſchen und Toscana, dann dieſes von Romagna, durchſchneiden den Kirchenſtaat und laufen durchs Königreich Neapel bis an die Meerenge von Meſſina. Oberitalien (die Lombardey) iſt beſonders waſſerreich; der Po, dem aus den großen Seen am Fuße der Alpen, Lago Maggiore, di Lugano, di Como, d'Iſeo und di Garda eine Menge Flüſſe zuſtrömen, und die Etſch (Adigo) ſind dort die Hauptflüſſe, die beide von den Alpen kommen und ſich ins adriatiſche Meer ergießen, wie in Mittelitalien (Toscana und den Kirchenſtaat), der Arno und die Tiber in den Apenninen entſpringen und ins Tyrrheniſche fließen. In Unteritalien (Neapel), fehlt es an großen Flüſſen wegen der Kürze ihres Laufs vom Gebirge nach der See; der Garigliano iſt der bedeutendſte. Die Luft iſt warm ohne unerträgliche Hitze und faſt überall geſund; der Winter auch in Oberitalien ſehr gelinde; in Neapel ſchneiet es faſt nie. Die Fülle und Trefflichkeit der Landesprodukte iſt dem ſchönen Klima angemeſſen. Die Erzeugniſſe des Nordens und Südens, die Italien vereinigt hervorbringt, werden an vielen Orten zwei=, dreimal des Jahrs geerndtet. Geognoſtiſch iſt beſonders merkwürdig die vulkaniſche Beſchaffenheit der Küſten Unteritaliens, namentlich der Gegend von Pozzuoli und des Veſuvs, die dieſe Gegenden mit den nahen Inſeln im Mittelmeer gemein haben. Die Einwohnerzahl, in keine Vergleichung zu ſtellen mit der Bevölkerung dieſes ſchönen Landes vor Zeiten, beträgt nach den neueſten Berechnungen, auf 93,572 italiäniſche Quadratmeilen 19,690,000 Seelen. Namentlich wohnen im lombardiſch venetianiſchen Königreiche 4,065,000, in Modena 375,000, in Parma 383,000, im Kirchenſtaate 2,425,000, in den ſardiniſchen Staaten 3,814,000, in beiden Sicilien 6,766,000, in Toscana 1,264,000, in Lucca 131,000, in Maſſa 20,000, in St. Marmo 17,000, in Corſica 290,000, in Malta 150,000 Menſchen. Der ſonſt heitre ital. Nationalcharakter, den immer heftige Leidenſchaften auszeichneten, iſt durch langwierige Unterdrückung in düſtern ſinnlichen Egoismus verkehrt worden, doch findet man in den unverdorbenen Landleuten noch das alte leichte Blut, die alte ſüdliche Lebendigkeit. Dabei iſt dem Italiäner eine gewiſſe Schlauheit und geiſtige Gewandtheit und eine Liebe des Geldes eigen, die ihn zum Kaufmann ſtempeln. Im Mittelalter waren Venedig, Genua, Florenz, Piſa und andre Städte die Hauptſtapelplätze des Welthandels aus Oſtindien, und Italiäner, in Deutſchland und Frankreich ohne Unterſchied Lombarden genannt, waren des Handels wegen in ganz Europa verbreitet; die Entdeckung des Seewegs entzog ihnen den

aſiatiſchen Handel, und ſeitdem ſank der Flor jener Republiken unaufhaltſam; der Italiäner, auf eignen Gewerbfleiß und Handel mit eignen Produkten faſt allein eingeſchränkt, iſt gleichwohl immer ein geſchickter und thätiger Kaufmann geblieben, wie die Erfindung und Ausbildung des Wechſelgeſchäfts ſattſam beurkundet. Folgender Abriß der Geſchichte Italiens kann nur die Hauptmomente derſelben und die gemeinſamen Reſultate angeben; ſpeciellere Umſtände der Geſchichte einzelner Staaten ſind in den ihnen gewidmeten Artikeln nachzuſehen. Ehe vor drittehalbtauſend Jahren das übermächtige Rom alle Lebenskraft Italiens in Einen Punkt zuſammenzog, war dieſes Land ſehr zahlreich, und größtentheils von civiliſirten Nationen, bevölkert. Nur im Norden Italiens, der am längſten den Römern Stand hielt, wohnten, ein halb wildes Volk, die Gallier, weiter hinab, am Arno und der Tiber, eine Menge kleiner, aber ſtarker, Völkerſchaften, die, wie die Etrusker, Samniter, Latiner, größtentheils durch eidgenoſſiſche Verbindung ihr betriebſames Leben zu ſichern ſuchten und ihre Freiheit den Römern theuer verkauften. Weniger eng verbunden, oft einander feindlich, waren die griechiſchen Colonien Unteritaliens, nach denen dieſe Gegend Großgriechenland genannt ward. Wie alle dieſe Völker, zur traurigen Vernichtung ihres herrlichen Flors, dem ſelbſtſüchtigen Rom unterworfen worden, gehört in die Geſchichte dieſer Stadt. Neben der Geſchichte der Ueberwinder verſchwindet die der Ueberwundenen; es beginnt daher die von Italien mit dem Sturze des röm. Weſtreichs, und es geht ihre

Erſte Periode von Odoaker (476) bis Alboin (568) oſtgothiſches Reich. Romulus hieß der Erbauer der weltbeherrſchenden Stadt; Auguſtus gründete darin die Univerſalmonarchie, und Romulus Auguſtus hieß ihr letzter ohnmächtiger Repräſentant, dem ſeine deutſche Leibwache das fernere Herrſchen unterſagte. Odoaker, ihr Hauptmann, der ſich an ſeine Stelle ſetzte, machte ſich nicht, wie er, durch den Kaiſertitel lächerlich; er nannte ſich König von Italien, wodurch dieſes Land aus der Ländermaſſe des röm. Reichs zuerſt wieder geſondert heraustrat. Selbſtſtändigkeit aber, und neue Kraft konnte auch dieſer wackere Deutſche dem entmannten vergifteten Geſchlecht der Italiäner nicht geben; nur gänzliche Amalgamirung mit einem andern edlern Volke konnte ihre Wiedergeburt bewirken. Schon ſtand ein ſolches Volk an den Gränzen Italiens; es erſchien innerhalb im Jahr 493. Dietrich, König der Oſtgothen, warf mit leichter Mühe die Herrſchaft der wenigen deutſchen Landsknechte um und gewann ganz Italien ſich zum Königreich, ſeinen Gothen, die ſich von den Alpen bis zur Meerenge verbreiteten, zum Wohnſitz und Eigenthum. Nur in den adriatiſchen Lagunen behauptete ein Völkchen von Schiffern und Salzſiedern, die vor Attilas Verheerungen dahin geflohen, unüberwindlich ſeine Freiheit und Eidgenoſſenſchaft. Dietrich, der Verſöhner nordiſcher Kraft mit ſüdlicher Cultur iſt mit Recht der Große genannt, und unter dem Namen Dietrich von Bern (Verona) einer der erſten Helden im altdeutſchen Fabelkreis geworden. Aber in ſeinen Unterthanen und Nachfolgern unterlag nur zu bald die deutſche Kraft der römiſchen Verderbniß, und nach dem Verluſt dieſes einzigen Vortheils auch ihre Herrſchaft der römiſchen Kriegskunſt. Vergeblich machte der wackere Totila die faſt vollendete Eroberung dem Beliſar zehn Jahre lang ſtreitig (v. 541 bis 552); nach ſeinem Tode, in welchem ihm ſein Nachfolger Tejas bald folgte, ward Italien wieder eine Provinz des conſtantinopolitaniſchen Kaiſerreichs (553) und der verſchnittene Narſes ſein Statthalter, Exarch genannt, der zu Ravenna ſaß. Aber

eben dieſer gab, aus Rachgier gegen die Ränke des byzantiniſchen Hofes, Anlaß zu einer zweiten folgenreichern Einwanderung eines deutſchen Volks. Aus Pommern hergewandert, ſaßen die Longobarden ſchon ſeit geraumer Zeit in Pannonien. Jetzt, auf Narſes Aufforderung, unter König Alboin, nach Italien aufbrechend, eroberten ſie dieſes zwar faſt ohne Schwertſtreich, aber nicht ſo vollſtändig, als früher die Gothen.

Zweite Periode, von Alboin bis Carl dem Großen (774) Longobardenreich. Das eigentliche Königreich der Longobarden begriff ganz Oberitalien, das noch von ihnen die Lombardey heißt, Toscana und Umbrien. Außerdem errichtete Alboin in Unteritalien zu Benevent ein Herzogthum, womit er den Zoto belehnte, das aber nur an einem Orte, zu Salerno, die See berührte. Das ganze longobardiſche Italien war überhaupt in dreißig große Lehne getheilt, unter Herzogen, Grafen ꝛc., die bald erblich wurden. Neben dem neuen Reiche beſtand zuvörderſt die Eidgenoſſenſchaft der Flüchtlinge in den Lagunen in unſtörbarer Freiheit. Die Eiländer gaben ſich in dieſem Zeitraum (697) durch Erwählung des erſten Doge Paul Lucas Anafeſtus eine Centralregierung, und die Republik Venedig war gebildet (ſ. d. Art.). Ravenna, der Sitz des Exarchen, nebſt Emilien (daher Romagna genannt), die Pentapolis oder die fünf Seeſtädte (Rimini, Peſaro, Fano, Sinigaglia und Ancona) und faſt die ganze Küſte von Unteritalien, wo Amalfo und Gaeta eigne Herzoge griechiſcher Nation hatten, blieben nebſt Sicilien und der Hauptſtadt Rom, die ein Patricier in des Kaiſers Namen regierte, unerobert, jedoch dem Hof von Byzanz mehr den Worten nach angehörig als wirklich unterworfen. Dieſe geringe Abhängigkeit verſchwand faſt ganz, als Leo der Iſaurier im Anfang des 8ten Jahrhunderts durch ſeine Bilderſtürmerei die orthodoxen Italiäner erbitterte. Die Städte verjagten ſeine Beamten und gaben ſich Conſuln und einen Senat, wie in alter Zeit. Rom erkannte dabei zwar nicht die Herrſchaft, doch eine gewiſſe väterliche Gewalt ſeiner Biſchöfe, die durch Heiligkeit ſolches verdienten, auch im Weltlichen an. Die Päpſte, in ihren Bemühungen, die Freiheit Roms gegen die Longobarden zu ſchützen, vom byzantiniſchen Hofe verlaſſen, wandten ſich deshalb gewöhnlich an die fränkiſchen Könige. Aus Dankbarkeit für den gegen König Aſtolf geleiſteten Beiſtand beſiegelte Papſt Zacharias nicht nur Pipins Erhebung zum König (750) ſondern erlaubte ſich, nebſt der Gemeinde von Rom, ihn zum Patricier zu ernennen, wie bisher des Kaiſers Statthalter geheißen. Carl der Große bekriegte, zweimal, der römiſchen Kirche zum Beiſtand, den König Deſiderius, ſtürzte ihn endlich und verleibte ſein Reich der fränkiſchen Monarchie ein (774), doch gab er Italien einen eignen König in ſeinem Sohn Pipin. Vergeblich waren aber ſeine Unternehmungen auf das Herzogthum Benevent, deſſen Unabhängigkeit Herzog Arichis behauptete, und auf die Republiken in Unteritalien, wo beſonders Neapel, Amalfie und Gaeta durch Schiffahrt und Handel zu großem Reichthum gelangten. Das Exarchat nebſt den fünf Städten ſchenkte Carl dem Papſt, deſſen ſpäte Nachfolger aber erſt zum ruhigen Beſitz derſelben gelangen konnten; damals wurden auch dieſe Gegenden frei.

Dritte Periode, von Carl dem Großen bis Otto dem Großen (961) Carolinger und Zwiſchenreich. Leo III. belohnte den König der Franken am Weihnachtstage 800 mit der abendländiſchen Kaiſerkrone, die einen Carl erwartet zu haben ſchien, um aus dem Nichts ſich zu erheben. Aber, aus Abneigung gegen die Franken, deren Eroberung man als einen neuen Barbareinfall anſah, ſchloſſen ſich die

freien

freien Städte, außer Rom, wieder feſter an das oſtrömiſche Reich an. Pipin vererbte das fränkiſche Italien noch bei Lebzeiten ſeines Vaters auf ſeinen Sohn Bernhard (810). Als aber dieſer von ſeinem Oheim Ludwig dem Frommen abgeſetzt und ins Elend verſtoßen worden, blieb es unmittelbarer Beſtandtheil der fränkiſchen Monarchie bis zur Theilung dieſer im Vertrag von Verdin, worin es nebſt der Kaiſerwürde und dem, ſeitdem ſogenannten, Lothringen dem älteſten der Söhne Ludwigs Lothar I., zufiel. Ihm folgte (849) ſein Sohn Ludwig II., der löblichſte der italiäniſchen Fürſten karolingiſchen Stamms. Nach ſeinem Tode (875) ward Italien der Zankapfel des ganzen Hauſes. Zuerſt nahm Carl der Kahle von Frankreich es in Beſitz; als er geſtorben (877), Carlmann, König von Baiern, welchem (879) ſein Bruder Carl der Dicke, König von Schwaben, folgte. Dieſer vereinigte nach Abgang der übrigen Linien die ganze fränkiſche Monarchie zum letzten Male wieder. Seine Abſetzung (888) war die Epoche der Anarchie und der bürgerlichen Kriege in Italien. Berengar, Herzog von Friaul, und Guido, Herzog von Spoleto (nebſt dem Markgrafen von Ivrea die einzigen, von jenen dreißig, übrigen großen Vaſallen) buhlten mit einander um die Krone. Guido ward zum König und zum Kaiſer gekrönt, und nach ſeinem Tode auch ſein Sohn Lambert. Arnulf, der karolingiſche König der Deutſchen, wagte es, ihnen die Kronen ſtreitig zu machen, vermochte dies aber, wie faſt alle ſeine Nachfolger, nicht länger als ſein Aufenthalt in Italien dauerte. Nach Lamberts und Arnulfs Tode (898 u. 899) trat Ludwig von Provence als Nebenbuhler Berengars auf, und dieſer tapfre edle Fürſt konnte, obgleich 910 zum Kaiſer gekrönt, erſt nach ſeinem Tode (915) und nach Bekämpfung eines andern Prätendenten, Rudolph von Burgund, zur ruhigen Regierung gelangen, aber bei der Auflöſung des Staats auch unter innerer Ruhe nicht das Reich gegen die räuberiſchen Einfälle der Saracenen (von 890 an) und Ungern (von 900 an) wirkſam vertheidigen. Nach ſeiner verrätheriſchen Ermordung (924) vertauſchte Rudolph ſeine Anſprüche an Hugo, Grafen von Provence, gegen dieſes Land. Streben, durch finſtre blutige Tyrannei den unſichern Thron Italiens zu befeſtigen, bezeichnet Hugo's Regierung. Sein Neffe Berengar, Markgraf von Ivrea, floh vor ſeinen Nachſtellungen zu Otto dem Großen nach Deutſchland (940), ſammelte dort ein Heer von Ausgewanderten, kehrte zurück und ſtürzte den Hugo, der ſeinen weniger verhaßten Sohn, Lothar, zum Nachfolger erhielt; Berengar ward deſſen erſter Rath. Nachdem Lothar, wie es hieß, von Berengar vergiftet, bald geſtorben, wollte dieſer ſeine Witwe, die ſchöne Adelheid, nöthigen, ſeinen Sohn Adelbert zu heirathen. Auf ihre Weigerung eingekerkert und gemißhandelt, floh ſie, entronnen, ebenfalls über die Alpen zum deutſchen Otto, in welchem ſie einen Beſchützer und einen zweiten Gemahl fand. Otto zog (951) mit Heeresmacht nach Italien. Schleunige Unterwerfung und Abtretung des Schlüſſels von Italien, Friauls, welches Otto ſeinem Bruder Heinrich gab, erwarb Berengaren, als Otto's Vaſall ferner zu regieren. Als aber nach zehn Jahren von Italiens Großen neue Klagen gegen Berengar einliefen, kehrte Otto wieder (961), ließ Berengaren gefangen nach Bamberg führen und ward ſelbſt von den bewundernden Lombarden zum König gewählt, ja durch ein Reichsgrundgeſetz die italiäniſche Krone auf ewig mit der deutſchen vereinigt. Otto gab die großen Reichslehen an Deutſche, und den italiäniſchen Städten feſte republikaniſche Verfaſ-

ſungen, die die Freiheit, der ſie in einem faſt immer anarchiſchen Lande mehr und mehr entgegen reiſten, begründeten. In Rom war die Bereicherung der Päpſte durch die Frankenkönige ihrem Einfluß auf die Regierung, der unter Leo IV. und ſeines Gleichen ſehr wohlthätig war, förderlich, eben dieſelbe auch, aber ſpäter durch die im 10ten Jahrhundert eingeriſſene Verderbniß des päpſtlichen Hofs, der erſte Grund ſeines Sinkens geweſen. Die Geiſtlichkeit und das Volk wählten den Papſt nach dem Willen der Conſuln und weniger Patricier. So geſchah es, daß in der erſten Hälfte des 10ten Jahrhunderts zwei vornehme buhleriſche Weiber über den heiligen Stuhl verfügten. Theodora erhob auf ihn (914) ihren Liebhaber, Johann X., deren Tochter Marozia ihren Sohn Johann XI. Des letztern Bruder, Alberich von Camerino, und deſſen Sohn, Octavian, waren unumſchränkte Herren von Rom, letzterer auch Papſt unter dem Namen Johann XII. bei einem Alter von 20 Jahren (956). Otto der Große, den er gekrönt, ſetzte ihn ab und Leo VIII. an ſeine Stelle; das Volk dagegen, auf ſein Wahlrecht eiferſüchtig, wählte Benedict V. Die verächtlichen Päpſte wurden von nun an, ſtatt über das Volk von Rom zu herrſchen, von ihm abhängig. Noch behaupteten in Unteritalien, gegen das longobardiſche Herzogthum Benevent, die Republiken Neapel, Gaeta und Amalfi, ihre Unabhängigkeit; und zwar deſto leichter, ſeit (839) das Herzogthum erſt unter Siconolf zu Salerno und Radelchis zu Benevent, dann noch vielfacher getheilt wurde, und ſeit ſie mit den Herzögen einen gemeinſchaftlichen Feind in den Saracenen zu bekämpfen hatten, die ſie früher (um 830) beide aus Sicilien herübergerufen hatten, um ſie gegen einander als Hülfsvölker zu brauchen, die aber ſich ſelbſt in Apulien niederließen und befeſtigten. Als König Ludwig II. und Kaiſer Baſilius Macedo mit vereinigten Kräften die Macht der Muſelmänner gebrochen hatten (866) konnte ſich jener doch in Unteritalien nicht behaupten; dagegen faßten die Griechen wieder feſtern Fuß. Sie bildeten aus den, den Saracenen abgenommenen, Gegenden eine eigne Provinz, das Thema der Lombardey genannt, welches von einem Katapan zu Bari regiert, über hundert Jahre unter ihrer Botmäßigkeit blieb, doch der Freiheit der Republiken unbeſchadet. Selbſt Otto dem Großen gelang es nicht ganz, ſie aus Italien zu vertreiben; ſeinen Bemühungen zu dieſem Zweck machte die Heirath ſeines Sohnes Otto II., mit der griechiſchen Prinzeſſin Theophania, den erneuten ähnlichen Verſuchen eben dieſes Otto II. die unglückliche Schlacht bei Baſentello (980) ein Ende.

Vierte Periode, von Otto dem Großen bis auf Gregor VII. (1073) Herrſchaft der deutſchen Könige. Gegen den Einfluß der Grafen von Tusculum, die den abweſenden Kaiſer zu Rom vertreten wollten, verſuchte ein edler Römer, der Conſul Crescentius, des alten Roms Freiheit und Würde in neuen wieder herzuſtellen (980). Otto II. ſeit 973 König, ließ, mit Eroberungsverſuchen auf Unteritalien beſchäftigt, ſeine ruhmvolle, den laſterhaften Päpſten, wie Bonifaz VII. und Johann XV., fürchterliche Verwaltung ungeſtört. Als Otto III., der ſeit 983 in Deutſchland herrſchte, ſeinen Vetter, Gregor V. zum Papſt erhob, verdrängte ihn Crescentius, ließ vom Volk Johann XVI., einen Griechen, wählen, und ſuchte Rom zur Scheinherrſchaft des byzantiniſchen Throns zurückzuführen. Dafür ward er nebſt dem neuen Papſt von Otto dem III. hinterliſtig gemeuchelmordet, von ſeiner Gemahlin, der edeln Stephania, aber

gerächt; der Kaiſer ſtarb durch ſie an Gift (1002), der letzte männliche Sprößling Otto's des Großen. Nun hielten die Italiäner ihre Verbindung mit dem deutſchen Reiche für aufgelöst; man wählte zum König Ardoin, Markgrafen von Ivrea, der zu Pavia gekrönt wurde; Grunds genug für Mailand, die Feindin Pavias, ſich gegen ihn und für Heinrich II. (in Italien I.) von Deutſchland zu erklären. Bürgerlicher Krieg war die Folge, der aber nicht als ſolcher galt in einem Lande, wo jede Stadt, auf ihre Mauern, die allein ſie gegen die Barbaren geſchützt, trotzend, ſich als eigenen Staat anſah. Heinrich verbrannte (1004) Pavia; und nach Ardoins Tode (1015) ward er von der ganzen Lombardey als König erkannt, ſo wie nach ſeinem Ableben auch Conrad II. (in Italien I.) von mütterlicher Seite von Otto dem Großen abſtammend. Dieſer machte auf einem Reichstage auf den roncaliſchen Feldern bei Piacenza (1026) die Erblichkeit der Lehen zum Reichsgrundgeſetz und ſuchte da, ſo wie zu Pavia (1037), dem Staate Frieden und Feſtigkeit zu geben. Doch vergeblich; untilgbar wütheten die Fehden der immer mächtiger werdenden Städte und der Biſchöfe gegen die Edelleute, und dieſer wieder gegen ihre Hinterſaßen. Das republikaniſche Rom, von der Familie des Crescentius geleitet, mochten weder Heinrich II. und Conrad II., noch die immer noch gleich verächtlichen Päpſte, zum Gehorſam bringen. Als Heinrich III. (in Italien II.) Conrads Sohn und Nachfolger (1039) nach Italien kam (1046) fand er in Rom drei Päpſte. Er ſetzte ſie alle drei ab, ernannte an ihre Stelle Clemens II. und beſetzte nachher ſtets aus eigner Macht, bei jeder Erledigung, den heiligen Stuhl, allemal mit würdigen deutſchen Geiſtlichen. Dieſe Reform gab den Päpſten ein neues Anſehen, das ſpäter ſeinem Nachfolger verderblich wurde († 1056). Während der langen Minderjährigkeit ſeines Sohnes Heinrich IV. in (Italien III.) gelang es der, beſonders durch den allmächtigen Einfluß des deutſchen Mönchs Hildebrand nachher Gregors VII., ganz geänderten, erſtarkten, von dem kleinlichen Nepotismus, der ſie bis dahin beſeelt, abgewendeten und aufs Höchſte gerichteten Politik der Päpſte, eine Oppoſition, die bald zu einer furchtbaren Macht anwuchs, gegen den weltlichen Arm vorzubereiten. (S. den Artikel Papſt). In Unteritalien erhuben ſich in dieſem Zeitraum aus geringen Anfängen gewaltige Dinge, jene geiſtliche Macht auch weltlich zu ſtärken. Seit 1016 hatten einzelne Colonien von Normännern aus der Normandie, in Calabrien und Apulien ſich niedergelaſſen und behauptet. Bundesgenoſſen, bald der Lombarden, bald der Republiken, bald der Griechen, gegen einander und gegen die Saracenen, wurden ſie durch kleine Kriege immer mächtiger. Leo's IX. große Anſtalten zu ihrer Vertreibung endigten mit ſeiner Niederlage und Gefangenſchaft (1053). Da belehnte er auf ihr Bitten die normänniſchen Fürſten Robert Guiscard, Humfried und Richard mit allen ſchon gemachten und noch bevorſtehenden Eroberungen in Unteritalien, wovon ihm nichts gehörte. Die wirkliche Vollendung dieſer Eroberung durch Robert Guiscard, den treuen päpſtlichen Vaſallen, gab den Widerſtrebungen der Päpſte, ſeiner Lehensherren, gegen die kaiſerliche Macht einen Nachdruck, durch den ſie in der italiäniſchen, wie in der Kirchengeſchichte Epoche macht (ſ. Papſt). Während im ſüdlichen Italien die kleinen Staaten zu einem großen zuſammenwuchſen, lößte ſich im Norden das Königreich immer mehr in unzählige kleine Staaten auf. Die lombardiſchen Städte ſammelten in dieſem Zeitraum die Elemente künf-

tiger Größe, aber ſchon mächtig und furchtbar ſtanden nicht nur Venedig (ſ. d. Art.), ſondern auch Genua und Piſa da. Die Piſaner, die ſchon 980 Otto II. gegen die Griechen in Unteritalien nachdrückliche Hülfe leiſteten, und 1005 in denſelben Gegenden die Saracenen tapfer bekämpften, unternahmen in Verbindung mit den nicht weniger kriegeriſchen und ſchifffahrtskundigen Genueſern, die Ungläubigen in ihren Wohnſitzen anzugreifen, und eroberten Sardinien zweimal (1017 u. 1050), worauf ſie es in mehrern großen Lehnen unter ihre angeſehenſten Bürger vertheilten.

Fünfte Periode, von Gregor VII. bis auf den Fall der Hohenſtaufen. Kämpfe der Päpſte und Republiken mit den Kaiſern. Gregor VII. demühigte Heinrich IV. aufs tiefſte. Urban II., ſein Nachfolger und Erbe ſeines Haſſes, trieb die Wuth ſo weit, die eignen Söhne gegen den Kaiſer aufzuhetzen. Conrad, der älteſte, wurde 1093 zum König von Italien gekrönt; nach ſeinem Tode (1101) gelang es dem zweiten, Heinrich, den Vater vom Kaiſerthron zu drängen, worauf dieſer bald vor Gram ſtarb. Heinrich V., das Geſchöpf des Papſts, trat bald als deſſen Widerſacher auf, ſchloß aber nach harten Kämpfen mit ihm das Wormſer Concordat (ſ. Papſt). Ein Hauptpunkt der in dieſen unverglichen blieb, erregte das ganze 12te und 13te Jahrhundert hindurch neue Zwiſte, die Erbſchaft der Gräfin Mathilde, Markgräfin von Toscana († 1115) die alle ihre Güter mittelſt Teſtaments, deſſen Gültigkeit die Kaiſer anfochten, dem päpſtlichen Stuhl vermacht hatte. Im Süden bildete indeß, auf den Trümmern republikaniſcher Freiheit und veralteter Griechen- und Lombardenherrſchaft der normänniſche Staat ſich zum Königreich, deſſen Titel Roger I. (1138) annahm (ſ. d. Art. Neapel). In den Verfaſſungen der kleinen Freiſtaaten im Norden Italiens war die Staatsgewalt gewöhnlich unter die Conſuln, den kleinen Rath (Credenza), den großen Rath und die Volksverſammlung (parliamento), vertheilt. Kleine Fehden unter einander, dienten ihnen zu Uebung ihrer jungen Kraft. Dergleichen war die, welche mit der Zerſtörung von Lodi durch die Mailänder endigte (1111) und beſonders die mit Recht dem trojaniſchen Kriege verglichene zehnjährige Belagerung Comos durch Heere aller lombardiſchen Städte (1118 bis 1128) durch endliche Unterwerfung auch dieſer Stadt erwarb Mailand eine Macht, die es zur erſten Stadt der Lombardey erhob, und eine Menge benachbarter Städte in ihr Bündniß lockte. Andre, des Uebermuths, den die Mailänder mit der Uebergewalt annahmen, unduldſam, bildeten um ihre Nebenbuhlerin Pavia einen zweiten, jener entgegengeſetzten Bund. Streitigkeiten zwiſchen Mailand und Cremona, über die Schutzherrſchaft von Cremona, veranlaßten zwiſchen beiden Vereinen den erſten Krieg (1129) dem der Streit Lothars II. und Conrads von Hohenſtaufen um die Krone bald einen höhern Zweck oder Vorwand gab. Dies der Urſprung der Gibellinen (Kaiſerlichgeſinnten) und Guelfen (der dem Hauſe der Welfen, dann überhaupt der Partei der Päpſte, zugethanen). In dem Volk Roms erhob ſich der vor der Energie eines Gregor verſtummte Freiheitsſinn in dem Maaße wieder, als dieſe Energie bei ſeinen Nachfolgern abnahm. Beſonders die Schismen Gelaſius II. und Gregors VIII. (Burdino), Innocenz II. und Anaclets II., erneuerten das Selbſtgefühl der Römer. Arnold von Breſcia, früher (1139) wegen ſtrafender Predigten gegen den Luxus der Geiſtlichen des Landes verwieſen, ward ihr Demagog (1146). Erſt

nach 8 Jahren gelang es Adrian IV., ſeinen Sturz und ſeine Hinrichtung zu bewirken. Friedrich I. von Hohenſtaufen, genannt Rothbart, trieb Erbitterung über das Aufſtreben der Longobarden zur Freiheit, ihm nur Empörung, zu mehrern Zügen über die Alpen. Für Pavias Partei, als die ſchwächere, erklärt, verheerte er 1154 das Mailändiſche, zerſtörte Tortona, und ließ ſich in Pavia und Rom krönen. 1158 belagerte und bezwang er Mailand, ſchleifte die Werke von Piacenza, und hielt einen Reichstag auf den roncaliſchen Feldern, wo er die kaiſerlichen Rechte im Sinne des juſtinianiſchen Coder ausdehnte, den Städten Vögte (Podestà) ſetzte, und einen Landfrieden verkündete. Auf neue Empörung, die ſeine Ungerechtigkeiten erregt, das Schisma zwiſchen ſeinem Gegenpapſt Victor III., und Alexander III., erbittert hatte, verbrannte er Crema (1160), vertrieb nach Mailands Unterwerfung alle Einwohner daraus, und ſchleifte die Stadt von Grund aus (1161). So gründete der Schrecken den Despotismus, aber mit ihm fiel er auch zuſammen. Als der Kaiſer 1163 ohne Heer nach Italien kam, ſchloſſen die Städte einen Verein für die Freiheit, der ſich 1167 zum lombardiſchen Bunde bildete. Dieſer Bund baute, gegen das einzig gibelliniſche Pavia, eine neue Stadt, dem Papſt zu Ehren Aleſſandria genannt. Nicht dem Statthalter Friedrichs, Chriſtian, Erzbiſchof von Mainz, nicht ihm ſelbſt gelang es, gegen den Bund etwas auszurichten; jener ſcheiterte vor Ancona (1174) mit der Macht des ganzen, damals gibelliniſchen, Toscana, der Kaiſer mit den Deutſchen vor Aleſſandria (1175) und ward ſogar vom Bunde bei Lignano gänzlich aufs Haupt geſchlagen (1176). Da ſchloß er zu Venedig ein Concordat mit Alexander III. und einen Waffenſtillſtand mit den Städten (1176), den Frieden aber, der dieſen die Freiheit ſicherte, zu Coſtanz (1183). Die Republiken behielten von der Kaiſerherrſchaft die Podestà bei, fremde Edelleute, nun von ihnen ſelbſt zu Richtern und Feldherren gewählt. Anſtatt aber um ihren Bund zu einer ewigen Eidgenoſſenſchaft (einzigem Heil für Italien) zu befeſtigen, fielen ſie bald in neue Parteiungen, als die neuen Pläne der Hohenſtaufen auf Siciliens Thronfolge Friedrichen und Heinrich VI. (V.) von der Lombardey abgezogen. Berühmt iſt aus einem Kriege der Brescianer gegen einen Verein faſt aller lombardiſchen Städte, die Niederlage, die ſie dieſer überlegenen Macht am Oglio beibrachten, la mala morte genannt (1197). Unter den Edelleuten traten die Herren da Romano und die Markgrafen von Eſte als Häupter, jene der Gibellinen, dieſe der Guelfen, auf. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. und des Thronfolgeſtreits in Deutſchland gelang es Innocenz III., Friedrichs Vormund, die weltliche Herrſchaft des heil. Stuhls in Rom und umher neu zu begründen, und die Anſprüche auf Carls des Großen und Mathildens Schenkungen geltend zu machen; er zog auch faſt ganz Toscana zur Guelfenpartei (1197); nur Piſa nicht. Mehr blinde Erbfeindſchaft, als Eifer für die Sache begeiſterte die Parteien; denn als in Otto IV. ein Welfe den Kaiſerthron beſtieg, wurden die Guelfen ſeine, und die Gibellinen des Papſtes Partei; bald ſtellte jedoch die Rückkehr der Kaiſerkrone auf das ſtaufiſche Haus in der Perſon Friedrichs II. die alten Verhältniſſe wieder her (1212). In Florenz gab dieſer polit. Factionengeiſt den Feindſchaften der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei, aus Privatbeleidigungen entſtanden, Vorwand und Nahrung (1215), und ſo theilten nun faſt überall die Städte auch im Innern ſich in Guelfen und Gibellinen; doch

hatte ſtets eine Partei die Oberhand. Die guelfiſchen Städte der Lombardey, jetzt nicht einmal mehr die äußere Ehre der italiäniſchen Krone Friedrichen gönnend, erneuerten 1226 den lombardiſchen Bund. Dem Bürgerkriege erhob ſich damals in dem Dominikaner Johann von Vicenza ein unermüdeter und hochgeachteter Strafprediger und Schiedsrichter; die Verſammlung von Paquara (1233) ſchien ſeine Bemühungen zu krönen; aber Mißkennen ſeines Berufs, Streben nach weltlicher Herrſchaft in Vicenza, ſtürzte ihn. Der Kaiſer, von ſeinem Kreuzzuge und ſeiner Abweſenheit in Deutſchland zurückgekehrt (1230), führte den Krieg gegen die Städte und gegen Gregor IX., des Bannſtrahls nicht achtend, mit abwechſelndem Glücke, während Forellino da Romano unter dem Vorwande des Gibellinismus durch Tyrannei und Gewaltthaten aller Art die eigne Herrſchaft in Padua, Verona, Vicenza und der Umgegend begründete. Der päpſtliche Hof wußte durch Ränke die piſaniſche Familie der Visconti zu Gattura auf Sardinien der Republik abtrünnig und zu ſeinen Vaſallen zu machen, unter heftigem Widerſpruch dieſer, und beſonders der Grafen Gherardesça. Daher auch in Piſa Spaltung in Gibellinen (Conti) und Guelfen (Visconti). Dennoch verheirathete Friedrich ſeinen Baſtard Enzius mit einer Visconti, und gab ihm den Titel König von Sardinien. Der Plan der Päpſte, Friedrichen abzuſetzen, unter Gregor IX., ſchmerzlich vereitelt, gelang endlich Innocenz IV. auf dem Concilium zu Lyon (1245), und gab der Gibellinenpartei, durch die unermüdlichen Ränke der Bettelorden ſchon ſehr untergraben, einen tödtlichen Stoß. Das von jeher getreue Parma fiel ab; der Sieg der Gibellinen in Florenz (1248) war nur von zweijähriger, und ein neuer nach der Schlacht von Monte Aperto (1260) nur von ſechsjähriger Dauer; die Bologneſer zwangen alle Städte Emiliens in einen guelfiſchen Bund, und nahmen in der Schlacht am Panaro (1249) den Baſtard Enzius gefangen, den ſie nie wieder frei gaben. Nur in der treviſaniſchen Mark hatte der gibelliniſche Name, durch den Schrecken Forelinos, die Oberhand, bis er einem Kreuzzuge aller Guelfen gegen ihn unterlag (1259). Aber die Freiheit war und ging immer mehr in dieſen Kämpfen verloren; das Haus della Scala folgte dem Romano in der Herrſchaft, und ſelbſt Mailand fand mit einem großen Theil der Lombardey ſeine Herren in den della Torre. Ueberall erhoben ſich Tyrannen, nur die Seerepubliken und die in Toscana blieben frei.

Sechste Periode, vom Fall der Hohenſtaufen bis zur Geſtaltung der neuern Staaten-Kämpfe, dieſe Geſtaltung vorbereitend. Dieſer Zeitraum bekommt durch eine Folge von Beſtrebungen verſchiedener Fürſten, die Oberherrſchaft von Italien an ſich zu reißen, mehrere Abtheilungen. I. Die Anjoue. Seit Carl I. von Anjou, durch des Papſtes Gunſt König von Neapel, Senator von Rom, päpſtlicher Vicarius in Toscana, auf Italiens Königskrone ſeine ehrgeizigen Blicke richtete (eine Politik, der ſeine Nachfolger treu blieben), bekamen die Namen der Guelfen und Gibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieſer die Feinde der Franzoſen. Zu dieſen Parteien kamen in den Republiken noch die des Adels und des Volks, von denen faſt überall die des letztern ſiegte. Die redlichen Bemühungen des edeln Gregor X. Frieden zu ſtiften († 1276), waren vergeblich, wirkſamer wie Nikolaus III., der Carls Uebermacht ſelbſt fürchtete; aber Martin IV. (1280), dieſen knechtiſch ergeben, verdarb alles wieder und verfolgte die Gibellinen mit neuer Wuth. Ein anderes Intereſſe trieb die See-

republiken gegen einander in die Waffen, das des Handels und der Schifffahrt. Die Genueſer halfen dem Michael Paläologus (1261) Conſtantinopel von den Venetianern wieder erobern, und erhielten dafür Chios; bei Meloria vernichteten ſie (1284) die Seemacht der Piſaner, und vollendeten ihre Meeresherrſchaft durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola (1298). Florenz vollendete ſeine Demokratie durch gänzliche Aechtung der Edelleute (1282), und befeſtigte die Guelfenpartei durch weiſe Einrichtungen; aber bald theilte eine neue Parteiung, von dem unbedeutenden Piſtoja aus verbreitet, in Florenz und dann in ganz Toscana die Guelfen ſelbſt wieder in zwei Factionen, die ſchwarzen und die weißen genannt (1300). Dieſe wurden durch die Ränke Bonifaz VIII. faſt überall vertrieben, und verbanden ſich nun mit den Gibellinen (1302). In der Lombardey ſchien die erſterbende Freiheit zum letzten Male aufzulodern; auf einmal erhob ſich, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, faſt in allen Städten das Volk und verjagte ſie (1302—1306), darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrſchaft von Mailand verdrängt hatten. — II. Die Deutſchen und die della Scala. Heinrich VII., der erſte Kaiſer, der nach 60 Jahren wieder (1317) in Italien erſchien, führte die Fürſten in ihre Städte zurück, und fand bei ſeinen Forderungen: Friede unter den Parteien und Huldigung dem Reiche, überall Gehorſam; nur Florenz begann jetzt die zwei Jahrhunderte ruhmvoll geführte Rolle der Freiheitswächterin von Italien, wählte auf 5 Jahre Heinrichs Feind, Robert von Neapel, zum Protector, und blieb doch frei, während Italien von Tyrannen wimmelte. Das gibelliniſche Piſa bekam nach Heinrichs Tode einen Herrn in Uguecione della Fagginola (1314); nach ſeiner Vertreibung Lucca, das er auch beherrſcht, einen andern in Caſtouccio Caſtracani (1316); Padua fiel (1318) dem Hauſe Carrara, Aleſſandria, Tortona (1315) und Cremona (1322) dem Visconti zu Mailand, Mantua, ſeit 1275 von den Bonaccoſſi regiert, dem Gonzaga (1328) erblich anheim; in Ferrara befeſtigte ſich 1317 die lange beſtrittene Herrſchaft der Eſte; Ravenna beherrſchten ſchon ſeit 1275 die Polenta. In den übrigen Städten war dieſelbe Tyrannei, aber noch häufig von Geſchlecht zu Geſchlechte wechſelnd, und deſto drückender. Dieſe kleinen Fürſten, beſonders Cano della Scala, Matteo Visconti, Caſtouccio, hielten den Vergrößerungsabſichten Roberts von Neapel, von Clemens V. zum Reichsvicarius in Italien ernannt, die Wage, doch erwarb dieſer ſeinem Sohne, Carl von Calabrien, die Herrſchaft von Florenz und Siena, die er bis zu ſeinem Tode behielt (1328). Ludwig der Bayer, der nach Italien kam (1327), die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, hatte Noth genug ſelbſt mit den Gibellinen, die er durch ſeine Unbeſtändigkeit und Treuloſigkeit ſich entfremdete, ſo wie andererſeits die Schlechtigkeit Johanns XXII. auch den Eifer der Guelfen abkühlte, ſo daß beide Parteien ſich nun einander mehr näherten, das gemeinſchaftliche Intereſſe der Freiheit erkennend. Plötzlich kam nach Italien der liebenswürdige Abenteurer Johann, König von Böhmen (1330). Von den Brescianern gerufen, vom Papſte begünſtigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Verſöhner und Friedensſtifter ſpielend, würde es ihm gelungen ſeyn, die Macht, die er beabſichtete, zu gründen, hätten nicht wieder die Florentiner ſich ihm entgegengeſtellt. Bei ſeinem zweiten Zuge nach Italien (1333) verbanden ſie ſich mit Azzo Visconti, Maſtino della Scala und Robert von Neapel gegen ihn und ſeinen Bundsgenoſſen, den päpſtlichen Legaten Bertrand von Poiet,

der ſich in Bologna zum Herrn aufwarf. Nach dem Sturz beider (1334), worauf die Pepoli zu Bologna zu herrſchen anfingen, begann Maſtino della Scala, Herr der Hälfte der Lombardey und von Lucca, die Freiheit der Lombardey zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz die Opposition, und erregte ihm einen Bundeskrieg, in dem es nichts gewann, als Sicherung der Freiheit. Als der bedrängte Maſtino den Florentinern Lucca verkaufte, erhoben ſich die Piſaner und eroberten es für ſich (1342). Da wählten jene einen Dictator, Walther von Brienne, Herzog von Athen, vertrieben ihn aber, ſeiner Tyrannei müde, bald wieder. In dem von Ariſtokraten zerriſſenen Rom ſuchte Cola Rienzi (1347) Ordnung und Ruhe einzuführen; zum Volkstribun ernannt, mußte er doch nach ſieben Monaten dem Adel weichen; nach ſiebenjähriger Verbannung mit dem Legaten Cardinal Albornoz zurückgekehrt (1354), herrſchte er wieder kurze Zeit, als er in einem Aufſtande ermordet ward. Die Genueſer, der ewigen Zänkereien der gibelliniſchen Spinola und Doria, und der guelfiſchen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle dieſe Familien, und gaben ſich in Simon Boccanigra den erſten Doge. In Piſa theilten ſich die Gibellinen, Räthe des Generalcapitäns Ricciani della Gherardesca, in zwei neue Factionen, Bergolini und Raspanti, wovon jene, unter Andrea Gambacorti, dieſe verjagten (1348). Um dieſe Zeit litt Italien durch fürchterliche Landplagen. Auf eine entſetzliche Hungersnoth (1347) folgte eine gräßlichere Peſt (1348), die zwei Drittheile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war die ſelbſt bereitete Geißel der Söldnerbanden, oder großen Compagnien, die nach jedem Frieden den Krieg auf eigne Hand fortſetzten und überall plünderten und brandſchatzten, wie die des Grafen Werner (1348) und des Ritters Montreal (1354). — III. Die Visconti. Johann Visconti, Erzbiſchoff und Herr zu Mailand, und ſeine Nachfolger, wurden in ihren gefährlichen Anſchlägen, zur Ausbreitung ihrer Herrſchaft, nicht durch Carls IV. Durchzüge durch Italien, nicht durch die Bemühungen unzähliger päpſtlicher Legaten, ſo wirkſam zerſtört, als durch die Republiken, beſonders der Florentiner, Weisheit und Unerſchrockenheit. Carl erſchien 1355, ſtürzte in Piſa, die Raspanti erhebend, die Gambacorti, in Siena die Herrſchaft der Neun, an deren Stelle die der Zwölf trat, unterwarf ſich augenblicklich ganz Toscana, und nöthigte ſelbſt Florenz, wenigſtens den Titel einer Reichsſtadt von ihm zu erkaufen. 1368 zurückgekehrt, richtete er gegen die Visconti eben ſo wenig aus, befreite Lucca von der piſaniſchen Herrſchaft, und ſtürzte in Siena die Zwölf wieder, ſcheiterte aber in ſeinen Angriffen auf Piſas und Sienas Freiheit an dem tapfern Freiheitsſinn der Bürger. Papſt Innocenz VI. gelang es durch den Kardinal Legaten Egidius Albornoz, den ganzen Kirchenſtaat zu erobern (1354—1360), aber durch die Bedrückungen der Legaten aufs Aeußerſte gebracht, und von Florenz, der Feindin aller Tyrannei, unterſtützt, fielen 1375 alle eroberten Städte wieder ab; die Grauſamkeiten des Kardinals Robert von Genf, (nachher Clemens VII.) und ſeiner Bande bretagniſcher Söldner, konnten nur theilweiſe Unterwerfung erzwingen, und im großen Schisma ward die Freiheit dieſer Städte, oder die Herrſchaft ihrer kleinen Tyrannen, völlig befeſtigt. Indeß beharrten die Visconti unausgeſetzt in ihren Eroberungsplänen, reizten Italiens ganze Kraft zum Widerſtande, und machten die alte Parteiung der Guelfen und Gibellinen über die nahe Gefahr vergeſſen. Genua unterwarf ſich dem Johann Visconti (1353), und Bologna erkaufte er von den Pepoli 1350), aber ſeine Unternehmung auf Toscana ſcheiterte an dem feſten

Widerſtande der verbündeten toscaniſchen Republiken. Einen andern Bund gegen ihn ſchloſſen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardey. Kurze Zeit nur dauerte die Verbindung der Florentiner mit den Visconti gegen die päpſtlichen Legaten (1375); als die Venetianer, von dem Carrara durch ihre Unterſtützung der Genueſer im Kriege zu Chiozza, 1379, (ſ. Venedig) gereizt, ruhig zuſahen, wie Johann Galeaz Visconti die della Scala und die Carrara aller ihrer Staaten beraubte (1387 u. 88), ſtand Florenz allein mit den unglücklichen Fürſten; Franz Carrara bemächtigte ſich Paduas wieder (1390), und behauptete ſich, bis er der Bosheit der Venetianer unterlag (1406), die von nun an, ihre Politik ganz ändernd (ſ. Venedig), aus Gegnern der viscontiſchen Eroberungsabſichten, ihre Nebenbuhler wurden. Johann Galeaz erwarb von Kaiſer Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogthum (1395), erkaufte 1398 vom Tyrannen Gerhard von Appiano (der ſich nur das Fürſtenthum Piombino vorbehielt) Piſa (das aber ſein Baſtard Gabriel 1405 an Florenz verhandelte), und unterwarf ſich Siena (1399), Perugia (1400) und Bologna (1402), ſo daß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn ſtand. Sein gelegner Tod (1402) ſchaffte wieder Luft, und während der Minderjährigkeit ſeiner Söhne ging ein großer Theil ſeiner Staaten verloren. Als in Ladislav von Neapel, der, das Schisma benutzend, ſich des ganzen Kirchenſtaats bemächtigte (1409), dem bedrängten Italien ein neuer Eroberer aufſtand, wagte wieder Florenz allein ihm zu widerſtehen. Aber dieſe Gefahr war nur vorübergehend; bald erhoben ſich dagegen die Visconti wieder. Herzog Philipp Maria hatte durch den großen Carmagnola alle ſeine Staaten der Lombardey wieder erobert (1416—1420); auch Genua, das abwechſelnd bald in ſogenannter Freiheit ſtürmiſchen Parteifehden (der Fregoſi, Adorni, Montalto, Guarco) hingegeben, bald Frankreich (1396), bald dem Markgrafen von Montferrat (1411) unterthänig geweſen war, unterwarf ſich ihm (1421). Da verband ſich Florenz nochmals gegen ihn mit den Venetianern (1425), die durch den zu ihnen übergegangenen Carmagnola alles Land bis an die Adda eroberten, und im Frieden von Ferrara (1428) behielten. In Perugia gelang es dem großen Condettier Braccio da Montone, von der Partei der Baglioni, ſich zum Herrn dieſer Stadt und von ganz Umbrien, ja ſelbſt auf eine Zeitlang von Rom, zu machen (1416); in Siena gelangten (1430) die Petrucci zur feſten Herrſchaft. Angemerkt werden muß noch aus der Particulargeſchichte die neue Spaltung der Guelfen zu Florenz, in die Parteien der Ricci und der Albizzi, ſo wie der dadurch veranlaßte Tumult der Ciompi (1378), den der von ihnen ſelbſt zum Gonfalonier erwählte Michael di Lando ſo mannhaft, als uneigennützig zu ſtillen wußte. — IV. Gleichgewicht der italiäniſchen Staaten. Nach der Schwächung Mailands durch die Venetianer und Florentiner, und bei der beſtändigen Beunruhigung des in Neapel gefolgten Alfons von Arragonien durch die Partei der Anjou (ſ. d. Art. Neapel), war keine gefährliche Uebermacht mehr in Italien, obwohl gegenſeitige Eiferſucht noch häufige Kriege erregte, in welchen zwei Parteien unter den italiäniſchen Miethſoldaten, die Bracceschi (von Braccio da Montone) und die Sforzeschi (von Sforza Attendolo ſo genannt), wider die Gewohnheit gleichgültiger Söldner, einander ſtets feindlich blieben. Dem Franz Sforza gelang es, nach dem Ausſterben der Visconti (1447), ſich zum Herrn des mailändiſchen Staats (1450) zu machen (ſ. Mailand). Als die ländersüchtigen Venetianer mit ei-

nigen Fürſten ſich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundsgenoſſen an Florenz, das mit Aenderung der Umſtände, weislich auch ſeine Politik änderte. Dort erhob ſich um dieſe Zeit durch Reichthum und Klugheit das Haus Medici (ſ. d. Art.). Die Kräfte von Mailand, wo die Sforza ſich befeſtigten, von Venedig, das die Hälfte der Lombardey beſaß, von Florenz, durch Lorenzo Medici weiſe geleitet, vom Kirchenſtaat, großentheils dem heiligen Stuhl zurückgegeben, und von Neapel, unfähig ſeine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen, bildeten im 15ten Jahrh. das politiſche Gleichgewicht von Italien, welches in den mannichfachen, aber folgenloſen Fehden dieſer Staaten, keinen der Unabhängigkeit des andern furchtbar werden ließ, bis zum Jahre 1494, wo Carl VIII. von Frankreich die Begier, Neapel zu erobern, nach Italien trieb, und Ludwig Moro Sforza erſt als ſein Bundsgenoſſe, dann als ſein Feind auftrat, Papſt Alexander VI. aber, um ſeinen Sohn Cäſar Borgia zu erheben, die franzöſiſche Freundſchaft eifrig ſuchte. — V. Streit fremder Mächte um Italiens Provinzen. Carl VIII. mußte Neapel und ganz Italien bald wieder räumen; auch ſein Nachfolger, Ludwig XII., wurde von Ferdinand dem Katholiſchen aus dem, mit ihm eroberten, Neapel verdrängt (1504). Glücklicher war er gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht geſtützt (1500), ſich unterwarf. Cäſar Borgias begonnene Unternehmungen auf Italiens Herrſchaft wurden durch den Tod ſeines Vaters (1505) vereitelt; worauf der kriegeriſche Papſt, Julius II., die vor ihm begonnene Unterwerfung des Kirchenſtaats, doch nicht für einen Baſtard oder Neffen, ſondern Namens des heil. Stuhls vollendete. Er ſchloß mit Maximilian I., Ferdinand dem Katholiſchen und Ludwig XII. die Ligue von Cambray (1508) gegen die Vergrößerungs-Abſichten der Venetianer, deren Schlauheit aber dieſen Vernichtung drohenden Bund bald zu trennen wußte. Sodann verband er ſich mit eben dieſen Venetianern, Spanien und den Schweizern, zu Vertreibung der Franzoſen aus Italien; dieſe heilige Ligue (1509) erreichte aber damals noch nicht ihren Zweck, ſo wenig auch Julius durch das franzöſiſch-deutſche Concilium zu Piſa, das ihn abſetzen wollte, ſich ſchrecken ließ. Maximilian Sforza, der (1512) Mailand wieder gewonnen, trat es (1515) Franz I. völlig ab (ſ. Mailand), aber Kaiſer Carl V. zog es als eröffnetes Reichslehn ein, und gab es (1520) dem Franz Sforza, Maximilians Bruder. Daher heftige Kriege, in denen aber Franzens Anſtrengungen ſtets unglücklich waren; er ward 1525 bei Pavia gefangen, und mußte nebſt vielen andern Anſprüchen, auch denen auf Mailand entſagen, das dem Sforza blieb, und nach deſſen Tode (1540) von Carln ſeinem Sohne Philipp gegeben wurde. Die mediceiſchen Päpſte, Leo X. (1513) und Clemens VII. (1523) waren zumeiſt auf Vergrößerung ihres Hauſes bedacht. Carl V., unter den ſeit der Schlacht von Pavia ſich ganz Italien beugte, vereitelte zwar Clemens VII., Venedigs und Mailands Anſchläge, ſeine Macht zu ſchwächen; er eroberte und plünderte Rom (1527), aber bald mit dem Papſte verſöhnt, erhob er (1530) die Mediceer zur fürſtlichen Herrſchaft Florenz, das im Jahr 1494, über das unkluge Benehmen Pieros gegen Frankreich aufgebracht, die Mediceer verjagt, aber ſchon 1512 wieder aufgenommen hatte, mußte nun unter Herzog Alexander I., den Mediceer, ſich in die Reihe der Fürſtenthümer einſtellen. Von da an gebricht es der italiäniſchen Politik, von der Florenz immer die Seele geweſen, an allem Gemeingeiſt, und ſomit der Geſchichte Italiens an einem Mittelpunkt.

Siebente Periode. Geſtaltung und Umgeſtaltungen

der italiäniſchen Staaten bis auf die franzöſiſche Revolution. Abgang aller alten Regentenhäuſer. Nach Ausſterben des Mannsſtamms der Markgrafen von Montferrat, gab Carl V. dieſes Land dem Gonzaga zu Mantua (1536). Später (1573) erhob Maximilian II. Montferrat zu einem Herzogthum. Den Florentinern mißlang (1537) ein neuer Verſuch, nach Ermordung Herzogs Alexanders, ſich frei zu machen; Cosmus I. folgte ihm in der Regierung durch Carls V. Einfluß. Aus Parma und Piacenza, die Julius II. für den heiligen Stuhl erobert, machte (1545) Paul III. ein Herzogthum, und gab es ſeinem Baſtard, Peter Aloys Farneſe, deſſen Sohn Octavio 1556 die kaiſerliche Belehnung erhielt. Genua, ſeit 1499 den Franzoſen unterworfen, fand in Andreas Doria (1528) ſeinen Befreier. Er begründete die Ariſtokratie, und der Verſchwörung Fieskos (1547) gelang es nicht, ihn zu ſtürzen (ſ. Genua). Carl V. überließ ſchon 1553 (alſo drei Jahre vor ſeiner völligen Abdankung) außer Mailand, auch Neapel ſeinem Sohne Philipp II., der damals durch ſeine Gemahlin König von England war. Die wetteifernden Anſchläge Philipps und Heinrichs II. von Frankreich auf Piemont wurden im Frieden von Cambreſis (1559) aufgegeben, und Piemont ſeinem rechtmäßigen Herrn, Herzog Emanuel Filibert von Savoyen, dem wackern ſpaniſchen Feldherrn, zurückgegeben. Im Jahr 1597 ſtarb der ächte Mannsſtamm des Hauſes Eſte aus, worauf der Baſtard Cäſar von Eſte Modena und Reggio vom Reiche erhielt, Ferrara aber vom heiligen Stuhle, als eröffnetes Lehn, eingezogen wurde. In der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts hob ſich der Flor Italiens, ſo viel bei dem Verluſte des Welthandels möglich war, durch langen Frieden, der noch mehr geſichert wurde, als in dem Vertrage von Lyon Heinrich IV. von Frankreich auch Saluzzo, die letzte franzöſiſche Beſitzung in Italien, an Savoyen vertauſchte, und der glücklich fortdauerte, bis zum Erbfolgeſtreit über Mantua und Montferrat, nach Ausſterben der Gonzaga (1627), wodurch des dreißigjährigen Krieges Noth auch über Italien kam. Unglück in Deutſchland nöthigte Ferdinand II., beide Länder (1631) Frankreichs Schützling, Carl von Nevers, zu Lehn zu reichen, deſſen Geſchlecht bis zum ſpaniſchen Erbfolgekriege in deren Beſitz blieb. Zugleich erlangte Richelieus Schlauheit im Frieden von Chieraſco (1631) Pignarol und Caſale, als feſte Stützpunkte zu neuen Einfällen in Italien; wiewohl er letzteres (1637) wieder aufgeben mußte. Durch den Abgang des Hauſes della Rovero, dem Julius II. das Herzogthum Urbino verliehen, fiel dieſes 1631 dem päpſtlichen Stuhle anheim. Der Friede Italiens wurde, außer einigen Unternehmungen Ludwigs XIV. auf Savoyen und Piemont (von Neapel ſ. d. Art.), in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts nicht geſtört, und ſchien durch den Turiner Neutralitätsvertrag (1696) auf lange geſichert zu ſeyn; als der ſpaniſche Erbfolgekrieg ausbrach. Dieſer verwandelte in Italien vieles. Oeſtreich eroberte 1706 Mailand, Mantua und Montſerrat, behielt die erſtern beiden für ſich, und gab letzteres an Savoyen. Im utrechter Frieden (1714) bekam Oeſtreich noch Neapel, und Savoyen Sicilien; zur Gränze zwiſchen Frankreich und Italien wurde der Mont Genievre beſtimmt. Parma und Piacenza erhielt, als 1727 das Haus Farneſe ausſtarb, der ſpaniſche Infant Carl. Schon 1718 wurde Sicilien dem Herzog Victor Amadeus von Savoyen durch Spanien, und dieſem wieder durch Oeſtreich entriſſen. In dem polniſchen Thronfolgekriege von 1733 eroberte Carl Emanuel von Savoyen, mit Frankreich und Spanien ver-

bunden, Mailand, und behielt davon im wiener Frieden (1738) Novara und Tortona, ſo wie er, für Sicilien, Sardinien bekam, und von nun an König von Sardinien hieß (ſ. d. Art. Sardinien). Der Infant Carl von Spanien ward König beider Sicilien, und trat dafür Parma und Piacenza an Oeſtreich ab. Auch die Mediceer zu Florenz, ſeit 1575 Großherzoge von Toscana betitelt, ſtarben 1737 aus. Franz Stephan, Herzog von Lothringen, erhielt nun, nach der Vorherbeſtimmung des wiener Friedens, Toscana, und machte, als er 1745 Kaiſer wurde, daraus eine Secundogenitur des öſtreichiſch-lothringiſchen Hauſes. Im öſtreichiſchen Erbfolgekriege eroberten die Spanier Mailand (1745), wurden aber durch Carl Emanuel wieder daraus vertrieben, welchem Maria Thereſia zum Dank einige mailändiſche Landſchaften, nämlich Vigevanaſco und Bobbio ganz, und Anghiora und Paveſe zum Theil, abtrat. Maſſa und Carrara fielen 1743 durch Erbgangsrecht an Modena. Parma und Piacenza eroberte der ſpaniſche Infant Don Philipp für ſich, verlor es zwar wieder, erhielt es aber als erbliches Herzogthum im aachner Frieden (1748) zurück. So theilten im 18ten Jahrhundert die Häuſer Lothringen, Bourbon und Savoyen ganz Italien, bis auf den Kirchenſtaat und die Republiken, welche, als Greiſe, ſo ſich ſelbſt überlebt, dem Treiben der neuen Zeit, in die ſie nicht mehr paßten, thatenlos und kraftlos zuſchauten. Eine 40jährige Stille ging dem fürchterlichen Ungewitter vorher, das die Unſicherheit ihres Beſtandes durch ihren Sturz beweiſen ſollte.

Achte Periode. Von der franzöſiſchen Revolution bis auf die neueſte Zeit. Im September 1792 drangen die revolutionären franzöſiſchen Truppen zuerſt in Savoyen ein und errichteten da Freiheitsbäume. Durch die Piemonteſer und Oeſtreicher 1793 auf einige Zeit daraus vertrieben, behaupteten ſie es doch am Ende des Jahrs. Der Nationalconvent hatte ſchon im Febr. 1793 auch Neapel den Krieg erklärt. 1794 im April rückten die Franzoſen im Piemonteſiſchen und Genneſiſchen vor, wurden aber im Juli 1795 von den Oeſtreichern, Sardiniern und Neapolitanern aus Italien vertrieben. Allein im J. 1796 erhielt Napoleon Bonaparte das Commando der franzöſiſchen Armee in Italien. Er drang ſo plötzlich als unaufhaltſam vor, zwang den König von Sardinien zum Frieden, worin er Nizza und Savoyen an Frankreich abtreten mußte, eroberte die ganze öſtreichiſche Lombardey bis auf Mantua und die Citadelle von Mailand, brandſchatzte den Herzog von Parma und den Papſt, und jagte dem König von Neapel ſolche Furcht ein, daß er um Frieden bat. Nachdem im folgenden Jahre auch Mantua gefallen, errichtete Bonaparte aus Mailand, Mantua, dem Theile von Parma dieſſeits des Po, und Modena eine neue Republik, die cisalpiniſche genannt; die, wie die franzöſiſche, ein Directorium von fünf Männern und zwei geſetzgebende Räthe bekam. Auch den Papſt überzog man mit Krieg und vereinigte Bologna mit der cisalpiniſchen Republik durch einen Frieden, den das Oberhaupt der Kirche nicht halten konnte. Da rückten die Franzoſen nach Rom vor, ſtürzten das geiſtliche Regiment, und errichteten eine römiſche Republik. In Genua zettelte der ränkevolle Bonaparte eine Revolution an, wodurch die Ariſtokratie vernichtet, und eine demokratiſche Republik, nach dem Modell der franzöſiſchen und unter dem Namen der liguriſchen, errichtet wurde. Die Franzoſen waren indeß durch das venetianiſche Gebiet in Oeſtreich eingedrungen; da nun die Venetianer mit den tapfern Tyrolern, die die Franzoſen aus ihren Alpen jagten, zu Behauptung der

Neutralität ihres Gebiets gemeinſchaftliche Sache machten, benutzte Bonaparte dieſen Vorwand, dieſen ehrwürdigen uralten Freiſtaat zu vernichten. Er beſetzte ohne Schwertſtreich Venedig und gab der Republik eine demokratiſche Form; aber im Frieden zu Campo Formio (7. Okt. 1797) ward das venetianiſche Gebiet bis an die Etſch an Oeſtreich überlaſſen, der Ueberreſt mit der cisalpiniſchen Republik vereinigt. Der König von Sardinien ſchloß mit Frankreich am 25. Okt. einen Allianz- und Subſidientraktat; aber im folgenden Jahre (1798) fand das Direktorium für gut, ihn von neuem anzufallen, von Land und Leuten zu jagen und durch eine förmliche Verzichtsurkunde zur Abtretung Piemonts zu nöthigen. Neapel hatte ebenfalls einen Freundſchaftsvertrag mit Frankreich geſchloſſen, aber da es 1798 mit England ein Bündniß eingieng, dem auch Toscana beitrat, ſo eroberten im Jan. 1799 die Franzoſen Neapel, und errichteten da die parthenopeiſche Republik. Der Großherzog von Toscana mußte nach Wien flüchten, und ſein Land wurde, wie Piemont, von den Franzoſen militäriſch adminiſtrirt. Als nach Zerſchlagung des raſtatter Congreſſes Oeſtreich und das Reich, unter ruſſiſcher Unterſtützung, den Krieg gegen die Franzoſen erneuerten, wurden dieſe von den Engländern, Ruſſen und Türken wieder aus Neapel und Rom vertrieben und der König und der Papſt kehrten in ihre Hauptſtädte zurück. In der Lombardey wurden die Franzoſen von den Oeſtreichern unter Kray und Melas und den Ruſſen unter Suwarow in ſechs Hauptſchlachten beſiegt, und verloren alle Feſtungen wieder, bis auf das einzige Genua, wo Maſſena eine harte Belagerung aushielt, während ſeine Landsleute ganz Italien räumen mußten. Aber indeß war Bonaparte von ſeinem ägyptiſchen Zuge zurückgekehrt, hatte die Direktorialregierung geſtürzt und ſich zum erſten Conſul aufgeworfen. Er flog mit einem neuen Heer nach Italien, ſchlug die von den Ruſſen verlaſſenen Oeſtreicher bei Marengo, und zwang ſie zu einer Kapitulation, wodurch ihm alle verlorenen italiäniſchen Feſtungen wieder eingeräumt wurden. Im lüneviller Frieden (9. Febr. 1801) ward der Beſitz Venedigs für Oeſtreich beſtätigt, welches den Herzog von Modena durch Abtretung des Breisgaus entſchädigen ſollte, dieſe Abtretung aber nicht vollzog. Der Herzog von Parma bekam Toscana, und nachher von Bonaparte den Titel: König von Etrurien. Die cisalpiniſche und liguriſche Republik wurde von Oeſtreich und Frankreich garantirt und mit letzterer die eingeſchloſſenen Reichslehen vereinigt. Nun ward auch der König von Neapel, der den Kirchenſtaat hatte beſetzen laſſen, zum Frieden zu Florenz (28. März) genöthigt. Durch ruſſiſche Vermittlung kam er mit Abtretung von Piombino des Stato dei Preſidi und ſeiner Hälfte der Inſel Elba, ſo wie mit dem Verſprechen, ſeine Häfen den Engländern zu ſperren, durch. Die andre Hälfte von Elba hatte Toscana bereits an Frankreich abgetreten. Die ganze Inſel aber wurde von den Engländern und Corſen, nebſt den bewaffneten Einwohnern, hartnäckig vertheidigt, und erſt im Herbſt geräumt. Den Präſidienſtaat trat Frankreich am 9. Sept. an Etrurien ab. Starke franz. Truppenabtheilungen blieben ſowohl in Neapel als in Toscana ſtehen und ihr Unterhalt koſtete ungeheure Summen. Den Republiken Genua und Lucca gab der erſte Conſul noch 1801 neue Conſtitutionen. Aber im Jan. 1802 erfolgte die Umſchmelzung der cisalpiniſchen in eine italiäniſche Republik, nach dem Muſter der neuen franzöſiſchen Verfaſſung, und Bonaparte ward Präſident derſelben. Zum Vicepräſidenten ernannte er den Bürger Melzi d'Erile. Bedeutende Unruhen in vie-

len Departements folgten auf dieſen Streich, wurden aber von den franzöſiſchen Waffen bald unterdrückt. Auch Genua erhielt abermals eine neue Conſtitution und den Girolamo Durazzo zum Doge. Piemont aber ward durch einen conſulariſchen Beſchluß vom 11. Sept. 1802 definitiv mit Frankreich vereinigt. Nachdem Bonaparte in den Jahren 1803 und 1804 Italien aufs willkührlichſte und drückendſte benutzt hatte, ermuthigte ihn endlich die Lethargie der europäiſchen Mächte; am 17. März 1805 zu ſeiner neuen Kaiſerkrone auch die italiäniſche Königskrone hinzuzufügen, doch verſprach er ausdrücklich, das neue Reich nie mit Frankreich zu vereinigen, ja ſogar, ihm bald einen eignen König zu geben. Die abermalige neue Conſtitution glich der des franzöſiſchen Kaiſerreichs. Napoleon ſtiftete den Orden der eiſernen Krone, und ernannte, nachdem er ſich am 26. Mai zu Mailand feierlich die Krone aufgeſetzt, ſeinen Stiefſohn, Eugen Beauharnois, zum Vicekönig von Italien, den er mit vielem äußern Glanz umgab, ohne ihm wahre Macht einzuräumen. Drückender, als dieſe neue Regierung, war nie eine für Italien geweſen, denn im Frieden betrug das Staatsbedürfniß 100 Mill. Franken, die von nicht ganz 4 Millionen Menſchen aufzubringen waren, und wovon ein Drittheil für franzöſiſches Intereſſe verwendet wurde. Keine europäiſche Macht erkannte übrigens das italiäniſche Königthum Napoleons ausdrücklich an. Der Kaiſer, in ſeinen willkührlichen Verfügungen gegen den Geiſt des lüneviller Friedens fortfahrend, gab ſeiner Schweſter Eliſa das Fürſtenthum Piombino und ihrem Gemahl, Pasquale Bacciochi, die Republik Lucca als Fürſtenthum, beides aber als franzöſiſche Lehne und ließ den liguriſchen Senat ſelbſt am 25. Mai die Vereinigung Genua's und der Rivieren mit Frankreich proclamiren. Es wurden die drei Departements, Genua, Montenotte und Appennin daraus gemacht. Eben ſo wurden Parma, Piacenza und Guaſtalla am 21. Juli definitiv dem franzöſiſchen Reiche einverleibt. Den Papſt erhielt noch in ſeinem Eigenthume die Bereitwilligkeit, das Schauſpiel der Kaiſerkrönung durch ſeine Gegenwart zu verherrlichen. Endlich erhob ſich Oeſtreich aus dem Schlafe der Ohnmacht, ſo ungeſcheuter Willkühr Einhalt zu thun. Aber Frankreich war ihm indeß zu mächtig geworden; auf redliche, aber auch in Italien, wo ſie noch am glücklichſten waren, durch das Unglück bei Ulm und Auſterlitz vereitelte Anſtrengungen folgte bald der Friede zu Preßburg (26. Dec. 1805) der die Gründung der franzöſiſchen Allgewalt auch in Italien vollendete. Das öſtreichiſche Venedig nebſt Iſtrien und Dalmatien ward mit dem Königreich Italien vereinigt, dieſes, und alle franzöſiſchen Einrichtungen in Italien anerkannt. Das Königreich hatte nun einen Flächeninhalt von 1,672 Quadratmeilen und 5,657,000 Einwohner. Neapel, das die gelandeten ruſſiſchen und engliſchen Hülfstruppen nach der Schlacht von Auſterlitz geräumt, traf nun im Anfang des Jahrs 1806 ſein endliches Schickſal. Der Anſtalten der Königin zu einem allgemeinen Aufſtande ungeachtet, drangen die Franzoſen ins Reich ein, beſetzten am 14. Febr. Neapel, und die Bourbons waren auch von dieſem Thron vertrieben. Napoleon erſetzte dieſe Dynaſtie durch die ſeinige, indem er am 31. März durch ein bloßes Machtwort ſeinen ältern Bruder Joſeph zum König von Neapel ernannte. Vergeblich vertheidigte der tapfere Prinz von Heſſen Philippsthal die Feſtung Gaeta ſtandhaft; vergeblich erhob ſich in Calabrien ein Aufſtand, den die Engländer kräftig unterſtützten. Dieſe ſchlugen zwar unter General Stuart

die Franzoſen bei Meida am 4. Juli, und eroberten mehrere feſte Plätze an der Küſte; aber als Gaeta am 18. Juli gefallen war, und Maſſena wieder nach Calabrien vordrang, ſchifften ſie ſich wieder ein und überließen das Reich den Franzoſen. Der neapolitaniſche Hof mußte froh ſeyn, daß das von den Engländern beherrſchte Meer ihm wenigſtens Sicilien, wohin er ſich geflüchtet, ſicherte. Doch ließ er im folgenden Jahre (1807) eine neue Landung in Calabrien unter dem Prinzen von Philippsthal verſuchen, die aber mißglückte. Im Jahr 1808 wurde auch die Witwe des Königs von Etrurien, die ſeit dem Tode ihres Gemahls für ihren unmündigen Sohn die Regentſchaft führte, ihres Reichs entſetzt, dieſes, unter Anführung politiſcher Gründe, aber nicht Eines rechtlichen, mit Frankreich vereinigt, und in die Departements des Arno, des Ombrone, und des mittelländiſchen Meers getheilt. Auch ernannte Napoleon ſeinen Vetter, den Prinzen Borgheſe zum Generalgouverneur der Departements jenſeit der Alpen, dieſer nahm ſeinen Sitz zu Turin. Da indeß Napoleons Wink den Bruder vom neapolitaniſchen Thron auf den ſpaniſchen verpflanzt hatte, beſetzte er jenen wieder mit Joachim Mürat, bisherigem Großherzog von Berg, der den 6ten Sept. 1808 in Neapel einzog. Im folgenden Jahre 1809 ſtellte der Kaiſer, des Schaffens und Umſchaffens nicht müde werdend, das Großherzogthum Toscana wieder her, und gab es, doch nur als eine Statthalterſchaft, ſeiner Schweſter Eliſe von Piombino. In demſelben Jahre machte Oeſtreich mit beiſpielloſen Anſtrengungen einen neuen Verſuch, durch einen verzweifelten Kampf die Uebermacht und den Uebermuth Frankreichs zu brechen. Die Oeſtreicher waren zwar in Italien anfangs glücklich; aber das Kriegsglück trug Napoleon wieder pfeilſchnell nach Wien, und von hier aus proclamirte er am 17ten Mai höhnend die Vernichtung der weltlichen Herrſchaft der Päpſte und die Vereinigung des Kirchenſtaats mit Frankreich. Rom ward kaiſerliche freie Stadt, und dem Papſte 2 Mill. Franken Jahrgeld bewilligt. Nach dem Wiener Frieden, durch den Napoleon die ſogenannten illyriſchen Provinzen erwarb, ward Iſtrien und Dalmatien vom Königreich Italien abgeriſſen und zu jenen geſchlagen. Dagegen trat Baiern von Tyrol den Etſchkreis, einen Theil des Eiſackkreiſes und das Landgericht Klauſen an Italien ab. Unerſchütterlich ſchien nun des franzöſiſchen Kaiſers Macht in Italien, wie in ganz Europa, befeſtigt. Während das italiäniſche Volk franzöſiſche Heere ernähren, ſeine eignen in den fernen Eroberungskriegen Napoleons aufopfern, und beim gänzlichen Ruin des Handels und Gewerbes drückende Abgaben aufbringen mußte, waren alle Zeitungen voll Lobpreiſungen der Anſtalten zu Belebung der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe in Italien. Man duldete ſchweigend und hoffnungslos, bis der unerſättliche Weltbezwinger in ſeinen eignen ungeheuern Unternehmungen unterging. Die militäriſchen Reſultate, welche 1813 und 1814 in Deutſchland und Frankreich bewirkt wurden, führten auch die Eroberung von Italien durch die Alliirten herbei, an welche letztere am Ende auch noch der König Joachim von Neapel ſich angeſchloſſen hatte. Der Pariſer Friede und die darauf folgenden Verhandlungen änderten dann die ganze politiſche Geſtalt des Landes. Oeſtreich erhielt alles wieder, was es im Preßburger Frieden verloren hatte, vereinigte noch die Herzogthümer Mailand und Mantua damit, und errichtete das lombardiſch-venetianiſche Königreich. Der Papſt und der Großherzog von Toscana wurden gänzlich reſtituirt; Modena und Maſſa fielen an ihre alten Regentenhäuſer;

Parma wurde der Kaiſerin Marie Luiſe gegeben; Lucca der ehemaligen Königin von Iturien angewieſen. Auch der König von Sardinien erhielt das Verlorne wieder, anſehnlich vergrößert durch das Gebiet von Genua. Indem dieſe Republik ſich unterdrückt ſah, behauptete St. Marino ihre Selbſtſtändigkeit. Corſika blieb bei Frankreich; Malta aber theilten ſich die Engländer zu. Nur dem Könige beider Sicilien ward das Glück der Reſtitution nicht zu Theil; Joachim behauptete ſich auf dem Throne von Neapel. Als er aber im Jahr 1815 die Parthei Napoleons von neuem ergriff, ward er von dem ſiegendem Heere der Oeſterreicher vom Throne geſtürzt, und auch hier der alte Beſitzſtand hergeſtellt. H. L.

Italiäniſche oder künſtliche Blumen kamen zuerſt aus Siena in Italien. Seguin in Paris war der erſte, welche dergleichen aus Mark vom Hollunderbaume und von gefärbten Silberplättchen verfertigt hat.

Italiäniſche oder doppelte Buchhaltung iſt die Wiſſenſchaft der Rechnungsführer und Kaufleute, alle ihre Einnahmen und Ausgaben, es ſey an Geld oder Waaren, durch die Führung der Bücher in doppelten Poſten in einer ſolchen guten Ordnung zu halten, daß ſie, ſo oft es nöthig iſt, ſich und andere ſchnell genaue und richtige Rechenſchaft davon ablegen können. Sie lehrt alle gemachten Dispoſitionen in eine ſolche Verbindung ſetzen, daß der ganze Zuſtand einer Handlung, ſie ſey auch von einem ſo ausgebreiteten Umfange, wie ſie wolle, zu jeder willkührlichen Stunde eingeſehen und beurtheilt werden kann. Das Buchhalten überhaupt, oder die Wiſſenſchaft Rechnungs- und Handlungsbücher zu führen, iſt ſo alt wie der Handel, und zerfällt in das einfache und doppelte Buchhalten. Das einfache Buchhalten iſt vom älteſten Urſprunge, und ſchon die Phönicier führten darnach ihre Rechnungen. Von dieſen kam die einfache Buchhaltung in der Folge zu den Griechen und Römern, von welchen es das übrige Europa erlernte. Bei Handlungen von geringem Umfange iſt ſie noch jetzt gebräuchlich. Denn bei derſelben führt der Kaufmann nur zwei Bücher, als: ein Journal, in welches er täglich alles hinter einander einträgt, was man ihm, oder was er andern für verkaufte, oder für erkaufte Waaren ſchuldig iſt, und was hiervon von Zeit zu Zeit bezahlt wird. Aus dieſem Journale trägt er bei gelegener Zeit alles in das zweite, oder Hauptbuch, unter die daſelbſt für jede mit ihm in Verkehr oder Geſchäften ſtehenden Konti ein. Was man ihm ſchuldig iſt, oder was er bezahlt hat, wird den Parteien in Debet geſetzt, was hingegen ihm bezahlt wird, oder was er ſchuldig iſt, wird den Parteien in Kredit geſchrieben. Wenn alſo der Handelsmann das Debet und Kredit zuſammenrechnet, und mit einander vergleicht, ſo kann er bald finden, was er andern ſchuldig iſt, oder von ihnen einzunehmen hat. Es iſt aber dieſe Buchhaltung deswegen unvollkommen, weil nicht jede Ausgabe und Einnahme, ſondern nur diejenige ins Buch eingetragen wird, bei welcher es auf eine Abrechnung mit andern ankommt. Weit vollkommener iſt daher die doppelte Buchhaltung, welche die Italiäner höchſt wahrſcheinlich ſchon im 12ten Jahrhunderte, bald nach Einführung der Bank zu Venedig, erfunden haben, obgleich die Schrift des erſten Schriftſtellers von der doppelten Buchhaltung, des Italiäner Lucas Paccioli, nicht früher als 1494 zu Venedig gedruckt worden iſt. In England gab der Schulmeiſter Hugh-Oldeastle 1543, und in Deutſchland der nürnberger

Bürger

Bürger **Johann Gottlieb** 1531 die **erſte Schrift** von der doppelten Buchhaltung heraus. Sie erfordert vorzüglich nachſtehende acht **Handlungsbücher**, nämlich 1) das **Memorial**; 2) **Caſſa**; 3) **Journal**; 4) **Haupt**; 5) **Monatliche Balance**; 6) **Waaren-Calculations**; 7) **Waaren-Scontro**; und 8) **Banco-Scontro-Buch**. Der Grund von der doppelten Buchhaltung iſt die richtige Kenntniß des wahren Sinnes der beiden Wörter **Kredit** und **Debet**. Aller Empfang iſt **Debet** und alle Ausgabe iſt **Kredit**. Aller Verluſt iſt Debet, und aller Gewinn Kredit. Beide Wörter braucht der Kaufmann ſowohl in Rückſicht wirklicher Perſonen, als auch in Rückſicht der Rechnung immer mit Beziehung auf Sachen und Perſonen. Mit einem Worte, alles was er kauft, empfängt oder in Verwahrung nimmt, wird Debet, wie derjenige, dem er etwas bezahlt; da hingegen alles, was er verkauft, ausliefert, oder aus ſeiner Verwahrung giebt, unter das Kredit kommt, wie derjenige, welcher ihm etwas bezahlt oder borgt. Zur doppelten Buchhaltung iſt endlich ein richtiges Inventarium (ſ. d. Art.) nothwendig, welches auf der einen Seite in den vorhandenen gangbaren Geldern, beweglichen und unbeweglichen Gütern, Waaren und Activſchulden, auf der andern Seite aber in Paſſivſchulden beſteht, und durch Vergleichung beider Summen dem Eigenthümer das Kapital ſeines ganzen Vermögens ausweiſet.

X.

Italiäniſche, deutſche und franzöſiſche Muſik. Italiäniſche Muſik wird vorzugsweiſe diejenige genannt, welche nicht ſowohl in Italien und von italiäniſchen Künſtlern, als vielmehr in der Setzart dieſer letzten componirt iſt. Daraus geht nun hervor, daß es nicht allein eine individuelle, ſubjective Weiſe, muſikaliſche Produktionen hervorzubringen, giebt; ſondern daß auch, dem innerſten Weſen der Sache nach, ein allgemeiner, objectiver Unterſchied in der muſikaliſchen Setzkunſt vorhanden iſt, und daß dieſer ſich nach der verſchiedenen poetiſch-romantiſchen Bildung der drei europäiſchen Hauptnationen, der Deutſchen, Italiäner und Franzoſen, ausgebildet hat. Ohne unterſuchen zu wollen, worin die eigentliche Natur der Muſik bei den Griechen und Römern beſtanden habe, müſſen wir hier nur ſo viel anmerken, daß jene Muſik der Griechen, oder dasjenige, was man bei ihnen mit dieſem Namen benennt, durchaus ein, ſowohl in ſeiner innern Urſache, als in ſeiner äußern Wirkung, von der heutigen Muſik ganz verſchiedenes Erzeugniß geweſen iſt. Da die innere Natur der Muſik durchaus romantiſch iſt, das heißt, da ſie aus einem unbekannten, von allen Verſtandesbegriffen entblößten Sehnen hervorgeht; ſo konnten die Griechen, die durchaus nicht romantiſch, ſondern im Gegentheile ſtreng poetiſch waren, eben weil ſie keine Sehnſucht nach einem Genuſſe kannten, ſondern vielmehr im eigentlichen Beſitze dieſes Genuſſes ſelbſt waren, ſo konnten die Griechen, ſagen wir, aus dieſem Grunde auch keine eigentliche Muſik in unſerm Sinne des Worts beſitzen: die Muſik (ſ. d. Art.) mußte und konnte alſo nur allein ein Erzeugniß der neuern romantiſchen Bildung ſeyn. Dieſe romantiſche Bildung entſprang zuerſt in Italien, und alſo mußte auch Italien die erſte Wiege der Muſik werden. Von hier aus verbreitete ſie ſich nach Deutſchland, und zugleich auch nach Frankreich, wo ſie ſich jedoch in beiden Ländern, beſonders in Frankreich, obgleich eines und eben deſſelben Urſprungs, durchaus ganz verſchiedenartig gebildet hat. In Italien reines, unmittelbares Erzeugniß der Sehnſucht nach einem das ganze Weſen des Menſchen erfüllenden, ihm ſtets unbekannt vorſchwebenden Gegenſtande, mußte ſie ſich natürlich, gleichſam noch in Unſchuld und Kindheit befangen, einfach und ſchmucklos geſtal-

ten; ſo finden wir ſie auch dort wirklich: die einfachſte, natürlichſte, des Herzens Sehnſucht in ſeinen innerſten Tiefen erregende Melodie, welche gerade nur ſo viel von Harmonie unterſtützt iſt, als jegliche Melodie zu einer ihr nothwendigen Grundlage von Nöthen hat. Dies war die italiäniſche Muſik bei ihrer erſten Entſtehung, und dies iſt ſie auch, wenn wir nicht nach der Quantität, ſondern nach der Qualität der Noten urtheilen, mit einer ſehr geringen Veränderung und Umgeſtaltung, noch in dieſem Augenblicke. Denn einfache, höchſt ſchmeichelnde Melodie, ungeſucht, und ſo natürlich als möglich ausgeführt, iſt noch immer der Charakter der italiäniſchen Muſik, trotz des Einfluſſes, den der deutſche und franzöſiſche Styl, obwohl in bewundernswürdig geringem Maaße, auf dieſelbe gehabt hat. Wer, der nur einigermaßen eine Kenntniß der italiäniſchen, deutſchen und franzöſiſchen Setzkunſt hat, ſollte es ſich nicht zutrauen, unter tauſend italiäniſchen Muſikſtücken auch ein einziges, von einem Deutſchen oder Franzoſen componirtes Stück herauszufinden? So ſehr iſt der Charakter der italiäniſchen, deutſchen, beſonders aber der franzöſiſchen Muſik, von einander verſchieden! Die italiäniſche Muſik muß aber ſchon deshalb unſere höchſte Bewunderung auf ſich ziehen, weil ſie ſich, wie ſchon oben erwähnt worden iſt, von allem Einfluſſe des Auslandes möglichſt zu bewahren gewußt, und dadurch in ſich ſelbſt eine Feſtigkeit, eine Conſequenz bewahrt hat, die in dem Maaße keiner Erfindung des menſchlichen Geiſtes zu Theile geworden iſt. Wenn wir nun von dem ſtreng unveränderlichen Charakter der italiäniſchen Muſik geredet haben, ſo kann es freilich nicht unſere Abſicht ſeyn, zu behaupten, daß die Natur derſelben noch bis auf den heutigen Tag in jeder äußern mechaniſchen Einzelnheit dieſelbe ſey, wie zur Zeit ihrer gänzlichen Ausbildung zur Kunſt: in ihrer quantitativen Natur hat ſie ſich freilich verändern müſſen, ob auch dies gleich nicht in dem Maaße geſchehen iſt, wie es wohl bei andern Erfindungen des Genies der Fall zu ſeyn pflegt; aber das behaupten wir mit Ernſt, das quantitative Weſen der italiäniſchen Muſik iſt noch ſtets daſſelbe, was es vor anderthalbhundert Jahren war. Aus dieſem ſtets ſich gleichbleibenden, unveränderlichen Charakter der italiäniſchen Muſik ſollte man faſt geneigt ſeyn zu ſchließen, daß die Art des Satzes, welche wir in ihr vorherrſchend finden, eigentlich den wahrſten und die Natur am angemeſſenſten bezweckenden Charakter der Muſik aufſtelle, und daß jede Abweichung von demſelben nur den Nachtheil dieſer Kunſt zur Folge haben könne. Nichts deſtoweniger hat die deutſche Muſik in den letzten dreißig Jahren eine faſt gänzlich neue, und von dem Style der italiäniſchen Muſik durchaus abweichende Bahn gebrochen. Wenn die Setzkunſt der Italiäner in ihrem Streben nach bloßer Melodie noch nicht eigentlich romantiſch zu ſeyn, ſondern ſich vielmehr nur als Uebergang von der reinen Poeſie der Alten zu der Romantik der Neuern einſeitig zu geſtalten ſchien; ſo iſt es daher der deutſchen Muſik vorbehalten geweſen, in dem tauſendfältigen wunderbaren Spiele der Harmonie, verbunden mit der Melodie, den romantiſchen Charakter auf das vollkommenſte zu entwickeln und auszubilden. Es ſcheint überhaupt, daß die Romantik, jemehr ſie ſich dem Norden nähert, ſich auch immer vollkommener zu geſtalten ſtrebe: davon zeugt der Charakter der nordiſchen Poeſie, im Gegenſatze mit der Poeſie des ſüdlichen Europa. Die deutſche Muſik ſteht daher auf dem Punkte, ſich, da ſchon an und für ſich ſelbſt nichts in der Natur romantiſches iſt, als eben Muſik, zum vollkommenſten Erzeugniſſe der romantiſchen Kunſt auszubilden: wir dürfen hier nur Mozarts Werke, beſonders die eigentlich romantiſchen, nennen, welche, dünkt uns, Vorbilder für alle jetzige und folgende Muſik ſind.

Wenn man endlich durchaus geneigt ſeyn ſollte, den eigentlichen Unterſchied, ſo wie wir ihn zwiſchen der jetzigen italiäniſchen und deutſchen Muſik finden, nicht blos mit dem Gefühle zu ahnen, ſondern auch mit dem Verſtande zu verſtehen, ſo könnte jener Unterſchied etwa ſo dargethan werden, daß die italiäniſche Muſik nur formell, die deutſche hingegen formell und materiell zugleich romantiſch ſey. Um überhaupt den Unterſchied zwiſchen der italiäniſchen und deutſchen Muſik auch ſelbſt dem Unkundigen verſtändlich zu machen, dürfen wir ihn nur einladen, Mozarts Don Juan und Paeſiellos Müllerin neben einander zu ſtellen, und das, was er in jenem Grell-Verſchiedenes von der Muſik dieſer findet, für das Eigentlich-Romantiſche zu nehmen. Es iſt unmöglich, daß auf dieſem Wege nicht auch dem Unerfahrenſten ein Aufſchluß über den Unterſchied zwiſchen dem deutſchen und italiäniſchen Style in der Muſik werden ſollte. Wenn nun, wie wir geſehen haben, dieſe beiden Arten Muſik nur in der Quantität und in der Form, nicht aber in der Qualität und Materie von einander verſchieden ſind, wenn demnach zwiſchen beiden noch immer eine gemeinſchaftliche Beziehung Statt findet, welche in der Gleichheit ihrer innern Natur und ihrer erſten weſentlichen Entſtehung begründet iſt, ſo macht dagegen die franzöſiſche Muſik, von der wir jetzt reden wollen, in ſo fern dieſe nämlich ein nationelles, keinem fremden Volke nachgebildetes Erzeugniß iſt, eine ganz eigne, von der italiäniſchen und deutſchen Muſik gänzlich verſchiedene Gattung aus. Um dieſe in und durch ſich ſelbſt vollkommen darthun zu können, iſt es nöthig, hier von dem Unterſchiede, welcher zwiſchen der franzöſiſchen und übrigen europäiſchen poetiſchen Bildung vorhanden iſt, wenigſtens im Allgemeinen zu handeln. Wenn ſowohl in der phyſiſchen, wie in der moraliſchen Natur, Freiheit die erſte und unerläßlichſte Bedingung iſt, unter welcher jegliche Kraft des Menſchen ſich einzig und allein in ihrem ganzen Umfange zu äußern vermag (der gefeſſelte Fuß iſt zum Gehen, alſo der gefeſſelte Geiſt zum Schaffen untauglich); ſo ergiebt ſich daraus, daß die bürgerliche Freiheit, welche, gleich der phyſiſchen, ſtets die moraliſche bedingt, und welche bei den Griechen in ihrer gänzlichen Vollkommenheit vorhanden war, auch dieſe, nämlich die moraliſche Freiheit, in den Stand geſetzt haben müſſe, die eigentlichſten und größten Geiſteswerke der alten Welt hervorzubringen. Und dies iſt denn auch in der That der Fall geweſen. Die bürgerliche Freiheit der Griechen ward nun aber auch durch eine religiöſe Freiheit mächtig unterſtützt: denn religiös frei waren die Griechen, in ſo fern nämlich eine gegebene, poſitive Religion, welche das Daſeyn der Gottheit mit dem Verſtande als wirklich vorhanden kennt, und davon mit Gewißheit überzeugt iſt, alſo daſſelbe nicht blos mit dem Gefühle zu ahnen braucht, der geoffenbarten Religion, die, ſtatt zu wiſſen, nur glauben kann, geradezu entgegengeſetzt iſt. Die Griechen waren alſo in wirklichem, mit dem Verſtande begriffenem Beſitze ihrer, im Raume vorhandenen Götter, und ihre Poeſie alſo Erguß des Wohlgefallens an dieſem wirklichen Beſitze. Dies macht den Charakter ihrer Poeſie, der allenthalben etwas Reelles, Poſitives und wirklich Vorhandenes zur Erſcheinung bringt, alſo mit der bloßen Ahnung durch das Gefühl auch nicht das Allergeringſte gemein hat. Dieſe Ahnung der Gottheit, im Gegenſatze mit dem vollen Bewußtſeyn der Exiſtenz derſelben, macht nun aber den unterſcheidenden Charakter aus, welcher zwiſchen der Religion der Griechen und der Religion der Chriſten vorhanden iſt: jene war im wirklichen, von dem Verſtande begriffenen Beſitze der Gottheit, alſo poſitiv, dieſe hingegen, als geoffenbarte Religion, ahnet nur den Beſitz der Gottheit. Die Freude am wirk-

lichen Beſitze giebt alſo den Charakter der Religion, ſo wie den der Poeſie der Griechen, dahingegen die bloße Ahnung des Beſitzes der Gottheit die Grundlage der chriſtlichen Religion, ſo wie der chriſtlichen Poeſie macht. Und dieſe Poeſie nennen wir, im Gegenſatze mit der Poeſie der Griechen, die romantiſche. Daß dieſe romantiſche Poeſie, um ſich gehörig zu geſtalten und zu entwickeln, ebenfalls der Freiheit bedurfte, verſteht ſich von ſelbſt: das unermüdliche Streben der kleinern italiäniſchen und deutſchen Staaten, die ſich von keinem allgemeinen, alleingebietenden Oberhaupte Feſſeln anlegen laſſen wollten, war eben der mächtige Keim, aus welchem die romantiſche Poeſie der Italiäner und Deutſchen ſo lieblich und wunderbar entſproßte. Dieſes ewige Keimen und Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit giebt noch jetzt in dieſem Augenblicke den Charakter der deutſchen Reichsverfaſſung: oder iſt das fortwährende Ankämpfen der deutſchen Staaten gegen die Macht des gemeinſchaftlichen Oberhaupts derſelben etwas anders, als Ringen nach einer Unabhängigkeit? Wie ganz anders verhält es ſich dagegen mit der Verfaſſung Frankreichs, wo ſchon ſeit dem vierten Jahrhundert das monarchiſche Königthum begründet, und alſo kein eigentliches Streben nach Freiheit mehr vorhanden war. In Frankreich konnte und durfte alſo der mächtig emporſtrebende Geiſt, dem nun ſchon die Feſſeln der monarchiſchen Verfaſſung angelegt waren, nicht weiter nach Freiheit und Unabhängigkeit ſtreben; aber eben ſo wenig konnte er auch gänzlich unterdrückt werden. Daher entwickelte der Geiſt der Franzoſen, der das höchſte im Menſchen, nämlich die Freiheit, nicht mehr zu erſtreben vermogte, ſeine zerſplitterten Kräfte auf eine andere Weiſe: er bildete nämlich, ſtatt in ſeiner vollendeten Einheit die Freiheit zu erringen, in Einzelnheiten ſich erſchöpfend, das bürgerliche Leben aus. Daher die witzige Bildung des Franzoſen, die bisher wohl allgemein erkannt, aber, ſo viel wir wiſſen, niemals genügend erklärt worden iſt. Dieſe witzige Bildung der Franzoſen, die nie nach dem Ganzen, ſondern ſtets nach dem Einzelnen ſtrebt, macht daher auch den unterſcheidenden Charakter ihrer Poeſie und ihrer Muſik aus. Wenn die Muſik der Italiäner und Deutſchen darnach ſtrebt, mit ſteter Verzichtleiſtung der Darſtellung der einzelnen materiellen Theile, nur im Allgemeinen den Geiſt der jedesmal vorherrſchenden Empfindung wiederzugeben: ſo macht es ſich im Gegentheile die franzöſiſche Muſik, mit Uebergehung jeglichen Geſammt-Eindrucks, zum Vorwurfe, nur die proſaiſchen Einzelnheiten des darzuſtellenden Gegenſtandes zu mahlen und zur Anſchauung zu bringen. Dies iſt der unterſcheidende Charakter der urſprünglich franzöſiſchen National-Muſik der Franzoſen, in welcher Rameau und Lülly als vollendete Meiſter ſich ausgezeichnet haben. Ob es nun wohl nicht geleugnet werden mag, daß in den letzten Jahrzehnten die franzöſiſche Muſik durch den Einfluß der deutſchen und italiäniſchen eine bedeutende Veränderung erlitten habe; ſo wird dieſe Veränderung, die nicht von innen heraus, ſondern von außen hinein gewirkt hat, niemals und unter keiner Bedingung im Stande ſeyn, derſelben ihren eigentlichen National-Charakter zu nehmen, und ihr eine wahrhaft poetiſch-romantiſche Natur zu ertheilen. Das, was alſo bis jetzt die ältere franzöſiſche muſikaliſche Setzkunſt in ihren alten Werken aufzuweiſen gehabt hat, mag keine eigentliche Muſik, ſondern eine bloße muſikaliſche Deklamation genannt werden, bei der man nicht von innerer poetiſcher Nothwendigkeit, ſondern vom äußern Erforderniß einer ergötzenden Abwechſelung, als herrſchendem Geſetze, ausgegangen iſt; die neuern franzöſiſchen muſikaliſchen Werke hingegen haben für den Verluſt jenes ihnen eigenthümlichen National-Charakters, der doch we-

nigſtens die Nation ſelbſt vollkommen befriedigte, durch den Einfluß der italiäniſcheu und deutſchen Muſik durchaus nicht entſchädigt werden können, und gefallen, als eine zwitterartige Mittelgattung, die weder Frankreich, noch das Ausland befriedigt, nur demjenigen, der ſich einmal durch Vernunft-Raiſonnement zum Wohlgefallen an der neuern franzöſiſchen Muſik gewaltſam hinaufgeſteigert hat. Es ſollte uns überhaupt leicht werden, zu beweiſen, daß ſelbſt die Franzoſen an den Werken ihres Rameau und Lülly, die das, was ſie waren, ausſchließlich und vermiſcht zur Erſcheinung brachten, ein wahrers, natürlichers und ungetheilteres Intereſſe genommen haben, als an den ſämmtlichen Erzeugniſſen ihrer modernen Muſik, die eben, weil ſie weder franzöſiſch, noch italiäniſch, oder deutſch iſt, weder den Forderungen der Franzoſen, noch der Ausländer entſprechen kann. Daraus folgt aber auch eben ſo natürlich, daß es ein gänzlich unſtatthaftes und widerſprechendes Verlangen iſt, wenn man den Franzoſen zumuthet, daß ſie an den Werken deutſcher Muſik, die ihrer innern Geiſtesbildung durchaus nicht entſprechen kann, einen wirklichen Geſchmack finden ſollen. Es wird daher ſtets ein mißliches Unternehmen bleiben, für deutſche Muſik, und insbeſondere für Mozarts Werke, in Frankreich aufrichtige, wahre Theilnahme zu erregen. Man wird dort freilich, wie bisher auch der Fall geweſen iſt, ſich auf das redlichſte beſtreben, der deutſchen Muſik Geſchmack abzugewinnen, man wird derſelben nothgedrungen eine öffentliche Achtung darbringen wollen: aber innerlich kann und wird kein Franzoſe, jemehr er dies nämlich im eigentlichſten Sinne des Worts iſt, an deutſcher Muſik ſich wahrhaft ergötzen können, ſo wie überhaupt dem franzöſiſchen Volke nie der Sinn für eigentliche romantiſche Poeſie aufgehen wird. Ein anderes Verhältniß tritt freilich zwiſchen der deutſchen Nation und der franzöſiſchen Muſik ein; theils ſind die Deutſchen allgemeiner gebildet, und finden alſo auch an Einzelnheiten, da, wo dieſe, wie bei den Franzoſen, in ihrer Art vollkommen ausgebildet ſind, Vergnügen, theils iſt die Bildung unter dem großen Haufen der Deutſchen auch zur Zeit noch proſaiſcher, als eigentlich romantiſch, weswegen denn auch jene proſaiſch-witzigen Erzeugniſſe der franzöſiſchen Compoſition dem deutſchen Geſchmacke dann und wann noch inniger zuſagen, als es billig der Fall ſeyn ſollte. Pq.

Italiäniſche Sprache. Die Gränzen der italiäniſchen Sprache laſſen ſich nicht wohl mit Beſtimmtheit angeben. Im Norden wechſeln gegen die Schweiz, Tyrol und die übrigen Nachbarländer die Thäler und Gegenden wo deutſche, italiäniſche oder auch noch Dialecte der altromaniſchen Sprache vernommen werden, auf das mannichfaltigſte unter einander. Setzt doch das Meer keine beſtimmte Gränze. Bei der frühern Verbreitung der Italiäner auch über die nicht eigentlich italiäniſchen Inſeln des Mittelmeers über die Eilande und Küſten des nahen Griechenlands, wer mag es beſtimmen wo der letzte italiäniſche Laut einheimiſch erklinge? In das Unbeſtimmte verliert ſich ebenfalls die Entſtehung dieſer ſchönen Sprache. Die allgemein verbreitete Vorſtellung, als ſey ſie durch Vermiſchung des Lateiniſchen (des Lateiniſchen, wie wir ſolches aus den altrömiſchen Schriftſtellern kennen) mit den barbariſchen Sprachen zur Zeit der Völkerwanderung entſtanden, iſt unrichtig. Die römiſche Sprache, welche der Neuere aus Cicero und Horazius erlernt, war nur Schriftſprache, nicht Sprache des Volkes. Letztere mußte der Erfahrung und Natur der Sache nach, bald mehr bald weniger auffallend ſich von jener trennen. Bei jener war eine Vermiſchung mit den Dialecten der Barbaren nicht wohl denkbar, wovon als deutlicher Beweis angeſehen

werden mag, daß die altrömiſche Sprache in dem frühern Mittelalter noch lange vor Wiedererweckung der claſſiſchen Literatur, fortdauernd mit einer Reinheit geſchrieben ward, welche unter den gegebenen Umſtänden wahrhaft bewundernswürdig iſt. Als nun durch Einwanderung nördlicher Völkerſchaften die Sprache des Lebens gänzlich umgeſtaltet worden, da bildete ſich, bei ſteter Fortdauer der altrömiſchen Schriftſprache, jenen neuen Volksdialecten gegenüber auch eine neue Schriftſprache, doch langſam, weil Dichter und Gelehrte, von welchen die letzte ihre Bildung erhalten mußte, ſie zum Theil als barbariſchen Abfall von dem Lateiniſchen verachteten und verſchmähten. So iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. In keinem Bezirk Italiens findet ſich rein als Volksſprache jenes Idiom, deſſen melodiſcher Wohlklang uns in dem unbedeutendſten italiäniſchen Schriftſteller unwiderſtehlich mit fortzieht und ein Irrthum iſt es, wenn Ausländer glauben, Boccaccios Sprache werde in dem Munde toscaneſiſcher Bäuerinnen oder florentiniſcher Facchini's vernommen. Auch die toscaneſiſche und florentiniſche Sprechart entfernt ſich durch Eigenthümlichkeiten von dem reinen Schriftidiom, welches während der früheſten Jahrhunderte der ital. Literatur, wo dieſes in Neapel und Sicilien erblühte, bei Dichtern jener Länder reiner gefunden wird, als in den wenigen gleichzeitigen toscaneſiſchen Schriftſtellern. Nur der Zufälligkeit, daß die ſpätern großen Häupter italiäniſcher Poeſie und Proſa in Florenz geboren wurden, zum Theil auch den noch ſpäterern Ermächtigungen toscaneſiſcher Akademien, namentlich derjenigen della Crusca, verdankt es dieſer Dialect, daß, ungeachtet ſeine rauhen Kehllaute den übrigen Italiänern ein Aergerniß ſind, er doch vor allen Sprecharten ſeinen Antheil an der geſammten Schriftſprache den bedeutendſten nennen darf. Schon Dante, der Schöpfer der italiäniſchen Proſa und Poeſie, deſſen Werke reich an Eigenthümlichkeiten verſchiedener Mundarten ſind, behauptet im Tractate de vulgari eloquentia mit beſtimmter Deutlichkeit, daß es unzuläſſig ſey, einen Dialect zur Schriftſprache erheben zu wollen. Wenn Dante ferner in der lingua volgare (ſo nannte man die neuere, nach dem Einfall der Barbaren entſtandene, in den verſchiedenen Gegenden Italiens verſchiedene Sprechart) ein volgare illustre, cardinale, aulicum, curiale unterſcheidet, ſo beweiſet dies wohl deutlich, daß ſchon er die gegebene Anſicht hatte. Fernow (röm. Stud. B. 3. Nro. XI.) zählt 15 verſchiedene Hauptmundarten, unter denen die toscaneſiſche wieder auf 6 Untergattungen hat. Die Mundarten, in welchen ſich keine literäriſche Hervorbringung findet, ſind dabei noch unerwähnt. Denn unter jenen 25 Hauptmundarten, hat jede ein oder das andere Werk aufzuweiſen, das den Dialect, meiſtens blos um des Autors Liebe zu ſeiner Geburtsſtadt willen, der eigentlichen Schriftſprache vorzog. So viel ſchien in geographiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht im Allgemeinen über ital. Sprache zu ſagen zu ſeyn. Mehr in ihr inneres Weſen einzugehn, war bei den nothgedrungenen Gränzen dieſes Artikels nicht rathſam. Der Unkundige würde nicht genug, der Kundige immer zu wenig finden. Dm.

Italiäniſche Poeſie. Im 12ten bis hinein in das 13te Jahrhundert findet ſich in Italien blos fremde Poeſie (die Proſa bildete ſich ungleich ſpäter), die ritterliche Liebespoeſie der Provençalen und Troubadours. Dem damaligen Italiäner, und beſonders dem Lombarden verſtändlich durch ihre Nachbarſprache durchzogen dieſe wandernden Sänger Italien, und fanden, beſonders an den Hoflagern der lombardiſchen Großen die freundlichſte Aufnahme, bereitet durch gleiches Bedürfniß ſchöner und ergötzlicher Reime, welches die Völker des Südens gemein

haben, wäre es auch aus blos ſinnlichem Wohlgefallen am Geſange. Zum Beweis wie in jenen ritterlichen Zeiten die Troubadours als ſchönſte Zierden fürſtlicher Höfe erachtet wurden, dient das Beiſpiel Raimondo's Berlinghieri's, Grafen von Barcellona, welcher 1164 Friedrichen den Rothbart in Turin beſuchte, begleitet von einer Anzahl provençaliſcher Dichter. In ſeiner Sprache zu reimen und zu ſingen wagte kein Italiäner. Mäſtro Ferrari unter Azzo VIII. Herzog von Ferrara reimte in provençaliſcher Mundart. Scodello von Mantua reiste ſelbſt in die Provence, damit er ſich ſo leichter der dort einheimiſchen Sprech- und Liederweiſe bemächtigte. Allzunahe Nachbarſchaft der Provençalen mit den Lombarden ließ bei dieſen nicht leicht das Bedürfniß und die Luſt an einheimiſchen Liedern erwachen. Venedig, Genua, Florenz und die andern Freiſtaaten Italiens ermangelten bei bürgerlichen Partheifehden und Händeln des ritterlichen Sinnes, dem die provençaliſche Ritterpoeſie zuſagen mochte. Der Geiſt des Papſtthums hinderte gleichmäßig in ſeiner Nähe die Aufnahme der provençaliſchen und die Entwickelung der einheimiſchen Poeſie. „Nur bei den Sicilianern konnte ſich italiäniſche Poeſie entwickeln. Denn ſie, ein poetiſches Volk ſeit dem Alterthume, ſprachen einen Dialect der ſanft genug war um darin mit Anmuth zu dichten. Weder Gewinnſucht noch ſcholaſtiſche Fehden ſtumpften ihren Sinn für das Schöne ab. Nicht ſo leicht als den Lombarden war es ihnen, provençaliſche Sänger in ihre Mitte zu ziehen oder ſelbſt in jenes Land der Liebe und Dichtkunſt zu wallfahrten, aber es ſchallten genug der Lieder zu ihnen hinüber, welche ſie ermunterten in eigener Mundart ähnliche Verſuche zu wagen," um ſo mehr als ihnen ein Hof nahe war, reich an Muſtern ritterlicher und fürſtlicher Tugend. Friedrich II. ſeine Jugendjahre 1198—1212 in Palermo verlebend, krönte mit eigener Hand einen Dichter, und nicht nur von ſeinem Kanzler Petrus de Vineis, und Heinrichen von Sardinien, Friedrichs natürlichem Sohn, von dem nachherigen Kaiſer ſelbſt ſind noch die gefälligſten Reime vorhanden. Ein Wechſelgeſang des Ciullo oder Vincenzo d'Alcamo in Form und Charakter ganz der provençaliſchen Poeſie angehörig, iſt das älteſte Denkmal jener früheſten ſiciliſchen Periode, deren Spuren nach 1300 ſich verlieren, während mit dem bologneſer Guido Guinicelli † 1276 und andern ihm geiſtig und in der Zeit verwandten Dichtern die eigentlich ſogenannte altitaliäniſche Dichterſchule anhebt. Gleichzeitig verbot die Republik Bologna 1288 den Provençalen ſich auf öffentlichen Plätzen hören zu laſſen. Genannt zu werden verdienen noch: Guittone d'Arezzo; von ihm ein Buch Gedichte und 40 Briefe moraliſchen Inhalts, beſonders merkwürdig als der erſte bekannte Anfang italiäniſcher Proſa. Brunetto Latini (1220 in Florenz), Dantes Lehrer; von ihm der Teſoro, ein Inbegriff alles damals wiſſenswürdigſten. Der Florentiner Guido Cavalcanti und Dante von Majano. Die Formen der älteſten italiniſchen Poeſie, unſtreitig dem Arnaut Daniel und andern berühmten Provençalen nachgeahmt, ihre Ausbildung aber erſt von den ſpätern Meiſtern erwartend, ſind jedoch meiſtens dieſelben, worin ſich die jüngern Hervorbringungen der italiäniſchen Dichtkunſt bewegen, mannichfache Arten der Canzonen, Ballaten und Seſtinen; unſere Literatoren wollen ſchon bei den Provençalen das regelmäßige Sonett von 14 Zeilen finden; daß es altſicilianiſche ottave rime giebt (achtzeilige Stanzen) iſt unbeſtritten. Aber auch der innere Charakter der ital. Poeſie iſt in jener älteſten Periode mit höchſter Beſtimmtheit ausgeſprochen. Religion iſt das höchſte in allem menſchlichen Seyn und Wirken. Hat man den religiöſen Charakter einer Zeit lebendig begriffen, ſo iſt keine Erſcheinung in derſelben,

deren nothwendige Bedingungen nicht enträthſelt werden; jede muß als beweiſende Probe gelten ob man den Geiſt damaliger Religioſität wahrhaft begriffen hat. Beſonders gilt das von der Poeſie, welche ja nichts iſt als die Verkündigerin des Verhältniſſes, worin ein ganzes Zeitalter ſich zu Gott und der Natur findet. Wie nun die ſinnliche Religion Griechenlands nothwendig zur Objectivität und auf das Plaſtiſche in der Kunſt dringen mußte, ſo war in dem Geiſte des Chriſtenthums, in ſeiner Sehnſucht nach dem Ueberſinnlichen, die muſikaliſche Richtung der Poeſie, die Auflöſung und Einigung des Univerſums in dem Gefühl nothwendig bedingt. Da nun ferner die moderne Liebe, wenn man ſie in ihrem heiligſten und wahrſten Weſen erfaßt, das Kind der chriſtlichen Religion, ihre untergeordnetere Erſcheinung iſt, die Anbetung des Ueberſinnlichen, welche in dem unbewußten Gefühl der menſchlichen Schwäche, auf Erden das Bild der Gottheit, die Vollendung und Einheit des Seyns im Irrdiſchen finden möchte, ſo mußte in der modernen Zeit, trat die Dichtkunſt nicht als unmittelbare Enthüllerin der Religion auf, wie es bei dem hochbegabten Spanier, bei dem gottgeliebten Calderon der Fall iſt, bei Nationen, welche durch andere, wohl meiſt climatiſche Verhältniſſe, weniger tief geſtimmt, weniger zum unmittelbaren Ergreifen des Göttlichen geeignet waren, die Liebe, die untergeordnetere Anbetung des Göttlichen, Grundton und Hauptcharakter ihrer Poeſie, und darum, wie die Liebe in jedem Individuum etwas durchaus Subjectives iſt, jene ſelbſt durchaus ſubjectiv ſeyn und werden. Hieraus, dünkt mich, wird das Weſen, welches die ital. Kunſt in ihren früheſten Zeiten annahm und in ihren höchſten Meiſtern am vollendeteſten ausſprach, begreiflich. Selbſt im Boccaccio, deſſen Trefflichkeit beſchränkte Kunſtrichter nicht ohne Aergerniß über ſeine Anſtößigkeiten bewundern, bleibt Liebe der ſtete Grundton, und die vergötternde Gluth, womit er das Angedenken ſeiner Fiammetta verherrlichet, hätte nie in der Bruſt eines griechiſchen Künſtlers ſich entzünden können, dünkt mir der vollſtändigſte Beweis, der oben, freilich nur angedeuteten, Ideen. Die vorbereitende Periode der ital. Poeſie war vorüber und es erſchien der göttliche Florentiner Dante Alighieri (geb. 1265). Ueber ſein Leben und ſeine einzelnen Werke ſ. d. Art. Dante. Hier kann nur von ſeinem Verhältniß zur geſammten ital. Kunſt und Literatur die Rede ſeyn, und ſo müſſen wir denn geſtehen, daß er eigentlich ganz aus ihrem Kreiſe herausfällt. Denn ohne Vorgänger war er, ohne Nachfolger blieb er, ſo viel herrliche Namen auch Italien der Nachwelt nennt. Wir meinen hiermit, verſteht ſich, nicht die Form und Darſtellungsart, welche ihrer Natur nach in der divina Comedia einzig ſeyn und bleiben mußte; wir meinen die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes. Auch ſein großes Gedicht, an welches, wie er ſelbſt ſagt, Erde und Himmel die Hand legte, das ihm, dem Dichter jahrelanges bleibendes Kunſtſtudium koſtete, hat die Liebe geſchaffen, aber tiefern und umfaſſenderen Gemüthes als Petrarca ergreift er ſie in ihrem erſten göttlichen Urſprunge, in ihrer höheren Bedeutung der Religion und entzückt von den leuchtenden Augen ſeiner Beatrice ſpricht er mit begeiſterten Lippen, in den Anſchauungsformen der katholiſchen Religion die ewigen Ideen aus von des Univerſums uranfänglicher Einheit mit Gott, ſeinem Abfall in dem Heidenthume und der wiedererwachten Liebe in der chriſtlichen Religion. Nur der Sprache nach gehört er den Italiänern an, in der unendlichen Plaſtik ſeiner Darſtellungen iſt er gleich den größten griechiſchen Meiſtern. Jedoch, was das Weſen ſeines Gedichts ausmacht, die Klarheit womit alles menſchliche Wiſſen und alle Geſchichte auf die Einheit und den Ur-

ſprung in der göttlichen Idee zurückgeführt iſt, nach dieſem gehört er den Deutſchen an. Wie merkwürdig es übrigens ſey, daß man beim Studium der göttlichen Comödie ſich gedrungen fühlt, den erſten und größten Dichter der Neuern mehr noch in der Eigenſchaft eines Philoſophen als Dichters zu bewundern, kann nur angedeutet werden. Wenn gleich aber die göttliche Comödie nicht einheimiſch in der ital. Kunſt und Literaturgeſchichte iſt, durch ihre Verdienſte um die ital. Sprache iſt ſie von nicht zu berechnenden Folgen für dieſe geweſen. Dante's anfänglicher Entſchluß ſein großes Gedicht in lat. Hexametern zu ſchreiben, beweiſe zur Genüge in welchem Zuſtand der Unvollkommenheit er die Sprache traf; wie wenig durch das leichte Spiel mit zierlichen Reimen in Canzonen und Sonetten ſie den Umfang gewonnen hatte, der ihr nöthig war für die göttliche Comödie. Dante mußte der Schöpfer ſeiner Sprache werden, und wir glauben noch die geniale Gewalt zu erkennen, durch die er, wie mit allmächtigen Zauberformeln ihre ſpröde Unvollkommenheit bezwang, daß ſie in einem Gedicht von hundert Geſängen, in terze rime (der ſchwerſten ital. Versart, welcher Dante zugleich mit ihre Vollendung gab) ſeinen unendlichen Anforderungen genügte. Während den neuern Italiänern das Verſtändniß des Dante abzugehen ſcheint, Petrarca, Arioſt und Taſſo ihnen das höchſte in ihrer Poeſie ſind, war in den Dante näher verwandten Zeiten der Enthuſiasmus für die göttliche Comödie grob genug, um zu Florenz, Bologna und Piſa Profeſſuren zu Erklärung der göttlichen Comödie zu ſtiften, Commentatoren derſelben traten auf, unter welchen wir, außer dem ſpätern Pater Lombardi, nur Dantes eigene Söhne, Peter und Jakob nennen wollen. Der Erzbiſchof von Mailand, Johann Visconti, berief zwei Theologen, zwei Philoſophen und zwei Florentiner um vereint die Auslegung des Theologiſchen, Philoſophiſchen und Hiſtoriſchen im Dante zu übernehmen. Caron d'Aſcoli, ein Zeitgenoſſe des Dante, ſchrieb ein Lehrgedicht (l'acerba), das in fünf Büchern die Phyſik, Moral und Religion abhandelte. Der anfänglich große Ruhm dieſes Werks iſt im Lauf der Zeit untergegangen. Ebenfalls blos noch literariſche Merkwürdigkeit iſt des gleichzeitigen Fazio degli Uberti della Mondo, eine verſificirte Aſtronomie und Geographie. Die Zeitfolge führt uns auf Petrarcha (1304—1374), als Dichter und Philoſoph minder groß denn Dante, aber größeren Ruhmes bei der Mitwelt und Nachwelt. Wer hätte nicht von ſeinen Sonetten und Canzonen gehört! Wer kennt den Namen Laura's nicht, den Namen der vergötterten Geliebten? Wir werden das Leben des Dichters und die noch nicht völlig unbeſtrittene Geſchichte ſeiner denkwürdigen Liebe in einem beſondern Artikel abhandeln, wo auch ſein Standpunkt und ſein Einfluß in der Geſchichte der ital. Gelehrſamkeit dargeſtellt wird. Sein Verhältniß zur ital. Poeſie und ſchönen Kunſt läßt ſich kürzer beſtimmen. In ſo fern ſteht er offenbar unter Dante als die Liebe, beider gemeinſchaftlicher Begeiſterungsquell in ihm keine Idee von einem Werke das die künſtleriſche Objectivität der Divina Comedia hätte, aufzuwecken vermochte. Allein in jener lyriſchen, rein ſubjectiven und darum untergeordneteren Gattung der Poeſie wird er ewig unerreichbar ſeyn. Hier erſcheint er in der Maſſe von Sonetten und Canzonen zu Laura's Ruhm als der erfindungsreichſte und ſinnvollſte Dichter. Gleich groß ſind ſeine Verdienſte um die ital. Sprache. Während ſie im Dante noch manche Sprödigkeit und Härte hat, welche jedoch das majeſtätiſche Gedicht mehr heben als verunſtalten, hat er ſie, der geiſtreiche Kenner römiſcher höchſter Spracheleganz, zur vollendeteſten Schönheit und Reinheit, zu dem reinſten Wohlklang ausgebildet. Zahllos kann

man die Schaar ſeiner Nachfolger nennen. Der Ruhm, den Petrarca ſich in einer Gattung erworben hatte, welche an ſich leicht genug war, (denn was iſt leichter als ein Sonett, eine Canzone zum Lob der Geliebten) war zu verführeriſch. Hätten jedoch die Petrarchiſten bedacht, daß ſeine Vortrefflichkeit in dieſer Gattung, ſein ſinnvoller Erfindungsreichthum ſo unendlich ſey, daß jede Nacheiferung nur die Unmöglichkeit ihn zu erreichen belegen müſſe, ſie würden vorſichtiger geweſen ſeyn, ſich der gewagten Vergleichung auszuſtellen. Doch Petrarca ſelbſt nöthigt die Strenge dieſes Urtheils zu mildern; denn leider! ja haben wir von ihm eine höchſt verunglückte Nachahmung des Dante, die nichts gemeinſames mit der Divina Commedia hat, als die terze rime. Wir meinen Petrarca's in Capitoli eingetheilten Triumphe, der Liebe, der Keuſchheit, des Todes, des Nachruhms, der Zeit und endlich der Gottheit. Ihren Inhalt genauer anzugeben, verſparen wir auf den Petrarca beſonders gewidmeten Artikel; da ſie ohne Einfluß auf die Geſammtheit der ital. Literatur geblieben ſind. Boccaccio 1313—1375 *), bekannt und berühmt wie Petrarca's Sonette, iſt deſſen Novellenſammlung, der Decamerone. Gleich den Petrarchiſten erfüllen deſſen Nachahmer die ital. Literaturgeſchichte. Obgleich der ſentimentalen Zartheit des größten Sonettendichters entgegengeſetzt, kann man doch von ihm mit demſelben Rechte wie von jenem ſagen, daß er nur blos für die Liebe lebte. Maria, natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, Gemahlin eines dortigen Großen, Schweſter und Freundin der Königin Johanna, deren unglückliches Schickſal ſie theilte, entzündete ſeinen jugendlichen Sinn zu der feurigſten Liebe. Veredelung der rohen männlichen Jugendkraft durch die Liebe, eine kräftig blühende Sinnlichkeit und naive Herzlichkeit im Genuß, der durch plötzliche Trennung ſchnell unterbrochen wird, wodurch zerriſſen die Liebenden den Schmerzen über ſolche Trennung ſich bis zum Tode heftig überlaſſen, ſind überall die Grundzüge von Boccaccio's Liebe und ſeine Anſicht derſelben. Die Tendenz ſeiner Kunſt war es dieſe Subjectivität mit tiefſter Wahrheit und Innigkeit rein an das Licht zu ſtellen. Sie ſpricht in der Fiammetta, dem Roman, den er noch als Mann, längſt von ihr getrennt, dem Andenken der Geliebten weihte, am deutlichſten aus. Die Fiammetta iſt das herrliche Denkmal, welches Boccaccio auf den Gipfel ſeiner geiſtigen Kraft der Geliebten zur ewigen Verherrlichung ſetzte. Es iſt eine in mehrere Bücher abgetheilte Rede oder Erzählung, worin Fiammette ſelbſt ſpricht, ihr kurzes Glück mit glühenden Farben ſchildert und erzählt, wie es durch plötzliche Trennung zerſtört worden ſey. Dieſes iſt jedoch nur der Anfang, den größten Theil des Buches nimmt ihr Schmerz über dieſe Trennung ein, ihr Verlangen, welches mit Liebe ausgeführt und mit allen Thorheiten zu denen es ſie lockt, dargeſtellt iſt; wie ſie von Eiferſucht zerriſſen, dennoch wieder Hoffnung faßt, wie dieſe immer höher ſteigt, und endlich nach dem Ziele ſie dennoch täuſcht; wie nun der Schmerz immer tiefer gräbt, da ſie nie wieder von dem Geliebten hört, bis ſie ſich ruhig auf immer den ewig gleichen Schmerzen ergiebt. Es iſt ſo gut wie keine äußere Geſchichte, auch keine Charakteriſtik und Individualität; alles iſt groß und allgemein, es iſt nur Liebe nichts als Liebe. Alles iſt durchdrungen von Sehnſucht, von Klage und von tiefer verborgener Gluth. Verſchmäht iſt auch der Reiz der aus der Nachbildung der weiblichen Manieren in der Schreibart entſtehen kann, als unter der Hoheit dieſer Ele-

*) Ueberzeugt von der Trefflichkeit der im 2ten B. der Charakteriſtiken und Kritiken von F. W. Schlegel gegebenen Nachricht über die poetiſchen Werke des Johannes Boccaccio haben wir dieſen faſt wörtlich benutzt.

gie, die würdig wäre zwiſchen den beſten des Alterthums und den Geſängen des Petrarca auf dem Altar der Liebe zu ruhn. Dieſe weitläuftigere Erwähnung des Inhalts der Fiammetta dürfte vielleicht, da das gegenwärtige Werk ſo glücklich iſt ein ausgezeichnet großes Publikum zu finden, dienen, die genauere Bekanntſchaft mit dieſem Gedichte, was bis jetzt eine literäriſche Seltenheit iſt, zu veranlaſſen. Nicht nur die übrigen Werke des Boccaccio (ſ. d. Art.) auch ſeine Novellen ſprechen im Durchſchnitt mehr oder weniger deutlich denſelben ſubjectiven Charakter ſeiner dichteriſchen Tendenz aus und mit der gewohnten Tiefe hat der obenerwähnte Kritiker dargethan, daß der anſcheinend objective Charakter der Novelle ſie um ſo glücklicher, oft glücklicher die rein lyriſche Form, zu ſubjectiven Darſtellungen auf eine zwar indirecte aber darum oft anmuthigere Weiſe, aneigne. Der Inhalt des Decamerone (vermiſſen wir gleich noch eine wahrhaft gute Ueberſetzung dieſes reichen Werkes), darf wohl bei den meiſten Leſern als bekannt vorausgeſetzt werden. Während Florenz von einer verheerenden Peſt heimgeſucht wird, welche zu Anfang des Decamerone, mit einer Kraft geſchildert wird, welche ſich nicht ſchämen darf an eine gleiche Beſchreibung im Thucydides zu erinnern, verſammeln ſich drei Jünglinge und ſieben junge florentiniſche Damen, um der Anſteckung zu entfliehen auf einem Landſitz einer reizenden Gegend. Hier verſammeln ſie ſich zehn Abende nach einander unter dem wechſelnden Vorſitz eines Königs oder einer Königin aus ihrer Mitte, und jedes erzählt eine Novelle. „Heitre Reden, Landluſt und Geſänge" ſchmücken das reiche Werk „wie ein goldener Rahmen." Hr. Bouterweck, von dem wir übrigens geſtehen müſſen, nicht wenige Notizen entlehnt zu haben, ſcheint den oben angedeuteten Charakter der Novelle wenig verſtanden zu haben, wenn er die gleichmäßige Erzählungsweiſe in dem Munde eines jeden Erzählenden tadelnswerth findet. Ob ſchon unter allen Werken des Boccaccio der Styl in der Fiammetta am großartigſten und ausgebildeteſten iſt, ſo „daß das Vortrefflichſte und Größte was der Decamerone aufzuweiſen hat, nur als Annäherung oder Nachhall erſcheinen kann gegen dieſe Würde und Schönheit," ward doch der Styl des Decamerone, der, welchen die Italiäner am meiſten nachbildeten. Ja lange ſchienen ſie (eine allerdings höchſt einſeitige Bewunderung) für keine Gattung der Proſa ein höheres Muſter als den Styl des Decamerone zu kennen. Zugleich gebührt dem Boccaccio der Ruhm in ſeinem Filoſtrato den erſten großen Schritt zu Ausbildung der Stanze gethan zu haben. Eine unglückliche Nachahmung des Dante, noch unglücklicher als die trionfi, iſt die amorosa visione. Unmittelbar als Nachahmer folgten auf Petrarca Senuccio del Bene und Franceſchino degli Albizzi, auch ein Buonoccorſo di Montemagno. Franco Sacchetti's Novellenſammlung, in künſtleriſcher Hinſicht von außerordentlich geringer Bedeutung (der Autor lebte bis zu Anfang des 15ten Jahrhunderts), kann blos den Sprachliebhaber um ihrer correcten und ächt toscaneſiſchen Diction willen anziehen. Der pecorone des See Giovanni, eine andere Novellenſammlung bald nach Boccaccio's Tode, verdient um der ſeltſamen Anordnung des Ganzen eine Erwähnung. Ein Jüngling (mit dem Titel meint ſich der geiſtreiche Verfaſſer ſelbſt) verliebt ſich auf bloßes Hörenſagen in eine ſchöne und tugendhafte Nonne, und wird, ehe er ſie nur geſehen hat, deshalb zum Kloſterbruder. Unter einem Dach mit ihr, wird es leicht ein Verſtändniß anzuknüpfen. Die Liebenden halten keuſche Zuſammenkünfte. In 25 Abenden erzählen ſie einander eine Anzahl Novellen, und dann iſt es alle!! Bekannt ſind die ſatyriſchen Sonette des Antonio Pucci ohne viel Witz. Bei dieſem Still-

ſtand in intenſiver Ausbildung der italiäniſchen Literatur iſt es nicht zu verwundern, wenn ſich auch die didactiſche Poeſie regte und ein Bologneſer Paganino Buonafede den Ackerbau beſang. Sein Landsmann Federigo Frezzi glaubte, und mit ihm glauben es italiäniſche Kritiker, nach dem Dante geordnet werden zu müſſen, wenn er in ſeinem Quadriregno eine Beſchreibung der vier Reiche des Amor, des Satanas, der Laſter und der Tugenden gäbe. Jedes Urtheil über dieſe Albernheit würde überflüſſig ſeyn. Ein Giuſto di Conti verliebt ſich 1409 zu Rom in eine Dame, deren ausgezeichnet ſchöne Hand ihn beſtimmte eine Sammlung Sonette unter dem Titel la bella mano herauszugeben. Um das Jahr 1415 erwarb ſich der Barbier Burchiello zu Florenz einen Ruhm durch ausgelaſſene ſatyriſche Sonette. Merkwürdig iſt der Verſuch, welchen etwas ſpäter unter Cosmus von Medici der Maler und Baumeiſter Leon Battiſta Alberti machte in italiäniſcher Sprache Hexameter und Pentameter zu ſchreiben. Lorenz von Medici, ſeit 1464, wo ſein Großvater Cosmus ſtarb, durch Neigung und Verhältniſſe zum Pericles der florentiniſchen Republik berufen, ward von Lucretia Donati, einer edlen Florentinerin, begeiſtert, dem Petrarca mit ſelbſtſtändigem Dichtergeiſt nachzufolgen. Wohl mußten dem ritterlichen Lorenzo, dem Zögling des Platonikers Marſiglio Ficino Liebesgeſänge gelingen. Allgemein war in jenen ſchönen Tagen der Sinn und die Begeiſterung für Plato. Den Einfluß den die Buchdruckerkunſt überall auf die Literatur und Kunſt gehabt hat, hatte ſie auch in Italien, wo dieſelbe 1471 durch den florentiniſchen Goldſchmied Bernardo Cennini bekannt wurde. Von Lorenz von Medici ſind außer Sonetten und Canzonen, Capitoli, Stanzen, Terzinen und Carnevalslieder. Sein Symposium (oder die Trinker) enthält drei Reiſen in einen Weinkeller. Dies Fragment iſt eine ſcherzhaft durchgeführte Nachahmung des Dante. Wir nennen die berühmteſten Zeitgenoſſen des Lorenzo. Angello Ambrogini, von dem Städtchen Montepulciano Poliziano zugenannt, auch als geiſtreicher Philolog berühmt, verdient hier Erwähnung. Von ihm ſind außer dem weiter unten zu nennenden Orpheus wunderſchöne Stanzen zum Lob des Julian von Medici, bei Gelegenheit eines Turnirs das die Brüder in Florenz gaben. Bernardo, Luca und Luigi (Ludwig) Pulci. Der erſte von den genannten Brüdern wird weit von den beiden andern verdunkelt. Der Ciriffo Calvaneo des zweiten ein epiſches Rittergedicht, an ſich ebenfalls ohne beſondern Werth, und Fragment, iſt merkwürdig als erſter bedeutender Anklang zu jenem ironiſch ernſthaften Ritterheldenliede, welches bei dem untergehenden Geiſt des Ritterthums und beim Ausgang des eigentlich poetiſchen Mittelalters durch den unabänderlich dichteriſchen Charakter der Italiäner nothwendig bedingt war. Von ihm ſind auch Nachahmungen der ovidiſchen Heroiden in terze rime. Der dritte, Luigi Pulci (mehrere ſeiner poetiſchen Hervorbringungen zu geſchweigen, welche ihm wohl nie einen berühmten Namen gemacht haben würden), iſt durch ſeinen Morgante der würdige Vorläufer des Arioſt's geworden. Von Matteo Maria Bojardo, Grafen von Scandiano, 1436—1494, lebte am Hofe zu Ferrara; von ihm der verliebte Roland. Dieſer iſt aber, ſo wie er urſprünglich war, wenig bekannt. Bekannter iſt er in Domenichi's Verbeſſerung und Berni's gänzlicher Umgeſtaltung. Bojardo's ernſthafte Manier konnte den Italiänern wenig zuſagen, da ſie nicht den Ernſt ſondern jene Ironie einmal in den Ritterepopäen lieb gewonnen hatten. Gleichzeitig mit dieſen Dichtern

laufen die ſogenannten Petrarchiſten als Hauptbeſtandtheil der Maſſe italiäniſcher Poeſie. Denn unter allen Elementen der Poeſie bleibt die Liebe ewig neu. Unter dieſen Petrarchiſten iſt Seraſino d'Aquila aus Abruzzo, gegen Ende des 15ten Jahrhunderts am berühmteſten geworden. Als bei den Italiänern wenig verſuchte Gattung ſind die Barzelletten (Lieder) ebendeſſelben zu bemerken. Tibaldeo von Ferrara 1463 — 1537, und Bernardo Accolti (mit dem Zunamen der einzige Aretiner) dürfen neben dem Seraſino genannt werden. Als ital. Dichterinnen glänzen die Mutter des Lorenzo von Medici (Lucretia Fornabuoni, eine der vortrefflichſten Frauen ihrer Zeit); Iſabella von Arragonien und Seraſino Colonna. Die Geſchichte der ital. Poeſie vom Ende des 15ten bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts, der Periode, wo der Enthuſiasmus ital. Fürſten und beſonders der Päpſte für Poeſie und Kunſt in edelmüthiger Beförderung des Talents auf das herrlichſte wetteiferte, beginnt mit Arioſt. Da dieſem aber bereits ein beſonderer Artikel gewidmet iſt, wir auch bei Erwähnung der weniger bekannten Vorgänger im Fach des arioſtiſchen Ritterepos das Weſen dieſer Gattung und ihre Bedingungen in der Zeit angedeutet haben, ſo dürfen wir ihn hier mit Stillſchweigen übergehen. Giovanni Georgio Triſſino (wir werden dieſen nüchternen Nachahmer der Alten noch einmal bei der Geſchichte des ital. Theaters erwähnen müſſen) ſuchte den Arioſt gegenüber in ſeiner Befreiung Italiens von den Gothen eine ernſthafte regelmäßige Epopöe aufzuſtellen, wozu ihm der fünffüßige Jambe ohne Reim geſchickter ſchien als die ottave rime. Das Ganze iſt über alle Maaßen trocken und nüchtern. Giovanni Rucellai, 1475—1525, von ihm ein Lehrgedicht, die Bienen; auch in fünffüßigen reimloſen Jamben, aber voll der höchſten Zartheit. Luigi Alamanni, 1495—1556, von ihm ein Lehrgedicht über den Ackerbau. Von ihm iſt auch in ottave rime eine Bearbeitung des altfranzöſiſchen Romans von Giron dem Adlichen. Seine Auarchide (von Auarcum dem alten Namen des Flecken Bourges in Frankreich), iſt eine mit wenigem Glück auf modernen Boden verpflanzte Iliade. Von Sannazaro, 1458—1553, der ſich beſonders in der neueren lateiniſchen Poeſie ausgezeichnet hat, iſt ein Schäferroman, Arcadien, theils in Verſen, theils in romantiſcher Proſa. An dieſem Roman, höchſt zart und ſinnvoll gedichtet, hat des Dichters Liebe zu Carmoſina Bonifazia gearbeitet. Von ihm ſind auch Sonnette und Canzonen. Berni zeichnete ſich zu derſelben Zeit durch ſeine Satyren aus. Der ital. Name für dieſe Gattung poesia Bernesca beweiſet wie ſehr er Epoche machte. Der Cardinal Bembo, der Graf Balthaſar Caſtiglione und Franceſca Maria Molza ſind unter den Petrarchiſten dieſes Zeitalters beſonderer Auszeichnung werth. Merkwürdig iſt es auch wie Cadarino Domonichi 1559 die vermiſchten Gedichte von 50 edlen und tugendreichen Frauen herausgeben konnte. Wir nennen unter denſelben nur Vittoria Colonna des Ritters Fernando d'Acalo, Marcheſen von Peſcara, geiſtreiche Gemahlin. Bernardo Taſſo, 1493—1569, ſchrieb in hundert Geſängen, welche an 7000 Stanzen enthalten, das Ritterepos Amadis. Es fand wenig Beifall, indeß verdient er unter der Menge damaliger Nachahmungen des Arioſt's ausgehoben zu werden. Eben ſo gab es in dieſem Zeitraum eine große Zahl Satyriker. Von Taſſo, welcher zunächſt in der Zeitordnung folgt, dem Verfaſſer des befreiten Jeruſalems (ſ. den Art. Taſſo). Gegen Anfang des 17ten Jahrhunderts der gelehrte Pater Bernardino Baldi, welcher außer Sonetten und

Eclogen 100 Apologen (äſopiſche Fabeln), in Proſa herausgab, nachdem früher weniger gelungene obſchon verſificirte Fabeln von Ceſare Paveſi unter dem Namen Targa und andere von Giammaria Verdizotti herausgegeben worden waren. Von dem gleichzeitigen Guarini und ſeinem getreuen Schäfer ſ. unten. Die Güte ſeiner Sonnette verbürgt der Name des Autors. Chiaberra (Gabriello), 1552—1677. Von ihm mehrere epiſche Gedichte, Schäferſpiele, alles Nachahmungen anderer großer ital. Meiſter. Wenn Chiaberra, nach der Verſicherung eines Literators, voll Bewunderung für Pindar, der Pindar der Italiäner werden wollte, ſo iſt ihm dieſes, dürfen wir aus wenigen Proben urtheilen, ungefähr eben ſo gelungen, wie früher ähnliche Verſuche in Deutſchland gelangen. Ein großes, oft uneingeſchränktes Lob, dürfte ſeinen Liedern (canzonette) gebühren. Aleſſandro Taſſoni, 1565—1635, merkwürdig durch den Eimerraub (la Secchia rapita), die vermiſchten Gedanken (pensieri diversi), eine Sammlung kritiſcher Bemerkungen, in welchen er des Ariſtoteles verjährtes Anſehn beſtritt, und die tadelnden Bemerkungen über den Petrarca (considerazioni sopra il Petrarca). Er gab hierdurch Veranlaſſung zu einem literäriſchen Streit. Der Eimerraub iſt ein rein komiſches ſatyriſches Gedicht mit dem lebendigſten Geiſt in eleganteſter Sprache ausgearbeitet. Es enthält den Streit der Gemeinheiten Bologna und Modena über einen von erſter der letztern geraubten Eimer. Wie, ohne dadurch der dichteriſchen Individualität des Arioſt's zu nahe treten zu wollen, der ironiſche Charakter ſeines Gedichts, das Verlöſchen eines eigentlich poetiſchen Zeitalters bemerken läßt, ſo konnte dieſes rein komiſche Gedicht nur in ſeiner Zeit recht eigentlich zu Hauſe ſeyn, wo in Italien wie in ganz Europa die guten alten Tage der Poeſie ſchon verloſchen waren. Bracciolini (Franceſco), in der Mitte des 17ten Jahrhunderts. Sein wiedererobertes Kreuz (la croce racquistata), iſt eine Nachahmung des befreiten Jeruſalems. Seine epiſche Verſpottung der Götter (Scherno degli Dei), worin er mit dem Taſſoni in der komiſchen Epopöe wetteiferte, fand, und wohl auch verdienter Weiſe, durchaus bei dem Publikum nicht den nämlichen Beifall wie der Eimerraub. Ein nichtsnütziger literäriſcher Streit entſpann ſich übrigens, welches der beiden Werke früher ſey, in der Abſicht einem oder dem andern den Ruhm der Erfindung dieſer Gattung zuzuſprechen. Gian Battiſta Marino, 1569—1625. Zu weitläuftig würde es ſeyn, die Werke dieſes fruchtbarſten Dichters aufzuzählen, welcher für Italien und zum Theil Frankreich, wohin die ital. Literatur auf kurze Zeit vordrang, das Haupt einer ſchwülſtigen übertreibenden Dichterſchule wurde. Das höchſte in dieſer Gattung iſt Marino's Adonis, ein epiſch-romantiſches Gedich in 20 Geſängen. Claudio Achillini, Caſoni und Antonio Bruni heben wir als ſeine eifrigſten Bewunderer und Nachahmer heraus. Der Graf Fulvio Teſti, 1593—1646, der Horaz ſeiner Nation, ungefähr wie Chiabreea der Pindar derſelben. Seine epiſchen Gedichte, der Conſtantin und die Eroberung Indiens (India conquistata) ſind Fragmente geblieben. Vor mehrern Nachtretern im Fach der komiſchen Epopöe des Taſſoni, als Carlo de Dottori, Bartolomeo Bacchoni Ceſare Caporali zeichnete ſich Lorenzo Lippi aus in ſeiner Wiedereroberung von Malmantil. Des Malers Salvator Roſa's Satyren, derb und bitter, ſind bei der allgemeinen Nüchternheit ital. Poeſie um die Mitte des 17ten Jahrhunderts nicht zu verſchweigen. Der Aufenthalt der Königin Chriſtina

in Rom und ihre Vorliebe für die antike Muſe diente in dem Kreiſe von Dichtern welche ſie um ſich verſammelte (und es gehörte zum Ton ihren gelehrten Hofſtaat mehren zu helfen) die mariniſtiſche Excentricität durch eine nüchterne Correctheit zu verbannen. Ihr Uebertritt in die katholiſche Kirche war auch Veranlaſſung, daß, wovon früher ſich wenig Spuren zeigten, zum Theil eine geiſtliche Poeſie Mode ward. Beſonderer Erwähnung verdient wohl kein Dichter ihres Cirkels. Eine komiſche Epopöe, der Ricciardetto des Niccolo Fortinguerra, 1674—1735, in 30 Geſängen, iſt auszuzeichnen. Rolli, 1687—1764, von dem Lieder und Oden ſind, welche Lob gefunden haben, überſetzte Miltons verlorenes Paradies nebſt andern Sachen aus dem Engliſchen, und bewirkte zuerſt einige Bekanntſchaft mit engliſcher Literatur in Italien, während gleichzeitig der franzöſiſche Geſchmack hereinzubrechen begann, der indeß beſonders ſeinen Einfluß auf die dramatiſche Literatur der Italiäner bewies. Der ital. Parnaß wird immer entvölkerter und nur weil eben keine andere zu nennen ſind, werden die nachſtehenden Namen angeführt. Ein Abate Carlo Innocenzio Frugoni, 1692—1768, hat unter einer Menge poetiſcher Werke Sonnette (meiſtens kalte Gelegenheitsſtücke), und größtentheils ſcherzende Canzonetten gemacht, welche man mehr rühmt als die erſtern. Von Saverio Mattei, im Jahr 1773, eine Ueberſetzung der Pſalmen. Die Schauſpielkunſt (l'arte rapresentativa), ein merkwürdiges Lehrgedicht des Lodovico Riccoboni (1682—1752), der auf einige Zeit das ital. Theater in Paris in großes Anſehen brachte. Franceſco Algarotti, der franzöſiſch gebildete Tiſchgenoſſe Friedrichs II. hat in ſeinen poetiſchen Epiſteln ganz die gefällige Leichtigkeit dieſer Gattung bei den Franzoſen. Den Styl der äſopiſchen Fabel hat nochmals der Abate Roberti nachgeahmt und mit höchſter Leichtigkeit und Zierlichkeit, ja mit origineller Selbſtſtändigkeit hat Lorenzo Pignotti in derſelben Gattung gearbeitet. Zwanzig verſchiedene Mitarbeiter, unter denen Frugoni der berühmteſte iſt, haben unter dem Titel: Bertoldo, Bertoldino und Cacaſenno, ein komiſches ital. Volksmährchen in Stanzen erzählt. Wir übergehen mit Stillſchweigen die Namen von einer Maſſe ganz unbedeutender Reimer und Verſemacher. Dm.

Italiäniſches Theater. Bei der durchaus ſubjectiven Richtung, welche die ital. Kunſt ſchon in den früheſten Zeiten nahm, war vorauszuſehn, daß ſie den Forderungen, welche man an dramatiſche Werke macht, wenig genügen werde, und allerdings iſt die dramatiſche Literatur, überhaupt das ganze Theaterweſen Italiens, in einem Zuſtande gänzlicher Nullität. Denn das improviſirte Drama mit ſtehenden Masken (von welchem unter andern Artikeln, ſ. Improviſatoren, Masken) verſtößt der herrſchende Ton, eben darum weil es ſo kräftig national iſt unter die Beluſtungen der gemeinen Stände, und während dieſe für nichts Sinn haben als für die Commedia dell' arte, iſt alle Liebe und Begünſtigung der höhern Claſſen nur auf die Opern gerichtet (ſ. Oper). So erſchienen von jeher die dramatiſchen Hervorbringungen der Italiäner als eine ihrer Literatur wie mit Gewalt aufgedrungene Zugabe, und niemand wird es eine willkührliche Trennung nennen, wenn wir beſonders behandeln, was von der Geſammtheit der ital. Literatur immer geſondert war. Sie gingen von Nachahmungen der Alten aus, dergeſtalt, daß bis zu Angelo Poliziano (im letzten Viertel des 15ten Jahrhunderts) kein Italiäner eine Tragödie anders als in lateiniſcher Sprache ſchrieb. Sein Orpheus

aber iſt eine Sammlung dramatiſch an einander gereihter Gedichte von lyriſcher Erfindung und Ausführung, eine Tragödie blos dem Namen nach. Die Sophonisbe des Triſſino, den antiken Muſtern in allen Formen, ſelbſt in der Beibehaltung des Chaos, möglich nachgeahmt, iſt nach Sachkundiger Urtheil eine geiſtloſe pedantiſche Arbeit, welche man indeß unter Leo X. 1516 vorzüglich genug fand, um ſie in Rom mit möglichſter Pracht aufzuführen. Nicht nur den Rucellai (1525) trifft derſelbe Tadel gänzlich ermangelnder Selbſtſtändigkeit und dichteriſcher Schöpferkraft, ſelbſt Taſſo leidet in ſeinem Terrismonde (ungefähr 1595) an derſelben Nichtigkeit, obſchon einzelne Schönheiten an Taſſo's ſonſt erworbenen Ruhm erinnern. Bei dem fortdauernd falſchen Verſtändniſſe und der einſeitigen Anwendung ariſtoteliſcher Regeln, welche mehrere andere, nicht des Nennens werthe, ital. Tragiker ängſtlich beobachteten, verdient rühmliche Erwähnung, wie im Anfange des 17ten Jahrhunderts der Graf Proſpero Buonacelli den Chor wegzulaſſen wagte, dem entgegen der Rechtsgelehrte, Vincenzo Gravina, noch einmal den Verſuch wagte, Nachahmungen des Seneca als einzig möglichen Weg zur tragiſchen Vollendung aufzudringen. Nachdem endlich Martello zu Anfang des 18ten Jahrhunderts durch Nachahmung des Racine und Corneille das Recht hatte ergreifen wollen (er trieb die Verkehrtheit ſoweit im Italiäniſchen das Geklapper franzöſiſcher Alexandriner einführen zu wollen), glaubte der Literator Maffio in ſeiner Merope durch die That bewieſen zu haben, wie man auf einem Mittelwege und ohne Nachahmung des einen oder des andern die Vorzüge des Seneca und des franzöſiſchen Theaters vereinigen könnte. Bei dieſem Mangel eigentlicher Tragödien, dürfen wohl die ernſthaften Opern, die muſikaliſchen Dramen des Metaſtaſio, geb. 1698, erwähnt werden. Ihre Gattung war ſchon durch die etwas früheren Beſtrebungen des Apoſtolo Zeno für negative Correctheit in den Opern, vorbereitet worden. Der Charakteriſtik ſo wie jedes phantaſtiſchen Schwunges gänzlich ermangelnd, befolgen ſie ſtets jene franzöſiſche Theaterdecenz, welche freilich bei einem Hofdichter zu Anfange des verwichenen Jahrhunderts unerlaßlich ſchien. Aber an zierlicher Eleganz einer wohllautenden Sprache, an muſikaliſcher Weichheit des Ausdrucks für allgemein angenommene Aeußerungen der Leidenſchaft, beſonders der Liebe, dürften ſie vielleicht lange unerreichbar bleiben. Alfieri, gegen Ende des 18ten Jahrhunderts, bildet in ſeinen Tragödien den durchgängigen Gegenſatz des Metaſtaſio. Ohne Tiefe der Charakteriſtik, ohne poetiſchen Glanz der Phantaſie, athmen ſeine Tragödien, welche in ſteifſter Regelmäßigkeit herkömmlicher ariſtoteliſcher Regeln gebildet ſind, den eiſernen Trotz ſeines altrömiſchen Gemüthes, welches ſich ſogar in der undichteriſchen Einförmigkeit und Starrheit des Dialogs ausſpricht. Als eine merkwürdige Gattung des ital. Theaters erſcheinen die Schäferſpiele des Taſſo und Guarini, der Amyntas des erſtern, der getreue Schäfer des letztern. Nur von dieſen beiden brauchen wir zu ſprechen. Sie haben die Schäferſpiele eines Niccolo von Correggio, Agoſtino Beccari, Cinthio Giraldi, Agoſtino Argunti und Buonacelli auf immer verdunkelt. Die Vereinigung aller ſüßeſten Laute aus dem Theocrit, Anacreon und den Eklogen des Virgils in den wunderſchönſten und reinſten ital. Verſen, gelang es dem Taſſo ohne der Selbſtſtändigkeit ſeines Genius Abbruch zu thun. In ſeiner Schäferwelt, welche einzig aus antiken Idyllen genommen zu ſeyn ſcheint, vernehmen wir die innigſten Laute der Liebe.

In den Geſprächen und Klagen ſeiner Hirten entfaltet ſich der volle Geiſt moderner Liebe. Doch erſcheint der Amyntas im Vergleich zu dem getreuen Schäfer als ein Werk geſtaltloſer Süßigkeit. Sprache und Verſe ſind gleich ſchön, allein das Ganze in ſeiner wunderbar glücklichen Verſchmelzung des romantiſchen Geiſtes mit den Formen des antiken Theaters, und auf ächt antike Anſichten vom Schickſal gegründet, iſt unendlich tiefer. Vorzüglich die Chorgeſänge ſprechen von den erhabenſten Myſterien der Liebe in den göttlichſten Tönen. In dem Luſtſpiele gingen die Italiäner ebenfalls von einer koloriſchen Nachahmung der Alten aus. Nicht waren ihnen aber die großartigen phantaſiereichen Luſtſpiele des Ariſtophanes höchſtes Muſter, ſondern die der Römer, des Plautus, des nüchternen Terentius. Dieſe Nachahmungen nannte man im Gegenſatz zu dem improviſirten Luſtſpiel, commedie erudite (gelehrte Comödien). Die Luſtſpiele des Arioſt und die Clizia des Macchiavelli belegen dies. Des letztern übrige, allerdings florentiniſch nationelle Luſtſpiele, ſind voll der ärgerlichſten Anſtößigkeiten, und beweiſen, wie einer der eminenteſten Köpfe aller Zeiten und Völker ohne alle Ahndung für jenen höhern und geläuterten Charakter der Comödie ſeyn konnte, welchen wir in Shakespeare bewundern. Die Tancia des jüngern Michael Angelo Buonarotti (1626) iſt um ihrer feinen florentiniſchen Popularität willen wohl eins der vorzüglichſten italiäniſchen Luſtſpiele, obgleich auch in ihr wenig Talent zu erkennen iſt. Goldoni in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts ſuchte durch ſeine nüchternen bürgerlich moraliſirenden Comödien der bei dem Volk beliebten Commedia dell' arte auf einmal ein Ende zu machen. Er iſt, um ihn den Deutſchen in zwei Worten zu charakteriſiren, der italiäniſche Kotzebue, ohne jedoch des Deutſchen leichtes Talent und oft gefälligen Witz zu haben. Ihm entgegen ſuchte Gozzi die improviſirte Volkscomödie durch Veredelung derſelben zu retten. In Tragicomödien, deren Inhalt früher aus den bunteſten Mährchen, ſpäter aus dem Calderon, aber auch nur in Hinſicht der Fabel, ohne deren tiefpoetiſche Ausführung, entlehnt war, dialogiſirte er nur die Hauptparthien, und auch dieſe nur in den leichteſten Verſen. In den Nebenparthien, welche eigentlich für die ſtehenden Masken berechnet waren, begnügte er ſich, nur den ungefähren Inhalt anzudeuten, die Ausführung dem improviſirenden Talente des Schauſpielers überlaſſend. Er blieb ohne Nachahmer. Erwähnen wollen wir übrigens noch, blos wegen des Verfaſſers berühmten Namen, gli intrighi d'Amore von Taſſo. A. W. S. ſagt S. 68, 2ter Band der dramatiſchen Vorleſungen: „Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir behaupten, ſowohl die dramatiſche Poeſie, als die Schauſpielkunſt, ſey in Italien im tiefſten Verfalle. Es ſey noch nicht einmal der Anfang zu einer Nationalbühne gemacht, auch ohne einen gänzlichen Umſchwung in den leitenden Begriffen, keine Ausſicht dazu vorhanden." Dm.

Italiäniſche Proſa. Wären auch nicht innere Gründe vorhanden, die Geſchichte der italiäniſchen Proſa in Maſſe von der Geſchichte der ſchönen Kunſt abzuſondern, der Zweck des gegenwärtigen Werks, möglichſt klare Ueberſicht des Wiſſenswürdigſten, würde es nöthig machen. Von einigen der allererſten Anfänge ital. Proſa war bereits oben die Rede. Dante in dem Tractat de vulgari eloquentia, den wir auch bereits ſchon oben anführten, verbreitete ſich wiſſenſchaftlich über dieſelbe. Sein proſaiſches Werk (das neue Leben) die aufrichtige Geſchichte ſeiner Liebe, hat das unverkennbare Beſtreben,

dürfen wir fremden Urtheilen über dieſes wenig bekannte Werk trauen, der proſaiſchen Sprache die erhabene Kraft der altrömiſchen zu geben. Sein Gaſtmahl (der Verfaſſer hat in ihm den Inbegriff ſeiner Wiſſenſchaftlichkeit niederzulegen geſucht) wird im Styl von einem Literator den beſſern Werken des Alterthums gleich geſetzt. Von den Novellen des Boccaccio war oben die Rede. Nie konnte aber ital. Proſa zur höchſtmöglichen Ausbildung kommen. Die unglücklichen Staatsumwälzungen des Landes machten in ſpäterer Zeit den vollen Enthuſiasmus für Geſchichtſchreibung unmöglich. Der Entwickelung der philoſophiſchen Sprache ſtanden die nämlichen Hinderniſſe entgegen, welche das Papſtthum überhaupt der Philoſophie entgegenſtellte. Im dogmatiſchen Styl nennen wir nach Anleitung Eichhorns in ſeiner Literaturgeſchichte Bl. 4, folgende: Der Kardinal Bembo, gegen die letzte Hälfte des 16ten Jahrhunderts, ſuchte in den aſolaniſchen Unterſuchungen (Herrn und Damen beſprechen ſich hier bei Vermählung der Königin von Cypern über die Freuden und Leiden der Liebe) Ciceros Sprache in den tusculaniſchen Unterſuchungen, mit der romantiſchen des Boccaccio zu vereinigen. Die Reinheit der Diction wird an dieſem ſeltſamen Werke gelobt. Della Caſa in ſeinem Galeotto (etwas ſpäter), worin er Regeln des guten Betragens aufſtellt, und Barolli (ungefähr zu derſelben Zeit) in ſeinen populariſirenden Vorleſungen über ariſtoteliſche Philoſophie, haben auch das oft nur zu wenig ſagende Lob der Correctheit. Niccolo Macchiavelli, vor 1526, ſchrieb mit höchſter Klarheit und Correctheit, allein ſeine weitläufigen Perioden bewähren eine Bewunderung für Boccaccios Proſa, welche in ihrer nicht beſchränkenden Allgemeinheit offenbar mißverſtehen mußte (ſ. Macchiavelli). Genannt wird nach Gravina (1718); von ihm einige äſthetiſche Abhandlungen, und Maffei, im Anfange des 18ten Jahrhunderts. Algarotti (1737) wollte im wiſſenſchaftlichen Styl der ital. Voltair werden. Beccaria (1764), über Verbrechen und Strafen, und Filangieri (1781), über Geſetzgebung, ſind Muſter einer anſpruchsloſen und würdevollen Proſa. Von Algarotti hat man auch Dialogen, welche ſo wenig als Caſpar Gozzi Aufſehn gemacht haben. Sperone Speronis (vor 1588) wiſſenſchaftliche Dialogen würden nichts zu wünſchen laſſen, wenn ſie den wahren dialogiſchen Charakter ſo gut zu treffen gewußt hätten, als den Ausdruck ächt antiker Proſa. Berni's Satyren in Proſa (vor 1536) ſind gehaltlos. Pietros Aretinos (vor 1566) Satyren gegen den Lebenswandel der ital. Geiſtlichkeit, originell, ſuchten aber frecher Lüſternheit unter dem Schein der Satyre zu ſchmeicheln. Niccolo Franco (vor 1596), in ſeinen perſönlich ſatyriſchen Dialogen, gab der Satyre die möglichſt elende Richtung. Als Verfaſſer von Briefen ſind die ſchon erwähnten Bembo und della Caſa bekannt. Correct mögen ſie ſeyn, von der einfachen Simplicität des Briefſtyls ſind ſie weit entfernt. Die Briefe des Annibale Caro (vor 1566) verdienen dieſen Tadel wenig oder nicht. Algarotti'n wurde es möglich, in dieſer Gattung, durch Beobachtung franzöſiſcher Muſter, etwas beſſeres zu leiſten. Einige andere, weniger bedeutende übergehen wir. An eigentlichen Rednern iſt Italien höchſt arm, und muß es ſeyn bei dem Syſtem des Papſtthums, der Einrichtung der Gerichte, bis zur Franzöſirung des Landes in neueſten Zeiten, und den politiſchen Verfaſſungen, welche großentheils ſchon in früheren Zeiten freie Reden fürchteten. Als geiſtliche Redner werden genannt: Aegidius von Viterbo, zu Ende des 17ten, und die beiden Paolo Segnieri, Jeſuiten, zu Anfange des 18ten Jahr-

hunderts. Als Rechtsgelehrte: Pietro Baduaro und Cornelio Franzirani. Die politiſchen Reden eines della Caſa und Sperone Speroni bei Geſandtſchaften und andern öffentlichen Angelegenheiten, ſind „herrliche Denkmale einer Schreibart in correcten und ſonoren Perioden.“ Um der Merkwürdigkeit willen verdienen erwähnt zu werden: „die akademiſchen Schwatzreden (Cicalate),“ die nach der Stiftung der Crusca, in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, eine Beluſtigung der Akademien wurden, und unter den Abhandlungen derſelben in oratoriſchem Style einen Platz gefunden haben. In dieſen läppiſchen Haranguen wurden allerlei beliebige Gegenſtände, nach Art einer akademiſchen Vorleſung, poſſenhaft verhandelt. So etwas konnte wohl nur in Italien vorfallen. Ueberhaupt iſt der ſeltſam fantaſtiſche Geiſt der ital. Akademien, unter denen, ſo viele auch nachher ſich durch ganz Italien nach denſelben Muſter bildeten, die unter dem ſchäferlichen Namen der Arkadier in Rom 1690 gegründete, ſich auszeichnet, etwas dieſer Nation ganz eigenthümliches. Der freie Geiſt der Italiäner in dem eigenthümlichen Mittelalter, die großen vielbewegten Schickſale des Landes zu Ausgange des Mittelalters, erweckten mehrere ausgezeichnete Hiſtoriker. Zeitverwandt mit Dante ſind Ricordano Malaspina, Giovanni Villani, Dino Compagni und der Ungenannte von Piſtoja. Noch heute werden dieſe Väter der ital. Geſchichte als grammatiſche Autoritäten angeführt, oder, wie die Italiäner ſich ausdrücken, als Muſter des Sprachtextes. Giovanni Villani, mit Recht der berühmteſte, umfaßt in zwölf Büchern die Geſchichte ſeiner Vaterſtadt Florenz, von ihrem Urſprung bis zum Jahr 1348, wo der Autor ſtarb. Sismondi glaubt ihn in mehreren Beziehungen den Herodot ſeines Volkes nennen zu können. Von Macchiavellis claſſiſcher Geſchichte der florentiniſchen Republik; welche mit der höchſten Eleganz der Sprache die klarſte Darſtellung verbindet, ſ. Macchiavelli. Die nächſte Stelle nach ihm nimmt Guicciardini ein, welcher in 20 Büchern die Geſchichte Italiens in den denkwürdigen Jahren 1449—1534 erzählt. Bembo's lat. geſchriebene Geſchichte von Venedig leidet an einem einſeitigen Streben nach altrömiſcher Sprachreinheit, das wiederum auf die von ihm ſelbſt gefertigte ital. Ueberſetzung nicht den günſtigſten Einfluß gehabt hat. Adriani ſetzte auf Verlangen des Herzogs Cosmus des erſten von Florenz in 22 Büchern die Geſchichte des Guicciardini fort. Aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts und den folgenden Zeiten nennen wir Paolo Sarpi's Geſchichte der tridentiniſchen Kirchenverſammlung; hierin der erſte kirchengeſchichtliche Pragmatismus; ferner Arrigo Catarino Davila's Geſchichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich, ſo wie des Cardinals Bentivoglio Geſchichte des flandriſchen Krieges. Battiſta Nani's Geſchichte von Venedig umfaßt den Zeitraum von 1613 bis 1673, läßt aber in Hinſicht der hiſtoriſchen Kunſt faſt noch alles zu wünſchen übrig. Denina's Geſchichte der Revolution in Italien (1769) iſt unendlich übertroffen worden durch Sismondis ganz neuerliche unvergleichbar treffliche Geſchichte der ital. Republiken im Mittelalter, von der nur zu bedauern iſt, daß der Verfaſſer das Franzöſiſche der Sprache ſeines Volkes vorgezogen hat. Von äſthetiſchen Werken haben wir nur äußerſt wenige zu nennen, als da ſind: Crescembinis, des Arcadiers, Geſchichte der ital. Poeſie; Gravina, zu Anfange des 18ten Jahrhunderts, von dem Weſen der Poeſie; Muratori, von der vollkommenen ital. Poeſie; Arteaga's, des

Spaniers, ital. geſchriebene Geſchichte der Oper. Den Beſchluß machen wir mit Tiraboſchi's Geſchichte der ital. Literatur. Dm.

Italiäniſche Kunſt. Einen vollkommenen Gegenſatz zu den theatraliſchen Produkten der Italiäner geben die bildenden Künſte bei denſelben, Mahlerei und Bildhauerei. In ihnen ſprach ſich auf der einen Seite die feurigſte Phantaſie, üppige Lebensluſt und Streben nach dem Plaſtiſchen auf das deutlichſte aus, zugleich aber auch, auf der andern Seite, die tiefſte Religioſität und Frömmigkeit. Was zwiſchen beiden Extremen inne liegt, iſt den Italiänern ſelten, faſt nie, gelungen. Bildhauerei hat in Italien nie ſo einheimiſch werden und ſo hoch ſteigen können, als die Mahlerei. Die unübertrefflichen Meiſter der Antike verdunkelten im voraus alle ſpätern Beſtrebungen in dieſer Gattung. Die Muſter ital. Mahlerei werden dagegen ewig unerreichbar bleiben. Die Anfänge dieſer Kunſt wurden zuerſt im zwölften Jahrhundert auf ital. Boden verpflanzt durch griechiſche Meiſter, welche zu Ausſchmückung des Doms in Venedig, ſpäter des Batiſterii der Kirche St. Maria Novella u. a. m., nach Florenz berufen wurden. Von ihnen lernte der Florentiner Tafi (im 13ten Jahrhundert), ſpäterhin Guido und Buffalmacco von Siena, Giunta von Piſa und Margheritone von Arezzo, deren Werke in ihren Geburtsörtern und andern Städten zum Theil noch vorhanden ſind. Ihnen folgte Cimabue, gleichfalls ein Florentiner, und der eigentliche Wiederherſteller der Mahlerei und Vorläufer der ganzen neuen Kunſt. Seine Werke, durch richtigere Proportionen und Haltung, durch Lebendigkeit und Ausdruck über alle früheren ſich erhebend, wurden von den Zeitgenoſſen als Wunder angeſtaunt. Giotto, ſein Schüler, und Freund des Dante, verband mit den Vorzügen ſeines Lehrers eine bisher unbekannte Grazie und Lieblichkeit, und noch richtigere Zeichnung. Benedikt XI. berief ihn, als den trefflichſten Künſtler damaliger Zeit, zu Verzierung der Peterskirche nach Rom. Aber erſt Maſſaccio (c. 1440) näherte die Kunſt durch noch größere Vorzüge, welche er in ſeinen Werken gab, ihrer völligen Reife. Seine Köpfe haben ſchon beſtimmten, tiefen Charakter, Licht und Schatten ſind beſſer vertheilt, und ſo Haltung in die Gemählde gebracht. Rühmliche Erwähnung verdienen neben ihm: Domenico von Venedig, Vittore Piſanello, Franceſco Squarcione, beſonders Andrea Mantegna, Lehrer des Correggio, und andere bei den einzelnen Schulen zu nennende. Und nun brach auf einmal mit Raphael, Michel Angelo, Tizian und Correggio der helle Mittagsglanz der Kunſt herein, der aber nicht lange dauernd, bald wieder zur Abenddämmerung herabſinken ſollte. Reiche, prachtliebende und verſtändige Fürſten wirkten, dem äußern Schein nach, zu dieſer plötzlichen Revolution am meiſten; andere, tiefer in der Geſchichte der ital. Staaten und der Menſchenbildung liegende Urſachen, können aus Mangel an Raum nicht dargeſtellt werden. Erſt von dieſer Zeit an zerfällt die ital. Kunſt in vier verſchiedene Hauptzweige, oder Schulen, die eine beſondere Betrachtung verdienen, nämlich in die römiſche, florentiniſche, venetianiſche und lombardiſche Schule. — Die römiſche Schule rechnet unter ihre Stifter ſchon den Mignatürmahler Oderigi († 1300), welcher die Handſchriften mit kleinen Gemählden zierte, ferner die etwas ſpätern Guido Palmerucci, Pietro Cavallini (c. 1350), Gentile Fabriano, Fra Carnevale, Bened. Bonfigli. Allein richtig gegründet wurde ſie durch Pietro Perugino (geb. 1446). Seine Gemählde haben ſchon einen hohen Grad der Vollkom-

menheit, und bilden den Uebergang zu Raphael, deſſen früheſte Werke faſt mit denen ſeines Lehrmeiſters zu verwechſeln ſind. Allein Raphaels von Urbino Geiſt (1483 † 1520) überflügelte ſchnell den ſeines Lehrers, und zeigte ſich bald (ſchon im 21ſten Jahre) in ſeiner immer noch unerreichten Größe in den Gemählden der vaticaniſchen Stanzen (beſonders der Schule von Athen und dem Brand des Borgo), in den Logen oder der Bibel, im Leben der Pſyche im farneſiſchen Pallaſt, in ſeiner Cecilie, jetzt in Paris, in ſeinen heiligen Familien, beſonders der Madonna della Sedia (jetzt ebenfalls in Paris), und der auf der dresdener Gallerie, endlich aber im höchſten Schwunge, in ſeiner Verklärung (jetzt ebenfalls in Paris). Weit unter ihm blieben ſeine Mitſchüler in Perugino's Schule zurück, Penturicolico, Sinibaldo von Perugia, Andrea Luigi u. a. Unter Raphael bildeten ſich viele vortreffliche Künſtler: Giulio Romano († 1546), Franc. Penni il Fattore († 1528), welche ſeine Erben wurden, Giovanni da Udine, beſonders wegen der Arabesken um Raphaels Bilder im Vaticane merkwürdig; Pierino del Vaga, Bagnacavallo, Polidoro da Caravagio, Meiſter in der Kunſt grau in Grau zu mahlen; Benvenuto Garofalo u. a. Nach ihnen artete aber die römiſche Schule in Manier und bloße Nachahmung aus, und nur durch Federigo Barocci († 1612), der mit den Vorzügen der römiſchen Schule des Correggio Anmuth zu vereinigen ſuchte, nebſt ſeinen Schülern Franceſco Vanni, Pellegrini und Gebrüdern Zucheri, wurde ein neues Leben in dieſe Kunſt gebracht. Nach dem Tode des feurigen Arpino († 1640) und Domenico Febi, wurde die Ausartung des Geſchmackes in der Mahlerei immer ſichtbarer, und bekam durch das Emporkommen der Bambocciaden des Peter Laar, il Bamboccio und ſeinen Nachfolger Michel Angelo da Carravagio (1650), eine ganz falſche Richtung, welche gewiß ein gänzliches Verderbniß der wahren Kunſt zur Folge gehabt hätte, wenn nicht Andr. Sacchi († 1661), berühmt durch ſeinen heiligen Romouald, und ſeine Anhänger, Lauri, Carlo Maratti († 1713) u. a. dem beſſern Geſchmack wieder aufgeholfen hätten. So blieb denn in den Arbeiten der Schüler des letztern, Betettoni, Caroſelli, Ciro, Ferri, Franceſco Romanelli, wenigſtens ein Schein von der ehemaligen Größe der römiſchen Schule, aus welcher nach dem Tode des Battoni (1787), und unſers berühmten, in Rom gebildeten Landmanns Mengs († 1779), keine bedeutende Männer hervorgegangen ſind. Der ausgezeichnete Charakter und Vorzug der römiſchen Schule beſtand ſtets, mehr oder minder, in Schönheit, Adel und Anmuth der Zeichnung, Einfachheit und Würde der Compoſition, Charakter in den Köpfen und Gebehrden, und Richtigkeit des Ausdrucks. Hierin hat keine andere Schule die römiſche erreicht. — Der florentiniſchen Schule erſte Stifter waren ſchon die zum Theil obgedachten: Taſi, Simoni, Memmi, Orcagna, Andr. Verocchio, Giov. da Fieſole, Maſſolino da Panicale, Maſaccio und Dom. Ghirlandajo (geb. 1451), Lehrer des großen Michel Angelo, deren Werke in Florenz, im Campo ſanto zu Piſa u. ſ. w. ſtets merkwürdig bleiben. Der als Dichter, Baumeiſter, Mechaniker und Muſiker, ſo wie als Mahler gleich merkwürdige Leonardo da Vinci (1444 — 1519) erreichte in ſeinem Abendmahl im Refectorio der Dominikaner zu Mailand, und andern trefflichen Arbeiten, ſchon beinahe das Höchſte der Kunſt, und ſeine Schüler, Luini, Fra Bartolomeo (geb. 1469), ein Freund des Raphael und Andrea del Sarto († 1530) gingen mit Glück auf der gebrochenen Bahn weiter. Doch erſt dem Michel Angelo Buo-

naroti (1474—1564) war es vorbehalten, auf einem ganz andern Wege, als Raphael, nämlich durch Feuer und Kühnheit der Compoſition, welche oft an das Rieſenmäßige gränzt, durch gründliches Studium der Anatomie, die ſich in der bis in das Detail gehenden Zeichnung, in den kühnen Wendungen und Verkürzungen ausſpricht, das Höchſte der Kunſt in ſeiner Art zu erreichen. Seine ſixtiniſche Capelle, beſonders das jüngſte Gericht, werden ewig bewundernswürdig bleiben. Gleich groß war er als Bildhauer und Baumeiſter. Seine Schüler und Nachahmer Fr. Primaticcio, Roſſo, Niccolo dell' Abate, welche viel in Frankreich arbeiteten, der große Porträtmahler Angelo Bronzino, Al. Allori, Daniel da Volterra, deſſen Kreuzabnahme für die Capelle Trinita de Monti in Rom ſeinen Ruhm immer bewähren wird, und Giorgio Vaſari († 1574), als Schriftſteller für ital. Mahlerei ſo achtbar, haben ungeachtet ihrer vielen Verdienſte, dennoch der Kunſt mehr geſchadet als genützt, weil ſie den Grund zu der von nun an unwiderſteblich einreißenden Manier legt, welche das Verderben der florent. Schule herbeiführte. Beweis deſſen ſind: Lod. Cigoli, Gregorio Pagano, Sorri, Gentileſchi, Mannozzi, Franceschini il Volterrano und Carlo Dolce. Alle tragen mehr oder weniger den eigentlichen Charakter der florent. Schule an ſich, Vortrefflichkeit in der Zeichnung, auf Studium der Anatomie gegründet, oft aber in Uebertreibung ausartendes Feuer und Größe der Compoſition, welche nicht ſelten aller Anmuth ermangelt. Dies letztere iſt beſonders der Fall bei Pietro da Cortona († 1669). Mit Gimignani, Baldi, Pietro Teſta, Gabbiani, Lutti (1700) iſt eigentlich dieſe Schule ausgeſtorben, da, was die noch Neueren leiſteten ohne Bedeutung iſt. — In der venetianiſchen Schule findet man nicht jene plötzlichen Revolutionen, die wir bei den beiden erſtgedachten ſahen. Sie ſchritt ſtufenweiſer und ruhiger zum Ziele. Zu ihren Begründern gehören Galaſio von Ferrara (c. 1240), Sen. Filippo, Guariento von Padua (c. 1350), Luigi Vivarino (c. 1400) Antonello da Meſſina, Squaſcione (c. 1470), Vittori Carpacio, di Bellini (c. 1500), Marco Baſaiti, welche nach und nach das Joch des alten ſteifen Geſchmacks immer mehr abſchüttelten. Endlich kam Giorgione del Caſtelfranco (1477—1511), der nebſt ſeinem Zeitgenoſſen Tiziano Vecelli (1477 — 1576) als eigentlicher Stifter der Schule anzuſehen iſt. Doch erſt letzterer brachte die Kunſt auf den Standpunkt, den ſie auf einem dieſer Schule eigenthümlichen Wege erreicht hat. Wir meinen hiermit die Natürlichkeit und Wahrheit der Zeichnung ſowohl, als ganz beſonders das Colorit. Ihre Schüler Sebaſtiano del Piombo, di Palma, Pordenone, Andrea Schiavone, vorzüglich Tintoretto und Paolo Veroneſe, werden ſtets berühmt bleiben, weil ſie, faſt immer die Natur bei ihren Arbeiten zu Rathe ziehend, nur äußerſt ſelten manierirt wurden. Allein ſchon in den ſpätern Künſtlern, Paolo Farinati (geb. 1522), Dom. Ricci, Benedetto und Carletto Cagliari (der erſte war der Bruder, der andere der Enkel des Paolo Veroneſe), Zelotti fing die Schule zu ſinken an. Ihr Verfall wurde immer ſichtbarer im Leon Corona, Santo Peranda, Gambarato, Cantarino und andern Manieriſten, welche gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts lebten. Der neue Schwung, welcher zu Ende des 16ten Jahrhunderts durch Varottari, Al. Turch, Tib. Pinelli und Carlo Ridolfi in die Kunſt zu kommen ſchien, war nur das letzte Auflodern einer verlöſchenden Flamme, und Carlo Sarazeno, Pietro Liberi, Carlotto, Antonio Baleſtra, Giuſ. Nogari, Seb. Ricci, Roſalba

Carriera, Fr. Treviſani, Piazetta und Tiepolo, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, können nur einen ſchwachen Schimmer von der ehemaligen Größe der venetianiſchen Schule geben. — Die Geſchichte der lombardiſchen Schule iſt, da ſie eine Menge kleiner Schulen verſchiedener Städte, Ferrara, Parma, Modena, Mantua, Mailand, Bologna ꝛc. in ſich begreift, eigentlich in der früheren Zeit zu trennen. Allein da durch die Caracci eine Vereinigung aller in die eine bologneſiſche herbeigeführt wurde, ſo kann man ſie mit gutem Grund vereint betrachten. Unter den Stiftern dieſer Schule verdienen außer Giovanni Alighieri (c. 1180), der Handſchriften mit ſchönen Mignaturen verzierte, Galaſſo (c. 1390), Gir. Macchetti, beſonders Lorenzo Coſta und Ercole Grandi († 1531), die Doſſi, Benv. Garofalo, der Freund und Schüler Raphaels, die Filippi und Carlo Boſoni (geb. 1569), ſämmtlich aus Ferrara, genannt zu werden. Unter den Modeneſern zeichnete ſich aus Thomas v. Modena, oder Mutina (c. 1350), den man für einen böhmiſchen Mahler hat halten wollen, Seraſini, Pellegrino, Andr. Beggarelli (c. 1500), Bart. Graſſi, eigentlich aus Parma, Vinc. Foppa (c. 1460), Polidoro und Michelangelo Caravagio, Gand. Ferrari, die Campi, Lomazzo (c. 1550), die Procaccini und Bianchi. Vor allen aber waren die Bologneſer Franco (c. 1370), Vitale, Simone de Croceſiſſi, Lippo, Dalmaſio, der berühmte Franc. Francia (geb. 1450), die Ramenghi, beſonders il Bagnacavallo, Innocenzo da Imola, Tibaldi, Fontano und ſeine Tochter Lavinia, Sabbatini, Sammachini, die Paſſerotti und der antwerpner Dionyſ. Calvart, Lehrer der Caracci, von großem Einfluß. Als der vortrefflichſte unter allen, und als der wahre Repräſentant muß aber Antonio Allegri da Correggio († 1534) angeſehen werden. Seine Verdienſte in Hinſicht der Farbenharmonie, die er durch das Helldunkel bewirkte, und wodurch er alles erreichte, was nur durch Farbengebung zu erreichen ſteht, und die Lieblichkeit und Grazie, welche ſeine Werke umſchwebt, ſind ebenfalls unübertrefflich geweſen, und halten den Vorzügen der andern Schulen die Wage. Seine Nacht, ſein heiliger Georg, ſeine Magdalene in der dresdener Gallerie, ſein Tag, oder heiliger Hieronymus in dem pariſer Muſeum, ſeine Gemählde im Kloſter des heiligen Paulus zu Parma, werden als unvergängliche Denkmäler ſeines hohen Geiſtes bewundert werden. Sein berühmter Nachfolger und Nachahmer, Franceſco Mazzuoli il Parmeggiano († 1540) iſt als einer der größten Meiſter dieſer Schule anzuſehen, obſchon eine gewiſſe Manier und Ziererei an ihm unverkennbar ſind. Nun ſtanden gegen Ende des 16ten Jahrhunderts die drei Caracci, Lodovico, Agoſtino, und Annibale auf, welche die Vortrefflichkeiten aller Schulen zu vereinigen ſuchten. Es gelang ihnen auf dieſem Wege eine ungemeine Höhe zu erreichen, wie ihre Werke im Pallaſt Magnani zu Bologna, im Pallaſt Farneſe und der Kirche St. Michele in Bosco zu Rom ꝛc. unwiderſprechlich beweiſen. Sie ſtifteten in Bologna eine große Schule, aus welcher vortreffliche Männer, der edle und hohe Domenichio, den man faſt als Raphaels Nebenbuhler anſehen kann, der zarte Albani, der kühne und feurige Lanfranco hervorgingen. In ſtetem Kampf mit den Caracci und ihrer Schule lebten die Naturaliſten Michel Angelo da Caravagio, Manfredi, Leon. Spata, zum Theil ſogar Guercino und deren Nachahmer. Aus der Schule der Caracci gingen mehrere Meiſter hervor, welche ſich faſt allein nach Correggio bildeten, die Aretuſi, Bartolomeo Schidone (geb. 1540) und andere. Auch Lanfranco kann in mancher Hinſicht dazu gerechnet werden, wie ſeine Werke in der Kirche

des heiligen Andreas zu Rom ꝛc. beweiſen. Dagegen bildete ſich Guido Reni (geb. 1575), deſſen Aurora im Pallaſt Borgheſe und St. Michel bei den Kapuzinern in Rom ſeinen Ruhm ewig begründet haben, einen aus Correggios und Caravaggios Behandlungsart zuſammengeſetzten originellen Styl. Albani (geb. 1578), deſſen Gallerie Verospi alle übrigen Arbeiten übertrifft, blieb mehr ein idylliſcher Mahler, ſein Styl war aber ebenfalls eigenthümlich. Domenichinos (geb. 1581) größtes Verdienſt beſtand in Reichthum an Erfindung und Ausdruck, Einfachheit und Schönheit der Gruppirung, und näherte ſich dadurch der römiſchen Schule, ungeachtet die Vortrefflichkeit ſeiner Färbung auf ſeine Abſtammung als lombardiſcher Mahler hindeutet. Sein unſterbliches Gemählde, die Communion des heil. Hieronymus, für die Kirche della Carita in Rom, jetzt im pariſer Muſeum, und das Leben der heil. Cecilia in der Capelle des heil. Ludwig, haben ſeinen Ruhm für die fernſten Zeiten begründet. Noch verdienen eine Auszeichnung Francesco Geſſi Cervi († 1630), Guido Cagnacci, die Billiena, die Mola, Al. Tiarini († 1668), Curti il Dentone, Cavedone, und beſonders Guercino da Centa († 1666), deſſen heilige Petronilla, gegenwärtig im pariſer Muſeum, dergleichen ſein David und Abigail, für den Cardinal Barberini, einen der vortrefflichſten Meiſter bewähren. Endlich ſind die Gennari, Bart. Ceſi, Lucio Maſſari, Viani († 1709), Cignani († 1719), als die letzten guten Sprößlinge dieſer Schule anzuſehen. — Es ſind noch außer dieſen vier Hauptſchulen, deren jede ſich durch beſondere Vorzüge auszeichnet, zwei Orte, nämlich Neapel und Genua, in Hinſicht der Mahlerei merkwürdig. Unter den Neapolitanern ſind Tommaſo da Stefani (c. 1250), Fil. Teſauro, Simone († 1360), Colantonio di Fiori († 1499), Solario il Zingaro († 1455), Antonello da Meſſina, von welchem van Eyck die Oelmahlerei erlernt haben ſoll, Sabatino († 1545), die Criscuoli, Corenzio, Ribera il Spagnoletto (geb. 1593), ein fleißiger und talentvoller Naturaliſt, Salvator Roſa († 1673, ein feuriger, jedoch das Edle nie erreichender Geiſt, Pieti il Calabreſe († 1699) und Luca Giordano († 1705), der eine unzählige Menge geiſtreicher Werke hinterlaſſen hat, vorzüglich zu bemerken. Auch Solimena († 1748) und Franc. di Mura († 1782) haben noch einigen Werth. Die Genueſer beſitzen einen Semini (c. 1500), Luca Cambiaſi († 1585) Pagai (c. 1600), Strozzi († 1644), Caſtiglione († 1670), Gaulli († 1709) und andere, welche aber doch nicht unter die vorzüglich ausgezeichneten ital. Mahler gerechnet werden können. — Als ein Mittelglied zwiſchen der Mahlerei und Bildhauerkunſt (was dieſe auch insbeſondere bei den Italiänern betrifft, ſ. d. Art. Bildhauerei) muß die Moſaik betrachtet werden, welche ungeachtet ihrer großen Unvollkommenheit im Allgemeinen, in Rom und Florenz dennoch außerordentlich weit gebracht worden iſt. Die römiſche Moſaik beſteht darin, daß kleine kubiſch geſchliffene Steine, oder Glasſtücke, von verſchiedenen Farben und Abſtufungen, mittelſt Kittes an einander geſetzt und befeſtigt werden, ſo daß ſie Gemählde nachahmen. Schon Taſi, Giotto und Cavallini, ſein Schüler, verfertigten dergleichen. Um 1600 arbeitete Zucca in Rom viel in dieſer Gattung, ferner Calandra (c. 1630), und gegen das Ende dieſes Jahrhunderts Chriſtofano, der eine beſondere Schule errichtete. Da in der Peterskirche die Gemählde durch Feuchtigkeit litten, ſo ſetzte man die meiſten derſelben in Moſaik und nahm die Originale weg. Die Copien nach Guercino's Petronilla und Domenichino's Hieronymus zeichnen ſich in dieſer Art vorzüglich aus, allein das ganze Unternehmen bleibt doch nur

Fabrikarbeit. Die florentiniſche Moſaik dagegen beſteht aus ganzen Steinen von bedeutender Größe, ſogar Edelſteinen, welche ſo zuſammengeſtellt werden, daß ſie Thiere, Früchte, Blumen u. ſ. w. vorſtellen. Daccio aus Siena († 1357) und ſeine Schüler haben auf dieſe Weiſe den Boden des Doms von Piſa ausgelegt. Allein auch dieſe Arbeiten gränzen mehr an Fabrikarbeiten, und die Namen derjenigen, welche ſie unternahmen, ſind meiſtens ganz verloren gegangen. — Es muß auch hier die Kupferſtecherkunſt erwähnt werden, als in welcher die Italiäner ſich ebenfalls vortheilhaft ausgezeichnet haben. Noch immer ſtreitet Italien ſich mit Deutſchland um die Erfindung dieſer trefflichen Kunſt. Tomaſo Finiguerra (c. 1460), ein Florentiner, iſt nach Vaſari's Angabe, der erſte bekannte Meiſter dieſer Kunſt, welcher ſie dem Baccio Bandini mittheilte. Ihnen folgte der auch als Mahler erwähnte Montegna, allein erſt Marco Antonio Raimondi von Bologna (c. 1500) brachte eine größere Freiheit in ſeine Kupferſtiche. Er bildete ſich nach Dürers ihm bekannt gewordenen Blättern, und ſtach ſie ſogar nach. Seine Arbeiten nach Raphael (der ihm ſelbſt oft die Contouren auf die Platte gezeichnet haben ſoll) und andern, werden wegen der Vortrefflichkeit der Zeichnung, die darin herrſcht, ſtets von großem Werth bleiben. In ſeiner Manier, aber immer noch mit Meiſterhaftigkeit, arbeiteten Bonaſone, Marco di Ravenna, Beatricetto, die Ghiſi aus Mantua und andere. Auch verdienen, jedoch in einer andern Art, Agoſtino Caracci, Parmeggiano, Carlo Maratti und Pietro Teſta genannt zu werden, welche vortreffliche Sachen mit der Radiernadel hervorgebracht haben. Stefano della Bella zeichnete ſich durch kleine geiſtreich und nett ausgeführte Arbeiten aus. Unter den Neueren, welche die Vortrefflichkeit der Zeichnung der früheren Meiſter nicht in ſo hohem Grade beſitzen, dagegen eine, den frühern Kupferſtechern faſt unbekannte, affektvolle und fleißige Behandlungsart einführten, verdienen Cunego, bekannt durch ſeine Stiche nach Michel Angelo, Domenichino u. ſ. w. im hamiltonſchen Werke, Volpato, deſſen raphaelſchen Stanzen ein ſteter Ruhm gewiß iſt, und Bettelini vor allen eine Erwähnung. Allein keiner hat dieſe Art der Kupferſtecherkunſt auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, als der noch lebende Florentiner, Raphael Morghen, deſſen Abendmahl nach Leon. da Vinci, Verklärung nach Raphael und Stunden nach Pouſſin, die vortrefflichſten Arbeiten in ihrer Art bleiben werden. Dm.

Ithaca, die kleine Inſel im ioniſchen Meere, welche neben Cefalonia (dem alten Cephalenia) liegt, und das Vaterland des berühmten Ulyſſes war. Die ganze Inſel beſteht aus einem Felſen von geringem Umfange, auf welchem uns Homer einen Berg mit Namen Neion, und daneben die Stadt Ithaca, ferner einen Rabenfelſen Coraconpetra, eine Quelle Arethuſa und einen Hafen Reithron bemerken läßt. Nach einigen Schriftſtellern wird ſie jetzt Val di Compare, nach andern aber Dhaki (Theaki), auch klein Cefalonia genannt. Der Hafen Reithron wird jetzt Porto Vati genannt.

Irion, König in Theſſalonien, war nach der ſehr verſchiedenen Angabe der Schriftſteller entweder ein Sohn des Antion und der Perimele, oder des Aeton, oder des Mars und der Piſide, oder des Phlegias, oder des Leonteus, und ein Enkel des Periphas, eines Sohns des Lapithas, welcher letzterer der Stammvater der Lapithen war. Er heirathete die Dia, des Dejoneus Tochter, mit welcher er den Pirithous zeugte. Weil er ſeinem Schwiegervater die Hochzeitgeſchenke, mit

welchen damals die Braut gelöst werden mußte, verweigerte; ſo raubte ihm dieſer dafür ſeine Pferde. Irion beſchloß dafür heimlich Rache zu nehmen. Daher verſtellte er ſich, und lud den Dejoneus zu einem Feſte ein. Als dieſer gekommen war, ließ er ihn durch eine verborgene Falle in einen feurigen Ofen fallen, in welchem er von den Flammen verzehrt wurde. Doch reuete nachher den Irion dieſe Grauſamkeit; ja, er wußte ſich ſogar bei den Göttern dergeſtalt beliebt zu machen, daß ihn Jupiter zum Eſſen einlud. Hier verliebte er ſich in die Juno: dieſe täuſchte ihn, und er umarmte ſtatt ihrer eine Wolke, aus welcher Umarmung die fabelhaften Centauren entſprungen ſeyn ſollen. Nach einer andern Meinung zeugte er mit eben dieſer Wolke den Hyperphialus, von dem die übrigen Centauren abſtammten. Nach dem Pindar zeugte er die Centauren mit Pferden. Irion ward wegen des begangenen Frevels von den Göttern beſtraft, und Jupiter ſchleuderte ihn mit einem Blitze in den Tartarus, wo er ihn mit Schlangen an ein Rad feſſeln ließ, das vom Sturmwinde in ewigen Kreiſen herumgetrieben wurde.

Jod.

Jacob, Iſaaks Sohn und Abrahams Enkel, iſt als der letzte unter den Patriarchen und als der ächte Stammvater der Juden merkwürdig. Schon im Mutterleibe uneinig mit ſeinem erſtgebornen Zwillingsbruder Eſau, hielt er bei der Geburt deſſen Ferſe, daher ſein Name Jacob (Ferſenhalter, der dem andern ein Bein unterſchlägt). Verzärtelt durch die Vorliebe ſeiner Mutter, häuslich und weich mochte er ſich überhaupt der Vortheile des Lebens lieber durch Liſt, als mit männlichen Trotz bemächtigen. Er erſieht als Jüngling die Gelegenheit, ſeinem Bruder, da er eben hungrig von der Jagd kam, das wichtige Recht der Erſtgeburt für ein Linſengericht abzuhandeln und auf Anſtiften der Mutter den erſten Segen, an dem das Erbe der herrlichen Verheiſſung Abrahams hing unter der Maske Eſau's von dem blinden und ſchwachen Iſaak zu erſchleichen. Dem Zorne des gekränkten Bruders muß er nun entfliehen und auf dem Wege zu Laban, dem Bruder ſeiner Mutter, wird ihm die erſte Beſtätigung, daß das Erbe jener göttlichen Verheiſſung auf ihn übergegangen ſey. Er ſieht im Traume eine bis in den Himmel reichende Leiter, auf deren Sproſſen Engel auf- und abſteigen und über der der ſchützende Gott ſeines Stammes, den er ſich außer Iſaaks Zelten nicht nahe geglaubt, ihm verkündigt: der Segen Abrahams ruhe auf ihm. Seit dieſer Viſion hält er den Glauben, daß Jehova ihn ſchütze und zum Stammvater eines großen Volkes auserſehen habe, feſt. Dieſer Glaube und die Liebe, die Labans Tochter Rahel ihm eingeflößt, iſt nun ſeine Stütze während der beſchwerlichen Jahre, die er bei den Heerden, dieſes Oheims um die Geliebte dienen muß. Denn nachdem er ſich ſchon für dieſen Lohn zu ſieben Dienſtjahren verpflichtet hat, erkennt er in der verſchleierten Braut, die ihm zugeführt wird, die ungeliebte Lea, die ältere Schweſter der Rahel und muß um dieſe dazu zu erhalten noch einmal ſieben Jahre dienen. Außer dieſen 14 Jahren dient er noch ſechs um eine Heerde, die er ſein nennen will, und indem er dabei ſeinem Schwiegervater auf eine ſehr ſinnreiche Art (1 Moſ. 30, 27—43.) Betrug mit Betrug vergilt, erwirbt er ein beträchtliches Eigenthum, mit dem er ſammt Weibern und Kindern entflieht. Laban ſetzt ihm nach, und kaum hat er dieſen beſchwichtiget, ſo muß er auf dem Wege nach der 20 Jahr entbehrten Heimath wieder das begegnende Heer der Knechte Eſaus fürchten. In dieſer Angſt ſucht er Hülfe im Gebet, und die Nacht hindurch ringt ein Mann mit ihm bis die Morgenröthe anbricht. Jacob geht als Sieger, doch mit gelähmter Hüfte, aus dem Kampfe und wird von ſeinem Schutzgott, den er in dieſem Kämpfer erkennt, zum ewigen Gedächtniß Iſrael d. h. Held Gottes genannt. Iſrael wird nun der Ehrenname ſeines ganzen Hauſes und die Juden heißen nach ihm Iſraeliten. Ob er dieſen Namen nun durch die Stärke ſeines Vertrauens im nächtlichen Gebet verdiente und ſein Sieg nur die göttliche Erhörung war, oder welche Deutung man dieſer ſeltſamen Kampfgeſchichte ſonſt unterlegen mag, Jacob ging als ein Iſrael d. h. muthiger und ſtärker im Herzen dem gefürchteten Tage des Zuſammentreffens mit Eſau entgegen und wußte den rauhen aber edlen Bruder durch zuvorkommende Unterwürfigkeit zu verſöhnen. Die Rückkehr zu den väterlichen Zelten macht

einen merklichen Abſchnitt in der Charakterbildung Jacobs. Jene zweideutige Schlauheit und Erwerbſamkeit, worin er ein eben nicht ehrwürdiges Original unter den Patriarchen und das Vorbild des jetztlebenden Geſchlechts ſeiner Nachkommen iſt, ſcheint wie ſpäter bei dieſem gedrückten Volke ſchon bei ihm nur das Nothmittel geweſen zu ſeyn, ſich unter den zwangvollen Verhältniſſen der Abhängigkeit durchzuwinden. Als ſelbſtſtändiger Hausvater und Herr ſeines Eigenthums zeigt er ſich nun ſeiner Väter werth und dem Abraham, wenn auch nicht an Kraft und Größe, doch an Frömmigkeit und zärtlichem Vaterſinn gegen die Seinigen ähnlich. Aber gerade von ihnen mußte er die meiſten Kränkungen erfahren. Da er zwei rechtmäßige Frauen und dazu nach Landesſitte noch zwei Mägde derſelben Bilha und Silpa als Beiſchläferinnen, alſo 4 Weiber mit 12 Söhnen und einer Tochter zuſammenzuhalten hatte, konnte es ihm auch an häuslichem Zwiſt und Kummer nicht fehlen. Die geliebte Rahel ſtarb ihm bald nach ſeiner Heimkehr, ſeine Tochter Dina ſchändete ein Fürſtenſohn der Hevither und ſeine unbändigen Söhne rächten ſie durch Mord und Plünderung an dieſem Volke. Er konnte es eben ſo wenig hindern, als die Blutſchande ſeines älteſten Sohnes Ruben mit der Bilha, denn nachgeben, dulden und für die Fehltritte ſeiner Jugend büßen ſchien nun einmal ſein Loos. Das größte Herzeleid machte ihm aber der Verluſt ſeines geliebteſten Sohnes Joſeph, deſſen blutiges Kleid die Brüder, die den Beneideten an eine ismaelitiſche Handelskaravane verkauft hatten, als das Zeichen, daß er von wilden Thieren zerriſſen worden ſey, dem bekümmerten Vater brachten. Doch eben dies Unglück entſcheidet das Schickſal des Hauſes Iſrael. Joſeph, durch ſeine Weisheit am Hofe der Pharaonen zu den höchſten Ehrenſtellen emporgeſtiegen (ſ. d. Art. Joſeph) erkennt ſeine Brüder, da ſie um Getreide einzukaufen nach Aegypten kommen, verzeiht ihnen und ruft das ganze Haus ſeines Vaters aus Canaan, um in einer fruchtbaren Gegend Aegyptens zu wohnen. So umarmte der alte Jacob nach langen Jahren den todtgeglaubten Liebling wieder und genoß unter ſeinem mächtigen Schutze noch ein glückliches Alter. Kurz vor ſeinem Tode verſammelte er ſeine Söhne um ſein Sterbebett, und ſprach über jeden einen beſondern Segen voll bedeutender Ahnung des Charakters und der künftigen Schickſale ſeines Stammes aus (ſ. d. Art. Hebräer). Seinem vierten Sohne Juda gab er darin den Vorzug der Erſtgeburt, deſſen Ruben durch jene Unthat und Simeon und Levi durch den Mord der Hevither ſich unwürdig gemacht hatten; ſeinen Enkeln, den Söhnen Joſephs, Manaſſe und Ephraim verlieh er aber gleiches Recht mit ſeinen übrigen Söhnen. Der Stamm Juda wurde auch wirklich der mächtigſte unter den 12 Stämmen der Hebräer, und nach ihm nennen ſie ſich noch jetzt Juden. Jacobs letztem Willen gemäß begrub ihn Joſeph im Erbbegräbniſſe Abrahams vor dem Haine Mammre in Canaan. Den reichhaltigen poetiſchen Stoff, den die Scenen aus Jacobs Leben in der heil. Urkunde darbieten, hat die Kunſt mannichfach verarbeitet und in der That war es nicht ſchwer eine Geſchichte in das Gebiet der Poeſie zu ziehn, die ſchon an und für ſich durch die lebendige Individualität ihrer Situationen, durch wunderbare Verwickelungen und unerwartete Auflöſungen anzieht und rührt. Unerweislich ſcheint aber die Meinung einiger Neuern, daß die Geſchichte Jacobs mythiſch und der vielgeprüfte Patriarch nicht einmal eine hiſtoriſche Perſon, ſondern entweder der ränkevolle Kronos, oder der gewandte Hermes oder gar der hinkende Hephäſtos der vorderaſiatiſchen Mythe und die Zahl ſeiner Söhne nur ein Symbol der 12 Monate des Sonnen-

jahres ſey. Die Erzählung, die die heil. Urkunde von dem Leben dieſes Patriarchen giebt, trägt zu ſehr das Gepräge einfacher Naturwahrheit und hängt zu genau mit der unbeſtrittenen ſpäteren Geſchichte und Verfaſſung des jüdiſchen Volks zuſammen, als daß ſie nicht ſchon auf feſtem hiſtoriſchem Boden ſtehen ſollte. Und wenn die Mythen des Alterthums im Laufe der Zeit ihre Bedeutung verloren, ſo mußte die Geſchichte Jacobs um ſo mehr an Bedeutung und Wichtigkeit gewinnen, je herrlicher ſich der in ihr ſichtbare Gang einer weiſen und vergeltenden Vorſehung, den die dichteriſche Einkleidung der Geſpräche des frommen Patriarchen mit Gott keinesweges verdächtig macht, durch die ſpätere Leitung ſeines Volks und durch das Chriſtenthum ſelbſt entwickelt und gerechtfertigt hat.

E.

Jacob I. von England (als König von Schottland Jacob VI.), ein Sohn Heinrich Stuarts und der unglücklichen Marie, ward 1566 geboren. Marie war im vierten Monate ſchwanger mit ihm, als der bekannte Rizzio vor ihren Augen erſtochen wurde. Daher ſoll Jacob während ſeines ganzen Lebens vor einem bloßen Degen gezittert haben, ſo viele Mühe er ſich auch gegeben, dieſe natürliche Schwäche zu beſiegen. Nach dem Tode Eliſabeths, die ſeine Mutter hatte hinrichten und ihn ſelbſt zu ihrem Nachfolger erwählen laſſen, beſtieg er 1603 den engliſchen Thron und vereinigte alſo Schottland, Irrland und England mit einander. Er begann ſeine Regierung mit einem Edikte, durch welches alle katholiſche Prieſter aus dem Reiche verbannt wurden. Eine Verſchwörung gegen das Leben des Königs, der Familie deſſelben und der Vornehmſten des Reichs war eine Folge davon; 36 Fäſſer mit Pulver ſollten das Gebäude, in welchem der König und das Parlament ſich zu verſammeln pflegen, in die Luft ſprengen. Ein anonymer Brief, in welchem einer der Verſchwornen ſeinen Freund von dem Beſuche der Verſammlung abrieth, gab Veranlaſſung zur Entdeckung dieſer Verſchwörung. Man fand die Fäſſer und daneben einen Mann, der damit beauftragt war, wenige Stunden nachher die Fäſſer anzuzünden. Nun legte Jacob I. den Katholiken den berühmten Eid auf, vermöge welches ſie ſchwören mußten, dem Könige zu gehorchen und gegen die Macht des Papſtes, Könige abzuſetzen und die Unterthanen derſelben ihrer Pflicht gegen dieſe zu entbinden, zu proteſtiren. Ob nun gleich ſeine hierauf folgende Regierung ſich durch einen 22jährigen Frieden auszeichnete, in welchem der Handel blühte und das Volk im Ueberfluß lebte; ſo wollte doch die Inconſequenz des Zeitalters, daß eben dieſe Regierung ſowohl im Lande ſelbſt, als bei den auswärtigen Nationen, verächtlich betrachtet wurde. Man gab Jacob Schuld, daß er, als die vornehmſte Stütze des Proteſtantismus, in Europa, in dem böhmiſchen Kriege nichts zu deſſen Aufrechthaltung gethan, vielmehr ſeinen Schwiegerſohn, den Churfürſten von der Pfalz, verlaſſen, überhaupt diplomatiſch unterhandelt hätte, wo er mit dem Schwerte in der Hand hätte ſtreiten müſſen; daß er von den Höfen zu Wien und Madrid gleich ſehr betrogen worden ſey, und berühmte Geſandten geſandt habe, wo er hätte Verbündete ſuchen ſollen. Indeſſen würden dieſe Vorwürfe, die ihm immer nur noch von außen her gemacht wurden, nichts von ſeinem Credite im Innern entriſſen haben, wenn er dieſen nicht ſelbſt und unmittelbar durch die Herrſchſucht zu ſchwächen begonnen hätte, mit welcher er das Parlament in einer ſteten Abhängigkeit von ſich erhalten wollte. Dieſes widerſetzte ſich, und nun entſtanden 1621 die beiden Parteien der Torys, welche für den König, und der Wighs, welche für das Volk ſtritten. Jacob I.

ſtarb am 8. April 1625 und hinterließ den Ruf eines mehr indolenten, als friedfertigen, eines mehr ſchwachen, als guten Fürſten. Doch kann man ihm wahrhafte Herzensgüte, Kenntniſſe, Gelehrſamkeit und Staatsklugheit durchaus nicht abſprechen. Er gefiel ſich als öffentlicher Redner, zog aber durch den Pedantismus, mit welchem er redete, oft bittere Critiken auf ſich. Er war freigebig bis zur Verſchwendung. Einer ſeiner Lieblinge ſah einſtens eine Laſt Geldes in den königlichen Schatz tragen und äußerte gegen ſeinen Nachbar, daß ihn der Beſitz dieſes Geldes ſehr glücklich machen würde. Der König, welcher dies hörte, ließ dem Günſtlinge auf der Stelle die ganze Summe ſchenken. Dieſe Freigebigkeit ſetzte ihn aber oft ſelbſt in die größte Verlegenheit. Als er eines Tages ſpazieren fuhr, ward er mitten in den Straßen von London wegen 50 Louisd'or, welche der Hoſſattler zu fordern hatte, von Gerichtsdienern arretirt. Seine Leibwache wollte dieſe in die Flucht ſchlagen; er aber verbot es, bezahlte die Summe und ſagte: „Wer Geſetze gibt, muß ſie auch am erſten beobachten.“ Uebrigens fing, wie ſchon oben geſagt, das Reich unter ſeiner Regierung zu blühen an: engliſche Colonien entſtanden in Amerika; der Ackerbau machte die größten Fortſchritte. Künſte und Wiſſenſchaften bildeten den Geiſt der Engländer und verſchönerten das geſellſchaftliche Leben derſelben. Jacob war der erſte, der ſich den Titel König von Großbritanien beilegte. Am gerechteſten ſcheint man ihm ſeine blinde Liebe gegen verächtliche Günſtlinge, unter denen insbeſondere der berüchtigte Herzog von Buckingham (ſ. d. Art.) ſich auszeichnete, zum Vorwurfe machen zu können. Sein Sohn, Carl I., folgte ihm in der Regierung, und ſeine Tochter Eliſabeth ward an Friedrich V., Churfürſten von der Pfalz, verheirathet. Die Nachkommenſchaft aus dieſer Ehe beſtieg in der Folge den Thron von England. Unter den literariſchen Werken, welche wir von Jacob I. haben und welche 1619 in einem Foliobande zu London herausgekommen ſind, nennen wir als die merkwürdigſten: Basilikon doron (das königliche Geſchenk), worin er zum Beſten ſeines Sohnes Heinrich, der früh verſtarb, vortreffliche Grundſätze zum Unterrichte der Könige entwickelt. Dies Werk ward drei- oder viermal in latein. Sprache, und dann auch in der franzöſiſchen Ueberſetzung verſchiedene Male aufgelegt; und ſein ſpaßhaftes Werk gegen den Mißbrauch des Tabaks, in welchem er die Gründe, die man damals für den Gebrauch deſſelben angeführt hatte, zu widerlegen ſtrebt.

Jacob II., ſ. d. folg. Artikel.

Jacob III. (auch Ritter St. George genannt), war der vermeinte oder wirkliche Sohn Jacob II. von England. Dieſer hatte, theils durch die wenige Achtung, die er für die Rechte der Nation und für die Grundſätze der engliſchen Verfaſſung bezeigte, theils auch durch ſeinen fanatiſchen Eifer, mit welchem er die katholiſche Kirche wieder einzuſetzen ſtrebte, den größten Theil ſeiner Unterthanen unverſöhnlich gegen ſich aufgebracht. Um ſich gegen die Folgen dieſer unüberlegten Schritte zu ſichern, hatte er ſogar in der Nähe von London ein Heer von irländiſchen und ſchottländiſchen Truppen zuſammengezogen und dadurch das Schrecken und die Beſorgniß des Volks noch mehr vergrößert. Dieſes wurde nun von einem unauslöſchlichen Haſſe gegen einen Monarchen, der das Theuerſte, was es hatte, die proteſtantiſche Religion nämlich, unter die Füße treten wollte, und von Empörung entflammt. Dabei war dem Volke aber ſtets noch der Troſt geblieben, daß der König keinen Sohn hatte und er ſelbſt ſchon bejahrt und ſeine Gemahlin kränklich, es

alſo gar nicht wahrſcheinlich war, daß demſelben noch ein Thronerbe geboren werden würde. Seine beiden Töchter, in der proteſtantiſchen Religion erzogen und an derſelben feſt hängend, mußten denn die Regierung erben und das Volk war zufrieden. Nun aber erſcholl im Jahre 1687 auf einmal das Gerücht, die Königin ſey ſchwanger: ſo groß die Freude und ſo laut der Jubel der katholiſchen Prieſter, der Höflinge und aller Popiſten über dies Ereigniß war, ſo groß war der Schrecken der Proteſtanten und der Argwohn, welcher ſich damit verknüpfte. Selbſt die Katholiken hatten bis dahin an der Möglichkeit gezweifelt, daß die Königin noch einmal gebähren würde und deshalb den Tod derſelben gewünſcht; jetzt aber ward die Sage von einer Prophezeihung eines Prinzen und von einer Wunderwirkung der Mutter Gottes verbreitet. Somit bedurfte es nur noch des Haſſes der Proteſtanten gegen die Katholiken, um den Verdacht entſtehen zu laſſen, als ſey die Schwangerſchaft der Königin erdichtet. Um dieſen Verdacht zu vermehren, kam noch das Beſtreben des Hofes, alle fremde Perſonen aus der Umgebung der Königin zu entfernen und niemanden durch den Augenſchein ſich von der wirklichen Schwangerſchaft derſelben überzeugen zu laſſen, als ein unleugbarer Beweis hinzu, die Schwangerſchaft der Königin ſey erdichtet. Am 10. Jan. 1688 erfolgte endlich unter dem Donner der Kanonen die Niederkunft der Königin, und dem Volke ward durch eine königliche Proklamation kund gethan, daß der Himmel das Land mit einem Thronerben geſegnet habe. Es iſt hier nicht der Ort, die Beweiſe für und gegen die Aechtheit der Geburt deſſelben anzuführen, noch weniger, ſie widerlegen oder bekräftigen zu wollen: nur ſo viel ſey hier angemerkt, daß das Volk an keine Entbindung der Königin von einem Prinzen glaubte und dies laut und öffentlich verkündigte. Die Proteſtanten ſchloſſen ſich nun immer enger und zahlreicher an den Prinzen von Oranien, dem Schwiegerſohn des Königs, an, und noch war der Prinz von Wallis kein halbes Jahr alt, als jener bereits, auf den Ruf der Nation, in England landete und ſeinen Schwiegervater und Schwager vom Throne ſtieß. Jacob II. entfloh mit ſeiner ganzen Familie am 21. Dec. 1688 nach Frankreich, wo er von Ludwig XIV. ſehr freundſchaftlich aufgenommen und ihm das Luſtſchloß St. Germain zur Reſidenz eingeräumt wurde. Von dort aus unterhielt der König eine ſtete Verbindung mit ſeinen Anhängern in Schottland und Irland, mit deren Hülfe er mehrere Verſuche machte, den verlorenen Thron wieder zu erlangen. Im Jahr 1692 ward Jacob II. Gemahlin abermals ſchwanger und gebar, allen bewußt und von niemanden in Zweifel gezogen, eine Tochter, wodurch wenigſtens die Fähigkeit der Königin, geſunde Kinder zur Welt zu bringen, bewieſen wurde. Jacob II. ſtarb 1701, und nun ward der ſogenannte Prinz von Wales öffentlich und feierlich von Ludwig XIV. für den rechtmäßigen König von England, Schottland und Irland anerkannt und Jacob III. genannt, der ſich nun auch ſowohl öffentlich, wie in ſeinem Palaſte als ein ſolcher zu benehmen anfing. Er ward nicht allein von Frankreich, ſondern auch von Spanien, dem Papſte, den Herzögen von Modena und Parma öffentlich anerkannt, dahingegen aber von dem engliſchen Parlamente des Hochverraths für ſchuldig erkannt und auf ewige Zeiten vom Throne ausgeſchloſſen. Ludwig XIV. verſicherte ihn zwar Fortdauer ſeiner Unterſtützung und gab ihm das Verſprechen, ihn wieder auf den engliſchen Thron zu ſetzen. Es iſt jedoch ſehr wahrſcheinlich, daß er, beſonders in der letzten Zeit, Jacob III. nur wie ein Schreckbild betrachtet habe, um mit demſelben England ſtets in Furcht zu erhalten. Unterdeſſen waren in Schottland, wo man

über die Vereinigung dieſes Landes mit England ſehr unzufrieden war, bedeutende Unruhen ausgebrochen, welche Ludwig XIV. zu ſeinem eigenen Beſten und nebenbei auch zu Gunſten ſeines Schützlings zu benutzen beſchloß. Die Zahl der Anhänger Jacobs III. vermehrte ſich täglich in jenem Lande, und es hatte allerdings das Anſehen, als ob eine Ueberkunft deſſelben, die allgemein gewünſcht wurde, auch die Loſung zu einer Empörung in Schottland geben würde. Ludwig XIV. unternahm nun im Jahr 1708 eine Expedition dahin, an deren Spitze ſich Jacob III. befand: der elende, vertheidigungsloſe Zuſtand, in welchen die Parteiſucht der Engländer das Land damals verſetzt hatte, trug dazu bei, die Erwartungen Jacobs zu beleben und ihn einen glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmungen hoffen zu laſſen. Als das Unternehmen Jacobs in England bekannt wurde, ſetzte das Parlament einen Preis von 100,000 Pfund Sterlingen auf den Kopf des Prätendenten; ein Name, deſſen man ſich bei dieſer Verhandlung zum erſtenmale officiell bediente. Die Flotte ankerte an den ſchottiſchen Küſten. Noch ehe man aber darüber einig werden konnte, ob und wo man landen ſollte, erſcholl die Nachricht von der Annäherung einer überlegenen engliſchen Flotte, und nun hatte Jacob nichts eiligers zu thun, als mit der ſeinigen nach Frankreich zurückzuſegeln. Er mußte darauf, eben ſo willenlos, als er der Expedition nach Schottland beigewohnt hatte, als Freiwilliger unter dem Herzoge von Burgund den Feldzug in den Niederlanden mitmachen, wo er, nach dem Zeugniſſe dieſes letztern, manche Beweiſe perſönlicher Tapferkeit zu erkennen gab. Ludwig XIV. ſah ſich von Jahr zu Jahr immer mehr in die Nothwendigkeit verſetzt, Frieden mit den Engländern zu ſchließen, und dieſe machten die Entfernung des Prätendenten und die Anerkennung der Königin Anna zur Hauptbedingung der Friedenspräliminarien. Dieſe hatte bis dahin, wie man verſichert, in geheimem Briefwechſel mit ihrem Bruder, dem Prätendenten geſtanden und ihm ſogar verſprochen, wenn er die proteſtantiſche Religion annehmen werde, zu Gunſten ſeiner die Regierung niederzulegen. Wie es ſich nun auch mit dieſer Correſpondenz und den Geſinnungen der Königin für ihren ſogenannten Bruder verhalten mag; ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß dieſe Verhandlungen durchaus keine Folgen hatten. Im Jahr 1713 erfolgte nun endlich der Abſchluß des utrechter Friedens, in welchem ſich Ludwig XIV. verpflichtete, den Prätendenten ohne irgend eine Unterſtützung für die Gegenwart noch für die Zukunft, aus ſeinen Staaten zu entfernen und die hannövriſche Erbfolge auf keine Weiſe zu ſtören. Nun ſtarb auch 1714 die Königin Anna, ohne die etwanigen günſtigen Geſinnungen, die ſie für den Prätendenten hegte, durch die That und öffentlich zu bewähren. Nichtsdeſtoweniger war immer noch, ſowohl in Schottland, als ſelbſt in England, die Partei der Torys, welche man damals Jacobiten nannte, wider den neuen König Georg und für den Prätendenten. Da nun auch zwiſchen Frankreich und dem neuen Könige von England abermalige Mißhelligkeiten ausgebrochen waren; ſo ſchien dem Prätendenten ein neuer Glücksſtern zu lächeln, der aber bei dem im Jahr 1715 erfolgten Tode Ludwigs XIV. wieder erloſch. Doch zeigte ſich in Schottland, wo er feierlich zum Könige ausgerufen wurde, die Stimmung günſtiger als je für ihn, und dies bewog, im Jahr 1716 eine abermalige Expedition dahin zu unternehmen und wirklich daſelbſt zu landen. Während der Zeit waren aber die ſchottiſchen Aufrührer von den königlichen Truppen völlig geſchlagen worden, und der Prätendent ſah ſich zum zweitenmale genöthigt, Schottland zu verlaſſen und nach Frankreich zurückzukehren. Von

nun

nun an erregte ſein Schickſal mehr Spott, als Mitleid und Unterſtützung, und er ſah ſich von allen ſeinen Freunden, auch ſelbſt von Frankreich, verlaſſen. Dies verſagte ihm den fernern Aufenthalt daſelbſt, und er war gezwungen bei dem Papſte Hülfe zu ſuchen, der ihm und ſeinem zahlreichen Gefolge anfangs in Avignon Schutz und Unterſtützung gab, ihn aber dann nach Italien kommen ließ. Hier ward er überall wie ein regierender König mit den größten Ehrenbezeigungen aufgenommen. Während dieſer Zeit hatte Jacobs Anhang in England und Schottland noch einmal ſein Haupt erhoben und dieſem neue Hoffnung zum Beſitze der engliſchen Krone gemacht. Spanien, welches mit England zerfallen war, trat ſeinen Entwürfen bei und lud den Prätendenten ein, ſchleunig nach Madrid zu kommen. Dieſer ſäumte nicht, der Einladung zu folgen und reiste am 8. Febr. 1719 dahin ab. Um aber den Engländern nicht in die Hände zu fallen, ließ er, während er ſelbſt zu Nettuno auf einem ſpaniſchen Schiffe unter Segel ging, abſichtlich das Gerücht verbreiten, als reiſe er zu Lande über Bologna und Mailand nach Spanien. Dies hatte den Erfolg, daß zwei ſeiner Hofleute, die jenen Weg wirklich genommen hatten, von den Oeſtreichern angehalten wurden, worauf ſich in ganz Europa das Gerücht verbreitete, man habe den Prätendenten gefangen genommen und nach Mailand gebracht. Indeſſen war dieſer glücklich durch die engliſchen Schiffe hindurch geſegelt und am 26. März glücklich in Madrid angekommen. Sein Empfang am dortigen Hofe war der ehrenvollſte, der einem wirklichen Könige zu Theil werden konnte. Schon vor ſeiner Ankunft in Spanien war eine neue Expedition gegen England unter Segel gegangen, aber vom Sturme zerſtreut und genöthigt, in Cadix einen Zufluchtsort zu ſuchen. Nachdem dieſe abermalige Unternehmung geſcheitert war, bekümmerte man ſich auch nun nicht weiter um den Prätendenten, der in Spott und Verachtung ſank und zufrieden ſeyn mußte, daß man ihn von dort heimlich entwiſchen ließ. Am 25. Auguſt landete er wieder zu Livorno, und von nun an begann ſein Leben in Vergeſſenheit zu ſinken und von niemanden bemerkt zu werden. Dennoch faßte er im Jahr 1727 nach dem Tode Georg I. den Entſchluß, noch einmal ſein Glück zu verſuchen, und reiste, vom Papſte unterſtützt, nach Genua ab, um ſich von dort nach England zu begeben. Wie es ihm jedoch auf dieſer Reiſe gegangen, iſt nicht bekannt worden: wir finden ihn in der Folge zu Albano wieder, wo er von nun an ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt nahm, in Ruhe lebte und auch am 1. Jan. 1766 mit Tode abging. Seine Nachkommenſchaft beſtand in zwei Söhnen, Carl Eduard (ſ. d. Art.), der ſeine Anſprüche, aber auch ſein Mißgeſchick erbte und auf welchen der Titel Prätendent überging; und Heinrich Benedict, der ſich dem geiſtlichen Stande widmete, im Jahr 1747 Cardinal wurde und 1806 als der letzte Zweig des Hauſes Stuart ſtarb.

Jacobi (Friedrich Heinrich), der jüngere Bruder des Dichters, wurde geboren zu Düſſeldorf 1743. Vergebens haben wir uns um Nachrichten über ſein früheres Leben und ſeine Bildung bemüht, erſt von der Zeit an, wo er in Pempelfort bei Düſſeldorf, zu Anfange der ſiebziger Jahre, in der vollen Blüthe ſeiner Kraft und Jugend, im Schooß der liebenswürdigſten Familie und umgeben von einer reizenden Natur, ſich ſelbſt ausbildete zu dem, was er geworden iſt, haben wir einige Nachricht über ihn erhalten können. Er wurde nachher jülich- und bergiſcher Hofkammerrath und Zollkommiſſair, geheimer Rath zu Düſſeldorf, und kam 1804 als Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften nach München, wo er noch lebt. Man ſieht, ſein äußeres Leben iſt nicht reich an merkwür-

digen Veränderungen und Begebenheiten; deſto reicher iſt ſein inneres Leben an allem, was ſchone und edle Seelen anziehen kann. Um Jacobi ſtritten ſich zwei Welten, die Welt der Poeſie und der Philoſophie, und ſein hoher Geiſt ſtrebte beide mit einander zu vereinigen. Das Publikum kennt ihn durch Eduard Allwils Briefſammlung (Königsberg), 1792) und durch ſeinen Woldemar (Daſ. 1794) als Dichter, und lernte ihn als Philoſophen kennen durch ſeine Briefe über die Lehre des Spinoza (Bresl. 1789. N. Aufl.), ſein Werk wider Mendelſohns Beſchuldigungen betreffend dieſe Briefe (Leipz. 1786), David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus (Ulm 1795. N. Aufl.). Darüber iſt wohl nur Eine Stimme, daß er als Dichter durch kräftige Darſtellung, treffliche Schilderung der Natur und des menſchlichen Herzens, Wärme und Innigkeit des Gefühls und einen lebendigen, geiſtreichen, kühnen und doch ſichern Ausdruck ſich ungemein auszeichne, und unter den Philoſophen haben ſein ſeltener Tiefſinn, verbunden mit der Originalität und Schönheit ſeiner Darſtellung ihm den Namen des deutſchen Platons erworben. Gleichwohl gibt es nicht leicht einen Schriftſteller, über welchen die Urtheile verſchiedener wären, als ihn, und beinahe ſcheint es, als habe es der Dichter Jacobi mit den Philoſophen von Profeſſion, ſo wie der Philoſoph Jacobi mit den Dichtern verdorben, und es ließe ſich wohl nachweiſen, wie dieſes geſchehen ſey und habe geſchehen müſſen. Der Grund liegt in der eigenſten Individualität Jacobi's, ohne deren Verſtändniß in der That faſt alle ſeine Schriften unverſtändlich ſind. Friedrich Schlegel hat darum etwas ſehr Verdienſtliches und Dankenswerthes gethan, indem er dieſe ſo merkwürdige Individualität zu charakteriſiren unternahm, und wer einen Schlüſſel zu Jacobi's Werken ſucht, darf Schlegels Recenſion von deſſen Woldemar (Kritiken und Charakteriſtiken Bd. 1. S. 1—46) nicht ungeleſen laſſen. Wie auf dieſem Wege in der Poeſie ſein allgemeiner Ton, der ſich über das Ganze verbreitet, und ihm eine Einheit des Colorits giebt, Ueberſpannung ward, und wie er in der Philoſophie zu einem Haſſe der philoſophirenden Vernunft, zu dem Princip der Offenbarung, zu ſeinem Glauben ſtatt des Wiſſens, der Sympathie mit dem Unſichtbaren, der unbedingten Hingebung in die Gnade Gottes kam, iſt hier trefflich entwickelt, und gezeigt, daß Jacobi's Philoſophie in der That nichts anders ſey als der in Begriffe und Worte gebrachte Geiſt eines individuellen Lebens. Unter ſolchen Umſtänden iſts denn wohl nicht zu verwundern, wenn Jacobi's Philoſophie von manchen, welche ſich öffentlich über dieſelbe geäußert haben, für durchaus unverſtändlich erklärt worden iſt, wozu der Grund ſchwerlich allein in der Ermangelung der wiſſenſchaftlichen Form liegen kann. Wie es nun aber damit ſich auch verhalten möge, ſo hat Jacobi doch gewiſſe Verdienſte um die Philoſophie ſich durch ſeine Polemik erworben, worin er die Lücken, die Folgen, den Unzuſammenhang nicht bloß dieſes und jenes Syſtems, ſondern auch der herrſchenden Denkart des Zeitalters mit kritiſchem Geiſt und mit der hinreißenden Beredtſamkeit des gerechten Unwillens aufgedeckt hat. Es war natürlich, daß Jacobi bei ſeiner in ihrer Art einzigen Philoſophie nicht leicht der Schüler eines andern Philoſophen werden, ſondern den Philoſophen des Zeitalters, wenn er mit ihnen in Berührung kam, nur als polemiſirender Kritiker gegenüber treten konnte, und in dieſes Verhältniß kam er mit dem dogmatiſchen Mendelsſohn, dem kritiſchen Kant, dem idealiſtiſchen Fichte und dem pantheiſtiſchen Schelling. Die mit dem Letzteren, durch Jacobi's Schrift von den göttlichen

Dingen und ihrer Offenbarung (Leipz. 1811) veranlaßte Streitigkeit iſt in unſern Tagen zum Theil mit Erbitterung geführt worden. Es iſt hier der Ort nicht, uns auf dieſen Streit einzulaſſen, wir wollen bloß aufmerkſam darauf machen, daß Schelling bei dieſer Gelegenheit etwas hervorgebracht hat, was zur näheren Charakteriſtik und Würdigung Jacobi's dient, ich meine in Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen (Tübing. 1812) den Abſchnitt des Geſchichtlichen, worin nachgewieſen iſt, in welchem Verhältniß Jacobi zu Wiſſenſchaft und Theismus, zu Philoſophie und Religion und zur Literatur überhaupt geſtanden habe. Es bedarf indeß wohl der Erinnerung nicht, daß dieſe Würdigung nicht völlig frei von Einſeitigkeit und mit Behutſamkeit zu gebrauchen iſt. Wem fällt hiebei nicht ein, was Jacobi bereits vor 30 Jahren von ſich ſagte: „Natürlich iſt die Verfolgung, welche derjenige erfährt, der mit Wahrheiten, die herrſchenden Lehrgebäuden zuwiderlaufen, auftritt. Diejenigen, welche ihn nicht faſſen, verachten ihn und höhnen ihn aus; ſie begreifen nicht, wie ein Menſch ſo wenig begreifen, ſo blind und ſo verkehrt ſeyn kann. Die andern ergrimmen, und zwar in demſelben Maaße, wie ſie ihre Wahrheit durch die entgegengeſetzten Gründe angegriffen, ihre Ueberzeugung minder oder mehr erſchüttert fühlen. Hierdurch aber darf ſich niemand abſchrecken laſſen. Einigen Beifall erhält die gründlich vorgetragene Wahrheit immer. Hie und da finden ſich Köpfe, die, wenn kein äußerliches Intereſſe ſie daran verhindert, wenigſtens ſo viel davon aufnehmen, als ſich mit ihren Grundſätzen, ihren Vorurtheilen oder Lieblingsmeinungen zuſammen reimen läßt. Nicht von allen wird derſelbe Theil, ſondern beinah von jedweden ein anderer gewählt, in Schutz genommen, und in einen Zuſammenhang gebracht, der einen andern Zuſammenhang aufhebt. So kommt nach und nach das Ganze in Umlauf, bildet ſich aus und um, läutert und verbeſſert ſich, und die Erkenntniß gewinnt allmählig Vollkommenheit und Fortgang." Wirklich iſt es mit Jacobi's Philoſophie genau ſo gegangen, und die jetzige Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke giebt vielleicht Gelegenheit, dieſe Läuterung zu beſchleunigen. Wie das Endurtheil über ſeine Philoſophie im Ganzen aber auch ausfallen möge, ſein Rang unter den edelſten Wahrheitsforſchern bleibt Jacobi gewiß, und manche tiefgefundnen Schätze, die er zu Tage förderte, gehören zu dem reinſten Gewinn für das Wahre und Gute. Von einer Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke iſt der erſte Band 1812 und der zweite 1815 zu Leipzig erſchienen. dd.

Jacobi (Joh. Georg). Dieſer liebliche, anmuthsvolle deutſche Dichter wurde den 2. Sept 1740 zu Düſſeldof geboren. Um Theologie zu ſtudieren begab er ſich 1758 nach Götting., von da aber, durch die Kriegsunruhen vertrieben, nach Helmſtädt. Nach einem Jahre ging er aber nach Göttingen zurück, um ſeine akademiſchen Studien zu beendigen. Klotz, mit dem er hier in freundſchaftliche Verhältniſſe gekommen, war nach Halle berufen worden, und verſchaffte auch Jacobi den Ruf dahin als Profeſſor der Philoſophie und Beredtſamkeit. In Halle wurde Jacobi mit Gleim bekannt, und dieſe Bekanntſchaft war entſcheidend für ſein ganzes Leben; denn Gleim war es, der das Dichtergefühl vorzüglich in ihm hervorrief und nährte, da der Umgang mit Klotz ihn beinahe zum bloßen Philologen und Critiker gemacht hatte. Ob Jacobi's Leben dann ſo glücklich und harmoniſch geworden wäre, als es geworden iſt, mag uns ſein eigenes Geſtändniß ſagen: „Mit Hülfe der Muſen, ſagt er, ſchuf ich mir eine Welt, ſo reich an Genuß, daß ich dasjenige, was ſonſt am ängſtlichſten geſucht, am ſchwerſten gefunden ward, nicht bedarf, es nicht einmal zu

gebrauchen weiß. In dieſer meiner Welt kann es mir nicht einfallen, nach ſogenannten großen Dingen zu ſtreben, weil ſie mir klein erſcheinen, da hingegen mancher kleine Gegenſtand, den die mehrſten kaum eines flüchtigen Blickes würdigen, ſich in meinen Augen veredelt und mich feſthält; und wie oft haben Dichterphantaſien und die zu ihnen ſich geſellende ſorgenfreie Laune mir die rauhſten Wege geebnet!" Man ſieht aus dieſem Selbſtgeſtändniß zugleich, daß, wenn irgend einer, Jacobi für Gleim geſchaffen war, und in der That nannte man Jacobi und Gleim bald ſtets zuſammen wie Damon und Pythias. Gleim unterließ nichts, ſeinem Freunde jene ſorgenloſe Muſe zu verſchaffen, ohne welche die Bildung des Schönen nicht gedeihen kann, und es gelang ihm, demſelben 1769 eine Präbende am St. Bonifacius- und Mauritiusſtifte zu Halberſtadt zu verſchaffen. Vereint wirkten nun beide, die Ehre unſerer poetiſchen Literatur befördern zu helfen. Unter Gleims Einfluß gab Jacobi ſeine Iris heraus (1774—76, 3 Bändchen), eine Zeitſchrift für das ſchöne Geſchlecht, die zu der Bildung deſſelben gewiß erfreulich gewirkt hat. Zwar hat man an Jacobi nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf von Süßlichkeit, einiger überflüſſiger Breite und Empfindelei gemacht: allein wer mag dann auch Zartheit des Gedankens, Feinheit des Gefühls, Anmuth der Form, ſchönen Fluß des Verſes bei ihm verkennen! Und mag man immerhin jene freundſchaftlichen Liebesbriefe, welche Gleim und Jacobi mit einander wechſelten, belächeln, erfreulicher ſind ſie doch als jene Schmähſchriften, womit Spätere ſich einander in bitterm Haß verfolgten. Uebrigens trifft auch jener Vorwurf nur einen Theil der jacobiſchen Schriften, wie ſie in den ſiebziger Jahren erſchienen (Sämmtliche Werke, Halberſtadt 1773—75, 3 Bde.), und ſchon die Auserleſenen Lieder, welche J. G. Schloſſer 1784 (Baſel) von ihm geſammelt herausgab, und welche zu den lieblichſten gehören, was wir in dieſer Art beſitzen, zeigen keine Spur mehr davon. Immer mehr näherte er ſich der Vollendung, und die Muſe, die ihn bis in ſein Greiſenalter begleitete, ſchien ihm immer höhere Gunſt zu gewähren. Er folgte im Jahr 1784 einem Rufe Josephs II. nach Freiburg im Breisgau, wo er als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften angeſtellt wurde. Während er hier durch Lehre und Beiſpiel mit glücklichſtem Erfolge wirkte, erfreute er das Publikum noch mit der Herausgabe ſeines Ueberflüſſigen Taſchenbuchs (1795—1800) und ſeines Taſchenbuchs Iris (1803 fgg.). Sein eben ſo geſchmackvoller als lehrreicher Auszug aus dem Antikenkabinet des Herzogs von Orleans verdient mehr bekannt zu ſeyn, als er es iſt. Nahe am Ziele des Lebens beſchenkte er das Publikum noch mit einer Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke (Zürich 6 Bde.), und die neue Auflage, die bald davon nöthig wurde, war ein Beweis, daß auch das Publikum in der Theilnahme gegen den lieblichen Sänger nicht lauer geworden war. Völlig unterſchreibe ich das Urtheil eines Unbekannten über dieſe Sammlung, wenn er ſagt: „Wer edle, ſanfte Geſinnungen, wer die Stimme eines reinen und religiöſen Herzens in einer gleichmäßig reinen, leichten und melodiſchen dichteriſchen Sprache gern vernimmt, wer ſich oder einen gewähltern Zirkel auf eine eben ſo unterhaltende als belehrende Art durch abwechſelnde literariſche Aufſätze und Poeſien ergötzen will, der wird Jacobi's Schriften gewiß dazu am angemeſſenſten finden, weil ſie auch im Durchſchnitt auf ein größeres gebildetes Publikum berechnet ſind. Nur etwa in einem Zeitalter, wo die größere Menge eben ſo roh als verbildet wäre, wo nur das Hochtrabende, Groteske, Carikaturmäßige, Uebertragiſche, Ueppige, nur manirirte Nachahmung einſeitiger Originalität

alter oder neuer Nationalität geſucht würde, könnte Jacobi undankbar vergeſſen werden. Er ſucht nicht die großen Gegenſtände des Lebens auf, ſondern weiß die kleinen, indem er ſie unmerklich mit großen oder edlen Ideen verbindet, indem er ſie dem Herzen näher bringt, achtungswerth zu machen. Seine Gedichte haben alle einen ähnlichen gleichmäßigen Charakter. Das herzliche Lied und die Epiſtelform gelingt ihm jedoch beſſer, als das Epigramm und die Satyre. In keinem ſeiner Gedichte wird man aber, bei einem leichten Plane des Ganzen, nicht auch auf einzeln ausgezeichnete Stellen ſtoßen." Am 4. Jan. 1814 endigte ſein ſchönes Leben; er ſtarb geliebt und beklagt von allen, die ihn kannten, auch im Greiſenalter noch zu früh, denn ſchön wie ſeine Lieder war ſeine Seele, ſanft, theilnehmend, wohlwollend, liebevoll ſein Herz. dd.

Jacobiner. Der böſe Dämon der franzöſiſchen Revolution, welcher wie ein giftiger Wurm in dem Baume der Freiheit ſaß, Wurzel, Mark und Frucht deſſelben verdarb, und in jede Hoffnung der beſſeren Menſchen, in die Plane eines Mounier, Clermont Tonnere, Lolly Tolendal u. a. ſeine Drachenzähne ſäete, ſo daß auf die Morgenröthe einer glücklichern Zeit ein blutiges Vierteljahrhundert voll Jammer und Thränen folgte, heißt **Jacobinismus**. Er ging nicht wie **Robiſon**, und nach ihm **Barruel** ſich und Andere einbildete, aus den geheimen Geſellſchaften, ſondern zunächſt aus der **Ungeduld** Aller, die vielfach ſchmerzliche Krankheit des Staats ſchnell geheilt zu ſehen, und aus dem heftigen, leidenſchaftlichen, ſtolzen, verwegenen **Charakter der franzöſiſchen Nation** hervor; er vereinigte mit ſich Alles, was politiſcher Fanatismus Schreckliches, und liſtige Demagogenwuth Gefährliches hat. Religion und Sitte blieben fern von ihm; dagegen führte in ihm den geheimen Vorſitz zügelloſe, vor keinem Verbrechen erſchreckende Selbſtſucht. Sie täuſchte durch ihre Larve, die Freiheit, Gleichheit, Republik hieß; ſie ſchreckte durch den Dolch, den ſein die Wage des Geſetzes warf. Ihr Loſungsgeſchrei war Königsmord. Dieſer Jacobinismus war älter als der **Jacobinerclubb**, bildete ſich aber in demſelben aus und überlebte ihn. Ja er ſinnt noch jetzt in Frankreich auf neue Pläne. Unſtreitig gab es in dem Clubb Männer von großen Talenten, vorzüglich von einer ſeltenen Energie und eiſernen Conſequenz des Charakters; auch kann man nicht leugnen, daß der von ihnen organiſirte Terrorismus Frankreich im Jahr 1793, vom politiſchen Untergange rettete. Dieſer Terrorismus mußte mit der Schließung der Verſammlungen der Jacobiner im Jahr 1795 verſtummen; er lebte aber von neuem auf in Napoleons militäriſcher Diplomatik, und bewirkte eine Zeitlang Wunder. Eben ſo wahr iſt es, obgleich in ſeltenen Fällen, daß rechtliche Männer Jacobiner waren; allein entweder täuſchten ſie ſich ſelbſt durch Schwärmerei; oder ſie waren durch politiſche Verbindungen hineingezogen und konnten nicht zurück, oder ſie hofften, durch ihre Stimme und ihren Einfluß die Mehrheit auf den beſſern Weg hinzuführen. Gewöhnlich wurden ſie das Opfer dieſes kühnen Wageſtücks. Eine Menge ſchwache, furchtſame, charakterloſe Egoiſten endlich ſchloſſen ſich an die Jacobiner-Coryphäen mit franzöſiſchem Leichtſinn, oder weil es Mode war, an; oft auch nur um ihrer perſönlichen Sicherheit willen. Dieſe ſogenannten freres dupes mußten wider ihren Willen mithandeln: denn die Häuptlinge hatten ſie bald durchſchaut, und trieben ſie mit furchtbarer Gewalt in den Wirbel der politiſchen Ruchloſigkeit hinein. Entſchieden iſt es, daß der Jacobinismus die Freiheit getödtet und ſein eigenes Kind, die Republik, ermordet hat: denn er vernichtete die **Freiheit der Berathſchlagung** in der Ver-

ſammlung der Stellvertreter der Nation. Statt, daß die Ueberlegung bis zum Augenblicke der Abſtimmung frei ſeyn ſollte, wurde ſie lange vorher in der Verſammlung der Jacobiner beſtimmt und gebunden. Alles war ſchon, oft willkührlich oder durch Ueberliſtung, im Clubb feſtgeſetzt, ehe man es der Nationalverſammlung aufdrang. Uebrigens war der Charakter des Jacobinismus ſo veränderlich, wie der Nationalcharakter ſelbſt. Dies über Jacobinismus im Allgemeinen. Die Geſchichte des Jacobinerclubbs iſt folgende. Vor dem Ausbruche der Revolution hatten ſich in Paris, wo ſchon längſt ſogenannte Bureaux d'esprit, oder geſellſchaftliche Unterhaltungen über literariſche und belletriſtiſche Gegenſtände üblich geweſen waren, vorzüglich ſeit dem amerikaniſchen Freiheitskriege, nach dem Beiſpiele der londoner debating sociéties, gewiſſe Geſellſchaften gebildet, in welchen man über politiſche Ideen ſprach, und faſt allgemein zu republikaniſchen Anſichten ſich hinneigte. Großbritannien und Nordamerika reizte die geiſtvollen Franzoſen zur Nachahmung, ihren Nationalſtolz aber zur höhern Ausbildung des gegebenen Beiſpiels. Raynal und Rouſſeau wurden begierig geleſen; und der lebhafte, ungeſtüme, leichtſinnige Charakter der franzöſiſchen Sprecher und Denker blieb nicht bei der ruhigen Spekulation ſtehen. Ihre Keckheit trieb alles bis auf die Spitze; und bei der völligen Gemüthloſigkeit der meiſten, die nur kalte Verſtandesmenſchen und kühne Selbſtlinge von ſehr verdorbenen Sitten waren, mußte das philoſophiſche Unrecht eines Ariſtoteles, Grotius und Locke, in dieſen Titanenköpfen endlich bis zu einer ſpekulativen Raſerei geſteigert oder in eine politiſche Meinungs-Deſpotie umgeſtaltet werden, die um ſo weiter um ſich griff, je mehr ſie dem eiteln Stolze der Nation, neu und außerordentlich, oder in ihrer Staatsverfaſſung Original zu ſeyn, zuſagte. Nur ſo läßt ſichs erklären, daß unwiſſende Emigranten und ſpäterhin Geoffroy, Mad. Genlis, ſelbſt Laharpe und ähnliche, durch äußere Rückſichten beſtochene Tonangeber und ihre Nachbeter, die vornehmen Stände außerhalb Frankreich, England ausgenommen, wo der gerade Sinn des einen Theils dem furchtſamen Argwohn des andern die Wage hält, die Philoſophie als die Urheberin des Jacobinismus und der franzöſiſchen Revolution bezeichnen und ſie dadurch, wie ſie vermeinten, brandmarken konnten. Es iſt wahr, Voltaire, Alembert, Friedrich II. griffen Vorurtheile mit allen Waffen ihres Witzes an. Sie verſchonten in ihrem geiſtigen Uebermuthe ſelbſt das Ehrwürdige nicht, wenn ſie Vorurtheile an demſelben haften ſahen. Hier war aber kein Plan, den Altar und den Thron umſtoßen, Gottloſigkeit dagegen, Atheismus und Anarchie einführen zu wollen. Männer wie Diderot traten zwar die gewöhnlichen Formen der Sitte und Meinung mit ihrem Naturſtolze zu Boden; ihre Nachbeter übertrieben dies ſogar: aber nirgends ward es zum Zwecke eines Bundes gemacht! Natürlich befanden ſich eine Menge kräftiger und kühner Menſchen in den verſchiedenen geheimen Geſellſchaften, und gingen aus dieſen in den Jacobinerclubb über. Politiſche Ideen wurden Lieblingsgegenſtand der Unterhaltung. Die Zeitbedürfniſſe liehen ihnen doppelten Reiz. Wer dünkte ſich da nicht weiſe genug, den Philoſophenmantel umzunehmen! Alle Leidenſchaften verwirrten die Begriffe; da mußte wohl die Sophiſtik einiger Schreier den geſunden Menſchenverſtand immer mehr betäuben, und die Schwachen bethören! Ja die Wuth dieſer ſogenannten Philoſophen, welche von der Philoſophie ſo weit entfernt waren, wie die himmelſtürmenden Titanen von den Bahnen der Aſtronomie, wuchs an Kraft, ſo wie ſich die Hinderniſſe mehrten; mit jedem Hinderniſſe aber, das ſie beſiegten, ſtieg auch

ihr Stolz und ihre Kühnheit. Dieſe innern, aus dem Nationalcharakter überhaupt, wie aus der inſtinktartigen Selbſtſucht und Sittenverdorbenheit der meiſten Häuptlinge, denen jede der Menſchheit wohlwollende Grundidee und das Gefühl der Liebe gänzlich mangelte, hervorgegangenen Urſachen der Bösartigkeit des im Jacobinerclubb vorherrſchenden Revolutionsgeiſtes ſind aber nicht die einzigen Quellen jenes praktiſchen Wahnſinns. Auch die Gewalt der Umſtände, die verzweifelte Lage des Ganzen, beſonders die alle Federn der Staatskraft in krampfhafte Zuckungen verſetzende Finanznoth, riſſen die Männer der Revolution (und dies ſind die Jacobiner) unwiderſtehlich von dem erſten ungeheuern Beginnen eine Maſſe von 25 Millionen, mit allen Künſten des Luxus vertrauter Menſchen in ſtrenge Republikaner verwandeln zu wollen, bis zu den letzten Raſereien des politiſchen Fanatismus fort. Selbſt jene außerordentliche und ſchreckliche Individualität der einzelnen Ochlokraten war großentheils das Erzeugniß einer nicht weniger außerordentlichen als furchtbaren Zeit. Welche Spannung mußten nicht das Maximum, die Wunden und der Föderalismus im Innern, ſo wie der Land- und Seekrieg von außen, dem Charakter einer Nation geben, die an ſich ſchon ſcharfſinniger und ſchneller, zugleich aber auch lebhafter und ſtürmiſcher, als jede andere, den Druck und das Bedürfniß des Augenblicks ganz fühlt! Der Franzoſe hat Verſtand genug, um jedes Mittel zu ſeinem Zwecke leicht zu finden; er beſitzt aber auch jenen kecken Leichtſinn, der vor keinem Mittel erſchrickt. Nos besoins son nos ressources, et le m eux est l'ennemi du bien, ſind die höchſten Regeln ſeiner Politik. Daher folgten Männer von mittelmäßigen Talenten, die aber mit feſtem Willen handelten, dem Stoße deſſen, was augenblicklich Noth that, aus blinder Ueberzeugung. Ohne Religion und Liebe mußten ſie, von einem Frevel zum andern fortgetrieben, endlich als Ungeheuer endigen. So Robespierre und ſeine Genoſſen! Solche Männer oder Teufel gab es aber in jedem verdorbenen Zeitalter, wo äußere Stürme ein großes Reich erſchütterten. Man denke an Catilina und ſeine Mitverſchwornen! Dies erklärt aber auch den verſchiedenen Geiſt der Volksſchriften, die während der Revolution erſchienen, und die Steigerung der Wünſche und des Tones der jacobiniſchen Clubbredner. Es war derſelbe Kreis des politiſchen Wahnſinns, den die Jacobiner von 1789 bis 1795, und den die Plane Napoleons vom Jahr 1801 bis zum Jahr 1814, durchliefen; ein Krieg der ſtolzen, leidenſchaftlich erregten gewaltigen Willenskraft mit der Vernunft, ein wahrer Titanenkampf mit Zeus, in welchem die Rieſen Berge über Berge thürmten, oder Unſinn über Unſinn häuften: bis alles mit einem furchtbaren Titanenſturze ſich endigte. Einige ausgezeichnete Mitglieder der erſten Nationalverſammlung, größtentheils Bretagner und Bürgerliche, ſahen bei dem Widerſtande der privilegirten Stände und der Hofpartei die Nothwendigkeit ein, zuſammenzuhalten, und zu den Berathſchlagungen der nächſten Tage durch vorgängige Ueberlegung ſich vorzubereiten, zu welchen ſie ſich, ſchon in Verſailles, des Abends bei Einem aus ihrer Mitte verſammelten. Unter ihnen war auch Graf Mirabeau, der, als die Jacobiner ſpäterhin ihre conſtitutionelle Mäßigung vergaßen, ſich von ihnen trennte, ja ihnen entgegenarbeitete. Daſſelbe that auch Lafayette. Da aber beide ſahen, daß ſie wider den Willen der Jacobiner in der Nationalverſammlung nichts ausrichten würden, ſo traten ſie in den Jacobinerclubb zurück, um hier auf ihn einzuwirken. Indeß ſtarb Mirabeau ſchon den 2. April 1791. Der monarchiſche Clubb, unter Clermont Tonnere, welcher mit noch mehr Entſchloſſenheit dem jacobiniſchen Stolze ſich entgegen-

ſtellte, wurde vom Pöbel ſchon den 27. Jan. und den 28. März 1791 bedroht, der endlich die Mitglieder deſſelben auseinander jagte. Jetzt lernte der Jacobinerclubb ſeine Hülfstruppen, die nachherigen Pikenmänner, kennen. Die Flucht des Königs reizte die Feuerköpfe in demſelben noch mehr auf; und ſeit dem Ende des Jahrs 1792 wurden ihre Grundſätze ſo ausſchweifend, daß die, welche vorher Jacobiner geheißen hatten, jetzt aus dem Clubb als Königsfreunde oder Gemäßigte ausgeſtoßen wurden. Dies nannte man eine Reinigung. So wurden ſelbſt Freron, Legendre und andere heftige Jacobiner aus dem Verzeichniſſe des Clubbs ausgeſtrichen. Aehnliche Zuſammenkünfte hielten andere Mitglieder. Was hier durch die meiſten Stimmen beſchloſſen war, war dann die gemeine Stimme aller in der Nationalverſammlung. Die Bretagner geſtatteten bald mehrern den Zutritt, um deſto gewiſſer ihre vereinte Meinung jedesmal durchzuſetzen. So entſtand, was in einer für das gemeine Beſte frei berathſchlagenden Verſammlung nie Statt haben ſollte, eine Verbindlichkeit für gewiſſe Beſchlüſſe, noch vor dem Vortrage des Gegenſtandes in der allgemeinen Verſammlung der Stellvertreter der Nation, und es bildete ſich eine Faction, in welcher alle nur Eins wollten. Sie arbeiteten denen, die nicht zu ihnen gehörten, mit vereinter Kraft entgegen, nach dem bekannten Spruche der Parteiſucht: nul n'aura d'esprit hors nous et nos amis. Außer dieſer Unduldſamkeit gegen anders Denkende, die ſpäter in politiſche Angeberei und Verfolgungswuth ausartete, übten noch im Geheimen perſönliche Leidenſchaften und eigennützige Nebenabſichten ihren ränkevollen gefährlichen Einfluß aus. Bald faßte das Privathaus, in welchem ſie ſich Anfangs verſammelten, die Zahl dieſer **Freunde der Revolution**, wie ſie ſelbſt zuerſt ſich nannten, nicht mehr; ſie wählten daher ſchon am Ende des Jahrs 1789 die Kirche eines aufgehobenen Jacobinerkloſters in Paris in der Straße St. Honoré, in der Mitte der Stadt, zu ihrem Verſammlungsorte. So kam der Name **Jacobiner** auf, wiewohl ſie ſelbſt ſich eine Zeitlang noch Freunde der Conſtitution nannten. Ihr äußeres Abzeichen war die rothe Mütze; und ſpäterhin war eine armſelige, ſchmutzige Kleidung die Bezeichnung ihres Sansculotismus. Bald entſtanden bei der unruhigen Regſamkeit der Franzoſen in allen kleinen und größern Städten Frankreichs, im Jahr 1793 ſogar in vielen Dörfern, ähnliche Vereine, welche der große Mutterclubb in Paris mit ſich zu verbinden, oder zu affiliren wußte, ſo daß er durch ſie die öffentliche Meinung in ganz Frankreich bearbeiten und nach ſeinen Abſichten lenken konnte. Im Jahr 1792 correſpondirte der Hauptclubb, in welchem ſich zuweilen 2500 Mitglieder verſammelten, regelmäßig mit mehr als 400 Societäten, und man zählte überhaupt in ganz Frankreich gegen 400,000 Jacobiner. Es iſt unnöthig, die vornehmſten Mitglieder des Hauptclubbs namentlich aufzuführen, da **alle** Männer von Bedeutung, die zu irgend einer Zeit in der Revolution eine Rolle ſpielten, oder ſpielen wollten, Jacobiner waren. Einzelne aber anzuklagen iſt bedenklich, da der Parteienhaß die Geſchichte der Individuen ſehr entſtellt hat. Der Einfluß, den Paris auf die Provinz ausübt, und die Unwiſſenheit der meiſten Franzoſen, welche von unruhigen Wünſchen dem Neuen raſch entgegenführt, nichts kaltblütig mit ſelbſtſtändiger Freiheit, wie die Britten, zu unterſuchen vermögen, erleichterte den kühnen Häuptlingen des pariſer Jacobinerclubbs dieſe Errichtung jener unſichtbaren Dictatur über die öffentliche Meinung. Das, was ſie im Voraus als Vorſchlag und Beſchluß für die Nationalverſammlung feſtſetzten, mochte noch ſo verwegen und konſtitutionswidrig ſeyn

ſo waren ſie dennoch durch ihre Correſpondenz mit den auserleſenen Brüdern in den affiliirten Clubbs der Zuſtimmung aller Volksgeſellſchaften gewiß. Dies lockte natürlich alle Ehrgeizige ſelbſt in den privilegirten Ständen, zum Beitritt an. Sie entſagten den Vortheilen ihrer Claſſe, um hier Anſehen und größere Vortheile bei der neuen Ordnung der Dinge zu gewinnen. Bald aber wurde bei der großen Menge von Brüdern, der leidenſchaftlichen Ehrſucht der Ochlokraten die Mäßigung der beſonnenern Jacobiner läſtig; es traten daher die wildeſten Feuerköpfe in einen engern Clubb zuſammen, der nach ſeinem Verſammlungsorte in der Kirche der vormal. Barfüßer, der Clubb der Cordeliers hieß, und an den ſich alle ſogenannte exaltés, die Demokraten und republikaniſchen Schwindler anſchloſſen. Hier war der rechte Tummelplatz für die demagogiſchen Talente des kühnen Danton: und hier fand das Scheuſal Marat, Herausgeber des Volksfreundes ſeit 1789, für ſeine verbrecheriſche Wuth den Glauben, daß der Zweck die Mittel heilige. Hier wurde der Sanskulotismus in Sprache und Denkart zum Haſſe gegen Religion, Moral, Ordnung und Königthum mit kühnem Frevel ausgeprägt. Verbrechen waren Verdienſte; Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit ein Vorwurf. Der Excapuziner Chabot, Anacharſis Cloots, Collot d'Herbois u. a. trieben die Unverſchämtheit in ihren öffentlichen Reden aufs höchſte. Da die Jacobiner und die mit ihnen verbundenen Orleaniſten und Briſſotiſten, welche an dem Umſturze des Throns arbeiteten, jene für den Herzog von Orleans, dieſe um eine Republik zu errichten, in der Nationalverſammlung die rechte Seite einnahmen, ſo ſetzten ſich die Mitglieder der übrigen Volksgeſellſchaften auf die linke Seite. Keiner fand ſich aber in der Nationalverſammlung ein, um etwa noch zu überlegen, ſondern um für das zu ſtimmen, was unter ihnen bereits ausgemacht war. Daher hatte der Jacobiner- und jeder ähnliche Clubb ganz die Form der Nationalverſammlung. Man wählte Präſidenten und Sekretäre, beſtimmte die Ordnung des Tages, faßte nach Stimmenmehrheit Beſchlüſſe ab, und räumte den Zuhörern beſtimmte Logen oder Tribunen ein. So läßt ſichs begreifen, daß die Nationalverſammlung in der von ihr abgefaßten Conſtitution ſolchen Volksgeſellſchaften eine geſetzmäßige Befugniß ertheilen konnte. Von jetzt an ward ſie aber auch vom Jacobinerclubb völlig tyranniſirt. Die Zuhörer aus den Logen des letztern füllten nämlich, wenn die Jacobiner der Stimmenmehrheit in der Nationalverſammlung nicht ganz gewiß waren, die Tribunen des Saales der Volksrepräſentanten an, und lärmten in wilder Zügelloſigkeit, oft ſogar mit lauten Drohungen gegen einzelne Mitglieder, allen Meinungen oder Beſchlüſſen entgegen, welche mit denen der Jacobiner nicht übereinſtimmten. Dies war vorzüglich in allem der Fall, was den König betraf, gegen den ſich die Jacobiner und Cordeliers, beſonders ſeit 1791 die gröbſten Läſterungen erlaubten. Daher verbanden ſich auch die demokratiſchen Cordeliers mit der Partei Orleans (ſ. Philipp Egalité), dieſe arbeiteten ohne es zu wollen, für den Zweck der Republikaner, indem ſie die giftigſten Verläumdungen gegen den König und die Königin ausſpie und dabei den niedrigſten Pöbel auf ihrer Seite, zum Theil ſelbſt in ihrem Solde hatte. So kam es, daß ſich ein Volksauflauf der Abreiſe des Königs im Jahr 1791 den 18. April nach St Cloud, wo er die Oſterfeiertage zubringen wollte, mit Gewalt entgegenſetzte. Selbſt die Nationalgarde weigerte ſich gegen ihren Commandanten Lafayette, den König, der ſchon im Wagen ſaß, durch die Volksmaſſe zu geleiten. Jene Partei der Königsfeinde ward um ſo mächtiger, als die beſonnenern Mitglieder aus dem Jacobinerclubb

herausgetreten waren, und die Cordeliers den 21. Juni ſich wieder mit ihm vereinigt hatten. Doch ſetzten die letztern ihre Verſammlungen bei den Barfüßern fort, um aus ihnen vorbereitet und einig, nach beſtimmten Vorſätzen, die Berathſchlagungen im Jacobinerclubb zu beherrſchen. Sie benutzten, ſeit der verunglückten Flucht des Königs (den 21. Juni 1791) alles, um den Volkshaß gegen ihn noch mehr aufzureizen, und forderten laut die Abſetzung Ludwigs und die Einrichtung einer Republik. Noch widerſtanden die gemäßigt Denkenden, welche ſich eine Zeitlang nach dem Orte ihres Clubbs **Feuillants** nannten; und der furchtbare Volksaufſtand vom 15. bis 17. Juli 1791 erreichte diesmal ſeinen Zweck nicht. Dagegen mißlang es aber auch den aus der konſtituirenden Nationalverſammlung heraustretenden Deputirten, vor dem Schluſſe ihrer Sitzungen den Jacobinerclubb zu trennen. Als die geſetzgebende Verſammlung, zu der die neuen Deputirten faſt ganz unter dem Einfluſſe der Jacobiner gewählt worden waren, den 1. Okt. 1791 ihre Sitzungen eröffnet hatte, behaupteten die Königsfreunde, unter denen die Girondiſten durch Talente hervorragten, noch eine Zeitlang die Stimmenmehrheit gegen die Königsfeinde (Cordeliers) ſelbſt im Jacobinerclubb, ſo daß die Häupter der letztern, Danton, Marat, Robespierre und Orleans, ihren Plan verſchleiern mußten. Doch wuchs ihr geheimer Einfluß dadurch, daß der Maire von Paris, **Pethion**, und mit ihm die aus Jacobinern zuſammengeſetzte Municipalität von Paris, auf ihre Seite trat. Auch die gemäßigten Jacobiner, und darunter ſelbſt einige Miniſter des Königs, neigten ſich allmählig zur Partei der Königsfeinde hin. So bewirkten ſie durch den Aufſtand des Pöbels am 29. Mai 1792, daß die Nationalverſammlung den 30. Mai beſchloß, der König müſſe die für ihn von der erſten Nationalverſammlung dekretirte Leibwache entlaſſen; ſie vermochten aber nicht durch den Aufſtand der Vorſtädte St. Anton und St. Marcell am 20. Juni, den König, den nur vier ſchweizer Grenadiere gegen den Andrang der Wüthenden, die ihm die rothe Jacobinermütze aufſetzten, umgaben, zu zwingen, daß er ſein gegen zwei Beſchlüſſe der Nationalverſammlung eingelegtes Veto zurücknahm; doch gewannen ſie die Mehrheit der Nationalverſammlung, um die Anſtifter dieſes Aufruhrs, Pethion, Manuel u. a. m. der verdienten Strafe zu entziehen. Unterdeſſen hatten die, vom öſterreichiſchen Staatsminiſter, dem Fürſten von Kaunitz, in einer Note beleidigten Jacobiner, gegen die Meinung der Cordeliers, die Kriegserklärung gegen Oeſterreich den 20. April 1792 durchgeſetzt, und der Jacobinismus äußerte bald ſeinen Einfluß bei der Wahl der Feldherren, in den Proklamationen und in der Stimmung der Armeen, ſo daß weder Lafayette im Jahr 1792, noch Dümouriez im Jahr 1793 das Heer gegen die Anarchie der Jacobiner aufregen konnten. Alles aber, was ſeit dem 20. Juni geſchah, die Ankunft der Föderirten aus Breſt, Marſeille, u. a. a. O. den 13. Juli; der Angriff auf die Tuilerien in der Nacht vom 9. auf den 10. Auguſt, die Abführung des Königs und ſeiner Familie, als Gefangene der pariſer Municipalität, in den Temple am 13. Aug.; das Blutbad unter den Eingekerkerten, die vom 2. bis 7. Sept. ohne Urtheil, nach der Namensliſte niedergeſtoßen wurden; die Wahl der neuen Conventsdeputirten im Sept. deſſelben Jahres; und alles was die Nationalverſammlung ſeit dem 21. Sept. 1792 bis zum 20. Mai 1795 ſelbſt nach dem 9. Thermidor (28. Juli 1794), that, insbeſondere die empörende Hinrichtung des Königs, ohne gerichtliche Form, wo man, mitten im Proceß, das Criminalgeſetz änderte, und die Einrichtung des Revolutionstribunals den 9. März 1793, kann als ein Werk

der fanatiſirten Jacobiner angeſehen werden. Die Jacobiner theilten ſich in zwei Parteien. In dem Zwecke einig, dachten ſie über die Form und die Mittel verſchieden. Tallien, der Robespierren ſtürzte, war ſogut ein Jacobiner, wie dieſer. Allein kein Böſewicht traut dem andern. Die mittelmäßigen Köpfe haſſen und fürchten die guten Köpfe. Der Fanatiker findet den Beſonnenen verdächtig. Lange ſchwankte der Sieg. Endlich unterlagen die, welche nur halbe Teufel zu ſeyn gewagt hatten. Die echten Republikaner, die Girondiſten, oder die Thalpartei, wurden nämlich den 31. Mai und 2. Juni 1793 von den frechern Jacobinern oder der Bergpartei unterjocht; dieſe aber ihrerſeits von den Maratiſten oder Cordeliers, welche im Jacobinerclubb mit eiſernem Willen herrſchten, unter den Duumvirn, Robespierre dem Unbeſtechlichen, und Danton dem furchtbaren Schöpfer des Revolutionstribunals, deren Gehülfe Marat war, geleitet. Dagegen ſiegte die gemäßigte Partei in den Provinzen, zu Marſeille, Bordeaux, Lyon. Der Süden trat gegen den jacobiniſchen Convent unter die Waffen. Dies führte den Culminationspunkt des Jacobinismus herbei. Es gelang nämlich der Bergpartei, den Convent ſeiner Macht zu berauben und auf Billaud de Varennes Vorſchlag die *Revolutionsregierung des Schreckens* (vom 13. Aug. 1793 bis zum 5. April 1794) an die Stelle der Conſtitution zu ſetzen. Der Triumph des Jacobinismus war der *Wohlfahrtsausſchuß*, welcher unter Robespierre die Schreckensherrſchaft vollendete, und durch die Revolutionsarmee die Empörung des Südens, aber nicht die der Vendee, mit Feuer und Schwert unterdrückte. Städte, wie Lyon, Marſeille, Toulon, ſollten zerſtört, die ganze Vendee ſollte in ein großes Leichen- und Aſchenfeld verwandelt werden. Vierzehn Armeen, die Guillotine und eine eiſerne Conſequenz verſchafften endlich dem Terrorismus den Sieg. Frankreich, hieß es, (und für den Augenblick war es wahr) bedürfe nur Eiſen und Brod. Erſt als der Dictator Robespierre den 28. Juli 1794 unter der Guillotine gefallen war und mit ihm 104 ſeiner Anhänger und der Bürgerrath von Paris, erhob ſich der Convent wieder. Er unterſagte den Volksgeſellſchaften alle Einmiſchung in die Regierung. Seit jenem 9. Thermidor (28. Juli) lebte einer der vorzüglichſten Trabanten des Schreckenſyſtems, Napoleon Bonaparte, zurückgeſetzt und vergeſſen im Verborgenen, bis ihn Barras und der 13. Vendemiaire wieder hervorzogen. Man verfolgte die Blutſäufer. Vergebens wollte der Jacobinerclubb am 11. Nov. 1794 eine Inſurrection organiſiren, um das Ungeheuer Carrier dem Schwerte des Geſetzes zu entreißen. Es war ſeine letzte Anſtrengung. Die rechtlichen Bürger von Paris umringten den Saal, bis die bewaffnete Macht herbeieilte, die Verſammlung auflöſete und Le Gendre den Saal ſchloß. Dieſen Sieg über die Jacobiner vollendete der Beſchluß des Convents, daß der Clubb ſeine Sitzungen nicht wieder erneuern ſollte. Indeß dauerten ihre Grundſätze fort. Sie benutzten die allgemeine Noth zur Erregung eines Aufſtandes am 1. April und am 20. bis 23. Mai 1795. Der letztere brachte den Convent ſeiner Auflöſung nahe. Ein Mitglied des Convents Ferrand, ward ermordet; alle entflohen, bis auf 14 von der ehemaligen Bergpartei, welche ſogleich eine Menge Dekrete nach dem Sinne der Jacobiner abfaßten. Nur mit Mühe konnten die pariſer Ausſchüſſe dieſen blutigen Aufruhr unterdrücken. Mit der Entwaffnung der Vorſtadt St. Antoine verlor die jacobiniſche Partei ihre vorzüglichſte Citadelle; ſo wie ſie ſchon früher an Barrere, Collot d'Her-

bois und Billaud de Varennes, die am 2. April 1795 nach Cayenne deportirt worden waren, ihre kühnſten Sprecher verloren hatte. Von jenen 14 Deputirten, die das Schreckensſyſtem wieder hatten einführen wollen, erſtachen ſich ſechs nach ihrer Verurtheilung am 17. Juni, und unter dieſen der talentvolle Romme. Auch in Toulon hatten die Jacobiner anfangs geſiegt; aber die Conventstruppen beſetzten ſchon den 29. Mai die Stadt wieder. So bereiteten ſich die Jacobiner am 20. Mai ihren eigenen Sturz. Militärkommiſſionen verurtheilten ſie überall als Terroriſten zum Tode, und die Mordſucht der herrſchenden Partei des ſogenannten Moderantismus eilte auch hier der Juſtiz vor. Die bald darauf entworfene Conſtitution vom 23. Juni 1795 und die am 27. Okt. d. J. in Wirkſamkeit getretene Direktorialregierung unterdrückten die letzten Bewegungen der Jacobiner und Terroriſten, bis zu der Hinrichtung Babǒufs und ſeiner Mitverſchwornen den 25. Mai 1796. Als aber die Conſtitution von 1795 durch den Sieg der Direktoren Barras, Reubel und Larevaillere am 18. Fructidor (4. Sept.) 1797 vernichtet ſchien, erhob ſich der Jacobinismus einiger Ränkemacher aufs neue. Er ſuchte in die Stellen der geſetzgebenden Räthe einzudringen; allein er fand nirgends einen Vereinigungspunkt. So blieb ihm nichts übrig, als ſeine Energie, durch die jetzt Einzelne in der Verwaltung ſich auszeichneten. Sie fanden es bald ihrem Vortheil gemäß, der republikaniſchen Schwärmerei zu entſagen. Dagegen erhielten ſie einen mächtigen Stützpunkt an dem Manne vom blutigen 13. Vendemiaire, der die Gewalt des Schreckens und der Lüge in ſeiner militäriſchen Dictatur wieder aufrichtete, in Napoleon Bonaparte, dem von Frau von Staël treffend ſo benannten, Robespierre à cheval. Ueber dieſe in der Geſchichte einzige Ausſchweifung einer politiſchen Volksgeſellſchaft, über die republikaniſchen Greuel des Terrorismus, höre man Mallet du Pan in ſeiner Correspondance politique pour servir à l'histoire du républicanisme français. Hamb. 1796. 8. und J. B. Sirey du tribunal révolutionnaire. Paris, an. III. 8. Auch leſe man v. Archenholz die pariſer Jacobiner in ihren Sitzungen. Hamb. 1793. 8. Da die franzöſiſchen Jacobiner überall den Königshaß laut verkündigten, ſo entſtand der Wahn, daß es eine durch jacobiniſche Emiſſarien geſtiftete demokratiſirende Propaganda gäbe; und man haßte und verfolgte oft mit blinder Leidenſchaft, jede freimüthige Regung des rechtlichen Freiheitsſinnes in andern Ländern, z. B. in Rußland. Auch mußte Polen, als es ſich im J. 1791 eine neue Verfaſſung geben wollte, den Vorwurf des Jacobinismus unter den Urſachen des Krieges mit nennen hören. Selbſt Großbritannien blieb von dieſer ſogenannten Jacobiner-Riecherei nicht frei. Das Aergſte aber war, daß man Philoſophie, Natur- und Staatsrecht mit Jacobinismus verwechſelte. Wer über dieſen, der Ruhe ſo vieler wackern Männer nur zu oft nachtheilig gewordenen Argwohn, der ſelbſt in Wien durch des berüchtigten D. Hoffmanns Betrieb, zu einer geheimen Polizei und politiſchen Inquiſition Anlaß geben konnte, ein weitgeſponnenes Gewebe von Vermuthungen der Einbildungskraft und Furcht näher kennen lernen will, den verweiſen wir auf des Schotten Robiſon Proofs of a Conspiracy against all the Religions and Governments of Europe etc. 4. édit London 1798. 8. und vorzüglich auf die auf Robiſons Schrift, auf das Gießner und Hoffmanns Journal und auf ähnliche Beſchuldigungen des Parteigeiſtes gegründete wortreiche, aber inhaltsleere, gegen Philoſophie und geheime Geſellſchaften überhaupt

gerichtete Anklage des Abbé Barruel: Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme, 5 vol. 8. Hamb. Fauche et Comp. 1800, womit noch folgende, in ähnlichem Geiſte abgefaßte Schrift, verbunden werden kann: Lettres d'un voyageur à l'abbé Barruel, ou nouveaux documens pour ses mémoires. Londres. 1800. 8. K.

Jacobiten heißen die monophyſitiſchen Chriſten im Orient, welche bei den kirchlichen Streitigkeiten des 6ten Jahrhunderts bedrückt und zerſtreut, von einem ſyriſchen Mönche, Jacob Bardai, oder Janzalos († 578), unter Juſtinians Regierung zu einer ſelbſtſtändigen Religionspartei vereinigt wurden. Sie nannten ſich aus Dankbarkeit nach dem Namen dieſes Stifters ihrer Hierarchie und Kirchenordnung, und hatten in Syrien, Aegypten und Meſopotamien zahlreiche Gemeinden mit Biſchöfen und Patriarchen. Wegen ihrer Trennung von der katholiſchen Kirche, konnten ſie unter der Herrſchaft der Araber, die ſich ſeit der Mitte des 7. Jahrhunderts des Orients bemächtigten, nur gewinnen. Da jedoch die ägyptiſchen Jacobiten die Gunſt der Araber mißbrauchten, kam es 1352 zu einer Verfolgung derſelben, nach welcher ſie ſehr vermindert, in ihrer Religionsübung eingeſchränkt, und von ihren aſiatiſchen Brüdern allmählig getrennt, eine beſondere Sekte bildeten, die noch jetzt unter dem Namen Kopten, (ſ. d. Art.) in Aegypten beſteht. Innere Uneinigkeiten und politiſche Urſachen veranlaßten um dieſelbe Zeit die Abſonderung der abyſſiniſchen und armeniſchen Monophyſiten von dem Hauptſtamme der Jacobiten, der ſich nach manchen Unionsverſuchen der Päpſte, noch jetzt in Syrien und Meſopotamien als eine unabhängige Sekte behauptet, und aus etwa 30 bis 40000 Familien beſteht. Dieſe Jacobiten gehorchen zwei von den türkiſchen Statthaltern beſtätigten Patriarchen, deren einer unter dem Titel des antiocheniſchen zu Diarbekir oder Aleppo reſidirt, und die ſyriſchen, der andere, im Kloſter Saphran bei Mardin, die meſopotamiſchen Gemeinden regiert. Die Gewohnheit der Beſchneidung vor der Taufe, und die Lehre von der einigen Natur Chriſti, haben ſie mit den Kopten und Abyſſiniern gemein, weichen aber übrigens weniger als die andern monophyſitiſchen Parteien von der Verfaſſung und Liturgie der orthodoxen griechiſchen Kirche ab. — Nicht zu verwechſeln ſind mit dieſer alten Monophyſitenſekte die Jacobiten, oder non-jurors (Eidweigerer), in England, welche ſich nach dem 1688 vertriebenen Könige Jacob II. nannten, und weil ihre Differenz von der angllkaniſchen Kirche nur darin beſtand, daß ſie den neuen Königen den Eid verweigerten, und um nicht für ſie, ſondern für die Stuarte beten zu dürfen, eigene Verſammlungen hielten, mehr unter die politiſchen, als kirchlichen Parteien gehören. Als Anhänger des Prätendenten hatten ſie ihren Sitz vorzüglich in Schottland, wurden aber nach der Niederlage deſſelben (1745) ſehr vermindert, und da er endlich (1788) zu Rom geſtorben war, bewogen, für Georg III. zu beten. Dennoch hat Sinklair nach dieſer Zeit noch eine kleine Gemeinde von non-jurors in der Parochie Duffus gefunden, welche ihre eigene Kirche haben und einen Prediger beſolden, um für Könige zu beten, die nicht mehr exiſtiren. E.

Jacobſon (Iſrael), ward 1769 zu Halberſtadt aus einer reichen und angeſehenen jüdiſchen Familie geboren, und verheirathete ſich mit der Tochter des vormaligen Hofagenten Herz Samſon zu Braunſchweig. Durch dieſe Familienverhältniſſe gerieth er mit dem Hofe daſelbſt in Verbindung, und ward, nach dem Tode ſeines Schwieger-

vaters, an deſſen Stelle von dem verſtorbenen Herzoge von Braunſchweig zum Hofagenten ernannt. Der Herzog, welcher reiche und thätige Leute begünſtigte, ſchätzte Jacobſon, der ſich auf mannichfaltige Weiſe nützlich zu machen wußte, zog ihn häufig zu Rathe, und gab ihm Beweiſe ſeines vorzüglichen Wohlwollens. Ja, Jacobſon ward, unmittelbar vor der franzöſiſchen Invaſion, zum geheimen Finanzrathe ernannt, und leitete, als ſolcher, nicht blos mit der Feder, ſondern auch mit der praktiſchen Thätigkeit eines Banquiers, die Finanzen verſchiedener Fürſten. Nach der Gründung des ephemeren weſtphäliſchen Reichs, ward er von dem Hofe zu Caſſel, der ſich wenigſtens auf Geld verſtand, in große Thätigkeit verſetzt, und in Geſchäfte der mannichfaltigſten Art verwickelt. Jacobſon wollte ſeinen Einfluß zu einem höhern Zwecke, zu einer religiöſen und ſittlichen Reformation ſeiner Nation, benutzen, und auf ſeinen Betrieb ward, unter dem Namen Conſiſtorium, ein oberſter Gerichtshof in Caſſel gegründet, von welchem alle religiöſe und ſittliche Angelegenheiten der jüdiſchen Nation in Weſtphalen in letzter Inſtanz verhandelt werden ſollten. Jacobſon ſelbſt ward zum Präſidenten dieſes Conſiſtoriums ernannt. Aber ſchon vor der durch die Ereigniſſe des Jahrs 1813 erfolgten Auflöſung deſſelben, hatte er, dem durch die Anmaßungen des caſſelſchen Hofes ſeine dortige Exiſtenz verleidet worden war, mit Beſeitigung aller Handlungsgeſchäfte, ſich auf eins ſeiner Güter zurückgezogen, wo er, entfernt von dem Gewühle der großen Welt, in ruhiger Abgeſchiedenheit lebte, ohne ſich, wenigſtens dem Scheine nach, unmittelbar mit Geldangelegenheiten zu befaſſen. Um wenigſtens im Allgemeinen ein Urtheil über Jacobſon zu fällen, müſſen wir ihn aus den drei Hauptgeſichtspunkten, welche ſich uns darbieten, als Geſchäftsmann, als Reformator und als Menſchen betrachten. Für ſeine Fähigkeit als Geſchäftsmann ſprechen ſeine Vermögensumſtände; Freund und Feind ſind darin einverſtanden, daß er zu ſpekulieren verſtehe; wir können aber hinzuſetzen, daß ſein Spekulationsgeiſt nicht an dem Kleinlichen und Aengſtlichen haftet, auch das Unwürdige verſchmäht, und gern Großes ins Auge faßt, das neben dem Gewinn auch Ehre bringt. Als Reformator ſeiner Nation hat er wenigſtens im praktiſchen Theile, das heißt, in pekuniärer Hinſicht, den Juden mit Conſequenz und Beharrlichkeit genutzt: an vielen Orten in und außer Deutſchland ſind ihnen, auf ſeine wirkſame Verwendung, drückende Bürden aller Art abgenommen, und ſie ſelbſt dadurch mehr oder weniger zu bürgerlichen Menſchen geworden, denen (ſo hoffen wir) nun auch die moraliſchen nachfolgen werden. Seine theoretiſche Reformation der Juden hat weniger unſern Beifall: halbe Maßregeln helfen zu nichts. Die jüdiſche Religion, als die in ihrer Art conſequenteſte und beharrlichſte aller, mußte entweder von Grund aus aufgehoben werden, oder, da das nicht ging, gänzlich unangetaſtet und in ihrer altteſtamentariſchen Würde gelaſſen werden. Was konnte es helfen, einige mittelbare, äußere Gebräuche abzuſchaffen, wenn der innere Geiſt lebendig und bei ſeiner vorigen Wirkſamkeit blieb? Hier war von ihm weder der richtige Geſichtspunkt gefaßt, noch ſelbſt der gefaßte mit dem nöthigen Nachdruck verfolgt worden. Als Menſch endlich iſt Jacobſon bisher theils zu verſchwendriſch gelobt, theils zu bitter getadelt worden: jenes hat die Dankbarkeit für empfangene, dieſes die Rache für verweigerte Wohlthaten thun zu müſſen geglaubt. Das Lob, welches ihm zuertheilt worden iſt, und wäre es ſelbſt von Schmeichlern ausgeſprochen, be-

weiſet wenigſtens, daß Jacobſon das Gute gethan hat. Jacobſon hat, ſowohl an Juden, als an Chriſten, fürſtlich Gutes gethan, und deshalb werde er von jedermann, dem Engherzigkeit und Verkleinerungsſucht fremde, gehäſſige Dinge ſind, fürſtlich gelobt. Nicht mit unverſchämtem Uebermuthe, nicht mit verhöhnendem Stolze, wie ſonſt wol ſogenannte reiche Wohlthäter zu thun pflegen, ertheilt Jacobſon ſeine Gaben, ſondern mit Milde, Sanftmuth und Humanität: das könnten wir vor dem Richterſtuhle der Wahrheit, und, erlaubte es die Einrichtung dieſes Werks, mit Unterzeichnung unſers Namens behaupten, um ſomit jeden Schein einer feilen Lobrednerei von uns abzulehnen. Jacobſon hat (ſei es immerhin aus Eitelkeit) zu Seeſen, zwiſchen Braunſchweig und Göttingen, eine Schulanſtalt geſtiftet, an deren wohlthätigen Einrichtung ſowohl Chriſten als Juden Antheil genommen haben; die einträglichſten Stellen auf ſeinen Comptoiren waren vorzugsweiſe mit Chriſten beſetzt, und Chriſten von allen Gattungen, Gelehrte, Offiziere und Bürger, fanden in ihm eine faſt immer ſichere Abhülfe ihrer Bedrängniſſe. Noch müſſen wir anführen, daß Jacobſon (was übrigens bei unterrichteten und gebildeten Juden etwas ſehr gewöhnliches iſt) nicht allein eine gründliche Kenntniß der ebräiſchen Sprache beſitzt, ſondern auch, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe unterrichteter Männer, der moſaiſchen Geſetzgebung, ſo wie überhaupt der jüdiſchen Theologie, ein gründliches, umfaſſendes und (wie wenigſtens in der letzten Zeit deutlich geworden iſt) auch kritiſches Studium gewidmet hat. Jacobſon hat auch mehrere kleinere, die bürgerliche Verbeſſerung ſeiner Nation betreffende Schriften herausgegeben; man verſichert aber, ſie führen blos ſeinen Namen, und der wahre Verfaſſer derſelben ſey der Profeſſor Lüder. — Möge in Zukunft ſeine löblichen und wohlthätigen Bemühungen ein glücklicherer Erfolg krönen! Pq.

Jagd, die, als Gewerbe, wilde Thiere und Vögel zu ſeiner Sicherheit, Nahrung und zu ſeinem Nutzen zu fangen und zu erlegen, iſt ſo alt als das Menſchengeſchlecht ſelbſt, und die Erfindung derſelben wird faſt von jedem alten Stammvolke einem andern berühmten Manne aus ſeinem Stamme zugeſchrieben; z. B. dem Nimrod in Babylon; dem Apollo und der Diana; dem Pan oder Faunus ꝛc. Allein die Jagd, als Wiſſenſchaft, iſt die Erfindung neuerer Zeiten, und man verſteht darunter diejenige Kenntniß und Geſchicklichkeit, wilde Thiere und Vögel, vermittelſt ihrer Fährten oder Fußtritte, und ihrer Witterung, entweder ohne oder mit Hunden aufzuſuchen, ſie zu beſchleichen, und entweder mit Wurfſpießen, Pfeilen und Schießgewehr aller Art zu erlegen, oder mit Schlingen, Netzen, Fangeiſen, Fallen und Fallgruben zu fangen. Nach der Natur und eigentlichen Beſchaffenheit der Jagd, theilte man dieſelbe urſprünglich ab in die Jagd auf dem Lande, d. h. Jagd aller vierfüßigen Thiere; in die Jagd in der Luft, d. h. Jagd der Vögel; und in die Jagd im Waſſer, d. h. aller im Waſſer lebenden Thiere und Fiſche. Es iſt außer allem Zweifel, daß die Ausübung der Jagd urſprünglich unter allen Völkern eben ſo unumſchränkt frei geweſen iſt, als man ſie unter den in beiden Indien und unter den im ruſſiſchen Reiche lebenden Jägervölkern noch gegenwärtig findet, weil man die wilden Thiere, Vögel und Fiſche als Sachen anſah, die im Eigenthume aller Menſchen waren. Allein dieſes gemeinſchaftliche Eigenthumsrecht an wilden Thieren, Vögeln und Fiſchen, konnte unter keinem Volke länger dauern, und hat bei keinem auch länger gedauert, als bis das Grund- und Landeigenthum in der bürgerlichen Geſellſchaft, und den daraus entſtandenen Staaten eingeführt

wurde. Sobald nun das gemeinſchaftliche Eigenthumsrecht ſich in das beſondere Eigenthumsrecht auf Grund und Boden verwandelt hatte, entſtand auch zugleich, als ein Theil des Eigenthums- oder Herrenrechts, das Recht, wilde Thiere, Vögel und Fiſche auf dieſem Grund und Boden, und in den dazu gehörigen Gewäſſern, ausſchließlich zu fangen oder zu erlegen, und man nannte dieſes Recht in der Folge das Jagdrecht, oder Jagdgerechtigkeit. Von dieſer unterſchied man noch ſpäter die Wildbanns-Gerechtigkeit, welche, außer dem Rechte, wilde Thiere mit Ausſchließung Anderer zu jagen, noch insbeſondere die Befugniß enthält, Strafgeſetze gegen die Uebertreter feſtzuſetzen. Da nun neben dem durchs Herrenrecht in Beſitz genommenen Grund und Boden noch überall große freie Flächen für die Benutzung zur Jagd übrig blieben, ſo zog man dieſe frühzeitig, nach dem Begriffe von Regalität, zum allgemeinen Staatsvermögen, und bildete nach demſelben im 16ten Jahrhunderte das

Jagdregale. Dieſes beſteht aus der Jagdgerechtigkeit und dem Hoheitsrechte, ſich aller in keinem Privateigenthume befindlichen Jagden anzumaßen, zum allgemeinen Beſten zu benutzen, und dieſe ſowohl, als die Jagdgerechtigkeit der Privatleute zu leiten, und aus dem Wildbanne, oder der hohen Gerichtsbarkeit und geſetzgebenden Macht in allen die Jagd betreffenden Dingen. Die Erfindung des Jagdregale fand bei allen freien Grundbeſitzern, wegen der mit dem Grundeigenthume unzertrennlich verbundenen Jagdgerechtigkeit, den größten Widerſpruch. Allein die Regalienerfinder hatten ihr Schooßkind einmal zu lieb gewonnen, als daß ſie daſſelbe ganz aufgeben konnten, und ſuchten es daher, wenigſtens zum Theil, in Ehren zu halten. Zu dieſem Endzwecke erſchufen ſie noch im 16ten Jahrhunderte die bisher ganz unerhörte, weder in der ältern und mittlern deutſchen Reichsverfaſſung, noch in der Natur der Sache gegründete Abtheilung, in hohe und niedere Jagd, wozu in Sachſen und Brandenburg noch die Abtheilung in Mitteljagd hinzugeſetzt wird. Zur hohen Jagd rechnete man Hirſche, Stücken Wild, Hirſchkälber, Wildkälber, Rehböcke, Rehricken, Rehkälber, Damhirſche, Damthiere, Damhirſch- und Damwildkälber, Luchs und Wolf. Schwäne, Trappen, Kraniche, Auerhahn und Henne, Faſanen, Haſelhahn und Henne, Birkhahn und Henne, große Braachvögel, Reiher und alles Federſpiel, Adler, Schuhu und Falken, die ſich zur Vogeljagd oder Baitze abrichten laſſen; zur niedern Jagd hingegen Haaſen, Biber, Eichhörner, Füchſe, Dachſe, Fiſchottern, wilde Katzen, Marter, Iltis, Wieſel, Wald- und Waſſerſchnepfen, wilde Gänſe und Enten, Waſſerhühner, wilde Tauben, Wachteln, Ziemer, Amſeln, Zippen, Droſſeln, Schnärren, Kibitze, kleine Braachvögel, Lerchen, nebſt allen kleinen Vögeln; die nicht zur Baitze paſſenden Raubvögel, Raben, Krähen, Elſtern und Holzſchreier. Nach Einführung der Mitteljagd endlich nahm man einige Wildarten aus der hohen Jagd, und ſetzte die Mitteljagd auf folgende Art zuſammen: Rehböcke und Ricken, nebſt Rehkälbern, wilde Schweine, alt und jung, Wölfe, Birkhahn und Henne, Haſelhahn und Henne, nebſt dem großen Braachvogel. In Rückſicht auf die Ausübung der Jagd ſelbſt entſtanden bald darauf die vorher unbekannte, von Seiten des Landesherrn auf dem Privateigenthume, die Vorjagd oder Vorhetze, bei Eröffnung der Schieß- und Fangzeit, und die Mitjagd; zwiſchen dem Landesherrn und den Privateigenthümern, und zwiſchen mehrern Privateigenthümern allein aber die Koppeljagd, wenn zwei oder mehrere Jagdherren auf einem beſtimmten Jagdreviere die Jagdgerechtigkeit beſitzen. Bei der Hirſchjagd unterſcheidet man noch die deutſche Jagd, wobei man ſich vorzüglich des Leithundes und Schweißhundes bedient, und die

fran-

franzöſiſche, oder *Parforcejagd*, bei welcher man einem Hirſche mit einer beträchtlichen Anzahl Jagdhunde, welche weniger ſchnell ſind, als er, ſo lange auf der Fährte folgt, bis er, durch die Flucht ermüdet, nicht mehr von der Stelle weicht, ſondern ſich ſo lange gegen die Hunde vertheidigt, bis dieſe ihn niederziehen, oder bis er von den Jägern auf eine dem Locale, wo ſich der Hirſch ſtellt, angemeſſene Art erlegt wird. Diejenigen Perſonen, welche ſich mit der Jagd beſchäftigen, heißen ausſchlußweiſe *Jäger*, welche die *Jagdwiſſenſchaft* (ſ. oben), die man auch wohl etwas uneigentlich bloß die *Jägerei* nennt, erlernt haben müſſen. Weil jedoch der Inbegriff der geſammten Jagdwiſſenſchaft für einen Einzelnen ein ſehr weitläufiges Feld iſt, ſo legen ſich die Jäger gewöhnlich nur auf eine oder ein Paar Arten von Jagden ganz vorzüglich, und hieraus ſind nachſtehende Arten von Jägern entſtanden, als: *hirſchgerechte deutſche Jäger*, *hirſchgerechte franzöſiſche Jäger*, *Faſanenjäger*, *Feldjäger* oder *Federſchützen*, *Falkenirer*, *Windhetzer* und *Vogelfänger*. Zur Ausübung ihrer Wiſſenſchaft brauchen ſie Hunde, Jagdzeuge und Gewehre, ſo wie auch eine techniſche Sprache, *Weidmannsſprache* genannt. Mit dem Beſitze des Jagdrechts ſind auch ſehr häufig *Jagddienſte* oder *Jagdfrohnen* verbunden, welche von Andern bei Ausübung der Jagd dem Jagdherrn entweder theils blos mit der Hand, theils durch angeſpannte Wagen und angeſchirrte Pferde, oder theils mit Hand- und Spanndienſte zugleich geleiſtet werden. X.

Jahr heißt der Zeitraum, in welchem die Erde einmal ihren Lauf um die Sonne vollendet, und die von ihr abhängigen Umſtände in der Natur zurückkehren; oder auch der Inbegriff derjenigen Veränderungen in der Natur und der Lage der Dinge, welche in dieſem Zeitraume vorgegangen ſind. Nach der erſten Bedeutung ſagt man z. B. ein verfloſſenes, ein künftiges Jahr, nach der zweiten, ein geſegnetes oder ein unglückliches Jahr. In der Vorzeit, wo man glaubte, daß ſich die Sonne um die Erde bewege, nannte man dieſen Zeitraum ein *Sonnenjahr*. Es iſt bei allen cultivirten Nationen das größte Maaß für die Begebenheiten in der Zeit. Die Beſtimmung des Sonnenjahrs, welche tiefe Kenntniß der Aſtronomie und genaue Beobachtung forderte, konnte nur nach und nach ihre Genauigkeit erlangen. Nach dem griechiſchen Geſchichtſchreiber *Herodot* waren die Aegyptier die erſten, welche ſich der wahren Größe des Sonnenjahrs näherten. Sie theilten es in 12 Monate, jeden zu 30 Tagen, weswegen ihr Jahr 360 Tage enthielt. Die Bewohner des hundertthorigen Thebens aber, welche auf den Lauf des Mondes keine Rückſicht nahmen, ſetzten noch 5 Tage hinzu. In der Folge bemerkten ſie zwar, daß der Hundsſtern (Sirius), deſſen Wiedererſcheinung vor Sonnenaufgang die Ueberſchwemmung des Nils ankündigte, alle vier Jahre um einen Tag ſpäter aus den Sonnenſtrahlen hervortrat, allein das Jahr von 365 Tagen war mit ihrer Feſtrechnung ſo verwebt, daß eine Aenderung mit Schwierigkeit verbunden war; und wiewohl die Feſte jährlich fortrückten und in andere Jahreszeiten fielen, ſo blieb doch jene Beſtimmung, bis Aegypten unter die Herrſchaft der Römer kam, wo die Zeitbeſtimmung Jul. Cäſars eingeführt wurde. In Griechenland hatte man das Jahr richtiger zu 365 ¼ Tag beſtimmt, und der griechiſche Aſtronom *Soſigenes* hatte dies dem julianiſchen Kalender zum Grunde gelegt (ſ. *Kalender*). Aber ſchon der Aſtronom Hypperchus in Alexandrien hatte ungefähr 150 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung durch Beobachtung gefunden, daß das Sonnenjahr um 5 Minuten kürzer ſey, als 365 ¼ Tag, d. i. 365 T. 5 St. 55 Min. Seine Verbeſſerungsvorſchläge blieben unbeachtet. Die genauen Beobachtungen in der neuern Zeit haben aber gelehrt, daß das Jahr

um 11 Min. 15 Sec. kürzer ſey, als das julianiſche. La Lande beſtimmt es auf 365 T. 5 St. 48 Min. 45 Sec. 30 Tertien; v. Zach auf 365 T. 5 St. 48 Min. 48,016 Sec. Dieſe ſo genau beſtimmte Zeitperiode nennt man das aſtronomiſche Jahr, von welchem das bürgerliche in den Kalendern unterſchieden werden muß. Das letztere hat, weil man dort die Tage nicht theilen kann, nur 365 Tage, und ſtimmt daher mit dem aſtronomiſchen nicht völlig überein. Da die übrigen 5 St. 48 Min. 45 Sec. 30 Tert. alle 4 Jahre faſt einen Tag ausmachen, ſo wird alle 4 Jahre zwiſchen dem 23 und 24ſten Februar 1 Tag eingeſchaltet, und heißt Schalttag. Ein ſolches Jahr, welches 366 Tage bekommt, heißt Schaltjahr, jedes andere aber ein gemeines Jahr (ſ. Kalender). Unter Mondenjahr verſteht man die Zeit der 12 Umdrehungen des Mondes, welche nach La Lande 354 T. 8 St. 48 Min. 37,7 Sec. ausmachen. Das Mondenjahr iſt daher 10 T. 21 St. kürzer als das Sonnenjahr. Ein feſtes Jahr nennt man ein ſolches, wenn die Nachtgleichen und Jahreszeiten bei beſtimmten Tagen bleiben; rücken aber dieſe fort, ſo nennt man das Jahr wandelbar. So war das julianiſche Jahr ein wandelbares, das gregorianiſche dagegen iſt ein feſtes. Das Jahr der Juden beſteht aus 12 Monaten, welche mit 29 und 30 Tagen abwechſeln. Ihr Schaltjahr hat einen ganzen Monat mehr, welcher zwiſchen den 6ten und 7ten Monat eingeſchoben wird. Ihr Neujahrstag iſt der Tag des erſten Neumonds nach der Herbſtnachtgleiche. Binnen der 19jährigen Periode, nach welcher ſie rechnen, haben ſie 7 Schaltjahre, nämlich das 3te, 6te, 8te, 11te, 14te, 17te und 19te. Bei den Perſern hat ſchon 1079 n. Chr. G. der Sultan Gelal ein Jahr eingeführt, welches dem aſtronomiſchen Jahre näher kommt, als das gregorianiſche. Bei dieſem fällt 7mal nach einander alle 4 Jahr ein Schaltjahr ein, das 8temal aber nach 5 Jahren erſt. Die Republikaner in Frankreich bedienten ſich, bei der Einführung ihres neuen Kalenders durch ein Nationaldekret vom 24. Nov. 1793, eines feſten Jahres von 12 Monaten, zu 30 Tagen, wovon jeder in 3 Decaden zu 10 Tagen zerfiel, und welchen am Ende noch 5, in einem Schaltjahr 6 Tage beigefügt wurden. Dieſes Jahr war ebenfalls genauer als das gregorianiſche. Die Periode 86,400 Jahre forderte 20,929 Schalttage, daher wurde am Ende des Jahrs ein Tag eingeſchaltet, ſo oft die Herbſtnachtgleiche auf den 2ten Tag des neuen Jahres fiel. Da aber durch ein Senatsdekret vom 9ten Sept. 1805 der neue Kalender in Frankreich wieder aufgehoben wurde, ſo kam auch dieſe Beſtimmung des Jahrs wieder außer Gebrauch. M. L.

Jamaica, eine von den großen Antillen, 270 Quadratmeilen groß, liegt unter dem 17. Gr. N. B. und 60. Gr. W. L., und iſt die wichtigſte Inſel der Engländer in Weſtindien. Colombo entdeckte ſie auf ſeiner zweiten Reiſe 1494, und nannte ſie St. Jago. Sein Sohn Diego war der erſte ſpaniſche Gouverneur auf derſelben. Damals war die Bevölkerung der Inſel ſehr zahlreich; allein die Einwohner wurden mit unerhörter Grauſamkeit vertilgt, und davon in wenigen Jahren an 60,000 niedergemacht. Im Jahre 1654 ſchickte Cromwel eine Flotte dahin, welche die Inſel für die Britten eroberte und ihr den Namen Jamaica beilegte. Da viele unzufriedene Royaliſten und mehrere Pflanzer aus Barbadoes dahinzogen, ſo ward ſie bald wieder volkreich und angebaut, ſo daß nach wenigen Jahren 60,000 Weiße und 120,000 Neger hier lebten. Allein in dem ſchrecklichen Erdbeben, welches 1692 faſt der ganzen Oberfläche der Inſel eine andere Geſtalt gab, kamen mehr als 13,000 Menſchen um: dies Unglück ward durch eine nachfolgende

Peſt noch um ein großes vermehrt. Seit der Zeit hat ſich Jamaica nie wieder ganz erholt, ſo daß die ganze Volksmenge im Jahre 1797 nahe an 320,000 Köpfe betrug, unter denen im Jahre 1787 etwa 30,000 Europäer, die übrigen aber ſämmtlich Neger und Mulatten waren. Das Klima der Inſel iſt ungeſund, am Tage heiß, und in der Nacht kalt und feucht; der Boden aber iſt vortrefflich angebaut. Sie ſchafft fünf Achteltheile von allem in Großbritannien benöthigten Zucker, der das Hauptprodukt der Inſel ausmacht, hat Caffee, Cacao, Indigo, Baumwolle, ſchöne Waldungen (vorzüglich Mahagonyholz), vortreffliche Weiden, auch den Zimmtbaum, der aus Ceylon dahin verpflanzt worden iſt. Im innern Gebirge der Inſel giebt es eine kleine Negerrepublik, mit einer Stadt von ungefähr 2000 Seelen, welche die Engländer für unabhängig erklärt haben. Die vorzüglichſte Stadt iſt Kingſton (ſ. d. Art.); Port-Royal iſt ein guter Hafen. Die Inſel wird durch einen königlichen Gouverneur, zwölf Räthe und durch Repräſentanten des Volkes regiert.

Jamben ſind zweiſylbige Füße, deren erſte Sylbe kurz, die andere lang iſt, wie in den deutſchen Wörtern geſagt, gethan. Verſe, die aus ſolchen Füßen beſtehen, werden jambiſche Füße genannt. Die deutſche Sprache beſitzt eine große Anzahl von Wörtern, die reine Jamben ſind; zugleich hat ſie Wörter, die mit kurzen Sylben endigen, oder damit anfangen. Daher kommt es, daß die jambiſchen und trochäiſchen Versarten die gewöhnlichſten in der deutſchen Dichtkunſt ſind. Wenn man bedenkt, daß der jambiſche Vers eine Länge von einem bis zu ſechs Füßen haben, und daß er entweder ganz aus Jamben beſtehen, oder ihm auch am Ende eine kurze Sylbe angehängt ſeyn kann; ſo wird uns deutlich werden, daß in dieſer Versart eine große Mannichfaltigkeit herrſchen müſſe. Auch pflegen wir uns deſſelben faſt ausſchließlich für die lyriſche und dramatiſche Poeſie zu bedienen. Doch wäre zu wünſchen, daß man dabei nicht blos den einzigen Abſchnitt, den die Griechen in demſelben erkannten, beobachten möchte, ſondern daß, zur Beförderung des Wohlklanges, der Abſchnitte ſo viele wie möglich, und wenn ſelbſt in jedem Fuße einer, gemacht würden. Denn auf welches Gehör dürfte folgender Jambus nicht einen unangenehmen Eindruck machen:

Ach, meine Freuden werden nimmer kehren!

Hier endet der Fuß mit einem Worte, und der Zerſtückelungen ſind ſo viele, wie der Vers Füße hat, ohne daß eine Verbindung in denſelben Statt fände. Einen größern Wohllaut wird folgender Jambus haben:

Belohnt, geehrt, gerühmt verſtreicht ſein Leben.

In dieſem Verſe befindet ſich in der Mitte jedes Fußes die Cäſur. Da jedoch hier keine vollkommene Ruhe Statt findet, noch Statt finden kann, weil nur am Schluſſe eines Fußes ein wirkliches Ende vorhanden iſt; ſo ladet eben die Unterbrechung in der Mitte des Fußes zur Fortſchreitung ein, und darin liegt gerade die Annehmlichkeit und die daraus entſpringende Nothwendigkeit der Cäſuren. (Siehe dieſen Artikel). Pq.

James (St.) heißt der königliche Pallaſt in Weſtmünſter zu London, in welchem, nach dem Brande des Schloſſes zu Whitehall, ſeit 1694 die Könige von England ihre gewöhnliche Reſidenz haben. Daher heißt der Hof oder das Cabinet zu St. James ſo viel, als der engliſche Hof, oder die engliſche Regierung. Das Gebäude ſelbſt iſt alt und nicht ſonderlich groß. Merkwürdig darin ſind die große Haupttreppe, der Audienzſaal, der große Saal, die große Antichambre, in welchem ſich der König und die königliche Familie jeden Sonntag, Montag und Freitag dem Publikum zu zeigen pflegt, ferner die königlich lutheriſche,

holländiſche, franzöſiſche Capelle u. ſ. w. Bei dieſem Pallaſte befindet ſich, unter dem Namen St. James-Park, ein vortrefflicher Garten mit ſchönen Promenaden. Die große Allee, die den Park durchſchneidet, hat tauſend Schritte in der Breite, und achtzig in der Länge. Dieſer Park wird jedoch, aus Eigennutz des jedesmaligen Höflings, dem die Oberaufſicht deſſelben auf Lebenszeit übertragen iſt, ſehr ſchlecht unterhalten. An den St. James-Park ſtößt der Green-Park. Die Gegend umher wird für die geſundeſte in ganz London gehalten.

Janitſcharen (Jenkidschari, Jen-Ytschjeri) heißt der beſte und ſehr in Ehren ſtehende Theil des türkiſchen Fußvolks. Dieſes Corps ward unter Murad I. im Jahre 1362 errichtet, und beſtand aus 8000—9000 Mann. Es wurde nämlich der fünfte Mann von allen Kriegsgefangenen dazu genommen, und dieſer Armee der Name Jen-Ytschjeri (neue Soldaten) gegeben. Ein türkiſcher Heiliger ſegnete ſie ein, indem er einem der Befehlshaber ſeinen Rockärmel auf den Kopf legte, weswegen noch jetzt an allen Janitſcharen-Mützen, die hoch und von weißer Farbe ſind, eine Art von Aermel herabhängt. Die Zahl der eigentlichen Janitſcharen erſtreckt ſich nur auf 40,000 Mann; doch dürfte das ganze Corps, welches den Namen derſelben führt, leicht an 150,000 Mann ſtark ſeyn. Anfangs wurden ſie nur durch Chriſtenkinder, jetzt aber durch geborene Türken, ja auch häufig durch Janitſcharen-Kinder rekrutirt. Ihr höchſter täglicher Sold iſt, Kleidung und Eſſen abgerechnet, 12—15 Aſper (60 machen einen Thaler). Sie ſind in 162 (196) Regimenter (Kammern, Oda's) eingetheilt, deren jede nicht über 800 Mann, gewöhnlich aber weit weniger enthält. Ein jedes ſolcher Regimenter hat einen oberſten Befehlshaber, der Aga, einen Unterbefehlshaber, der Oda-Baschi, einen Hauptmann, der Schiurbaschi heißt, und einen Koch, der in großem Anſehn ſteht, und deſſen Staatskleidung mit ſilbernen Löffeln, Meſſern u. dergl. behangen iſt. Sie führen eine lange ſchwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Meſſer, und im Gürtel ein Piſtol, welche Waffen in Friedenszeiten in Conſtantinopel verwahrt werden, wo ſie alsdann blos einen langen Stab führen. Sie greifen den Feind gewöhnlich ohne Ordnung und mit dem lauten Ausruf: Allah (Gott) an; müſſen jedoch, da ſie ganz ohne Tactik fechten, gegen geübte Soldaten ſtets verlieren, weswegen ſie auch jetzt bei weitem nicht mehr ſo furchtbar, wie ehedem, ſind. Außer den eigentlichen Janitſcharen giebt es noch eine aus 100,000 Mann beſtehende Armee, die ebenfalls Janitſcharen heißen, aber nur eine, aus Handwerkern beſtehende Landmiliz ſind. Dieſe dienen gänzlich ohne Sold, ſind durch alle Theile des Reichs zerſtreut, und ziehen äußerſt ſelten zu Felde. Aus den eigentlichen Janitſcharen wird die Leibwache des Sultans genommen, welche ſich allemal bei ſeiner Thronbeſteigung in einer Oda deſſelben mit dem beſtimmten Solde von 7 Aſper für den Tag einſchreiben läßt. In den Oda's herrſcht übrigens eine große Ordnung und Reinlichkeit, ſo wie in dem Corps ſelbſt ein gewiſſes Point d'Honneur, welches keinem Diebe, keinem lüderlichen Menſchen ꝛc. den Aufenthalt in demſelben geſtattet. Auch liefert das Militair-Inſtitut der Janitſcharen das einzige Beiſpiel eines öffentlichen Anathema, oder Banns, welches in der ganzen Geſchichte der Ottomannen vorkommt. Während der Entthronung Osmans II. wagte es ein Janitſchar von der 65ſten Compagnie, ſeine Hand gegen den gefallenen Monarchen zu erheben, und ihn öffentlich in den Straßen der Stadt zu ſchmähen. Murad III., der Bruder und Nachfolger Osmans,

beſtrafte den Frevel, indem er die ganze Compagnie vernichtete. Das Andenken an das Verbrechen, ſo wie an die Strafe, wird erhalten und jeden Monat zweimal erneuert. Am Mittwoch nämlich, wo man an die verſchiedenen Kammern die Lichter vertheilt, wird die 65ſte Compagnie zwar aufgerufen, ihre Ration in Empfang zu nehmen, aber bei dem zweiten Aufrufe ſpricht ein Offizier feierlich folgende Worte aus: „Laß ihre Stimme ſchweigen; laß ſie gänzlich erloſchen ſeyn." Die Reformen, welche man in neuerer Zeit mit dieſer Miliz hat vornehmen wollen, haben den heftigſten Widerſtand gefunden, mehrere Revolutionen zur Folge gehabt, und haben zuletzt müſſen aufgegeben werden. (S. Muſtapha Bairaktar und Nizam Geddid).

Janſen (Cornelius), geb. 1585, Lehrer der Theologie zu Löwen, und ſeit 1636 Biſchof zu Ypern in den Niederlanden, verdankt eine Celebrität, die den Namen des älteren als Exeget bekannten Corn. Janſen, Biſchof zu Gent († 1576), verdunkelt, dem herrſchenden Intereſſe ſeines Jahrhunderts an den theologiſchen Streitigkeiten über die Gnadenwahl und den Gnadenbeiſtand. S. d. Art. Gnade. Hauptſächlich in den verſchiedenen Darſtellungen dieſer Lehre beim Auguſtinus, der ſich gegen die Manichäer anders, als gegen die Pelagianer ausdrücken mußte, wurden ſie im Zeitalter der Reformation natürlich neu angeregt, und die Unbeſtimmtheit und Inconſequenz der päpſtlichen Erklärungen in dieſer Sache, gab ihnen freies Feld ſelbſt in der katholiſchen Kirche, wo der Stolz und Ordensneid der Dominikaner und Auguſtiner, die ſich zu dem ſtrengen antipelagianiſchen Lehrbegriffe Auguſtins bekannten, und die Ränke der auf mildere Auslegungen deſſelben ausgehenden Franziskaner und Jeſuiten, dieſen ärgerlichen Streit immer lebhafter unterhielten. Ein Triumph für die letzteren ſchien 1567 die Verdammungsbulle des Papſtes, über 76 Sätze aus den Schriften des Kanzlers und Inquiſitors zu Löwen, Michael Bajus († 1589), eines gelehrten Vertheidigers der auguſtiniſchen Anſicht. Aber zu weit war auf der andern Seite der ſpaniſche Jeſuit Ludwig Molina († 1600), in ſeinem mehr als ſemipelagianiſchen Commentar zur Dogmatik des heil. Thomas von Aquinum, gegangen, und die lebhaften moliniſtiſchen Streitigkeiten nöthigten den Papſt 1598 zur Niederſetzung der Congregation de auxiliis (einer Commiſſion zur Unterſuchung der Meinungen vom Gnadenbeiſtande) zu Rom, und da dieſe den Frieden nicht zu ſtiften vermochte, 1611 zu dem weiſen Gebot eines gänzlichen Stillſchweigens der ſtreitenden Orden über dieſe Lehre. Janſen, obwohl dem auf der löwener Univerſität immer noch geltenden ſtreng auguſtiniſchen Lehrbegriffe zugethan, ſtarb 1638 zu Ypern, unangefochten im Rufe ausgezeichneter Sittenreinheit und Frömmigkeit. Sein Auguſtinus aber, ein Buch in dem er die auguſtiniſche Lehre von der freien Gnade aufgefriſcht, und mit wenig verhüllter Anfechtung des Semipelagianismus der Moliniſten, als die wahre Orthodoxie anempfohlen hatte, regte bei ſeinem Erſcheinen 1640 den Streit von neuem auf. Seine Anhänger erklärten die Bulle Urbans VIII., die es auf Betrieb der Jeſuiten 1643 verbot, für untergeſchoben, die Univerſität Löwen proteſtirte feierlich wider dies Verbot, und auch in Frankreich konnte es den Beifall nicht unterdrücken, mit dem angeſehene Theologen, und beſonders die Nonnen von Port-Royal Janſens Auguſtinus aufnahmen. Janſens alter Freund, der als Führer dieſer Nonnen, und eifriger Gegner der Jeſuiten, wie durch ſeinen Myſticismus und ſeine düſtere Frömmigkeit bekannte Abt von St. Cyron, Jean du Vergier de Havranne († 1643), hatte die Gemüther hier ſchon dar-

auf vorbereitet. Die Gelehrten von Port-Royal (ſ. d. Art.) Nicole, Perrault, Pascal, deſſen Provinzialbriefe alte Sünden der Jeſuiten aufgedeckt hatten; und vor allen der jüngſte von den 20 Kindern des durch ſeine ſiegreiche Vertheidigung der pariſer Univerſität gegen die Jeſuiten berühmten Advokaten Arnauld Anton Arnauld, geb. 1612, ſeit 1643 Doktor der Sorbonne, der den größten Theologen und Philoſophen ſeiner Zeit an Beredtſamkeit überlegen und an Gelehrſamkeit gewachſen war, Männer, die eben ſo durch ſeltne Talente und Kenntniſſe, als durch aufrichtige Religioſität und unbeſcholtene Tugend ausgezeichnet, ſich anerkannte Verdienſte um die Wiſſenſchaften erworben haben, übernahmen die Vertheidigung des Janſenismus, und die Bulle, in der der Papſt 1653 fünf Sätze aus Janſens Auguſtinus beſonders verdammte, fand ſchon eine bedeutende Gegenpartei. Dieſe fünf Sätze: „1) Gewiſſe Gebote Gottes können von den Frommen nicht gehalten „werden, und es fehlt ihnen, auch wenn ſie den Willen dazu haben, hin„reichender göttlicher Beiſtand; 2) den Gnadenwirkungen kann im Na„turzuſtande niemand widerſtehen; 3) um von Gott etwas zu verdie„nen, darf der Menſch nicht eben frei von aller (auch innerer) Nothwen„digkeit, ſondern nur frei vom (äußern) Zwange handeln; 4) die Ketze„rei der Semipelagianer beſtand darin, daß ſie lehrten, der Natur„menſch habe das Vermögen, die zuvorkommende innere Gnade aus„zuſchlagen, oder anzunehmen; 5) es iſt ſemipelagianiſch geredet, daß „Chriſtus für alle Menſchen geſtorben ſey;" ſtanden wirklich in Janſens Schrift, ſeine Anhänger machten aber den feinen Unterſchied, daß darum nicht gerade Janſens Sätze, und in dem Sinne zu verwerfen wären, in dem er ſie gemeint. Hieraus entſtand die intereſſante Frage, ob der Papſt, dem man das Urtheil über die Richtigkeit vorgetragener Glaubenswahrheiten noch nicht abſprechen wollte, auch befugt wäre, über den Thatbeſtand eines hiſtoriſchen Factums zu entſcheiden. Alexander VII. wagte dies 1656 in einer beſondern Conſtitution, worin er unumwunden behauptet, Janſen habe die 5 Sätze wirklich in dem verworfenen Sinne gemeint, und ſetzte die Janſeniſten dadurch in die Alternative, entweder zu widerrufen, oder ſich von der römiſchen Kirchengemeinſchaft zu trennen. Ob nun wohl ihre Proteſtation gegen dieſe unerhörte Anmaßung des römiſchen Hofes, wiſſen und beſtimmen zu wollen, was ein verſtorbener Schriftſteller ſich bei Aeußerungen, die eine doppelte Auslegung zuließen, gedacht habe, keinen Unbefangenen befremden konnte; wurde ſie doch für eine Anfechtung der Infallibilität des Papſtes angeſehen, und ſelbſt von Ludwig XIV. übel aufgenommen. Denn dieſer in Sachen der Religion von den erbitterten Jeſuiten abhängige, und jede Aeußerung eines edeln Freiheitsgefühls fürchtende Deſpot, fing ſeit 1661 an, ſich in dieſen theologiſchen Streit zu mengen, und die bei Hofe als Bußprediger und Rigoriſten ohnehin verhaßten Janſeniſten mit den ſtrengſten Maaßregeln zu verfolgen. Da indeß ihr Anhang unter dem franzöſiſchen Clerus und den Großen des Reichs zu bedeutend wurde, als daß man ſie hätte zur unbedingten Unterſchrift der Bulle Alexanders VII. zwingen können, verſchaffte ihnen der Vergleich Clemens IX. 1668, worin ihnen eine bedingte Unterſchrift erlaubt war, und das Mißverſtändniß der Höfe von Rom und Verſailles über die ſpaniſchen Angelegenheiten, auf einige Jahre Ruhe. Zwar ſtarb 1679 ihre vornehmſte Gönnerin, Anna Herzogin von Longueville, die als vornehmſtes Werkzeug der Fronde berühmte Schweſter des großen Condé, und Arnauld ging in demſelben Jahre, um perſönlichen Verfolgungen auszu-

weichen, ins Exil nach den Niederlanden, wo er jedoch bis an ſeinen Tod (1694) der eifrigſte und geachtetſte Sprecher des Janſenismus blieb. Aber Innocenz XI. († 1609), ein Freund der Tugend und des Rechts, begünſtigte dieſe Partei in eben dem Grade, als Ludwig XIV. und die Jeſuiten ihm entgegenwirkten. Auch machten die Janſeniſten ſich dieſes Vorzugs und der Gunſt des beſſern Theiles der Gebildeten in Frankreich würdig. Daß ſie den Vortrag der Theologie von hierarchiſchen Feſſeln zu befreien, und eine genauere Bekanntſchaft des Volks mit der Bibel zu befördern ſuchten, der gedankenloſen Werkheiligkeit und dem todten Formelweſen eine ernſtliche Theilnahme des Geiſtes und Herzens in den Uebungen der Andacht, und ſtrenge Sittlichkeit im Leben entgenſtellten, die ſie nicht nur forderten, ſondern auch durch eigne muſterhafte Beiſpiele bewieſen, waren unläugbare Verdienſte, neben denen die Uebertreibungen einer immerwährenden Bußzucht und Selbſtpeinigung, durch die ſie als Schüler Auguſtins ihren Ernſt zur Heiligung bewähren zu müſſen glaubten, mindeſtens verzeihlicher erſcheinen, als die lockern Maximen des Jeſuitismus. Um ſo unverzeiblicher waren ſie in den Augen der Jeſuiten. Menſchen, die tugendhafter ſeyn wollten als dieſer Orden, konnten, wo des Jeſuiten La Chaiſe königlicher Beichtſohn regierte, nicht geduldet werden, und wenn es wahr iſt, daß ein antijanſeniſtiſcher Prieſter, dem ſein Biſchof ſeine unordentliche Lebensart verwies, erwiederte: „Soll man uns denn für Janſeniſten halten?" ſo hätte Boileau vollkommne Urſache vom goldnen Zeitalter zu ſagen:

La vertu n'étoit point sujette à l'Ostracisme,
Ni ne s'appelloit point alors Jansénisme.

Wie man ſich aber immer am meiſten nach dem ſehnt, was man nicht hat, und oft gerade am liebſten ergreift, was Widerſpruch findet, blieb der Janſenismus, ungeachtet aller Bedrückungen von Seiten des Hofes, nicht nur das ſtille Bekenntniß vieler Gutgeſinnten, ſondern ſogar länger, als zu erwarten ſtand, in der Mode. P. Queſnels moraliſche Betrachtungen über das neue Teſtament, in dieſer Zeit das geleſenſte Buch, gaben ihm neue Nahrung. Die Sorbonne entſchied 1702 den Gewiſſensfall (cas de conscience), ob ein des Janſenismus verdächtiger Prieſter die Abſolution erhalten könne, bejahend, und der allgemein geachtete Erzbiſchof von Paris, Cardinal von Noailles, brauchte ſeine Gewalt nicht ſtrenger gegen die Janſeniſten, als es zum Frieden der Kirche nöthig war. Clemens XI. handelte anfangs in demſelben Sinne, allein La Chaiſe († 1709), und deſſen Nachfolger in der Seelſorge Ludwigs XIV., der Jeſuit Le Tellier, drangen auf gewaltſamere Schritte, worin ſie der König, deſſen kranker Phantaſie Janſenismus und Aufruhr gleich galt, redlich unterſtützte. Queſnel, nun das Oberhaupt der Janſeniſten, wurde aus der Reihe der Väter des Oratoriums ausgeſtoßen und ins Exil gejagt, wo er 1709 zu Amſterdam ſtarb, ſein N. T. 1708 verboten, das Kloſter Port Royal des Champs, das man als die Feſtung der Janſeniſten betrachtete, durch die königliche Polizei 1709 aufgehoben, die Nonnen zerſtreut und die Gebäude niedergeriſſen, und das Werk der Finſterniß endlich durch die dem Papſte von Le Tellier abgezwungene Conſtitution, Unigenitus, 1713 gekrönt. Dieſe nicht weniger von grober Unwiſſenheit, als von wüthender Rachſucht dictirte Bulle, verdammte 101 Sätze aus Queſnels Teſtament, welche hier zwar nur im janſeniſtiſchen Sinne verſtanden werden ſollten, aber im Grunde meiſt Sprüche der Bibel, liturgiſche Formeln und Lehrſätze orthodoxer Kirchenväter waren. Sie konnte nur Unwillen und Spott

erregen, und die Zahl der Freunde des Janſenismus vermehren. Ludwig XIV. ſtarb 1715 über den Bemühungen, ihr Gewicht in Frankreich geltend zu machen, und bei dem Indifferentismus des Regenten, konnte Noailles mit dem größten Theile des franzöſiſchen Klerus ungeahndet wider dieſe Conſtitution an ein zu haltendes allgemeines Concilium appelliren. Obwohl die Janſeniſten dieſe Appellation zuerſt einlegten, ſo ſind ſie doch nicht mit den Appellanten (ſ. d. Art. Unigenitus) zu verwechſeln, denn viele der letztern verwarfen die Bulle, ohne ſich zum Janſenismus zu bekennen. Indeß hatten ſie in Frankreich gleiches Schickſal, da die Miniſter Dúbois und Fleary, aus Gefälligkeit gegen den Papſt, auf unbedingte Annahme der Bulle drangen, und alle Weigerer nachdrücklich verfolgten. Viele Janſeniſten wanderten nach den Niederlanden aus, die Blüthe ihrer Partei neigte ſich zum Ende, und die Wunder (Geneſungen und plötzliche Bekehrungen) am Grabe ihres durch wüthende Selbſtpeinigungen früh aufgeriebenen Heiligen, François de Paris († 1727), konnten nur für Schwärmer und den pariſer Pöbel Beweiskraft haben. Die ſeit 1731 aufgekommenen Raſereien der Convulſionairs, Menſchen, die auf dem Grabe dieſes wunderlichen Heiligen in Krämpfe und Zuckungen geriethen, und den Janſenismus mit begeiſterten Worten anprieſen, der Securiſten, die ſich zu ihren Zuckungen noch beſondere Hülfe leiſten, und mit Fußtritten, Schlägen und Stichen martern ließen, der Naturaliſten und Figuriſten, welche bald die Hülfloſigkeit des unbegnadigten Naturmenſchen, bald die Reinheit der Kirche Chriſten durch unanſtändige Entblößungen darzuſtellen ſuchten, der Discernanten und Melangiſten, die ſich über die Frage ſtritten: ob Gott oder der Teufel die Convulſionen hervorbrächte? und andrer ſchwärmeriſchen Janſeniſten- und Appellanten-Parteien mehr, mußten eine Sache, deren man ohnehin nach gerade müde ward, vollends lächerlich machen, und die ernſtlichen Maßregeln der Polizei, das fortgeſetzte Verbrennen der janſeniſtiſchen Bücher, die häufigen Verhaftungen, am meiſten aber das nach dem Gange der Natur erfolgende Verlöſchen jenes Enthuſiasmus brachte ſie endlich in Vergeſſenheit. Seit dieſer Zeit hörte der Janſenismus auf in Frankreich als öffentliche Erſcheinung zu beſtehen. Seine reine Moral und conſequente Theologie behielt zwar auch hier immer Freunde und eine Partei im Klerus, die durch ihre Bereitwilligkeit zum Conſtitutionseide in der Revolution bewies, daß ſie ſich lieber vom Papſte, als von ihrer Meinung trennen mochte. Allein wenn auch der alte Zwieſpalt der Janſeniſten und Moliniſten in dem Gegenſatze der geſchwornen und nichtgeſchwornen Prieſter in Frankreich bis auf die neueſte Ordnung der Dinge fortlebte *); ſo hat ſich doch nur in den vereinigten Niederlanden ein eignes öffentlich anerkanntes kirchliches Inſtitut der Janſeniſten gebildet, welches ſich zufolge der auf der janſeniſtiſchen Provinzialſynode zu Utrecht 1763 gefaßten Beſchlüſſe zwar nicht von der katholiſchen Kirche ausſchließen will, auch den Papſt als geiſtliches Oberhaupt achtet, aber ſeine Untrüglichkeit ableugnet, die Conſtitution Unigenitus verwirft und davon fortwährend an ein allgemeines Concilium appellirt, dabei den auguſtiniſchen Lehrbegriff und ſeinen moraliſchen Rigorismus feſthält und den innern Gottesdienſt als das vorzüglichſte Merkmal der Frömmigkeit betrachtet. Dieſe Janſeniſten, die ſich am liebſten Schüler

*) Siehe Gregoirs merkwürdiges Bekenntniß in ſeiner Schrift Les Ruines de Portugal. Paris 1809.

des heil. Auguſtinus nennen laſſen, haben ſeit 1723 einen eignen Erzbiſchof zu Utrecht, und zu Harlem und Deventer Biſchöfe, einen Klerus, der der Civilobrigkeit unterworfen ohne äußere Macht und Reichthum ſeine Beſtimmung um ſo treuer erfüllt und eine wohlgeordnete Kirchenverfaſſung, deren geſetzliche Geſtalt und Dauer ſie, fortwährend vom Papſte als Abtrünnige und Schismatiker verurtheilt, dem Schutze einer proteſtantiſchen Regierung verdanken und auch jetzt noch unter franzöſiſcher Hoheit beibehalten dürfen. E.

Januarius (der heilige), Schutzpatron des Königreichs Neapel, wurde zu Anfange des 4ten Jahrhunderts als chriſtlicher Märtyrer nach vielen Martern zu Puzzuoli enthauptet. Sein Körper liegt zu Neapel in der Kathedralkirche begraben; allein das Haupt nebſt zwei Fläſchchen von ſeinem Blute, welches eine fromme Matrone bei ſeiner Enthauptung aufgefangen haben ſoll, wird in einer beſondern Kapelle verwahrt. Dieſes Blut iſt es, mit welchem die Neapolitaner, die bigotteſte Nation Italiens, noch jährlich die albernſte Ceremonie begehen, welche ſelbſt von dem katholiſchen Pöbel in andern Ländern verlacht wird. Sie behaupten von demſelben, daß es, auch noch ſo hart geronnen, dennoch zu fließen anfange, ſobald es ſich dem Haupte des Heiligen nähere. Insbeſondere wird jährlich am erſten Sonntage des Monats Mai ein großes Experiment damit gemacht; man glaubt, der Schutzheilige ſey vorzüglich gut gegen das Land geſinnt, wenn ſich das Blut ſtark in dem Fläſchchen bewege und hellroth werde, da man hingegen aus dem Gegentheil traurige Beſorgniſſe für das Wohl des Landes faßt. Daß dieſes Fließen des angeblichen Bluts, mit welchem jedoch dieſe flüſſige Subſtanz bei genauer Unterſuchung nichts gemein hat, größtentheils von den Prieſtern abhänge, verſteht ſich wohl von ſelbſt; und es iſt zu vermuthen, daß die Bewegung und Wärme der Hände dazu beitragen; allein man muthmaßet, daß ein Theil der dazu gehörigen Kunſtgriffe verloren gegangen und die Prieſter nicht mehr ganz Meiſter ihrer Rolle ſeyen, weil ſie ſich oft Stunden lang quälen müſſen und vor Angſt zu ſchreien beginnen, bevor das Blut flüſſig wird.

Janus, eine uralte Gottheit der Römer, war den Griechen völlig unbekannt und wird für pelasgiſchen Urſprungs erklärt. Die Pelasger glaubten nämlich zwei höchſte Gottheiten, unter denen ſie ſich die Natur und ihre Befruchtung dachten. Zuweilen wurden ſie als zwei verſchiedene Weſen männl. und weibl. Geſchlechts, zuweilen aber auch in einer einzigen vereint, dargeſtellt. Dieſe Gottheit nahmen auch nun die Aboriginer von den Pelasgern an und nannten ſie Janus. In ihm verehrten ſie den Gott der Götter (wie ihn die ſaliariſchen Gedichte nennen), den Regierer des Jahrs und aller menſchlichen Schickſale, den Gebieter über Krieg und Frieden und der wichtigſten menſchlichen Begebenheiten. Man bildete ihn daher mit einem Scepter in der rechten und einem Schlüſſel in der linken Hand, auf einem ſtrahlenden Throne ſitzend; auch ward er mit zwei Geſichtern vorgeſtellt, von welchen eins vorn und das andere rückwärts ſahe. Man glaubt nämlich, Janus ſey mit der andern höchſten Gottheit der Urvölker Italiens, mit dem Saturnus nämlich, in eine Perſon zuſammengeſchmolzen. Es herrſchte nämlich die alte Sage, daß Janus und Saturn zuſammen als Könige über Latium geherrſcht hätten, alſo zu einer und ebenderſelben Zeit den Aboriginern bekannt geworden wären. Dieſer Sage zufolge machte man nun den Janus zu einer hiſtoriſchen Perſon und dichtete von ihm folgende Mythe. Janus war einer der alten Könige der Aboriginer oder Lateiner, und bauete auf dem Janicu-

lum eine Stadt, welche von ihm ihren Namen erhielt. Seine Gemahlin war nach einigen die Meergöttin Venilia, nach andern ſeine Schweſter Kameſe. Venilia war bei den älteſten Italern die Flucht; Kameſe hingegen ſtellte eine wahrſagende Göttin vor. Mit einer von beiden zeugte Janus eine Tochter, mit Namen Canens. Er lehrte ſein Volk den Ackerbau und führte zweckmäßige Geſetze und gottesdienſtliche Gebräuche ein. Bald erhielt er einen Gehülfen in der Regierung. Saturn von ſeinen Kindern vertrieben, flüchtete nach Latium, wurde von Janus gut aufgenommen und zu ſeinem Mitregenten erwählt. Unter ihrer Regierung ſah Latium ſein goldenes Zeitalter. Ein ewiger Friede beglückte es und ohne Mühe und Beſchwerde gewann jeder ſeinen reichlichen Unterhalt von dem freigebigen Boden. Ovid giebt uns die Theologie des Janus. Er war Oberthürhüter im Himmel und auf Erden; er öffnete die Himmelspforte, um den Tag herauszulaſſen, und verſchloß ſie wieder, wann er am Abende zurückgekehrt war. Alle Arten von Ein- und Ausgängen ſtanden unter ſeinem Schutze. Nach ihm hieß die Thür janua, und jeder unverſchloſſene gewölbte Durchgang, wodurch man aus einer Straße oder einem Platze in einen andern kam, ein Janus. Er war daher auch der Gott des Tages und des Jahrs; ihm war der erſte Tag des Jahrs und von jedem Tage die erſte Stunde, heilig; bei allen feierlichen Opfern machte man mit ihm den Anfang. Romulus bauete ihm den berühmten Tempel, der nach der Verordnung des Numa bei dem Anfange eines Kriegs aufgeſchloſſen wurde, ſo lange der Krieg dauerte, offen blieb und nicht eher, als bis in allen den Römern unterworfenen Ländern Friede war, wieder geſchloſſen wurde. Letzteres geſchah jedoch in dem langen Zeitraume von 700 Jahren nur dreimal: das erſtemal unter Numa, zum zweitenmal nach dem erſten puniſchen Kriege, das drittemal nach der Schlacht bei Actium. Die Janustempel unterſcheiden ſich vor andern Tempeln dadurch, daß auf ihren Gibeln das Bild des Janus ſtand. Nach Varro war der erſte Tempel des Janus nichts weiter als eine Thüre, mit dem Bildniſſe des Janus. Sie ſtand auf dem Forum Romanum neben dem Bildniſſe des Janus. Zuletzt wurde ein Tempel darüber gebaut, der ganz von Erz geweſen ſeyn ſoll. Numa ſoll am Argileto vor dem carmentaliſchen Thore am Theater des Marcellus zwei kleine Tempel dicht neben einander haben aufführen laſſen, beiden nur Einen Namen gegeben und ſie dem Janus gewidmet haben. Nachher mag vielleicht die zwiſchen beiden Tempeln befindliche Scheidewand abgebrochen und beide in Einen verwandelt worden ſeyn, weil der Senat ſich in demſelben verſammelte, als die Fabier gegen die Vejenter auszogen. Den dritten Tempel baute C. Duilius zwiſchen der Tiber und dem Theater des Marcellus. Uebrigens hatte Janus in allen den zwölf Quartieren oder Regionen der Stadt einen Altar.

Japan, Japaner. An der Oſtſpitze von Aſien, zwiſchen dem 31. und 49. Gr. nördl. Breite liegt das japaniſche Reich, eine große Inſelgruppe, die durch Berge, ſteile Felſen und ein gefährliches Meer faſt unzugänglich wird. Sie beſteht aus drei großen Inſeln, nämlich: 1) Niphon, (150 Meilen lang, aber ſo ſchmal, daß ihre Breite in der Mitte nur 15 Meilen beträgt) in 49 Provinzen getheilt, in welchen Miaco, der Sitz des Dairi, oder geiſtlichen Kaiſers, wo alle Münzen geſchlagen und alle Bücher gedruckt werden. Jedo, die ungeheure Reſidenz des weltlichen Kaiſers am Fluſſe Tonkan, über welchen eine Brücke geht, von der die Entfernung aller Orte im Reiche berechnet wird, und Oſacca, eine reiche Handelsſtadt; die merkwürdigſten Städte ſind: 2) Ximo oder Kiuſiu,

(40 Meilen lang, und 25 Meilen breit) aus 9 Provinzen beſtehend, und 3) Xicoco oder Sikoff (18 Meil. lang, und 10 Meil. breit), das 4 Provinzen enthält. Um dieſe großen Inſeln liegen unzählbare kleine fruchtbare Eilande, und kahle Inſelberge, die ehedem wahrſcheinlich mit dem feſten Lande von Aſien zuſammenhingen, bis ſie durch ein Erdbeben von denſelben getrennt wurden. Der Flächenraum der geſammten Inſeln beträgt 8,000 Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner läßt ſich nicht genau beſtimmen, die Angaben ſchwanken zwiſchen 15 und 30 Millionen. Japan iſt ſehr gebirgig, ganz wie die gegenüber liegende Küſte des feſten Landes. Der berühmteſte Berg heißt Furi; er iſt das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Auch gibt es viele Vulkane. Nur der rege Fleiß der Bewohner hat den unfruchtbaren Boden tragbar gemacht. Selbſt die ſteilſten Berge ſind angebaut. Der Ackerbau iſt durch die Geſetze des Staats als Hauptbeſchäftigung vorgeſchrieben. Ziegen und Schafe ſind aus Japan verbannt. Jene hält man der Kultur für nachtheilig. Baumwolle und Seide erſetzen die Wolle. Schweine gibt es nur in der Gegend von Nangaſaki. Ueberhaupt findet man wenig vierfüßige Thiere in Japan, dagegen aber Hunde in Ueberfluß. Die Laune eines Beherrſchers, der dieſe Thiere liebte, hat die Zucht derſelben durch ein Staatsgeſetz angeordnet. Man pflegt ſie auf öffentliche Koſten. Es iſt ungewiß, ob die Alten etwas von Japan gewußt haben. Erſt zu Ende des 13ten Jahrhunderts kamen durch den berühmten Reiſenden Marco Polo die erſten Nachrichten von Japan, das er Zipangu nannte, nach Europa. Im Jahre 1541 aber wurden 3 portugieſiſche Schiffe, die von Siam nach Sina reiſeten, durch einen Sturm an die japaniſche Küſte verſchlagen, aber auch ohne dieſen Zufall würde dem unternehmenden Handelsvolke das Inſelreich ſchwerlich unbekannt geblieben ſeyn, von welchem ſeine Seefahrer ſchon in Sina Nachrichten eingeſammelt hatten. Es ward ſogleich eine Niederlaſſung auf der neuentdeckten Küſte angelegt, und der Jeſuit Franz Xaver ging von Indien nach Japan, um den chriſtlichen Glauben auszubreiten. Die Portugieſen hatten im ganzen Reiche freien Zutritt und Handel, beſonders auf der Inſel Ximo. Eine ihrer Hauptniederlaſſungen war auf Firando. Das Chriſtenthum breitete ſich ſehr aus, obgleich die einheimiſchen Prieſter demſelben entgegen wirkten, da ihr Anſehen dadurch litt. Die weltlichen Herrſcher aber, beſonders die kleinen Fürſten, welche unter der Oberhoheit des Kaiſers einzelne Landestheile beſaßen, unterſtützten den neuen Glauben und deſſen Verkündiger. Um das J. 1616 war faſt die Hälfte des Reichs chriſtlich, ſelbſt viele kleine Landesfürſten. Ungefähr 50 Jahre hatten die Portugieſen und die Jeſuiten als Kaufleute und Glaubensprediger das ganze Reich ungehindert durchzogen, als mehrere Umſtände ihrem Einfluſſe ein Ende machten. Eine Revolution raubte (1586) dem japaniſchen Kaiſer alle weltliche Macht, die der erſte Staatsdiener, der Kubo, an ſich riß, der ihn nun zu einem bloßen Hoheupriester herabſetzte. Jejas, der Nachfolger des erſten Gewalträubers, machte (1617) die Oberherrſchaft in ſeiner Familie erblich. Die beiden neuen Herrſcher waren Feinde der Portugieſen und der Miſſionäre, da ihnen die enge Verbindung der neuen Glaubenspartei und der Einfluß der Jeſuiten, welche ſich in die politiſchen Angelegenheiten miſchten, und ſich gegen die neue Ordnung der Dinge erklärt hatten, gefährlich ſchienen. Das Betragen der angeſiedelten Portugieſen war überhaupt im höchſten Grade unvorſichtig und zügellos. Die Geſandten Portugalls verriethen einen unleidlichen Stolz, welcher gegen die geſchmeidige Unterwürfigkeit der Holländer, die ſeit 1611 gegen die Verſicherung, daß ſie von einem andern Glauben als die Jeſuiten wären, freien Handel mit allen Hä-

ſen des Reichs erlangt hatten, ſehr abſtach. Nach einzelnen Verfolgungen wurden endlich im J. 1637 alle Portugieſen mit ihren Miſſionären auf ewig aus dem Reiche verbannt, gegen die Chriſten blutige Strafen verhängt, und die Häfen des Reichs allen fremden Völkern, außer den Holländern, verſchloſſen. Dieſe Verfolgung gegen den katholiſchen Glauben ward 40 Jahre lang fortgeſetzt, mehrere Millionen Menſchen wurden geopfert, und allein die letzte Belagerung eines chriſtlichen Ortes koſtete 37,000 Menſchen das Leben. Im Jahre 1665 wurden in allen Städten des Reichs Inquiſitionsgerichte niedergeſetzt, welche bei jeder Familie, ja bei jedem Einzelnen über den Glauben wachen und ihre Unterſuchungen jährlich zu unbeſtimmten Zeiten erneuern ſollten. Die Holländer, welche nicht wenig zu jener Kataſtrophe beitrugen, traten in die Stelle der Portugieſen. Sie und die Sineſen waren von nun an die einzigen Völker, deren Schiffen der Zugang nach Japan geſtattet ward, aber beide mußten ſich die härteſten Bedingungen gefallen laſſen. Die Sineſen dürfen nur für 600,000 Thaler Waaren ausführen, die Holländer nur für 300,000 und dieſe ſind, ſeit dem Jahr 1634, wo ſie Anlaß zu Argwohn gegeben hatten, dabei ſo eingeſchränkt, daß ſie nur auf der Inſel Deſima, die durch eine Brücke mit der Stadt Nangaſaki zuſammenhängt, landen können. Auf dieſer Inſel, wo ihre Waarenlager ſich befanden, lebten ungefähr 15 Holländer, welche den Handel betrieben, in der engſten Gefangenſchaft, und ohne Begleiter, Aufſeher und Dollmetſcher durften ſie die Stadt nicht betreten. Ungeachtet dieſer Beſchränkungen und Erpreſſungen, welche ſich die Holländer durch Abzüge von den bedungenen Waarenpreiſen, durch willkührliche Erhöhung des Münzfußes bei Rückzahlungen, gefallen laſſen mußten, ſcheint der Handel mit Japan gewinnvoll geweſen zu ſeyn, da die Holländer bis auf die neueſten Zeiten fortgefahren haben, jährlich 2 Schiffe von Batavia, und zwar große Dreidecker, meiſt aus Seeland, dahin zu ſenden. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts rechnete man den Gewinn von dem japaniſchen Handel jährlich zu 4 bis 500,000 Gulden, ohne den Ertrag des Vertriebs der Waaren in Indien und Europa und ohne den Gewinn der Privatleute, der wenigſtens auf 250,000 Gulden geſchätzt ward, wovon die Hälfte dem Rathe zu Batavia zufiel. Die Engländer hatten ſchon im 17ten Jahrhunderte eine Niederlaſſung auf Firando angelegt, und bedeutende Handelsvortheile erlangt, aber dieſer Handel ging bald wieder verloren, wahrſcheinlich weil die Japaner durch die liſtigen Holländer erfuhren, daß der König von England eine portugieſiſche Prinzeſſin zur Gemahlin hatte. In den neueſten Zeiten ſind alle Vorſchläge zur Wiederanknüpfung des Handels mit Japan verworfen worden, da ſich ergab, daß keine Ausſicht zum Gewinn dabei ſey, weil die Rückladungen faſt ganz allein aus Kupfer und Kampher beſtehen konnten, und der Handel mit dem japaniſchen Kupfer die Ausfuhr des engliſchen nach Indien hindern würde. Auch die Ruſſen haben neuerlich verſucht, eine unmittelbare Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen, aber ohne Erfolg. — Die Japaner ſind eine ähnliche Miſchung des malayiſchen und mongoliſchen Volksſtammes wie die Sineſen, von welchen ſie höchſt wahrſcheinlich ihre Kultur erhalten haben. Japaniſche Kunſt, Zeitrechnung, Arzeneikunde und Aſtrologie ſind rein ſineſiſch. Die jetzigen Bewohner ſtammen entweder aus Sina oder aus Corea, oder aus beiden zugleich, aber durch ſtürmiſche Wogen von der übrigen Welt getrennt, ſich ſelbſt überlaſſen und befreit von ſpätern Einfällen der Nachbarn, bildeten ſie ſich zu einem originellen ſelbſtſtändigen Volke. Ihre Sprache deutet keineswegs auf fremden Urſprung. Sie hat nur ſehr wenige ſineſiſche Wörter und keine Aehnlichkeit weder mit dem Mantſchu,

noch mit dem Kuriliſchen. Die japaniſchen Wörter ſind nicht einſylbig wie die ſineſiſchen. Conjugationen und Syntax ſind ganz eigenthümlich. Sie ſind die geſittetſte und gebildetſte Nation in Aſien, ein edles, ſtolzes Volk, witzig, verſtändig, bildſam und gelehrig. Wiſſenſchaften und Künſte ſchätzen ſie ſelbſt an andern Völkern, welche ſie ſonſt theils wegen ihrer ſchlechten Aufführung, theils wegen der ſchimpflichen Behandlung, die ſich dieſelben aus Gewinnſucht gefallen laſſen, verachten. Sie ſind geſchäftig und arbeitſam, erlauben ſich Vergnügungen bloß zur Erholung, nie um die Zeit zu tödten. Dagegen aber ſind ſie äußerſt wollüſtig, zur Grauſamkeit und zur Rachſucht, die oft erſt nach langer Zeit Befriedigung ſucht, geneigt. Ihr Aberglaube wird durch eine alle Aufklärung hindernde Hierarchie und eine zahlreiche Geiſtlichkeit genährt. Die Regierungsverfaſſung iſt der härteſte Despotismus, der ſich mit Blutgeſetzen und der unerbittlichſten Strenge waffnet. Der Wille des Kaiſers iſt das höchſte Geſetz, und nächſt dieſem der Wille der von ihm abhängigen kleinen Fürſten, die in den Provinzen eben ſo hart herrſchen, als jener über das Ganze, aber ungeachtet ihrer Abhängigkeit doch das Recht haben, ſich einander zu bekriegen. Der größte Theil der Einwohner wird von ſchwerer Armuth gedrückt, da der Bauer dem Landesherrn, der ſich für den einzigen Eigenthümer von allem Grund und Boden hält, wenigſtens die Hälfte, und in manchen Gegenden ſogar zwei Drittel ſeiner Ernte abgeben muß. Um Verſchwörungen zu verhüten, iſt jeder durch die Geſetze des Staats zum Wächter, Aufpaſſer und Bürgen des andern gemacht, ſo daß jeder für denjenigen, der mit ihm in irgend einer, wenn auch noch ſo entfernten, Verbindung ſteht, dem Staate haften und im Falle eines Vergehens mit demſelben büßen muß. So muß der Vater für ſeine Kinder, der Herr für ſeine Diener, der Nachbar für den Nachbar, jede Geſellſchaft für ihre Mitglieder ſtehen. Nie wird ein Vergehen mit Geld, ſondern ohne alle Ausnahme an Leib und Leben, durch Gefängniß, Verbannung geſtraft, und jede Strafe mit unerbittlicher Strenge an Vornehmen wie an Geringen vollzogen. Die urſprünglichen Regenten von Japan hießen Mikaddo, nach dem Stammvater ihres Geſchlechts. Der geiſtliche Kaiſer, der Hoheprieſter von Japan, heißt noch immer Dairi, welches von den früheſten Zeiten her der Titel der japaniſchen Kaiſer war, als ſie noch die geiſtliche und weltliche Macht vereint beſaßen. Seit der Revolution, welche ſie der weltlichen Gewalt beraubte, lebt der Oberprieſter zu Miaco als Gefangener des weltlichen Kaiſers. Ihn bewacht ein dem weltlichen Kaiſer verantwortlicher Statthalter. Um ſich des Abkömmlings des alten Stammes der Beherrſcher von Japan deſto mehr zu verſichern, hat die ſchlaue Politik des weltlichen Kaiſers den Dairi in eine heilige Perſon verwandelt, den kein menſchliches Auge, am wenigſten ein Mann, der nicht zur Bedienung deſſelben angeſtellt iſt, ſehen darf. Wenn der Dairi einmal, was freilich ſelten geſchieht, in ſeinem Garten oder im innern Bezirke ſeines ungeheuern wohlbefeſtigten Pallaſtes friſche Luft genießen ſoll, ſo wird Allen durch ein Zeichen Entfernung geboten, ehe die Träger den hochheiligen Gefangenen auf ihre Schultern heben. In dieſem Pallaſte, wo er geboren wird, lebt und ſtirbt er, ohne je aus deſſen Mauern zu kommen, und erſt lange nach ſeinem Tode wird ſein Name außerhalb deſſelben bekannt gemacht. Er genießt reichliche Einkünfte, die bloß in Waaren und Feldfrüchten beſtehen, und die der weltliche Kaiſer durch beträchtliche Zuſchüſſe und durch den Ertrag des Verkaufs der Ehrentitel, der dem Dairi als ein Vorrecht überlaſſen iſt, vermehrt. Der weltliche Kaiſer führt den Titel Kubo und hat ſeinen Sitz zu Jedo. Unter ihm, dem eigentlichen unumſchränkten Beherrſcher des Reichs, ſtehen

alle Statthalter, Fürſten, die dem Kaiſer ſtreng verantwortlich ſind. Er überläßt jedoch dem Dairi den erſten Rang, nimmt ſogar Ehrentitel von ihm an, und erwiedert die ihm dadurch ertheilte Auszeichnung durch anſehnliche Geſchenke. Ehedem machte der Kubo jährlich eine Reiſe nach Miaco, um dem Dairi ſeine Ehrſurcht zu bezeugen, nach und nach wurden dieſe Beſuche ſeltener, und jetzt läßt er's dabei bewenden, ihm durch Geſandte ſeine Geſchenke zu überſchicken. Der Kubo verwaltet die Regierung unter dem Beiſtande eines Staatsraths von ſechs bejahrten Männern. Er zieht ſeine Einkünfte, die in lauter Naturerzeugniſſen beſtehen, aus fünf ſogenannten kaiſerlichen Provinzen und einigen Städten, die unmittelbar unter ihm ſtehen, wozu noch die Geſchenke kommen, welche die Landesfürſten, die über die Provinzen herrſchen, ihm bringen. Jeder dieſer Fürſten beſitzt erbliche Landeshoheit in ſeiner Provinz, er hebt die Einkünfte derſelben, ohne dem Kaiſer Rechenſchaft abzulegen, und beſtreitet davon die Koſten für ſeine Hofhaltung, ſeine Kriegsmacht, und die Unterhaltung der Landſtraßen, kurz alle öffentlichen Ausgaben; um aber ſeine Abhängigkeit anzuerkennen, muß er jährlich 6 Monate am kaiſerlichen Hofe zu Jedo zubringen, wo ſeine Weiber und Kinder als Geißel und Bürgen ſeiner Treue in einer Art von Gefangenſchaft leben. — Die Religion der Japaner iſt indiſchen Urſprungs, ſowol die ältere Sekte Xinto, als die neuere Budzo, oder die Fo-Religion, die aus Sina hinübergekommen iſt. Außer dieſen Sekten gibt es noch mehrere andre, welche Modificationen von jenen ſind. Das Volk verehrt eine Menge von Untergottheiten, deren Bilder in den Tempeln der Hauptgottheiten aufgeſtellt werden. Die zahlreiche Geiſtlichkeit und die Mönche und Nonnen, die in einer Menge von Klöſtern leben, ſtehen unter dem Dairi. Nirgend iſt die indiſche Religion durch Aberglauben und ſpätere Zuſätze ſo ſehr entſtellt, als in Japan. Die Budzo-Sekte hat Aehnlichkeit mit der Gelehrten-Sekte in Sina; ſie verachtet allen Tand des Volksglaubens. — Die Kriegsmacht der Japaner in Friedenszeiten beſteht aus 100,000 Mann Fußvolk und 20,000 gepanzerten Reitern. Das Fußvolk hat nur Helme. Ihre Waffen, Bogen, Flinten, Säbel, Dolche, ſind vortrefflich. Sie haben ſehr ſchwere Kanonen, die ſie nicht ſo gut zu gebrauchen verſtehen, als die Sineſen. Die Kontingente der einzelnen Fürſten betragen 368,000 Mann zu Fuß und 38,000 zu Pferde. Die Seemacht iſt unbedeutend. Ehedem hatten die Dairis zahlreiche Flotten. Sonſt baute man ſehr große Schiffe aus Cedernholz, jetzt aber ſind die japaniſchen Schiffe nur klein, höchſtens 90 Fuß lang, den ſineſiſchen ähnlich. Im Kriege zeigen die Japaner viel Muth und Tapferkeit, welche durch kriegeriſche Lieder und Erzählungen noch mehr entflammt werden. — Die Staatseinkünfte ſind beträchtlich. Die Ausgaben, welche die Einnahme nicht überſteigen, betragen gegen 280,000 Thaler. Seit der Ankunft der Europäer und durch dieſe belehrt, haben die Japaner ſich in mehrern Wiſſenſchaften hervorgethan. Geſchichte, Aſtronomie und Arzeneikunde werden am eifrigſten betrieben. Dichtkunſt, Muſik und Malerei werden ebenfalls geſchätzt, und in der letzten haben es die Japaner weiter gebracht, als die Sineſen. Sie ſchreiben ſich, wie dieſe, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerei zu. Die Kinder werden früh in die Schulen geſchickt und ſehr ſtrenge erzogen. Bücher auszuführen iſt verboten, wenigſtens ſolche, die Nachrichten von der Regierung und dem Lande enthalten, desgleichen Landcharten und Münzen. Eben ſo ſtrenge iſt die Einführung fremder Religionsbücher verboten. Die holländiſchen Schiffe müſſen, wenn ſie ankommen, dem japaniſchen Befehlshaber von Nangaſaki ihre Religionsbücher in ei-

ner Kiſte überliefern, welche ſie bei ihrer Abreiſe wieder erhalten. Zum Handel ſind die Japaner ſehr aufgelegt. Ehedem bedeckten ihre Schiffe die benachbarten Meere, und vor Ankunft der Europäer trieben ſie bedeutenden Activhandel und eine ausgebreitete Schiffahrt, ſo daß ſie z. B. an der Nordweſt-Küſte von Amerika, jenſeit der Beringſtraße, weiter gekommen ſind, als europäiſche Seefahrer. Sie beſuchten beſonders Sina, Oſtindien bis nach Bengalen. Seitdem man aber anfing zu fürchten, daß die Ausländer den Staat und die Sitten der Eingebornen umkehren würden, verbot man allen auswärtigen Handel und alle Schifffahrt. Ihre ſeidenen und baumwollenen Zeuge, ihre Porzellanwaaren und ihre lackirten Waaren ſind berühmte und geſuchte Handelsartikel, ihre Stahlarbeiten ſind vortrefflich, beſonders Schwerdter und andere Waffen, deren Ausfuhr aber ſtrenge verboten iſt. R.

Jaſpis (Lapis Pantherinus; Jaspis), ein dunkler, undurchſichtiger Stein, welcher hin und wieder röthliche und auch grüne Flecken hat, ein hochgefärbter Felskies (Petrofilex jaspidens) iſt und ſich zu einem vollkommen ſchönen Glanze poliren läßt. Es gibt ſehr viele Arten Jaſpis, einfärbige und bunte, oder geſprenkelte, auch einen grünen, phosphoreſcirenden, welcher aber mit dem Malachit nicht zu verwechſeln iſt. Plinius nahm 10 Arten an; Werner nennt deren vier: 1) den gemeinen, wohin der Heliotrop gehört; 2) den ägyptiſchen, der auch im Zweibrückiſchen gefunden wird, und in welchem gewöhnlich fünf Farben enthalten ſind; 3) der Band-Jaſpis enthält ebenfalls mehrere Farben, iſt eine der ſchönſten Steinarten Sachſens und überdas ſehr ſelten; und 4) der Porzellan-Jaſpis, ein pſeudovulkaniſches Foſſil, welches aus eiſenſchüſſigem Thon entſteht, der über Steinkohlen liegt, und ſich durch ſein ausgetrocknetes Anſehn, indem er gewöhnlich ſehr aufgeriſſen iſt, und durch ſeine Farben auszeichnet.

Jaſſy, Hauptſtadt der Moldau, 4 Meilen vom Pruth, nebſt einer Citadelle, iſt die Reſidenz des Hospodars oder Fürſten von der Moldau, wie auch der Sitz des griechiſchen Metropoliten, oder Erzbiſchofs der Moldau. Die Einwohner ſind meiſtens der griechiſchen Religion zugethan; doch haben auch die Katholiken daſelbſt freien Gottesdienſt. Auch halten ſich Juden daſelbſt auf. Die Stadt iſt ein offener, größtentheils zerſtörter Ort von kaum 2,000 Häuſern, deſſen Straßen, ſtatt des Pflaſters, mit Balken oder Brückholz belegt ſind. Der viele hier verfertigte vortreffliche Canevas, wie auch der Wein von Catanapou, aus daſiger Gegend, werden häufig nach Conſtantinopel ausgeführt. In den Jahren 1739 und 1769 wurde die Stadt von den Ruſſen erobert, beide Male aber durch die Friedensſchlüſſe zurückgegeben. Im J. 1788 gerieth ſie in die Gewalt der Oeſterreicher, und am 9. Jan. 1792 ward hier der letzte Friede zwiſchen den Ruſſen und Türken unterzeichnet. Im März 1753 brannte beinahe die ganze Stadt nebſt dem Pallaſte des Hospodars ab, und 1772 wüthete die Peſt daſelbſt.

Java, eine große, von Weſten nach Oſten ſich erſtreckende Inſel in Oſtindien, welche durch die Sundaſtraße von Sumatra getrennt wird, hat ihren Namen von Djava, einer Art Hirſe, wovon ſonſt die Einwohner derſelben lebten. Ihr Flächeninhalt iſt 2,400 Quadratmeilen und die Zahl ihrer Einwohner 2,029 900. Letztere beſtehen theils aus urſprünglichen Javanern, theils aus Malayen und Einwanderern aus den benachbarten Inſeln, welche ſich alle zu einer verdorbenen muhamedaniſchen Religion bekennen; dann aus Sineſen und Europäern.

Etliche unabhängige Könige theilten ſich ehemals in die Herrſchaft der Inſel, leben aber jetzt in völliger Abhängigkeit von den Engländern, welche Java beſetzt haben (ſ. Batavia) und früher von den Holländern, welche 1619 ſich daſelbſt feſtſetzten. Letztere baueten an die Stelle der ältern Stadt Jacatra die Stadt Batavia, welche ſie in der Folge zum Hauptſitze aller ihrer oſtindiſchen Beſitzungen erhoben. Die vorerwähnten älteren Könige der Inſel werden durch angelegte Feſtungen in den Hauptſtädten derſelben in Gehorſam gehalten; überdas müſſen ſie ſich von dem jedesmaligen Gouverneur wählen und in ihrer Würde beſtätigen laſſen, und dann die Produkte ihres Landes, oft um einen ſehr niedrigen Preis, als Tribut in ihre Hände liefern. Die wichtigſten dieſer Fürſten ſind der König von Bantam auf der Nordküſte an der Sundaſtraße; der König von Cheribon, öſtlich von Batavia, und der ſogenannte Samarang oder Kaiſer von Java, welchem die nordöſtlichen Theile von Java nebſt der gegenüber liegenden Madure gehören. Dieſe Reiche liegen ſämmtlich nebſt dem Gebiete von Batavia (dem alten Reiche Jacatra), in welchem die Holländer ebenfalls noch einige kleine Fürſten exiſtiren ließen, auf der Nordſeite der Inſel, die ſehr fruchtbar, aber wegen der ſtehenden Waſſer und der daraus entſpringenden Nebel ungeſund iſt. Der ſüdliche Theil der Inſel iſt nicht ſo fruchtbar und von den Holländern weniger gekannt. Hier iſt Balambuan ein unbedeutendes, aber freies Reich. Die Produkte der Inſel beſtehen aus Pfeffer, Kaffee (deſſen Ausfuhr mit jedem Jahre zugenommen hat), Zucker (in geringer Menge), Reiß (aus welchem zu Batavia der Arrak bereitet wird), Indigo, Vogelneſtern, ſpaniſchem Rohre, Edelſteinen u. ſ. w. Der Handel von Batavia umfaßt übrigens alle Produkte, welche in Aſien und Europa erzeugt werden; auch hat die Inſel reiche Gold- und Kupfergruben. Sie ward im Jahr 1579 (nach Andern ſchon 1511) von den Portugieſen entdeckt; ſchon ſeit 1406 hatten die dortigen Einwohner die muhamedaniſche Religion angenommen. Von 1304 bis 1359 ſtanden ſie unter den Königion von Tarmata und 1572 wurden ſie Sina zinsbar.

Jeanne d'Arc, oder die Jungfrau von Orleans. Der Glaube der chriſtlichen Völker des Mittelalters, daß überirdiſche Kräfte einzelner Menſchen, als unmittelbare Werkzeuge eines höhern Willens, zu wunderähnlichen Thaten führen können, erklärt die außerordentliche Erſcheinung der Jungfrau von Orleans. Nach Carls VI. Königs von Frankreich Tode (1422) ward, dem Vertrage von Troyes (1420) gemäß, der 9 Monate alte König von England, Heinrich VI. zum König von Frankreich ausgerufen; die Regierung führte ſein Oheim, der kluge, tapfere und edle Herzog von Bedford. Aber Frankreich war ſeit 42 Jahren durch Parteiſucht zerriſſen. Auf einer Seite ſtanden die Königin Iſabelle, der Herzog von Burgund und England; auf der andern der von ſeiner eigenen Mutter verſtoßene Dauphin Carl und die Armagnacs, oder die orleanſche Partei. Dieſe Trennung und die brittiſchen Feldherren, die Grafen von Sommerſet, Warwick, Salisbury, Suffolk, Arundet, Talbot und Faſtolfe, hatten faſt ganz Frankreich von England abhängig gemacht. Der neunzehnjährige Dauphin behauptete ſein Recht auf den Thron. Er beſaß alle Eigenſchaften, welche die Liebe und Theilnahme der Franzoſen für ihn erregen konnten; aber ihm fehlten Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit. Der Vertrag von Troyes war der Nation verhaßt. Sieben Jahre lang hielt ſich Carl aufrecht, trotz aller Unfälle. Ihm blieb zuletzt faſt nur

Bourgos

Bourgos und deſſen Gebiet. Paris und das nördliche Frankreich bis an die Loire waren in engliſcher Gewalt. Salisbury belagerte Orleans ſeit dem 12. Oct. 1428, das Gaucour tapfer vertheidigte. Fiel es, ſo ſchien der junge franzöſiſche König verloren. Dieſe Anſicht der Lage des Reichs mußte überall die Gemüther beſchäftigen; wer kann, wer wird unſern König retten? fragten ängſtlich alle gutgeſinnte, dem König ergebene Franzoſen. Da lebte in den Thälern der Vogeſen, an der alten Gränze von Lothringen, im Dorfe Domremy, oder Domremy la Pucelle, wo man noch das Bauernhaus zeigt, in welchem ſie geboren ſeyn ſoll, Jeanne d'Arc, die Tochter ehrlicher und in ihrer Art wohlhabender Landleute. Mitten unter ſchlichten, furchtſamen und abergläubigen Menſchen, die Schrecken und Kummer bei dem Unglücke des Vaterlandes in unruhiger Erwartung der Zukunft erhielt, trieb Johanne einſiedleriſch, ſtill in ſich gekehrt, die Geſchäfte des Hausweſens, und führte zuweilen die Heerde auf die Triften. Ihre Geſchichte iſt auf das genaueſte beurkundet. Die von De l'Averdy im 3ten Bande der Notices et Extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi. (Paris 1790. 4.) aus 28 Handſchriften über den Verdammungs- und Losſprechungsproceß der Jeanne d'Arc bekannt gemachten Auszüge enthalten das Wichtigſte. Sie war ein Mädchen von feiner Organiſation und ungewöhnlicher weiblicher Reizbarkeit. Dieſe erhöhte vielleicht der von ihrem Biographen aufgezeichnete Umſtand, daß ſie dem Naturgeſetze ihres Geſchlechts nicht unterworfen geweſen; und ſchon Dufresnoy bemerkt mit Recht, wie dies und die frühe Andacht und die Inbrunſt des Mädchens ihre Erſcheinungen begreiflich machen könne. Jenes innige Gebet, die in ſich gekehrte Beſchauung, und die „weltüberwindende" Einſamkeit erklären ſehr wohl die dämoniſche Stimme, welche in dem Innern der Jungfrau ertönte, und als ſinnetäuſchendes Geſicht vor ſie hintrat. Während ihre Geſpielinnen unweit der Quelle bei Domremy, unter dem Feenbaum, die ſchöne Maie genannt, le beau mai ou l'arbre des fées, der als ein altes druidiſches Heiligthum in hundert Ueberlieferungen und Geſpenſtergeſchichten ſpukte, allerlei Mädchenſpiele trieben, ſang oder tanzte Johanna ſchwärmeriſch allein, und band Sträußer für die heilige Jungfrau, in der kleinen Kapelle de Notre-Dame de Bellemont, zu welcher ſie gewöhnlich Sonnabends wallfahrtete. Sie hat nirgends, am wenigſten in einem Wirthshauſe gedient. Die engliſchen Chronikenſchreiber haben aus Nationalhaß dieſe Thatſachen entſtellt; ſelbſt Enguerrand de Monſtrelet in ſeinen Chroniques de l'histoire de France führt unerwieſene Umſtände an. So irrt auch Hume in Anſehung ihres Alters. Die ſchöne Johanna war 18 Jahr alt, als ſie zum Dauphin nach Chinon in Touraine ging. Aufgefordert, wie ſie erzählte, durch die Erſcheinung ihrer Dame von Bellemont, Orleans zu entſetzen und Carln zur Krönung nach Rheims zu führen, kam ſie im Februar 1429 zu dem Gouverneur von Vaucouleurs, Robert von Baudricourt, der ſie anfangs für beſeſſen hielt und zweimal fortſchickte, als ſie aber zum dritten Male wiederkam, mit Empfehlungsſchreiben nach Chinon ſandte. Hier ließ ſie der Dauphin zuerſt durch den Biſchof von Meaux und Jean Morin prüfen. Auch ſoll ſie den Dauphin, der ſich unter ſeine Höflinge miſchte, ſogleich erkannt, und ihm den Inhalt eines Gebets, das er zur Maria gethan, geſagt haben. Gewiß iſt es, daß ſie aufs neue zu Poitiers von ſachkundigen Männern, Theologen und Parlamentsräthen, drei Wochen lang geprüft wurde. Hierauf ließ ſie der Dauphin auch

noch von ſeiner Schwiegermutter und ihren Hofdamen insgeheim beſichtigen; und dieſe ſagten aus: qu'elle étoit entière et vraie pucelle. Nun erſt gab man ihr an Daulon, dem biederſten Mann am Hofe, einen beſtändigen Wächter und Waffenbruder; und zugleich die Erlaubniß, mit Dunois den Entſatz von Orleans zu bewirken. Von jetzt an erſcheint ſie, wie Friedrich Schlegel ſagt, als der ſchönſte Charakter, welchen die franzöſiſche Geſchichte aus der romantiſchen Mittelzeit aufzuweiſen hat. Vom Kopf bis auf die Füße gerüſtet, (armée de pied en cap) in männlicher Kleidung, führte ſie das Schwert, wie die heilige Fahne, als Siegeszeichen dem Heere voran; aber weit entfernt von unweiblicher Grauſamkeit oder Blutvergießen, iſt ſie ſelbſt zwar mehrmals verwundet worden, hat aber nie getödtet, oder Blut vergoſſen, noch iſt, ſagt ihr Biograph, Friedrich Schlegel (in ſeiner Geſchichte der Jungfrau von Orleans aus altfranzöſiſchen Quellen (nach del Averdy's Auszügen aus Handſchriften) Berlin 1802) andere irdiſche Neigung in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig und für die heiligen Lilien. Auch bezeugten die Actenſtücke, ſowohl während ihres Proceſſes 1431, als bei der Reviſion deſſelben 1453, die Thatſache, daß ſie eigenhändig keine Feinde getödtet habe, weil ſie nach ihrer zarten Gewiſſenhaftigkeit die Seelen der erſchlagenen Engländer noch mehr beklagte, als ihre Leiber. Indeß ſcheint doch aus einigen Stellen des Cengle Dufresnoy (Histoire de Jeanne d'Arc, Vierge, Héroïne. Paris 1553.) zu folgen, daß ſie nicht immer die Fahne trug, ſondern auch von dem geweihten Schwerte, das ſie aus der Katharinenkirche zu Fierbois, wo Niemand davon gewußt haben ſoll, holen ließ, wirklich Gebrauch machte. Die allgemein verbreitete Meinung von ihrer höhern Sendung, an welche ſie ſelbſt mit frommer Einfalt glaubte, brachte die außerordentlichſten Wirkungen hervor. Die Feldherren wußten durch ſie, die offen und freimüthig, feſt und beharrlich, ritterlich fromm und kühn, nur ein Ziel im Auge hatte, das Heer zu begeiſtern, ohne darum ſtets ihrem Rathe zu folgen. Die erſte Waffenthat gelang. Mit 10,000 Mann, unter dem Befehle von St. Severe, Dunois und La Hire, brach ſie von Blois auf, und zog den 29. April 1429 mit einer Zufuhr in Orleans ein. Durch kühne Ausfälle, wozu ſie ermunterte, wurden die Engländer aus ihren Verſchanzungen geſchlagen. Suffolk hob daher die Belagerung auf, den 8. Mai 1429. Johanna eroberte hierauf mehrere von den Feinden beſetzte Orte, und ſchlug ſie bei Patay den 18. Junius, wo General Talbot gefangen wurde, und ſelbſt der tapfere Faſtolfe die Flucht ergriff. So wurde möglich, was vor drei Monaten noch unglaublich ſchien. Carl zog ſiegreich in Rheims ein. Bei der Salbung und Krönung, den 17. Julius, ſtand das Mädchen von Orleans dem Könige zur Seite, in voller Rüſtung und in der Hand die Fahne. Sie vertrat die Stelle eines Connetable, und hielt das Schwert über den König. Hierauf wollte ſie, da ihr Auftrag vollbracht war, in ihre Heimath zurückkehren, ließ ſich aber halten und blieb. Ganz Frankreich erkannte Carln als König; Bedford konnte ſich nur durch Waffenmacht und Klugheit behaupten. Er ſchlug im September den Angriff auf Paris ab. Hier wurde Johanna verwundet. Carl zog ſich nach Bourges zurück. Er erhob jetzt die Jungfrau mit ihrer Familie in den Adelſtand. Sie hieß zuerſt Dalis, dann Dulis, endlich Dy Lys. Ihr Wappenſchild enthielt zwei goldene Lilien, und ein mit der Spitze in die Höhe gerichtetes Schwert, das eine Krone trägt. Indeß ſammelte Bedford neue

Kräfte. Burgund und Bretagne erkannten den in Paris gekrönten jungen König Heinrich VI. an. Nun drangen die Engländer auf's neue vor. Sie belagerten Compiegne. Das Mädchen warf ſich hinein, wie in Orleans; aber bei einem Ausfalle wurde ſie den 25. Mai 1430 von den Burgundern gefangen; man ſagt, franzöſiſche Offiziere hätten ſie aus Neid, weil ihr Ruhm den ihrigen verdunkele, in der Gefahr verlaſſen. Sie ergab ſich dem Lyonnel Baſtard von Vendome. Anfangs ſaß ſie zu Crotoy, dann zu Beaurevoir. Als ſie hörte, daß ſie den Engländern ausgeliefert werden ſollte (der König Heinrich hatte für ſie 10,000 Livres gezahlt), wollte ſie durch einen Sprung aus dem Thurme ſich retten. So kam ſie, gefährlich beſchädigt, in die Gewalt der Engländer. Auf Betrieb ihrer eignen Landsleute ward ihr der Proceß gemacht. Der Biſchof von Beauvais, Pierre Couchon, leitete ihn nach 12 Artikeln ein, und die Univerſität Paris verlangte ihre Hinrichtung. Als Zauberin und Ketzerin ward ſie von der Kirche gerichtet. Ueber dieſe vermochte der weltliche Arm nichts. So entſchuldigte Del Averdy die Unthätigkeit des Königs, welcher für das Schickſal der Heldin ſo wenig verſuchte. Allein der leichtſinnige Carl zeigte in nichts beharrlichen Kraftſinn und Ernſt. Nach viermonatlichem Gefängniſſe ward die ſchuldloſe Schwärmerin, welche feſt und ſtandhaft ſich vertheidigte, und im Verhöre den heiligen Michael als den Engel nannte, deſſen Stimme ſie, als ſie 13 Jahr alt geweſen, im Garten ihres Vaters gehört habe, und der ſtets ihr guter Begleiter geweſen ſey, ihres Umgangs mit hölliſchen Geiſtern und Zauberei wegen von den Inquiſitoren zu Rouen zum Feuertode verurtheilt. Man führte ſie zum Scheiterhaufen; da ſchien ihr Muth gebrochen. Sie unterwarf ſich der Kirche und erklärte ihre Offenbarungen für Teufelswerk. Man verurtheilte ſie darauf zu ewigem Gefängniß. Allein bald fand man Vorwände, ſie als Rückfällige, Relapsa, zu betrachten. Sie ward daher den 30. Mai 1431 zu Rouen bei langſamem Feuer verbrannt. Sie ſtarb mit Unerſchrockenheit. Als man ihr vor dem Gange zum Holzſtoße die Inquiſitionsmütze aufſetzte, ſagte ſie zu ihrem Begleiter: Maître, par la grace de Dieu, je serai ce soir en paradis. Die Sage, daß, als Johanne auf dem Scheiterhaufen ausgeathmet, eine weiße Taube in die Höhe geſtiegen, erinnert an Herders ſchöne Legende von der Taube des Polycarpus. „Spotte nicht, ſchließt Herder,

des Bildes, das die Sage ſich erſchuf.
Nur Einfalt, Unſchuld giebt dem Tode Muth!

Ihre Aſche ward in die Seine geſtreut. Theologen hatten ſie verurtheilt, und unter dieſen nur ein einziger Engländer, der Biſchof zu Wincheſter. Im Jahr 1455 klagten Johanna's Verwandte auf Reviſion des Proceſſes. Papſt Calixtus III. übertrug ſie dem Erzbiſchofe von Rheims, den Biſchöfen von Paris und von Contanca, und einem Inquiſitor. Dieſe ſprachen den 7. Jul. 1456 das Urtheil: die 12 Artikel ſeyen falſch, und erklärten die Jungfrau für unſchuldig. Ihr Andenken wurde durch Denkmäler gefeiert. So lieſet man unter dem Wappen ihrer Bildſäule auf dem Markte in Rouen:

Regia virgineo defenditur ense corona;
Lilia virgineo tuta sub ense nitent.
(Sicherer iſt die Krone, beſchirmt vom Schwerte der Jungfrau,
Unter der Jungfrau Schwert blühet der Lilien Pracht.)

Nach dem Bildniſſe der Jungfrau, welches der Conſervateur des Musée françois in Paris, Alexander Lenoir, auf dem Stadthauſe zu

Orleans, wo ſich auch eine Statute von ihr befindet, entdeckt und nach Paris ins Muſeum aux petits Augustins gebracht hat, muß ſie ſehr ſchön geweſen ſeyn. Ihre Züge ſind ſanft und ſchwärmeriſch; ſie haben das, was die Franzoſen l'intérêt du calme nennen. Sie hat eine Togur mit Federn auf dem Kopfe, in beiden Händen hält ſie das geweihte Schwert und ein Schild. (S. die Copie im Journ. Lond. und Paris VII. 2). Des Mädchens von Orleans berühmter hiſtoriſche Name, deſſen Johannes von Müller in ſeiner Geſchichte der europäiſchen Menſchheit nicht gedenkt, iſt nicht weniger merkwürdig in der Geſchichte der Literatur. Daher muß hier noch über die verſchiedene Behandlung des epiſchen und romantiſchen Charakters dieſes Stoffes etwas geſagt werden. Nachdem Chapelain, ein Zeitgenoſſe des Cardinals Richelieu, die Johanna d'Arc, wie Boileau ſagt, in zwölfmal zwölfhundert ſchlechten Verſen beſungen hatte, unternahm Voltaire, ſchon im Jahr 1730, das poetiſche Ungeheuer ſeines Vergnügens zu parodiren, und nach Shakespeare's Beiſpiel (im 1. Th. ſeines Heinrichs VI.) die volle Schale ſeines unſaubern Witzes über den ſchon verrufenen Gegenſtand auszugießen. So entſtand das nur zu bekannte komiſche Heldengedicht, das Mercier ein crime antinational nennt. Es erſchien zuerſt 1757 im Druck. Man höre über daſſelbe Bouterweck in der Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit VI. 359. Die erſte poetiſche Reinigung dieſes von der Plattheit und von dem ſchamloſeſten Witze entheiligten Stoffes verſuchte ein Britte, Robert Southey in ſeinem Heldengedicht, Joan of Arc, das aber den Leſer kalt läßt. Deſto glänzender war die Verherrlichung der Jungfrau durch unſern Schiller. Er hat mehr als Calixt III. gethan; er hat die edle, kühne Schwärmerin in die Rechte des romantiſchen Zeitalters, dem ſie angehört, wieder eingeſetzt. Ueber ſein berühmtes Gedicht, das in der Geſchichte der romantiſchen Poeſie Epoche machen wird, Jungfrau von Orleans, eine romantiſche Tragödie von Schiller (zuerſt als Almanach für das Jahr 1802, Berlin bei Unger) findet man ſcharfſinnige Bemerkungen in der Allgem. Lit. Zeit. v. 1802, Nr. 15. u. 16. Das Lehrreichſte darüber enthält die geiſtvolle kritiſche Würdigung dieſes Meiſterſtücks in der vierten Schauſtellung aus der Gallerie zu Schillers Gedichten, nach Rambergs Zeichnungen, von Böttiger, in einem unſerer gehaltvollſten Taſchenbücher, in der Minerva v. Jahr 1812. Mercier, der Herausgeber der franzöſiſchen Ueberſetzung dieſes Schauſpiels von Cramer (Paris 1802) nennt daſſelbe eine Hymne zum Ruhme der Heldin, würdig der vollſten Bewunderung und Achtung ihrer Zeitgenoſſen. Er ſetzt hinzu: „Schillers dramatiſche Muſe iſt ſo wie ich ſie liebe, wie ich ſie gern in Frankreich einheimiſch ſähe: denn wen ſollte nicht die arme franzöſiſche Melpomene jammern, welche eingekerkert und gebunden, ja geknebelt und mit der ſchweren, eng zuſammengezogenen Einheitskette der Zeit des Orts, ſich unaufhörlich den Kopf an den Wänden ihres engen Gefängniſſes zerſtößt?“ Endlich verdient auch A. W. von Schlegels Urtheil über die verſchiedene Darſtellung dieſes Gegenſtandes von Shakespeare und Schiller (in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, Th. II. Abth. II.) gehört zu werden; doch wird hier wenigſtens ſeine Vorliebe für den Britten keinen Unbefangenen irre führen. K.

Jeddo (Yeddo), die Hauptſtadt von Japan, liegt öſtlich von Niphon in einer Bay. Die Häuſer daſelbſt haben, das Erdgeſchoß abgerechnet, nur eine, oder höchſtens zwei Etagen, und ſind mit Hand-

lungsläden verſehen, welche das Erdgeſchoß einnehmen. Der dortige Hafen iſt ſo ſeicht, daß die Schiffe gezwungen ſind, in einer Entfernung von 5 franzöſiſchen Meilen vor Anker zu gehn. Der kaiſerliche Pallaſt, der wie eine Feſtung erbaut iſt, würde, da er 5 franzöſiſche Meilen im Umfange hat, allein ſchon eine beträchtliche Stadt bilden. Es befindet ſich ein Saal in demſelben, der 600 Fuß lang und 300 breit iſt. Die Säulen dieſes Pallaſtes ſind von Cedern=, Kampher= und anderm koſtbaren Holze aufgeführt. Die Privathäuſer ſind von Holz, aber weiß angeſtrichen, ſo daß ſie wie Stein ausſehen. Da der Gebrauch der Tiſche und Stühle gänzlich unbekannt iſt, ſo ſitzt man allgemein, ſogar der Kaiſer, auf Matten oder Teppichen.

Jefferſon (Thomas), ehemaliger Präſident des Congreſſes der vereinigten Staaten von Nordamerika, iſt in Virginien um das Jahr 1750 geboren, groß und hager von Geſtalt, hat eine blühende Geſichtsfarbe, lebhafte feurige Augen, eine freundliche Miene und faſt röthliches Haar. Nachdem er das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften mit Eifer umfaßt und zu durchdringen geſucht hatte, widmete er ſich der praktiſchen Rechtsgelehrſamkeit, und zeichnete ſich in derſelben bereits ſo ſehr zu ſeinem Vortheile aus, daß ihm der Staat von Virginien noch ſehr jung zum Mitgliede der Geſetzgebung ernannte. Schon damals gab er durch öffentliche Schriften zu erkennen, daß er dieſem Zweige der öffentlichen Verwaltung mit Genie und Neigung vorzuſtehen im Stande ſey. Während der Revolution, welche die vereinigten Staaten vom Mutterlande losriß, ſtieg er ſtufenweiſe zu immer höhern Aemtern. Er war während zweier Jahre, nebſt Waſhington, Franklin, John Adams und andern, Mitglied des berühmten Congreſſes, der damals die Revolution leitete. Hier ſchlug er mit Lee die Unabhängigkeits=Erklärung vor, beſchleunigte mit Adams die Verhandlung darüber, entwarf die Conſtitution derſelben, betrug ſich als Gouverneur von Virginien zur Zeit der Einfälle von Cornwallis und Arnold, mit Würde und ſeltener Standhaftigkeit, erfüllte von 1788—1789 nach dem Frieden, als erſter Bothſchafter am franzöſiſchen Hofe, die Pflichten dieſes ausgezeichneten Poſtens mit Treue und Geſchicklichkeit, und war endlich, als Staatsſecretär, die Urſache der entſcheidenden Sprache, welche Nordamerika führte, als England 1792 die damalige politiſche Schwäche der vereinigten Staaten mißbrauchen wollte. Hierauf legte Jefferſon ſeine Stelle nieder, ward kurz nachher als Vicepräſident an die Spitze der Regierung geſtellt, zog ſich jedoch abermals von dieſem Poſten in den Privatſtand zurück. Die Parteiſucht, welche damals in der Verwaltung der amerikaniſchen Staaten herrſchte, und welcher ſich Jefferſon widerſetzte, war Urſache, daß man ihn von nun an als den Chef der Oppoſition betrachtete. In Folge der Erbitterung, welche hieraus auf beiden Seiten entſtand, beſchuldigte man Jefferſon, er wolle die Conſtitution ſtürzen und ſich als Tribun an die Spitze des Volks ſtellen. Doch fiel das Falſche einer ſolchen Beſchuldigung nur zu deutlich in die Augen, und ſomit kam es, daß man Jefferſon am 17. Febr. 1801 an Adams Stelle, und am 17. Febr. 1805 zum zweiten Male zum Präſidenten des Congreſſes ernannte, welchen Poſten er jedoch nur bis 1809 bekleidete, wo Madiſon an ſeine Stelle erwählt wurde. Jefferſon hatte ſchon früher erklärt, er wolle ſich nach Ablauf ſeiner Präſidentſchaft von allen öffentlichen Geſchäften gänzlich zurückziehen. Seine wichtigſten literariſchen Werke ſind: Summariſche Ueberſicht der Rechte des engliſchen Amerika, 1774; Bemerkungen über Virginien, 1781;

Entwurf einer Fundamental-Conſtitution, 1783; Hypotheſe, daß die Völker Aſiens von den amerikaniſchen Indianern abſtammen, 1789; und Bothſchaften an die beiden Häuſer des Congreſſes. Im Jahr 1814 hat Jefferſon ſeine Bücherſammlung, zum Erſatz der in Washington von den Engländern verbrannten Nationalbibliothek, den vereinigten Staaten, um die Summe von 50,000 Dollars überlaſſen. Dieſe Bücherſammlung beſteht aus 9—10,000 Bänden, und iſt zum Theil in den verſchiedenen Hauptſtädten von Europa, wo ihr Beſitzer ehemals Geſandter war, zuſammen gebracht worden. Sie enthielt alles, was ſich auf die Entſtehung der nordamericaniſchen Staaten, ihre Geſchichte, die Staatsverhandlungen derſelben, ihre Statiſtik, Erdbeſchreibung ꝛc. bezieht.

Jehova nannte Moſes bei ſeiner Geſetzgebung den Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs, und gab ſeinem Volke dadurch die erhabene Idee des Bleibenden und Unveränderlichen. Denn Jehova bedeutet im Hebräiſchen den der da iſt, der da war und ſeyn wird, den allein Beſtändigen. Auffallend ſtimmt mit dieſer Bedeutung die berühmte Inſchrift des Iſistempels überein: Ich bin alles was war, iſt und ſeyn wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gehoben. In wieweit aber Jehova mit dem ägyptiſchen Ino verwandt ſey, und ob Moſes die Idee des ewigen Gottes den ägyptiſchen Myſterien verdankt, oder ob dieſe ſie von der Religion der Hebräer angenommen haben, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit entſcheiden. Nur ſo viel iſt erweislich, daß der Moſaismus ſich durch die Reinheit ſeiner Gottesidee vor allen Volksreligionen des Alterthums auszeichnete. Jedes Idol, oder Sinnbild Jehovas, war darin ausdrücklich verboten. Als der unſichtbare Schutzgott und König des Hauſes Iſrael ſollte er durch Gehorſam gegen ſeine Vorſchriften, und pünktliche Beobachtung der in ſeinem Namen von Moſes angeordneten Gebräuche verehrt werden. Jedoch brachte es die Beſchaffenheit dieſes religiöſen Particularismus eben ſo ſehr, als die Beſchränktheit der hebräiſchen Cultur mit ſich, daß die Poeſie und der Volksglaube das Weſen des Unanſchaubaren durch anthropopathiſche Bilder verſinnlichte, ſeine Gegenwart in Flammen und Wolken, ſeine Wohnung in der heiligen Bundeslade, und daher ſeit dem davidiſchen Zeitalter ſeinen Sitz ausſchließlich im Tempel auf dem Berge Zion fand. Dieſe dürftigen Volksbegriffe wurden zwar nach der Rückkehr aus dem babyloniſchen Exil durch den Einfluß der Philoſophie und des Chriſtenthums allmählig aufgeklärt, doch der Glaube an eine beſondere Gunſt und Parteilichkeit Gottes für ihr Volk, wird den Juden, ſo lange ſie den hiſtoriſchen Grund ihrer Religion anerkennen, immer eigen bleiben, und ſie faſſen auch die Bedeutung des Namens Jehova am liebſten in dem Sinne auf, daß Gott ihnen ſey und ſeyn werde, was er ihren Erzvätern war. E.

Jemappe, ſ. Gemappe.

Jena, eine ſachſen-weimariſche Stadt in Thüringen, am Einfluſſe der Leuthra in die Saale, in einem romantiſchen Thale gelegen, mit etwa 6000 Einwohnern, und einem Schloſſe, worauf nach Herzog Wilhelms von Weimar Tode (1662), deſſen vier Söhne das Land unter ſich theilten, bis 1690 eine eigne, von Bernhard II. geſtiftete, aber ſchon in deſſen Sohne, Johann Wilhelm, erloſchene Seitenlinie reſidirte, nach deren Ausſterben Weimar und Eiſenach den jenaiſchen Landesantheil unter ſich theilten. Berühmt iſt Jena wegen ſeiner Univerſität, welche viele der berühmteſten Gelehrten Deutſchlands unter ihren Lehrern und Zöglingen zählt, und wegen der damit zuſammenhängenden

gelehrten und wiſſenſchaftlichen Anſtalten. Sie iſt ein Eigenthum ſämmtlicher erneſtiniſchen Häuſer, bis auf Hildburghauſen, das ſich ſeines Antheils begeben hat; Weimar beſitzt die Hälfte, Gotha ein Viertel, Meiningen 3/16 und Coburg 1/16. Geſtiftet wurde ſie, nachdem die erneſtiniſche Linie Wittenberg verloren hatte, von Johann Friedrich im Jahr 1548, und eingeweiht nach deſſen Tode 1558. Die Zahl der Studierenden belief ſich in früheren Zeiten wohl auf einige 1000; vor dem Jahr 1806 betrug ſie noch 600, verminderte ſich gleich darauf ſehr, iſt aber jetzt wieder im Zunehmen. Sehr beträchtlich iſt die Univerſitätsbibliothek, welche durch die buderſche und in neuerer Zeit durch die büttnerſche Sammlung anſehnlich vermehrt worden. Ferner nennen wir das Hebammeninſtitut, die trefflichen kliniſchen Anſtalten, das anatomiſche Theater, die Sammlung mathematiſcher und phyſikaliſcher Inſtrumente und Modelle, das Muſeum und das Mineraliencabinet, welches letztere hauptſächlich aus der walchſchen, und ehemals zu Weimar befindlichen herzogl. Sammlung beſteht, und zu fernerem Anwachs Fonds beſitzt. Noch ſind in Jena zwei Spruchcollegia, eine Juriſtenfacultät und ein Schöppenſtuhl; eine Superintendentur und eine lateiniſche Schule, auch mehrere gelehrte Geſellſchaften, nämlich eine lateiniſche, eine deutſche und eine mineralogiſche, ſo wie ſeit 1816 ein Oberappellationsgericht für die ſämmtlichen herzoglich ſächſiſchen und fürſtl. reuſſiſchen Lande. — Der in der Nähe gelegene Fuchsthurm iſt der Ueberreſt des alten Schloſſes Kirchberg auf dem Landgrafenberge, welcher bisher auch der Napoleonsberg genannt wurde.

Jena (Schlacht bei). Durch den Ausgang des Gefechtes bei Saalfeld am 10. Oct. 1806, war die preußiſche Armee in ihrer linken Flanke umgangen, und durch die hierauf mit reißender Schnelligkeit erfolgenden Bewegungen der Franzoſen, nach zwei Tagen die Stellung der beiderſeitigen Heere ſo ſehr verändert worden, daß die Preußen den thüringer Wald, die in zwei großen Linien heranrückenden Franzoſen aber auf ihrem rechten Flügel die Elbe im Rücken hatten. Naumburg, Jena, Kahla, waren die Punkte der erſten franzöſiſchen Linie an der Saale, während die zweite längs der Elſter und von Zeitz bis Neuſtadt und Schleiz ſich ausdehnte; in Gera war des Kaiſers Napoleon Hauptquartier, gedeckt von den Garden und dem Corps des Marſchalls Soult. Napoleon hatte beſchloſſen eine entſcheidende Schlacht zu liefern, und bis zum 14. Oct. früh waren ſeine Vorbereitungen dazu vollendet; die Höhen von Jena waren zu dem furchtbaren Schauſpiele auserſehen, und die Franzoſen ſo glücklich, dieſe Höhen zu beſetzen, deren Wichtigkeit von preußiſcher Seite nicht früh genug ſchien anerkannt worden zu ſeyn. Während die franzöſiſchen Corps aus ihren Stellungen dem Schlachtfelde entgegenzogen, war Napoleon in Gera geblieben, von wo aus er die Bewegungen leitete. Am 13. Oct. aber brach auch er auf; Nachmittags 2 Uhr deſſelben Tages traf er in Jena ein, und recognoscirte ſogleich, von einer der ſchon beſetzten Höhen aus, die Stellungen ſeines Gegners. Unter ſeiner Aufſicht ließ er durch ein wildes Defilée, das Rauchthal genannt, zwiſchen Jena und Zwätzen, einen Weg bahnen, um Artillerie auf die oft ſehr ſteilen Höhengipfel bringen zu können; die ganze Nacht hindurch wurde gearbeitet; von ſeiner Fußgarde umgeben, vor ſich das Corps von Lannes, bivouacquirte Napoleon auf jener Höhe, die nachmals den Namen „Napoleonsberg" erhielt; rechts und links um ihn her war die Armee bei dunkler Nacht in vollem Marſche. Von dem Allen wußte man im preußiſchen Hauptquartiere nichts, oder doch nur ſehr wenig, und auch das Wenige nur höchſt unbeſtimmt, man war ſo ohne alle

Kundſchaft, daß der König befahl, einige Gefangene zu machen zu ſuchen, um von dieſen über die Stärke und Stellung des Feindes etwas zu erfahren. Schon in dem Artikel Auerſtädt iſt geſagt worden, daß durch ein Zuſammentreffen unglücklicher Umſtände und falſcher Maßregeln, das große preußiſche Heer (noch ohne Schlacht) bereits ſo zertheilt geweſen ſey, daß ein Theil deſſelben zwiſchen Jena und Vierzehnheiligen (einem altenburgiſchen Dorfe) unter dem Fürſten Hohenlohe, und der andere bei Auerſtädt, unter dem Herzoge von Braunſchweig geſtanden habe, ohne mit einander in directer Verbindung zu ſtehen. Ein Raum von 4 Stunden war zwiſchen beiden Heeres-Abtheilungen, welche ſo wenig von einander wußten, daß der König von Preußen erſt in Sömmerda das Schickſal der hohenlohiſchen Armee erfuhr. So war es möglich, daß in dieſer unbedeutenden Entfernung von einander 2 Schlachten zu gleicher Zeit geliefert und verloren werden konnten. Während der Marſchall Davouſt nämlich die Armee des Königs bei Auerſtädt beſchäftigte und ſchlug, wurde der Fürſt Hohenlohe von Napoleon ſelbſt bei Jena und Vierzehnheiligen geſchlagen. Als Hohenlohe (bei dem das ſächſiſche Hülfscorps ſich befand) am Morgen des 14. Oct. nicht mehr zweifeln durfte, daß er einer Schlacht nicht ausweichen könne, entſchloß er ſich ſelbſt zum erſten Angriffe; indem er ſich den Angriff auf die Fronte des Feindes vorbehielt, beorderte er den General Holzendorf (bei Rödchen), in deſſen rechte Flanke, und General Rüchel, der noch einige Stunden entfernt war, erhielt den Auftrag, als Reſerve in der linken feindlichen Flanke (bei Jſſerſtädt und der ſogenannten Schnecke) zu operiren. Ein dichter Nebel bedeckte das Schlachtfeld; die Heere, die ſich ſchlagen wollten, ſahen weder ſich, noch ihre Batterien; doch begann früh 5 Uhr der Angriff der preußiſchen Kavallerie vom rechten Flügel; ſie wurde zurückgedrängt und gerieth in das Kartätſchenfeuer ihrer eigenen Batterie von Wolframsdorf; da wendete ſie ſich, durch einen braven Offizier aufs neue ermuthiget, wieder gegen den Feind, der aber in dieſem Augenblicke durch die Eroberung der preußiſchen Batterie Steinwehr einen bedeutenden Vortheil errang; man konnte dort nichts erreichen. Doch war nun unterdeſſen der Aufmarſch der Preußen vollendet; auf der ganzen Linie ſtand man im Gefecht, das mit jeder Minute in den walzenden Nebelwolken heftiger wurde. Ueber die rauchenden Trümmern des brennenden Dorfes Vierzehnheiligen ging der Marſch der Preußen, die in der That mit Muth und Glück jetzt vordrangen. Der Augenblick des Sieges war für ſie da, ein General-Angriff der ganzen Armee konnte das Schickſal des Tages ganz anders machen, als es wurde; aber vergebens ſah Hohenlohe, der allein bis jetzt gekämpft, und der den großen Moment erkannte, nach Holzendorf und nach Rüchel ſich um. Schon 4 Stunden hatte man gefochten; es war 9 Uhr; jetzt, nach gefallenem Nebel, ſah man die Vortheile und die Gefahren; die Boten flogen den beiden ſäumenden Generalen entgegen; noch 4 Stunden hielt Hohenlohe aus; ſeine Reihen wurden immer dünner, je mehr die Franzoſen friſche Kräfte entwickelten; es ſchlug 1 Uhr, als zwei neue franzöſiſche Kolonnen (vom Corps des Marſchall Ney) auf dem Kampfplatze ankamen; die Richtung ihres Marſches entſchied ſchon die Schlacht; während die eine in der linken Flanke der Preußen erſchien, marſchirte die andere ihnen im Rücken; ihre Artillerie trug tauſendfachen Tod in die Glieder der ſchon ermatteten Preußen und Sachſen; da befahl Hohenlohe den Rückzug, der unter dem rühmlichen Schutze des Regiments Graf Henkel und des ſächſiſchen Bataillons aus dem Winkel angetreten wurde. Doch ſchon war die Unord-

nung zu groß; die Truppen verwirrten ſich unter einander, indem ſie die Gefahr ſahen, eingeſchloſſen zu werden, da ihre linke Flanke immer mehr und mehr umgangen wurde. In dieſem Augenblicke zeigte ſich Rüchel, der über Kapellendorf herkam, auf der Höhe des Sperlingsberges; der Obriſt Maſſenbach mußte ihm den Befehl bringen, den Rückzug zu decken; doch das war dem ſtolzen Rüchel nicht genug; die Schlacht entſcheiden wollte er; er marſchirte zum Angriff; aber franzöſiſche Kartätſchen begrüßten mörderiſch ſeine linke Flanke, Napoleons Reſerve aus dem Centrum ſtürzte ſich über die noch ſtehenden Bataillone noch wüthender her, eine gefährliche Verwundung warf den verwegenen Rüchel zu Boden; die allgemeine Flucht war nun entſchieden, deren Richtung theils nach Weimar, theils nach Naumburg ging; auf dem Wege nach Weimar begegneten ſich die Fliehenden aus beiden Schlachten (Auerſtädt und Jena), die in der That ſich ſelbſt überlaſſen waren, da die meiſten Hauptanführer, Schmettau, Rüchel, Möllendorf und der Herzog von Braunſchweig Wunden erhalten hatten, die ſie zum augenblicklichen Commando unfähig machten. Darin lag vorzüglich der Grund, daß der materielle Verluſt der Geſchlagenen ſo ungeheuer war; 200 Kanonen, 60 Fahnen und Standarten, 30,000 Gefangene, worunter 20 Generale, gegen 20,000 Todte und Verwundete waren am folgenden Tage von den Siegern gezählt, deren Verluſt aber gewiß auch größer als 4100 Todte und Verwundete geweſen ſeyn mag, wie der franzöſiſche Bericht ihn angiebt. So ging die Schlacht bei Jena verloren, wie die bei Auerſtädt *), größtentheils aus Mangel an Einheit des Willens, und alle Anſtrengungen ſcheiterten, wenn man dem Urtheile ſo manches gewichtvollen Augenzeugen trauen darf, theils an Unkenntniß, theils an Ungeübtheit, theils an Mißtrauen und an der Eiferſucht der Befehlshaber unter einander: daher es wohl erklärlich iſt, daß, während die Franzoſen in vollen Magazinen und bei geübtem Requiſitions-Talent ſchwelgten, die Preußen auf befreundetem Boden hungerten, als ſie in die Schlacht gehen ſollten, daß Hohenlohe ſogar drückenden Mangel an Munition litt, und die Sachſen, ihr Schickſal ahnend, ſich ihrer Verbindung mit den Preußen nicht freueten, beſonders als ihnen Napoleons Proclamation bekannt geworden; und daß, was das Schlimmſte war, die Unterbefehlshaber die Befehle des Oberfeldherrn nicht achteten, daß ein Rüchel es wagen konnte, auf eigene Hand zu operiren. Erfurts Capitulation, die Trennung der Sachſen von den Preußen und die Auflöſung der preußiſchen Armee, die nur noch e i n formirtes ungeſchlagenes Corps (das des Herzogs von Weimar) aus Sachſen mitnahm und nun hinter die Oder retirirte, um dort ſich wieder zu bilden und mit den langſam heranziehenden Ruſſen zu vereinigen, waren die nächſten Folgen dieſer unglücklichen Schlacht, in welcher Preußen Ehre und Ruhm verlor, um nach ſieben traurigen Jahren beides um ſo glänzender wieder zu gewinnen. J.

Jenner, Eduard, Arzt zu Barkley in der Grafſchaft Glouceſterſhire in England, der Erfinder und Verbreiter der Kuhpockenimpfung. Er beſchäftigte ſich mit Unterſuchung über die Kuhpocken, und gab 1798 die erſte Schrift darüber in London heraus, welche durch Ballhorns Ueberſetzung 1799 auch in Deutſchland bekannt wurde. Jenner hatte vielen Perſonen, welche theils vor mehreren Jahren, theils erſt kurz vorher die Kuhpocken ausgeſtanden hatten, die Kinderblattern einzuimpfen

*) Die Franzoſen unterſcheiden dieſe beiden Schlachten nicht, ſondern faſſen ſie in dem Namen „Schlacht von Jena" zuſammen.

verſucht, ohne daß ſie ſelbige bekamen. Um von der Wirkſamkeit der Blattermaterie von den Kinderblattern überzeugt zu ſeyn, impfte er auch andere Perſonen, welche weder Kuhpocken noch Kinderblattern ſchon gehabt hatten, die nämliche Materie ein, und ſie bekamen auch richtig die Kinderblattern. Auch hatte er vielen Perſonen die Kuhpocken eingeimpft, um an den Menſchen den Verlauf derſelben genau zu beobachten. Wurde dieſen nachher von der Materie der Kinderblattern eingeimpft, ſo bekamen ſie letztere Krankheit nicht. Von dieſen fortgeſetzten Verſuchen gab Jenner 1799 in einer zweiten Schrift Nachricht. Die Zahl derer, die er impfte, vermehrte ſich in kurzer Zeit ſo ſehr, daß er bald an 6000 derſelben zählte, von denen keiner von den Kinderblattern angeſteckt wurde. Er machte auf die Vortheile der Einimpfung der Kuhpocken, auf die Gefahrloſigkeit der dadurch entſtandenen Krankheit, ihre Gelindigkeit, ihre Eigenſchaft, ſich unter den Menſchen nicht weiter durch Anſteckung zu verbreiten, und auf die Sicherung eines jeden, der ſie ausgeſtanden hat, gegen die Anſteckung von den gewöhnlichen Kinderblattern, durch dieſe Schriften aufmerkſam. Er machte aber auch bei ſeinen vielfältigen Verſuchen bald die Erfahrung, daß es auch falſche Kuhpocken gäbe, deren Geſtalt und Verlauf von dem der ächten abweiche, und welche die Vortheile der ächten, vorzüglich der Sicherſtellung vor den Kinderblattern nicht gewährten. Er ſuchte daher die Unterſcheidungszeichen der ächten und falſchen Kuhpocken genau zu beſtimmen. In einer 1800 von ihm herausgegebenen dritten Schrift über die Kuhpocken beſtätigte er mit eigenen und anderer Aerzte Beobachtungen die gerühmten Vorzüge der Impfung der Kuhpocken. Von der großen Anzahl der Geimpften waren mehr als 3000 mit Materie von Kinderblattern ohne Erfolg geimpft worden. Frühzeitig verbanden ſich mit Jenner mehrere Aerzte zu weitern Verſuchen und Impfungen. Beſonders zeichneten ſich Woodwille und Marſhall, Jenners Freunde, Pearſon, und einige andere aus. Durch die ausgebreitetſte Correſpondenz, nicht nur nach Deutſchland, ſondern nach ganz Europa, ja auch in die andern Welttheile, beſonders nach Amerika, verbreitete Jenner ſeine Erfindung in unglaublich ſchneller Zeit. In London ſelbſt wurde ſchon 1799 eine öffentliche Impfanſtalt errichtet, welches an mehrern Orten Nachahmung fand. Jenners großes Verdienſt wurde auch allenthalben, beſonders in England, gehörig geſchätzt; unter mehrern andern Ehrenbezeigungen, die ihm widerfuhren, bekam er auch im Jahr 1804 von dem Gemeinderath der Stadt London das Bürgerrecht in einer goldenen Kapſel, welche auf 600 Pfund Sterling geſchätzt wird, zum Geſchenk. Er erhielt außerdem eine goldne Medaille, und das Parlament verwilligte ihm zweimal eine Belohnung von 12,000 Pfund Sterling. Man verſichert aber auch, daß ſeine Correſpondenz allein ihm mehrere 1000 Pfund gekoſtet habe. Es wurde eine Geſellſchaft zur Beförderung der Ausbreitung der Kuhpocken in ganz Großbritannien geſtiftet, die den Namen königlich⸗jenneriſche Societät führen durfte, und für deren Patron ſich der König ſelbſt, und als Patronin die Königin, erklärte, an welcher der Prinz und die Prinzeſſin von Wallis, ſo wie auch mehrere Herzöge und andere Große des Reichs Antheil nahmen. Auch der Kaiſer Alexander von Rußland bezeugte, als er 1814 in London war, Jennern ſeine Achtung, indem er ihn zu ſich kommen ließ und ihn und ſeine Familie reichlich beſchenkte. (Das Weitere ſ. in dem Art. Kuhpocken). H.

Jenny⸗Maſchinen heißen die berühmten Maſchinen, welche Baumwolle ſpinnen und gegen das Jahr 1775 von Richard Arkwright erfunden worden ſind. Als dieſer ein Patent auf ſeine Erfindung nahm,

kannte er ſie nach ſeiner Frau Jenny-Maſchine und ſpäterhin, nachdem er dieſelbe noch verbeſſert hatte, Jenny-Mule (Baſtard-Jenny) von Mule, Maulthier. Dieſe künſtliche Erfindung, Baumwolle zu ſpinnen, beſteht aus vier Maſchinen, der Kratzmaſchine (Carding mill), welche die Wolle reinigt und ihr die Form eines Tuchs giebt; der Streichmaſchine (Drawing mill), welche die Reinigung der Wolle vollendet, und dieſe in eine wurſtartige Form bringt; der Vorſpinnmaſchine (Bowing mill), auf welche die Wolle, nachdem ſie vorher in der Laterne noch mehr verdünnt und auch etwas gedreht worden iſt, aufgeſpult und ſolcher Geſtalt zum Spinnen fertig gemacht wird, und der eigentlichen Spinn-Maſchine, einer aus vielen Spindeln beſtehenden Vorrichtung, auf welcher, vermittelſt eines bewundernswürdigen Mechanismus, welchen nur wenige Hände zu leiten brauchen, die Wolle alsdann zu Garn geſponnen wird. Dieſe Spinnmaſchine iſt eigentlich wieder gedoppelter Art: die eine liefert das Garn (Twist), und die andere das Einſchlaggarn (Weft). Letztere ſoll eigentlich nur den Namen Jenny-Maſchine führen. Die Bewegung aller dieſer Maſchinen geſchieht entweder durch ein großes Waſſerrad, oder auch durch eine Dampfmaſchine.

Jeremias, der zweite unter den großen Propheten des alten Teſtaments, aus einem edlen jüdiſchen Prieſtergeſchlechte, erfüllte in der traurigſten Periode des Reiches Juda unter den letzten vier Königen deſſelben bis zum babyloniſchen Exil, alſo über 40 Jahre lang, den prophetiſchen Beruf mit anhaltender Geduld und Treue. Aber vergeblich erſchöpfte er ſich in Lehren, Bitten und Warnungen, das entartete Volk zur Gottesfurcht und Ergebung in ſein Schickſal zu bewegen; ein beſtändiger Druck, unter dem er nur ſeufzen konnte, Mißhandlungen, Kerker und Todesgefahren ſind ſein Lohn. Nach der Zerſtörung Jeruſalems ehrte ihn jedoch Nebukadnezar, da alles Volk in die Gefangenſchaft abgeführt wurde, als den edelſten ſeiner Nation, durch die Erlaubniß, ſich ſeinen Aufenthalt ſelbſt wählen zu dürfen. Der alte Prophet blieb bei den Trümmern der heiligen Stadt, und fuhr fort, die noch zurückgebliebenen Juden durch Rath und Lehre zu leiten, und als ſie endlich, den Bedrückungen der Statthalter zu entgehen, nach Aegypten flohen, begleitete er ſie, und ſtarb in Aegypten hochbetagt. Schon unter der Regierung Jojakims hatte er angefangen, ſeine Lehren und Orakel von ſeinem Schreiber Baruch aufzeichnen zu laſſen. Sie ſind, ſo weit wir ſie im Kanon des A. T. beſitzen, Zeugen der glühendſten Vaterlandsliebe und des unerſchütterlichſten Vertrauens auf den Gott der Väter, aber auch deutliche Beweiſe, wie ſehr der Geiſt dieſes Propheten durch ſein und ſeines Volkes Unglück gelähmt und niedergedrückt war. Nur in den Weiſſagungen gegen auswärtige Staaten erhebt ſich ſein Ausdruck zu einiger Stärke, ſonſt iſt ſein Ton ſanft wie ſein Charakter, und traurig, wie die Zeit, in welcher er lebte. Er ſah den Untergang Judas mit Beſtimmtheit voraus und beweinte ihn auf den Trümmern von Jeruſalem. Die Frucht dieſes Schmerzes ſind ſeine Klagelieder, Elegien voll rührender Wehmuth und frommer Ergebung, die durch ihren ſchönen, harmoniſchen Bau an eine beſſere Periode der hebräiſchen Dichtkunſt erinnern. E.

Jericho war eine nicht unbedeutende Stadt im alten Judäa, nordöſtlich von Jeruſalem, wegen ihrer Balſamgärten, Palmen- und Roſenwäldchen, beſonders im Salomoniſchen Zeitalter ausgezeichnet und blühend durch den Handel mit Balſam und Gewürzen. An ihrer Stätte ſteht jetzt das Dorf Rihha, die Gärten und Wäldchen ſind ver-

ſchwunden, nur der Balſambaum wird noch abgewartet. In unſern Gärten erinnert an dieſe Stadt ein rankenartiges Gewächs mit einer wunderbar geſtalteten, wohlriechenden Blume, die wir die Roſe von Jericho nennen. Wahrſcheinlich wurde ſie zu den Zeiten der Kreuzzüge von daher zu uns verpflanzt. E.

Jerſey, eine Inſel in dem brittiſchen Meere, der weſtlichen Küſte der Normandie gegenüber, gehört den Engländern und wird von zwei Schlöſſern beſchützt, deren eins das Fort Eliſabeth und das andere Montorgueil heißt. Städte ſind: St. Helier, die Hauptſtadt; St. Aubin, mit einem guten Hafen. Die Viehzucht und der Fiſchfang an den Küſten ſind beträchtlich; Getreide und die übrigen Lebensmittel erhält die Inſel jedoch von England. Die zahlreichen Einwohner, die ſich auf 20,000 erſtrecken und ſämmtlich lutheriſch ſind, nähren ſich von Verfertigung geſtrickter Strümpfe, Mützen ꝛc., vom Fiſchfang, von der Seefahrt und vom Schleichhandel an der nahen franz. Küſte, und werden in Kriegszeiten dem franzöſiſchen Handel auch durch ihre häufigen Kaperſchiffe gefährlich. Sie reden noch größtentheils franzöſiſch, ſind aber Engländer mit allen Vorrechten der Nation; haben jedoch keine Repräſentanten im Parlamente. Es reſidirt ein königlicher Gouverneur auf der Inſel.

Jeruſalem, Johann Friedrich Wilhelm, wurde am 22. Nov. 1709 zu Osnabrück in Weſtphalen geboren, wo ſein Vater Superintendent war. Seine vorzüglichen Anlagen verriethen und entwickelten ſich ſchon früh. Kaum ſechzehn Jahre alt, bezog er, mit allen nöthigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet, im Jahr 1724 die Univerſität zu Leipzig, wo er ſich voll des unverdroſſenſten Fleißes dem theologiſchen Studium widmete. In ſeinem 21ſten Jahre ward er zu Wittenberg Magiſter und kehrte darauf in ſeine Vaterſtadt zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte daſelbſt unternahm er eine Reiſe nach Holland, wo er noch einige Jahre hindurch zu Leiden ſtudirte und darauf zwei Edelleute als Führer auf die, eben damals neu errichtete Univerſität nach Göttingen begleitete. Nachdem er hier drei Jahre zugebracht hatte, unternahm er eine Reiſe nach London, von welcher er im J. 1740 nach Deutſchland zurückkehrte und vom damaligen Herzoge von Braunſchweig, dem Großvater des jetzt regierenden, zum Hof- und Reiſeprediger, ſo wie zum Lehrer und Erzieher des damals ſiebenjährigen Erbprinzen (des nachmals als Feldherr berühmt gewordenen Carl Wilhelm Ferdinand) ernannt wurde, welche ehrenvolle Stelle er im Jahr 1742 wirklich antrat. In einer Unterredung mit dem Herzoge über Schulweſen und Verbeſſerung deſſelben äußerte er einſtens ſeine Gedanken über die Anlegung eines Inſtituts, welches die bisherige Lücke zwiſchen den Schulen und Akademien ausfüllen, und jungen Leuten, die nicht zum eigentlichen Studieren, ſondern für den Militairſtand, den Hof, oder ein unabhängiges Privatleben beſtimmt wären, die ihnen nöthige Unterweiſung und Sittenbildung verſchaffen könnte. Der Herzog fand ſeine Ideen ſo intereſſant, daß er die Ausführung deſſelben beſchloß. Und ſo entſtand, nach einem von Jeruſalem entworfenen Plane, das nachmals ſo berühmt gewordene Collegium Carolinum zu Braunſchweig, welches ſich nicht allein durch die muſterhafte Bildung von Jünglingen aus allen Nationen ausgezeichnet hat, ſondern auch durch ſeine Lehrer, einen Jeruſalem, Ebert, Gärtner, Schmidt, Eſchenburg und andern, welche ſich ſpäterhin ſämmtlich als die erſten Gelehrten und Literatoren Deutſchlands gezeigt haben, berühmt geworden iſt. Auf dieſe Weiſe

ward jenes Collegium in Deutſchland ſowohl, als im Auslande, zu dem erſten Inſtitute der Art, welchem die meiſten übrigen Anſtalten, die ſpäterhin in Deutſchland errichtet worden ſind, ihre Entſtehung zu verdanken haben. Außer dem Collegium Carolinum hat die Stadt Braunſchweig Jeruſalem noch die Gründung ſeines Armenweſens zu verdanken. Nach und nach ward er nun von dem dankbaren Herzoge zum Probſt der Klöſter St. Crucis und Aegidii, im Jahr 1749 zum Abt von Marienthal, und endlich 1752 zum Abt des Kloſters Riddagshauſen, in der Nähe von Braunſchweig ernannt. Den Ruf eines Kanzlers der Univerſität zu Götting. glaubte der, an das Braunſchweigſche Haus eng verknüpfte Jeruſalem ablehnen zu müſſen, und ward dafür 1771 zum Vicepräſidenten des Conſiſtoriums zu Wolfenbüttel ernannt. Dieſer vortreffliche, durch unerſchütterliche Herzensgüte, wie durch eminente Gelehrſamkeit gleich ſehr ausgezeichnete, Mann, deſſen Andenken noch jetzt die Einwohner von Braunſchweig ſegnen, hätte verdient, auch in ſeiner Familie ohne Kummer zu leben. Doch hatte das Schickſal es anders beſchloſſen: noch am Abend ſeines Lebens ſollte er das Unglück erleben, daß ſein innigſt geliebter Sohn, der zu Wetzlar die Rechte ausübte, ſich in einer melancholiſchen Stunde durch einen Piſtolenſchuß des Lebens beraubte. Dieſes traurige Ereigniß gab Göthen den Grundſtoff zu ſeinen **Leiden des jungen Werther**. Nachdem er ſich darauf von dieſen und andern harten Schickſalsſchlägen mit männlichem Muthe emporgerichtet und ſeinem ausgebreiteten Wirkungskreiſe die gewohnte Thätigkeit nach wie vor gewidmet hatte, entſchlummerte er am 2. Sept. 1789 im achtzigſten Jahre ſeines Lebens mit Heiterkeit und ruhiger Hingebung. Jeruſalem ſtand als Theolog, Denker und Gelehrter unter ſeinen Zeitgenoſſen auf einer Stufe, die nur Wenige erreichen: nicht minder groß war er jedoch von Seiten ſeines Herzens und Charakters. Noch jetzt dient ſein Name den Braunſchweigern zu einem Begriffe, durch den ein Mann von vortrefflichem Herzen bezeichnet werden ſoll. Zu ſeinen vorzüglichſten Schriften gehören: Predigt-Sammlungen. 2 Theile. Braunſchw. 1788—1789; Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion, Braunſchw. 1785, denen 1795 ebendaſelbſt ein zweiter Theil folgte.

Jeruſalem (hebr. Erſcheinung des Friedens) die Hauptſtadt in Judäa, jetzt zum türkiſchen Paſchalik Damask gehörig, erinnert in ihrer gegenwärtigen Geſtalt nur durch Ruinen an ihre vormalige Pracht und Größe. Die Gegend umher hat mit ihren kahlen Kreidefelſen und Sandbergen, die über unangebauten, ſteinigten Thälern hervorragen, ein ödes, trauriges Anſehn; da iſt kein Gras, kein Getreidefeld kaum hier und da eine einſame Ceder. Das längliche Viereck, das die mit feſten Thürmen bewehrten Ringmauern bilden, umſchließt noch die vier Hügel Zion, Bezetha, Moria und Acra, auf denen das alte Jeruſalem gebauet war. Die 20000 Einwohner Türken, Chriſten und Juden, leben faſt nur vom Rufe der Heiligkeit dieſer Stadt, jedoch wird der Erwerb durch die Seltenheit frommer Pilgerſchaften und Spenden immer ſpärlicher, und der türkiſche Druck läßt keinen Wohlſtand aufkommen. Die Denkmäler, welche der heiligen Stadt ein welthiſtoriſches Intereſſe geben, theilt Chateaubriand mit Recht in 6 Klaſſen ein, die zugleich die verſchiedenen Epochen ihrer Geſchichte bezeichnen: 1) die althebräiſchen, 2) die griechiſchen und römiſchen vor Chriſto, 3) die römiſchen und byzantiniſch-griechiſchen aus den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums, wo Jeruſalem Aelia capitolina hieß, 4) die arabi-

ſchen und mauriſchen, 5) die gothiſchen aus der Zeit des durch die Kreuzzüge geſtifteten fränkiſchen Königreichs Jeruſalem, und 6) die türkiſchen. Leben und Bedeutung kann die Schilderung dieſer Denkmäler aber nur im Zuſammenhange mit der Geſchichte des Landes haben, daher wir in Rückſicht derſelben, um uns nicht zu widerholen, auf den Art. Paläſtina verweiſen. Die Araber nennen Jeruſalem jetzt noch el-Cods, d. h. die Heilige, die Juden ehren es als den Mittelpunkt ihrer Heimath und den Sitz ihrer alten Größe, und die Chriſten werden es nie vergeſſen, daß hier der Schauplatz der bedeutendſten Auftritte aus dem Leben Jeſu, die Stätte ſeines Leidens und Sterbens, ſein Grab und die Wiege ihrer Religion iſt. Sie haben ſich nach Anleitung gewiſſer Bilder des neuen Teſtaments dieſe Stadt Gottes als den ewigen Verſammlungsort aller Gläubigen idealiſirt, und hoffen ſich einſt im himmliſchen Jeruſalem mit Jeſu und ſeiner vollendeten Gemeinde zuſammen zu finden. Die Erwartung des Chiliasmus von der Wiederkunft Chriſti zur Gründung eines neuen göttlichen Reiches in Jeruſalem, zieht dieſe ſchöne Idee ſchon ſehr zur irdiſchen Wirklichkeit herab, und in ähnlichem Glauben ſtiftete Swedenborg gar eine Kirche des neuen Jeruſalem, die ihren Vereinigungspunkt in der unbekannten Mitte von Afrika ſucht. Hier ſoll nach der Ueberlieferung des neuen Jeruſalem, ein Reich, in dem frühzeitig geflüchtete Chriſten das Urchriſtenthum rein bewahrt haben, exiſtiren. Man hat jedoch von dieſen Chriſten in der Mitte von Afrika auf Handelswegen über Aegypten nur ſo viel erfahren, daß ſie Monophyſiten, dem finſterſten Aberglauben ergeben, dabei aber wirklich den Gebräuchen des apoſtoliſchen Chriſtenthums treu geblieben ſind. Ueber die Kirche des neuen Jeruſalem ſ. d. Art. Swedenborg. E.

Jeſaias wirkte unter der Regierung der Könige von Uſias bis Hiskias in Juda wenigſtens 47 Jahre, als Demagog und Prophet. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nichts gewiſſes bekannt, als daß ſein Einfluß auf König und Volk bedeutend war. Was von den unter ſeinem Namen im alten Teſtament enthaltenen Orakeln erweislich von ihm ſelbſt herrührt, ſichert ihm eine Stelle unter den vorzüglichſten Dichtern. Seine Sprache iſt den Gegenſtänden, die er behandelt, die angemeſſenſte, ſie vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchſten Würde und Majeſtät, und an Fülle und Kraft bei dem ſchönſten Ebenmaaß kommt ihm die Poeſie keines andern Propheten gleich. Der Inhalt ſeiner Dichtungen ſind Strafreden und Klagen über die Sünden des Volks, drohende Verkündigungen eines nahen Verderbens und herzerhebende Ausſichten in eine ſchönere Zukunft. Adel des Gefühls und der Geſinnung ſpricht aus jedem Zuge, alles trägt dem Stempel des Genies und der ächten Begeiſterung. Daher ſehen die Gläubigen in ſeinen Weiſſagungen nicht mit Unrecht die Morgenröthe des Tages, der mit Chriſto der Menſchheit aufgegangen iſt. E.

Jeſuiten, ſ. Orden (geiſtliche).

Jeſus Chriſtus iſt ein Name, der an das Größte und Vortrefflichſte erinnert, was je auf Erden erſchienen iſt. Geheimniſſe und Wunder umgeben ſeinen Eintritt in das irdiſche Leben, wie ſeinen Austritt aus demſelben, denn eine ſo ungewöhnliche Erſcheinung konnte nicht auf die gewöhnliche Weiſe entſtehen und verſchwinden. Was mitten inne liegt aber, das Leben Jeſu ſelbſt, gehört ganz der Menſchheit an. Um 750 nach Roms Erbauung unter der Regierung des Imperators Auguſtus, wurde er zu Bethlehem in Judäa von Marien, einer

Erbtochter des verarmten Davidiſchen Geſchlechts, die einem Zimmermann Joſeph aus Nazareth verlobt war, geboren. Seine erſten Lebensjahre ſind durch die Flucht nach Aegypten, wohin die Sorgfalt Joſephs ihn vor den Gewaltthätigkeiten des alten Königs Herodes rettete, merkwürdig. Sonſt verſtrich ſeine Jugend im Hauſe ſeiner unbemittelten, frommen Eltern zu Nazareth in Galiläa, wohin ſie nach Herodis Tode zurückgekehrt waren, ohne außerordentliche Begegniſſe. Die Mutter ſcheint ihm Freiheit zu ſeiner Entwickelung gegönnt und ſein offenes Gemüth frühzeitig durch die heilige Schrift genährt, Joſeph dagegen ihm Beſchäftigung bei ſeinem Handwerke gegeben zu haben. Eine Scene, die Lucas cap. 2. erzählt, zeugt von hervorſtechenden Anlagen und tiefem religiöſen Sinne des zwölfjährigen Knaben. Doch vergeblich bemühen wir uns, das Räthſel ſeiner Bildung nach Weiſe der Pſychologen zu löſen. Im 30. Jahre ſeines Alters tritt er, um Prophet und Lehrer ſeines Volks zu werden, als vollendeter Menſch zu einem öffentlichen Leben in Galiläa auf, und weder die beſchränkten Eſſäer noch andre Obere irgend eines geheimen Ordens wären im Stande geweſen, einen Mann wie dieſen heranzuziehn, und zum gehorſamen Werkzeuge ihrer Privatzwecke zu machen. Frei von den Vorurtheilen ſeiner und aller Zeiten, im Lichte der ewigen Wahrheit ſelbſt, die er verkündigte, erhaben über jeden Eigennutz und jede Leidenſchaft, in der Kraft einer Tugend, von der ſein Zeitalter keine Vorſtellung hatte, ohne Rathgeber und Führer ſelbſt ein Herr über alle Seelen, die ſich ihm nahen, ſteht er da einzig in ſeiner Art und unübertroffen; und wenn ſchon das Genie in der Kunſt und Wiſſenſchaft ſich nur von oben herleiten läßt, und das Geheimniß ſeiner Entwickelung dem geübteſten Auge entzieht, ſo können wir uns um ſo eher mit der Rechenſchaft begnügen, die Jeſus ſelbſt von ſeiner geiſtigen Ausſtattung, Thatkraft und Lehre giebt, daß ſie von Gott ſey. Uebrigens iſt er an Sitte und Lebensweiſe ganz ein Jude, er ehrt den Sabbath, beobachtet die Gebräuche und unterwirft ſich der Obrigkeit, denn die revolutionaire Ungebundenheit, in der unſre Genies ſich auch, was die äußere Lebensform und Ordnung betrifft, zu gefallen pflegen, iſt ihm fremd. Nur dadurch zeichnet er ſich aus, daß er weiſer, beſſer und liebevoller iſt, als alle andre. Seine Wunder, durch die er allerdings die Menge auf ſeine höhere Sendung aufmerkſam machen will, ſind Wohlthaten an Hülfsbedürftige, zur Oſtentation oder zur Befriedigung der abergläubigen Neugier thut er keins. Denn immer verfolgt er nur den einen Zweck, ſein Volk aus dem Elende der Unwiſſenheit und des Laſters zu retten und das Evangelium von der Erbarmung Gottes gegen das Menſchengeſchlecht, zum Troſte für alle Zeiten und Völker zu verkündigen. In dieſer Abſicht zieht er durch alle Gegenden ſeines Vaterlandes, benutzt jeden Anlaß, ſeine eindringlichen, durch belebende Gleichniſſe anſchaulichen Belehrungen daran anzuknüpfen und dem Elende abzuhelfen. Niemand geht von ihm, ohne etwas Gutes gelernt oder empfangen zu haben. Zu jedem Feſte findet er ſich regelmäßig zu Jeruſalem ein, in deſſen Nähe er bei frommen Familien das Glück der Freundſchaft genießt, am längſten verweilt er aber auf ſeinen Reiſen zu Capernaum in Galiläa, denn Nazareth achtete ihn nicht. Ueberhaupt wendet er ſich zunächſt an die Armen und Geringen im Volke, deren unbefangener Wahrheitsſinn ihm am erſten Glauben ſchenkt; auch ſeine zwölf Jünger wählt er aus dieſer Klaſſe, und kein Großer und Reicher war in dem Gefolge von Anhängern und Freunden, das ihn überall begleitete. Denn von Seiten der

Vornehmen, beſonders der hohen Prieſterſchaft, drohete ihm Verderben. Sie konnten nicht ohne Beſorgniß ſehen, wie er die alten Vorurtheile und Mißbräuche beſtritt, auf die ſie ihr Anſehn gründeten, und je mehr ſeine Lehren und Thaten das Volk in dem Glauben befeſtigten, er ſey der verheißene Meſſias, von dem man eben ſo ſehr eine politiſche als moraliſche Wiedergeburt der jüdiſchen Nation erwartete, deſto ernſtlicher wurden auch die Verfolgungen der mächtigen Partei, die der gefürchteten neuen Ordnung der Dinge nur durch den Sturz des Lehrers der Wahrheit vorbeugen zu können meinte. Aber unſtreitig wurde er von ſeinen Gegnern mißverſtanden. Politiſche Größe und Oberherrſchaft war nicht ſein Ziel, er entzog ſich mehr als einmal dem Zujauchzen der Menge, die ihm die Königswürde zuſprach. Wenn er bei ſeinem letzten Einzuge in Jeruſalem die Huldigungen der Volksgunſt nicht zurückwies, ſo machte er doch auch nicht die geringſte Anſtalt, ſie für ehrgeizige Zwecke zu benutzen, und jenes Austreiben der Taubenverkäufer und Wechsler aus dem Tempelhofe war ein Act der geiſtlichen Polizei, den ſich der geachtetſte aller Propheten wohl erlauben durfte. Anmaßung kann man ihm daher nicht Schuld geben, aber verwegen würde man ihn nennen müſſen, daß er Jeruſalem nicht vermied, wenn die Anſchläge ſeiner Feinde nicht diesmal in dem Verhältniſſe einer unwillkührlichen Uebereinſtimmung mit dem Rathſchluſſe Gottes geſtanden hätten. Wie jeder Schritt ſeines Lebens war auch dieſe letzte Feſtreiſe nach Jeruſalem und was damit zuſammenhing, nur die Ausführung des großen Planes, den er auf den Wink ſeines himmliſchen Vaters verfolgte, und ſeine ausdrücklichen Erklärungen laſſen, wie der Vorgang ſeiner Verhaftung keinen Zweifel übrig, daß er ſein Schickſal vorausgeſehn, mit weiſer Ueberlegung vorbereitet und zur rechten Stunde freiwillig, obwohl nicht ohne ſchmerzliches Vorgefühl ſeiner Leiden und ſchweren Kampf mit ſich ſelbſt, aufgeſucht hat. Der Verrath eines ſeiner Jünger, des Iſchariotenn Judas, lieferte ihn, nachdem er drei Jahre zum Segen der Welt gewirkt hatte, in der Nacht vor dem Rüſttage zum Oſterfeſte in die Gewalt ſeiner Feinde. Erkaufte, in ihren Ausſagen nicht einmal übereinſtimmende Ankläger traten in dem Verhör, das der Hoheprieſter im Beiſeyn des hohen Rathes nun ſogleich mit ihm hielt, wider ihn auf, und hier erklärt er, was er ſonſt zwar nicht geradezu behauptet, aber auch nicht abgeleugnet hatte, unumwunden, er ſey Chriſtus (der Geſalbte, Meſſias) der Sohn Gottes. Uebrigens kann man ihn keiner Sünde zeihen und ſein Leben iſt auch in den Augen ſeiner Feinde ohne Flecken. Was aber in ſeinem Munde hier nur Wahrheit und innige Ueberzeugung ſeyn konnte, nannten ſeine Richter Gotteslaſterung und verdammten ihn zum Tode. Sie übergaben ihn am frühen Morgen, zur Beſtätigung ihres Urtheils, als einen Empörer und Läſterer an den römiſchen Procurator Pilatus, der, ob er gleich keine Schuld an ihm findet, ihrem Andringen und dem Geſchrei der aufgehetzten Menge endlich nachgiebt, und Jeſum ohne Verzug zur Kreuzigung abführen läßt. Dieſe ſchmachvolle und ſchmerzliche Todesſtrafe endete ſonſt das Leben nicht ſchnell, der ohnehin zarte, von den Anſtrengungen der vergangenen Tage und durch die ſeit ſeiner Verhaftung erduldeten Mißhandlungen erſchöpfte Körper Jeſu, unterlag aber bald. Seine letzten Worte am Kreuz zeigen, daß ihn ſein reiner, göttlicher Sinn auch bis zum Tode nicht verließ. Er ſtarb im 34. Jahre ſeines Lebens, um die dritte Nachmittagsſtunde des Rüſttages, des 15. im Monat Niſan. Unverwerfliche Zeugen beſtätigen die Gewißheit ſeines Todes. Zwei ihm in der Stille ergebene Männer vom hohen Rathe ſorgen für ſeine Beſtattung, und nachdem er ungefähr 36 Stunden

in

in der Gruft gelegen, ſteht er, wie er ſelbſt vorhergeſagt, am dritten Tage, den 17. Niſan früh, neubelebt vom Tode auf. Nun ſammeln ſich die durch ſeine Hinrichtung erſchreckten und eingeſchüchterten Jünger wieder. Jeſus erſcheint ihnen, den 70 Jüngern, welche er ſchon früher als bewährte Anhänger zur Verbreitung ſeines Evangeliums unter den Juden ausgeſendet hatte, und einmal auch einer größeren Menge ſeiner Gläubigen, um ſie durch nähere Belehrungen und beſtimmte Anordnungen, z. B. der Taufe zur Ausbreitung ſeiner Religion unter alle Völker und zur Gründung der Gemeinde, die durch den Glauben an ihn beſeligt wird, auszurüſten, und nach 40 Tagen dieſes ſie wunderbar belebenden Umgangs ſchied er von ihnen, und ward weiter nicht mehr auf Erden geſehen. Er konnte nach ihrem und unſerm Glauben nur zu Gott, von dem er ausgegangen war, zurückgekehrt ſeyn. Man mag welcher Religion man will angehören, immer wird man ſich bei der Betrachtung des Lebens Jeſu genöthigt fühlen, jenem heidniſchen Krieger Recht zu geben, der unter ſeinem Kreuze ausrief: Wahrlich, dieſer iſt Gottes Sohn und ein frommer Menſch! Die Angriffe der Gegner ſeiner Religion und die kritiſchen Bemühungen der Schwergläubigen, die ihren Scharfſinn und Zweifelmuth wie nirgend anders an den Thatſachen ſeiner Geſchichte geübt haben, konnten nur dazu dienen, ihre Wahrheit und Glaubwürdigkeit in ein deſto helleres Licht zu ſetzen. Der geiſtreiche aber unſittliche Muthwille, mit dem die franzöſiſchen Belletriſten im Zeitalter Voltaire's den Himmliſchen, den ſie nicht verſtanden, in das Gewebe ihrer frivolen Scherze herabzuziehen wagten, erregt nur noch Bedauern und Indignation, und ſelbſt jene beſchränkte Denkart einiger tonangebenden Philoſophen in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, die von jeder Größe gar zu gern etwas abhandeln und das Ungemeine gemein machen möchte, hat höheren Anſichten weichen müſſen. Die Romane, die Venturini u. a. m. neuerdings aus dem Leben Jeſu machen wollten, ſind, gelinde beurtheilt, nur mißlungene Verſuche, und der Streit, der noch jetzt mit Wahrheitsliebe und Scharfſinn über die Wunder Jeſu geführt wird, kann ſeiner Würde nichts nehmen, da unſre Zeit in ſeiner Lehre und der ſittlichen Größe ſeines Geiſtes tiefere Gründe findet, ihn als den Sohn Gottes anzuerkennen. Seine Verehrer haben daher nicht Urſache zu fürchten, daß er je vergeſſen werden könnte. Die gebildetſten Völker der Erde kennen kein größeres Glück, als ihm anzugehören, mehr als der zehnte Theil aller Erdbewohner nennt ſich nach ſeinem Namen, unter allen Himmelsſtrichen weiht man ihm die heißeſten Gefühle der Andacht, ſpricht man mit Dank und Begeiſterung von ſeinem unendlichen Verdienſte um das Menſchengeſchlecht, und da ſeine Religion das Eigne hat, daß während der Unwiſſendſte und Niedrigſte im Volke ſich ihrer Segnungen tröſten darf, auch der Gebildetſte und Vornehmſte nicht mehr werden kann als ein Chriſt, ſo ſteht zu hoffen, ſie werde eher als jede andere zur Herrſchaft über die geſammte Menſchheit fortſchreiten. E.

Joachim Murat ward im niedrigen Stande zu la Baſtide am 25. März 1770 geboren. Obwohl als Knabe wild und unbändig, hatten ihn, Armuths wegen, ſeine Eltern dennoch zum geiſtlichen Stande beſtimmt und nach Toulouſe gebracht, damit er dort die nöthigen Kenntniſſe ſich erwerbe. Seine Neigung blieb jedoch vorzugsweiſe auf den Soldatenſtand gerichtet, darum trat er als gemeiner Chaſſeur in das Ardennen-Regiment. Eben befand ſich Murat auf Urlaub in ſeiner Heimath, als die Revolution ausbrach und alle Feuerköpfe exaltirte. Auch der junge, ſchön gewachſene Murat eilte nach Paris, und ward als Cavalleriſt unter Ludwigs XVI. con-

ſtitutioneller Garde angeſtellt. Als durch den Revolutionsſturm jenes Corps aufgelöſet und der Krieg erklärt worden war, trat Murat als Unterlieutenant zu den Chaſſeurs, und diente bei der weſtlichen Pyrenäen-Armee als guter Cavalleriſt. In den nächſten Jahren arbeitete er ſich bis zum Brigade-Chef hinauf; Bonaparte machte ihn im erſten italieniſchen Kriege zu ſeinem Adjutanten, und nun zeichnete ſich Murat nicht nur durch kühnen Muth, ſondern vorzüglich durch unbegrenzte Ergebenheit gegen ſeinen General aus. Bonaparte wußte dies zu ſchätzen. Er ſandte Murat von Campo Formio voraus nach Raſtadt, um das Terrain dort zu ſtudiren, und blieb mit ſeinen Dienſten auch in dieſer intrikaten Angelegenheit ſehr zufrieden. Man ſchickte ihn bald darauf zu der Armee nach Rom, wo er ſich zur Zeit der Revolte befand und mit Joſeph Bonaparte zuſammenwirkte, auch einer der Generale war, welche die Aufrührer in der Nachbarſchaft der Stadt zu Paaren trieben. Mit Bonaparte ging er dann nach Aegypten und Syrien. In der Schlacht bei Abukir, als die Türken die Feſtung ſchon eingenommen hatten, befehligte Murat die Avantgarde und bekam vom Obergeneral Befehl, ein Dorf, welches die türkiſche Stellung beherrſchte, zu nehmen. Das Gefecht war äußerſt heftig und Murat ſelbſt wurde verwundet; aber die Franzoſen behaupteten dennoch den Sieg. Darum verlangte Bonaparte für ihn den Grad eines Diviſionsgenerals, indem er in ſeinem Berichte ſagte: dem General Murat beſonders haben wir den Gewinn dieſer Bataille zu verdanken. Als Bonaparte Aegypten verließ, begleitete ihn Murat und half am thätigſten mit zu der Revolution vom 18. Brumaire. Er commandirte nämlich im Pallaſte des Raths der Fünfhundert, und zur Dankbarkeit für die geleiſteten großen Dienſte ernannten ihn, auf Bonaparte's Betrieb, die Conſuls zum Commandanten der Garde. Um den kühnen Mann ſich ganz zu eigen zu machen, gab der Ober-Conſul ihm am 25. März 1800 ſeine Schweſter, Annonciade Caroline Bonaparte zur Gemahlin, und beim Wiederausbruch des Kriegs erhielt er ein bedeutendes Commando bei der Armee in Italien. Durch einen gewagten Cavallerie-Angriff drang Murat am 7. Juni in Vercelli ein und nahm die dortigen Magazine; in der Schlacht bei Marengo, am 14. Juni, befehligte er die Cavallerie-Reſerve, und trug vieles zu dem entſcheidenden Siege dieſes Tages bei. Zum Dank ließ ihm die Regierung einen Ehrenſäbel überreichen, mit den darauf eingegrabenen Worten: Bataille von Marengo, commandirt vom Oberconſul. Von der Regierung dem Gen. Murat gegeben. Im folgenden Jahre befehligte Murat die Obſervations-Armee, und zwang die Neapolitaner, nicht nur die Engelsburg, ſondern den ganzen Kirchenſtaat zu räumen. Der Papſt nahm den Sieger ſehr ſchmeichelhaft auf, und dieſer unterzeichnete am 18. Febr. d. J. mit dem neapolitaniſchen General Damas den Waffenſtillſtand zu Foligno. Bald nachher bekam Murat den Auftrag, Ludwig I., Infanten von Spanien, auf den Thron von Hetrurien zu ſetzen. Von dieſer Zeit her ſchreibt ſich ſeine freundſchaftliche Verbindung mit der Königin von Hetrurien, welche nachmals bei den Intriguen der ſpaniſchen Thron-Umkehr auch ſo trefflich benutzt wurde. Im J. 1804 berief Bonaparte den General Murat als Stütze ſeiner Kaiſermacht wieder nach Frankreich, und ernannte ihn zum Gouverneur von Paris, bald nachher zum Reichsmarſchall und Groß-Admiral, obwohl er vom Seeweſen ſehr wenig verſtand. In dem merkwürdigen Feldzuge vom J. 1805 commandirte der zum Prinzen des Reichs erhobene Murat die Reſerve-Cavallerie. Am 24. Sept. ſtand ſein und Lannes Corps, 48000 Mann ſtark, bei Straßburg, und Napoleon ſelbſt folgte

unmittelbar Murats Colonne über den Rhein. Durch Ueberraſchung ſchlug Murat am 8. October d. J. die Oeſterreicher unter Auffenberg bei Wertingen, wo ſie (nach franzöſiſchen Berichten) 3000 Mann, 8 Fahnen und 7 Kanonen einbüßten. Eben ſo glücklich war das Gefecht bei Günzburg, worin Murat die Oeſterreicher unter dem Erzherzog Ferdinand mit Verluſt von 1200 Gefangenen zur Flucht nöthigte. In dem allgemeinen Angriffe auf die Stellungen bei Ulm, ſtand Murats Corps zwiſchen Weiſſenhorn und Ulm, und trug vorzüglich zu dem glänzenden Erfolge der am 17. Oct. geſchloſſenen ſchimpflichen Capitulation des General Mack bei. Am 18. Oct. zwang er den General Werneck, mit ſeinem Corps bei Trochtelfingen zu capituliren. Am 21. Oct. ſchlug er den Erzherzog Ferdinand, der mit den Trümmern ſeines Heers nach Böhmen floh, unweit Nürnberg. Am 31. Oct. zwang er bei Lambach nach hartnäckigem Gefecht die Ruſſen, unter Golowkin, zum Rückzuge, und verfolgte den mit 6000 Mann Cavallerie nach Böhmen fliehenden Erzherzog Ferdinand bis Eſchenau. Am 13. Nov. hielt Murat mit der Avantgarde (während Napoleon zu Schönbrunn war) ſeinen Einzug in Wien. Weniger glücklich war ſein Gefecht am 16. Nov. mit Bagration, der ſich durch die weit überlegene franzöſiſche Armee heldenmüthig, jedoch mit bedeutendem Verluſt, durchſchlug. In der großen Schlacht bei Auſterlitz am 2. Dec. ſpielte Murat gleichfalls eine Hauptrolle, und ſeine Talente als trefflicher Cavalleriegeneral, waren in dieſem Feldzuge aufs neue glänzend beſtätigt worden. Als nun, vermöge des am 15. Dec. d. J. (durch den Grafen Haugwitz mit dem Marſchall Duroc) zwiſchen Frankreich und Preußen geſchloſſenen Tractats, das Herzogthum Cleve und Berg zu Napoleons Dispoſition geſtellt worden war, ernannte derſelbe durch ein Decret vom 15. März 1806, ſeinen Schwager, den Prinzen Joachim Murat zum ſouverainen Herzog von Cleve und Berg, und ſicherte ihm und ſeinen geſetzlichen männlichen Nachkommen nicht nur dieſe Länder, ſondern auch die erbliche Würde eines Großadmirals von Frankreich zu. An eben jenem 15. März ward das Land, welches in ſeinem damaligen Umfange 350,000 Einwohner zählte, durch Murats Adjudanten, den General Beaumont, in Beſitz genommen worden, und die Tendenz dieſer Verfügung hatte der Erzkanzler in ſeiner Rede alſo angegeben: „dem Prinzen Murat iſt die Bewachung eines wichtigen Theils der Gränzen des Reichs übertragen! Konnten Se. Majeſtät ſie würdigern Händen anvertrauen?“ In der That ſchien damals eine ſolche Vorausſetzung ganz richtig. Denn Murats Schickſale und Handlungsmaximen ſchienen durch Napoleons (am 31. März promulgirtes) Familiengeſetz hinlänglich gefeſſelt zu ſeyn. Da bald nachher (am 13. Jul. d. J.) die monſtröſe Geburt des rheiniſchen Bundes zur Welt kam, ward auch Murat, als Herzog von Berg, ein Theilnehmer deſſelben, und ſah ſeine Würde durch den Titel eines Großherzogs erhöht. In den verhängnißvollen Schlachten bei Jena und Auerſtädt that die franzöſiſche Reiterei wenig, alſo hatte dort Joachim keine Gelegenheit, ſich auszuzeichnen. Aber er berennte ſchon am 16. Oct. Erfurt, und erzwang jene berüchtigte Capitulation, wodurch 14,000 Preußen nebſt dem Feldmarſchall Möllendorf und dem Prinzen von Oranien in franzöſiſche Hände fielen. Gleich darauf verfolgte Murat, in Verbindung mit Soult und Ney die flüchtigen Preußen über den Harz nach Magdeburg. Die franzöſiſche Armee glich aber damals an Raub- und Plünderungsſucht einer wahren Räuberbande!! Das Hohenlohſche Corps mußte ſich, nach dem unglücklichen Gefecht bei Zehdenick, am 28. Oct. bei Prenzlau Murat ergeben, welcher an dieſem ſchändlichen Tage 17,000 Gefangene,

14 *

worunter der Prinz Wilhelm Auguſt von Preußen, der Prinz von Mecklenburg, der Fürſt Hohenlohe und der General Tauenzien waren, nebſt 45 Fahnen und 64 Kanonen, eroberte. Am 6. Nov. d. J. erſchien Murats Corps bei der Erſtürmung von Lübeck, wo Blücher und der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Oels zu Gefangenen gemacht wurden. Nunmehr ſtieß er zur Hauptarmee, die nach Polen vordrang, und das erſte glückliche Gefecht, welches Murat, als Chef der Avantgarde, gegen die Ruſſen hatte, war den 28. Nov. an der Bſura. In Folge deſſelben rückte Murats Truppencorps zuerſt in Warſchau ein. Er nahm Theil an dem Gefechte bei Lowicz und an der fürchterlichen Schlacht bei Eylau. Nach derſelben war ſein Standquartier mit der Reſerve-Cavallerie bei Elbing und Marienwerder. Der neue Feldzug im Junius 1807 ward von Murat durch ein glänzendes Gefecht bei Gutſtadt mit der Arriergarde, wobei dieſe 1000 Mann einbüßte, eröffnet; auch wirkte ein Theil der Reſerve-Cavallerie mit bei der Action von Heilsberg. Seine letzte Waffenthat in dieſem Kriege war die große Schlacht bei Friedland, welche den Tilſiter Waffenſtillſtand und Frieden herbeiführte. — Bei Napoleons Anſchlägen auf Portugal und Spanien ſpielte unſtreitig Joachim Murat eine Hauptrolle. Er übernahm nämlich das Commando der im Anfange des Jahrs nach Spanien ziehenden großen Armee, und hielt am 25. März 1808 ſeinen Einzug in Madrid. Aus dieſer Periode iſt beſonders der Briefwechſel merkwürdig, welchen Joachim mit der Königin von Spanien, der Königin von Etrurien und dem Könige Carl IV. heimlich durch ſeinen Adjudanten Demouthion und durch den ſpaniſchen Kammerherrn, Manuel v. Villena führte, und der ſelbſt in der verſtümmelten Geſtalt, wie er offiziel bekannt geworden, einen ſchauderhaften Blick in das ſcheußliche Gewebe der Intriguen, welche die Bourbons vom ſpaniſchen Throne verdrängten, erlaubt. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge war zu eben dieſem Zwecke das furchtbare Gemetzel am 2. Mai 1808 in Madrid, franzöſiſcher Seits angeſtiftet. Murats Handlungsweiſe, als der Sieg errungen war, wird die unbefangene Geſchichte dereinſt ſtreng richten. Obwol von Carl IV. zum Generallieutenant des Königreichs und zum Präſidenten der in Madrid verſammelten Nationalrepräſentanten ernannt, mußte er doch dem Bruder ſeines Beherrſchers weichen, Spanien verlaſſen und den noch ſehr wankenden Thron von Neapel beſteigen, indem das Großherzogthum Berg wieder Napoleons Willkühr anheim fiel. Die Krone von Neapel bekam Joachim, der jetzt auch den Namen Napoleon annahm, durch das Decret vom 15. Jul. 1808, und am 6. Sept. hielt er in des Reichs Hauptſtadt feierlichen Einzug. Seine Regierung zeigte ſich gleich anfangs milde, und ſeine reiche Schenkung an das Capitel des heil. Januarius (des hochverehrten Schutzpatrons des Reichs) bewies zur Genüge, daß Joachim recht wohl begriffen hatte, durch welche Mittel er des bigotten Volks Zuneigung am leichteſten gewinnen könne. Murats erſte glänzende Waffenthat war die, noch im Oct. deſſelben Jahrs zu Stande gebrachte Eroberung der Inſel Capri. Im Laufe des folgenden Jahrs ward, unter thätiger Mitwirkung Joachims, des Landes Adminiſtration vervollkommnet. Ein Gefecht mit den Engländern im Meerbuſen von Neapel (am 25. Jul.) fiel nicht ganz unrühmlich aus, und, um das Volk ſich ganz gewogen zu machen, gab Joachim an jedes Monats erſtem Donnerſtag öffentliche Audienz, wobei jedermann ſeine gerechten Beſchwerdem ihm ſelbſt vortragen durfte. Wirklich hörten die Verſchwörungen gegen des Staats Sicherheit allmählich auf. Der Hof von Palermo verlor mehr und mehr ſeinen Einfluß auf die Gemüther der Nea

politaner, und Joachim ſchien vielmehr ſelbſt im Anfange des Jahrs 1810 ſchon ſo gute Einverſtändniſſe auf Sicilien zu haben, daß nun förmlich der Plan zur Eroberung der ſchönen Inſel entworfen wurde. Die Expedition gegen Sicilien war zu Anfang des Jahrs 1810 in ſehr hohem Tone angekündigt und wirklich mit vieler Anſtrengung betrieben worden. Allein ſie fiel gar traurig aus, denn der engliſche General Stuart wußte, in Verbindung mit Admiral Martin, alle Anſtrengungen Joachims, der ſelbſt ſeine Seemacht befehligen zu wollen ſchien, alſo zu vereiteln, daß im September die ganze Sache aufgegeben werden mußte, wobei denn die franzöſiſche Großprahlerei alle Welt mit der erbärmlichen Tirade zu berücken wähnte: es ſey gar nicht Zweck geweſen, Sicilien jetzt anzugreifen, doch ſehe man nun klar, daß Sicilien den Engländern gewißlich werde entriſſen werden, ſobald man es nur ernſtlich wolle! Indeſſen verbeſſerte Joachims Regierung auch in dieſem Jahre manche weſentliche Mängel der alten Verfaſſung, hob den Ackerbau, ſtellte die Sicherheit der Straßen her, reinigte mehr und mehr das Land von verworfenen Banditengeſindel und hatte ſich hinlänglich populär gemacht, um, ohne Zuhetzen von außen, keinen Verſuch des Volks zur neuen Thron-Umkehrung fürchten zu dürfen. — Im J. 1811 zeichnete ſich Joachims Regierung aus durch große, von Napoleon dictatoriſch und im Style der Staatsredner ſehr empfindlich gebotene Seerüſtungen, durch einen Generalpardon für alle Deſerteurs und widerſpenſtige Conſcribirte, durch Zuſammenberufung der Generalſtände des Reichs, durch wahrhaft humane Fürſorge für die öffentliche Erziehung, welche beſonders in Neapel faſt unglaublich vernachläſſigt worden war, und durch Joachims Reiſe nach Paris, wo er unſtreitig den Befehl erhielt, ſich zum nordiſchen Feldzuge gefaßt zu machen. Man kann mit hoher Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß er dieſem Befehle höchſt ungern gehorchte, aber der Dictator duldete keinen Widerſpruch. Welche Thaten er in dieſem Feldzuge verrichtet; wie er zu den Siegen bei Smolensk und an der Moskwa hauptſächlich beigetragen, aber auch bei Kaluga die empfindlichſte Niederlage erlitten; wie ſeine ganze Cavallerie aufgerieben, er ſelbſt mit Schimpf und Noth aus Rußland gejagt worden u. ſ. w.; das Alles iſt noch in gar friſchem Andenken. Napoleon hatte, ehe er am 5. Dec. aus Smorgonie entfloh, die Trümmern des großen Heers unter Joachims Generalcommando geſtellt; aber er ſtrengte alle ſeine Feldherrntalente vergebens an, mit der ſo ganz zerrütteten Armee ſich in Litthauen zu halten. Er mußte ſchon in der Mitte des Decembers hinter den Niemen zurück, und nahm damals ſein Hauptquartier zu Kowno; auch hier war kein Bleiben, vielmehr mußte der Rückzug hinter die Weichſel fortgeſetzt werden. So fortdauernde Unglücksfälle wurden in Napoleons Kabinet nicht als unausbleibliche Reſultate des raſenden Vordringens nach Moskau, ſondern als Folgen der Ungeſchicktheit des jetzigen Oberfeldherrns betrachtet. Empört über ſolche kränkende Beleidigungen, verließ Joachim im Jan. 1813 das Heer und übergab deſſen Oberbefehl dem Prinzen Eugen Beauharnois. Napoleon ließ nun ſogar öffentlich Joachim beſchimpfen, indem der Moniteur erklärte: der König von Neapel habe gar die Fähigkeiten eines Feldherrn nicht, der ein großes Heer befehligen ſollte! — Dieſer leidenſchaftlich-unvernünftige Ausfall der gegen ſich ſelbſt wüthenden Raſerei eines vom Glück bis dahin verwöhnten Deſpoten zerriß das ſchon früher durch Herrſcher-Starrſinn locker gewordene Freundſchaftsband zwiſchen den verſchwägerten Monarchen. Zwar kam Joachim im Aug. 1814 noch einmal zurück, um an dem großen Kampfe gegen Napoleons Gegnern in Sachſen Antheil zu nehmen. Aber als die Schlacht bei Leipzig über das Schickſal

der franzöſiſchen Macht in Deutſchland entſchieden hatte, verließ er eiligſt den Kriegsſchauplatz, und begab ſich, über Mainz, durch die Schweiz wieder in ſeine Staaten. Er machte Napoleon das Anerbieten, die bisherige Verfaſſung Italiens zu erhalten, wenn die Vertheidigung des Landes ihm anvertraut würde; aber der Kaiſer gab ihm keine Antwort. Joachim ſah ſich auf ſich ſelbſt zurück gebracht, und ſo knüpfte er, um ſeine Krone zu erhalten, Unterhandlungen mit den Alliirten an, die auch ſeinen Wünſchen entgegen kamen, da ſie die Wiedereroberung von Italien nicht für möglich hielten, ſo lange dieſer gefährliche Feind in ihrem Rücken ſtand. Es wurde am 11. Jan. 1814 zu Neapel ein Vertrag mit Oeſterreich geſchloſſen, dem auch England beitrat, worin ſich der König verbindlich machte, mit einem Corps von 30,000 Mann für die gemeine Sache zu wirken, wogegen ihm und ſeinen Erben der Beſitz aller ſeiner Staaten garantirt wurde. Joachim zauderte, unter dem Vorwande der noch nicht ausgewechſelten Ratificationen, in der Erfüllung der übernommenen Bundespflicht, indem er auf der einen Seite der Redlichkeit der Alliirten mißtraute, auf der andern in dem Falle eines veränderten Gangs der Dinge, die Rache Napoleons fürchtete. Zwar nahm er den Kirchenſtaat, Toscana und die ſüdlichen Departements des Königreichs Italien in Beſitz; aber er eröffnete erſt die Feindſeligkeiten gegen die Franzoſen, als er für ſie in ihrem Vaterlande alles verloren ſah. Dies wankende Betragen ſtimmte überall die öffentliche Meinung gegen ihn. Indeſſen wurden ſeinen Geſandten bei dem Wiener Congreſſe Sitz und Stimme im italiäniſchen Comité eingeräumt, und es hinderte die Aufrechthaltung der Stipulationen des Tractats vom 11. Jan. 1814 nicht, daß die Bourboniſchen Höfe ſich ſtandhaft gegen ſeine Anerkennung erklärten. Doch glaubte er ſich zur Unzufriedenheit und zum Mißtrauen gegen die Mächte berechtigt; welcher Glaube um ſo leichter in ihm entſtehen konnte, weil es in der That ſchwierig war, daß er, der Einzige von den Geſchöpfen eines geſtürzten Univerſalmonarchen, in der Mitte der alten ſiegenden Dynaſtieen ſich erhielt. Deßhalb beſchloß er, ſo bald er die Nachricht von Napoleons Wiederkunft nach Frankreich erhielt, ſein Schickſal aufs Neue an das des Uſurpators zu knüpfen, und machte dieſen in Geheim, durch ſeinen Adjutanten, den Grafen von Beaufremont, mit ſeinem Entſchluß bekannt. Er zögerte auch nicht, die Hülle öffentlich fallen zu laſſen. Schon am 22. März rückte er in das römiſche Gebiet ein; am 30. griff er die Oeſterreicher bei Ceſena an; am 31. forderte er die Italiäner in einer Proclamation auf, die Unabhängigkeit von aller fremden Herrſchaft zu erringen; in raſcher Eile drang er bis Ferrara und Modena vor, und ſeine Fahnen wehten auf dem rechten Ufer des Po. Hier begann der Widerſtand der öſterreichiſchen Armee, die an Zahl und moraliſcher Kraft der neapolitaniſchen bei weitem überlegen, und meiſterhaft geleitet durch ihren genialen Feldherrn Bianchi, alle Plane des Feindes zu nichte machte, ihn überall zurückdrängte und ſchlug, und bald die entſcheidendſten Reſultate bewirkte. Schon am 21. April bat Joachim um Einſtellung der Feindſeligkeiten; aber ſeine Bitte wurde ihm abgeſchlagen. Immer kräftiger benutzten die Sieger ihre Vortheile; mit jedem Tage gerieth das neapolitaniſche Heer in größere Desorganiſation; ganze Bataillons verließen ihre Fahnen; es ſchwand endlich bis auf ein ſchwaches Corps von 18000 Mann zuſammen. Da ſah Joachim alle ſeine Hoffnungen und ſein Glück zertrümmert. Er verließ die Armee, und begab ſich in die Hauptſtadt, um für die Rettung ſeiner Perſon zu ſorgen; am 20. Mai, als Bianchi bereits die Ufer des Valturno erreicht hatte, unterzeichneten die neapolitaniſchen Befehlshaber eine

Capitulation, vermöge deren ſich die Armee der Discretion des öſterreichiſchen Generals en Chef unterwarf, und das Land im Namen Ferdinands IV. in Beſitz genommen wurde. Am 21. Mai zogen die Sieger in Neapel ein. — So ward durch einen Feldzug von 6 Wochen Joachims Thron umgeſtürzt, und ſein Schickſal lag in den Händen ſeiner Ueberwinder. Die Königinn, ſeine Gemahlinn, begab ſich mit ihren Kindern, auf das engliſche Schiff Tremendous, und bat um den Schutz des öſterreichiſchen Hofes, der ihr auch bewilligt wurde, mit der Erlaubniß, in dem dem Wiener Handlungshauſe Fellner gehörigen Schloſſe Haimburg, an der ungariſchen Gränze, zu wohnen, wo ſie ſich noch befindet. Joachim hatte ſich, als er am 19. von der Armee in Neapel angekommen war, nur wenige Stunden daſelbſt verweilt, und ſchiffte ſich dann mit einigen ſeiner Getreuen, ein, um nach Frankreich zu flüchten, wo er auch glücklich ankam; aber der bald darauf erfolgte Sturz Napoleons vereitelte auch hier ſeine Plane und Hoffnungen. Am 13. Jul. machte er dem Lord Exmouth, von Toulon aus, wo er ſich im Stillen aufhielt, den Antrag, daß er ihn an Bord eines Schiffes nehmen, und nach England bringen möchte. Der Lord erklärte ſich zwar bereitwillig; da er aber zugleich äußerte, daß er die Entſcheidung des Schickſals Joachims ſeinem Hofe überlaſſen müſſe, ſo trug dieſer Bedenken, ſein Vorhaben auszuführen. Er entſchloß ſich nun nach Trieſt zu ſegeln, ſich dort mit ſeiner Gemahlinn oder einem ihrer Agenten zu beſprechen, und dann nach Nordamerika zu gehen. Aber der Wind trieb das Schiff, das er zu dieſem Ende beſtiegen hatte, in die weite See, und ſo landete er an der Küſte von Corſica. Sein durch den Verluſt des Throns tief gekränkter Ehrgeiz, der Wahn, zu dem die Eigenliebe ihn leicht beredete, daß ſein Volk ihn zurück verlange, und die Ermunterungen ſeiner Begleiter brachten hier in ihm den Entſchluß zur Reife, einen Verſuch zur Wiederoberung des verlornen Landes zu machen; und ſo ſehr es ihm auch an allen Mitteln fehlte, um ein ſo gewagtes Unternehmen auszuführen, ſo begann er doch die erforderlichen Anſtalten dazu zu treffen, eröffnete eine Werbung, und ſuchte ſich Schiffe zu verſchaffen, um in der Gegend von Gaeta zu landen. Unterdeſſen kam ein Parlamentär auf Corſica an, welcher ihm erklärte, daß der Kaiſer von Oeſterreich bereit ſey, ihm eine Freiſtätte in ſeinen Staaten zu bewilligen, wofern er ſich verbindlich machen würde, auf den Fuß eines Privatmanns zu leben. Zugleich legte ihm der Unterhändler Päſſe nach Oeſterreich vor, und erbot ſich, ihn ſicher nach Trieſt zu bringen. Joachim ſchien anfangs in ſeinem erſten Entſchluſſe zu wanken; aber ſeine Begleiter führten ihn wieder auf denſelben zurück, und ſo reiste er, ohne dem Parlamentär eine Antwort gegeben zu haben, in der folgenden Nacht (28. Sept.) mit 6 Fahrzeugen von Ajaccio ab, um das romanhafte Abentheuer zu erſtehen. Der Wind vereitelte ſeinen auf Geata gerichteten Reiſeplan; dagegen kam er am 8. Oct. um den Mittag, mit zweien Fahrzeugen, an dem Landungsplatze von Pizzo, einer Stadt im jenſeitigen Calabrien an. Seine ganze Mannſchaft beſtand aus 29. Perſonen, unter denen ſich der Generallieutenant Franceschetti und der Marſchall Natali befanden. Sie begaben ſich in die Stadt, und nachdem Joachim ſich dem Volke auf dem Marktplatze zu erkennen gegeben, und es aufgefordert hatte ſich mit ihm zu vereinigen, ſetzten ſie ihren Weg gegen Monte-Leone fort. Die unerwartete Erſcheinung erregte erſt Schrecken und Beſtürzung unter den Einwohnern von Pizzo; als ſie aber bemerkten, wie unbedeutend die Zahl der Gelandeten ſey, ergriffen ſie die Waffen und ſetzten ihnen nach. Der große Haufe der Verfolger verhieß Joachim und ſeinen

Anhängern kein Heil im Widerſtande. Sie wichen deßwegen auf felſigte Nebenwege aus, um wieder auf ihre Schiffe zu entkommen. Aber das Volk drang mit Heftigkeit auf ſie ein, und es kam zu einem hitzigen Gefechte, in dem der Capitain Pernice getödtet, Franceschetti und ſieben andere verwundet, und die geſammte Mannſchaft gefangen wurde. Joachim war während des Gefechtes entflohen, und hatte, die Piſtole in der Hand, beinahe ſchon wieder die Küſte erreicht, als ihm der Gensdarmerie-Hauptmann Trentacapelli den Rückzug abſchnitt, und ſich ſeiner Perſon bemächtigte. Man warf ihn in Feſſeln und führte ihn nach der Stadt zurück, wo er von den Einwohnern, beſonders den Weibern, dergeſtalt mit Stößen und Schlägen mißhandelt wurde, daß ſeine Geſichtsbildung kaum mehr kenntlich war. Sogleich trat eine Militärcommiſſion zuſammen, welche nach einem kurzen Verfahren, den Gefangenen zum Tode verurtheilte. Er ſchien bei der Ankündigung dieſes Urtheils ſehr betreten; aber bald faßte er ſich wieder, und verlangte einen Geiſtlichen. Am 13. Oct. wurde er zu Pizzo erſchoſſen. Er ging dem Ende mit Entſchloſſenheit entgegen. Auch ließ er ſich weder die Augen verbinden, noch ſetzte er ſich auf den auf dem Richtplatze bereit ſtehenden Seſſel. — Eines ſo unwürdigen Todes ſtarb dieſer merkwürdige Mann, der durch heroiſchen Charakter und glänzende Thaten ſeinen Namen in der Geſchichte unſrer Zeit unſterblich gemacht hat.

Jöcher, Chriſtian Gottlieb, ward den 25. Jul. 1694 zu Leipzig geboren, ſtudirte daſelbſt ſeit 1712 Medicin und Theologie, und hielt dann von 1714 philoſophiſche Vorleſungen, in welchen er ſich als Verbreiter der Wolfiſchen Schule auszeichnete. Im Jahr 1730 erhielt er die Profeſſur der Philoſophie und 1732 auch der Geſchichte, ward 1742 Univerſitäts-Bibliothekar, und ſtarb daſelbſt am 10. Mai 1758. Sein allgemeines Gelehrten-Lexicon, Leipz. 1750, in vier Quartbänden, behauptet ſich, ſeiner Unvollkommenheiten ungeachtet, noch jetzt als ein ſehr brauchbares und reichhaltiges Repertorium. Adelung hat dies Werk (Leipz. 1784, zwei Quartbände) bis zum Buchſtaben J ergänzt, und jetzt wird daſſelbe vom Prediger Rotermund in Bremen fortgeſetzt.

Johann von Leiden, der Schneiderkönig, ſ. Wiedertäufer.

Johann Friedrich, Churfürſt von Sachſen, wurde zu Torgau im Jahr 1503 geboren, und genoß unter der Aufſicht ſeines Vaters, Johann's des Beſtändigen, eine ſehr gute Erziehung. Er liebte vorzüglich das Studium der Geſchichte, und verfertigte ſelbſt mehrere hiſtoriſche Aufſätze. Seine Regierung zeichnete ſich durch eine Menge unangenehmer Vorfälle aus, und ward für ihn eine Quelle unzähliger Mühſeligkeiten und Gefahren. Zu ſeinen heftigſten Gegnern gehörte Kaiſer Carl der Fünfte und deſſen Bruder Ferdinand. Der Churfürſt hatte ſich lange Zeit geweigert, dieſen letztern als römiſchen König anzuerkennen, und dadurch ſeinen Haß auf ſich gezogen. Als Haupt des ſchmalkaldiſchen Bundes beförderte Johann Friedrich die gute Sache der Proteſtanten, ließ in ſeinen eigenen Landen eine Kirchenviſitation anſtellen, züchtigte den unruhigen Herzog Heinrich von Braunſchweig, überfiel endlich den Kaiſer ſelbſt mit einem Heer, nachdem er ſich von ſeinen geheimen Abſichten gegen die Proteſtanten überzeugt hatte, und würde ihn vielleicht gar in ſeine Gewalt bekommen haben, wenn er nicht mit den übrigen Häuptern des Bundes Zwiſtigkeiten gehabt hätte. Der auf den Churfürſt aufs äußerſte erbitterte Kaiſer verband ſich darauf noch näher mit deſſen Vetter, dem Herzoge Moritz von Sachſen, raubte ihm den größten Theil der ſächſiſchen Lande, nahm ihn in der Schlacht bei Mühlberg 1547 gefangen und entſetzte ihn der

Churwürde. Der unglückliche Fürſt mußte dem Kaiſer als Gefangener überall nachfolgen, und erhielt nicht eher ſeine Freiheit und einige Beſitzungen wieder, als bis der neue Churfürſt Moritz ſelbſt mit dem Kaiſer uneinig geworden war, und ihn 1552 mit Krieg überzogen hatte. Nach Moritzens Tode machte Johann Friedrich einige Verſuche zur Wiedererlangung der Churwürde; allein er konnte nichts ausrichten, und ſtarb bald darauf 1554. Man tadelte nicht ohne Grund an ihm, daß er auf die gefaßten Meinungen zu hartnäckig beſtanden, und gegen ſeine treueſten Bundesgenoſſen zu wenig nachgiebig geweſen ſey. Hätte er ſich überwinden können, dem tapfern Landgrafen Philipp von Heſſen das Commando der ſchmalkaldiſchen Bundesarmee allein zu überlaſſen, ſo würde mehr Ordnung und Einheit in dem ganzen Unternehmen geherrſcht, und das Kriegsglück vielleicht eine günſtigere Wendung genommen haben.

Johann Adolph, Herzog zu Sachſen-Querfurt und Weißenfels, ward am 4. Sept. 1685 geboren und durch ſeine beſonders glücklichen Naturanlagen, verbunden mit einer vortrefflichen Erziehung unter Leitung wackerer Männer, in den Stand geſetzt, bereits im vierzehnten Jahre ſeine Reiſen anzutreten. Er ging über den Harz durch die Niederlande nach Paris, wo er ein Jahr blieb, und darauf, als eben der ſpaniſche Succeſſionskrieg ausgebrochen war, nach Weiſſenfels zurückkehrte. Früh ſchon hatte ſich in Johann Adolph eine Neigung zum Kriegsdienſte gezeigt: die jetzige Veranlaſſung, dieſelbe zu befriedigen, ward daher mit Eifer von ihm ergriffen. In Begleitung des Obriſtwachtmeiſters von Bünau ging er als Capitain zu den am Niederrhein ſtehenden heſſiſchen Truppen, wo er bald Gelegenheit fand, ſich auszuzeichnen und ſeine angebornen kriegeriſchen Talente zu entwickeln. Als man bei dem Sturme, welcher 1702 auf Lüttich unternommen wurde, Johann Adolph unter dem Commando, welches den erſten Angriff thun ſollte, wegnehmen wollte, um ſein Leben nicht in Gefahr zu ſetzen; ſo ſtellte ſich unſer junger Held, trotz aller Vorſtellungen, die man ihm machte, an die Spitze ſeiner Grenadiere, ſprang über die Palliſaden in die Contreſcarpe, brach in die Citadelle ein und half die darin befindliche Beſatzung zu Kriegsgefangenen machen. Dieſer erſte ausgezeichnete Beweis ſeines Muths erwarb ihm die Achtung Marlboroughs und der übrigen Heerführer, welche ſich im kommenden Feldzuge (1703), wo er bei der Belagerung von Bonn am Backen verwundet wurde, noch vermehrte. Welche Erwartung durfte man von den einſtigen Thaten eines Prinzen hegen, der ſchon ſo früh in einer ſo vortrefflichen Schule gebildet worden war, und der bereits im ſiebzehnten Jahre ſo ausgezeichnete Beweiſe ſeiner Tapferkeit gegeben hatte. Im folgenden Jahre machte er unter Eugen und Marlborough den Feldzug in Baiern mit, wohnte der berühmten Schlacht bei Hochſtädt bei und wurde zum Obriſten der heſſiſchen Truppen ernannt. Als im Jahr 1705 dieſe Truppen nach Italien beordert wurden, gab Johann Adolph abermalige Beweiſe ſeiner hervorragenden Talente, indem er an der Spitze ſeines Regiments die Franzoſen, die mit überwiegender Macht die Heſſen überfallen hatten, zurückſchlug und mehrere Fahnen erbeutete. Gleichergeſtalt zeichnete er ſich bei den Schlachten von Turin (1706), bei der Einnahme Mailands, der Expedition von Toulon und bei der Eroberung von Suſa zu ſeinem Vortheile aus. Als im Jahre 1708 Frankreich ſeine ganze Macht nach Flandern gezogen hatte, eilte Adolph dahin, wohnte der Belagerung und Einnahme von Ryſſel bei, half 1709 auf dem Rückzuge Gent mit erobern, befand ſich bei der Belagerung von Tournai, in der blutigen Schlacht bei Malplaquet (1709), ſo wie bei der Eroberung von Mons. Der König von Polen,

Auguſt II. hatte bei der Belagerung von Ryſſel, wo er mit zugegen geweſen war, Adolphs Tapferkeit und militäriſche Talente kennen gelernt und bot ihm jetzt die Stelle eines Generalmajors in ſeiner Armee an. Mit Vergnügen folgte er dieſem Rufe, und trat im Jahr 1710 in churfürſtlich-ſächſiſche Militärdienſte. Carl XII. hatte zu Bender den bekannten Neutralitäts-Tractat gänzlich verworfen und ließ von Pommern aus Sachſen bedrohen. Als nun die ſächſiſchen Truppen in Verbindung mit ruſſiſchen 1711 den Schweden in das ſchwediſche Pommern entgegenrückten; ſo erhielt Adolph den Befehl, mit den unter ihm ſtehenden Dragonern und dem Flemmingſchen Infanterie-Regimente die Inſel Uſedom und die penemünder Schanze wegzunehmen, welches er auch am 26. Oct. 1711 ausführte, indem er die darin befindliche Garniſon zu Gefangenen machte und ſich auch den ganzen folgenden Winter daſelbſt behauptete. Von hier aus begab er ſich wieder zu der vereinigten Armee vor Stralſund und hatte kurz darauf das Glück, Peter I., welcher auf dem Puncte ſtand, beim Kundſchaften von den aus der Feſtung ausfallenden Schweden abgeſchnitten zu werden, mit einer Abtheilung Dragoner aus dieſer Gefahr zu befreien. In der blutigen Schlacht, welche am 20. Dec. 1712 zwiſchen dem Grafen von Steinbock und der däniſchen Armee bei Gadebuſch geliefert wurde, warf Adolph, welcher zu den Dänen hatte ſtoßen müſſen, viermal die feindliche Reiterei, wurde darauf am Schenkel verwundet, hieb ſich aber dennoch, obgleich von allen Seiten umringt, durch die Feinde. Nun verfolgte er den Grafen Steinbock, der ſich nach Tönningen zurückziehen wollte, mit dem verbündeten Heere, und zwang ihn, ſich am 26. Mai 1713 zu Kriegsgefangenen zu ergeben und die Feſtung Tönningen zu räumen. Nachdem er nun noch die Unruhen, welche in Litthauen wegen Verpflegung der ſächſiſchen Truppen ausgebrochen waren, ſchnell und glücklich beigelegt hatte, wurde er kurz darauf von dem Könige von Polen mit dem polniſchen weißen Adlerorden beehrt und am 23. Mai 1714 zum Generallieutenant der Cavallerie ernannt. Polen befand ſich fortwährend in beſtändiger politiſcher Gährung; beſonders war der feſte Ort Zamoſa der Hauptſitz der Zuſammenkünfte der Mißvergnügten. Johann Adolph wurde dahin beordert und trieb ſogleich auf ſeinem Marſche einen Schwarm Rebellen aus einander und trug das Meiſte dazu bei, daß ſich Zamoſa mit vielen der angeſehenſten Polen, die ſich darin befanden, am 28. Dec. 1715 ergeben mußte. Als er kurz darauf bei einer anderweitigen Unternehmung gegen die Polen von dieſen heftig angegriffen wurde, ſchlug er den Feind zurück, nahm ihm alle ſeine Kanonen und den ſämmtlichen Proviant ab und machte viele Gefangene. Nachdem nun am 30. Jan. 1717 durch den unterzeichneten Tractat die Ruhe in Polen wieder hergeſtellt war, ging Johann Adolph nach Sachſen zurück und wurde darauf zum Befehlshaber der Leibgarde ernannt. Im folgenden Jahre wurde er zum Befehlshaber der Hülfstruppen ernannt, welche der König von Polen Carl VI. verſprochen hatte, und welche aus 6000 Mann beſtanden. Bei dieſer Gelegenheit ward er vom Kaiſer zum Feldmarſchallieutenant erhoben. Nachdem nun aber der Friede zu Paſſarowitz (21. Jul. 1718) geſchloſſen und dadurch die Ruhe in ganz Europa wieder hergeſtellt war, nahm auch Johann Adolph ſeinen Abſchied und verheirathete ſich mit Johanne Antoinette, Prinzeſſin zu Sachſen-Eiſenach. Auguſt II. ſtarb im Jahr 1730 zu Warſchau, und Johann Adolph erhielt den Auftrag, zwei Corps Sachſen nach Polen zu führen, welche die Wahl Auguſts des III. unterſtützen ſollten. Ob nun gleich dieſe Wahl

glücklich von Statten ging; ſo erhoben ſich dennoch einige Mißvergnügte wider dieſelbe und es entſtanden neue Unruhen in Polen. Adolph, der unter dieſer Zeit zum General erhoben war, wurde gegen ſie commandirt. Nachdem er die Rebellen mit vielem Glücke zurückgetrieben hatte, ward er befehligt, mit einem großen Theile der Armee nach Danzig aufzubrechen, welche Feſtung bereits von den ruſſiſchen Truppen belagert wurde. Er ließ die Laufgräben ſo glücklich eröffnen, daß die Stadt ſich bald ergab. Durch Danzigs Fall wurden nun die meiſten Unruhen in Polen geſtillt und Ordnung und Ruhe wieder hergeſtellt. Adolph ging nun wieder nach Sachſen zurück und vermählte ſich, da ſeine erſte Gemahlin unter der Zeit geſtorben war, zum zweiten Male mit Friederike, einer herzoglich gothaiſchen Prinzeſſin, welche ihm drei Prinzen und eine Prinzeſſin gebahr, welche aber ſpäterhin ſämmtlich ſtarben, ſo, daß die weißenfelſiſche Linie mit Johann Adolph erloſch und an das jetzige Sachſen wieder zurückfiel. Nachdem jetzt in Polen neue Unruhen ausgebrochen und die daſelbſt ſtehenden ſächſiſchen Truppen ſogar gezwungen geweſen waren, ſich den aufrühreriſchen Polen zu ergeben; ſo erhielt Johann Adolph Befehl, dahin aufzubrechen. Es gelang ihm, die Aufrührer gänzlich zu zerſtreuen und die Ruhe in Polen wieder herzuſtellen. Zur Belohnung dafür ward er mit dem Heinrici-Militairorden geſchmückt und zum Generalfeldmarſchall der ganzen ſächſiſchen Armee erhoben. Da jetzt für Auguſt III. keine Feinde mehr zu bekämpfen waren; ſo eilte er im Jahr 1736 nach Dann zurück. Hier ſtarb in demſelben Jahre der Herzog Chriſtian, Adolphs Bruder, ohne Nachfolger, und dadurch fiel die Regierung auf Johann Adolph, als den einzigen, noch lebenden Bruder. Bei dem Tode des Herzogs Chriſtian befanden ſich die ſämmtlichen weißenfelſiſchen Länder in der traurigſten Verfaſſung: Schulden hatten ſich auf Schulden gehäuft und das Land ſeufzte unter dem härteſten Drucke. Dieſe Lage erforderte die ganze Aufmerkſamkeit des neuen Fürſten. Sie war es, die ihn bewog, die churſächſiſchen Dienſte, doch mit Beibehaltung des Feldmarſchalls-Charakters zu verlaſſen und ſich ganz der Regierung ſeines Landes zu widmen. In dieſem lobenswürdigen Unternehmen ward er durch den glücklichen Umſtand unterſtützt, daß 1739 nach dem Abſterben ſeines Vetters, Georg Albrechts, zu Barby, dieſe Grafſchaft ihm zufiel und ſeine Revenüen vermehrte, wodurch er ſich in den Stand geſetzt ſah, die große Schuldenlaſt, die das Land zu Boden drückte, nach und nach gänzlich zu tilgen. So war die Lage der Dinge beſchaffen, als im Jahr 1740 der erſte ſchleſiſche Krieg ausbrach, und Herzog Adolph übernahm, auf Verlangen des damaligen Churfürſten von Sachſen, das völlige Commando über die in Böhmen ſtehende ſächſiſche Armee. Nach dem 1742 zu Breslau geſchloſſenen Frieden marſchirte er nach Sachſen zurück und wandte in dieſem und den folgenden Jahren Alles an, die Armee in einen guten Zuſtand zu verſetzen. Der zweite ſchleſiſche Krieg rief 1744 den Herzog von neuem ins Feld und er brach mit 20,000 Mann auf, um ſich mit den kaiſerlichen Truppen in Böhmen zu vereinigen. Seine ſchwächliche Geſundheit, ſo wie der üble Ausgang der Schlacht bei Willsdorf, veranlaßten ihn, 1746, nach Weißenfels zurückzukehren, wo er zu derſelben Zeit von Seiten Englands mit dem Orden des blauen Hoſenbandes beehrt wurde. Hier wird der ſchicklichſte Ort ſeyn, einige Züge ſeines Charakters, wie es von einem ſeiner alten Diener geſchildert worden iſt, zu entwickeln. Ein tief eindringender, viel umfaſſender Geiſt, eine ſeltene Gabe, verwickelte Geſchäfte zu durchſchauen und aus einander zu ſetzen, Muth in den äußerſten Gefahren, verbunden mit einer

außerordentlichen Kaltblütigkeit und Gegenwart des Geiſtes, ein philoſophiſch und zugleich religiös gebildeter Sinn; alle dieſe Vorzüge befanden ſich bei dem Herzoge in einem ſeltenen Vereine. Tage und Nächte ſchlaflos und nüchtern, ſo fand ihn oft das Heer und der Staat. Die ſich immer gleiche Ruhe ſeines Geſichts verbarg eine feurige geſchäftige Seele, einen fruchtbaren, nie zu ermüdenden Geiſt, gewöhnt, im Glück und Unglück ſich immer gleich zu bleiben. Höflichkeit, edler Anſtand und Leutſeligkeit, herablaſſende Güte gegen Vornehme und Geringe verbreiteten eine gewiſſe Grazie über ſein ganzes Weſen. Noch rühmen ſeine Unterthanen dieſen ſeltenen Verein von Fürſtentugenden. Liebe und Thränen des Danks glänzen in den Augen des Greiſes, wenn er ſeiner gedenkt. Mit einem freundlichen Gruß (dies iſt der Ausdruck jenes alten Dieners), mit einer lächelnden Miene bemächtigte er ſich des Herzens jedes ſeiner Unterthanen, deſſen wichtigere oder geringere Anliegen er mit gleich gewiſſenhafter Sorgfalt abwog. So konnte es nicht fehlen, daß während einer zehnjährigen Regierung das ſo ſehr zu Grunde gerichtete Land ſich nach und nach wieder erheben mußte, beſonders, da er durch die ſtrengſte Sparſamkeit das wieder zu erſparen ſuchte, was ſeine Vorfahren vergeudet hatten. Faſt alle alte Schulden waren bezahlt, die Finanzen des Landes hoben ſich und die Erſparniſſe des Herzogs fingen an, ſich bedeutend zu mehren. In dieſer für das Land ſo glücklichen Lage überraſchte den Herzog auf der Meſſe zu Leipzig am 16. Mai 1746, im ſechzigſten Jahre ſeines Lebens und im zehnten ſeiner Regierung, als er eben von der Mittagstafel aufgeſtanden war, plötzlich der Tod. Seine Gemahlin ſtarb 1775 zu Langenſalza, und gerade nur für ſie war noch Raum in der nun auf immer geſchloſſenen Gruft im Schloſſe zu Weißenfels.

Johann (Bapt. Joſeph) Erzherzog von Oeſterreich, Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des Thereſien- und Leopoldsordens, General der Cavallerie ꝛc., Bruder des Kaiſer Franz, geboren den 20. Juni 1782. Er iſt nicht nur Schätzer und Beförderer der naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaften, ſondern beſitzt auch ausgezeichnete Kenntniſſe in denſelben. In Grätz ſtiftete er ein Nationalmuſeum für Inneröſterreich, das aus mehrern Gegenden des Landes ſchätzbare Beiträge an Naturalien, Urkunden, Alterthümern und andern literariſchen Schätzen erhielt, und gegenwärtig von ihm den Namen Johanneum führt. (S. d. Art. Grätz) Im Jahr 1800 commandirte er, indem ihm die Generale Lauer und Stipſchitz beigegeben waren, die öſterreichiſche Armee in Baiern gegen Moreau; nach der Niederlage bei Hohenlinden überließ er aber das Commando dem Erzherzoge Carl. Im Jahr 1805 commandirte er in Tyrol und machte einen meiſterhaften Rückzug zu ſeinem Bruder, dem Erzherzog Carl, an den er ſich anſchloß. Im Jahr 1809 commandirte er die Armee in Italien, rückte glücklich vor, mußte aber nach dem unglücklichen Ausgang der erſten Schlachten in Deutſchland, ſich wieder zurückziehen und ging durch Steyermark nach Ungarn, wo er mit ſeinem Corps an der Schlacht bei Raab Theil nahm und ſich dann in der Gegend von Preßburg aufſtellte. Nach erfolgtem Frieden ging er nach Wien. Seit 1806 iſt er Chef des Geniedepartements.

Johann Sobieski, König von Polen, und daſelbſt im J. 1629 geboren, war einer der größten Krieger des 17ten Jahrhunderts. Sein Vater, Jacob Sobieski, durch Tugend und kriegeriſchen Muth gleich achtungswürdig, war ſorgfältig darauf bedacht, wie er dieſe Eigenſchaften auch auf ſeine beiden Söhne, Marcus und Johann übertragen könnte. So eben kehrten dieſe von ihren Reiſen zurück, als die Polen bei Pilawiecz in die

Flucht geſchlagen wurden. Dadurch ward ihr Muth erregt: Marcus fiel in einem zweiten Treffen an dem Ufer des Bog; aber unſer Johann, glückli- cher als ſein Bruder, ward zum Obermarſchall und Obergeneral des König- reichs ernannt. Voll Muth und Tapferkeit ſetzte er ſich, gleich den gemein- ſten ſeiner Soldaten, den größten Gefahren aus, und pflegte denjenigen, die ihn beſchworen, ſeine Perſon zu ſchonen, gewöhnlich zu antworten: „Ihr würdet mich verachten, wenn ich Eurem Rathe folgte.“ Dieſe wenigen Worte mögen einen Beweis von dem Werthe geben, den er auf ſeinen Ruhm und auf die Achtung anderer ſetzte. So wurde er der Schrecken der Tarta- ren und Coſacken, über welche beide er unaufhörlich ſiegte. Am 11. Nov. 1673 gewann er die berühmte Schlacht bei Choczim gegen die Türken, welche daſelbſt 28,000 Mann verloren; er ſelbſt wurde im folgenden Jahre zum König von Polen erwählt. Als 1683 die Türken Wien belagert hatten, marſchirte er mit einer glänzenden Cavallerie, aber mit einer ſchlecht equi- pirten Infanterie, gegen ſie. Um aber den übeln Zuſtand letzterer zu ver- bergen, rieth man ihm, ein Infanterieregiment, welches insbeſondere ſchlecht gekleidet war, bei Nachtzeit über den Fluß ſetzen zu laſſen, damit der Zuſtand deſſelben auf dieſe Weiſe dem Blicke der Zuſchauer entzogen wür- de. Sobieſki war anderer Meinung: als ſich das Regiment auf der Brü- cke befand, ſagte er zu den Nachſtehenden: „Seht! Sie werden unüberwind- lich ſeyn, denn ſie haben geſchworen, nie eine andere Kleidung, als die der Feinde zu tragen. Im letzten Kriege waren ſie alle türkiſch gekleidet.“ Bei ſeiner Ankunft bemächtigte er ſich der vortheilhafteſten Poſten, erſtieg eine Anhöhe, unterſuchte, wie ſich der Großvezier verſchanzt hatte, und ſagte zu denjenigen, die ihn umgaben: „Er hat eine üble Stellung gewählt. Ich kenne ihn: er iſt unwiſſend und doch eingenommen von ſeinen Talenten. Wir werden keine Ehre von dieſem Siege haben.“ Sobieſki hatte die Wahr- heit geſagt. Am folgenden Tage verließen die Türken voll Schrecken ihr La- ger und in demſelben ſogar die geheiligte Fahne Muhameds, welche der Sie- ger mit einem Briefe an den Papſt ſandte, worin dieſe Worte vorkommen: „Ich bin gekommen, ich habe geſehen und Gott hat geſiegt.“ Am folgenden Tage der Schlacht, am 13. Sept., ließ er in der Cathedralkirche das „Herr Gott, dich loben wir“ ſingen und ſtimmte es ſelbſt an. Hierauf folgte eine Predigt, zu welcher der Prieſter folgenden Text wählte: „Es ward ein Mann von Gott geſandt, mit Namen Johann.“ Dieſer Text war ſchon einmal auf einen Kaiſer von Conſtantinopel und ſpäterhin auf Johann von Oeſterreich, nach dem Siege bei Lepanto, angewandt worden. Uebrigens fand Sobieſki in den Zelten der Türken mehrere Tauſende von Ducaten, welche er ſeiner Gemahlin überſandte und ihr dabei ſchrieb: „Du wirſt nicht von mir ſagen, was die tartariſchen Weiber, wenn ſie ihre Männer mit lee- ren Händen aus dem Kriege kommen ſehen, von den ihrigen ſagen: Ihr ſeyd keine Männer; denn ihr kommt ohne Beute zurück.“ Als er im J. 1693 von einer Krankheit, die gefährlich ſchien, befallen wurde; ſo hatte er den Kummer, den Saamen der Zwietracht, welchen damals eine Kön gs- wahl in Polen gewöhnlich hervorzubringen pflegte, ausgeſtreut zu ſehen. Die Feinde von außen vereinigten ſich mit den Parteien von innen. So- bieſki war nicht mehr im Stande, den Unruhen vorzubeugen und der Augen- blick nahte heran, wo er mit dem Leben auch den Thron verlieren ſollte. Die Königinn wünſchte, er möchte ſein Teſtament machen, wagte jedoch nicht, es ihm zu ſagen, und beauftragte einen Biſchoff, ihm ihren Wunſch zu erkennen zu geben. Er verweigerte es ſtandhaft und gab zum Grunde an, daß dies bei einer ſo feilen Nation, wie der ſeinigen, die nur von Parteiwuth beherrſcht werde, gänzlich ohne Wirkung ſeyn würde. So

ſtarb er 1696 im drei und zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung. Kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als ſich Haß und Neid mit einander vereinigten, ſein Andenken zu ſchänden. Einige warfen ihm vor, er habe, troß der Geſetze, die dem Könige verbieten, ein Eigenthum zu beſitzen, Ländereien angekauft; andre behaupteten, daß die chriſtliche Ligue, in welche er gegen die Türken getreten wäre, das Vaterland mehr als 200,000 Streiter gekoſtet habe. Wieder andere verſicherten, er habe das Geld zu ſehr geliebt und eine zu große Neigung für koſtſpielige Reiſen gehabt. Wahr iſt es, niemals war ein Hof unſtäter, als der ſeinige. Er und die Königinn hatten auf keiner Stelle Ruhe; beide durchſtreiften jedes Jahr Rußland von einem Ende zum andern und beſuchten ihre Landgüter, wie ganz gewöhnliche Edelleute. Doch iſt dieſer Fehler, wenn es ja einer genannt werden muß, nicht im Stande, Sobieski's hervorragende Tugenden zu verdunkeln. Er liebte die Wiſſenſchaften, redete mehrere Sprachen und verdiente nicht weniger, ſeines ſanften Charakters, als ſeiner angenehmen Unterhaltung wegen geliebt zu werden. Carl XII. beſuchte ſein Grab und rief aus, indem er Thränen über ſeiner Aſche vergoß: „Ein ſo großer König hätte nicht ſterben müſſen." Seine drei Söhne hinterließen keine männliche Nachkommenſchaft.

Johann ohne Land, König von England, vierter Sohn Heinrichs II., entriß im Jahr 1199 ſeinem Neffen, Artus von Bretagne, die Krone. Als dieſer drei Jahre ſpäter ſeinen Onkel wiederum vom Throne ſtoßen wollte, ward er gefangen, in den Thurm von Rouen geſperrt, und wie man ſagt, von Johann mit eigner Hand erſtochen. Ganz Europa klagte den König Johann eines Mordes wegen an, den dieſer an ſeinem eignen Neffen verübt hatte, und Conſtantia, die Mutter des unglücklichen Prinzen, flehte bei Philipp Auguſt um Gerechtigkeit für dieſe ſo ſchwarze That, die nicht allein in ſeinem Lande, ſondern auch an einem ſeiner Vaſallen verübt worden war. Da der Beklagte, der vor das Gericht der Pairs geladen war, zu erſcheinen verweigert hatte, ſo wurde er zum Tode verurtheilt und ſein ganzes, in Frankreich gelegenes Habe zum Vortheile des Königs confiscirt. Auch machte es ſich Philipp bald zur Pflicht, von dem Verbrechen ſeines Vaſallen den gehörigen Nutzen zu ziehen. Johann, in Weichlichkeit und Wolluſt verſunken, ließ ſich die Normandie, Guienne und Poitou entreißen und begab ſich nach England, wo er verachtet und gehaßt war. Seine Trägheit ging ſo weit, daß er, als man ihm von den Fortſchritten des Königs von Frankreich Nachricht gegeben hatte, kaltblütig zur Antwort gab: „Laßt ihn nur machen. In einem einzigen Tage werde ich mehr wiedererobern, als er mir in einem ganzen Feldzuge entriſſen haben wird." Von jedermann verlaſſen, glaubte er, die Herzen ſeiner Unterthanen wieder zu gewinnen, wenn er zwei Acten unterzeichnete, welche die Freiheit Englands begründeten, aber auch zugleich die Quelle aller Bürgerkriege daſelbſt wurden. Die erſte Acte wurde die große Charte und die zweite die Charte der Wälder benannt. Um das Maaß ſeines Unglücks voll zu machen, entzweieten ihn im J. 1212 die Auflagen, welche er der Geiſtlichkeit ſeines Reichs auferlegte, und die Härte, mit welcher er ſie eintreiben ließ, mit dem Papſt Innocenz III. Dieſer that daher England in den Bann und verbot den Unterthanen, ihrem Könige zu gehorchen. Aus dieſer Lage, in welche ihn der Uebermuth des Papſtes verſetzt hatte, konnte er ſich nur dadurch befreien, daß er ſich und ſein Reich dem heiligen Stuhle unterwarf. Ein päpſtlicher Geſandte empfing die Unterwerfung, welche der König knieend und in folgenden Worten zu erkennen gab: „Ich, Johann von Gottes

Gnaden König von England und Herr von Irland, gebe, zur Sühne meiner Sünden, aus freiem Willen und mit Zuſtimmung der Barone meines Reichs, der Kirche Roms und ihren Nachfolgern die Königreiche England und Irland mit allen Rechten, und nehme ſie als Vaſall des Papſtes an, ſo wie ich Gott, der römiſchen Kirche, dem Papſte meinem Herrn und ſeinen geſetzlich erwählten Nachfolgern treu und gehorſam ſeyn werde. Ueberdieß verpflichte ich mich, dem Papſte einen jährlichen Tribut von 1000 Mark Silbers zu bezahlen, nämlich 700 für England und 300 für Irland." Jetzt übergab man dem Legaten Geld, als erſte Zahlung des Tributs, und dann überreichte man ihm die Krone und das Zepter des Reichs. Der päpſtliche Legat trat das Geld mit Füßen, behielt Krone und Zepter fünf Tage und gab alsdann beides, gleichſam wie eine Schenkung des Papſtes, dem Könige zurück. Dieſe Schenkung, die ihn bei ſeinen Unterthanen verächtlich machte, wurde bald die Urſache eines Aufruhrs, in welchem Johann von ſeinen eignen Unterthanen zu verſchiedenen Malen geſchlagen wurde. Nachdem nun auch der König Philipp Auguſt im J. 1214 die Schlacht bei Bouvines gewonnen hatte, ſo empörte ſich der ganze Adel Englands gegen Johann und zwang ihn, die magna charta noch bündiger zu machen. Die vornehmſten Artikel derſelben ſind: „Der König macht keine Auflage ohne Zuſtimmung der Nation; jedermann wird auf eine legale Weiſe und nur von ſeines Gleichen gerichtet werden. Jedermann kann aus dem Reiche gehen, dahin wieder zurückkehren, über ſeine Güter verfügen, wie es ihm gutdünkt. Die wirklichen Erben folgen, wenn kein Teſtament vorhanden iſt u. ſ. w." Der König Johann glaubte ſich ſo beeinträchtiget, indem er ſeinen Unterthanen durch die magna charta die natürlichſten Rechte zugeſtand, als er ſich durch die Unterwerfung gegen den Papſt für entehrt gehalten hatte. Er klagte darüber, als über den größten Schimpf, welchen man ſeiner königlichen Würde zugefügt hätte. Uebrigens blieben die Barone des Reichs bei dieſen Schriften gegen Johann nicht ſtehen, ſondern riefen Ludwig, den Sohn Philipp Auguſts, nach England und krönten ihn am 20. Mai 1216 zu London zum Könige. Johann gerieth darüber in große Verzweiflung, daß er, wie man ſagt, bereit geweſen ſeyn ſoll, ſich dem Saracenen-Könige Miramotai in die Arme zu werfen und die muhamedaniſche Religion anzunehmen, unter der Bedingun[g], wenn Miramotai ihm zur gänzlichen Unterjochung ſeiner Feinde behülflich ſeyn würde. Nachdem er von Stadt zu Stadt, von Land zu Land flüchtig herumgeirrt war, erfuhr er ein neues Unglück, welches ſeinen Tod herbeiführte. Es wurden nämlich bei dem Ueberſetzen über einen Fluß nahe bei Lyn in der Grafſchaft Norfolk ſeine Edelſteine und ſeine Kriegskaſſe von den Wellen verſchlungen. Er nahm ſich dieſen Unfall ſo ſehr zu Herzen, daß eine Unverdaulichkeit, die er ſich durch eine zu große Menge von Pfirſichen zugezogen hatte, und die vielleicht durch ſeine kummervolle Gemüthsſtimmung noch vermehrt wurde, in ein hitziges Fieber ausartete, welches ihm am 16. Oct. 1216 den Tod zuzog. Die Regierung dieſes Königs macht eine bedeutende Periode in der Geſchichte Englands. Obgleich die magna charta die vorigen Gerichtshöfe nicht aufhob, auch eben ſo wenig eine neue Form in der Ausübung der Gerechtigkeitspflege herbeiführte; ſo veränderte ſie nichts deſtoweniger nach und nach die Regierungsform Englands. Die Barone des Reichs befeſtigten, indem ſie das Intereſſe des Volks mit dem ihrigen vereinigten, ihre Macht und ſchwächten dadurch das Anſehn der Regenten ſelbſt, die fortan nichts weiter als die erſten Magiſtratsperſonen eines freien Volks vorſtellten. Uebrigens verdient von Johann

noch das angeführt zu werden, daß er nicht an die Unſterblichkeit der Seele glaubte und von ſich behauptete, es wären ihm gerade, nachdem er ſich mit Gott und dem Papſte ausgeſöhnt habe, die größten Unglücksfälle zugeſtoßen. Auch pflegte er ſich gewöhnlich der größten Scherze über die Religion zu erlauben.

Johanna die Päpſtin, ſ. Päpſte.

Johannes der Täufer wurde 6 Monat vor Jeſu in einer der Mutter deſſelben verwandten Prieſterfamilie in Judäa unter Vorzeichen geboren, die ihn als ein von Gott zu beſondern Zwecken erkornes Werkzeug ankündigten. Er wählte die ſtrenge Lebensart eines Gottgeweihten und erlangte bei früher Gewöhnung an die einfachſte Koſt und Bekleidung durch einſames Forſchen und ernſtes Eindringen in den Geiſt der heiligen Schriften die edle Unabhängigkeit und Geiſtesſtärke, die ihn bei ſeinem Auftritt als Prophet zum Gegenſtande der allgemeinen Bewunderung macht. Seine Lehre war eine dringende Aufforderung zur Buße und Vorbereitung auf das in Chriſto herannahende Gottesreich. Die in den Evangelien von ihm aufbehaltnen Reden ſind ſcharf und mächtig, überall kündigt er ſich als den Vorläufer des Größeren an, der nach ihm kam und erfüllt ſeine Beſtimmung dieſem den Weg zu bereiten mit eben ſo viel Eifer als Selbſtverleugnung und Demuth. Er hatte zahlreiche Anhänger auf den Glauben an ſeine Lehre getauft und gerade durch den Contraſt ſeiner rauhen Tugend gegen die Weichlichkeit ſeiner Zeit ungemeines Anſehn unter Hohen und Niedern erlangt, als ihm aber bei der Taufe, durch die ſich Jeſus von ihm im Jordan einweihen ließ, deſſen höhere Sendung offenbar worden war, wies er ſeine Schüler zu dieſem neuen Lehrer und ſah ohne Neid wie ſein Wort: er muß wachſen und ich muß abnehmen, in Erfüllung ging. Für ſich ſelbſt begehrte er keinen Ruhm und keine weitern Erfolge, nur das Recht die Wahrheit zu reden wollte er behaupten, und wurde daher, weil er ſie einem Fürſten geſagt, das Opfer derſelben. Einem rachſüchtigen Weibe zu gefallen ließ der Vierfürſt Herodes Antipas in Galiläa ihn im Gefängniſſe hinrichten. Eine Anzahl ſeiner Jünger blieb ihm noch im Tode getreu und von ihnen wurde ohne Zweifel die unter dem Namen Sabier oder Johanniſchriſten im Orient am Irak und Shuſter noch jetzt beſtehende Secte geſtiftet, der der Täufer Johannes ein Gegenſtand beſonderer Verehrung iſt. Vergl. d. Art. Sabier. E.

Johannes der Evangeliſt iſt unter den Charakteren des chriſtlichen Alterthums einer der reinſten und liebenswürdigſten. Auf den Ruf Jeſu verläßt er als ein Jüngling ſeine Fiſchernetze und folgt dem göttlichen Lehrer von Stund an mit unwandelbarer Treue. Nicht nur auf ſeinen Reiſen iſt er immer um ihn und in allen Lagen ſein nächſter Vertrauter, ſondern auch da die andern Jünger fliehen begleitet er Jeſum vor Gericht und unter das Kreuz, wo ihn der ſterbende Freund an ſeiner Stelle für den Sohn und Pfleger Mariens erklärt. Darum heißt er mit Recht vorzugsweiſe der Jünger, den Jeſus lieb hatte; ſo hatte er keinen geliebt, ſo hatte aber auch ihn keiner geliebt. Das ſanfte, zarte, ſinnige Gemüth, das aus den Schriften Johannis ſpricht, war vor andern geeignet den Herrn ganz zu verſtehen und bewundern wir ſchon den Schwung, mit dem ſein Evangelium anhebt und den bündigen, tiefen Zuſammenhang in dem die Begebenheiten darin zu dem einigen Zwecke, den Glauben an Jeſum zu begründen, geordnet ſind, redet der Geiſt der ächten chriſtlichen Liebe nirgend wärmer und inniger zu uns als in ſeinen Briefen; ſo haben wir wohl auch Urſache anzunehmen, daß an ihm im höchſten und eigentlichen

Sinne

Sinne erfüllt worden ſey, was Jeſus den Seinen verheißt: Wer mich liebt, den wird mein Vater lieben, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren. Die Offenbarung Johannis iſt das Werk der feurigſten chriſtlichen Begeiſterung, freilich in den Farben des Orients aber darum nicht weniger des Jüngers würdig, der die Kirche ſeines Herrn im Herzen trug und ihre künftigen Schickſale in einem Lichte ſah, das nicht jedem zu ſchauen vergönnt iſt. Auch wurde Johannes, deſſen erſte Jünglingsgefühle an der Bruſt Jeſu erwacht waren, alt genug, um von der Vergangenheit auf die Zukunft ſchließen zu können. Er theilte die Arbeiten und Leiden der Apoſtel, lebte in Epheſus, eine Zeitlang in der Verbannung auf Patmos, vielleicht auch in Rom, und ſtarb endlich hochbetagt in der ihm vor andern theuern Gemeinde zu Epheſus. Der Kirchenvater Hieronymus erzählt aus ſeinen letzten Lebensjahren einen rührenden Zug. Da es ihm wegen Altersſchwäche nicht mehr möglich war, ausführlich zu der Gemeinde zu ſprechen, ſo ließ er ſich doch ſtets in ihre Verſammlungen tragen und rief ihnen ſo oft er kam die Worte zu: Kinder, liebet euch unter einander! Endlich befragt, warum er dieſen Zuruf unabläßig wiederhole und nichts andres und neues ſage, antwortete er: Weil das des Herrn Gebot iſt, und wird das erfüllt, ſo iſt es genug. E.

Johannes Parricida, auch Johann von Schwaben genannt, der Neffe dieſes Kaiſers. Selbſt von ſanfter, friedlicher Gemüthsart, hätte er die Ungerechtigkeit ſeines Onkels, der ihm Erbländer und Lehen vorenthielt, vielleicht ohne Rache ertragen, wäre nicht ſein Zorn von den Feinden des Kaiſers (ſ. den Art. Albrecht I.), zur hellen Flamme angefacht worden. Nach der vollbrachten blutigen That entflohen die Mörder; unter ihnen Johann, der, in Mönchstracht gehüllt, Italien durchirrte, nirgends eine bleibende Stätte fand und ſich endlich in eine ſolche Dunkelheit verlor, daß niemand wieder etwas von ihm hörte. Einige behaupten, er ſey als Auguſtinermönch zu Piſa geſtorben, andere, er habe in der Geſtalt eines unbekannten Mönchs auf dem Stammgute Eigen in einem hohen Alter ſein Leben geendet. Zur Beglaubigung letzterer Angabe wird erzählt: es ſey einſtens, wenigſtens 60 Jahre nach der Ermordung Albrechts I., ein Ehrfurcht gebietender Greis von edler Geſtalt, mit Namen Johann, auf jenes Stammgut gekommen, habe daneben eine Hütte erbaut, und endlich im Tode, der 1368 erfolgt ſey, ſich als den unglücklichen Johann von Schwaben zu erkennen gegeben. Späterhin will man zu Wien den Sohn deſſelben, Lathonius, als einen Blinden, am neuen Markte, betteln geſehen haben. Die übrigen Mörder entkamen gleichfalls ſämmtlich durch die Flucht, drei Knechte ausgenommen, die aber, trotz der entſetzlichſten Todesmartern, welche man an ihnen verübte, nichts bekannten. Deſto grauſamere Rache nahmen Leopold, der zweite Sohn des Kaiſers, und beſonders Agnes, ſeine Schweſter, verwittwete Königin von Ungarn, an den Verwandten und Freunden der Mörder. Dieſe wurden unter den entſetzlichſten Martern hingerichtet, ihre Burgen zerſtört und die Einwohner derſelben zu Hunderten niedergemetzelt. Nachdem man endlich, beſonders auf Agneſens Betrieb, mehr als 1000 unſchuldige Männer, Weiber und Kinder durch des Henkers Hand hingerichtet hatte, ſtiftete eben dieſe Agnes, in Vereinigung mit ihrer Mutter Eliſabeth, die gegen jene Unglücklichen nicht minder ſchrecklich gewüthet hatte, auf dem Felde, wo Albrecht ermordet worden war, ein Mönchs- und ein Frauenkloſter, welche beide mit anſehnlichen Freiheiten, ſo wie mit beträchtlichen Gütern reichlich be-

ſchenkt wurden. Die Geſchichte Johanns von Schwaben hat zu einem Schauſpiele gleiches Namens Veranlaſſung gegeben, welches vor einigen und zwanzig Jahren häufig und mit großem Beifalle auf den deutſchen Bühnen aufgeführt worden iſt.

Johannes Secundus, ſ. Secundus.

Johannisberg (oder Biſchoffsberg), ein Pfarrdorf und ſchönes Bergſchloß in einer herrlichen Gegend im Rheingau, ehemals zum Bisthum Fulda gehörig, iſt wegen des vortrefflichen Rheinweins berühmt, der daſelbſt wächſt. Im Jahre 1807 ward dies Schloß nebſt ſeinen Beſitzungen von Buonaparte dem Marſchall Kellermann geſchenkt. Das Schloß ſelbſt iſt in den Jahren 1722 bis 1732 auf den Ruinen eines alten Kloſters erbaut worden. Durch die Beſtimmungen des Wiener Congreßinſtrumentes kam das Gut Johannisberg, mit andern Fuldaiſchen Landestheilen an den Kaiſer von Oeſterreich, der es 1816 dem Miniſter von Metternich ſchenkte.

Johanniter-Ritter (ſpäterhin Rhodiſer-Ritter, jetzt gewöhnlich Maltheſer-Ritter genannt,) heißen die Ritter des berühmten weltlichen Ritterordens, welcher zu Anfange der Kreuzzüge, und bei Gelegenheit der Wallfahrten nach dem gelobten Lande, im gelobten Lande geſtiftet wurde. Es legten nämlich bereits im eilften Jahrhundert Kaufleute aus Amalfi in Neapel eine Kirche zu Jeruſalem an, und bauten daſelbſt auch ein Mönchskloſter, welches ſie Johannes dem Täufer widmeten. Die Mönche, welche den Namen Johanniter- oder Hoſpital-Brüder führten, waren verpflichtet, Kranke und Arme zu verpflegen und die Wallfahrenden gegen die Anfälle der Saracenen zu ſchützen. Dieſer geiſtliche Orden, welcher nach und nach große Beſitzungen erhielt, ward zu Anfange des zwölften Jahrhunderts von dem Ordensmeiſter Raymund du Puy, mit Beibehaltung des Mönchsordens, zu einem weltlichen oder Ritterorden gemacht, deſſen Pflichten, außer dem Gelübde des Gehorſams, der Keuſchheit und der Armuth, noch in der Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen beſtehen ſollten. Auch theilte Raymund die ſämmtlichen Ritter in drei Klaſſen, in Ritter (welche die Waffen führen mußten), in Capellane (die eigentlichen Geiſtlichen) und in Serventi d'Armi (Waffenträger), welche letztere die Kranken verpflegen und die Pilgrimme begleiten mußten Lange Zeit wußte ſich der Orden durch Tapferkeit und Einmüthigkeit gegen die Waffen der Saracenen und Türken aufrecht zu erhalten; wurde jedoch endlich zu Ende des 12ten Jahrhunderts aus Paläſtina vertrieben. Er eroberte darauf Cypern, verlor es aber wieder, und ſetzte ſich zu Anfange des 14ten Jahrhunderts auf der Inſel Rhodus feſt, in deren Beſitz ſich die Ritter faſt über 200 Jahre behaupteten. Endlich aber vertrieb ſie der türkiſche Sultan Soliman II. i. J. 1522 von dort, und nun gingen ſie anfangs nach Candia, ſodann nach Venedig, Rom, Viterbo, vornehmlich aber nach Nizza, Villa Franca und Syracuſa, bis ihnen endlich Carl V. i. J. 1530 die Inſel Malta, nebſt den Inſeln Gozzo und Comino, unter der Bedingung eines beſtändigen Krieges gegen die Ungläubigen und Seeräuber, zum eigenthümlichen Beſitze überließ. Von dieſer Zeit an wurden ſie gewöhnlich Maltheſer-Ritter genannt. In dieſem ihrem neuen Beſitzthume hatten ſie 1565 einen gewaltigen Angriff von den Türken auszuſtehen, welche jedoch mit großem Verluſte zurückgeſchlagen wurden. Sie ſetzten darauf die Seekriege mit den Türken noch bis in die neueſte Zeit fort, und nur durch Tapferkeit und ſtandhaften Muth in

verſchiedenen heftigen Streitigkeiten mit der Pforte, iſt es ihnen gelungen, ſich vom Untergange zu retten. Doch wären ſie i. J. 1760, ohne franzöſiſche Vermittelung, von den Türken wahrſcheinlich gänzlich bezwungen worden. Seitdem wurden ſie von jenen für ſehr unbedeutende Feinde gehalten, und ihre Streitigkeiten zur See ſind nicht ſelten wahre Spiegelgefechte geweſen. Die innere Einrichtung des Ordens, der auch jetzt der Maltheſer-Orden genannt wird, und beinahe durch ganz Europa, wo er allenthalben große Beſitzungen hatte, verbreitet war, beſtand in Folgendem. Das Oberhaupt deſſelben, welches Großmeiſter des heiligen Hoſpitals zu St. Johann von Jeruſalem, und Guardian der Armee Jeſu Chriſti hieß, reſidirte zu La Valetta, auf der Inſel Malta, hatte fürſtliche Würde und bekam von auswärtigen Mächten den Titel Altezza Eminentissima. Er erhielt jährlich 6000 Scudi aus der Ordenskammer, nebſt allen Gefällen von den Inſeln Malta, Gozzo und Comino, ſo daß ſeine jährlichen Einkünfte vielleicht nahe an eine Million Gulden betragen mochten. Die weltliche Macht lag größtentheils in ſeinen Händen; doch war er auch hierin von den Vorſtehern der verſchiedenen Zungen (Bezirke) beſchränkt, welche Geſetze gaben, Steuern anordneten u.ſ.w.; die geiſtliche Gewalt, d.h. die unmittelbaren Ordensangelegenheiten, wurden von dem Capitel geleitet, welches aus 8 Ballivi Conventuali beſtand, und in welchem der Großmeiſter den Vorſitz hatte. Bei dem Tode eines Großmeiſters ernannten die 8 Zungen, von welchen weiterhin geſprochen werden ſoll, 21 Repräſentanten, und dieſe wiederum 3 Wähler, nämlich einen Ritter, einen Prieſter und einen Waffenträger. Nachdem dieſe drei noch 13 andere Glieder zu Wählern aufgenommen hatten, ward von allen zuſammen der neue Großmeiſter gewählt. Die vornehmſten Stellen in dem Orden bekleideten die Häupter (Piliers) der acht Zungen (Bezirke), in welche die Ritter nach den Nationen, aus denen ſie beſtanden, eingetheilt wurden. Dieſe Zungen hießen: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutſchland (welches die vornehmſte Zunge ausmachte), Caſtilien und England. Aus dieſen Zungen wurden die obenerwähnten Ballivi Conventuali gewählt, und die Ländereien derſelben in Priorate, dieſe in Balleien, und dieſe wiederum in Commenden (Commenthureien) eingetheilt. Von den Prioraten hatte das deutſche den Vorzug, und hieß daher Großpriorat. Es wurde von dem Oberſten Meiſter des ritterlichen St. Johannis-Ordens in deutſchen Landen verwaltet, welcher deutſcher Reichsfürſt war, über das Heermeiſterthum von Brandenburg, Ungarn, Böhmen und Dänemark die Gerichtsbarkeit beſaß, zu Heitersheim im Breisgau reſidirte, und dem Großmeiſter zu Malta jährlich gewiſſe Türkenſteuern und Reſpansgelder liefern mußte. Der letzte Johanniter-Meiſter, ein Graf von Reichenbach-Fourmaigne, verlor durch den presburger Frieden, und die Errichtung des rheiniſchen Bundes, alle ſeine Beſitzungen im weſtlichen Schwaben an den Großherzog von Baden. Von den oben erwähnten 8 Zungen hatte ſich England bereits im 16ten Jahrhundert losgeriſſen; die drei franzöſiſchen verloren während der Revolution ihre Exiſtenz; die caſtiliſche und aragoniſche ward ſeit dem Frieden zu Amiens von Malta getrennt, und die italiäniſche und deutſche Zunge haben gleichfalls durch die neueſten Ereigniſſe aufgehört. Auf dieſe Weiſe iſt der Johanniter-Orden in dieſem Augenblicke wie aufgehoben, und ſeine Wiederher-

ſtellung iſt um ſo weniger zu erwarten, da die Inſel Malta förmlich in den Beſitz Englands gekommen iſt. Die Johanniter-Ritter beobachteten, auſſer den bereits angeführten Gelübden, noch die Regel des Auguſtiner-Ordens; die Protestanten waren jedoch nicht verbunden, ehelos zu leben. Alle Mitglieder mußten von gutem, alten Adel ſeyn. Die Ritter, welche ihre Ahnen auf das ſtrengſte erweiſen konnten, hießen Cavalieri di giustizia (Ritter von Rechts wegen); diejenigen hingegen, bei welchen die Ahnenprobe ſchwierig iſt, die aber dennoch, in Rückſicht ihrer Verdienſte, aufgenommen werden, Cavalieri di grazia (Ritter aus Gnaden). Die Ordens-Pflicht der Ritter, wenigſtens dreimal gegen die Ungläubigen oder die barbariſchen Seeräuber zu Felde zu ziehen, wurde in der letzten Zeit ſehr wenig mehr beobachtet; ja, durch den Frieden von Amiens hob man ſogar alle Feindſeligkeiten gegen die Türken gänzlich auf. Die Kleidung der Ritter beſtand in Friedenszeiten in einem langen ſchwarzen Mantel; auf der linken Bruſt trugen ſie ein achteckiges weißes, und mitten auf derſelben ein goldenes Kreuz; im Kriege waren ſie mit einem rothen Gürtel und einem ſilbernen Kreuze geſchmückt. Blos in geiſtlichen Sachen war der Orden dem Papſte unterworfen, in allen weltlichen Dingen beſaß er eine vollkommene Souverainität. Die Seemacht deſſelben beſtand 1770 aus 4 Galeeren, 3 Galeotten, 4 Schiffen von 60, und 2 Fregatten von 36 Kanonen, ſo wie aus verſchiedenen kleinen Fahrzeugen. Was die neue Geſchichte des Ordens anbetrifft, ſo muß darüber in der Kürze Folgendes gemeldet werden. Nachdem Malta am 8. Jun. 1798 unvermuthet von Buonaparte angegriffen worden war, ergab ſich die Inſel faſt ohne Widerſtand durch Capitulation, kraft welcher dem Großmeiſter, Baron von Hompeſch, der ſpäterhin 1804 zu Montpellier im 62 Jahre geſtorben iſt, bis zu anderweitiger Entſchädigung, jährlich 300,000 Franken zugeſichert wurden. J. J. 1800 eroberten jedoch die engliſchen Flotten die ganze Inſel durch Hunger, und ſeit dieſer Zeit befindet ſie ſich in den Händen Englands. Im Frieden von Amiens (1802) wurde zwar bedungen, daß die Inſel dem Orden, unter der Aufſicht und Garantie einer neutralen Macht, wiedergegeben werden ſollte; da aber die Engländer für die Zukunft einen abermaligen Einfluß der Franzoſen auf Malta, und durch dieſen die Zerſtörung ihres Handels nach Oſtindien befürchten mußten; ſo blieben ſie fortwährend im Beſitz derſelben, und der 26. Artikel des Entſchädigungsplans und Reichsdeputations-Receſſes vom 25. Febr. 1803, vermöge deſſen der Orden ſämtliche Abteien und Stifter im Breisgau zur Entſchädigung erhalten ſollte, blieb ohne Wirkung. In der Zwiſchenzeit wählte der Orden den ruſſiſchen Kaiſer Paul I., der jene Capitulation von 1798 für verrätheriſch erklärt, und die Johanniter-Ritter in Schutz genommen hatte, am 16. Dec. 1798 zum Großmeiſter. Dieſe Wahl gab dem Orden eine mächtige Stütze. Dieß erfuhr beſonders der Kurfürſt Maximilian Joſeph von Pfalz-Baiern, der, da er gleich nach ſeinem Regierungsantritte, 21. Febr. 1799, den Orden in ſeinen Staaten aufgehoben hatte, durch Rußlands Drohungen gezwungen wurde, ihn wiederherzuſtellen. Nach dem Tode Pauls I. ernannte der Papſt, am 9. Febr. 1805, den Italiäner Tommaſi, und als dieſer ebenfalls mit Tode abgegangen war, das Großcapitel ſogleich den Bailli Caracciolo zum Großmeiſter. Die nachher ſich erhebende Univerſalmonarchie Napoleons führte immer traurigere Zeiten für den Orden herbei; namentlich ward er in den rheinbündiſchen Staaten faſt aller ſeiner Güter verluſtig. Auch der i. J. 1814 erfolgte Umſchwung der Dinge heilte nicht das bisherige Un-

glück. Die Fürſten blieben in dem Beſitz der in den Tagen der herrſchenden Gewalt gemachten Erwerbungen, und Malta, das die Engländer ſich definitiv zueigneten, ging für immer verloren. Indeſſen verſäumten die Ritter nicht, ſowohl an den Höfen, als auch auf dem Wiener Congreſſe, wo der Commandeur Vie de Ceſarini, als Geſchäftsträger der franzöſiſchen Zunge auftrat, für die gute Sache ihres Inſtituts zu wirken. Der letztere übergab eine merkwürdige Denkſchrift, worin er umſtändlich bewies, wie wichtig es für das Intereſſe aller Nationen ſey, daß der Orden eine Inſel im mittelländiſchen Meer beſitze, weil nur er allein, als eine neutrale, den Leidenſchaften der Höfe fremde, unabhängige, mit allen verbündete Macht im Stande ſey, den Ausfällen der Barbaresken einen Damm entgegen zu ſetzen. In Gemäßheit dieſer Vorſtellungen ward zuerſt auf die joniſchen Inſeln, und als dieſer Plan als unmöglich erſchien, auf die Inſel Elba angetragen. Aber alle dieſe Bemühungen, ſo wie die ſpätern Schritte der Ritter, bei dem deutſchen Bundestage, bewirkten bis jetzt keinen Erfolg, und ſo müſſen ſich die letztern noch immer mit dem Beſitze der Güter begnügen, die ihnen noch in einzelnen Ländern, z. B. in Preuſſen, Rußland ꝛc. gelaſſen wurden. Vor der Revolution ſchätzte man die Anzahl aller Ordensritter auf 3000. Das Wappen des Großmeiſters beſtand in einem ſilbernen, achteckigen Kreuze, im rothen Felde, oben mit einer herzoglichen Krone, aus welcher ſich ein Roſenkranz um das Wappenſchild ſchlängelte, mit einem untenhängenden kleinen Kreuze und den Worten: Pro Fide (für den Glauben).

Johnſon (Benjamin), gewöhnlich aber Benjohnſon genannt, ward 1574 aus einer alten ſchottiſchen Familie geboren. Da ſein Vater ihm kein Vermögen hinterlaſſen hatte, nahm er Kriegsdienſte und zeichnete ſich in der Kriegen in Flandern aus. Nach dem Frieden widmete er ſich dem Studium der ſchönen Künſte, und brachte es darin, beſonders aber in ſeinen theatraliſchen Productionen, ſo weit, daß man ihn gleichſam, mit wie vielem oder wenigem Rechte, gehört nicht hieher, für den Wiederherſteller, oder vielmehr für den Gründer des engliſchen Theaters hält. Er beſaß ein ſo bewunderungswürdiges Gedächtniß, daß er ganze Werke, ohne anzuſtoßen, aus dem Gedächtniſſe herſagen konnte, und ſtand zu ſeiner Zeit in England in einem ſolchen Anſehn, daß man ſeinen Leichenſtein mit der Inſchrift: „O ſeltner Benjohnſon" ſchmückte. Uebrigens war er ein jüngerer Zeitgenoſſe, und ſogar Nebenbuhler Shakeſpears, und ſtarb i. J. 1637. Um ein Urtheil über ihn zu fällen, können wir uns der eignen Worte Wilhelm Schlegels bedienen, die competent ſeyn dürften. Benjohnſon war ein dramatiſcher Schriftſteller, der im Schweiße ſeines Angeſichts, aber mit geringem Erfolge, das engliſche Schauſpiel nicht romantiſch, ſondern nach dem Muſter der Alten auszubilden ſtrebte. Er fand an Shakeſpeare einen bereitwilligen Aufmunterer ſeiner Talente. Sein erſtes, wiewohl noch ziemlich unvollkommenes Stück: Every man in his humour (Jedermann in ſeiner Laune), wurde durch Shakeſpear's Fürſprache auf die Bühne gebracht, und an deſſen Sejanus legte dieſer ſogar ſelbſt Hand, ja, er übernahm in beiden ſogar eine Hauptrolle. Dies vergalt ihm Benjohnſon ſchlecht: bei jeder Gelegenheit überhob er ſich gegen Shakeſpeare mit ſeiner Schulgelehrſamkeit, der einzigen Seite, wo er wirklich einen Vorzug vor ihm hatte. Trotz dem fielen ſeine Stücke entweder ganz und gar durch, oder ſie erhielten doch nur einen geringen Beifall neben der erſtaunlichen Popularität Shakeſpeare's. Benjohnſon beſaß wirklich einen ſehr gründlichen Verſtand; er war ſich bewußt, daß er die Kunſt mit Ernſt und Eifer ausübe; daß ihm

aber die Natur die Grazie verſagt hatte, ahnete er freilich nicht. Somit war er recht eigentlich zum kritiſchen Dichter gemacht, im guten und im böſen Sinne des Worts: es gelang ihm meiſtens in derjenigen Gattung, woran der Verſtand den größten Antheil hat, am beſten. Man hat von ihm zwei tragiſche Verſuche, Sejanus und Catilina, dreizehn Luſtſpiele und eine Menge ſogenannter Masken. Der Tragödie entſagte er nach dem mislungenen Verſuche mit den beiden ſo eben erwähnten; dagegen widmete er ſich deſto eifriger dem Charakter-Luſtſpiele, in welchem er aber mehr ernſthaft ſpottet, als zu Lachen macht; es zeigt ſich mehr Beobachtungsgeiſt, als Phantaſie darin. Außer oben erwähntem: Jedermann in ſeiner Laune, ſind noch zu merken: Jedermann außer ſeiner Laune; Velpone; der Alchymiſt; Epicoene, oder das ſtumme Mädchen, und der dumme Teufel. Seine Masken ſind allegoriſche Gelegenheitsſtücke, eine Gattung, die mit Benjohnſon beinahe wieder ausgeſtorben iſt. Späterhin hat nur noch der Comus von Milton in derſelben einigen Ruhm erlangt. Benjohnſons Werke ſind 1716 in 6, und 1757 in 7 Octav-Bänden zu London im Drucke erſchienen.

Johnſon (Samuel) wurde am 18. Sept. 1709 zu Lichtfield in Staffordſhire geboren, und verrieth frühzeitig außerordentliche Geiſtesfähigkeiten. Die alten Klaſſiker, doch mehr die römiſchen als die griechiſchen, machten den vornehmſten Gegenſtand ſeiner frühern Studien aus, und mehrere Ueberſetzungen aus dem Homer, Horaz, Virgil u. ſ. w., welche er damals verfertigte, verrathen nicht gemeine Sprachkenntniſſe, und viel dichteriſches Genie. Späterhin zeichnete er ſich auf der Univerſität zu Oxford, welche er 1728 bezog, durch eine meiſterhafte Ueberſetzung des popiſchen Meſſias, in lateiniſchen Hexametern, als ein ſehr fähiger Kopf aus. Ein Anfall von Hypochondrie, der ihn beſonders i. J. 1729 befiel, war ſo heftig, daß er dem Wahnſinne nahe zu ſeyn glaubte. Er ward zwar wieder hergeſtellt, genas aber nie ganz von dieſer Krankheit. Nachdem er bereits 1731, wegen Dürftigkeit, die Univerſität wiederum verlaſſen, und während einer kurzen Zeit die Stelle eines Unterlehrers an der Schule zu Market-Bosworth in Leiceſterſhire bekleidet hatte, ließ er ſich in Birmingham nieder, wo er ſich mit Arbeiten für Buchhändler das Leben zu friſten ſuchte. Er wollte darauf eine Erziehungs-Anſtalt errichten, erhielt aber nur drei Schüler, und unter dieſen den nachmals ſo berühmt gewordenen Garrick. Dieſen begleitete er auch nachmals nach London, wo er ſich abermals blos von dem Erwerbe ſeiner literariſchen Arbeiten zu ernähren ſuchte. Hier machte er mit dem unglücklichen Savage (ſ. d. Art.), deſſen Leben er nachmals ſo meiſterhaft beſchrieben hat, Bekanntſchaft. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo Johnſon eine bedeutende Stufe zu ſeiner künftigen Größe erſteigen ſollte. Er gab nämlich im Jahre 1738 ſeine berühmte Satyre London, eine Nachahmung der dritten juvenalſchen Satyre, in den Druck, in welcher er mit Witz und unnachahmlicher Laune die Thorheiten der Hauptſtadt ſchildert. Sie ward in einer Woche zweimal aufgelegt, und brachte dem Verleger reichlichen Gewinn, und dem Verfaſſer Berühmtheit. Selbſt Pope ward durch dieſe Satyre ſo angezogen, daß er die perſönliche Bekanntſchaft des Dichters zu machen ſuchte. Auf dieſes Werkchen folgten ſeine Debatten des Senats zu Groß-Liliput, welches eigentlich commentirte Auszüge aus den Reden der berühmteſten Parlamentsglieder der damaligen Zeit ſind, und von Johnſon ſelbſt nur bis 1743 aufgeſetzt, nachher aber von Hawkeswort bis 1770 fortgeführt worden ſind. Im Jahre 1739 erſchien

von ihm: A compleat Vindication of the Licenſers of the Stage from the malicious and ſcandalous aſperſions of Mr. Brooke, author of Guſtavus Vaſa, ein ironiſcher Angriff auf den Lord Kammerherrn, welcher Brooke's Trauerſpiel, Guſta Vaſa, zu verbieten für gut befunden hatte; desgleichen Marmor Norfolcienſe, or an Eſſay on an ancient prophetical inſcription in monkiſh rhyme, lately diſcovered near Lynne in Norfolk by Probus Britannicus, eine Schrift politiſchen Inhalts, die ihm einen Verhaftsbefehl zuzog, dem er aber durch die Flucht zuvorzukommen wußte. Im Jahre 1744 erſchien darauf ſein bereits erwähntes Life of Richard Savage, ſeines Freundes, eine meiſterhafte Biographie; und ein Jahr ſpäter ſeine Miſcellaneous Obſervations on the Tragedy of Macbeth, with Remarks on Sir Thomas Hanmer's Edition of Shakeſpeare, welche zugleich Vorſchläge zu einer neuen Ausgabe dieſes Schriftſtellers enthielten. J. J. 1747 machte er darauf ſeinen Plan zu einem Wörterbuche der engliſchen Sprache bekannt, der die Aufmerkſamkeit des Publikums in einem hohen Grade auf ſich zog. Der Buchhändler Robert Dodsley, der ſich mit einigen andern Buchhändlern zu dieſem Unternehmen vereinigt hatte, übernahm den Verlag, und ſchloß mit Johnſon für ein Honorar von 1575 Pfund den Contract ab. Während ſich Johnſon mit dieſem rieſenhaften Werke beſchäftigte, arbeitete er noch andere Werke aus, die zu den Zierden der engliſchen Literatur zu zählen ſind. Dahin gehört das Seitenſtück zu ſeinem Gedichte London, the Vanity of human wiſhes, welches 1749 erſchien, und eine Nachbildung der zehnten Satyre Juvenal's iſt. In demſelben Jahre ward auch ſein Trauerſpiel Irene, wiewohl mit geringem Beifalle, auf's Theater gebracht, und 1750 fing er eine Zeitſchrift, the Rambler (der Herumſtreifer) an, von welcher bis zum 24. März 1752 das 280ſte und letzte Stück erſchien, und vom Publikum, als ein meiſterhaftes Seitenſtück zum Spectator, mit dem allgemeinſten Beifalle aufgenommen wurde. Als einen Beweis dieſes Beifalles wollen wir nur anführen, daß Johnſon von dieſem Werke noch während ſeines Lebens die 10te Auflage erlebte. Er erhielt übrigens nur 10 fremde Beiträge zu demſelben, und iſt alſo weit eigentlicher der Verfaſſer des Rambler, als Addiſon ſeines Spectator. Endlich erſchien im Mai 1755 ſein berühmtes Dictionnary of the Engliſh language, in 2 Foliobänden. Es übertraf die kühnſten Erwartungen, und wurde 1785 bereits zum 6ten Male aufgelegt. Johnſon ſelbſt veranſtaltete im folgenden Jahre einen Auszug aus demſelben. J. J. 1758 begann er darauf eine neue Zeitſchrift: the Idler, von welcher 1760 das 103te und letzte Stück erſchien. 1759 ſchrieb er ſeinen anmuthigen Roman: Hiſtory of Raſſelas Prince of Abyſſinia, welcher den Zweck hat, das Thörichte unſerer Erwartungen von der Zukunft ins Licht zu ſetzen. Um dieſe Zeit ſtand Johnſon auf dem Gipfel ſeines Ruhms, und erhielt eine Penſion von 300 Pfund vom Hofe, die er auch bis an ſeinen Tod genoſſen hat. J. J. 1765 erſchien endlich die längſt von ihm angekündigte neue Ausgabe der Werke des Shakeſpeare, welche aber vom Publikum kalt aufgenommen wurde. In der That ſcheint Johnſon dieſem Werke nicht die ganze Fülle ſeines kritiſchen und äſthetiſchen Genies gewidmet zu haben. Nachmals vereinigte er ſich mit Georg Steevens zu einer neuen Ausgabe deſſelben, welche auch zum erſtenmale 1774, und zum zweitenmale 1778 in 10 Octav-Bänden erſchien. Nachdem er nun noch einige politiſche Schriften herausgegeben hatte, ward er durch einen Zweifel an der Aechtheit der oſſianſchen Gedichte, welchen er öffentlich geäußert hatte, mit Macpherſon in eine hef-

tige Fehde verwickelt. Schon 70 Jahr alt, begann er noch das berühmte Werk: The Lives of the most eminent English poets, eine Reihe von Biographieen, die ſich durch eine meiſterhafte Schreibart und viele ſcharfſinnige äſthetiſche Bemerkungen empfehlen, ob ſie gleich nicht ganz frei von dem Vorwurfe der Parteilichkeit ſind. Dieſe Biographieen, denen die Penſionen ihrer Verfaſſer jedesmal hinzugefügt ſind, erſchienen von 1777 bis 1781, und wurden endlich 1790 in 68 Duodezbänden von neuem aufgelegt. Dies war das letzte ſchriftſtelleriſche Erzeugniß Johnſon's. Von der Zeit an kränkelte er, und ſtarb endlich am 13. Dec. 1784. Johnſon's ſämmtliche Werke ſind 1756 von Hawkins zu London in 12 großen Octav-Bänden herausgegeben, welche jedoch die poetiſchen Werke deſſelben nicht mit enthalten.

Jomelli (Nicolo) ward im Jahre 1714 zu Atelli (Avellino, St. Alpino, Averſa) im Königreiche Neapel geboren, ſtudirte zuerſt in dem Conſervatorium de' Poveri di Gesù unter Durante, und hernach, als dieſes aufgehoben wurde, in dem Conſervatorium della Pietà de' Turchini unter Prota, Mancini und Leo, die Compoſition. Anfangs ſetzte er Ballete, eine in Italien nur mittelmäßig geſchätzte Muſikart, durch welche er ſich übrigens ſo wenig Beifall erwarb, daß, als er ſeine erſte komiſche Oper geſchrieben hatte, er es nicht wagte, ſich als den Verfaſſer derſelben zu nennen, ſondern ſie vielmehr unter dem Namen Valentinos, eines eben nicht ſehr berühmten Meiſters, aufführen ließ. Dieſe Oper, welche l'errore amoroso hieß, und welche er 1737 in ſeinem 23ſten Jahre wahrſcheinlich für das neue Theater zu Neapel ſetzte, erhielt einen groſſen Beifall, wodurch er angefeuert wurde, mit ſeinen Compoſitionen fortzufahren. Im Jahre 1738 ſchrieb er darauf ſeine Oper Odoardo für das florentiner Theater, und zwar mit noch größerem Beifalle, ſo daß er darauf einen Ruf nach Rom erhielt. Die erſte Oper, welche er daſelbſt ſetzte, war Ricimero, Rè de' Goti, welcher im folgenden Jahre die Oper Astianatte folgte. Ueberhaupt ſchrieb er von 1740 bis 1758 für Rom 14 Opern, von denen noch Iphigenia und Cajo Mario zu bemerken ſind, in welcher letztern insbeſondere die vortreffliche Arie: Sposo, io vado a morir ausgezeichnet wurde. Unter dieſen Opern ſind jedoch diejenigen nicht mit begriffen, welche er in dieſer Zeit für Venedig und andere Städte verfertigte. Jetzt erhielt er die Stelle eines Capellmeiſters an der St. Peterskirche, und wurde dabei der ſtrengen Prüfung, der ſich derjenige, der ſich zu dieſer Stelle meldet, jedesmal unterwerfen muß, in Hinſicht auf ſeine ſchon bewieſene Geſchicklichkeit, überhoben, beſonders nachdem er, wie einige verſichern, noch vorher unter dem Pater Martini zu Bologna den Contrapunkt ſtudirt hatte, welches Studium, nach Burney, ſich aber nur auf einen bloßen Beſuch beſchränkt haben ſoll. In dieſer Stelle componirte er unter mehreren Motetten auch den Pſalm: Benedictus Dominus Deus Israel, deſſen Muſik ein Meiſterſtück iſt. Der damalige Herzog von Würtemberg, der ſich gerade zu der Zeit in Rom befand, that jetzt Jomelli den Vorſchlag, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen. Er willigte ein und begleitete den Herzog nach Stuttgart, wo er von 1758 bis 1765 blieb, und des größten Ruhms und der ſchmeichelhafteſten Auszeichnung genoß. Als er nach Italien zurückgekehrt war, lud ihn der König Johann V. zu ſich an ſeinen Hof ein. Ob er nun gleich dieſes Anerbieten von ſich ablehnte; ſo ſuchte er nichts deſto weniger jenen Hof in dieſen guten Geſinnungen für ſich zu erhalten, und ſchrieb deshalb nicht nur eine beträchtliche Anzahl Opern für den König von Portugal, ſondern überſandte demſelben auch von allen ſeinen folgenden Arbeiten Abſchriften. In Rom

ſetzte er darauf zwei Opern, Achille in Sciro und eine andere, welche aber beide nicht gefielen, weil er in Deutſchland den leichtern, gefälligern italiäniſchen Styl mit der gründlichen deutſchen Setzkunſt vertauſcht hatte. Er kam hierauf nach Neapel, wo er aber nicht glücklicher war, und am 28. Aug. 1774, wie man meint, aus Verdruß in einem Alter von 63 Jahren ſtarb. Kurz vor ſeinem Tode verfertigte er noch ein Miſerere, welches vorzüglich wegen der ſich ſtets gleich bleibenden Verkettung der beiden Chöre, Bewunderung verdient, und für ein Meiſterſtück gehalten wird.

Jones (William) wurde am 28. Sept. 1746 zu London geboren, und erhielt in der Schule zu Harrow ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung, wo er ſich durch Fleiß und Talent vor allen ſeinen Mitſchülern auszeichnete. Bereits in ſeinem 16ten Jahre trat er als Dichter auf, und verfertigte ſeine Prolusions, welche er ſpäterhin unter dem Titel Arcadia drucken ließ. Im 18ten Jahre bezog er die Univerſität zu Oxford, wo beſonders ſeine Vorliebe für das Studium der morgenländiſchen Literatur, und zunächſt der arabiſchen Sprache, rege gemacht wurde. Mit Hülfe eines aus Aleppo gebürtigen jungen Mannes, der das gemeine Arabiſche fertig redete und ſchrieb, übte er ſich im Ueberſetzen in dieſe Sprache, und legte ſich darauf auch mit großem Fleiße auf die perſiſche Sprache, da er gefunden hatte, daß beide ſehr verwandt mit einander wären. Nichts deſtoweniger ſtudirte er auch die neuern Sprachen, beſonders die italiäniſche, ſpaniſche und portugieſiſche. Hierauf wurde er in ſeinem 19ten Jahre Lehrer und Erzieher des jetzigen Grafen Spencer, der damals erſt 7 Jahre alt war, und erhielt darauf den Antrag, Dolmetſcher der morgenländiſchen Sprachen zu werden, welchen er aber nicht annahm. Damals fing er, im 21ſten Jahre ſeines Alters, an, ſeine Commentare über die aſiatiſche Poeſie auszuarbeiten, kopirte eine arabiſche Handſchrift über Aegypten und den Nil, und beſchäftigte ſich mit Erlernung der ſineſiſchen Schriftzüge und ihrer Schlüſſel. Da der König von Dänemark, der 1768 in London war, eine morgenländiſche Handſchrift, welche die Lebensbeſchreibung Nadir Schach's enthielt, überſetzt zu haben wünſchte; ſo beſchäftigte ſich Jones mit dieſer Arbeit, und ward dafür zum Mitgliede der königlichen Societät zu Kopenhagen ernannt. Vor dieſer Ueberſetzung, die 1770 in franzöſiſcher Sprache gedruckt wurde, ſteht eine Abhandlung über die morgenländiſche Poeſie, die ſehr viel Neues und Intereſſantes enthält. Der Wunſch, unabhängig und mehr noch den Wiſſenſchaften leben zu können, beſtimmte ihn i. J. 1770, das Amt eines Erziehers aufzugeben, und die Laufbahn eines Rechtsgelehrten zu betreten, wobei er jedoch das Studium der morgenländiſchen Literatur keinesweges aufgab, auch i. J. 1772 einen kleinen Band Gedichte, meiſtens aus aſiatiſchen Sprachen von ihm überſetzt, in den Druck gab, worauf er im folgenden Jahre zum Mitgliede der königlichen Societät zu London ernannt wurde. Bei der Erlangung der Magiſterwürde ſchrieb er 1774 eine Rede, welche die gelehrten Kenntniſſe gegen den Vorwurf, als wenn durch ſie der männliche Geiſt entkräftet, die Freiheit beeinträchtigt und ſklaviſche Unterwürfigkeit begünſtigt werde, zu ſchützen ſuchte, und zugleich Lobſprüche auf die Univerſität zu Oxford enthielt. Dieſe Rede ward 10 Jahr darauf gedruckt. Zu Anfange des Jahrs 1774 erſchienen ſeine Abhandlungen über die aſiatiſche Dichtkunſt, die von allen Orientaliſten in Europa mit Beifall und Bewunderung aufgenommen wurden. J. J. 1778 lieferte er eine Ueberſetzung der Reden des Iſäus, welche das atheniſche Erbfolgerecht betreffen, mit

Einleitung, kritiſchen und hiſtoriſchen Noten und Commentar begleitet.

Nachdem er drei verſchiedene kurze Reiſen nach Paris gemacht, und ſeine Ueberſetzung der unter dem Namen *Moallakat* ſo ſehr ausgezeichneten ſieben arabiſchen Gedichte vollendet hatte, ward er i. J. 1783 Oberrichter zu Fort William in Bengalen, und bei dieſer Gelegenheit in den Ritterſtand erhoben. Er ging im April deſſelben Jahres nach Indien ab, und lieferte von der Inſel Hinzuan (Joanna), wo er nach einer Fahrt von 10 Wochen ankam, eine ſehr intereſſante Beſchreibung, worauf er im September in Calcutta anlandete, wo man ihn mit Sehnſucht erwartete und mit Freuden bewillkommnete. In den Nebenſtunden, die ihm ſein neues Amt übrig ließ, beſchäftigte er ſich mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, die ſich beſonders auf die politiſche und gelehrte Beſchaffenheit Indiens bezogen. Bald darauf gründete er auch eine gelehrte Geſellſchaft in Calcutta, welche auch bereits i. J. 1784 ihre erſte Verſammlung hielt. Von ihrer Einrichtung ertheilt er im erſten Bande der Asiatic Researches umſtändliche Nachricht. Nun ſtudirte er auch, als unentbehrliches Hülfsmittel zur Kenntniß der alten Geſchichte Indiens, die Sanſkritſprache mit dem größten Eifer. J. J. 1785 erſchien zu Calcutta eine periodiſche Schrift The Asiatic Miscellany, welche größtentheils Auszüge aus Büchern enthielt, die in Europa erſchienen waren, und deren Inhalt ſich auf Indien bezog. Die erſten beiden Bände enthielten ſehr viele Beiträge von Jones, welche rühmliche Beweiſe von der großen Gewandtheit ſeines Geiſtes ſind, welcher ſich den verſchiedenartigſten Gegenſtänden und Behandlungsarten anzuſchmiegen wußte. Ein Hauptzweck ſeiner literariſchen Bemühungen ging dahin, ſeinen Landesleuten eine vollſtändige Sammlung von den Geſetzen der Hindus und Muſelmänner zu liefern, zu welchem Ende er, nach vorher erbetener und auch erhaltener Unterſtützung des Gouvernements, mit größter Sorgfalt für das Geſchäft der Compilation eine hinlängliche Anzahl der gelehrteſten Hindus und Muhamedaner auswählte, den Plan des Ganzen entwarf, und die Handſchriften nachwies, woraus geſchöpft werden ſollte. J. J. 1789 erſchien der erſte Band der Researches der Societät zu Calcutta, von welchem Jones nicht allein die Auswahl der Aufſätze, ſondern auch die Correctur des Drucks beſorgte. Seine eigenen Arbeiten machen gerade den dritten und lehrreichſten Theil dieſes Bandes aus. Während ſeines Lebens erſchienen noch zwei Bände dieſer Forſchungen, und nach ſeinem Tode drei andere. Durch dieſes Werk iſt man weit genauer von der Geſchichte, den Alterthümern, Künſten und Wiſſenſchaften Indiens belehrt worden, als es vorher der Fall war. In eben demſelben Jahre lieferte Sir William Jones die engliſche Ueberſetzung eines alten indiſchen Schauſpiels, *Sacontala, oder der entſcheidende Ring*, welches eine ächte und höchſt anziehende Schilderung der altindiſchen Sitten enthält, und ohne Zweifel eine der größten Merkwürdigkeiten iſt, welche aus der aſiatiſchen Literatur bisher bekannt geworden ſind. Kalidas, der Verfaſſer dieſes Schauſpiels, lebte noch vor Chriſti Geburt, nicht lange nach Terenz, und verfertigte mehrere Schauſpiele und Gedichte, wovon jenes bisher allein überſetzt worden iſt. J. J. 1794 erſchien ſeine *Ueberſetzung der Verordnungen Menu's*, welche das ganze indiſche Syſtem religiöſer und bürgerlicher Pflichten enthalten. Menu wird von den Indiern als das erſte aller erſchaffenen Weſen, und nicht nur als der älteſte, ſondern auch als der heiligſte Geſetzgeber verehrt. Eines Abends kam Jones von einem Spaziergange zurück, und klagte über fieberhaftes Uebelbefinden. Es fand ſich bald, daß ſeine Krankheit eine in Indien ſehr gewöhnliche Leber-

entzündung war, welche auch bereits 7 Tage ſpäter, am 27. April 1794, ſeinem Leben ein Ende machte. Dieſer denkwürdige Mann beſaß eine ſolche Menge Kenntniſſe in Künſten, Wiſſenſchaften und Sprachen, als ſie vielleicht noch niemand, wenigſtens nicht in einem höheren Grade, beſeſſen hat. Ungemein groß war ſeine Sprachgelehrſamkeit im Griechiſchen, Indiſchen, Perſiſchen und Arabiſchen; auch die türkiſche Sprache war ihm geläufig, und von der ſineſiſchen, ſo wie von deren Schrift, hatte er genug gelernt, um eine Ode des Confucius zu überſetzen. In den neuern europäiſchen Sprachen war er, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht weniger geübt. Außer dieſen Sprachwiſſenſchaften, die er nur ſtets als Hülfsmittel zum Zwecke, und nicht als dieſen ſelbſt betrachtete, beſaß er in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens eine faſt erſchöpfende Gelehrſamkeit.

Jones (Inigo) wurde 1572 zu London geboren und ſtarb daſelbſt 1652 im 80ſten Jahre. Er zeichnete ſich in England, wo vor ihm der wahre Geſchmack und die eigentlichen Grundſätze der Baukunſt noch völlig unbekannt waren, in derſelben zu ſeinem großen Ruhme aus. Früh ſchon entwickelte er ganz beſondere Talente in der Zeichnung und in der Landſchaftsmalerei. Graf Wilhelm von Pembrocke, ſein Gönner, ertheilte ihm die Mittel, um nicht allein Italien, ſondern auch einen großen Theil des civiliſirten Europa's durchreiſen zu können. Nachdem Jones dieſe Reiſen vollendet hatte, ließ er ſich zu Venedig nieder, wo er bereits einen glänzenden Ruf erworben hatte. Von dort führte ihn der König von Dänemark, Chriſtian IV., deſſen Schweſter Jacob I. von England geheirathet hatte, und der Jones anfangs in ſeine eignen Dienſte nehmen wollte, nach London zurück, wo ihm von Jacob I. die Oberaufſicht über alle königlichen Gebäude übertragen wurde. Dieſe Stelle gab Jones Gelegenheit, einen Beweis ſeiner Uneigennützigkeit an den Tag zu legen. Da nämlich die Verwaltungscommiſſion, welche unter der vorigen Regierung mit dem Bauweſen beauftragt geweſen war, durch unvermeidliche Umſtände veranlaßt, ſehr große Schulden gemacht hatte; ſo wollte der geheime Cabinetsrath des Königs Jones Meinung wiſſen, wie dieſe Schulden am leichteſten zu tilgen ſeyn möchten. Dieſer erbot ſich nun aus freiem Willen, ſo lange auf ſeine eigne Beſoldung Verzicht zu leiſten, bis jene Schulden bezahlt ſeyn würden. Sein Beiſpiel erregte die Nacheiferung aller derjenigen, die mit ihm zugleich beim Bauweſen angeſtellt waren, und ſomit ſah man ſich bald im Stande, den Rückſtand der erwähnten Schuld abtragen zu können. Dieß iſt allerdings eine ſeltene Uneigennützigkeit, die ſelbſt unter Künſtlern wenig Nachahmer finden wird. Bei dem Tode Jacobs I. beſtätigte ihn der Nachfolger deſſelben, Carl I., in der ehrenvollen Stelle, welche ihm übertragen worden war und welche er ſelbſt noch bis unter Carl II. bis zu ſeinem Tode zu bekleiden fortfuhr. Ihm hat man die Zeichnungen des Pallaſtes von Whitehall, ſo wie den Plan zu dem anatomiſchen Theater in London zu verdanken. Er hat auch die Capelle der Königin Catharina in dem Pallaſte von St. James, die Kirche und den Markt von Coveet-Garden aufgeführt. Was die übrigen Werke dieſes gelehrten Baukünſtlers anbetrifft; ſo kann man darüber den Vitruvius Britannicus von Campbell nachſchlagen. Seine Zeichnungen ſind 1727 und 1744 von M. Kent und Iſaak Ware herausgegeben. Jones hat ſehr intereſſante Bemerkungen über die Baukunſt des Palladio hinterlaſſen, welche derjenigen Ausgabe dieſes Werks, die Leoni 1714 zu London beſorgt hat, beigefügt worden ſind.

Jones (Paul), erſter Seekrieger von Nordamerika, wurde zu Selkirk in Schottland geboren und ſtarb 1792 zu Paris. Er ließ ſich in Amerika nieder und erhielt 1775 das Commando eines Schiffs, welches zu Hopkins Escadre gehörte. Im folgenden Jahre ward er vom Präſidenten des Congreſſes zum Seekapitain der vereinigten Staaten ernannt. In dieſem Poſten zeichnete er ſich durch eine ungewöhnliche Tapferkeit und durch wahrhaft glänzende Thaten zu ſeinem größten Ruhme aus. An der Spitze von 30 Freiwilligen bemächtigte er ſich des Forts von White-Haven, verbrannte die Schiffe, die ſich in dem dortigen Hafen befanden, und vernagelte die Kanonen. Hierauf ſteuerte er nach dem Norden von Schottland und unternahm es, den Grafen von Selkirk aufzuheben. Wahrſcheinlich würde ſein Plan auch gelungen ſeyn, wenn der Zufall nicht gerade für den Augenblick den Grafen aus ſeiner Reſidenz entfernt gehabt hätte. Doch wußte er die Gräfin zu zwingen, ihm ihr ſämmtliches Silberzeug auszuliefern, zu welcher Erpreſſung, die ſeinem eigentlichen Charakter widerſprach, er von der Mannſchaft ſeines Schiffs veranlaßt worden war. Bei ſeiner Rückkehr zwang er die Fregatte, der Dracke, die Segel zu ſtreichen, ob er gleich derſelben an Mannſchaft bei weitem nicht gewachſen war. Nach dieſer Expedition, welche nur 28 Tage gedauert hatte, kehrte er in den Hafen von Breſt zurück, wohin er mehr als 200 Gefangene mit ſich führte. Jetzt wurde er zu einer andern Expedition gegen den Norden von Irland befehligt, zu welchem Zwecke ihm von Frankreich das Commando über drei Schiffe übertragen wurde. Mit dieſen beunruhigte er die Küſten Irlands, verwüſtete mehrere derſelben und ſtieß auf die baltiſche Flotte, welche von einer Fregatte und einem Linienſchiffe convoyirt wurden. Nach einem ſchrecklichen Gefechte eroberte Jones beide Schiffe, wofür ihm von Ludwig XIV., zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit, der Verdienſtorden und ein goldener Degen ertheilt wurde. Seine kriegeriſche Laufbahn endigte mit dem amerikaniſchen Kriege. Nachdem er in ſeinen Privatangelegenheiten eine Reiſe nach Holland gemacht hatte, ſtarb er nach ſeiner Rückkehr zu Paris. Der Nationalconvent ernannte eine Deputation, die ſeinem Leichenbegängniſſe beiwohnen mußte: er wurde auf dem Kirchhofe der Proteſtanten begraben. Dieſer ausgezeichnete Seeheld hatte auch die Wiſſenſchaften geliebt und ausgeübt: wir beſitzen von ihm einen *Abriß der engliſchen Geſchichte* und *Memoiren*, ſo wie noch verſchiedene andere Werke.

Jordan. Dieſer durch heilige Erinnerungen merkwürdige Fluß entſpringt am Fuße des Gebirges Antilibanon in Syrien, durchſchneidet Paläſtina von Norden nach Süden und verliert ſich in das todte Meer. Seine Ufer, ſonſt belebt und angebaut, ſind jetzt wüſte, und langſam wälzt ſich ſein gelbes Waſſer im Sande fort. Die Hebräer nannten ihn Jordan, d. h. Fluß des Gerichts, und bei den heutigen Arabern heißt er jetzt Nahar-el-Chiria. Den religiöſen Abwaſchungen in dieſem Fluſſe ſchreiben ſie Heilkräfte zu, und für Juden und Chriſten iſt er ein Gegenſtand ehrfurchtsvoller Betrachtung. E.

Joſeph war als der ſpätgeborne Sohn der geliebten Rahel ein Gegenſtand der beſondern Zärtlichkeit ſeines Vaters Jacob und des Neides ſeiner Brüder. Erbittert durch den Vorzug, den ihm der Vater gab und durch den Uebermuth, den ſie in der Bedeutung ſeiner unſchuldigen Träume zu entdecken glaubten, verkauften ſie ihn, um ſich ſeiner zu entledigen, an ismaelitiſche Sclavenhändler, durch welche er in das Haus Potiphars, eines der vornehmſten Staatsbeamten in Aegypten

kommt. Die Treue und Klugheit, mit der er hier die Güter ſeines Herrn verwaltet, mildert ſeine Lage und durch ſeinen Widerſtand gegen die wollüſtigen Zumuthungen der Frau Potiphars erwirbt er ſich auf ewige Zeiten den Beinamen des Keuſchen. Sein Betragen in dieſer Verſuchung zeugt von einer Geiſtesſtärke und Frömmigkeit, die an einem Jünglinge von nicht mehr denn 20 Jahren in Erſtaunen ſetzt, aber ihn zugleich zum Opfer der Rachſucht des verſchmähten Weibes macht. Doch auch in dem Gefängniſſe, wohin ihre Beſchuldigungen ihn bringen, weiß er ſich mit dem Vertrauen des Aufſehers bald einen bedeutenden Wirkungskreis zu verſchaffen, und die troſtvolle Auslegung, die er dem darin verhafteten königlichen Mundſchenken von einem Traume giebt, bahnt ihm den Weg zum glänzendſten Glücke. Denn nachdem der Mundſchenk wieder zu Gnaden gekommen, erinnert er ſich bei Gelegenheit eines Traumes, um deſſen Deutung ſich Pharao und der ganze Hof bekümmert, des hebräiſchen Knechtes, der ihn im Kerker den ſeinigen ſo glücklich und ſicher gedeutet hatte. Joſeph wird gerufen und erklärt den Traum des Königs von den 7 fetten und 7 magern Kühen mit einer Geiſtesgegenwart und Kenntniß des Landes durch 7 fruchtbare und 7 unfruchtbare Jahre, die Aegypten nach einander zu erwarten hätte, und giebt dabei ſo zweckmäßige Vorſchläge zur Sicherung des Volkes vor Mangel an die Hand, daß Pharao ihn auf der Stelle zu dem Manne macht, durch den ſie ausgeführt werden ſollen. Die großen Verdienſte, die er ſich auf dieſem Poſten um Aegypten erwirbt, rechtfertigen ganz das Vertrauen des Königs, der ihn Vater des Vaterlandes genannt und zum Zweiten im Reiche gemacht hatte. Verheirathet mit der Tochter eines ägyptiſchen Großen, im Beſitze der höchſten Gewalt und Würde nach dem Könige und der Liebe des Volks ſieht Joſeph alle ſeine Wünſche befriedigt außer der Sehnſucht nach den Seinigen. Aber auch dieſe will die Vorſehung ihrem Lieblinge gewähren. Seine Brüder kommen in den Jahren der Theuerung, um Korn aus den von ihm angehäuften Magazinen zu kaufen, aber ohne ſich ihnen gleich zu erkennen zu geben, ſucht er ſie durch mehrere harte Proben zur Reue über das gegen ihn begangene Unrecht zu bringen und ihre Geſinnungen zu erforſchen, bis endlich ſein Herz ihn übermannt und in ihre Arme wirſt. Höchſt rührend iſt dieß Erkennen und die Scene, wo Joſeph den mit ſeiner ganzen Familie nach Aegypten gerufenen Vater wiederſieht. Er, den ſeine Brüder verſtoßen hatten, wird nun ihr Wohlthäter, wofür Jacob bei ſeinem letzten Segen ſeinen beiden Söhnen gleiche Rechte mit den übrigen Brüdern giebt und daher zwei Stämme, Manaſſe und Ephraim, das Andenken Joſephs unter den Hebräern erhalten. Niemand kann ohne lebhaftes Intereſſe ſo große Talente, ſo ſeltene Tugenden und Verdienſte, ſo ausgezeichnete und wunderbare Schickſale in einem Manne vereinigt wahrnehmen, der den älteſten Zeiten der Menſchengeſchichte angehört. Die Erzählung ſeines Lebens iſt unſtreitig die ſchönſte Parthie in den moſaiſchen Schriften, und ob ſie gleich jedermann weiß, fürchten und hoffen immer noch Junge und Alte beim Wechſel ſeines Glücks, wenn ſie die einfache Darſtellung jener Urkunde leſen. Darum iſt Joſeph auch ein Lieblingsſtoff der Kunſt, gute und ſchlechte Gemälde haben die Scenen ſeines Lebens verewigt, zahlloſe Poeſieen und Romane haben meiſt ohne ihr Original zu verrathen die Züge ſeines Charakters und den Gang ſeiner Schickſale nachgeahmt und erſt neuerdings iſt er in Mehulls Oper wieder auf die Bühne getreten und durch alle Zauber der Tonkunſt verherrlicht worden. E.

Joſeph II., römiſch-deutſcher Kaiſer. Die Zeiten, wo dieſer ſeltene und zu großen Dingen beſtimmte Monarch die Welt betrat (am 13. März 1741) waren eben ſo kriegeriſch, ſeine Staaten eben ſo unruhig, als da, wo ſein brechendes Auge wieder Abſchied von ihnen nahm. Schon war Friedrich der Große Beſitzer von der einen Hälfte Schleſiens, ſchon näherte ſich die bayeriſche Armee den öſterreichiſchen Grenzen, und erſt 7 Jahre darauf machte der aachner Friede dem Kriege ein Ende. So waren es dann Nachrichten von Schlachten, vor Eroberungen und Verwüſtungen, die Joſeph ſtatt der Wiegenlieder und Feenmährchen hörte, und vielleicht trugen dieſe dunklen Eindrücke dazu bei, in ihm ſpäterhin den kriegeriſchen Geiſt zu erzeugen, der ſich mit ſeiner übrigen menſchenfreundlichen Geſinnung nicht zu vertragen ſcheint. In den Wiſſenſchaften blieb Joſeph hinter ſeinem Bruder zurück; doch zeigte er muntern Geiſt und Scharfſinn und machte beſonders in den Sprachen, der Mathematik und Muſik gute Fortſchritte. Die Handlungsweiſe ſeiner Mutter trug von nun an wahrſcheinlich vieles zur Beſtimmung ſeines Charakters bei. Sein lebhaftes Temperament und ihr ſtrenger Wille mußten ſich natürlich oft begegnen; er gehorchte dann aus Ehrfurcht, aber ohne Ueberzeugung und mit zurückgehaltenem Unwillen. Sie war fromm; der Sohn bemerkte, wie ſehr ihre andächtige Denkungsart gemißbraucht wurde; und ſo bekam er eine unbeſiegbare Abneigung gegen die Geiſtlichkeit. Sie legte einen zu hohen Werth auf die Geburt und ſo faßte er früh einen Widerwillen gegen unverdiente Vorzüge und ſah in dem Menſchen nichts als den Menſchen. Unterdeſſen war der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen; alles war bereit, daß der Thronerbe zur Armee abgehen ſollte, als Thereſia ihren Entſchluß zurücknahm und der mißvergnügte Erzherzog bleiben mußte. Er verheirathete ſich 1760 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Parma und dieſe Ehe wurde ein Band der zärtlichſten Liebe; aber er verlor ſie ſchon im zweiten Kindbette. Von ſeiner zweiten Gemahlin, der bayerſchen Prinzeſſin Joſephe, mit der er nicht ſo glücklich lebte, wurde er auch bald wieder durch den Tod getrennt. Nach dem hubertsburger Frieden ward Joſeph 1764 zum römiſchen König erwählt und ein Jahr ſpäter, nach dem plötzlichen Tode ſeines Vaters, zum Oberhaupte des deutſchen Reichs. Seine Mutter erklärte ihn zwar zum Mitregenten und übertrug ihm die Verwaltung der Armeen; aber die eigentliche Regierung blieb in ihren Händen. Joſeph hatte während des Krieges Veranlaſſung gehabt, aufmerkſam auf den großen Gegner ſeines Hauſes zu werden, ihn zu bewundern und ſich zum Muſter zu nehmen. Von dieſem Muſter durchdrungen, trat er ſeinen erhabenen Beruf an: da er jedoch außer in dem Kriegsweſen, das er mit Lascy verbeſſerte, wenig freie Hand hatte, benutzte er dieſe Zeit zum Reiſen, um ſeine Staaten ſelbſt kennen zu lernen. Auf einer derſelben beſuchte er, als Graf von Falkenſtein, am 25. Aug. 1768 Friedrich den Großen im Lager bei Neiſſe. Die beiden Monarchen ſetzten ſich über den Zwang des Ceremoniels hinaus, unterhielten ſich geheim und vertraut, und man ſah ſie, wie zärtliche Freunde, Arm in Arm gehen. Im folgenden Jahre erhielt der Kaiſer im Lager zu Mähriſch-Neuſtadt einen Gegenbeſuch von Friedrich. Sie beſprachen ſich lange über die Theilung Polens, die bald darauf zu Stande kam, wodurch Oeſterreich die Königreiche Gallizien und Lodomirien nebſt drei Millionen Menſchen ohne Schwertſchlag bekam. Im Jahr 1777 reiste er nach Paris, wo er am 18. April ankam, verließ es nach 6 Wochen wieder und jedermann war von ihm entzückt. Als nun am Ende dieſes Jahrs der Kur-

fürſt von Bayern ſtarb, ſo brach zwiſchen Oeſterreich und Preußen der bekannte Erbfolgekrieg aus. Dieſem machte Thereſia, ohne Vorwiſſen ihres Sohns, ein Ende, indem ſie mit Friedrich Frieden ſchloß. Als dieſe im Jahr 1779 geſtorben war, trat Joſeph in den vollen Beſitz ſeiner Erbſtaaten. Vierzig Jahre alt, geſund, voll Feuer, Gebieter über mehr als 22 Millionen Menſchen und über eine vortreffliche Armee, erregte er die Erwartung von ganz Europa. Sein Volk betete ihn an; nur der inländiſche Adel und die Geiſtlichkeit glaubte, ihn fürchten zu müſſen. So kam es, daß bereits nach einigen Jahren das Mißvergnügen über ihn unter allen Ständen allgemein war. Es ſey uns erlaubt, einige von den glorreichſten Thaten Joſephs, wodurch er ſich jedoch den Haß der Großen und der Geiſtlichkeit zuzog, hier kürzlich namhaft zu machen. Er führte die Conduitenliſten und größere Preßfreiheit ein, hob die Verbindung zwiſchen den Ordensleuten und zwiſchen Rom auf, und regulirte die Penſionen. Durch chriſtliche Duldung war die jüdiſche Nation erhoben, die Leibeigenſchaft vernichtet, und alle Nonnenklöſter und viele Mönchsklöſter eingezogen. Im Frühjahr 1782 hatte man den ſeltenen Anblick, den Papſt Pius in Wien zu ſehen, wo dieſer geiſtliche Handlungen verrichtete und Segen austheilte, während Joſeph fortwährend Klöſter einzog, ſo daß 8 Jahre ſpäter die Zahl der Ordensleute in ſeinen Staaten von 63,000 auf 27,000 geſunken war. Durch ein neues Geſetzbuch hob er die Todesſtrafen auf; und ohne Anſehn der Perſon ſah man Barone und Grafen, die ſich zu Verbrechern erniedrigt hatten, mit Feſſeln beladen die Straßen von Wien reinigen. Alle Zweige der Staatsverwaltung, die öffentliche Erziehung, die Polizei, das Kirchenweſen und der Landbau wurden verbeſſert. Die Reform, welche er mit Ungarn vornahm, welches Königreich er ſeinen übrigen deutſchen Staaten ganz gleich machen wollte, bewirkte leider einen Aufruhr der Wallachen, welchen er nur durch die Hinrichtung ihrer Anführer, des Horia und Gloska, zu dämpfen im Stande war. Hierauf folgte der Schelde-Streit und die Unterhandlungen, um Flandern gegen Bayern zu vertauſchen. Der Fürſtenbund entſtand und Friedrich der Große ſtarb, alles ohne große Folgen für den Kaiſer. Im Jahr 1787 reiste er, abermals als Graf von Falkenſtein, in die Krimm, wo ihm Catharina in Cherſon die glänzendſten Feſte gab. Als Joſeph wieder nach Wien zurückgekehrt war, nahm eine Kette von Unglücksfällen ihren Anfang für ihn, wovon ſein Tod das letzte Glied war. Die Niederlande brachen in einen Aufruhr aus; Joſeph hob alle Neuerungen wieder auf, und die Ruhe ſchien zurückzukehren. Am 9. Febr. 1788 erklärte Joſeph den Türken den Krieg. Dieſer ſchien zwar in den erſten Monaten eine günſtige Wendung für die Oeſterreicher zu nehmen; dann aber wurde er deſto unglücklicher geführt. Sie zogen ſich zurück und litten außerordentlich an den Folgen der unerträglichen Hitze und der ungeſunden Gegend. Joſeph ſelbſt kam, von den Anſtrengungen des Geiſtes erſchöpft an Seele und Leib, und niedergebeugt durch das Unglück ſeiner Armeen, im December krank in Wien an. Ob nun gleich im folgenden Jahre das Glück den öſterreichiſchen Waffen auf allen Schritten folgte, des Kaiſers große Generale einen Sieg nach dem andern erfochten, Belgrad ſich an Laudon ergab und die Ruſſen große Fortſchritte machten, war während dieſer Triumphe ganz Deutſchland um das Leben ſeines Kaiſers beſorgt, der von Schmerzen des Leibes und der Seele auf allen Seiten umlagert war. Mit dem November dieſes Jahrs 1789 wurde nun das neue Steuergeſetz eingeführt, ein Ge-

ſetz, das als die eigentliche Urſache aller, Joſeph nachher betreffenden Unglücksfälle anzuſehen ſeyn dürfte. Edelleute und Bauern bezeigten ſich gleich unzufrieden damit, und die Loſung zur allgemeinen Unordnung und zum offenen Streite war gegeben. Hierzu kam noch, daß die Niederländer in dieſer Zeit völlig in Aufruhr geriethen, ſich für frei erklärten, die kaiſerlichen Truppen aus allen Provinzen vertrieben und nur Luxemburg allein noch dem Kaiſer überließen. Ob nun gleich dieſer bereit war, in allem nachzugeben, ſo wieſen die Niederländer doch jeden gütlichen Vorſchlag trotzig von ſich zurück. Auch die Ungarn, bei denen die allgemeine Unzufriedenheit nur unter der Aſche geglommen hatte, empörten ſich um dieſe Zeit ebenfalls und verlangten ihre Rechte und alte Verfaſſung mit Nachdruck zurück. Nun erklärte Joſeph zum Erſtaunen von ganz Europa, im Januar 1790 alle während ſeiner Regierung erlaſſenen Verordnungen für aufgehoben und zerſtörte ſo mit einem Schlage ſein mühſames Werk. Tyrol zeigte ſich ebenfalls unzufrieden und Joſeph eilte, auch dort wieder alles auf den vorigen Fuß zu ſetzen. Wir wollen es nicht verſuchen, mit Worten zu ſchildern, was die Nothwendigkeit, ſolche demüthigende Schritte thun zu müſſen, auf Joſephs Geiſt für Eindruck machte. Die Folge zeigte es: ſchon im Febr. 1790 merkte er mit Gewißheit, daß er ſich mit großen Schritten dem Tode näherte, und am 20. Febr. Morgens um 5 Uhr war er bereits nicht mehr unter den Lebendigen. Joſeph hatte einen wohlgebauten Körper von mittler Größe, der in allem Munterkeit und Feuer verrieth. Sein Temperament war äußerſt lebhaft; ſchnell ergriff er und eben ſo ſchnell verwarf er wieder, immer geneigt zu wirken, zu herrſchen, zu zerſtören und zu bauen. Furchtloſigkeit in Gefahren war ein Hauptzug ſeines Charakters. Er hatte ein ſtarkes lebendiges Gefühl von der Würde der Menſchheit und ehrte ſie in jedem. Er fühlte, daß das Conventionelle nicht nothwendig ſey, daß jeder rechtſchaffene Mann einen Anſpruch auf die Achtung des Andern machen könne, und wenn dieſer Andere durch die Umſtände auch noch ſo hoch geſtellt ſey. Er ließ den bisher verſchloſſenen Augarten dem Publikum zum Spatzierplatz öffnen und über den Eingang eine Inſchrift ſetzen, die, wäre ſie aus dem Alterthum, die Bewunderung der ganzen Welt erregt haben würde: „Allen Menſchen gewidmeter Beluſtigungsort von ihrem Schätzer.“ Als man ihn einſtens bat, den Prater nur für einzelne Stände zum Spatziergange zu erlauben, damit man ſich hier mit ſeines Gleichen vergnügen könne, ſchlug er es ab und ſagte: „Wenn ich nur mit meines Gleichen leben wollte, ſo müßte ich in die kaiſerliche Gruft bei den Kapuzinern ſteigen und darin meine Tage zubringen.“ Friedrich der Große ſchrieb an Voltaire folgendermaßen über ihn: „Kurz, es iſt ein Kaiſer, wie Deutſchland lange keinen gehabt hat. Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen; unter Schmeicheleien groß geworden, iſt er doch beſcheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch ſeinen Ehrgeiz der Pflicht auf.“ Offenbar war Joſephs Lieblingsidee, Selbſtherrſcher in eigentlichem Verſtande zu ſeyn und die große Maſchine des Staats ganz einfach durch ſich ſelbſt zu lenken. Alles, was er durch eigenes Nachdenken oder durch Kenntniß anderer Länder, für eine nützliche Einrichtung anſah, wollte ſeine große Seele auch wirklich bei ſich einheimiſch machen. Aber er bedachte nicht genug, daß er es mit andern Menſchen, mit andern Verhältniſſen zu thun habe, daß eine lange Gewohnheit, ein durch das Alter geheiligter Gebrauch ſich nicht plötzlich und mit einem Male verändern laſſe, daß die Menſchen, auf die er

wirken

wirken wollte, nicht die Kenntniſſe und Erfahrungen beſäßen, die er ſich geſammelt hatte. Wenn ihm eine nützliche Erfahrung deutlich geworden war, ſo ſollte ſie nun auch wirkſam werden. Aber niemand verſtand ihn, oder wollte ihn verſtehen, und Vorurtheil und Eigennutz ſtellten ihm tauſend Schwierigkeiten entgegen. Dieſer Widerſpruch aus ſo unlautern Quellen führte ihn dann natürlich auf Unbiegſamkeit und Härte in ſeinen Entſchließungen. Man wird unwillkührlich von dem Gefühle einer ſanften Wehmuth ergriffen, wenn man dem Andenken Josephs eine ernſthafte und anhaltende Betrachtung widmet. Ein Weiſer, der immer das Gute wollte, und es doch nur ſo ſelten ausführen konnte! Ein Regent, der ſeine Staaten zu beglücken ſuchte und ſie unglücklich machte! Ein Vater, der ſich für ſeine Kinder aufopferte und dem ſie es nicht dankten! Ein Menſch, der alle Menſchen liebte, und von ihnen nicht wieder geliebt, ja endlich ſogar gehaßt wurde! Sein früher Tod gewährte ihm nicht einmal den Troſt, aus den harten Schlägen des Schickſals, die er erdulden mußte, die Belehrungen ziehen zu können, die darin liegen und mit deren Hülfe er vielleicht alles wieder gut gemacht haben würde, was ſein zu großer Eifer verdorben hatte. Kraftvolle, raſche Menſchen laſſen ſich ſelten durch die Warnungen der Geſchichte, oder durch den vorſichtigen Rath ihrer Freunde leiten; im Vertrauen auf ihre Kraft wollen ſie alles ſelbſt verſuchen. Joſeph konnte die Schule der Erfahrung nicht beenden, und die Schule der Könige iſt doch ſo ſchwer und ſo lang! Man denke ſich ihn als einen ſechzigjährigen Mann, mit kühlerm Blute, mit der Klugheit des Alters, mit den großen und theuern Erfahrungen ſeiner frühern Jahre, würde er da nicht vielleicht der beglückendſte und glücklichſte Regent der Erde geworden ſeyn? Achtung, Ehrfurcht und Mitleiden alſo, ihr Zeitgenoſſen, dem Helden, der in der Mitte ſeines Berufes gefallen iſt!

Joſeph Bonaparte, ward den 7. Jan. 1768 zu Ajaccio in Corſika geboren, und widmete ſich dem Geſchäfte ſeines Vaters, Carl Bonaparte. Er begann die juriſtiſche Laufbahn als Abſchreiber und Gehülfe eines berühmten Rechtsgelehrten; als aber ſeines Bruders Napoleon Glücksſtern in Frankreich herrlich aufging, verließ Joſeph Corſika, kam nach Frankreich, vermählte ſich dort am 24. Sept. 1794 mit Marie Julie Klary, und wurde Kriegskommiſſair, Bataillonschef der Volontaires nationaux, Chef der Adminiſtration bei der italiäniſchen Armee, dann Ambaſſadeur zu Rom. Sobald Napoleon das Directorium geſtürzt und ſich durch Gewalt und Intrigue zum Oberconſul erhoben hatte, ſchob er am 15. Dec. 1799 ſeinen Bruder Joſeph in das aus 100 Mitgliedern beſtehende Tribunat. Dem verſchloſſenen, ſchlauen und mit den gewöhnlichen politiſchen Kunſtgriffen noch aus ſeiner Advokatenlaufbahn wohlbekannten Joſeph fehlte es keinesweges an Talenten ſich geltend zu machen und ſeines Bruders hochfliegenden Planen weſentliche Dienſte zu leiſten. Er hatte dies ſchon im Jahr 1797 bei einer in Rom veranſtalteten Inſurrection bewieſen. Ihn hierzu noch mehr auf den rechten Platz zu erheben, war Napoleons angelegentlichſte Sorge, und daher ernannte er ihn am 11. Oct. 1800 zum bevollmächtigten Miniſter beim Friedenscongreß in Lüneville. In dieſer diplomatiſchen Qualität unterhandelte Joſeph die Friedenstractaten von Lüneville, Morfontaine, Amiens und Paris. Er wurde auch in Geſellſchaft von Cretet und Barnier gebraucht, um mit dem Cardinal Conſalvi, dem Erzbiſchoff Spina, und dem Pater Caſelli (als päpſtlichen Abgeordneten) das am 15. Julius 1801 abgeſchloſ-

ſene Concordat, vorzubereiten. Im Jahr 1804, als Napoleon die Kaiſerkrone erwarb, ſah ſich Joſeph ſchnell nach einander zum Staatsrath, Senator und Inhaber der Senatorie Brüſſel; dann zum Großoffizier und Mitglied des großen Raths der Ehrenlegion und der eiſernen Krone; endlich ſelbſt zum franzöſiſchen Prinzen, Großwahlherrn von Frankreich und nächſten präſumtiven Erben der Kaiſerkrone, erhoben. Napoleon ſchien ihm unter ſeinen Brüdern das meiſte Vertrauen geſchenkt zu haben, obgleich Lucian, ſeinem Ehrgeize noch weit weſentlichere Dienſte geleiſtet hatte. Unterrichtete Perſonen, ſchreiben Joſeph einen verſchloſſenen ächt italiäniſchen Charakter zu, behaupten jedoch, daß er von Natur nicht zur Grauſamkeit geneigt, vielmehr milde, ſchwach und für ſich ſelbſt keiner energiſch-durchgreifenden Maaßregeln fähig, am wenigſten aber ein guter Soldat, oder einſichtsvoller Taktiker ſey, obgleich er den Titel eines Lieutenants des Kaiſers führe. Deſſenungeachtet beſtimmte ihn Napoleon, nachdem die Dynaſtie von Neapel durch die Proclamation vom 27. Dec. 1805 für unwürdig zu regieren erklärt worden war, zum Beherrſcher beider Sicilien. Joſeph hielt am 15. Febr. 1806 ſeinen Einzug in Neapel und erklärte dem Volke durch eine Proclamation vom 21. Febr.: des Kaiſers Rache ſey vollendet, die Abänderung der Dynaſtie Neapels für immer beſtimmt, und die Nation werde in Kurzem die Wirkung der wohlthätigen Veränderung erfahren. Wirklich erſchien am 30. März des Jahrs das kaiſerl. Decret, wodurch Joſeph Napoleon zum König von Neapel und Sicilien ernannt, die Verfaſſung des Reichs beſtimmt, ſechs große Reichslehen darin errichtet und eine Million Franken von den Einkünften des Landes, für verdiente franzöſiſche Militärs ausgeſetzt wurden. Aber Joſeph gelangte dadurch keinesweges zum ruhigen Beſitze des Throns von Neapel. Der tapfere Prinz von Heſſen-Philippsthal, die engliſchen Expeditionen von Sicilien aus u. die entſchloſſene, mit großer Rachſucht vergeſellſchaftete Widerſetzlichkeit des neapolitaniſchen Volks ſelbſt verkümmerten den Genuß der uſurpirten Herrſchaft gewaltig. Inzwiſchen war der neue Herrſcher eben ſo fruchtbar an Decreten, welche Neapels alte Verfaſſung umwarfen, als ſein kaiſerl. Bruder, deſſen glänzendes Vorbild überall befolgt wurde. So erſchien ſchon in den erſten Monaten des Jahrs 1807 das die Ordensgeiſtlichkeit aufhebende Decret; ſo wurde unter Joſephs Vorſitz, die am 18. März d. J. geſtiftete Akademie der Alterthümer eröffnet, das Feudalſyſtem gänzlich abgeſchafft und das Reich in 13 Provinzen getheilt. Die Verſchwörungen gegen die aufgedrungene Herrſchaft dauerten indeſſen fort, und der Haß fand von Sicilien aus ſtets neue Nahrung. Im Anfang des Jahrs 1808, ſtattete der Miniſter des Innern einen Bericht über die Lage des Reichs ab, der höchſt ruhmvoll für Joſephs Regierung klang. Auch ward nun der Orden beider Sicilien, der aus 650 Rittern beſtehen ſollte, geſtiftet, aber gerade in der Mitte einer als höchſt wohlthätig geprieſenen Thätigkeit, rief Napoleons Machtwort den neuen Monarchen von Neapels Thron, auf den noch wankendern Thron Spaniens und Indiens, von welchem durch alle Künſte, Intrigue und Gewalt, die unglücklichen Bourbons damals geriſſen worden waren. Joſeph erließ am 23. Junius eine Abſchiedsproclamation an das Volk von Neapel, und ſanctionirte die neue, von ihm ſelbſt entworfene Conſtitution des Reichs, deſſen Zepter nun Joachim Murat, durch Napoleons Gunſt erhielt. Nachdem Spaniens neue Conſtitution, zu Bayonne unter Napoleons Bayonetten von der Junta

beſtätigt und beſchworen worden, reiste Joſeph mit großem Pomp nach der Hauptſtadt Spaniens (von Bayonne ab) und hielt dort ſeinen feierlichen Einzug am 20. Julius. Allein die Herrlichkeit dauerte nicht lange; denn ganz Spanien gerieth in Inſurrection, und Duponts Unglück in Andaluſien gebot, eiligſt Madrid zu verlaſſen, um unter dem concentrirten franzöſiſchen Heere bei Vittoria, Schutz zu ſuchen. Nach den mörderiſchen Schlachten bei Burgos, Esginoſa, Tudela und Sommo-Sierra, fiel Madrid am 3. Dec. zwar wieder in franzöſiſche Gewalt, die Engländer unter John Moore wurden aus Spanien vertrieben, und die eingeſchüchterten Bewohner Madrids beugten ſich noch einmal unter Napoleons Willen, indem ſie den entflohenen Joſeph nicht nur zurück erbaten, ſondern ihm auch feierlich vor dem Altare der Hauptkirche beſtändige Treue und Gehorſam gelobten. Zum zweitenmale hielt alſo Joſeph ſeinen feierlichen Einzug in Spaniens Hauptſtadt am 22. Jan. 1809; aber der Krieg wüthete fort in allen Provinzen des Reichs; denn der Haß, die Erbitterung und der ſo tief gekränkte Stolz der Nation, konnten nimmer beſchwichtigt werden. Die Schlacht bei Talaver de la Regna am 27. und 28. Jul. d. J. drohte Joſeph wieder aus ſeiner Reſidenz zu verjagen; aber Wellington konnte, wegen Cueſtas ſchlechter Mitwirkung, und Venegas Niederlage bei Almonacir, den erfochtenen Sieg nicht benutzen. Joſeph kehrte daher nach Madrid zurück, nahm nun im Geiſte ſeines Bruders ungleich ſtrengere Maaßregeln zur Behauptung des Throns, und war glücklich genug durch die am 18. Nov. d. J. bei Occana gewonnene Schlacht, ſich ſelbſt den Weg zur Eroberung des ſüdlichen Spaniens, welches bisher unangetaſtet geblieben, zu eröffnen. Im Anfange des Jahrs 1810 ward wirklich Andaluſien erobert. Joſeph hielt ſeinen feierlichen Einzug zu Sevilla, und theilte das Reich in Präfecturen. Alle franzöſiſche Berichte verkündigten damals das baldige Ende des ſpaniſchen Krieges. Dennoch jagte im folgenden Jahre Wellington die franzöſiſchen Armeen aus Portugal, und Kadix konnte nicht erobert werden. Die Guerillas wütheten dabei in allen Provinzen, und ſelbſt vor den Thoren von Madrid, wo Joſeph wie ein Staatsgefangener lebte. Im Jahr 1812 trieb ihn Wellingtons Sieg bei Salamanca zum drittenmale aus Madrid. Zwar kehrte er am 2. Nov. d. J. auch zum drittenmale dahin zurück; allein die Unglücksfälle des Jahrs 1813 und beſonders der Sieg bei Vittoria, machte ſeinem Königthume völlig ein Ende, und kaum entfloh er den nachſetzenden engliſchen Dragonern mit Lebensgefahr. Er lebte ſeitdem in Frankreich zu Morfontaine, commandirte, als die verbündeten Heere in Frankreich vordrangen, die Nationalgarde von Paris, und bewies in den letzten Tagen des März große Unentſchloſſenheit. In dem mit der Bonapartiſchen Familie, am 12. April 1814 zu Fontainebleau abgeſchloſſenen Vertrage wurde ihm ein jährliches Einkommen von 500,000 Fr. zugeſichert, da er ſich dann in die Schweiz begab, und auf dem Gute Prongins im Waadtlande, das er um 450,000 Fr. gekauft hatte, privatiſirte. Als Napoleon im März 1815 wieder kam, um den verlorenen Thron abermals zu uſurpiren, erklärte Joſeph der Tagſatzung in Zürich, daß er an dem Unternehmen ſeines Bruders keinen Antheil habe, und bereit ſey ſich anderswo niederzulaſſen, wenn man ſeinen Aufenthalt im Waadtlande für bedenklich halte; aber wenige Tage ſpäter verſchwand er, und am 24. März war er ſchon in Paris, wo er den Pallaſt Elyſee Napoleon bewohnte. Nach Napoleons zweitem Sturze hatte er das Glück zur See zu entkom-

men, da er ſich dann nach Neuyork begab, wo er ſich, im Beſitze großer Reichthümer, noch befindet. Seine Gemahlin blieb auch nach der zweiten Wiederherſtellung der Bourbons in Paris; aber das ihr, in Gemäßheit des Amneſtiegeſetzes, erklärte Mißfallen der Regierung mit ihrem dortigen Aufenthalte vermochte ſie 1816 abzureiſen, und ſich in der Nähe von Frankfurt a. M. niederzulaſſen.

Joſephine Taſcher de la Pagerie, erſte Gemahlin Napoleon Bonaparte's, Tochter des Herrn de Lapagerie und deſſen Ehefrau, Charlotte, geborne Andiffredy, wurde zu Martinique den 24. Junius 1764 geboren, und vermählte ſich zumerſtenmale mit dem ehemaligen Vicomte Alexander Beauharnois, der gleichfalls auf Martinique geboren, Mitglied und Präſident der conſtituirenden Verſammlung, und nachher General en chef der Rheinarmee war. Er wurde aber im Jahr 1794 deſtituirt, und auf den Spruch des Revolutionstribunals, in Paris den 23. Jul. d. J. guillotinirt. Seine Gemahlin Joſephine, fiel nun auch den Mordbuben in die Klauen, und wurde ins Gefängniß geworfen, wo, wie man ſagt, Bonaparte mit ihr zuerſt bekannt geworden ſeyn ſoll. Bald nachher kam ſie unter die Protection von Barras, und war, nach dem Sinne des ſittenloſen Frankreichs, ſeine gute Freundin. Dieß hielt jedoch Bonaparte nicht ab, ſich um ihre, mit einem ſehr bedeutenden Vermögen verbundene Hand, zu bewerben, wodurch er zugleich Barras, damals höchſt entſcheidende Protection zu gewinnen hoffen konnte. Madame Beauharnois wurde ihm wirklich den 8. März 1796 zu Theil, und zugleich erhielt er das Commando der italiäniſchen Armee. Man will wiſſen, daß Joſephine zu ihrem zweiten Gemahle wahrhaft zärtliche Zuneigung gefaßt, und ihn aus Liebe geheirathet habe. An ſeinem Glanze ließ er ſie freilich genugſam Theil nehmen; ſie durchzog mit ihm im Triumphzuge die eroberten italiäniſchen Staaten, und empfing allenthalben die Opfer der demüthigen Sclaverei; auch erhob Bonaparte ſie im Jahr 1804 mit auf den Kaiſerthron, und ließ ſie am 2. Dec. d. J. feierlich als Frankreichs Kaiſerin krönen. Seinen jähzornigen und höchſt impetuöſen Charakter mußte ſie deſſenungeachtet mehr als zu häufig ſchmerzlich erfahren, wofür ſie ſich nur durch die, ihr von allen Seiten zuſtrömenden reichen Geſchenken derer, die durch ihre Protection irgend ein erſehntes Ziel zu erreichen hofften, ſchadlos halten konnte. Mit ihrem erſten Gatten, hatte ſie einen Sohn, den im Jahr 1781 geborenen Monſieur Eugen Beauharnois, und eine Tochter, die am 10. April 1783 geborene Demoiſ. Hortenſie Cecilie Beauharnois, erzeugt; aber ihre zweite Ehe blieb kinderlos. Vielleicht war dieſer Umſtand Miturſach, daß Napoleon auf Trennung von ihr, dachte; ſie konnte und durfte ſich ſeinem ſouveränen Willen nicht widerſetzen. Die Wahrhaftigkeit ihrer Erklärung am 13. Dec. 1809: „Ich muß erklären, daß, da mir keine Hoffnung bleibt, noch Kinder zu bekommen, welche die Bedürfniß der Politik meines Gemahls und das Intereſſe Frankreichs befriedigen können, ich ihm gern den größten Beweis von Attachement und Ergebenheit geben will, der je auf Erden gegeben worden iſt" u. ſ. w., wird ſchwerlich allgemeinen Glauben finden. So ward dann die Ehe am 16. Dec. 1809 getrennt, was auch kirchliche Ordnung, deren Stimme man zu beſchwichtigen wußte, dagegen einzuwenden haben mochte. Joſephine behielt den Titel und Rang einer gekrönten Kaiſerin Königin, dazu einen Jahrgehalt von zwei Millionen Franken aus dem

Staatsſchatze, und obenein zur Reſidenz, das Schloß **Laeken** bei Brüſſel. Man hat zwar geglaubt, ſie habe einen ſtarken Anhang in Frankreich, der ihre Verſtoßung einſt rächen würde, aber man hat nichts von Unruhen dieſer Art vernommen, vielmehr lebte ſie faſt vergeſſen, war noch Zeugin der großen Veränderungen in Frankreich, und ſtarb nach einer kurzen Krankheit am 30. Mai 1814. zz.

Joſephus Flavius ward im J. 37 nach Chr. Geb. zu Jeruſalem aus dem Prieſterſtande geboren und gab ſchon in der früheſten Jugend einen nicht gewöhnlichen Scharfſinn zu erkennen. So ward er ſpäterhin die Zierde der phariſäiſchen Secte, zu deren Anhängern er ſich bekannte. Zu Rom, wohin er eine Reiſe unternommen hatte, wußte er ſich die Gunſt Nero's und der Kaiſerinn Poppea zu verſchaffen. Als er nach Judäa zurückgekehrt war, ward ihm dort das Commando der jüdiſchen Armee übertragen, worauf er mit Muth, Kenntniß und Entſchloſſenheit in der Veſtung Jotapat während 7 Wochen von Veſpaſianus und Titus eine Belagerung aushielt. Vielleicht hätten ſich dieſe noch endlich gezwungen geſehen, die Belagerung aufzuheben; wenn nicht die Veſtung ſelbſt am 1. Jul. 69 durch Verrätherei eines Juden erobert worden wäre. 40,000 Einwohner wurden niedergehauen und 1200 zu Gefangenen gemacht. Joſephus hatte ſich in einer Höhle verſteckt, wo er jedoch bald entdeckt und Veſpaſian ausgeliefert wurde. Dieſer wollte ihn ſo eben dem Nero überſenden, als es, wie man ſagt, Joſephus gelang, durch die Prophezeihung, daß Veſpaſian noch einſt Kaiſer werden würde, ſich deſſen Gunſt zu verſchaffen und in Freiheit geſetzt zu werden. Dieß bewog ihn, als er mit Titus zur Belagerung vor Jeruſalem gezogen war, ſeine Landesleute aufzufordern, die Gnade der Römer anzuflehen und ſich dieſen zu ergeben: weit entfernt aber, daß die Juden dieſen weiſen Ermahnungen hätten Gehör geben ſollen, belohnten ſie ihn einſtens, wo er nahe unter den Mauern der Stadt ſich mit ihnen unterredete, mit einem Steinwurfe, der ihn faſt todt zur Erde ſtreckte und ihn den Juden überliefert haben würde, hätten die Römer nicht ſchleunig Anſtalt gemacht, ihn den Händen ſeiner wüthenden Landesleute zu entziehen. Nach der Eroberung Jeruſalems begleitete er den Kaiſer Veſpaſian 71 nach Rom, wo er ſowohl von dieſem, als von deſſen Sohne und Nachfolger Titus mit Auszeichnung behandelt wurde. Zur Dankbarkeit nahm Joſephus den Familiennamen des Veſpaſianus, **Flavius**, an und ſchrieb darauf ſeine **Geſchichte der jüdiſchen Kriege** in 7 Büchern zuvörderſt ſyriſch, dann griechiſch, ein Werk, deſſen lebhafter und edler Styl es unter allen griechiſchen Geſchichtsbüchern dem Livius am nächſten bringen, weswegen der heilige Hieronymus den Joſephus auch **den griechiſchen Livius** nennt. Gleich dem lateiniſchen Livius hat er, außer den Schönheiten deſſelben, auch ſeine Mängel: er iſt nämlich zu weitſchweifig in den Reden und zu übertrieben in den Erzählungen. Seine **jüdiſchen Alterthümer** in 20 Büchern ſind ebenfalls vortrefflich geſchrieben; doch werfen die Chriſten dieſem Werke vor, daß es theils die Wunder Chriſti entſtelle, theils auch alles dasjenige unterdrücke oder mildere, was im Stande geweſen wäre, die ſogenannten Heiden zu beleidigen. Als ſcharfſinniger Politiker deutete er die Wahrſagung des Meſſias auf den Kaiſer Veſpaſianus. Seine **zwei Bücher gegen Apion** enthalten koſtbare Fragmente von alten hiſtoriſchen Schriftſtellern, und ſind, wie der Titel beſagt, gegen Apion, einen alexandriniſchen Grammatiker und erklärten Widerſacher der Juden gerichtet. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke

iſt die von Havercamp, Amſterdam, 1726, in 2 Foliobänden, griechiſch und lateiniſch.

Jourdan (Jean Baptiſte), jetziger Reichsmarſchall von Frankreich, ward 1762 zu Limoges geboren, wo ſein Vater ein Chirurg war, und trat ſchon 1778 in das Militär, welches er jedoch 1784 verließ um zur Handlung überzugehn, der er ſich noch beim Anfang der Revolution gewidmet hatte. Er ward zum Chef der Nationalgarde und 1791 zum Commandanten des zweiten Bataillons Haute-Vienne ernannt, welches er darauf zur Nordarmee führte. Im J. 1793 ward er zum Brigadegeneral, und zwei Monate darauf auch zum Diviſionsgenerale ernannt. Er gewann im Juni 1794 die berühmte Schlacht bei Fleurus, und wurde dadurch Herr von den Niederlanden. In dem berühmten Feldzuge von 1796 rückte er, während Moreau in Schwaben und Baiern operirte, an der Spitze der Sambre-Maas-Armee, vom Niederrhein an den Main vor, und trug ſeine Waffen, durch Franken, bis in die Oberpfalz. Aber von dem Erzherzoge Karl erſt bei Deiningen und dann bei Würzburg geſchlagen, zog er ſich wieder an den Niederrhein zurück, welcher Rückzug für ihn ſelbſt die üble Folge hatte, daß er abgeſetzt wurde und Bournonville an ſeiner Stelle das Commando übernehmen mußte. Jourdan beſaß das volle Zutrauen ſeiner Soldaten, und war im Siege eben ſo beſcheiden, als ſtandhaft im Mißgeſchick. Die gänzliche Indiſciplin, welche bei ſeiner Armee eingeriſſen war, veranlaßte die Gräuelthaten, welche dieſen Rückzug der Franken bezeichneten; und Jourdan vermochte es nicht, die Bedrängten durch ſein Anſehn vor der Wuth der Soldaten zu ſchützen. Er rechtfertigte in Paris ſein Betragen, trat vom Kriegsſchauplatze ab und kehrte nach Limoges, ſeiner Vaterſtadt, in den Privatſtand zurück. Im März 1797 wurde er von dem Departement von Haut-Vienne zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert gewählt und bei ſeinem Eintritte mit lautem Beifalle empfangen. Unveränderlich feſt hielt er an der Republik; zweimal wurde er zum Präſidenten des Raths der Fünfhundert erwählt und machte ſich auch als ſolcher um die Republik hoch verdient. Er war es, der das berühmte Geſetz der Conſcription in Vorſchlag brachte. Hierauf ward er durch ein Decret des Directoriums zum Befehlshaber der mainzer Armee ernannt, welche ſich nach dem Oberrhein hinziehen ſollte. Jourdan ging am 1. März 1799 über den Rhein, drang in Schwaben ein, griff den Erzherzog Karl an, wurde aber am 25. März bei Stockach geſchlagen und mußte ſich zurückziehen. Am 10. April ward er darauf durch Maſſena abgelöſt. Jourdan, welchem das Directorium die verſchiedenen Unfälle, durch welche Frankreich im J. 1799 in eine ziemlich mißliche Lage verſetzt wurde, zur Laſt legen wollte, kam ſelbſt nach Paris, um ſich ſeinerſeits über das Directorium zu beſchweren: er bewirkte damit zwar freilich nicht viel, ward aber doch wieder zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert erwählt. Nach der großen Revolution des 18. Brumaire (9. Nov.), (der er ſich widerſetzte, weswegen man ihn nicht allein von dem geſetzgebenden Körper ausſchloß, ſondern ſogar zur Arreſtation verurtheilte,) ward er im Juli 1800 zu diplomatiſchen Geſchäften in Piemont, 1802 als Staatsrath und in der Folge, 1803, wieder als Chef zur italiäniſchen Armee berufen, wo er dann, im folgenden Jahre zum Reichsmarſchall ernannt, dem Staate ſich aufs neue durch ſeine eifrigen Dienſte wichtig machte. Im J. 1806 ward er unter König Joſeph Obergeneral im Königreiche Neapel und ging 1808 nach Spanien ab, wo er als Majorgeneral diente und dem König Joſeph

zur Seite gegeben war, dann aber, nachdem er gegen Ende des J. 1813 die berühmte Schlacht bei Vittoria gegen Wellington verloren hatte, von Soult abgelöſt wurde und ſich nach Rouen zurückzog, wo er ſich im März 1814 ſchnell für Ludwig XVIII. und die neue Ordnung der Dinge erklärte. Der König verlieh ihm ſpäter „zur Belohnung ſeiner Verdienſte" den Grafentitel, ſo wie er auch ſeine Stelle als Gouverneur der 15. Militärdiviſion behielt, und in dieſer Eigenſchaft fortfuhr, in Rouen zu wohnen. Bei Napoleons Wiederkunft blieb er in Frankreich, erſchien am 25. März bei dem Lever des Uſurpators, und ſchwur ihm am 9. Apr. den Eid der Treue. Napoleon nahm ihn unter die Mitglieder der Pairskammer auf, und übertrug ihm den Oberbefehl über die Rheinarmee, welche damals gebildet werden ſollte, ſo wie die Gouverneursſtelle in Beſançon. Sobald er hier die Nachricht von dem Wiedereinzuge des Königs in die Hauptſtadt erhielt, erklärte er ſeine Unterwerfung, und ermahnte die Einwohner der Franche Comté in einer Proclamation, in ehrerbietiger Erwartung der königlichen Befehle, ruhig und einig zu bleiben. Sein Betragen hatte für ihn keine nachtheiligen Folgen. Er behielt ſeine Titel und Würden, und als im Januar 1816 die Militärgouverneursſtellen aufs neue beſetzt wurden, ward ihm die 7te Diviſion zu Theil.

Journale. Mit dem Worte Journal bezeichnet man theils ein Tagebuch überhaupt, theils insbeſondere ein Tagebuch über Ausgaben und Einnahmen jeder Art, am häufigſten aber im gemeinen Leben periodiſch erſcheinende Blätter aller Art. Unter den europäiſchen Ländern ſind es hauptſächlich drei, in denen dieſer Zweig der Literatur vorzügliche Unterſtützung findet, England, Deutſchland und Frankreich. In dem erſtgenannten Lande ſind es vornehmlich politiſche Zeitſchriften, die dort lebhaften Beifall finden, und wenn ſich gleich die Zahl der Journale dieſer Art, die in Frankreich nie ſehr groß war, in Deutſchland in den Jahren der franzöſiſchen Tyrannei beträchtlich verminderte, indem ſelbſt einige der gelehrteſten Zeitſchriften ihrer Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe wegen unterdrückt wurden, ſo zeigt doch die große Zahl neu entſtandener und glücklich mit einander wetteifernder politiſcher und ſonſtiger gemeinnütziger Blätter, die ſeit der Befreiung von Deutſchland allgemein verbreitet ſind, daß der Gemeingeiſt der Deutſchen keineswegs erloſchen, ſondern nur deſſen Aeußerung einige Zeit durch die Schreckniſſe einer tyranniſchen Gewalt unterdrückt war. Der Nutzen der Journale iſt mannigfaltig beurtheilt. Freilich läßt ſich nicht wohl leugnen, daß ſie durch ihre Menge und die Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenſtände leicht von ernſthaftem Betreiben der Wiſſenſchaften abziehen können, daß Gewöhnung an Journalleſerei einen Widerwillen gegen angeſtrengte wiſſenſchaftliche Beſchäftigung hervorbringt, daß dadurch eine höchſt verderbliche Seichtigkeit allgemein verbreitet werden kann, ſo wie z.B. in Frankreich, die Bildung eines beträchtlichen Theils der ſogenannten großen Welt, ſich nur auf das Leſen einiger Journale beſchränkt. Dagegen muß man ſich aber auch durch das ſo oft gehörte Geſchrei gegen Zeitſchriften nicht verführen laſſen, den großen Nutzen zu verkennen, den Inſtitute dieſer Art, (wobei jedoch kaum bemerkt zu werden braucht, daß hier nur von den beſſeren die Rede iſt,) gehabt haben und immer haben können. Es iſt unſtreitig keineswegs in Abrede zu ſtellen, daß durch dergleichen Journale zur allgemeinen Verbreitung einer gewiſſen Cultur unter allen Klaſſen der Nation ſehr thätig gewirkt worden, daß dadurch manche gemeinnützige Kenntniſſe in Umlauf gekommen und der öffentliche

Geiſt oft auf eine ſehr kräftige Weiſe geweckt und geleitet worden ſey. So dienen bekanntlich Zeitſchriften und Journale in England, ſo gegenwärtig in Deutſchland. Daß ſie freilich aber auch zur Verkehrung des öffentlichen Urtheils, zur Verbreitung irriger und abgeſchmackter Meinungen mißbraucht werden können, das hat leider das Beiſpiel von Frankreich nur zu ſehr bewieſen. C. Z.

Jouy, ein Flecken mit 500 Einwohnern und einem ſchönen Schloſſe nebſt Park, an der Bievre, nicht weit von Verſailles, iſt wegen der dortigen Cattunfabrik berühmt, welche 1200 Arbeiter ernährt. Dieſe Fabrik iſt im J. 1760 von Oberkampf gegründet und hat nach und nach ihre jetzige Vollkommenheit erreicht. Der Cattun, welcher aus derſelben hervorgeht, empfiehlt ſich beſonders durch ſeine ſchönen und dauerhaften Farben und iſt faſt durch ganz Europa unter dem Namen: Toiles de Jouy, bekannt.

Joyeuſe Entree hießen ehemals die wichtigen Privilegien der Stände von Brabant und Limburg, mit Einſchluß von Antwerpen. Den Namen: Joyeuse Entrée (freudiger Einzug), erhielten dieſe Privilegien daher, weil die Herzöge ſie bei der Huldigung vor dem feierlichen Einzuge in die Reſidenz beſchwören mußten. Ihr wichtigſter Punct war, daß, ſobald der Herzog verſuchen würde, eines jener Privilegien aufzuheben, kein Unterthan weiter zum Gehorſam gegen ihn verpflichtet ſeyn ſollte.

Jubiläum, ſ. Jubeljahr.

Jubeljahr oder Halljahr (ſ. d. Art.) war in der jüdiſchen Verfaſſung jedes 50ſte Jahr, wo die veräußerten Güter wieder an ihre alten Herren fielen. Die römiſche Kirche ergriff die Idee einer ſolchen allgemeinen Verſöhnungsepoche, und der Papſt Bonifacius VIII. erklärte 1300 das erſte Jahr des neuen Jahrhunderts für ein Jubeljahr oder Jubiläum, in welchem alle, die nach Rom wallfahrten und fromme Spenden bringen würden, einen großen Ablaß erhalten ſollten. Der Gewinn, den der römiſche Stuhl davon zog und der Wunſch, daß jeder Chriſt es erleben möchte, bewog erſt Clemens VI. 1350 jedes 50ſte, dann Urban VI. 1389 jedes 33ſte und endlich Paul II. 1470 jedes 25ſte Jahr zu einem Jubeljahr zu erklären. Freilich wurden nun die Regierungen auf das viele Geld, das man in ſolchen Jahren nach Rom trug, aufmerkſam, und Paul ſah ſich genöthigt, zugleich gewiſſe Kirchen in den verſchiedenen Ländern der Chriſtenheit zu Gnadenſtätten für diejenigen zu machen, welche nicht ſelbſt nach Rom kommen konnten, jedoch nur unter der Bedingung, daß der beſte Theil des Gewinns dieſer Provinzialjubiläen in die römiſche Kammer floß. Die durch ſolche allgemeine Abläſſe geſammelten Gelder wurden bald zum Türkenkriege, bald zum Bau der Peterskirche verwendet, und letzterer blieb ſeit dem 16ten Jahrhundert der ſtehende Vorwand, unter dem man ſie eintrieb. Die Reformation, zu der eben das Ablaßunweſen den erſten Anſtoß gegeben hatte, ſchmälerte indeß dieſe Einkünfte merklich und das Jubeljahr, das Benedict XIV. 1750 ausſchrieb, hatte geringen Erfolg. Feſte von individueller Bedeutung ſind die Jubiläen, welche öffentliche Anſtalten zur Bezeichnung der Jahrhunderte ſeit ihrer Stiftung, Regenten und Beamte am Ziele einer 50jährigen Amtsführung und Eheleute durch ihre goldne Hochzeit feiern. E.

Juchten (Juften) ſind eine Art von Leder, welches wegen ſeiner Feinheit, Geſchmeidigkeit und Stärke, wie auch wegen des ihm eignen Geruchs und der dauerhaften angenehmen Farbe, ſehr beliebt iſt. Man vermuthet, daß die Kunſt, dieſes Leder zu bereiten, von den alten Bulgaren, einem fleißigen und geſchickten Volke, erfunden worden ſey.

Jetzt werden die Juchten von den Russen zubereitet, welche ſtarken Handel mit denſelben treiben. Der Name ſoll von Juſte (ein Paar) herkommen, weil bei der Zubereitung allemal zwei Häute zuſammengenäht werden.

Judäa, ſ. Paläſtina.

Jude, der ewige, iſt eine poetiſche Perſon aus der alten Volksſage, deren Entſtehung ſich auf eine durch Ueberlieferung bekannte Scene aus der Paſſionsgeſchichte gründet. Als der Heiland auf ſeinem Leidensgange zum Richtplatze, unter der Laſt des Kreuzes erliegend, auf einem Steine vor dem Hauſe des Juden Ahasverus, ſo nennt ihn die Sage, ruhen wollte, ſtieß dieſer ihn weg und verwünſchte ihn. Jeſus aber erwiedert ihm mit ſtillem Blick: du ſollſt nun wandern auf Erden bis ich wiederkomme. Erſt nachdem der Zug vorüber und die Straßen leer ſind, kömmt der beſtürzte Jude zu ſich ſelbſt, und getrieben von Reue und Sehnſucht wandert er auf Geheiß des Herrn ſeitdem in ewiger Unruhe von Ort zu Ort und hat bis auf dieſen Tag ſein Grab nicht finden können. Dieſe Strafe des Unglaubens und der Herzenshärtigkeit, zu einem immerwährenden Wandern auf Erden und zum Zeitgenoſſen aller Jahrhunderte verdammt zu ſeyn, war bedeutſam genug, um die chriſtlichen Dichter anzuregen. Mehrere haben ſich nach dem Vorgange der Legende an dieſem Stoffe verſucht. Unter den neuern behandelt ihn A. W. Schlegels Romanze, die Warnung, in ſeinem Muſenalmanach auf 1802, und Göthe giebt im dritten Theile ſeines Lebens eine mit Geiſt und Humor componirte Skizze zum Beſten, in der Ahasverus als ein ſokratiſirender Schuſter zu Jeruſalem erſcheint, der ſich dem Heilande im Charakter einer kalten, nur auf das Zeitliche gerichteten Verſtändigkeit entgegenſtellt und dafür verwünſcht wird, ſich ſo lange in der Welt, die ihm die einzige iſt, umherzutreiben, bis ihm der Sinn für die höhere aufgegangen ſeyn würde. Wir mögen nun entweder nach dieſer ingeniöſen Idee in dem Schickſale des ewigen Juden das Loos jener rauhen, für alles Himmliſche und Heilige unempfänglichen Sinnesart der ſogenannten Verſtandesmenſchen erkennen oder ihn im Sinne der chriſtlichen Legende als den Repräſentanten ſeines in alle Gegenden der Erde zerſtreuten, nirgends recht einheimiſchen Volks betrachten; der Aufbehaltung und des öftern poetiſchen Gebrauchs wird dieſe Sage immer werth erſcheinen. E.

Juden werden die Hebräer nach dem babyloniſchen Exil mit Recht genannt, denn da ein großer Theil dieſes Volks während der Gefangenſchaft in den mittleren und öſtlichen Provinzen der perſiſchen Monarchie anſäſſig geworden war, kehrten nur 42,360 Männer mit ihren Familien meiſt von den Stämmen des alten Königreichs Juda mit Erlaubniß des Cyrus (J. 536 v. Chr.) in ihr Vaterland zurück und gründeten einen neuen von den Perſern abhängigen doch im Innern der Leitung eigner Hoherprieſter und Aelteſten nach der moſaiſchen Conſtitution überlaſſenen Staat in Judäa. Jeruſalem, der Tempel und die Ackerſtädte des Landes wurden nicht ohne Hinderniſſe wieder aufgebaut, die Schriften Moſes, der Hiſtoriker und Propheten zu einer Tempelbibliothek, aus der der Kanon unſeres A. Teſtaments entſtanden iſt, geſammelt, die große Synagoge von 120 Gelehrten zur kritiſchen Bearbeitung und Auslegung der heiligen Schriften und für jeden Ort einzelne Synagogen, Schulen zur Vorleſung des Geſetzes und zur Bildung des Volks, geſtiftet. Doch alle dieſe Anſtalten, durch die Esra und Nehemia die Wiederherſteller ihrer Nation wurden, vermochten nicht den ächten Moſaismus ins Leben zurückzurufen. Der Geiſt dieſer Geſetzgebung gehörte einer andern Zeit

und andern Verhältniſſen an, die neuern Juden konnten nur den Buchſtaben davon feſthalten und ſich bei ihren Auslegungen in die Grübeleien verlieren, die ſie den Chaldäern abgelernt hatten. An Uebung und Anſtelligkeit für den Erwerb übertrafen ſie aber ihre Vorfahren. Ihr Handelsverkehr und die jährlichen Feſtreiſen zum Tempel, dem jeder Jude eine Abgabe entrichten mußte, häuften unter der milden perſiſchen Regierung Reichthümer in Jeruſalem an, wie ſie zu Salomo's Zeiten daſelbſt nicht geſehen worden waren. Daher fehlte es dieſer Nation nicht an Mitteln, die macedoniſchen Eroberer zu beſänftigen, und ob ſie gleich im Sturze der perſiſchen Monarchie Alexander dem Großen zufiel und in den Strudel der Kriege ſeiner Feldherrn um die Oberherrſchaft verwickelt wurde, blieb ihr Schickſal doch immer erträglich genug. Ptolemäus von Aegypten, der 320 v. Chr. von Paläſtina Beſitz nahm, ſchonte ihre Sonderbarkeit und gab der jüdiſchen Colonie, die er nach ſeiner Hauptſtadt Alexandria zur Belebung des Handels hinüberführte, Vorrechte vor den Eingebornen. Um ſo übler bedachten ſich die Juden, da ſie ſich in einem Kriege zwiſchen den ägyptiſchen und ſyriſchen Königen 107 v. Chr. auf die Seite der letzteren ſchlugen. Denn die ſyriſchen Seleuciden betrachteten ihre Reichthümer bald als gute Beute, und nachdem Seleucus IV. den Tempel zu plündern verſucht hatte, unternahm Antiochus IV. ſogar, um ſie den übrigen Bewohnern ſeines Reiches in allem gleich zu machen, die Ausrottung ihrer Religion. Den Verfall derſelben hatte zwar das ſchändliche Spiel, das der Wetteifer ihrer Prieſter und Großen um die hoheprieſterliche Würde mit Ränken und Beſtechungen am Hofe der Seleuciden trieb, ſchon vorbereitet, aber das Volk hieng noch mit der alten Hartnäckigkeit an den Formen des moſaiſchen Cultus. Als daher Antiochus den olympiſchen Jupiter im Tempel zur Verehrung aufſtellen und die Juden zwingen ließ, Schweine zu opfern und zu eſſen, ſtarben viele lieber den ſchrecklichſten Märtyrertod, als daß ſie vom Geſetze Moſis abgefallen wären. Vergebens wurde Jeruſalem und das Land umher verwüſtet, gerade unter dieſen Verfolgungen entwickelte ſich eine Nationalkraft, die in der Empörung der Makkabäer zum vollen Ausbruche kam. Judas, genannt Makkab (der Hammer), war der 3te Sohn eines Prieſters, der ſich mit den Seinigen vor dem Unterdrücker geflüchtet und in den Gebirgen von Judäa eine Schaar rechtgläubiger Juden geſammelt hatte. Mit dieſer ſchlug Judas die Syrer, eroberte Jeruſalem und ſtellte den moſaiſchen Cultus 165 v. Chr. wieder her. Eine neue Epoche des Ruhms und Anſehns beginnt für die Juden unter der Anführung der Makkabäer. Drei Brüder aus dieſer Heldenfamilie, Judas, Jonathan und Simon bekleideten nach einander die hoheprieſterliche Würde und vollendeten das Werk ihrer Befreiung vom ſyriſchen Joche. Simon, den die Dankbarkeit der Nation zum Fürſten erhob, hinterließ 135 v. Chr ſeinem Sohne Johannes Hyrcanus ein unabhängiges und durch Bündniſſe mit den Römern geſichertes Reich, das dieſer durch Siege über die Samariter und Idumäer noch erweiterte und durch die Einſetzung des hohen Rathes oder Sanhedrins befeſtigte. Bedeutende Fortſchritte der Bildung und des Wohlſtandes bezeichnen Hyrcans Regierung, auch entſtanden unter ihm die Secten der Phariſäer, Sadducäer und Eſſäer. Sein Sohn Judas Ariſtobolus nahm 105 v. Chr. die Königswürde an und von außen ſchien der jüdiſche Staat auf dem Wege, die Größe und Herrlichkeit des davidiſchen Zeitalters wieder zu erlangen, da Alexander Jannäus, Ariſtobols Nachfolger, in einem glücklichen Kriege gegen Aegypten Gaza eroberte. Aber eben jene Secten gaben Anlaß zu innern zerrüttenden Factionen.

Die Krone wird nach dem Tode der nur von Phariſäern regierten Königinn Salome 70 v. Chr. unter ihren Söhnen Hyrcanus und Ariſtobulus ſtreitig, ein Bruderkrieg ruft fremde Schiedsrichter ins Land. Pompejus, obwohl vom Ariſtobul beſchenkt, eroberte 63 v. Chr. Judäa nach römiſcher Politik für den ſchwachen Hyrcan. Durch dieſen Ausgang des Streites fällt das Gebäude der neuen jüdiſchen Freiheit zuſammen. Jeruſalem verliert ſeine Mauern, das Reich die neuen Eroberungen, die Nation ihre Unabhängigkeit und die Familie der Hasmonäer (Erlauchte, wie die Makkabäer genannt wurden) den königlichen Titel. Hyrcan wurde Hoherprieſter und Ethnarch und jeder Jude den Römern zinsbar. Umſonſt verſuchen Ariſtobuls Söhne durch neue Empörungen den vorigen Zuſtand wieder herzuſtellen, die römiſche Uebermacht hält das Volk in Feſſeln, und ein falſcher Freund Antipater aus Idumäa drängt ſich als römiſcher Procurator in Hyrcans Familie ein, um ſie zu ſtürzen. Denn während die Hasmonäer nach Selbſtſtändigkeit ſtreben, wirbt Herodes Antipaters Sohn in Rom für ſich um das Reich. Antigonus, Ariſtobuls II. Sohn, der ſich mit Hülfe der Parther 5 Jahre in Jeruſalem behauptet hatte, wird 35 v. Chr. von dem neuen Könige Herodes verjagt und auch der letzte Hasmonäer hingerichtet. Die Regierung dieſes fremden Königs, der nur, weil er ſich unter vielfältigen Unruhen aufrecht erhielt, den Beinamen des Großen bekam, brachte der Nation keinen Vortheil. Bei der Zweideutigkeit ſeines eignen Glaubens wurden die an ihm hängenden Großen gleichgültiger gegen ihr altes Heiligthum, und die Mordthaten, die er an ſeiner eignen Familie verübte, ſo wie die fortdauernden Bedrückungen der Römer konnten dem Volke nur das Gefühl eines allgemeinen Unglücks einflößen. Dabei artete der Gottesdienſt immer mehr in geiſtloſen Ceremoniendienſt aus, und die Sittenloſigkeit des Hofes verdarb Hohe und Niedere. So waren die Juden und das Judenthum beſchaffen, als Chriſtus geboren wurde. Herodes erlebte dies große Ereigniß noch, um ſeine letzten Tage durch den Mord der bethlehemitiſchen Kinder zu beflecken. Aber weder er und ſeine Nachfolger, noch die Anſchläge der Phariſäer vermochten das Schickſal der Juden zu hintertreiben. Um den einzigen Troſt, den ſie noch an den alten meſſianiſchen Weiſſagungen hatten, brachten ſie ſich durch ihren Unglauben gegen den, der ſie erfüllte. Unter den Schattenfürſten, die nach Herodes regierten, wurde das Land bald ganz als römiſche Provinz behandelt, und von den Procuratoren gepeinigt, in ſeinen religiöſen Gewohnheiten geſtört, brach das gereizte Volk 66 nach Chr. in eine Empörung aus, die mit dem gänzlichen Untergange des jüdiſchen Staates endigte. Titus eroberte den 7. Sept. 70 n. Chr. Jeruſalem mit Sturm, der Tempel ging in Feuer auf, die Stadt wurde geſchleift, was von den Einwohnern nicht umkam zu Sclaven verkauft oder verjagt. Bei 110,000 Juden ſollen während der Belagerung und Zerſtörung von Jeruſalem das Leben verloren haben, und es giebt keinen Gräuel und keinen Jammer, den das unglückliche Volk nicht in dieſer Kataſtrophe erfahren mußte. Gleichwohl konnten die in den Gebirgen und auf den Trümmern zurückgebliebenen Juden erſt nach mehreren vergeblichen Empörungen gezwungen werden, das in eine unwirthbare Einöde verwandelte Vaterland zu verlaſſen. Die nun in alle Gegenden der Erde zerſtreuten Uberreſte hatten indeß Vortheile auf ihrer Seite, deren kein Volk bei gleichem Unglück ſich rühmen konnte. An ihrer natürlichen Verſchlagenheit und Erwerbſamkeit, an der Energie ihres Religionseifers und an den literariſchen Schätzen ihrer heiligen Schriften beſaßen ſie ein Eigenthum, das ihnen überall Eingang und Fortkommen verſchaffte und die Dauer ihrer Natio-

nalität ſicher ſtellte. Judengenoſſen (Proſelyten die zum Judenthume übergetreten waren) und alte Glaubensverwandte fanden ſie in allen Ländern des römiſchen Reichs und im Orient bis an den Ganges, wo die im babyloniſchen Exil Zurückgebliebenen ſich zahlreich vermehrt hatten. Aegypten und die ganze Nordküſte von Afrika war voll jüdiſcher Colonieen, und in den Städten Kleinaſiens, Griechenlands und Italiens waren Tauſende im Beſitze des Bürgerrechts. So wurden ſie durch ihre Verbindung unter einander und durch ihre heiligen Bücher, ohne es zu wollen, Werkzeuge der Ausbreitung des Chriſtenthums, das nur wenige von ihnen annahmen. Die römiſchen Kaiſer zwangen ſie auch nicht dazu. Unter dem Kaiſer Julian durften ſie ſogar zu einem neuen Tempelbau in dem von Hadrian unter dem Namen Aelia capitolina wieder aufgebauten Jeruſalem Anſtalten machen, und obſchon dieß Unternehmen mißlang, behielten ſie doch an ihrem in Tiberias wiedererrichteten Sanhedrin und durch Patriarchate (Präſidentſchaften des Sanhedrin), deren eines in Tiberias für die weſtlichen Juden bis 415, das andre in Babylonien für die öſtlichen bis 1038 beſtand, feſte Stützpunkte, und an ihren blühenden Akademieen im Orient Pflanzſchulen ihrer durch mannichfaltige Kenntniſſe ausgezeichneten Lehrer (Rabbiner). Ein Werk derſelben war die Sammlung der durch Tradition fortgepflanzten Auslegungen und Zuſätze zum alten Teſtament, welche um 200 vom Rabbi Juda dem Heiligen veranſtaltet und um 500 vollendet und unter dem Namen **Talmud** als Glaubensnorm von den zerſtreuten Judengemeinden angenommen wurde. Es verpflichtet ſie, wo 12 Mündige an einem Orte beiſammen wohnen, eine Synagoge zu errichten, und da der Opferdienſt mit der Zerſtörung des Tempels aufhören mußte, dem Gott ihrer Väter durch eine Menge Gebete und kleinlicher Formalitäten in der täglichen Lebensordnung zu dienen, welche als ein Hauptgrund ihrer beſchränkten Religioſität zu betrachten ſind. Während des Verfalls der Cultur in Europa blieben ſie wegen ihrer Lehranſtalten immer im Beſitze einer gewiſſen Bildung, welche in der Verwirrung der untergehenden und nach der Völkerwanderung neu entſtehenden Staaten nicht nur ihre Exiſtenz ſicherte, ſondern ihnen ſelbſt Einfluß und Anſehn verſchaffte. Sie bemächtigten ſich des Handels der alten Welt und wurden als Darleiher und Unterhändler, ja nicht ſelten in wichtigen Aemtern den Fürſten und Großen unentbehrlich; und ſo häufige und ſchreckliche Verfolgungen auch ſeit dem 7ten Jahrh. die Intoleranz der Chriſten über ſie verhängte, ſah man ſie doch gerade in den Ländern und Zeiten, wo man am grauſamſten gegen ſie gewüthet hatte, bald wieder empor kommen. Denn meiſt war ihr Wucher und die Habſucht der Chriſten mehr als Religionshaß die Urſache dieſer Verfolgungen. Alles Unheil, jede Landplage und die ſchrecklichſten Frevel wurden ihnen Schuld gegeben, um einen Vorwand zu haben, ſich durch ihre Hinrichtung oder Landesverweiſung von läſtigen Gläubigern zu befreien und mit ihren Schätzen zu bereichern. Aber durch ihr Geld und ihre Gewandtheit waren ſie zu wichtig geworden, als daß ſie nicht bei geiſtlichen und weltlichen Herren immer wieder Schutz und Aufnahme gefunden hätten. Am glücklichſten lebten ſie unter den Muhamedanern und während der mauriſchen Herrſchaft in Spanien begann eine neue Blüthe ihres Wohlſtandes und ihrer Gelehrſamkeit. In den Städten von Frankreich, Deutſchland und Italien räumte man ihnen ſeit dem 11ten Jahrh. eigne Gaſſen und geſchloſſene Plätze (noch jetzt Judengaſſen genannt) ein, wodurch in den Verfolgungen während der Kreuzzüge oft Tauſende auf einmal Opfer der Volkswuth wurden. Wiederholte kirchliche Synodalbeſchlüſſe und landesherrliche De-

trete erklärten die Juden für unfähig zum Mitgenuſſe der bürgerlichen Rechte der Chriſten und zur Bekleidung öffentlicher Aemter. Einheimiſch, anſäßig, irgend einer chriſtlichen Zunft oder Innung zugethan, ſollten ſie nirgends ſeyn, ſondern nur gegen Erlegung gewiſſer Abgaben den unmittelbaren Schutz der Landesherren genießen, die ſie in Geldverlegenheiten einmal über das andre nöthigten, die Fortdauer dieſes precären Vertrags zu erkaufen. In Deutſchland wurden ſie als des heil. römiſchen Reichs **Kammerknechte** oder Leibeigene d. Kaiſers (ſ. d. A.) geſchützt. Ihre Bekehrung zum Chriſtenthume konnte bei einer ſo inconſequenten Behandlung nicht gelingen, zwar gaben ſie bisweilen, wie beſonders am Ende des 15ten Jahrh. in Spanien und Portugal, der Gewalt nach und ließen ſich in Maſſe taufen, war aber der Sturm nur vorüber, ſo ſah man ſie wieder in den Synagogen. Ja ſie konnten bei dem Aberglauben des Mittelalters, deſſen Heiligen- und Reliquienverehrung ihnen als Abgötterei erſcheinen mußte, wohl auf den Gedanken kommen, daß ihr reiner Monotheismus vernunft- und ſchriftmäßiger ſey. Daher und aus ihrem Stolze auf das Alterthum ihrer Nation und Verfaſſung iſt erklärlich, wie viele öffentlich zum Chriſtenthume Uebergetretene, die in Portugal neue Chriſten heißen, zu adlichem Range, ja ſelbſt zu hohen geiſtlichen Würden gelangen konnten, ohne in ihrem Privatleben etwas andres zu ſeyn als Juden, die die moſaiſchen Gebräuche gewiſſenhaft zu beobachten fortfuhren. Die portugieſiſche Judenſchaft iſt wegen ihrer Verbindung mit dieſen heimlichen Anhängern vorzüglich angeſehen und im Beſitze bedeutender Ländereien; die holländiſchen Juden waren ſonſt durch unermeßliche Reichthümer ſo wie durch eine gewiſſe Rechtlichkeit ausgezeichnet; die polniſchen und ruſſiſchen, jetzt die zahlreichſten unter allen, hatten ſich ehedem faſt alles Handels, der Gaſtgerechtigkeiten, des Bier- und Branntweinſchanks, ja hier und da ſogar der Poſtanſtalt bemächtiget; den deutſchen blieb bei dem Wachsthum der deutſchen Handelsſtädte und Innungen meiſt nur die Nachleſe des Kleinhandels. Gleich ſind ſich die Juden aber unter allen Himmelsſtrichen, ihre Beſchränkung auf Gewerbe, die mehr Liſt und Gewandtheit als ausdauernden Fleiß erfordern, hat ihrem Charakter die Züge eingeprägt, durch welche ſie ſo oft ein Gegenſtand der Verachtung wurden. Die einzelnen Edlen, die ſich in neuern Zeiten als Gelehrte, Philoſophen oder Aerzte unter ihnen hervorgethan haben, wie Spinoza, Moſes Mendelſohn, Moſes Kuh u. ſ. w., gehören durch den Weg, den ihre Bildung nahm, mehr den Chriſten als ihrem Volke an. Das Gros der Juden durch ein unſtätes Leben verwildert, im täglichen kleinlichen Treiben des Eigennutzes befangen und zur Erduldung des Spottes der bevorrechteten Chriſten gezwungen, konnte nicht Sinn für die edlen Gedanken und Gefühle haben, die den Menſchen im Staate erheben und zu gemeinnützigen Thaten anfeuern. Ohne Ehre, Vaterland und Freiheit glaubte der gemeine Jude ſich durch die Künſte des Betruges und der Lüge nicht tiefer herabzuwürdigen, als er ſchon ſtand. Erſt in der philoſophiſchen Stimmung der letzten Hälfte des 18ten Jahrh. begann man neben andern Menſchenrechten auch die der Juden anzuerkennen; philantropiſche Ideen zur Verbeſſerung ihres bürgerlichen und moraliſchen Zuſtandes kamen zur Sprache und auch zum Theil durch den guten Willen einiger Regierungen zur Ausführung; indeß mit geringem oft ganz verfehltem Erfolge. Nur der Anſäſſigkeit, die ihnen einige kleinere Fürſten zugeſtanden, mochten ſie ſich mit Dank erfreuen, am wenigſten ſchienen ſie aber geneigt, den Wucher zu laſſen und nützliche Handwerke zu treiben oder gar in die Reihen der Krieger zu treten. Doch dieſem letzten Schickſale kon-

ten ſie im Zeitalter Napoleons nicht entgehen. Von dem großen Sanhedrin, zu dem er 1806 gegen 100 reiche Juden berief, iſt zwar kein andrer Erfolg bekannt geworden, als daß dieſe Deputirten ihr Geld in Paris verzehrten, auch erklärte ein kaiſerliches Decret bald darauf nur diejenigen Juden für franzöſiſche Bürger, die ſich eines nützlichen Gewerbes befleißigen würden, aber zur Conſcription wurden ſie dennoch alle gezogen. Ernſtlicher waren die Fürſten des Rheinbundes bedacht, die Juden zu Staatsbürgern zu machen: die entehrenden Bedingungen ihrer bisherigen Exiſtenz wurden aufgehoben, bürgerliche Rechte ihnen zuerkannt, zur Verbeſſerung ihres Cultus und ihrer Schulen in Caſſel ſogar ein iſraelitiſches Conſiſtorium errichtet, deſſen am weſtphäliſchen Hofe beliebter Präſident Jacobsſohn im J. 1810 mit vielem Gepränge die Einweihung eines neuen Judentempels zu Seeſen in Weſtphalen veranſtaltete. Weniger ſchimmernd, aber ſorgfältiger und nachhaltiger ſind die Verbeſſerungen der jüdiſchen Schulen in Oeſterreich, und im Allgemeinen ſchreitet die jüdiſche Nation in Europa ohne ihre Religion zu verleugnen jetzt mehr als je einer Anſchließung an chriſtliche Sitte und Bildung entgegen, während ihre Glaubensgenoſſen unter den Muhamedanern und Heiden noch die Barbarei ihrer Gebieter theilen und ſelbſt in dem einzigen bis dieſen Tag beſtehenden jüdiſchen Staate der Falaſchas im Weſten von Habeſch (vergl. d. Art. Habeſch) nach den Berichten neuerer Reiſenden Rohheit und grobe Unwiſſenheit herrſcht. Seit kurzem haben ſich wieder mehrere Stimmen in Deutſchland, zum Theil mit intoleranter Härte und Heftigkeit, gegen die Möglichkeit der bürgerlichen und moraliſchen Beſſerung der Juden erklärt. Während das Theaterſtück: Unſer Verkehr, das, trotz ſeines äſthetiſchen Unwerths, mit dem allgemeinſten Beifalle aufgenommen wurde, ihren Charakter dem Lachen und der Verachtung preis gab, ſuchten Rühs und Fries in ernſthaft unterſuchenden Schriften die gänzliche Unverbeſſerlichkeit deſſelben darzuthun. Doch fanden die Juden auch einige Vertheidiger, unter denen beſonders Ewald beachtet zu werden verdient. E.

Juſten, ſ. Juchten.

Jugurtha war der Sohn des Manaſtabal, eines natürlichen (nach andern, rechtmäßigen) Sohns des Maſiniſſa, welchen dieſer mit einer Beiſchläferinn gezeugt hatte. Als Neffe des Micipſa, der ſeines Vaters Bruder und, nach dem Maſiniſſa, König von Numidien war, erhielt Jugurtha eine eben ſo ſorgfältige Erziehung, wie die beiden eigentlichen Söhne des Micipſa, Adherbal und Hiempſal. Auch beſaß er Eigenſchaften, welche ihm allgemeine Liebe und Achtung erwarben. Er war ſchön von Körper, voll männlicher Kraft und mit großen Talenten begabt. Statt ſich den weichlichen Beſchäftigungen der Jugend oder einem üppigen Leben zu überlaſſen, wandte er vielmehr ſeine Zeit dazu an, ſich die einem Krieger nothwendigen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten zu erwerben, worin er bald alle Jünglinge ſeines Alters übertraf, weswegen ihm auch Micipſa anfangs ſehr gewogen war. Bald aber begann dieſer, von einem ſo unternehmenden Geiſte, wie Jugurtha, für ſeine eigenen Kinder, die weit jünger waren, alles zu befürchten, und beſchloß daher, ihn auf irgend eine ſchickliche Art ſich vom Halſe zu ſchaffen und ihn deshalb zu allerlei gefährlichen Unternehmungen zu gebrauchen. So ſchickte er ihn, z. B., mit einer Armee den Römern zur Hülfe gegen Numantia; aber hier gewann er durch ſeine Tapferkeit und durch ſein kluges Betragen die Achtung des Kriegsheers und die Freundſchaft des Scipio. Schon vorher hatte er ſich die Zuneigung aller Numidier zu verſchaffen gewußt; jetzt, nach ſeiner Zurückkunft,

beteten ſie ihn beinahe an, und ſelbſt Micipſa änderte ſeine Geſinnung gegen ihn, und ſuchte durch Güte ihn an ſich zu feſſeln. Er nahm ihn daher an Kindes Statt an, und erklärte ihn mit ſeinen beiden Söhnen zum gemeinſchaftlichen Erben ſeiner Krone. Noch auf ſeinem Todbette ermahnte er ihn zur Freundſchaft und Treue gegen ſeine, durch brüderliche Bande mit ihm verbundenen Söhne; dieſen aber befahl er, dem Jugurtha mit Ehrerbietung zu begegnen und ſeinen Tugenden nachzueifern. Jugurtha antwortete dem ſterbenden Könige ganz ſo, wie es dieſer nur wünſchen konnte, ob er gleich damals ſchon den Entſchluß gefaßt hatte, ſich zum Alleinherrſcher von Numidien zu machen. Bald nach dem Tode des Micipſa machte er Anſtalt, dieſen Entſchluß auszuführen, und es gelang ihm, den Hiempſal in der Stadt Thirmida zu ermorden, und ſeinen Bruder Adherbal aus dem Lande zu jagen, indem er ſich faſt ſeines ganzen Antheils an Numidien bemächtigte. Auf die Nachricht, daß Adherbal nach Rom gegangen ſey, ſchickte er auch Geſandte dahin ab, um durch Beſtechungen die Schritte deſſelben zu vereiteln. Dies glückte ihm auch wirklich über Erwarten. Der größte Theil des Senats erklärte ſich für Jugurtha, und ſuchte ſein Verfahren zu rechtfertigen. Es wurden zehn Bevollmächtigte ernannt, um Numidien zwiſchen Adherbal und Jugurtha zu theilen, und über den Tod des Hiempſal an Ort und Stelle Erkundigung einzuziehen. Auch dieſe Bevollmächtigten wußte Jugurtha ganz für ſich zu gewinnen. Sie erklärten die Ermordung des Hiempſal blos für Gegenwehr, und gaben bei der Theilung dem Jugurtha die reichſten und ſchönſten Provinzen. Kaum waren die Bevollmächtigten abgereiſet, als Jugurtha, um den Adherbal zum Kriege zu reizen, in die Grenzen ſeines Antheils feindlich einfiel und daſelbſt die ſchrecklichſten Verwüſtungen anrichtete. Allein Adherbal blieb ſchlechterdings bei allen Beleidigungen ruhig. Wollte alſo Jugurtha ſeinen Zweck erreichen; ſo durfte er nicht weiter auf Vorwand zum Kriege warten. Er brach demnach von neuem mit einer zahlreichen Armee in die Länder des Adherbal ein, und nöthigte dieſen nun mit Gewalt zur Gegenwehr. Bei der Hauptſtadt Cirtha kam es zu einem Treffen, in welchem Adherbals Armee faſt ohne allen Widerſtand geſchlagen und zerſtreut wurde. Adherbal fand kaum Mittel, nach Cirtha zu entfliehen, wo er von Jugurtha belagert wurde. Während der Zeit bot ſich dem Adherbal Gelegenheit dar, einen Brief nach Rom zu überſenden, worin er ſeinen unglücklichen Zuſtand ſchilderte. Dennoch verhinderten die Freunde Jugurtha's, daß man keine Armee, ſondern wiederum nur Bevollmächtigte nach Numidien abgehen ließ. So kam es, daß der Zweck dieſer Sendung abermals nichts entſchied, ſondern daß vielmehr Adherbal der Willkühr ſeines Feindes überlaſſen wurde. Dieſer belagerte nun Cirtha mit dem ſtärkſten Nachdrucke, und nöthigte Adherbal zur Uebergabe. Ungeachtet ſeines Verſprechens, ihm das Leben zu ſchenken, ließ er ihn in Verhaft nehmen und auf die unmenſchlichſte Art ermorden. Dieſe ſchändliche That Jugurtha's ſiegte endlich bei dem römiſchen Senate über die Beſtechungen deſſelben. Das Volk verlangte nun ſelbſt, daß man ernſtliche Maaßregeln gegen ihn nähme, und der Senat beſchloß, mit dem folgenden Jahre den Krieg anzufangen. Dieſer Krieg wurde dem Conſul L. Calpurnius Piſo aufgetragen, einem Manne, der mit vielen Feldherrn-Talenten die niedrigſte Habſucht verband, und es ſich daher zum Zwecke machte, durch dieſen Krieg ſeinen Beutel zu füllen. Anfangs führte er den Krieg mit vielem Nachdrucke und eroberte mehrere Städte; bald aber ließ er ſich mit Jugurtha in Unterhandlungen ein, und bewilligte ihm endlich, als Jugurtha ſeine Schätze

nicht geſpart hatte, unerwartet ſehr vortheilhafte Bedingungen. Er behielt Numidien und lieferte der Republik blos eine gewiſſe Anzahl Pferde, Elephanten und eine mäßige Geldſumme. In Rom war man ſehr mißvergnügt über dieſen Frieden, und Jugurtha wurde beſchieden, ſich vor dem Richterſtuhle des Volks zu ſtellen. Da man ihm ſicheres Geleit verſprochen hatte; ſo ſtellte er ſich in Rom, wo es ihm gelang, einen der Volkstribunen auf ſeine Seite zu bringen. Als er ſich daher vor dem Volke verantworten ſollte, legte ihm der Tribun Stillſchweigen auf, und ſo mußte das Volk aus einander gehen, ohne das Geringſte beſchließen zu können. Jugurtha trieb nun ſeinen Uebermuth in Rom ſelbſt ſo weit, daß er den Maſſiva, einen unehelichen Sohn des Guluſſa, Bruder des Micipſa, dem das römiſche Volk die Krone von Numidien zu ertheilen geneigt war, meuchelmörderiſch umbringen ließ. Da ihm ſicheres Geleit verſprochen worden war; ſo erhielt er blos Befehl, Rom unverzüglich zu verlaſſen. Der Krieg wurde ihm nun von neuem erklärt, und vom Conſul Poſthumius Albinus geführt. Aber die Ränke des Jugurtha, der durch leere Verſprechungen von Unterwerfung den ſiegreichen Albinus immer wieder aufzuhalten wußte, machten, daß das Jahr zu Ende ging, ohne daß abermals was entſchieden wurde. Gleich nach der Abreiſe des Conſuls war Jugurtha ſogar glücklich genug, dem Bruder deſſelben, Aulus Poſthumius, eine völlige Niederlage zuzubereiten, ihn zu einem ſchimpflichen Frieden zu nöthigen und ſeine Armee unter dem Joche durchgehen zu laſſen. Dies war Urſache, daß der Senat den Frieden für ungültig erklärte, und den berühmten Metellus nach Numidien ſchickte. Dieſer beſiegte nun den Jugurtha in einem Haupttreffen, und blieb allen ſeinen Beſtechungskünſten unzugänglich. Schon auf dem Punkte, einen ſchimpflichen Frieden zu unterzeichnen und ſich den Römern zu ergeben, änderte er plötzlich, aus Furcht, dieſe möchten die von ihm begangenen Uebelthaten rächen, ſeinen Entſchluß, und wollte noch einmal das Aeußerſte wagen. Er ſammelte daher ſeine letzten Kräfte, und wußte ſo geſchickt zu operiren, daß Metellus ſeinen Wunſch, den Krieg zu beendigen, unerfüllt ſah. Marius hatte nämlich durch ſeine Ränke bewirkt, daß Metellus zurückberufen, und er ſelbſt an deſſen Stelle zum Feldherrn ernannt wurde. Aber noch vor des Marius Abreiſe von Rom wäre Jugurtha beinahe durch die Verrätherei des Bomilcar, eines ſeiner Bedienten, den Römern ausgeliefert worden. Nach einem neuen Siege, den Metellus über den Jugurtha erfocht, und welcher ihn faſt nöthigte, aus ſeinem Reiche zu entfliehen, faßte er den Entſchluß, die Gätulier und den mauritaniſchen König Bocchus um Hülfe anzuflehen. Er erlangte ſie auch wirklich, und wagte es nun, mit ſeiner neuen Armee ſich im offenen Felde zu zeigen und die Wiedereroberung ſeines Reichs zu verſuchen. Unterdeſſen war Marius in Afrika angekommen, um den Metellus im Commando abzulöſen. Nachdem er die Stadt Capſa und das feſte Schloß Mulucha erobert hatte, zog er ſich an die Seeküſte zurück, wurde aber unterwegs von dem vereinigten Heere des Bocchus und Jugurtha angegriffen, und genöthigt, ſich auf einen Berg zurückzuziehen. Hier umſchloſſen ihn die Feinde, und überließen ſich, in der ſicherſten Erwartung eines vollſtändigen Sieges, dem Ausbruche der unmäßigſten Freude. Da ſie aber, vom Tanzen und Schmauſen ermüdet, ſich eben dem Schlafe überlaſſen wollten, ſtürzten die Römer vom Berge auf ſie herab, und ſchlugen ſie nach einer gräßlichen Niederlage völlig in die Flucht. Vier Tage nachher thaten Jugurtha und Bocchus einen neuen Anfall, weil ſie die Römer in völliger Sorgloſigkeit zu finden hofften. Aber Marius

empfing ſie ſo tapfer, daß beinahe ihre ganze Armee von 90,000 Mann niedergehauen wurde, obgleich Jugurtha ſelbſt mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gefochten hatte. Der mauritaniſche König Bocchus ſchloß nun Frieden mit den Römern, und verließ den Jugurtha. Ja, als Scylla nachher als Geſandter zu ihm kam, ließ er ſich ſogar von ihm bereden, den Jugurtha zu ſich zu locken, und ihn den Römern zu überliefern. Unter dem Vorwande, zwiſchen ihm und den Römern einen Frieden zu vermitteln, brachte man ihn an den Hof des Bocchus. Hier wurde er gefangen genommen und dem Scylla überliefert, der ihn in Ketten legen und nach Cirtha zum Marius führen ließ. Der Krieg war nun beendigt, und Numidien in eine römiſche Provinz verwandelt. Marius zierte ſeinen Triumph mit dem gefangenen Jugurtha und deſſen beiden Söhnen. Nachdem dieſer bei dieſer Gelegenheit auf eine grauſame Art vom Pöbel gemißhandelt worden war, warf man ihn in einen finſtern Kerker, wo er nach ſechs Tagen des Hungertodes geſtorben ſeyn ſoll. Einige Schriftſteller erzählen, er ſey gleich nach geendigtem Triumphe im Gefängniſſe hingerichtet worden. Seine beiden Söhne blieben in der Gefangenſchaft zu Venuſium.

Julia, die durch ihre Ausſchweifungen ſo berüchtigte einzige Tochter des Kaiſers Auguſt und der Scribonia, beſaß große Annehmlichkeiten im Umgange, eine nicht gewöhnliche Schönheit und einen ſehr ausgebildeten Geiſt. Zuerſt wurde ſie mit dem älteſten Sohne des Antonius, Antyllus, verſprochen. Da aber dieſe Verbindung nicht zu Stande gekommen war, ſo heirathete ſie den jungen Marcellus, den Sohn der Octavia, welchen dieſe von ihrem erſten Gemahle bekommen hatte. Als dieſer bald darauf verſtorben war, ward ſie die Gemahlin des M. Viſpanius Agrippa, welchem ſie drei Söhne, den Cajus, Lucius und Agrippa, desgleichen zwei Töchter, die Julia und Agrippina, gebar. Schon bei Lebzeiten dieſes ihres Gemahls führte ſie eine ſo ausſchweifende Lebensart, daß dieſer darüber keinen geringen Kummer empfand. Da Agrippa bereits bei Jahren war, ſo überließ ſich Julia den Umarmungen aller jungen Männer Roms. Nach ihrer Meinung brauchte ſie ihrem Gemahle nur in ſo fern treu zu ſeyn, als ſie ihm kein fremdes Kind in die Ehe brächte. Ganz Rom kannte ihre Ausſchweifungen; Auguſt allein war nicht davon unterrichtet. Nach des Agrippa Tode vermählte ſie ihr Vater mit dem Tiberius, der zwar ihre Aufführung ſehr wohl kannte, aber doch dem Willen des Kaiſers ſich nicht zu widerſetzen wagte. Julia ließ ſich nun aber durch dieſe neue Heirath ſo wenig in ihren gewohnten Ausſchweifungen ſtören, daß Tiberius, der eben ſo wenig Zeuge, als Ankläger derſelben beim Auguſt ſeyn wollte, gezwungen wurde, um beiden auszuweichen, den Hof zu verlaſſen. Ihre Schaamloſigkeit vermehrte ſich nun von Tag zu Tag immer mehr, und ging am Ende ſo weit, daß ſie jeden Morgen der Statüe des Mars ſo viele Kronen aufſetzen ließ, als ſo oft ſie ſich in der vorhergehenden Nacht hatte entehren laſſen. Ihre Ausſchweifungen konnten am Ende auch ſelbſt ihrem Vater nicht länger verborgen bleiben. Er gerieth darüber in den heftigſten Zorn, und wollte ſie anfangs gar umbringen laſſen; milderte jedoch nachher dieß Urtheil, und verbannte ſie auf eine wüſte Inſel an der Küſte von Campanien, mit Namen Pandataria, wohin ſie ihre Mutter Scribonia begleitete. Er war auch ſo unerbittlich gegen ſie, daß er ſie, ſelbſt auf die dringendſten Bitten des Volks, nicht wieder begnadigen wollte. Doch ließ er ſich endlich bewegen, den Ort ihrer Gefangenſchaft zu ändern, und ſie von der Inſel auf das feſte Land nach

der Stadt Rhegium zu ſchaffen. Nach Rom durfte ſie jedoch nicht zurückkehren. Nach dem Tode des Kaiſers ward ihr Schickſal ſehr traurig. So lange dieſer gelebt, hatte Tiberius noch immer viele Zärtlichkeit gegen ſie geäußert, und den Kaiſer oft gebeten, ſie zu begnadigen. Jetzt aber behandelte er ſie mit der größten Grauſamkeit. Vorher hatte ſie blos die Stadt Rhegium nicht verlaſſen dürfen; Tiberius aber ſperrte ſie im eigentlichen Sinne in ihrem Hauſe ein. Ja, er entzog ihr auch ſogar die kleine Penſion, die ihr Auguſtus ausgeſetzt hatte, und ſo ſtarb ſie im 15ten Jahre ihrer Verbannung in Mangel und Dürftigkeit.

Julianus (Flavius Julius Claudius), römiſcher Kaiſer, welchem die Chriſten den Beinamen Apoſtata gaben, Sohn des Julius Conſtanz, Bruders von Conſtantin dem Großen, und Baſilinens, ſeiner zweiten Gemahlin, einer Tochter des Präfecten Julian, ward am 6. Nov. 331 zu Conſtantinopel geboren. Kaum 6 Jahr alt, ſah er, wie ſein Vater und mehrere Perſonen ſeiner Familie von den Soldaten des Kaiſers Conſtantin II., ſeines Onkels, eines Sohnes von Conſtantin dem Großen, ermordet wurden. Er ſelbſt und ſein jüngerer Bruder Gallus entgingen nur mit Mühe dem Tode. Julian ſelbſt lag gerade an einer gefährlichen Krankheit darnieder, von der er ſich, wie man glaubte, nicht wieder erholen würde; und ſeinen Bruder Gallus rettete ſeine große Jugend. Die Erziehung beider Prinzen wurde dem Euſebius von Nicomedien anvertraut, welcher ihnen den Mardonius zum Lehrer gab. Man erzog ſie im Chriſtenthume, einer Religion, die damals am Hofe der Kaiſer noch neu war. Man ließ ſie ſogar in den prieſterlichen Stand treten, um ſie vom Throne zu entfernen: ſie wurden zu Vorleſern in ihrer Kirche erwählt. Dieſe Erziehung machte einen ganz verſchiedenen Eindruck auf die Gemüther der beiden Brüder, deren Charakter an ſich ſelbſt ſchon ſehr verſchieden war. Gallus, der jüngere Bruder, wich nie vom Chriſtenthume, und erwarb ſich dadurch das Lob der Kirchenſchriftſteller. Nichts deſtoweniger ergab er ſich, als er zu der Würde eines Cäſars und zum Statthalter von Syrien erhoben worden war, den größten Ausſchweifungen und den erſinnlichſten Grauſamkeiten. Er faßte ſogar, wie man ſagt, den Entſchluß, den Kaiſer Conſtanz vom Throne zu ſtoßen, welcher ihn dafür zum Tode verurtheilen ließ. Julian hatte, da er älter war, auch die Verfolgung, welche man an ſeiner Familie ausgeübt, ſo wie den Zwang und die Furcht, in welcher man ihn ſeine Jugend hatte zubringen laſſen, um deſto lebhafter gefühlt. Er ſuchte daher Troſt in dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften und der Philoſophie, und überließ ſich demſelben mit Anſtrengung. Er war 14 Jahr alt, als er nach Athen ging, wo er den Unterricht verſchiedener Lehrer, insbeſondere des Philoſophen Maximus, genoß. Hier ward er beſtimmt, der Religion derjenigen, die ſeine Familie ermordet hatten, zu entſagen, und zu dem ſogenannten Heidenthume, welches damals noch vorhanden war, überzutreten. Doch ſcheint er nicht Geiſteskraft genug gehabt zu haben, bei Annahme der heilſamen Grundſätze jener Religion, die unhaltbaren, theils ſogar läppiſchen Dogmen derſelben zu verwerfen: wenigſtens finden wir, daß er an Aſtrologie, an die Wiſſenſchaft der Haruſpices, an die Kunſt, gewiſſe vermittelnde Geiſter zu ſeinem Vortheile zu ſtimmen, und durch ſie in die Zukunft ſehen zu können, und an dergleichen Dinge mehr geglaubt hat. Conſtanz, der theils von den Geſchäften der Regierung danieder gebeugt war, theils den Einfall der Deutſchen in die Provinzen des römiſchen Reichs befürchten mußte, entſchloß ſich, Julian das Commando gegen dieſelben zu übertragen. Dieſer ward daher von Conſtanz zu Mailand am 6. Nov. 335

feierlich zum Cäſar ausgerufen, und erhielt deſſen Schweſter Helene zur Gemahlin. Nun marſchirte Julian mit einer nur geringen Anzahl Truppen nach Gallien, welches von den Deutſchen verwüſtet wurde, und woſelbſt er im Anfange des folgenden Dec. anlangte. Man konnte nicht erwarten, daß ein Jüngling, der ſich bis dahin nur mit dem Studium der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigt hatte, im Stande ſeyn würde, noch dazu bei ſo ſchwachen Hülfsmitteln, die furchtbaren Deutſchen zu beſiegen, und Gallien von ihnen zu befreien. Selbſt der Kaiſer Conſtanz ſchien nicht auf die Möglichkeit davon gerechnet zu haben. Den noch übrigen Theil des Winters brachte Julian mit Vorbereitungen zu dem bevorſtehenden Kriege zu, und marſchirte dann den Deutſchen entgegen, welche er, nachdem er mehrere Städte erobert und verſchiedene Gefechte gewonnen hatte, bei Strasburg in einer Hauptſchlacht, bei welcher 7 Könige der Deutſchen zugegen waren, auf's Haupt ſchlug, und dadurch Gallien von den Feinden gänzlich ſäuberte. Damit noch nicht zufrieden, verfolgte er die Deutſchen bis über den Rhein, und bekriegte ſie auf ihrem eignen Grund und Boden. So zeigte ſich Julian nicht allein als ein erfahrner Krieger, ſondern er bewies bald, daß er auch Talente zum Regenten beſaß, indem er Gallien eine ganz neue Verfaſſung gab, die Finanzen herſtellte, die Abgaben zweckmäßiger vertheilte, die Laſten derſelben erleichterte, die Mißbräuche, welche ſich in den Gerichtshöfen eingeſchlichen hatten, abſchaffte, in den wichtigſten Angelegenheiten ſelbſt Recht ſprach, und Städte und Feſtungen erbauen ließ. Während er ſich ſo um das Wohl eines großen Landes verdient machte, ward er bei Conſtanz von Höflingen verläumdet, als ſtrebte er danach, ſich unabhängig zu machen, oder ihn wohl gar vom Throne zu ſtoßen. So konnte es nicht fehlen, daß der argwöhniſche Conſtanz auf die glänzenden Erfolge, welche ſein Vetter in Gallien erhalten hatte, bald eiferſüchtig, ja von denſelben ſogar erſchreckt werden mußte. Er war nichtswürdig genug, unter der Hand die Gallier ſelbſt gegen ihn aufreitzen, und ihm ſeine beſten Truppen abfordern zu laſſen, indem er vorwandte, dieſe gegen die Perſer gebrauchen zu müſſen. Dieſer Befehl brachte einen Aufruhr unter den Soldaten hervor, welche nicht nach Perſien marſchiren wollten. Sie riefen daher ihren Cäſar Julian, ungeachtet des Widerſtandes, welchen derſelbe leiſtete, im März 360 zum Kaiſer aus. Julian meldete dem Conſtanz den Verlauf der Dinge; dieſer befahl, Julian ſolle den Kaiſer-Titel ablegen. So ſehr nun auch letzterer dies zu thun geneigt war, ſo widerſetzten ſich abermals die galliſchen Legionen. Nun ließ Conſtanz ein Heer gegen Julian marſchiren, und dieſer ſetzte ſich in Vertheidigungszuſtand. Julian verläßt Gallien, wo er 5 Jahre zugebracht hatte, erobert Sirmium, die Hauptſtadt von Illyrien, belagert Aquileja und erfährt den Tod des Kaiſers Conſtanz. Jetzt eilt er durch Thracien, und kommt am 11. Dec. 361 zu Conſtantinopel an, wo er feierlich zum römiſchen Kaiſer erwählt wird. Nun beſchäftigte er ſich mit Verbeſſerung der Angelegenheiten des Reichs, ſchaffte unzählige Mißbräuche ab, und ſchränkte insbeſondere ſeinen Hofſtaat ein. Als er eines Tages einen Barbirer verlangt hatte, und ſich dieſer ihm in glänzender Kleidung darſtellte; ſo ſchickte er ihn wieder fort, indem er ſagte: „Ich habe einen Barbirer verlangt, und keinen Senator.“ Von den tauſend Badern, oder Barbirern, die ſein Vorgänger gehabt hatte, behielt er nur einen. Und auch das ſey noch zu viel, meinte er, für jemanden, der ſeinen Bart wachſen ließe. Auch die Köche, deren Zahl ſich eben ſo hoch belief, als diejenige der Barbirer, ſchaffte er ab, und behielt nur einen von ihnen. Daſ-

ſelbe Schickſal traf die Verſchnittenen, die ebenfalls verabſchiedet wurden. Auch die ſogenannten curiosi, welche unter dem Vorwande, dem Kaiſer nützliche Dinge zu hinterbringen, zu den gefährlichſten Spionen, und zu einer wirklichen Geißel für das geſellſchaftliche Leben geworden waren, erhielten nicht minder ihren Abſchied. Dieſe Aufhebung ſo vieler unnützen Bedienungen kam dem Volke zu Nutz: es wurde ihm der fünfte Theil aller Auflagen erlaſſen. Wenn dieſes ganze Verfahren eine menſchliche Geſinnung verrieth; ſo zeigte er nicht minder in allen Verhältniſſen ſeines öffentlichen und Privatlebens einen wahrhaft großen und edlen Charakter, und wir müſſen es uns mit Bedauern verſagen, mehrere einzelne Züge deſſelben, des beſchränkten Raums wegen, nicht anführen zu können. Ob er gleich den heidniſchen Gottesdienſt in ſeinem ganzen Glanze wiederherſtellte, und neben ſich ſelbſt ſogar den Jupiter, der ihm Krone und Purpur überreichte, und den Mars, der ihm Tapferkeit und Beredtſamkeit ertheilte, malen ließ; ſo verfuhr er doch ſehr gelinde mit den Chriſten, und wußte die Reinheit der Sitten, welche das Chriſtenthum einflößt, in ihrem ganzen Umfange zu ſchätzen. Legte er aber nun gleich den Chriſten, bei Ausübung ihrer Religion, keine Hinderniſſe in den Weg; ſo entzog er dennoch ihren Kirchen die oft ausnehmend großen Reichthümer, und vertheilte ſie unter ſeine Soldaten, verſuchte es auch wohl dann und wann, wenn er ſie durch Schmeicheleien und Wohlthaten zu dem Heidenthume nicht zurückzuführen vermochte, ihnen in Dingen, die jedoch durchaus die Religion nicht angingen, hinderlich zu ſeyn. So verbot er ihnen, z. B., vor Gericht als Sachwalter aufzutreten, Staatsaemter zu bekleiden; ja, die Chriſten durften nicht einmal öffentliche Lehrer werden, da er wohl wußte, welche große Hülfsmittel, das Heidenthum zu bekämpfen, ſie in ihren Schriften beſitzen müßten. So wollte er Jeſus Prophezeihung, in Betreff des Tempels zu Jeruſalem, unwahr machen, und erlaubte daher den Juden, dieſen, ungefähr 300 Jahre nach ſeiner Zerſtörung, wieder aufzubauen. Aber es ſollen, wie man ſagt, aus der Tiefe feurige Flammen emporgeſtiegen ſeyn, und mehrere Arbeiter verbrannt haben. So eifrig nun auch Julian darauf bedacht war, die chriſtliche Religion auszurotten, ſo wollte er doch zuvor den Krieg gegen die Perſer beenden. Sein erſter Feldzug gegen dieſelben fiel glücklich aus: er eroberte mehrere Städte und drang bis nach Cteſiphon vor. Mangel an Lebensmitteln zwang ihn jedoch, ſich wieder zurückzuziehen. Hier ward er am 26. Jun. 363 gefährlich verwundet, und ſtarb in der folgenden Nacht im 32ſten Jahre ſeines Lebens. Man machte ihm folgende Grabſchrift: „Hier liegt Julian, welcher an den Ufern des Tigris ſein Leben verlor. Er war ein vortrefflicher Regent und ein tapferer Krieger.“ Um ein möglichſt vollendetes Bild dieſes Kaiſers zu entwerfen, iſt es vielleicht nicht unzweckmäßig, anzuführen, daß er die Enthaltſamkeit in der Liebe über alles ſchätzte. In ſeinen Kriegen gegen die Perſer enthielt er ſich, nach Alexanders des Großen Beiſpiele, gefangene Jungfrauen, deren Reize man ihm vorher geſchildert hatte, vor ſich erſcheinen zu laſſen. Uebrigens giebt es vielleicht weder in der alten, noch in der neuen Geſchichte einen Fürſten, über welchen die Schriftſteller, je nachdem ſie ihn aus dem einen oder dem andern Geſichtspunkte betrachteten, verſchiedener geurtheilt hätten: vielleicht kömmt das auch daher, weil allerdings in ſeinem Charakter eine Menge Widerſprüche vereint zu ſeyn ſcheinen. Einige glauben, er habe ſo viele böſe und ſo viele gute Eigenſchaften beſeſſen, daß es leicht ſey, ihn zu tadeln und ihn zu loben, ohne die Wahrheit zu verletzen. Von der einen Seite unterrichtet, großmüthig, mäßig, enthaltſam,

umſichtig, gerecht, gnädig, menſchlich; von der andern leichtſinnig, unbeſtändig, ſonderbar, fanatiſch und abergläubiſch bis zum höchſten Grade, ehrſüchtig und voll Begierde, Plato, Marcus Aurelius und Alexander zu gleicher Zeit ſeyn zu wollen, ſtrebte er, durch ein falſches Urtheil geleitet, nur nach dem, was ihn vor allen andern bemerkbar machen konnte. Von ſeinen Werken ſind auf uns gekommen: Mehrere Reden, Briefe und Satyren, unter welchen letztern ſich die Satyre auf die Cäſaren, und die Satyre auf die Einwohner von Antiochien, Miſopogon betitelt, vorzüglich auszeichnen. Beſonders wird die Satyre auf die Cäſaren geſchätzt, welche, bis auf einige unbedeutende Scherze, wahrhaften Werth hat. Ein kritiſches Urtheil über diejenigen, welche auf dem erſten Thron der Erde geſeſſen haben, von einem ſtrengen Philoſophen gefällt, der ſelbſt auf dieſem Throne geſeſſen hat, muß in der That einen ganz eignen Reiz gewähren. Sein Miſopogon verräth ebenfalls einen Schatz von Witz und Laune. Julian ſpielt darin den Antiochiern auf eine harte Weiſe mit, ſpart aber von der andern Seite kein Lob, wenn von ihm ſelbſt die Rede iſt. Die verſchiedenen Werke, welche uns von ihm übrig geblieben ſind, beweiſen, daß dieſer Kaiſer Talent, Geiſt, Lebhaftigkeit, Leichtigkeit im Vortrage und eine gewiſſe Fruchtbarkeit beſaß. Doch ſcheint er dem Geſchmacke ſeines Jahrhunderts, in welchem eine bloße rhetoriſche Declamation die Stelle der Beredtſamkeit, Antitheſen die Stelle der Gedanken, und Wortſpiele die Stelle des Witzes vertreten mußten, zu ſehr ergeben geweſen zu ſeyn. Er ſchrieb auch ein Werk gegen die chriſtliche Religion, von dem uns einige Fragmente erhalten worden ſind, welche der Marquis d'Argens in die franzöſiſche Sprache überſetzt hat.

Julianiſcher Calender, ſ. Calender.

Jülich (franz. Juliers), Stadt im preußiſchen Großherzogthum des Niederrheins, an der Ruhr, iſt befeſtigt, hat 2941 Einwohner, eine gute Citadelle, eine große Collegiatkirche, vor der Stadt aber eine reformirte und eine lutheriſche Kirche. Während der Zeit des franzöſiſchen Kaiſerthums gehörte ſie zum Roer-Departement und ward zu einer wichtigen Feſtung gemacht. Ueber den bekannten jülichſchen Succeſſionsſtreit ſ. Berg.

Jünger, Johann Friedr., wurde am 15. Febr. 1759 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater Kaufmann war. Er genoß eine gute Erziehung, widmete ſich anfangs der Handelſchaft, ſtudirte aber nachher die Rechte und ſchloß ſeine akademiſche Laufbahn mit einer öffentlichen Diſputation. In der Folge beſchäftigte er ſich mehr mit den ſchönen Wiſſenſchaften, wurde Hofmeiſter zweier Prinzen, blieb es aber nicht lange, ſondern ging nach Weimar, wo er eine geraume Zeit als Gelehrter privatiſirte. Im J. 1787 kam er nach Wien, und wurde hier, nachdem er ſich bereits als Schriftſteller im dramatiſchen Fache rühmlichſt ausgezeichnet hatte, 1789 als k. k. Hoftheaterdichter angeſtellt. Eine Veränderung, welche dieſes Theater erlitt, zog 1794 ſeine Entlaſſung nach ſich. Er privatiſirte nun wieder, arbeitete theils für das Theater, theils in andern Fächern der ſchönen Wiſſenſchaften, und lebte von dem ſparſamen Erwerbe, den er von ſeinen Schriften zog. Er hatte jetzt zu wiederholten Malen Anfälle von tiefer Melancholie, die zunächſt an ſtillen Wahnſinn gränzte, und welche theils von dem angeſtrengten Fleiße, mit welchem er ſich ſeinen dürftigen Unterhalt verdienen mußte, theils von ſeiner durchaus einſiedleriſchen Lebensart herrührte. So ſtarb er am 25. Febr. 1797 im 39. Jahre ſeines Lebens, bedauert von allen, die ſeine Talente und ſeine unerſchütterliche

Rechtſchaffenheit gekannt hatten. Eine merkwürdige Erſcheinung in ſeinem Leben, die aber ſchon häufig gefunden worden iſt, muß es genannt werden, daß er gerade in der melancholiſchen, hypochondriſchen Periode die heiterſten Producte ſeines Geiſtes geliefert hat. Er begann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit dem Romane, Huldreich Wurmſamen von Wurmfeld und endigte mit dem Romane Fritz, welcher letztere ſich insbeſondere eines ausgebreiteten Publikums zu erfreuen gehabt hat. Eine gewiſſe friſche und leichte gefällige Erzählung machen ſeine Romane zu einer angenehmen Lectüre, ob ihnen gleich die eigentliche komiſche Kraft durchaus abgeht. Größer ſind Jüngers Verdienſte um die deutſche Bühne, in ſofern nämlich ſeine Stücke den mittelbaren Nutzen haben, daß ſie dem Eindrange der Ritter- und Familienſtücke, ſo wie beſonders der ſogenannten Schauſpiele, einigermaßen gewehrt und dadurch theils die Liebe des Publikums für das Luſtſpiel erhalten, theils auch die Fähigkeit der Schauſpieler für die leichte Darſtellung nicht ganz haben untergehen laſſen. Wiewohl Jünger als Schauſpieldichter durchaus keine eigentliche Erfindungsgabe beſaß; ſo wußte er ſich jedoch mit glücklicher Leichtigkeit und oft nicht mit geringem Erfolge ausländiſcher und einheimiſcher Süjets zu bedienen und dieſe durch ſeine Bearbeitung zu ſeinem Eigenthume zu machen, und ſomit berechtigt ihn ſein oft ſehr glücklicher Witz, das Luſtige ſeiner Intriguen, ſein leichter, natürlicher Dialog und ſeine Sprache der Converſation zu einem ehrenvollen Platze unter den deutſchen Theater-Dichtern. Seine ſämmtlichen Werke ſind folgende: Huldreich Wurmſamen von Wurmfeld, ein komiſcher Roman, 3 Thle. 1781 bis 1787. Der kleine Cäſar, ein komiſcher Roman, 1782. Des Grafen von Moreland merkwürdige Geſchichte und Abentheuer. 2 Thle. 1783. Der blinde Ehemann, Operette. 1784. Luſtſpiele, 5 Theile von 1785—1789, welche enthalten: die Badekur, in zwei Acten; Freundſchaft und Argwohn, in fünf Acten; der Strich durch die Rechnung, in vier Acten; der offene Briefwechſel, in fünf Acten; der doppelte Liebhaber, in drei Acten; das Kleid aus Lyon, in vier Acten; der Revers, in fünf Acten; der Wechſel, in vier Acten; Dank aus Undank, in drei Acten; das Weibercomplot, in fünf Acten (auch unter dem Titel Weiberliſt); der Inſtinct, oder wer iſt der Vater zum Kinde, in einem Acte; Jeannot, oder wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen, in einem Acte. — Camille, oder Briefe zweier Mädchen aus unſerm Zeitalter, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 4 Thle. 1786—1788; Vetter Jacobs Launen, 6 Thle. 1786—1792; Der Schein betrügt. Roman. 8 Thle. 1787—1789; (auch als Luſtſpiel, Adolphine Roſenthal, oder der Schein betrügt, in fünf Acten, 1801); Eheſtandsgemälde, 1790, (enthaltend die gute Ehe und Ferdinand, ein Gegenſtück zur guten Ehe); Komiſches Theater, 3 Thle. 1792—1795, enthält: die Entführung, in drei Acten; der Ton unſrer Zeiten, in einem Acte; das Ehepaar aus der Provinz, in vier Aufzügen; Er mengt ſich in Alles, in fünf Aufzügen; die unvermuthete Wendung, in vier Acten; die Geſchwiſter vom Lande, in fünf Aufzügen; Maske für Maske, in fünf Acten, und die Komödie aus dem Wegweiſer, in einem Acte. — Des Herrn von Gorgy's ſämmtliche Werke, frei überſetzt, 6 Thle. 1793—1794 (enthalten: Lidorie, Guſtav und Victorine); der Melan-

choliſche, in drei Theilen, aus dem Engliſchen, 1795, 1796; Wilhelmine, oder Alles iſt nicht Gold, was glänzt, 2 Thle. 1795—1796. Fritz, ein komiſcher Roman, 4 Thle. 1796, 1797. Nach Jüngers Tode erſchienen noch: Prinz Amaranth mit der großen Naſe, 1 Theil und unvollendet, 1799; Jüngers theatraliſcher Nachlaß, 2 Thle. 1803, 1804, (enthaltend: der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht, in drei Acten; was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl, in drei Acten; ein ſeltener Fall, oder die Mutter die Vertraute ihrer Tochter, in drei Acten; die Charlatans oder der Kranke in der Einbildung, in drei Acten; das Recidiv, in drei Acten; Stolz und Liebe, in fünf Acten; die Flucht aus Liebe, in fünf Acten; Selim, Prinz von Algier, Trauerſpiel in fünf Acten; die beiden Figaro, in fünf Acten, und der letzte Tag oder die Hochzeit des Figaro, in fünf Acten. Gedichte und Aufſätze befinden ſich von ihm in Beckers Erholungen, in deſſen Taſchenbuche für das geſellige Vergnügen, und Theaterreden in Reichhardts Theaterkalender.

Jung, Joh. Heinr., genannt Stilling, gegenwärtig großherzogl. badenſcher geheimer Hofrath in Karlsruhe, war eher Prof. an der Cameralſchule in Heidelberg, an eben ſolcher Schule lehrte er ſchon (ſeit 1778) in Lautern, wo dieſes für Forſt- und Landwirthſchaft, Fabrik, Handlungswiſſenſchaft und Vieharzneikunde ſehr nützliche Inſtitut ſich vorher befand. Er iſt geboren zu Grund im Naſſauiſchen 1740. In ſeiner Jugend auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er ſich nebenher von höhern Dingen ſelbſt belehrt, ſo trieb ihn ſein lehrluſtiger Sinn zu einer Schullehrerſtelle. Dieſer Verſuch mißlang und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil jedermann leicht für ihn Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer anzunehmen. Später war er Arzt zu Elberfeld. Den größten Theil ſeines merkwürdigen Lebens hat er ſelbſt, ohne dichteriſche Ausſchmückung, in dem berühmten Buche: Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderſchaft (Berlin 1777 in 3 Theilen, in einer neuen Geſtalt unter dem Titel: Lebensbeſchreibung, Berlin 1806, (wovon der erſte Theil des Verfaſſers Jugend, der zweite ſeine Jünglingsjahre, der dritte ſeine Wanderſchaft, der vierte fortſetzende Theil ſein häusliches Leben enthält, und der fünfte den Titel Lehrjahre führt) auf eine Weiſe beſchrieben, welche ſeinen gemüthlichen und frommpoetiſchen Charakter ganz ausſpricht. Er ſelbſt erklärt dieſe Schilderung vom Kleinſten bis zum Größten, vom Alltäglichſten bis zum Wunderbarſten für lautere, unverfälſchte Wahrheit. Weit entfernt, ſagt Matthiſon in ſeinen Briefen (Zürch 1795, 1. Thl.), ein zu helles Licht über das Gemälde zu verbreiten, hat er vielmehr manches, und gerade immer dasjenige, was ſeinem Geiſt und Herzen am meiſten zur Ehre gereicht, in ein zweifelhaftes Helldunkel geſtellt. Auch hat er uns in demſelben manches herrliche Volkslied aufbewahrt, ſo wie er überhaupt die unverkennbare Beſtimmung zum Volksſchriftſteller darin bewährte. Allein ein einſeitiger Pietismus, zu welchem ſein herrſchendes Gefühl ihn führte, hat dieſe Einwirkung auf das deutſche Publikum ſehr beſchränkt. Seine pietiſtiſchen Schriften ſind ſehr zahlreich. Vorzüglich bekannt iſt ſein Theobald, der Schwärmer; das Heimweh; der Volkslehrer; der chriſtliche Menſchenfreund (in welchem er die ſichtbare Zukunft Chriſti zwiſchen hier und 1836 ſetzt); Taſchenbuch für Freunde des Chriſtenthums und Sieg

deſſelben; der graue Mann, (eine noch immer fortgehende Wochenſchrift). Das meiſte Aufſehn und den größten Widerſpruch hat er durch die in gegenwärtiger Zeit ſeltſame Erſcheinung ſeiner Theorie der Geiſterkunde (Nürnberg 1808) und Apologie derſelben (1809), welche ſich an ſeine (ſchon 1803 zu Frankfurt erſchienene) Scene aus dem Geiſterreiche anſchließt, erregt. Hier hat er ſeine Meinungen und Hypotheſen von dem Verkehr der abgeſchiedenen Geiſter mit Lebenden, gleich evidenten Thatſachen, in ſyſtematiſcher Form vorgetragen. Uebrigens ſind ſeine frommen Träume mit einem ehrwürdigen Charakter verbunden. Nicht minder hat ſich Jung vorzüglich in den Fächern der praktiſchen Naturwiſſenſchaft (z. B. Oekonomie, Vieharzneikunde), ſo wie in verſchiedenen Theilen der Staatswiſſenſchaft (z. B. Nationalökonomie, Cameral- und Finanzwiſſenſchaft) als Docent, und durch viele Schriften über dieſelben (ſeit ungefähr 1783) verdient gemacht und die ausgebreitetſten Kenntniſſe gezeigt. Endlich wird er als geſchickter Operateur des Staars (er hat auch über dieſen Gegenſtand einiges geſchrieben) mit vielem Lobe genannt. Von ſeiner wohlthätigen Kunſt ſagt Matthiſon a. a. O.: Schon über 200, größtentheils armen Blinden hat er das Geſicht nicht nur unentgeldlich wiedergegeben, ſondern viele von ihnen noch beſchenkt und auf ſeine Koſten während ihrer Kur im Wirthshauſe erhalten. Das zuletzt erſchienene Product ſeines Geiſtes ſind: Erzählungen, mit einer Vorrede von Ewald. Wir können übrigens nichts Beſſeres thun, als unſere Leſer auf die ſchöne Charakteriſtik dieſes merkwürdigen Mannes verweiſen, welche Göthe (aus meinem Leben, 2r Th., S. 378 ff. und S. 489), der ihn nebſt Herder in Straßburg als Jüngling kennen lernte, und ihm ſehr befreundet ward, von ihm aufgeſtellt hat. Wir führen nur die Hauptzüge an: Wenn man ihn näher kennen lernte, ſo fand man an ihm einen geſunden Menſchenverſtand, der auf dem Gemüth ruhte, und ſich deswegen von Meinungen und Leidenſchaften beſtimmen ließ, und aus eben dieſem Gemüth entſprang ein Enthuſiasmus für das Gute, Wahre, Rechte, in möglichſter Reinheit.“ Das Element ſeiner Energie war ein unverwüſtlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe, die ſich in einer ununterbrochenen Vorſorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel augenſcheinlich beſtätigt. Dieſen Glauben hatten ſeine Schickſale in ihm erweckt. Seine innerlichſte und eigentlichſte Bildung aber hat er jener ausgebreiteten Menſchenart zu danken, welche auf ihre eigene Hand ihr Heil ſuchte, und indem ſie durch Leſung der Schrift und wohlgemeinte Bücher, durch wechſelſeitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachtete, dadurch einen Grad von Cultur erhielt, der Bewunderung erregen mußte. Weil er in ſeiner Art ſich zu äußern einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von ſeiner Höhe herabfallen, einem ſanften Strom, dem man nichts entgegenſtellen darf, wenn er nicht brauſen ſoll; ſo mußte er ſich in größerer Geſellſchaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel, und ſeine Ueberzeugung keinen Spott, und wenn er in freundſchaftlicher Mittheilung unerſchöpflich war, ſo ſtockte gleich Alles bei ihm, wenn er Widerſpruch erlitt. Das treue, redliche Streben dieſes Mannes mußte jeden, der nur irgend Gemüth hatte, fröhlich intereſſiren, und ſeine Empfänglichkeit jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Jungs Umſchränktheit war von ſo viel gutem Willen, ſein Vordringen von ſo viel Sanftheit und Ernſt begleitet, daß ein Verſtändiger gewiß nicht hart gegen ihn ſeyn, und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen noch zum Beſten haben

konnte. Jung war durch Herder dergeſtalt exaltirt, daß er ſich in allem ſeinen Thun geſtärkt und gefördert fühlte.

Junius Briefe. Unter dem Namen: Junius iſt noch bis jetzt der Verfaſſer einer Reihe von Briefen über politiſche Gegenſtände verborgen, deren erſter to the printer of the Public Advertiser vom 31. Jan. 1769, der vorletzte to the Lord Chief Justice Mansfield vom 21. Jan. 1772, der letzte aber, to the right honorable Lord Camden, ohne Datum, gerichtet ſind. Sie enthalten eine ſtrenge, wiewohl, ſelbſt nach dem Urtheile einiger Mitglieder der Oppoſition, nicht ganz unparteiiſche Reihe der Verbrechen der damaligen Staatsverwaltung, ſind mit vieler Sachkenntniß abgefaßt und gehören in Rückſicht des Styls zu den Meiſterwerken der Engliſchen Proſa. Daher machten ſie auch bei ihrer erſten Erſcheinung eine unglaubliche Senſation. Die Regierung wollte den Verfaſſer derſelben zur Verantwortung ziehen, und der Drucker des Public Advertiser, Woodfall, wurde deshalb öffentlich angeklagt, aber vom Parlamente freigeſprochen. Man hielt damals den berühmten Burke für den Verfaſſer jener Briefe, ohne daß ſich jedoch dieſe Meinung bis jetzt im geringſten beſtätigt hat. Andere behaupteten, daß das ächte Manuſcript zu dieſen Briefen auf einem Schiffe aus Oſtindien gekommen ſey. Die neueſte Vermuthung nennt John Dunning, nachmaligen Lord Aſhburton, als Verfaſſer derſelben. Es iſt auch eine deutſche Ueberſetzung dieſer Briefe (Mietau und Leipzig, 1776) erſchienen.

Juno, bei den Griechen **Here**, die höchſte und mächtigſte Gottheit der Griechen und Römer nach dem Jupiter, war die Schweſter und Gattin deſſelben und eine Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea. Arcadien, Argos und Samos rühmten ſich, ihre Geburtsörter zu ſeyn. Am letztern Orte, am Ufer des Imbraſus, zeigte man die längs demſelben ſtehenden Geſträuche, Keuſchbaum genannt, wo ſie zuerſt das Licht der Welt erblickt haben ſoll. Nach Einigen wurde ſie vom Oceanus und der Thetis, nach Andern von den Horen, wieder nach Andern von den Töchtern des Aſterion, Euböa, Proſymna und Acräa, oder auch von Temenus, des Pelasgus Sohn, erzogen. Die Vermählung des Jupiter mit ihr wurde auf der Inſel Kreta, nicht weit vom Fluſſe Theron feierlich vollzogen und durch die Anweſenheit aller Götter verherrlicht. Dieſe Ehe der beiden höchſten Götter des Pelasgiſchen Stammes wurde demſelben bei fortſchreitender Cultur ein Vorbild des ehlichen Standes, und die Geſchichte, wie Jupiter die Juno geehlicht habe, in beſondern Myſterien mimiſch dargeſtellt. Nach Homer genoß Jupiter die Freuden der Liebe bei ſeiner Here ohne Wiſſen der Eltern derſelben; auch ſoll er ſie, nach Andern, durch Liſt errungen und auf der Inſel Samos geheirathet haben. Dieß wird folgendergeſtalt erzählt. Nachdem Jupiter die Juno ſchon lange geliebt hatte, ohne jedoch Gegenliebe bei ihr zu finden, ſah er ſie einſt, von ihren Begleiterinnen getrennt, auf dem Berge Thornar luſtwandeln und hier ſich niederlaſſen, um auszuruhen. Nun ſchickte Jupiter plötzlich ein ſchweres Donnerwetter und während deſſelben ſtürzte er ſich in der Geſtalt eines von Näſſe und Kälte zitternden Kuckucks zu Junos Füßen nieder. Mitleidig nahm dieſe das arme Thier in ihren Mantel, welches ſich nun aber in ſeine wahre Geſtalt umwandelte und ihr die Ehe verſprach, um von ihr ihre Umarmung zu erhalten. So wurde zwiſchen beiden das Bündniß geſchloſſen, und jener Berg hieß von nun an Kokzygius. Er lag zwiſchen Hermione und Halike. Die Ehe dieſer beiden Gottheiten war jedoch nicht glücklich. Die ſtolze, herrſchſüchtige und eiferſüchtige Juno konnte die öftere Untreue ihres Gemahls nicht gelaſſen ertragen, und er behandelte ſie wiederum mit aller

der Härte, die in ältern Zeiten überhaupt der Mann ſich gegen die Frau zu erlauben pflegte. Die alten Dichter, beſonders Homer, geben uns davon Beiſpiele. Als Juno den Herkules, ihres Gemahls Liebling, durch Sturm nach Kos verſchlagen hatte, ward er ſo ergrimmt auf ſie, daß er ihr die Hände band, ihre Füße mit zwei Amboſen beſchwerte und ſie ſo ſchwebend im Olymp aufknüpfte. Keiner der übrigen Götter vermochte ihr zu helfen. Als ſie während des trojaniſchen Krieges den Jupiter eingeſchläfert hatte, um unter der Zeit den Griechen Sieg zu verleihen; ſo entging ſie nur mit vieler Mühe den Schlägen, welche ihr Jupiter bei ſeinem Erwachen zuzählen wollte. Daß Juno von einem ſo widerwärtigen Charakter war und auf nichts ſann, als wie ſie den Abſichten ihres Gemahls entgegen ſeyn konnte, davon findet ſich die Urſache in den älteſten vorhomeriſchen Gedichten von den Thaten des Herkules. In dieſen wurde Juno als eine dem Herkules feindſelige Gottheit geſchildert, die ihm ſchon bei ſeiner Geburt unheilbringend erſchien und nachher ſich allen ſeinen Unternehmungen widerſetzte. Dieſe vorgefundene Idee machte Homer allgemeiner und ſchuf daraus eine feindſelige Göttin, deren er ſich ſtets bediente, wenn irgend ein Plan zu verhindern, oder irgend eine Unternehmung zu hintertreiben war. Man findet bei ihm ein ausführliches Gemälde von der Liſt der Juno, welche ſie anwandte, um gegen das Gebot ihres Gemahls die Griechen ſchützen zu können. Außerdem wird ſie gewöhnlich als die feindſelige Verfolgerin aller der Frauen vorgeſtellt, welche Jupiter geliebt, und der Kinder, welche er mit ihnen gezeugt hatte. So z. B. wollte ſie Latonen keinen Platz auf der Erde geſtatten, wo ſie ihre Niederkunft halten könnte; Alkmenen ließ ſie durch ihre Tochter Ilithyia ſieben Tage in Geburtsſchmerzen arbeiten; Semele mußte durch ihren liſtigen Rath vom Jupiter ſelbſt den Tod empfangen. Unter den Kindern der Geliebten Jupiters mußten Herkules und Bacchus am meiſten leiden. Sogar die Thebaner erfuhren die Wirkungen ihres Haſſes, weil Herkules bei ihnen geboren war; auch Athamas und deſſen Familie wurde von ihr verfolgt, weil er den jungen Bacchus erzogen hatte. Ueberhaupt rächte ſie ſich an allen denjenigen aufs Empfindlichſte, die ſich ſelbſt oder andern einen Vorzug vor ihr gaben. Side, welche ſich für ſchöner, als die Juno hielt, wurde von ihr in den Tartarus geſtürzt, die Prötiden durch ſie raſend, und Tireſias blind gemacht, weil er ihr einmal widerſprochen hatte. Auch Pelias hatte das Schickſal, ihren Zorn zu reizen; und wem iſt der Ehrgeiz und die Eiferſucht der Juno, als Urheberinn des trojaniſchen Krieges unbekannt? Die Schönheit der Juno iſt von der erhabenen, majeſtätiſchen, Ehrfurcht einflößenden Gattung; es fehlt ihr das Sanfte, Einſchmeichelnde die Herzen Bezaubernde der Venus. Als ſie während des trojaniſchen Krieges ihren Gemahl zur Liebe reizen wollte, um ſeine Aufmerkſamkeit von dem Gange des Krieges abzuziehen, mußte ſie ſich erſt den Gürtel der Venus leihen, um ihren Gemahl zu bezaubern. Auch vergaß ſie nicht, ſich mit großer Sorgfalt zu putzen. Sie ringelte ihr goldenes Haar in Locken, ſalbte ſich mit ambroſiſchem Oele, deſſen Wohlgerüche, ſobald es nur angerührt wird, vom Olymp bis auf die Erde herabſtrömen. Dann zog ſie ihr göttliches Kleid an, welches Minerva ſelbſt gewebt hatte, und hakte es auf der Bruſt mit goldnen Haken zu. Die Füße mit glänzenden Schuhen bekleidet, und unter dem Buſen mit ihrem eigenen Gürtel gegürtet, den Gürtel der Venus aber in demſelben verbergend, ſchwebte ſie vom Olymp in himmliſcher Schönheit nach dem Ida, wo Jupiter, von Liebe und Verlangen entbrannt, ſich ohne Mühe berücken ließ und nach dem Genuſſe der ſüßen Wonne, durch ein dichtes Gewölk den andern Göttern verborgen, an ihrem Buſen ein-

ſchlief, während Neptun auf Befehl der Juno die Trojaner zurücktreiben mußte. Im trojaniſchen Kriege war ſie insbeſondere die Schutzgöttin der Griechen; ja ſie miſchte ſich zuweilen gar ſelbſt mit in den Kampf. So z. B. erlaubte ihr Jupiter einſt, den Mars, welcher ein Freund der Trojaner war, aus dem Treffen zu entfernen. Sie beſtieg ihren Kriegswagen; Hebe hatte dieſen in Stand geſetzt, Minerva die Pferde angeſchirrt und Juno dieſe ſelbſt an die Deichſel gejocht. So fuhr ſie in Begleitung der Minerva auf das Schlachtfeld. Die Horen öffneten ihr die Thore des Olympus. Als ſie auf der Erde angekommen war, ließ ſie Wagen und Pferde, in dichten Nebel gehüllt, am Zuſammenfluſſe des Simois und Skamander, und ſchwebte mit Minerven zum griechiſchen Lager hin. Keine der andern Göttinnen durfte ſich im Kampfe mit ihr meſſen. Diana wagte dieß einſt, und ihre Wangen mußten die Stärke der mächtigen Juno fühlen. Die Kinder, welche ſie von Jupiter bekommen hatte, waren: Hebe, die Göttinn der Jugend, Ilithyia, die älteſte Göttinn der Geburt, Mars, der Gott des Krieges, und Vulkan. Letztern ſoll ſie jedoch aus ſich ſelbſt, und ohne Begattung geboren haben, gleichſam dem Jupiter zum Trotz, weil dieſer die Minerva aus ſeinem Haupte hatte hervorgehen laſſen. Nach einigen Schriftſtellern brachte ſie auch das Ungeheuer Typhon aus ſich hervor, dem ſonſt auch eine ganz andere Abſtammung gegeben wird. Es werden gewöhnlich vier verſchiedene Begriffe mit der Juno verbunden. Nach der orphiſchen Religion war ſie das Symbol der untern Luft, ſo wie Jupiter der obern, auch wohl der Luft überhaupt. Damit vermiſchte ſich ein beſonderer Begriff, den man aus der pelasgiſchen Religion zu Samos geſchöpft hatte, nach welchem ſie die Königinn der Götter war. Nun kamen noch phöniziſche Vorſtellungsarten in den Begriff der Juno, indem man die Venus Urania der Phönizier, unter welchem Namen dieſe die Natur verehrten, in Griechenland mit der Juno vertauſchte. Als ſolche wurde ſie beſonders zu Argos verehrt. Endlich machten die Dichter die Juno auch zu dem Symbole alles deſſen, was die Abſichten Anderer zu ſtören im Stande war, und gaben ihr den Charakter einer feindſeligen Göttinn, welche die Anſchläge Jupiters und anderer Götter, Helden oder Menſchen hintertrieb. Uebrigens ward ſie in ganz Griechenland verehrt, und ihr vorzüglichſter Sitz war zu Argos, in deſſen Nähe ſich ihr berühmter Tempel, Heräum, befand. Einen andern Tempel hatte ſie zu Olympia, bei welchem ihr zu Ehren Spiele gefeiert wurden. Ferner befand ſich auch ein alter, nicht minder berühmter Junotempel zu Samos, wo ſie geboren und auch mit dem Jupiter verheirathet worden war. Ferner hatte ſie drei Tempel in Arkadien am See Stymphalus, welcher von ihrem Erzieher Temenus, des Pelasgus Sohn, erbaut worden war. Hier wurde ſie als Here Telia (die Erwachſene), die Beſchützerin in der Mannbarkeit, als Pais oder Parthenos (als Mädchen) und als Chera (Wittwe) verehrt. Letztern Namen führte ſie daher, weil ſie ſich einſtens von ihrem Gatten getrennt hatte und für ſich lebte. In einem Tempel in Lakonien, der auf Befehl des Orakels gebaut wurde, als der Fluß Eurotas zu weit ausgetreten war, damit er wieder in ſein voriges Bette zurücktreten möchte, hieß ſie Hyperchiria (die Hand über den Fluß ausſtreckende). Auch zu Korinth hatte ſie einen Tempel, wo ſie unter dem Beinamen Bunäa verehrt wurde, weil Bunus, des Hermes Sohn, dieſen Tempel gebaut hatte. In ihrem Tempel zu Sparta hieß ſie Aegophaga. Andere Beinamen von ihr waren: Gamelia, Zygia, Telia, Ammonia, Akräa, Hippia und Samia. Als letztere wurde ſie auf Münzen mit dem halben Monde auf dem Kopfe und die Hände auf zwei Stäbe geſtellt, abgebildet. Die Gefährtinnen der Juno

waren die Nymphen, Grazien und Horen. Unter den Thieren waren ihr die Pfauen, die Gänſe und die Kukuke heilig. Ihr gewöhnliches Attribut war das königliche Diadem, wie ein längliches Dreieck geſtaltet, deſſen kürzeſte und zugerundete Spitze wie ein Gipfel in die Höhe ſteht. Oft trägt ſie auch einen Schleier, entweder als Kopfputz, oder hinter ihr herfliegend, welcher mit Sternen beſäet iſt. Auf einer Gemme aus der Stoſchiſchen Sammlung ſieht man ſie in ruhiger Majeſtät auf einem Throne ſitzend, an deſſen Rücken zu beiden Seiten Sonne und Mond, und über ihrem Haupte die ſieben Planeten gebildet ſind, um ſie als Herrſcherinn des Himmels zu charakteriſiren. Auf Gemmen findet man auch die Juno mit dem Geſichte en face abgebildet, um den Charakter der Majeſtät deſto beſſer auszudrücken. Daran ſind die Köpfe der Juno und des Jupiters von den Köpfen anderer Gottheiten zu unterſcheiden. Uebrigens waren die Abbildungen von der Juno bei den Alten nicht ſehr häufig; denn ſelbſt in der Zeit des edelſten Styls der Kunſt beſaßen die Griechen keine einzige vollendet große und berühmte Bildſäule derſelben. Die meiſten Junonen auf geſchnittenen Steinen ſind von griechiſchen Künſtlern aus der Periode der römiſchen Kaiſer, und ſtellen gewöhnlich die Kaiſerinnen als Junonen vor. Bei den Römern hatte Juno denſelben Charakter, wie bei den Griechen. Sie nannten ſie: Juno Regina (Regia); Pronuba Matrona (quod nubentibus praeesset); Lucina (quod lucem nascentibus daret); Moneta (a monendo), weil bei einem entſtandenen Erdbeben aus ihrem Tempel eine Stimme erſcholl, welche da rief, daß man ihr ein trächtiges Schwein zum Sühnopfer bringen ſollte. Sie hatte in Rom mehrere Tempel, unter andern im vierten, fünften, ſechſten, achten, neunten, eilften und dreizehnten Quartiere (Region). Alle erſten Tage der Monate und der ganze Julius waren ihr heilig.

Junta, wörtlich eine Vereinigung, nennt man in Spanien ein hohes Collegium für Staatsſachen. Vor der Revolution hatten jedoch nur zwei obere Stellen dieſen Namen, nämlich der königliche Handels-Münz- und Bergwerksrath (Real Junta General de Commercio, Moneda, Minas y Depedencias de Estrangeros) und die Tabaksregie-Direction (Real Junta del Tabaco). Als Napoleon im Jahr 1808 von den ſpaniſchen Bourbons die Abtretung ihrer Rechte erſchlichen und erzwungen hatte, berief er nach Bayonne eine Verſammlung der Notabeln Spaniens, unter dem Namen einer Junta. In den ältern Zeiten Spaniens, wo die Reichsſtände noch berufen wurden, hatte man ihre Verſammlung nicht ſo, ſondern Cortes genannt, Napoleon wählte aber jenen Ausdruck, weil er die Comödie der geſetzlichen Umformung Spaniens nur durch einen weniger zahlreichen Ausſchuß zu ſpielen für gut fand. Die Junta von Bayonne ſollte aus hundert und funfzig Mitgliedern beſtehen, nämlich zwei Erzbiſchöffen, ſechs Biſchöffen, ſechzehn Domherren, zwanzig Pfarrern aus dem Sprengel von Toledo, und ſechs Ordens-Generalen, vom geiſtlichen Stande; vom weltlichen wurden berufen zehn Grandes von Spanien, zwölf Titulos von Kaſtilien, zwei Abgeordnete für Navarra, einer für Biscaja, einer für Guispuscoa, einer für Alava, einer für die canariſchen Inſeln, einer für Aſturien, vier für den Rath (Consejo) von Caſtilien, zwei für den Rath von Indien, zwei für den Kriegsrath, einer für den Rath de las Ordenes, einer für den Rath de Haziendas, einer für die Inquiſition, einer für die Marine, acht für die Landarmee, drei Doctoren für die Univerſitäten Salamanca, Valladolid und Alcala de Henarez, die übrigen für die Kaufleute von Cadix, Barcellona, Corunna, Bilbao, Valencia, Malaga, Sevilla, Alicante, Burgos, St. Sebaſtian, Santander, für die Bank von

St. Carlos, die Compagnie der Philippinen und die fünf größern Gremios von Madrid, für die amerikaniſchen Provinzen. Aber ſtatt hundert und funfzig erſchienen nicht mehr als ein und neunzig Abgeordnete, und dieſe ohne hinlängliche Vollmachten, welches aber den Wiedergebärer von Spanien wenig irrte. Die Junta ward den 15. Juni 1808 eröffnet, und nahm mit großem Beifall die neue Conſtitution an. Von ihr ſ. den Art. Spanien. Wir bemerken hier nur, daß unter den Staatsgewalten, die ſie feſtſetzte, auch eine Reichsverſammlung von ebenfalls hundert und funfzig Mitgliedern war, die, unter dem Namen Cortes oder Junta, aus drei Collegien beſtehen ſollte, und darunter das erſte aus fünf und zwanzig Erzbiſchöffen und Biſchöffen, das zweite aus fünf und zwanzig Grandes, das dritte aus vierzig Deputirten der Provinzen, dreißig Abgeordneten von Städten, funfzehn vom Handelsſtand und funfzehn von den Univerſitäten. (Die Handelskammern, die an jedem Handelsplatze errichtet werden ſollten, wurden auch Juntas de Commercio genannt.) — Bald trat nun in Madrid, das König Joſeph Bonaparte, am 20. Juli daſelbſt eingerückt, bereits am 1. Auguſt wieder verlaſſen müſſen, auch von Seiten der Inſurrection und zu ihrer oberſten Leitung eine Junta zuſammen. Sie beſtand zuerſt unter dem Vorſitz des Grafen von Florida Blanca, aus folgenden Mitgliedern: für Arragonien Don Francisco Palafor und Don Lorenzo Calve; für Aſturien Don Melchior de Jovellanos und der Marquis de Campo Segrado; für Alt-Caſtilien Don Lorenzo de Quinton und Don Miguel Valdes; für Catalonien der Marquis de Viſſel und der Graf von Sabozona; für Codova der Marquis de la Purebia und Don Juan de Dios Rabe; für Eſtremadura Don Martin de Garoy und Don Felix de Ovalle; für Grenada Don Rodrigo Requelinde und Don Lais Gines y Solido; für Jaen Don Sebaſtiano de Tocano und Don Paula Caſtanedo; für Murcia der Graf von Florida Blanca (Präſident) und der Marquis de Villar; für Sevilla der Erzbiſchoff von Laodicea und der Graf von Tille; für Toledo Don Pedro de Vibero und Don Garcia de la Torre; für Valencia der Graf von Contamina und der Prinz de Pio; für die Baleariſchen Inſeln Thomas de Vizi und Don Joſe de Tajares. Nachher wurde die Zahl ihrer Mitglieder auf 44 beſtimmt. Die Fortſchritte der Franzoſen im Spätherbſt verſcheuchten dieſe Junta nach Sevilla, von wo ſie nachher nach Cadix flüchten mußte. Aus dieſem Schlupfwinkel hervorzukommen, machten erſt nach fünf Jahren Wellingtons Siege ihr möglich. Außer dieſer Central-Junta war in jeder der einzelnen, von den Franzoſen nicht unterjochten Provinzen eine Provinzial-Junta, die jener untergeordnet ſeyn ſollte. Aber viele dieſer Junten verweigerten der Central-Junta den Gehorſam. Auch erfüllte dieſe, beſonders wegen Uneinigkeit unter ihren Mitgliedern, nur ſchlecht die Erwartungen der Nation; ihr Mangel an Einſicht und Energie ſchadete der guten Sache ſehr und erleichterte den Franzoſen lange das Spiel. (S. Spanien.)

Jupiter, bei den Griechen Zeus, war ein Sohn des Saturn und der Rhea, und Bruder der Veſta, Ceres, Juno, des Neptun und Pluto. Nach den verſchiedenen Zeiten Griechenlands verband man mit Jupiter auch verſchiedene Begriffe, die man folgendergeſtalt entwickelt. Die Pelasger verehrten ihn von den älteſten Zeiten an als das Symbol der Natur, und von da ſchreibt ſich noch ſein Orakel zu Dodona her, ſo wie er auch aus dieſem Grunde der dodonäiſche pelasgiſche König heißt. In der orphiſchen Religion war Jupiter ein phyſiſches Symbol und bedeutete die obere Luft, den Aether, und in dieſem Begriffe war Juno das Symbol der untern Luft, mit ihm als Schweſter und Gemahlin verbunden. Hieraus

erklärt man folgende homeriſche Fabeln als ſymboliſch. Juno, Neptun und Apollo wollten den Jupiter binden; aber Thetis rief den hundertarmigen Briareus ihm zu Hülfe. Dieſer hintertrieb durch ſeine bloße Gegenwart den Anſchlag der Götter. In dieſe Fabel hüllten die Dichter ein phyſiſches Phänomen, welches auf die obere Luft, das Waſſer und den niedern Dunſtkreis Bezug hatte. Es war alſo ein Streit der Elemente, in welchem der Aether von den übrigen Elementen beinahe wäre überwältigt worden, wenn er nicht noch durch ſeine Kraft (Briareus) geſiegt hätte. Eben ſo ſymboliſch iſt auch die Fabel zu erklären, nach welcher Jupiter ſich einſt vermaß, eine Linie vom Himmel herabzulaſſen, woran ſich alle Götter hängen und doch nicht im Stande ſeyn ſollten, ihn herunter zu ziehen; er aber wolle ſie alle, nebſt Erde und Meere, zu ſich heraufziehen und dann die Schnur um den Gipfel des Olymps ſchlingen, ſo, daß ſie ſämmtlich in den Wolken ſchweben ſollten. Der Sinn dieſer Fabel iſt: alles vereinte Streben der niedern Elemente iſt nicht im Stande, den Aether aus ſeinem obern Sitze herunter zu ziehen. Aus Jupiter, dem Symbole des Aethers, ward dann in der Folge die Dichtervorſtellung vom Jupiter als Beherrſcher des Aethers u. des obern Luftraums. In dieſem Sinne werden dem Jupiter folgende auf die Phänomene der Luft ſich beziehende Beiwörter beigelegt: der ſich am Blitze Vergnügende; der Wolkenſammler; der Hochſitzende; der Weitſehende; der Hochdonnernde; der Wolkentrüber. Ferner kommt auch ſchon im Homer Jupiter als ein philoſophiſcher Begriff vor: denn an mehrern Stellen nennt dieſer ihn den Vater der Götter und der Menſchen, ob aber in dem Sinne eines höchſten Weſens und Weltſchöpfers, daran dürfte noch gezweifelt werden. Wahrſcheinlich iſt dieß blos der Dichterbegriff, nach welchem nämlich alle Götter von Jupiter abſtammen. Der reine Begriff eines höchſten Weſens entſtand erſt ſpäter bei den Griechen. Mehr gehört hierher der philoſophiſche Begriff des Jupiter Herkeios, der ein Führer und Schützer des Hauſes, der Familie und ihres Eigenthums, auch wohl eines ganzen Volks, eines gewiſſen Diſtricts iſt, alſo nur eine bloße locale Gottheit, keinesweges aber das allgegenwärtige, alles ſchützende höchſte Weſen. Er iſt ferner Regierer und Lenker der menſchlichen Schickſale und hält in ſeiner Hand eine Wage, womit er jedermann Gutes und Böſes zuwägt. Auch ſtehen in ſeinem Pallaſt zwei Urnen: in der einen iſt das Böſe, in der andern das Gute. Bald giebt er den Sterblichen von beiden gemiſcht, bald ihnen aus jeder allein. Nichts deſtoweniger iſt er ſelbſt wieder dem Schickſale, einem unbekannten, in Dunkel ſich hüllenden Weſen unterworfen; er kann zwar Alles, was er will, und ſeine Macht iſt uneingeſchränkt, doch iſt er auch hierbei jenem Schickſale unterworfen. Er iſt der weiſeſte aller Götter und Menſchen; Minerva ſitzt ſtets zu ſeiner Seite; er faßt ſeine Entſchlüſſe, ohne Anderer Beihülfe, und wem er ſie nicht offenbart, dem bleiben ſie unerforſchlich. Mit ſeinem Rathe ſteht er den Menſchen bei, weswegen er auch der Ertheiler wohl überlegten Raths heißt. Er iſt wahrhaftig, ſeine Verſprechungen ſind unwiderruflich und untrüglich; er iſt allwiſſend und kennt alle Schickſale der Menſchen; er hört die Eide der Sterblichen, die ſie bei ihm ſchwören, und rächt den Meineid aufs ſtrengſte. Jede Ungerechtigkeit und Härte iſt ihm verhaßt. Wer den um Vergebung bittenden Beleidiger (Hiketär) nicht aufnimmt und ihm nicht vergiebt, den ſtraft der Jupiter Hiketäſios. Er iſt gütig und liebreich und will, daß die Menſchen eben ſo einander begegnen ſollen. Daher heißt er auch Jupiter Xenios, der Schützer der Fremdlinge. Dieſe philoſophiſchen Ideen vom Jupiter, die man, obgleich noch auf Ju-

piter als Localgottheit, nicht als höchſtes Weſen, eingeſchränkt, ſchon bei Homer und den Dichtern ſeines Zeitalters findet, wurden nun in der Folge immer mehr vervollkommnet, je nachdem die Cultur der Griechen überhaupt, oder eines griechiſchen Volks insbeſondere zunahm und eine reinere Philoſophie ſich zu verbreiten begann. Dieſelben Ideen trug man nun auch auf Jupiter als ein hiſtoriſches Weſen über, das zu Creta gehörte. Hier ward er auf dem Berge Lycros geboren und erzogen; denn ein Orakel des Uranus und der Gäa hatte der Rhea den Rath ertheilt, ihren Sohn auf jenem Berge zur Welt zu bringen, damit er nicht vom Kronos verſchlungen werden möge. Doch ſoll auch Jupiter zu Meſſene, Theben, Olenos in Aetolien, Aegä in Achaja, auf dem Berge Ida, auf dem Berge Dicte in Creta, auf dem Berge Lycäus in Arcadien, wo die Höhle gezeigt wurde, in welcher ſeine Mutter mit ihm niederkam, geboren ſeyn. So verſchieden die Oerter ſeiner Geburt angegeben werden, eben ſo verſchieden ſind auch die Nachrichten von dem Orte ſeiner Erziehung. Nach Homer erzog ihn die Gäa und verbarg ihn während der Nacht in einer Höhle des waldigen Gebirges Argäus; Trauben brachte ihm Ambroſia. Die Arcadier ließen ihn durch die Nymphen Thiſoa, Neda und Hagno, die Meſſenier durch die Neda und Ithome erziehen, welche ihn von den Cureten erhielten und ihn in dem Brunnen Klepſydra badeten. Nach einer andern Erzählung ſoll die Mutter das Kind den Cureten übergeben haben, welche letztere es durch die Nymphen Ida und Adraſtea warten ließen, und durch das Zuſammenſchlagen ihrer Schilder beſtändig ein ſolches Geräuſch machten, daß Kronos das Kind nicht ſchreien hören konnte. Statt des Jupiter verſchluckte dieſer darauf einen in Ziegenfell gewickelten und mit Honig beſtrichenen Stein. Wieder nach andern Erzählungen waren die Töchter des cretiſchen Königs Meliſſus, Amalthea und Meliſſa, ſeine Erzieherinnen, welche ihn mit der Milch einer Ziege, Amalthea, nährten, deren Horn Jupiter in das Fruchthorn verwandelte. Er wuchs ſehr ſchnell heran und in einem Jahre war er ſchon im Stande, auf die Ausführung eines Plans, den die Mutter gegen ſeinen Vater entworfen hatte, bedacht zu ſeyn. Von der Metis bekam Jupiter ein Brechmittel, welches er dem Kronos eingab. Dies that eine ſo gute Wirkung, daß er alle ſeine bis dahin verſchluckten Kinder wieder von ſich gab, auch den zuletzt verſchluckten Stein, welchen Jupiter zum Andenken bei Pytho, am Fuße des Parnaſſus, niederlegte. Nun ſchritt er zur Entthronung ſeines Vaters. Die älteſten Söhne des Uranus und der Gäa, die Centimanen und Cyclopen, waren in dem Tartarus hart gefeſſelt, und das Ungeheuer Campe bewachte den Eingang deſſelben. Dieſes tödtete Jupiter auf den Rath der Gäa, und befreite die Gefangenen. Aus Dankbarkeit bewaffneten dieſe den Jupiter mit dem Blitze, der bis dahin in der Erde verborgen gelegen hatte, den Neptun mit dem Dreizack und den Pluto mit dem unſichtbar machenden Helme. Nun entthronte er ſeinen Vater, den er mit demſelben Meſſer entmannte, mit welchem dieſer einſt den Uranus entmannt hatte. Die Titanen waren mit der Regierungsveränderung nicht zufrieden, und ſo entſtand ein zehnjähriger Krieg zwiſchen den Titanen auf der einen und den Kroniden und Centimanen auf der andern Seite. Der Schauplatz des Kampfs waren die Berge Olympus und Othrys. Von dieſem fochten die Titanen, von jenem die neuen Götter herab. Endlich ſiegten die letztern, und die Titanen wurden in den Tartarus geſtürzt. Nun war Jupiter im völligen Beſitze der Oberherrſchaft, und theilte durchs Loos das väterliche Reich mit ſeinen Brüdern, ſo daß er ſelbſt den Himmel und die Erde, Neptun das Waſſerreich und Pluto die Unterwelt zu ſeinem

Antheil erhielt. Aber noch war die neue Herrſchaft nicht hinlänglich begründet. Andere furchtbare Ungeheuer erhoben ſich gegen die neuen Götter und drohten ihnen den Untergang. Gäa zürnte, daß ihre Kinder, die Titanen, in den Finſterniſſen des Tartarus gefangen gehalten wurden, und brachte die furchtbaren Giganten hervor, welche ſich gegen die neuen Götter empörten. Aber ſie wurden endlich mit Hülfe des Herkules beſiegt. Nun gebar Gäa, noch immer zürnend, von dem Tartarus den Typhöus (Typhaon, Typhon), das furchtbarſte aller Ungeheuer, das Jupiter nur mit vieler Mühe ſich zu unterwerfen vermochte. Nach Einigen verfolgte Jupiter den Typhöus mit dem Blitze und mit ſeiner Sichel, bis ſie am Berge Caſius mit einander zu ſtreiten begannen. Typhöus umwickelte den Jupiter mit ſeinen Schlangenſchwänzen, ſtürzte ihn zu Boden und ſchnitt ihm mit jener Sichel die Sehnen an den Händen und Füßen ab, ſchleppte ihn dann in die corcyriſche Höhle und ſtellte einen Drachen als Wächter vor dieſelbe. Aber Merkur und Aegipan (ein Sohn des Jupiter und der Aega, Pans Gemahlinn, oder ein Mitbruder des Jupiter) befreieten ihn heimlich aus derſelben, heilten ihn und ſetzten ihn auf einen geflügelten Wagen, von welchem er auf den Typhöus ſeine Blitze herabſchleuderte. Bei Niſa fiel das erſte Gefecht, und am Hämus das zweite vor; endlich ſiegte Jupiter und bedeckte das faſt verblutete Ungeheuer mit dem Aetna, oder mit der Inſel Pithecuſa. Nun befand ſich endlich Jupiter im ruhigen Beſitze der Oberherrſchaft, welche ihm von den Göttern feierlich übertragen wurde, wofür er jedem unter ihnen eine Belohnung ertheilte. Von nun an war Jupiter ein König der Götter, ein Begriff, der in den Zeiten entſtanden ſeyn muß, wo Griechenland noch lauter kleine Könige hatte. So wie dieſe oft einen allgemeinen König oder Anführer unter ſich wählten, der den Vorrang hatte, wie, zum Beiſpiele, Agamemnon im trojaniſchen Kriege, ſo machten es auch, den Erzählungen der Dichter zufolge, die Götter. Sie wählten den Jupiter zu ihrem Könige und Anführer, und daher hatte er das Recht, die Götter bei wichtigen Angelegenheiten in ſeinen Pallaſt zu berufen. So hielt er eine Verſammlung mit denſelben im Titanenkriege, und verſprach ihnen, ſie ſämmtlich nicht nur in allen ihren Würden zu beſtätigen, auch diejenigen, welche unter Saturn abgeſetzt worden waren, wieder einzuſetzen, ſondern er verhieß ihnen auch große Belohnungen, wenn ſie ihm mit Schutz und Hülfe beiſtehen würden. Im trojaniſchen Kriege unterſagte er den verſammelten Göttern, an demſelben fernerhin Theil zu nehmen, bei Strafe, den Uebertreter dieſes Verbots mit ſeinem Blitze zu treffen, oder ihn in den Tartarus zu ſchleudern. Der ganze König Jupiter iſt von Homer nach dem Begriffe der damaligen griechiſchen Könige geformt, ſo wie überhaupt der ganze Charakter deſſelben nach den Sitten der alten Helden Griechenlands, welche roh, wild und von ſtarken Leidenſchaften waren, geſchildert iſt. Uebrigens wird ihm ſogar eine Geißel zugeſchrieben, womit er als König züchtigt. Dieſe Vorſtellung war von den Aegyptern entlehnt, bei denen die Geißel ein Bild der königlichen Hoheit war. Wir kommen nun auf die Thaten Jupiters und auf die Liebſchaften deſſelben. Als Regent der Erde hatte er vorzüglich ſein Augenmerk auf das Menſchengeſchlecht gerichtet, welches er, weil es verderbt und laſterhaft war, von Grund aus vertilgte und aus Bäumen ein anderes und beſſeres ſchuf. Den Prometheus, der das Feuer geſtohlen hatte, um es den Menſchen zu geben, ließ er durch den Vulkan an den colchiſchen Caucaſus ſchmieden und ſeine Leber von einem Geier verzehren. Den Aeſculap erſchlug er mit ſeinem Blitze, weil er durch ſeine Heilkunde das Reich des Pluto entvölkert

hatte;

hatte; und da Phöbus, um ſeinen Sohn zu rächen, die Cyclopen tödtete, welche den Blitz geſchmiedet hatten, verbannte er ihn eine Zeitlang aus dem Himmel und verſtieß ihn auf die Erde. So ſtrenge rächte er jede Beleidigung ſeiner Majeſtät. Aus demſelben Grunde tödtete er auch den König Salmoneus, der den Donner nachahmte; den Idas, welcher den Pollux erſchlagen wollte, und den Capaneus, welcher zuerſt Thebens Mauern erſtieg; ferner die Cureten, weil ſie, von der Juno verführt, den jungen Epaphus verbargen, und den achäiſchen Flußgott Aſopus, der ſeine Tochter, die Jupiter entführt hatte, wieder zurückverlangte. Auch zog er durch die Welt, ſtrafte die Böſen und belohnte die Guten. Seine beſtändigen Diener waren die Horen und Merkur; ſein und der übrigen Götter Mundſchenk, Ganymedes, vorher die Hebe. Seine Wohnung iſt auf dem Olymp, wo er ſeinen Pallaſt hat. Themis oder Dice ſitzt neben ihm auf dem Throne. Seine erſte Gattinn war Metis, eine Tochter des Oceans, und die klügſte unter allen Gottheiten. Als aber Uranus und Gäa ihm weiſſagten, daß ſie ihm ein Kind gebähren würde, welches ihm ſeine Herrſchaft rauben ſollte, ſo verſchlang er ſie, als ſie ſchwanger war, und gebar darauf aus ſeinem Haupte die Minerva. Seine zweite Gemahlinn war Themis, eine Tochter des Uranus und der Gäa, mit welcher er die Horen und Parzen erzeugte; ſeine dritte und bekannteſte die Juno. Außerdem hatte er unter Göttinnen und ſterblichen Mädchen eine große Anzahl von Geliebten. Unter den Göttinnen liebte er die Dione, eine Tochter des Aethers und der Gäa, und ward durch ſie Vater Aphroditens; ferner die Mnemoſyne, des Uranus und der Gäa Tochter, mit der er die neun Muſen erzeugte, indem er neun Nächte in ihrer Umarmung zubrachte; die Ceres, ſeine Schweſter, welche durch ihn Mutter der Proſerpina ward; die Eurynome, des Oceans und der Thetis Tochter, Mutter der Grazien; die Latona, Tochter des Titanen Cöus und der Phöbe, Mutter Apollo's und Dianens. Weit größer iſt die Anzahl ſeiner ſterblichen Geliebten. Zu ihnen gehören: die Danae, des Acriſius Tochter, Mutter des Perſeus; die Niobe, Tochter des Phoroneus und die erſte Sterbliche, die Jupiter liebte, mit der er den Argus, den dritten König von Argos, zeugte; die Maja, Tochter des Atlas und Mutter des Merkur; ihre Schweſter Taygete, Mutter des Lacedämon, und die dritte Schweſter Electra, Mutter des Dardanus; ferner die Semele, Tochter des Kadmus und Mutter des Bacchus; Europa, Tochter des Phönix oder Agenor und Kadmus Schweſter, Mutter des Minos, Sarpedon und Rhadamanth; Calliſto, des Lykaon, oder Nycteus, oder Zehus Tochter, oder eine Nymphe, Mutter des Arcas; Jo, des Inachus, oder Argus Panoptes, oder Jaſus Tochter, Mutter des Epaphus; Leda, Tochter des ätoliſchen Königs Theſtius, oder Glaucus, Mutter der Helena und des Pollux vom Jupiter; Aegina, Tochter des Flußgottes Aſopus und Mutter des Aeacus; Antiope, Tochter des Nycteus und Mutter des Amphion und Zethus; Elara, Tochter des Orchemenos und Mutter des Rieſen Tityus; Aetna (Thalia), eine Tochter des Vulcan, die er nach der Umarmung in Sicilien in die Erde verbarg, wo ſie mit den Palicis niederkam; die Carme, Tochter des Eubulus und Mutter der Britomartis; Hydris, eine Nymphe, Mutter des Pan; Dia, Tochter des Eioneus oder Heſioneus, Mutter des Pirithous; Protogenia, Tochter Deucalions, Mutter des Opuns und Aethlius. Die letzte ſeiner Geliebten war die ſchöne Alcmene, die Mutter des Herkules. Auch nennt man die Nymphen als Töchter des Jupiter; ſo wie er ferner durch die Entführung des ſchönen Knaben Ganymedes den Griechen das erſte Beiſpiel der Päderaſtie gab. Jupiter

hatte mehrere Orakel in Griechenland, nämlich eins zu Dodona, eins zu Olympia, welches aber bald aufhörte, und eins in der heiligen Grotte auf dem Berge Ida in Creta. Sein vorzüglichſter Tempel in Griechenland war der zu Olympia oder Piſa. Außerdem wurde er noch beſonders verehrt zu Dodona in Epirus, auf dem Berge Caſius in Aegypten, in der Stadt Nemea in Argolis, auf dem Berge Apeſas in Nemea, am Aetna in Sicilien, in der Landſchaft Abretana in Myſien, auf dem Berge Lycäon in Arcadien, auf dem Berge Atabyrkus auf der Inſel Rhodus, wo Althämenes aus Creta ihm einen Tempel gebauet haben ſoll; auf dem Berge Athos in Macedonien, Ithome in Meſſenien, zu Mylaſſus in Carien, wo die Myſier, Lydier und Carier einen gemeinſchaftlichen Tempel hatten, auf dem Berge Dicte u. ſ. w. Hieraus erklären ſich Jupiters Beinamen: Abretanus, Aelnäus, Apeſantius, Atabyrius, Atheus u. ſ. w. Andere Beinamen Jupiters, z. B. Agoräus, Morius, Genäteus, Ammon, Aegiochus, Aethiops, Chryſaoras, Conius, Cragus, Labradeus ſind ebenfalls von Orten oder gewiſſen Umſtänden hergenommen. Bei den Römern hieß er Feretrius, Elicius, Stator, Capitolinus u. ſ. w. Sein gewöhnlichſtes Attribut iſt der Blitzſtrahl, den er entweder ſelbſt in der Hand hält, oder den der Adler neben ihm trägt. Dieſen findet man immer bei ihm; auch zuweilen den ſchönen Ganymedes. Gewöhnlich wird er mit Krone und Zepter abgebildet. Sein Blick verräth Ernſt und Majeſtät, mit Güte und Heiterkeit vermiſcht. Von Statüen, die den Jupiter vorſtellen, haben ſich verhältnißmäßig nur wenig aus dem Alterthum erhalten; und noch dazu gehört keine von ihnen zu den Statüen vom erſten Range. Deſto ſchönere Vorſtellungen findet man auf Gemmen, welche uns den König der Götter bald als Büſte, bald in ganz ausgedrückter Figur, bald allein, bald mit andern Figuren gruppirt, in den verſchiedenen Auftritten ſeiner Geſchichte darſtellen. Das berühmte Wunderwerk Griechenlands, die Bildſäule des olympiſchen Jupiters von Phidias, iſt zwar für uns verloren gegangen; aber höchſt wahrſcheinlich ſind uns in den vielen vortrefflichen Jupiters-Köpfen auf Gemmen noch die Hauptzüge deſſelben übrig geblieben. Auf einer Gemme des Stoſchiſchen Cabinets bewundert man beſonders den hohen, mit himmliſcher Milde gepaarten Ernſt, der über ſein ganzes Geſicht verbreitet iſt, und den ſchönen, nicht in krauſen Locken der Jugend, ſondern in den ſanften Schwingungen des reifen männlichen Alters herunterfallenden Haarwuchs, der am treffendſten ſich mit der Mähne des Löwen, des Königs der Thiere, vergleichen läßt. Auf einer andern Gemme thront Jupiter als König des Himmels und der Erde, auf einem Lehnſtuhle. Mond und Sterne um ihn her, den Erdball in der Rechten, das Zepter in der Linken, und ein Diadem um ſein Haupt bezeichnen ihn deutlich als den höchſten Herrſcher. Der Untertheil des Leibes iſt bekleidet; der Adler zu ſeinen Füßen blickt zu ihm hinauf, ſeine Befehle erwartend. Wenn Jupiter ſteht, ſo iſt er meiſtens ganz nackend, weil er dann im Handeln begriffen iſt, wobei ihm die Kleidung nur hinderlich ſeyn würde. Gewöhnlich opferte man ihm Stiere und Adler; Eichen und Buchen waren ihm beſonders heilig. Im zweiten Monate jedes fünften Jahrs wurden ihm die olympiſchen Spiele gefeiert. Außer der homeriſchen und orphiſchen Hymne auf den Jupiter, haben wir noch eine von Kallimachus und Kleanthes. Noch merken wir an, daß die Alten mehrere Jupiter unterſchieden. Varro giebt deren dreihundert und Cicero drei als die vornehmſten an: den Sohn des Aether, den Sohn des Cötus und den Sohn des Saturn. In dem letzten wurden endlich die Geſchichten aller Jupiter vereinigt.

Jupiter, ſ. Planeten.

Jura, ein großes Gebirge, iſt die nördliche Fortſetzung der aus Savoyen emporſteigenden Alpen, und erhält da, wo die Rhone das Gebirge durchbricht, den Namen Jura. Aber auch durch die niedrigern Berge des Cantons Waadt ſteht es mit den hohen berner Alpen in Verbindung. Der Jura zieht ſich in mehrern langgeſtreckten Reihen zwiſchen den Franzöſiſchen- oder Schweizergränzen gegen Norden, theilt ſich endlich im vormaligen franzöſiſchen Canton des Oberrhein, läuft mit dem öſtlichen Hauptarme durch den helvetiſchen Canton Solothurn und endigt an der Oſtſeite des Frickthals im Canton Aargau am Rhein, wo dann auf der deutſchen Seite der Schwarzwald eine Fortſetzung deſſelben iſt. Der weſtliche Arm ſteigt durch das Departement des Oberrhein weiter gegen Norden, trennt dieß dann von dem Departement des Wasgau (des Vosges) und fängt hier an, den Namen des *vogheſiſchen Gebirgs* zu erhalten. Der Jura hat keinen immerwährenden Schnee, auch nicht die auffallende zackige Figur der hohen Alpen. Einer der höchſten Gipfel, der Berg *Recület*, erhebt ſich 885 Toiſen, und die Dole, weſtlich von Nion, 846 Toiſen über die Fläche des mittelländ. Meers.

Jurisprudenz, ſ. Rechtswiſſenſchaft.

Jury (Geſchwornengericht). Das Recht und die Machtvollkommenheit zu *ſtrafen*, iſt unzertrennlich von der executiven Gewalt im Staate. Unzählige Fälle treten ein, wo die Thätigkeit dieſer eines und daſſelbe mit Uebung jener iſt. Da nun aber die *Strafgewalt* über Eigenthum, Leben und Freiheit der Staatsbürger zu entſcheiden hat, ſo kann die executive oder höchſte Gewalt leicht in Despotismus und das Verhältniß der Staatsbürger zu ihr in Sklaverei ausarten, wenn erſtere *willkührlich* ſtrafen kann. Demnach kam es darauf an, ihr die Willkühr und Möglichkeit zu benehmen, ungerecht zu ſeyn. Da nun bei jedem Straffall eine doppelte Frage zu beantworten iſt, erſtlich: hat der Angeſchuldigte die That begangen, welcher er beſchuldigt wird (eine Thatfrage), und zweitens: iſt er ſchuldig, welche Folgen knüpfen die Geſetze an dieſe That, welche Strafe muß ihn treffen? (eine juridiſche Frage) ſo wird die executive Gewalt hinlänglich beſchränkt, und doch nicht aufgehoben ſeyn, wenn man bloß das Recht läßt, die letzte Frage zu beantworten, und dagegen die Beantwortung der erſten Frage einer von ihr geſchiedenen möglichſt unabhängigen Behörde überträgt. Dieſe darf weder auf einen Einzelnen noch auf ein beſtehendes Collegium ſich beſchränken. Beide würden zu ſehr den Einflüſſen der höchſten Gewalt offen ſtehn. Nur das *Volk* in Maſſe iſt nicht zu verführen, da es kein anderes als das volksmäßige Intereſſe der Sicherheit und Freiheit haben kann; nur dieſes ſteht furchtlos der höchſten Gewalt gegenüber, da das Volk nur durch das Volk gezwungen werden könnte. Weil ferner aber das Volk in Maſſe nicht zu Gericht ſitzen kann, auch bekannt iſt, wie wenig von der unparteiiſchen Gerechtigkeit der Menge zu erwarten iſt, ſobald ihr Vortheil in das Spiel kömmt, ſo muß dieſe *Thätigkeit einzelnen für einzelne Fälle oder nur auf kürzere Zeit gewählten Repräſentanten* übertragen werden, damit das Volksgericht nicht in ein feſtſtehendes Amt ausarte. Dieſe, da ſie nicht im voraus beſtimmt ſind, können nicht zum Ziel verführeriſcher Einflüſſe gewählt werden, welche, wenn auch bei Einigen, doch ſchwerlich bei Allen Eingang finden können. In dieſen Anſichten iſt der Grund und zugleich das Weſen eines jeden Geſchwornengerichts enthalten. Dieß iſt die ſogenannte engliſche kleine Jury, die, dieſer nachgeahmte, jury de jugement bei den Franzoſen,

Der Freiheitsſinn gieng in dem erſten Lande noch weiter und erfand, um des Unheils willen, das ſchon durch bloße Anklagen verurſacht werden kann, die ſogenannte große Jury, ebenfalls geſchworene Volksrepräſentanten, welche über die Zuläſſigkeit einer Anklage zu urtheilen haben und ob in Gemäßheit ihrer mit der Criminalunterſuchung gegen jemanden zu verfahren ſey. Ihr Ebenbild beſtand in Frankreich bis 1809 unter dem Namen jury d'accusation. An dieſen weſentlichen Charakter eines Geſchwornengerichtes knüpfen ſich mehrere zu ſeiner Vervollkommnung nöthige Beſtimmungen. a) Es müſſen nicht nur Bürger über Bürger zu Gericht ſitzen, ſondern es muß auch die möglichſte Standesgleichheit unter den Richtern und den zu Richtenden beobachtet werden, damit nicht verſchiedenes Standesintereſſe zu Ungerechtigkeiten und Parteilichkeiten Veranlaſſung gebe. In England, wo alle Stände vor dem Geſetz gleich ſind, und man keine beſondern Vorrechte des Standes oder der Geburt kennt, haben alle Adeliche, welche nicht zu den Pärs des Reichs gehören (denn dieſe als unmittelbar integrirender Theil der Verfaſſung, als Mittelglied zwiſchen König und Volk haben ihres Gleichen, und demnach ihr Geſchwornengericht nur in dem Oberhauſe); ferner die Kinder und Brüder dieſer Pärs und alle nur betitelte Lords eine und dieſelbe bürgerliche Jury mit den gemeinen Bürgern. In den alten deutſchen Gerichten, welche dem Weſentlichen nach Geſchwornengerichte waren, wurde die Ebenbürtigkeit des Richters mit den zu Richtenden auf das ſtrengſte beobachtet; jedoch nicht ſowohl weil kein Niederer von einem Höhern, ſondern umgekehrt, weil kein Höherer von einem Niedern gerichtet werden durfte. b) Die Geſchwornen können nicht wohl anders als von einem öffentlichen Beamten, in England von dem Scherif, gewählt werden. Jede mögliche Gefährde zu vermeiden bleibt dem Angeklagten das Recht einen Theil der Gewählten zu verwerfen. Gleiches Recht iſt auch dem Ankläger verſtattet. Demnach können in England von jenem 20 und beim Verbrechen des Hochverraths 35 verworfen werden, während der Ankläger im Namen des Königs keinen einzigen ohne namentliche Urſache verwerfen darf. c) Das Geſchwornengericht, das in den meiſten Fällen nur aus Ungelehrten des Volkes beſtehen kann, darf an keine geſetzliche Beweistheorie, ſondern bloß an ſeine rein menſchliche und individuelle Ueberzeugung gebunden werden, und eben deswegen kann man ſeine Ausſprüche keiner Reviſion, am wenigſten einer beſtimmten höhern Behörde unterwerfen. In England hat man auch für Civilſachen eine Jury. Weil in Civilſachen die Beſtimmung der factiſchen Umſtände meiſtens ſchon von juridiſchen Fragen abhängt, ſo iſt hier eine Beweistheorie vorgeſchrieben. Allerdings ein offenbarer Widerſpruch. Hier bleibt den Gewählten nichts übrig, als in allem den Anſichten und dem Vortrage des vorſitzenden Rechtsgelehrten zu folgen. d) Alle bei der Criminalunterſuchung nöthige Handlungen, Verhöre u. ſ. w. ſind vor den Augen der Geſchwornen zu bewerkſtelligen. Ihre Erkenntniß auf ein Protokoll, auf Acten oder den Vortrag eines Beamten zu verweiſen, würde an ſich Schwierigkeiten haben, auf alle Fälle aber einer durch äußere Einflüſſe zu beſtimmenden Willkühr des protocollirenden oder des Beamten Raum laſſen und hiermit der weſentliche Zweck des Geſchwornengerichts vernichtet werden. Mit der franzöſiſchen Verfaſſung wurde auch das Geſchwornengericht immer weiter auf dem Continent verbreitet und erregte den größten Antheil, bei vielen enthuſiaſtiſche Bewunderung. Es iſt aber von Feuerbach in ſeiner klaſſiſchen Schrift über dieſen Gegenſtand, Landshut 1813, bewieſen worden, daß, in politiſcher Hinſicht betrachtet, das Geſchwornengericht nur in be-

ſtimmten Verfaſſungen einen Werth haben kann, worüber man deſſen Mängel, in ſo fern es bloß von dem Geſichtspunkt der Criminalgerichtsbarkeit aus betrachtet wird, vergeſſen mag. Da es darauf ankam, das Beſte zu ſagen, ſo blieb nichts übrig, als die Ideen dieſer vortrefflichen Schrift kürzlich zu wiederholen, bisweilen ſogar wörtlich, und den weiter Belehrung Suchenden auf dieſe Schrift zu verweiſen. Politiſche Rückſichten machen das Geſchwornengericht durchaus nothwendig in Demokratieen. Einem einzelnen Magiſtrat oder einer beſtehenden Behörde anvertraut, würde die Criminalgewalt den unmittelbaren Weg zur Alleinherrſchaft oder Ariſtokratie bahnen. Eben ſo unentbehrlich iſt daſſelbe einer gemiſchten Verfaſſung wie der engliſchen. Denn dieſe würde entweder zur reinen Monarchie, Demokratie oder Ariſtokratie werden, wenn man das ungeheure Uebergewicht der Strafgewalt allein dem Monarchen oder einer der ihm entgegenwirkenden und ihn beſchränkenden Kräfte, dem Volke oder dem die Nationalſouveränität repräſentirenden Körper übertragen wollte. Gar ſehr fürchten daher auch die Engländer, dieſe Verfaſſung möge dereinſt ſich in eine reine Monarchie auflöſen, ſeitdem es der Regierung gelungen iſt, mehrere Modificationen und Beſchränkungen der Geſchwornengerichte zu machen. Dagegen leuchtet ein, daß in einer Verfaſſung, wo der Monarch unumſchränkter nur an ſeine eigenen Geſetze gebundener Herr iſt, jener politiſche Vorzug einer Jury hinwegfalle. Hier kann keine Verfaſſung, aber auch keine perſönliche Freiheit der einzelnen von dem Geſchwornengerichte vertheidigt werden, da der Regent dieſes jeden Augenblick aufheben oder doch in beſondern Fällen willkührlich durch Specialcommiſſionen unwirkſam machen kann. Das redende Beiſpiel hierzu iſt Frankreich in den letzten Zeiten. Uebrigens ſcheint die Schule eines Geſchwornengerichts bei einer rein monarchiſchen und ſchon durch längere Dauer begründeten Monarchie nicht nur nichtig, ſondern auch um ſo entbehrlicher, da hier der Regent nichts mehr durch Ungerechtigkeit gewinnen, wohl aber alles zu verlieren befürchten muß. In wie fern entſpricht aber ein Geſchwornengericht den Anforderungen, welche man an die Criminalgerichtsbarkeit macht? In wie weit iſt ein zuverläſſiges wahres Erkenntniß über das Schuldig oder Unſchuldig von ihr zu erwarten? Daß die engliſche Jury durchaus den Verbrecher begünſtigt, bewieſe im allgemeinen noch nichts gegen dieſes Inſtitut, welches einmal bei den Engländern einen außerordentlich populären Charakter angenommen hat. 1) „Die Erhebung des ſubjectiven Fürwahrhaltens zum Princip der Wahrheit ſelbſt, die Gleichgültigkeit des Geſetzgebers für die objectiven Glieder der richterlichen Ueberzeugung, für die Reinheit oder Unlauterkeit ihres Urſprungs, räumt dem Irrthum, dem alle Wege offen gelaſſen ſind, einen vollkommen freien Spielraum und ſogar die Würde und Kraft der Wahrheit ſelber ein.“ Kann man dem Geſchwornen, welcher nur in dem Kreiſe gewöhnlichen Verkehrs ſich zu bewegen gewohnt iſt, und auch nur in und für dieſen ſeine Fähigkeiten gebildet hat, Scharfblick genug zutrauen, um die verwickeltſten Verhältniſſe, die ſo oft bei Criminalunterſuchungen vorkommen, zu durchſchauen, um kaltblütig weder die Abneigung noch Zuneigung den Ausſchlag geben zu laſſen? Dieſem Uebel mittelſt ſtändiger Geſchwornen, welche durch Uebung ſich zu Criminalunterſuchungen bilden könnten, abhelfen wollen, hieße den Begriff des Geſchwornengerichts vernichten. Hierzu kömmt, daß bei der mündlichen Verhandlung vor den Geſchwornen alles vollkommene Wirkſamkeit erhält, was die Ueberzeugung durch Trugſchlüſſe und Erregung

von Affecten übereilen und irreleiten kann, und, was nur bei Beurtheilung des Richters aus geſchriebenen Protocollen möglich iſt, die verſchiedenen, oft unendlich zahlreichen Vertheidigungs- und Beſchuldigungsmomente, auf keine Weiſe vergleichend gegenüber geſtellt und gegen einander abgewogen werden mögen. Allemal muß bei einem Geſchwornengericht der letzte Eindruck der entſcheidende ſeyn. Die Information, womit nach beendigten Debatten der dem Gerichte vorſitzende rechtsgelehrte Richter die Berathung der Geſchwornen zu leiten und ihrem ungelehrten Urtheile zu Hülfe zu kommen ſucht, hilft dieſem und den unten bemerkten Mängeln auf eine ſehr inconſequente Weiſe ab. Hierdurch wird dieſer in den allermeiſten Fällen zum Herrn des Urtheils. Aus ſeinen ſtrengern oder mildern Geſinnungen kann man in England in der Regel mit ſolcher Sicherheit dem Ausſpruche der Geſchwornen entgegen ſehn. Viele Verbrecher ergreifen die Flucht, wenn ein Großrichter von bekannt ſtrengem Charakter zur nächſten Sitzung in die Grafſchaft kömmt, und kehren zurück, wenn ſie bei den milderen Geſinnungen eines andern eine günſtigere Entſcheidung erwarten dürfen. 2) Die Erfahrung beſtätigt es und es liegt in der Natur der Sache, daß die Geſchwornen in der Regel Anſtand nehmen, ſelbſt ihrer Ueberzeugung entgegen, das Schuldig da auszuſprechen, wo von einem der öffentlichen Meinung nach ſtrenger als billig verpöntem Geſetz die Rede iſt. Der gemeinen Anſicht wird es hier unendlich ſchwer, das factiſche von den rechtlichen Folgen zu trennen. Dieſer Nachtheil zeigt ſich beſonders in England, ja er wird hier, wo die Criminalgeſetzgebung nicht mit der Zeit fortgerückt iſt und z. B. ein ganz geringer Diebſtahl mit dem Strange beſtraft wird, gewiſſermaßen nöthig. 3) Die Frage über Schuldig oder Nichtſchuldig iſt keine rein factiſche, ſondern auch eine juridiſche, und ſetzt alſo allemal criminalrechtliche Kenntniſſe voraus. Sagen zu können, ob jemand einen gewaltſamen Diebſtahl begangen habe, muß ich erſtlich wiſſen, ob er dasjenige an ſich gethan, was der Ankläger behauptet, daß er gethan habe, und ſodann, ob dieſe Handlung jene Kennzeichen habe, welche die Geſetze von einem gewaltſamen Diebſtahl verlangen. Wollte man aber, dieſem Uebelſtande abzuhelfen, die Jury auf Beantwortung des bloß rein factiſchen Punktes der Frage über das Schuldig beſchränken, ſo würde man ihren Zweck völlig vernichten, und der Behörde, welcher die Entſcheidung des juridiſchen Punktes überlaſſen blieb, die größte Willkühr freigegeben, indem dieſe jede Handlung zu jedem ihr beliebigen Verbrechen machen könnte. In England hat man den nur zu unſichern Ausweg eingeſchlagen, daß, wenn die Geſchwornen die Anklage in juridiſcher Hinſicht nur zum Theil gegründet finden, (der Ankläger muß das von ihm verfolgte Verbrechen bei Vermeidung der Nullität ſeines Verfahrens ganz beſtimmt nennen) und darin ein kleineres als das angeſchuldigte Verbrechen erkennen, ein zuſammengeſetztes, theils losſprechendes, theils verurtheilendes Edict (Urtheil) geben dürfen, z. B. ſchuldig des Todſchlags nicht aber des Mordes. Sind die Geſchwornen über das rein Factiſche einig, ſie können jedoch ihre Zweifel über deſſen juridiſche Beſchaffenheit nicht löſen: ſo haben ſie die Entſcheidung dem Vorſitzer zu überlaſſen. Werden aber die Geſchwornen ihrer Einſicht nicht mehr als billig vertrauen? Wird hierdurch nicht der Vorſitzer unumſchränkter Richter? Man könnte geneigt ſeyn, mindeſtens darin einen entſchiedenen Vorzug der Geſchwornengerichte zu finden, daß der Beſchuldigte von Richtern gerichtet wird, welche ſeines Gleichen ſind, und von welchen, ſcheint es, er eben deswe-

gen ein gerechteres, ſeine individuelle Lage mehr berückſichtigendes, Urtheil erwarten kann, als von andern. Allein erſtlich muß jene ärmſte und verächtlichſte Klaſſe des Volkes, welche vor allen andern die criminalproceſſualiſchen Annalen füllt, um ſeiner Stumpfheit und ſeines Mangels an jedem öffentlichen Intereſſe von der Jury ausgeſchloſſen bleiben, und alſo iſt jene Gleichheit in den meiſten Fällen vernichtet. So muß in England, wer Geſchworner werden will, ein beſtimmtes Einkommen haben; daſſelbe wird in Frankreich beobachtet, wo auch noch beſondere vorzüglichere Eigenſchaften des Standes berückſichtiget werden. Sodann macht aber nicht bloß der Stand die wichtigſte Ungleichheit, ſondern allemal muß bei den unendlichen Abſtufungen und Verſchiedenheiten des Vermögens, der Erziehung, der Meinungen und unzähliger äuſſerer Verhältniſſe in der menſchlichen Geſellſchaft, wohl allemal ſtatt vollendeter Gleichheit die größte Ungleichheit zwiſchen den Richtern und Angeklagten Statt finden. — Die mannichfaltigen Mittel, wodurch man in Frankreich den Gebrechen der Jury abzuhelfen geſucht hat, (man konnte hier, wo ſie als politiſches Inſtitut gleichgültig war, willkührlich an ihrem Weſen ändern) und welche dennoch keine zweckmäßigere Criminalgerichtsbarkeit ſchaffen konnten, belegen ihre gänzliche Unzulänglichkeit in dieſer Hinſicht zur Genüge. Jedoch können wir des Raumes wegen uns deshalb keine weitere Ausführung erlauben. D. M.

Juſſieu (Antoine de und Bernard de), zwei Brüder, in den letzten Jahren des 17ten Jahrhunderts geboren, zeichneten ſich beide ſowohl in der praktiſchen Arzneikunde als in der Botanik aus. Antoine machte viele botaniſche Reiſen und brachte aus Spanien eine zahlreiche Sammlung Pflanzen mit. Er ſchrieb darauf über manche naturhiſtoriſche und mediciniſche Gegenſtände, und ſtarb am 22. April 1758 im zwei und ſiebenzigſten Jahre, allgemein wegen ſeiner Menſchenliebe betrauert. Bernard ward am 17. Aug. 1699 zu Lyon geboren, und erhielt im botaniſchen Garten des Königs eine Profeſſur der Botanik. Ihm hat man die von Tournefort, 1725 in 2 Duodezbänden herausgegebene Histoire des plantes qui naissent aux environs de Paris zu verdanken. Er ſtand bei Ludwig XV. ſehr in Gnade, der ihn bei jeder Gelegenheit zu begünſtigen ſuchte. Bernard hatte die Freude, die Ceder vom Berge Libanon, die in dem Garten des Königs fehlte, und von welcher er ſelbſt in ſeinem Hute zwei Stecklinge aus England nach Frankreich gebracht hatte, unter ſeinen Augen über alle andere Bäume des Gartens hinwegwachſen zu ſehen. Linnée beſuchte ihn während ſeines Aufenthalts in Frankreich und wohnte einer ſeiner botaniſchen Wanderungen bei. Juſſieu's Schüler, ſo erzählt man, erlaubten es ſich oft, ihren Lehrer auf die Probe zu ſtellen, indem ſie ihre Pflanzen, deren Kennzeichen ſie abſichtlich zerſtört hatten, darbrachten und eine Erklärung derſelben von ihm verlangten. Stets erkannte dann Juſſieu den Betrug und gab, ohne im geringſten in Verlegenheit zu gerathen, die verlangte Auskunft. Einſtmals wollten die Schüler mit Linnée denſelben Verſuch machen; dieſer aber erklärte frei heraus, nur Gott allein oder ihr Lehrer (Juſſieu) könne ihnen auf ihre Fragen antworten. Nachdem ſich Juſſieu lange Zeit mit einer ſyſtematiſchen Eintheilung des Pflanzenreichs beſchäftigt hatte, ſtarb er am 6. Nov. 1777 im 79ſten Jahre ſeines Alters.

Juſtinianus I., Juſtinus I. Neveu, Kaiſer von Conſtantinopel, wurde am 11. Mai 483 von einer unbekannten Familie geboren, und vom Theophilus, der ihn in den Wiſſenſchaften unterrichtete, erzogen. Er nahm Theil an dem Glücke ſeines Onkels, der ſeinerſeits vom gemei=

nen thraciſchen Bauer auf den Kaiſerthron geſtiegen war; dieſem verdankte Juſtinianus ſein Glück. Als er im Jahre 521 zum Conſul ernannt war, ſtellte er in den Schauſpielen, welche er dem Volke gab, eine ſeltene Pracht zur Schau, und dieß in der Abſicht, dem Geſchmacke des Volkes zu ſchmeicheln. Eben ſo ſchmeichelte er dem Senate und ſuchte deſſen Gewogenheit ſich zu erwerben, der ihm auch dafür den königlichen Titel Nobiliſſimus ertheilte. Sein Onkel, vor Alter ſchwach und an einer empfangenen Wunde leidend, legte gewiſſermaßen die Regierung nieder. Doch wurde Juſtinian erſt am 1. Aug. 527, nach Juſtins Tode, zum wirklichen Kaiſer ausgerufen. Jetzt verheirathete er ſich mit der berüchtigten Theodora, welche er liebte und aus dem Stande einer Schauſpielerinn und öffentlichen Buhlerinn auf den kaiſerlichen Thron hob. Sie wußte ſich, theils durch ihre Künſte, theils auch durch ihr wirkliches Verdienſt, eine unumſchränkte Herrſchaft über den Geiſt ihres Gemahls zu verſchaffen. Unter ſeiner Regierung erhoben ſich die Parteien des Circus mit Erbitterung gegen einander und veranlaßten, unter dem Namen der Blauen und Grünen, durch ihre nichtswürdigen Streitigkeiten mehrere Mordſcenen zu Conſtantinopel. Juſtinian ſchien durch ein öffentliches Edict des erſten Entſchluſſes zu ſeyn, die Unſchuldigen zu beſchützen und die Strafbaren der Strenge des Geſetzes zu überliefern, ohne dabei auf die Farbe Rückſicht zu nehmen, und dennoch begünſtigte er unter der Hand die Blauen. Durch die gewaltſamen Mittel, welche er anwandte, den entſtandenen Aufruhr zu ſtillen, fachte er denſelben nur noch immer mehr an, und eine Feuersbrunſt, die in Folge des Aufruhrs ausbrach, legte den größten Theil von Conſtantinopel und ſeine ſchönſten Gebäude in die Aſche. Juſtinians Leben ſelbſt ſchwebte in Gefahr. Schon auf dem Punkte, die Stadt zu verlaſſen, ward er von Theodorens Muth und Feſtigkeit zurückgehalten. Nachdem durch Ströme von Blut und durch eine ungeheure Menge Hinrichtungen die Wuth der Factionen geſtillt war, endigte Juſtinian den Krieg mit den Iſauriern und erkämpfte in den Jahren 528, 542 und 543 durch ſeinen General Beliſarius drei berühmte Siege über die Perſer. Dieſer zerſtörte auch 534 das Reich der Vandalen in Afrika und führte Gilimer, den König derſelben, gefangen nach Conſtantinopel. Spanien und Sicilien wurden wiedererobert, die Oſtgothen, die Italien beſaßen, überwunden; ja, Beliſarius drang ſogar im J. 536 in Rom ein, und der Eunuch Narſes, ein anderer General des Juſtinian, machte dem Reiche der Oſtgothen in Italien 553 ein völliges Ende. Dieſe Eroberungen gaben dem römiſchen Reiche einen Theil ſeiner vorigen Ausdehnung wieder. Nachdem Juſtinian nun von innen und von außen die Ruhe hergeſtellt hatte, wandte er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Geſetze, welche ſeit langer Zeit in außerordentlicher Verwirrung gehandhabt worden waren. Er gab zehn Rechtsgelehrten, welche er unter den geſchickteſten ausgewählt hatte, den Auftrag, nach ſeinen eignen und nach den Geſetzen ſeiner Vorgänger einen neuen Coder zu entwerfen. Dieſes Geſetzbuch wurde in zwölf Bücher abgetheilt und die Materie darin nach ihrem verſchiedenen Inhalte von einander abgeſondert. Dabei haben jedoch wiſſenſchaftliche Rechtsgelehrte dem Tribonian, der an dem Entwurfe dieſes Coder den vorzüglichſten Antheil hatte, den Vorwurf gemacht, er habe bei Vertheilung dieſer Materien einen mangelhaften Plan befolgt. So handelt er z. B. von den Formalitäten als gerichtlichen Verfahrens, ehe er von den Gegenſtänden geſprochen hat, welche demſelben vorausgehen müſſen. Auf dieſen Coder ließ Juſtinian fol-

gen: die Pandecten, eine Sammlung von alten Rechtsentſcheidungen, welche wenigſtens in zweitauſend verſchiedenen Werken zerſtreut enthalten waren. Dieſe Pandecten wurden zuerſt zu Florenz im Jahre 1553 in Folio und in drei Bänden gedruckt. Die Inſtitutionen, welche in vier Büchern und auf eine beſonders klare und deutliche Weiſe die Entſtehung aller Geſetze und die Grundbeſtandtheile der Rechtsgelehrſamkeit entwickeln. Die Novellen, in welchen man die verſchiedenen Geſetze, die ſeit Erſcheinung jener Werke Juſtinians gegeben worden ſind, geſammelt hat. Alle dieſe verſchiedenen Werke ſind ſpäterhin unter dem allgemeinen Titel Corpus juris civilis zuſammenbegriffen, und auch meiſtens ſo gedruckt worden. Außer der Sorge, die Juſtinian, deſſen Scharfſinn nichts entging, auf die Ausübung der Geſetze wandte, war er auch darauf bedacht, neue Städte zu erbauen, andere zu befeſtigen und zu verſchönern, beſonders aber darauf, den Frieden in der Religion wiederherzuſtellen. Unter andern Kirchen erbauete er auch die heilige Sophien-Kirche zu Conſtantinopel, welche für ein Meiſterſtück der Baukunſt gehalten wird. Der Altar in derſelben wurde ganz von Gold und Silber gemacht, und mit einer ungeheuern Menge der verſchiedenartigſten Edelſteine geſchmückt. Dieſe Kirche war ſo prachtvoll, daß Juſtinian am Tage der Einweihung, als er ſie zum erſten Male in ihrem vollen Glanze erblickte, vor Freude ausrief: „Gott allein die Ehre! Ich habe dich überwunden, Salomo!" Aber ſein Unglück wollte, daß er, gleich dieſem jüdiſchen Könige, auf dem Throne ergreiſte. Denn gegen das Ende ſeines Lebens blieb er nicht mehr derſelbe Menſch: er wurde geizig, mißtrauiſch, grauſam. Er drückte das Volk mit Abgaben und lieh allen Anklagen ein geneigtes Gehör. Wer kennt nicht ſeine Undankbarkeit gegen Beliſarius, dem er ſo viel zu verdanken hatte und den er noch in ſeinem hohen Alter verfolgte? Er ſtarb am 14. Nov. 565 im vier und achtzigſten Jahre ſeines Alters, nachdem er 38 Jahre, 7 Monate und 13 Tage regiert hatte, und zwar acht Monate nach dem Tode des Beliſarius. Er war von mittler Größe, hatte eine rothe Geſichtsfarbe und war leutſelig und liebenswürdig in ſeinem äußern Betragen. Außerdem beſaß er eine Mäßigkeit im Eſſen und Trinken und eine Enthaltſamkeit in der Liebe, die faſt beiſpiellos genannt werden muß. Aber vielleicht fügte die Treue, welche er gegen ſeine geliebte Theodora ausübte, dem Reiche mehr Unglück zu, als es eine ausſchweifende Lebensart wahrſcheinlich nicht vermocht haben würde. Seine Enthaltſamkeit gränzte überhaupt mehr an die allen Genuß ſich verſagende, unerbittliche Strenge des Mönchs, als an die Mäßigkeit eines Philoſophen. Sein Faſten war häufig und anhaltend: oft brachte er zwei Tage und zwei Nächte zu, ohne Nahrung zu ſich zu nehmen. Mit einem brennenden Eifer für Ruhm, Ehre, ja ſelbſt für eitle Titel begabt, wollte er zugleich Muſiker und Baumeiſter, Geſetzgeber und Theolog ſeyn. Sein Scharfſinn entdeckte im Beliſarius die Talente zum Krieger und im Narſes die Fähigkeiten für die innere Verwaltung; ſein eigner Ruhm wird jedoch von den Namen dieſer beiden Generale verdunkelt. Uebrigens war er, wie wir bereits oben angemerkt haben, beſonders in ſeinem Alter, geizig, liebte aber doch daneben die Pracht, beſchäftigte ſich viel mit der Geſetzgebung und ließ von ſeinen Dienern ungeſtraft die größten Verbrechen begehen. Oft ſtritt er in den Zuſammenkünften mit ſeinen Miniſtern über einzelne Worte und niemals ſah man ihn an der Spitze ſeines Heeres kämpfen. Seine Liebe für die Mönche, für die Heiligen und für religiöſe Streitigkeiten ſchützte ihn nicht vor dem Tadel der

Theologen: nach ihrer Meinung ſtarb er als ein Ketzer. Er bauete mehrere öffentliche Gebäude und beſonders, wie wir ſchon oben bemerkt haben, die Sophien-Kirche, welche in dem Aufruhr der Blauen und Grünen von den Flammen zerſtört worden war. Dieſes prächtige Denkmal der Baukunſt iſt noch vorhanden; die Türken haben es in eine Moſchee verwandelt. Uebrigens kann man dreiſt behaupten, daß Juſtinian, ohne Beliſarius und Narſes, deren große Thaten ſeine Regierung verherrlicht haben, und ohne jene Geſetzbücher, welche, ob er gleich keinen unmittelbaren Antheil an denſelben hatte, dennoch ſeinem Namen Berühmtheit verſchafften, einer der unbekannteſten Fürſten der neuern Zeitrechnung geweſen ſeyn würde.

Juſtitia (die Gerechtigkeit), hieß auch Aſträa, Themis, Dice. Doch gab es bei den Römern noch eine, von dieſen verſchiedene Juſtitia, welche man in ſitzender Stellung, mit einer Schale in der einen Hand und einem Zepter in der andern, vorgeſtellt findet.

Juſtitium (Juriſtitium) iſt der förmliche Stillſtand der Gerichte und der Ausübung derſelben, welcher nur bei außerordentlichen Fällen, zum Beiſpiel, bei einer großen Trauer, bei kriegeriſchen oder ſonſt bedenklichen Zeiten, während der Peſt ꝛc., aber auch bei erfreulichen Veranlaſſungen eintreten kann und wo alsdann durchaus alle Gewerbe und Amtsverrichtungen aufhören.

Juſtizhoheit. Die Juſtizhoheit im weiteren Sinne zerfällt in die bürgerliche Juſtizgewalt und in die Criminalgewalt. Erſtere iſt der Inbegriff aller der Rechte der oberſten Staatsgewalt, die unmittelbar darauf Bezug haben, Rechtsverletzungen von den Staatsbürgern im Innern des Staats abzuwenden, alſo die entſtehenden Rechtsſtreitigkeiten zu unterſuchen und zu entſcheiden und die geſprochenen Urtheile zu vollſtrecken. Sie begreift daher folgende Rechte: 1) das Recht der Juſtizgeſetzgebung; 2) die richterliche Gewalt im engern Sinne, oder die eigentliche Gerichtsbarkeit, die ſich mit der Unterſuchung und Entſcheidung ſtreitiger Rechte, oder der Juſtizſachen beſchäftigt. Mit ihr war in Deutſchland und iſt gewöhnlich auch die Befugniß zur Vornahme der Handlungen der ſogenannten freiwilligen oder willkührlichen Gerichtsbarkeit verbunden, die jedoch an und für ſich nicht zu den Juſtizſachen ſtreng genommen gehörte, wenn ſie gleich von Richtern vollzogen worden; 3) das Recht der Vollſtreckung, und 4) das Recht der Oberaufſicht über das geſammte Juſtizweſen. Mit dem Worte Criminalgewalt wird dagegen der Inbegriff aller derjenigen Rechte der oberſten Staatsgewalt bezeichnet, die ſich auf die Beſtrafung von Verbrechen beziehen. Sie begreift gleichfalls 1) die Criminalgeſetzgebung, oder das Recht, zu beſtimmen, welche Handlungen im Staate als Verbrechen beſtraft und mit welchen Strafen dieſelben, falls ſie begangen worden, belegt werden ſollen; dazu gehört zugleich die Befugniß, Privilegien im weitern Sinne des Worts zu ertheilen; 2) die Criminalgerichtsbarkeit, oder die Befugniß, über begangene Verbrechen, nach vorhergegangener Unterſuchung, ein Urtheil zu fällen; 3) das Recht der Vollſtreckung und 4) das Recht der oberſten Aufſicht über das geſammte Criminalweſen. — So lange die deutſche Reichsverfaſſung beſtand, war die Juſtizhoheit in Deutſchland eine doppelte, theils Reichs-, theils Territorial-Juſtizhoheit, indem die erſtere von den höchſten Reichsgerichten, und wenn es Criminalfälle betraf, mit Zuziehung des Kaiſers und auch wohl des Reichstages, letztere dagegen von den einzelnen Fürſten und Ständen geübt wird. C. Z.

Jütland, eine Halbinſel, gränzt gegen Süden an das Herzogthum Holſtein, iſt aber ſonſt überall von der Nord- und Oſtſee umgeben. Sie beſteht aus Nord- und Südjütland, welches letztere eigentlich nichts anders iſt, als das Herzogthum Schleswig. Nordjütland wird heut zu Tage jedoch vorzugsweiſe Jütland genannt. Es gehört zu Dänemark und wird in die vier Stiftsämter Aalborg, Wiborg, Aarhus und Rypen eingetheilt. Es enthält 424 Quadratmeilen und 400,000 Einwohner. Die Viehzucht an Pferden, Schweinen, Schafen, beſonders aber an Rindvieh iſt ſehr beträchtlich. Es werden jährlich 80,000 magere Ochſen verkauft und doch noch viel geſalzenes Rindfleiſch nach Frankreich, Holland, Hamburg und nach den Antilliſchen Inſeln verſendet. Auch der Getraidebau iſt ergiebig, und verſorgt nicht nur das Land, ſondern führt auch noch von ſeinem Ueberfluſſe in die benachbarten Länder aus. — Bis zum 9ten Jahrhunderte hatte Jütland ſeine eigenen Könige und Fürſten, von denen Gottric (Gottfried) und Hemming durch die Kriege, welche ſie mit Carl dem Großen führten, bekannt geworden ſind. In der zweiten Hälfte des 9ten Jahrhunderts eroberte darauf der König von Dänemark, Gormo Gammut, Jütland und vereinigte es mit ſeinem Reiche. Gormo führte mit Heinrich dem Finkler, und ſein Sohn, Harald II., mit Otto I. und II. Krieg. Harald II. nahm zwar im J. 948 die chriſtliche Religion an; aber ſein Sohn Sueno (Suend) ward wieder ein Heide. Er eroberte im J. 1000 mit Schwedens Beihülfe Norwegen und im J. 1014 auch ganz England, wo er aber 1015 ermordet wurde.

Juvenalis (Decimus Junius), im J. 38 oder 39 nach Chr. Geb. zu Aquinum in Italien geboren, ſtudirte anfangs die Beredtſamkeit bloß zu ſeinem Vergnügen, legte ſich aber hernach auf die Dichtkunſt und beſonders auf die Satyre. Weil er im ſieben und achtzigſten Verſe der ſiebenten Satyre den beliebten Pantomimen Paris heftig mitgenommen hatte; ſo verwies ihn Domitian (nach andern Adrian unter dem Scheine, ihn zu ehren, als praefectus cohortis in das äußerſte Aegypten. Doch kam er unter Trajan wieder nach Rom zurück und ſtarb daſelbſt in ſeinem zwei und achtzigſten Jahre. Er gehörte zu den beißendſten Satyrikern der Römer. Er hat ſechzehn Satyren geſchrieben, die in fünf Bücher abgetheilt ſind, und in welchen er ſehr freimüthig gegen die Thorheiten ſeiner Zeit eifert. Sein Styl iſt nicht ſo elegant, wie der horaziſche, aber auch nicht ſo dunkel, wie der des Perſius.

Jynx, eine Tochter des Pan und der Echo (Pritho), der Suada der Römer. Sie verführte den Jupiter zum Liebeshandel mit der Io, und zur Strafe dafür verwandelte ſie Juno in einen Vogel, den ſogenannten Wendehals (Jynx torquilla), dem noch immer die Kraft einwohnte, theils ſelbſt zur Liebe zu reizen, theils andere zu Liebesverſtändniſſen zu bewegen. Als die kolchiſche Medea mit Liebe zum Jaſon bethört werden ſollte, verehrte dieſem Aphrodite den Zaubervogel Jynx, und lehrte ihn, wie er dieſen auf ein Zauberrad legen und gegen die Medea gebrauchen müſſe. Von dieſer Zeit an war die Jynx ein Theil des Zauberapparats bei den griechiſchen Liebesbeſchwörungen. Man gebrauchte ſie zum Liebeszauber überhaupt auf mancherlei Art. Die Zauberin band, z. B., dieſen Vogel an ein vierſpeichiges Rad, welches ſie mit Zaubergeſang umdrehte; nach einer andern Sage ſpannte ſie die ausgezogenen Eingeweide des Vogels um das Rad. Ein drittes Verfahren beſtand darin, daß die Zauberin den Vogel an einer wächſernen Rolle über Kohlen zergehen ließ. So ſoll auch der magiſche Kreiſel, deſſen

ſich die Zauberer bedienten, ebenfalls Jynx geheißen haben, weil dieſer Vogel, oder doch deſſen Gedärm, darüber geſpannt war. Seitdem die Jynx zum Zauber-Apparate gebraucht wurde, erfand man auch ihre Abſtammung vom Pan oder der Echo. Die bildende Kunſt brauchte ſie als Symbol der Ueberredungskünſte zur Liebe, und zwar für's erſte zur buhleriſchen Liebe. So ſieht man auf einer Gemme im florentiniſchen Muſeum den Vogel Jynx auf einer Säule, um welche ſich der kolchiſche Drache windet; vor derſelben ſteht Jaſon. Dieſe Stellung der Jynx wurde faſt immer von den Künſtlern beibehalten. Auf einem ſpätern Kunſtwerke, einem Relief, im Beſitze des Herzogs von Caraſa Noja zu Neapel, ſoll ausgedrückt werden, wie Paris die Helena bethörte, ihren Gemahl zu verlaſſen und ihm zu folgen. Man ſieht daher auf einer Säule die Göttin Pritho über dem Haupte der Helena ſitzend, und ihr gefiedertes Töchterlein, den Vogel Jynx, mit der Rechten ſtreichelnd. Noch bedeutender gab man auch dieſen Wundervogel Jünglingen und Mädchen in die Hand, um den Zauber deſſelben recht ſinnlich auszudrücken. Auf einem Vaſengemälde in der hancarvilliſchen Sammlung erſcheint die Jynx zweimal: einmal über dem Brautſeſſel der Brautwerberin, das anderemal auf einer Säule von einem Genius gehalten. Außerdem findet man ſie auch fliegend, oder auf Blumen ſitzend. Ueberhaupt kommt ſie ſehr häufig in geſchnittenen Steinen, und beſonders auf alten Vaſenzeichnungen vor. In der Folge ward die Bedeutung der Jynx verändert. Was urſprünglich bethörenden Liebeszauber bedeutet hatte, das ward nun zum allgemeinen Symbole für jeden Zauber der Muſenkünſte, für jeden ſüßbethörenden Reiz der Dichtkunſt und Tonkunſt. Man nannte die Jynx in dieſer letzten Bedeutung auch Keledon, und ſo erſcheint ſie auf dem Grabmahle des Sophokles und am Tempel des pythiſchen Apollo. Man verwandelte den Namen Jynx, der nur an verliebte Zauberſpiele erinnerte, in die Benennung Keledon (Nachtigall), um den edlern Begriff deſto beſtimmter auszudrucken. Uebrigens verrichtete die Jynx ihren Zauber nicht durch Geſang, ſondern durch die drehende Bewegung des Halſes, und durch das wunderbare Vorſtrecken der Zunge. Aus einer Vermiſchung des Jynx mit den muſikliebenden Acheloiden, oder den jungfräulichen Sirenen, entſtand die Wundergeſtalt der harpyenfüßigen Nachtigallen, wie ſie Lycophron nennt, d. h. die Sirenen mit dem Obertheile eines muſikaliſchen Mädchens, und dem Untertheile eines Vogels aus dem Geſchlechte der Spechte. Man ſchmolz gleichſam die doppelte Ueberredungskunſt (Pritho) des Geſanges und des körperlichen Liebreizes in ein einziges allegoriſches Zwittergeſchöpf zuſammen, das die veredelnde Kunſt endlich in die reinere Reform eines ſchönen, auf einer Lyra ſpielenden Mädchens umſchuf, wie man ſie noch auf einer Vaſe findet, welche Ardito in ſeiner Abhandlug (Illustrazione di un antico Vaso trovato nelle ruine di Locri) freilich etwas zu ſeltſam commentirt hat.

K.

K. bedeutet auf franzöſiſchem Gelde das Zeichen der Münzſtadt Bordeaux.

Kaaba heißt wörtlich ein viereckiges Haus. So nennt man ein Gebäude zu Mekka, welches, dem Koran zufolge, urſprünglich dem wahren Gotte zu Ehren von Abraham und Ismael gebaut worden. Gott ſelbſt ließ dazu einen ſchwarzen Stein vom Himmel fallen, der mit hinein gebaut wurde. In Zeiten größerer hiſtoriſcher Gewißheit war es dem Götzendienſte der heidniſchen Araber gewidmet. Die Aufſicht darüber war ein beſonderes ſehr geſchätztes Vorrecht, das, zufolge der älteſten Nachrichten, einem arabiſchen Stamme, den Gjorhamiden, dann den Khoſaiten, zuſtand. Koßa, einer der Voraltern des Muhamed, und Haupt des Stammes der Koreiſchiten, entriß dieſes Vorrecht, mit dem die Obergewalt in Mekka verbunden worden war, den Khoſaiten, und machte es zum erblichen Eigenthum ſeines Hauſes und Stammes. Bei Muhameds Geburt war ſein Großvater, Abdal Mutaleb, Schutzherr der Kaaba. Er war 35 Jahr alt, als die Koreiſchiten die Kaaba neu aufzubauen beſchloſſen hatten. Die Entſcheidung des über die Frage entſtandenen Zwiſtes, wem es gebühre, den heiligen ſchwarzen Stein wieder an ſeinen Ort zu legen, überließen ſie dem, der durch Zufall zuerſt eintreten würde. Das Schickſal wollte, daß dies Muhamed war. Er ließ den Stein in koſtbare Zeuge einwickeln, deren Zipfel Abgeordnete aller einzelnen Familien der Koreiſchiten faßten. Dieſe zogen den Stein an den Tüchern in die Höhe, und Muhamed ſelbſt rückte ihn an ſeine Stelle. Vielleicht daß dieſe Begebenheit zu Muhameds Begeiſterung und Wahn der eignen göttlichen Sendung, ſo wie zu ſeinem Anſehn, nicht wenig beitrug; denn fünf Jahre nachher trat er als Prophet auf. Durch die eigne Handanlegung des Propheten von neuem geweiht, und von ihm wieder zum Heiligthume Allahs, und Gedächtniß Abrahams und Ismaels, gewidmet, iſt die Kaaba das vornehmſte unter den Heiligthümern Mekka's, und wird ſelbſt von den Wechabiten, die alle übrige dortige Gegenſtände muſelmänniſcher Verehrung verachten, heilig gehalten. K.

Kabel bezeichnen die großen Seile oder Taue, mit welchen man die Schiffe auf der Rhede oder anderwärts befeſtigt, damit ſie nicht fortgetrieben werden können. Es werden auch die Taue ſo genannt, mit welchen man Böte, oder andere ſchwere Sachen in die Höhe windet, oder Schiffe den Fluß hinaufzieht. Auch die Ankerſeile heißen Kabel, oder Kabeltaue. Daher heißt die Kabel kappen ſo viel, als die Ankerſeile entzweihauen. Ein Kabeltau pflegt 120 Klafter lang zu ſeyn.

Käfer nennt man überhaupt alle Inſecten der erſten Ordnung (Coleoptera). Sie zeichnen ſich von allen andern Inſecten durch die beiden hornartigen Decken aus, welche über ihren beiden untergeſchlagenen häutigen, durchſichtigen Flügeln liegen. Bei einigen fehlen die wahren Flügel, und man findet nur Flügeldecken. Manche von ihnen können dieſe Decken nicht einmal aufheben, weil ſie zuſammengewachſen ſind. Sie haben (wenige ausgenommen) auch auf allen übrigen Theilen des Körpers eine hornartige Bedeckung, und ſelbſt die Beine und Fühlhörner beſtehen aus einer ähnlichen Subſtanz. Alle Käfer haben ſechs Beine, wovon zwei am Bruſtſtücke, und vier am Hinterleibe ſitzen. An dem Bruſtſtücke und Hinterleibe befinden ſich auf jeder Seite acht Luftlöcher.

Alle Käfer entſtehen aus Eierchen, welche das Weibchen an beſtimmte Oerter legt. Aus ihnen ſchlüpfen kleine madenähnliche Geſchöpfe hervor. Dieſe heißen Larven, und haben, mit Ausnahme einiger, drei Paar am Bruſtſtücke ſitzende Beine. Wenn dieſe Larven völlig ausgewachſen ſind, verpuppen ſie ſich, oder werden zur Nymphe, aus welcher alsdann der vollkommene Käfer hervorgeht, welcher nun aber nicht mehr wächſt. Seine Theile ſind alle noch weich, erhalten aber an der Luft, nebſt der ihnen zukommenden Farbe, auch bald die gehörige Härte. Uebrigens enthält dieſe Ordnung der Inſekten die zahlreichſten Individuen. Linnée zählt deren 3819 Gattungen, welche er in 55 Geſchlechter vertheilt. Von Zeit zu Zeit entdeckt man jedoch, beſonders in andern Erdtheilen, noch neue Gattungen.

Kaffe, ſ. Caffée.

Kaftan, die bekannte türkiſche Nationaltracht, welche die Form eines Schlafrocks hat, und größtentheils von weißlicher Farbe mit blaßgelben Blumen iſt, wird von baumwollenem oder ſeidenem Zeuge verfertigt, und zuweilen auch mit theuerm Rauchwerk gefüttert. Dergleichen Kaftane werden vom türkiſchen Hofe an chriſtliche Geſandte, oder andere Perſonen, welchen er eine beſondere Ehre erzeigen will, als Geſchenke ausgetheilt. Auch ſind die Geſandten, wenn es ihnen nicht ausdrücklich geſtattet iſt, in der Tracht ihrer Nation zu erſcheinen, gezwungen, ſich bei den Audienzen, welche man ihnen ertheilt, in dieſe Kaftane zu kleiden.

Kain (Le), ſ. Lekain.

Kaiſer — Kaiſerkrönung. In der Rangordnung der europäiſchen Fürſten haben die Kaiſer den höchſten Platz, weswegen auch die Europäer mächtigen außereuropäiſchen Fürſten dieſen Titel beizulegen pflegen. Das Wort Kaiſer kommt her von Cäſar, dem gewöhnlichen Titel der römiſchen Imperatoren, und die deutſchen Könige, als Schutzherren Roms, behielten ſeit Karl dem Großen dieſen Titel bei, indem ſie ſich als Nachfolger der alten römiſchen Imperatoren betrachteten. Eben deshalb verlangte und erhielt auch der römiſche Kaiſer unbedingt den erſten Rang unter allen Fürſten der Chriſtenheit, da man ihn als den Nachfolger der Herren der Welt anſah; und Rom das Haupt der Chriſtenheit war. Zweifelhafter ward dagegen der Rang von Rußland, welches im J. 1721 gleichfalls den kaiſerlichen Titel annahm, und deſſen Anerkennung von Frankreich und Spanien nur unter der ausdrücklichen Bedingung bewilligt ward, daß Rußland ſich anheiſchig mache, auf dieſen Titel durchaus keine Anſprüche, in Betreff irgend eines Vorrangs, gründen zu wollen, wogegen Rußland nachmals zu wiederholten Malen erklärte, daß es nur dem römiſchen Kaiſer den Vorrang zugeſtehe. Gewöhnlich ward bisher auch der Großherr in Conſtantinopel als Kaiſer aufgeführt, ohne jedoch den kaiſerlichen Titel, noch den der Majeſtät zu führen; der Titel des Großherrn iſt bekanntlich der Sr. Hoheit. Erſt in unſern Tagen entſtand dagegen eine neue kaiſerliche Würde, wiewohl ſchon in früheren Zeiten einzelne Reiche ihre Kronen für kaiſerliche Kronen erklärt hatten, wenn gleich die Regenten nur den Königstitel führten, ſo wie dies z. B. in Spanien der Fall war. Im J. 1804 ward Napoleon Bonaparte, damals lebenslänglicher erſter Konſul der franz. Republik, zum Kaiſer der Franzoſen erklärt, und allmählig von allen europäiſchen Mächten, mit einziger Ausnahme von England, in dieſer Würde anerkannt. Die im J. 1806 erfolgte Niederlegung der deutſchen Kaiſerkrone durch Oeſterreich, welches jedoch ſchon ein Jahr früher die öſter-

reichiſche Kaiſerwürde angenommen hatte, äußerte auf die Rangfolge weiter keinen Einfluß; dieſe ward vielmehr durch verſchiedene ausdrückliche Beſtimmungen ganz und gar auf den alten Fuß beibehalten. — Die Krönung war vormals, vorzüglich bei den römiſchen Kaiſern, ein höchſt weſentlicher Punkt. Lange Zeit hindurch hielten die deutſchen Könige die Krönung durch den Papſt zu Rom für eine unumgänglich nothwendige Bedingung der Kaiſerwürde, zu welchem Ende ſie daher oft ſehr verderbliche Römerzüge unternahmen. Nachmals ward jedoch dieſe Krönung, zufolge der Vorſchrift der goldenen Bulle, zu Aachen, und in den letzteren Zeiten an dem Wahlorte ſelbſt, zu Frankfurt am Main, vorgenommen. Der Papſt hat erſt im J. 1804, bei Gelegenheit der Thronbeſteigung Napoleons, ſein altes Krönungsgeſchäft wiederum verwaltet, nur mit dem Unterſchiede, daß er hierzu nach Paris zu reiſen gezwungen ward, ſtatt daß die deutſchen Könige ſelbſt nach Rom kamen. Cz.

Kaiſerslautern (Lautern), eine Stadt am Fluſſe Lauter, mit 2363 Einwohnern, in der ehemaligen Unterpfalz, jetzt zur baieriſchen Rheinprovinz gehörig, iſt in der neuern Zeit beſonders durch die merkwürdige Schlacht berühmt worden, in welcher am 29. und 30. Nov. 1793 der verſtorbene Herzog von Braunſchweig, welcher hier ſeine ganze Macht verſammelt hatte, eine Colonne der fränkiſchen Moſelarmee, welche, Landau zu entſetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen ſuchte, in einem blutigen zweitägigen Treffen zurückſchlug. Dieſe Schlacht, in welcher die Taktik der Preußen und das Genie ihres Feldherrn gegen die wüthenden Anfälle der Franken entſchied, iſt eine der merkwürdigſten in der neuern Geſchichte, ob ſie gleich mehr aus einer Menge kleiner Gefechte, als aus Hauptangriffen beſtand. Ein zweites Treffen bei Kaiſerslautern, in welchem am 20. Sept. 1794 der Erbprinz von Hohenlohe-Ingelfingen den linken Flügel der fränkiſchen Rheinarmee ſchlug, und in Folge deſſelben Kaiſerslautern beſetzte, iſt nicht minder merkwürdig. Durch den lüneviller Frieden ward ſie 1801 an Frankreich abgetreten, und erhielt darauf eine lutheriſche Conſiſtorialkirche.

Kakerlaken (Albinos, weiße Neger, Blafards, Leucanthiopes, Dondos), welche man ehemals auf der Erdenge von Panama, an den Mündungen des Ganges, ſpäterhin ſogar unter den Savoyarden in den Chamouny-Thälern bemerkt haben will, und als Individuen einer beſondern Menſchenart beſchrieben hat, ſind von neuern Naturforſchern in verſchiedenen Gegenden Europa's, wie z. B. in der Schweiz, in Frankreich, in den Rheingegenden und andern Orten ebenfalls wahrgenommen worden. Was man aber bisher für eine eigene Gattung, wenigſtens doch für eine Spielart, genommen hat, das ſoll jetzt an dieſen Kakerlaken nur eine Krankheit ſeyn, welche unter allen Himmelsſtrichen die Menſchen befallen kann, und der ſogar Thiere unterworfen ſind. Man hält ſie für die homines nocturni des Linnée. Die Kakerlaken ſehen milchfahl oder leichenhaft aus, und unterſcheiden ſich von den ächten Weißen nicht nur durch ihre runzlige Haut, ſondern auch durch ihre gelben und feuerrothen Augen, welche ſie beim hellen Lichte des Tages nie ganz öffnen können. Bei Mondenſcheine und im Dunkeln können ſie ziemlich gut ſehen, weswegen ſie auch nur in der Nacht auszugehen pflegen, und aus dieſem Grunde auch von Linnée und andern Naturforſchern Nachtmenſchen genannt werden. Ihr Haar iſt zwar wollartig, wenn ſie von wirklichen Negern, und etwas weniger kraus, wenn ſie von Oſtindiern abſtammen, aber allezeit milchfahl und ekelhaft, wie ihre Haut ſelbſt. Dabei ſind ſie nicht nur außerordentlich

dumm, ſondern auch von einer ſehr ſchwachen Leibesbeſchaffenheit, und erreichen faſt niemals die gewöhnliche Größe der Völker, zu denen ſie ihrer Geburt nach gehören. Daher ſind ſie ſelten fähig, Kinder zu zeugen; wenn ſie aber dieſe Kraft haben, ſo werden die Nachkommen, wie die Eltern waren. Uebrigens iſt hier der Name Kakerlaken im Allgemeinen genommen und mit demſelben ſowohl die ſogenannten Albinos (ſ. dieſen Art.), die ſtets weiß ſind, als auch die eigentlichen Kakerlaken (deren braune Haut mit weißen Flecken geſprengelt iſt) benannt worden. Es iſt die Hypotheſe aufgeſtellt worden, der Kakerlakismus ſey eine Ueberladung des Körpers mit Sauerſtoff, der Negrismus hingegen eine Ueberladung deſſelben mit dem Kohlenſtoffe. — Kakerlaken heißen bei den Indianern eine Art Schaben (Blattae), beſonders die Blatta gigantea, welche ſich in den indiſchen Wäldern aufhält, auf drei Zoll groß wird und eine Zierde der Inſecten-Sammlungen ausmacht. Sie iſt dunkelbraun und glänzend, und ihre Flügeldecken ſind fuchsroth und gelblich. Von dieſer Schabe haben die Indianer die Kakerlaken benannt.

Kaland (wahrſcheinlich von Calendae) hieß eine im 13. Jahrhunderte in mehrern Gegenden Deutſchlands entſtandene Laien-Brüderſchaft, die am erſten Tage jedes Monats an beſtimmten Orten (Kalandshäuſer, Höfe) zuſammen kam, um gemeinſchaftlich für die Seelen verſtorbener Verwandten und Freunde zu beten, Beiträge zu Seelenmeſſen für ſie zu ſteuern und darnach eine Mahlzeit zu halten. Die Mitglieder hießen Kalandsbrüder, und waren ſie Geiſtliche, Kalandsherren. Der fromme Zweck kam ſpäter in Vergeſſenheit und nur das Schmauſen erhielt ſich, bis es auf die hohen Feſte eingeſchränkt und endlich die Brüderſchaft als eine Veranlaſſung zu Ausſchweifungen ganz aufgelöst wurde. Daher ſagt man von einem beſtändig auf Schmauſereien herumſchweifenden Menſchen: er kalandert die ganze Woche. In Niederſachſen werden noch jetzt feſtliche Schmauſereien, und beſonders die jährlichen Verſammlungen der Geiſtlichen eines Diſtricts Kalande genannt, und in Berlin giebt es einen Kalandshof, der zum Stadtgefängniß gebraucht wird. E.

Kalif, d. i. Statthalter, nannten ſich beſcheidnerweiſe die Nachfolger des Propheten Muhamed in der Herrſchaft über die Gläubigen und dem hohen Prieſterthum. Kalifat haben daher latiniſirende Geſchichtſchreiber das Reich dieſer Fürſten genannt, welches die Araber in einem Winkel Aſiens gründeten, und, von dort durch religiöſe Begeiſterung hervorgetrieben, binnen wenig Jahrhunderten zu einer Herrſchaft erhuben, die an Ausdehnung die römiſche Univerſalmonarchie faſt übertraf. Die Geſchichte der Araber vor Muhamed iſt höchſt dunkel, und, weil in geringer Verbindung mit der der übrigen Welt, auch von geringem Intereſſe. Die Ureinwohner von Arabien heißen den heutigen Arabern Bajaditen, Verlorne. Sich ſelbſt leiten dieſe theils vom Joktan oder Kahtan, theils vom Ismael her; die Nachkommen jenes nennen ſich vorzugsweiſe Araber, die des letztern Moſtaraber. Der Name Araber bedeutet Abendländer (denn das ſind ſie den Aſiaten); in Europa und Afrika nannten ſie ſich Saracenen, Morgenländer. Die dreifache Eintheilung des Landes in das glückliche (Yemen), das ſteinige (Hegiar) und das wüſte Arabien, welches die Landſchaften Thahamah, Jememath und Hegiaz begreift, rührt von den Griechen her; die ältern arabiſchen Geſchichtſchreiber verſtehen unter Arabien nur Yemen; Hegiar rechnen ſie theils zu Aegypten, theils zu Syrien,

und das übrige Land heißt bei ihnen die ſyriſche Wüſte. Die Fürſten (Tobbai) dieſer Länder waren vor Alters ſämmtlich aus dem Stamme Kahtan, aus welchem das Geſchlecht der Hamayriten zweitauſend Jahre lang über Yemen herrſchte. Die Araber Yemens und eines Theils des wüſten Arabiens lebten in Städten und trieben Ackerbau, auch Handel mit Oſtindien, Perſien, Syrien und Habeſch, nach welchem letztern Lande ſie viele Colonieen ſandten; ja welches wahrſcheinlich ganz von Arabien aus bevölkert wurde. Der übrige Theil des Volks zog, wie noch jetzt, nomadiſch in der Wüſte umher. Die Religion der Araber in der Zeit der Unwiſſenheit (wie ſie die vor Muhamed nennen) war im Allgemeinen Anbetung der Geſtirne; jedoch bei den verſchiedenen Stämmen mit großer Verſchiedenheit, indem jeder einem andern Sternbilde die größte Verehrung bewies. Mannhaft vertheidigten die Araber Jahrtauſende lang Freiheit, Glauben und Sitte ihrer Väter gegen alle Angriffe der morgenländiſchen Eroberer, durch Wüſten und Meere ſo ſehr als durch ihren Arm beſchützt; weder die babyloniſchen und aſſyriſchen, noch die ägyptiſchen und perſiſchen Könige vermochten ſie zu unterjochen. Endlich von dem großen Alexander bezwungen, benutzten ſie gleich nach ſeinem Tode die Uneinigkeit ſeiner Feldherren und Nachfolger zur Wiedererwerbung der Unabhängigkeit. Ja es durften in dieſem Zeitraume die nördlichen Fürſten Arabiens ihre Herrſchaft bis über die Gränze von Arabien ausdehnen. Von jeher hatten die arabiſchen Nomaden, beſonders zur Winterszeit, tief ins fruchtbare Irak oder Chaldäa geſtreift. Jetzt unterwarfen ſie ſich einen Theil davon gänzlich, der noch jetzt davon Irak Arabeh genannt wird. Von da drang der Stamm Häreth noch weiter, bis in Syrien ein, und ließ ſich im Lande Gaſſan nieder; woher er den Namen Gäſſaniden bekam. Drei Jahrhunderte nach Alexander drang auch die römiſche Eroberungswuth an dieſe Gränzen. Die getheilten Araber mochten den römiſchen Heeren nicht überall mit Erfolg widerſtehen, und ob ihr Land gleich nie völlig zur Provinz gemacht wurde, ſo blieben doch wenigſtens die nördlichern Fürſten immer in einer gewiſſen Abhängigkeit von den Kaiſern, die jene nur als ihre Statthalter anſahen. Freier erhielten ſich die alten Hamayriten in Yemen, gegen die ein Zug zu Zeiten des Auguſtus mißlang. Mit der Schwäche der römiſchen Monarchie vermehrte ſich aber auch das Streben jener nach gänzlicher Unabhängigkeit, welche zu gewinnen einer Vereinigung aller arabiſchen Stämme leicht geworden ſeyn würde; aber zerſtreut und zerſpalten, wie ſie waren, brachten ſie in dieſen Kämpfen bald glücklicher, bald unglücklicher, viele Jahrhunderte zu, bis ein begeiſterter Mann ihnen durch gleiche Mittheilung ſeines Feuereifers Einheit, durch die Einheit Stärke gab. So wenig als in der Verfaſſung war vor dieſem Manne in der Religion den Arabern Einheit eigen geweſen. Das Chriſtenthum fand früh viele Anhänger; es gab ſelbſt mehrere Biſchöffe, die den Metropoliten zu Boſro (in Paläſtina an der arabiſchen Gränze) erkannten. Doch konnte der uralte Sternendienſt nicht ganz vertrieben werden. Jene Widerſetzlichkeit der Araber gegen den römiſchen Despotismus zog eine Menge der im orthodoxen Oſtreiche verfolgten Ketzer zu ihnen, beſonders die Monophyſiten und die im ganzen Orient verbreiteten Neſtorianer, und der Fanatismus dieſer Vertriebenen gab wieder jenen Widerſtrebungen neues Feuer. Auch die Juden waren, beſonders ſeit der Zerſtörung Jeruſalems, in Arabien ſehr zahlreich, und machten ſogar, vorzüglich in Yemen, Proſelyten. Der letzte König der Hamayriten war jüdiſchen Glaubens, und ſeine Verfolgungen der Chriſten zogen ihm (502) den Krieg mit dem König von Aethiopien zu, der ihm Thron und Leben koſtete. In

dem Abſcheu, oder der Gleichgültigkeit, den ſo große Verſchiedenheit der Secten bei Vielen erregte, liegt die Haupturſache von dem ſchnellen Gelingen des Unternehmens Muhameds, einen neuen Glauben aufzuſtellen. In Vergleichung mit dem großen Bilderdienſt der damaligen Katholiken, mit den Träumereien der Ketzer und den Thorheiten der Juden und Heiden mußte jener Glaube allerdings höchſt rein und göttlich erſcheinen. (S. Muhamed.) — Abdallah Ebn Abu Koafas, genannt Abubekr, d. i. Vater der Jungfrau, (weil ſeine Tochter Ajedſcha die einzige unter den Weibern Muhameds war, die dieſer als Jungfrau geheirathet,) trug in der ziemlich ſtürmiſchen Wahl eines Nachfolgers des Propheten über den Ali, den Vetter und Eidam des letztern, den Sieg davon, und ward erſter Kalif. (Jahr der Hegira 11. n. C. 632.) Durch Hülfe ſeines Feldherrn, des tapfern Kaled, über alle innern Feinde ſiegreich, fieng er ſogleich an, den Islam, wie der Koran will, mit Schwerdts Gewalt zu benachbarten Völkern zu tragen. Mit der Loſung, Bekehrung oder Zinsbarkeit! drang ein unzählbares Heer, ganz aus Freiwilligen durch ein Aufgebot zum heiligen Kriege begeiſterten Streitern beſtehend, zuerſt in Syrien ein. Sieger in der erſten Schlacht, wurden ſie doch nachher von den Griechen mehreremal geſchlagen; als ſie aber durch die verrätheriſche Uebergabe von Bosro einmal feſten Fuß im Lande gefaßt, unternahmen ſie unter Kaled die Belagerung von Damascus, und gewannen es, nachdem dieſer zwei große Heere, die Kaiſer Heraklius zum Entſatz ſandte, geſchlagen, durch Capitulation (633, Heg. 12), die treulos gebrochen wurde; Kaled ließ die abziehenden Chriſten verfolgen und niederhauen. Durch Abubekrs, der nur ein Jahr den Propheten vertrat, letzten Willen, ward Omar, ein anderer Schwiegervater des Propheten, zweiter Kalif. Dieſer vertraute den Oberbefehl über die Streiter des Islams anſtatt Kaleds dem menſchlichern Obeidah, und vollendete durch ihn, doch keineswegs leicht und nicht ohne tapfere Gegenwehr der Griechen, die Unterwerfung von Syrien (638, Heg. 17). Als Jeruſalem genöthigt worden, die Uebergabe anzubieten (636, Heg. 15), zog Omar ſelbſt dahin und beſtimmte die Capitulation, die nachher dem Verhältniſſe der Moslemin zu den unterjochten Chriſten überall zum Muſter gedient hat, und auf deren Beobachtung der gerechte Kalif pünktlich hielt. Eben ſo glücklich war ein anderer Feldherr, Amru, in Aegypten, das in zwei Jahren (bis 640) dem Kalifat unterworfen wurde. (Von der Verbrennung der Bibliothek zu Alexandrien ſ. den Art. arabiſche Kunſt und Literatur.) Omar ward zuerſt Emir al Mumenin (Fürſt der Rechtgläubigen) genannt, ein Titel, der auf alle folgende Kalifen forterbte, und von den unkundigen Franken in Miramolin verdreht wurde. Nach Omars Ermordung durch einen rachſüchtigen Sklaven (643, H. 23) erwählte ein Rath von einigen Männern, den er auf dem Todbette dazu ernannte, mit abermaliger Uebergehung des Ali, den Osman oder Othman, Eidam des Propheten durch zwei Töchter deſſelben. Unter ihm gelangte das Reich der Araber ſchnell zu einer bewundernswürdigen Größe. Während ſie im Oſten den Islam mit Kriegsgewalt nach Perſien brachten, drangen ſie in Afrika längs der Nordküſte bis nach Ceuta vor. Auch Cypern (647) und Rhodus (654) wurden erobert, jenes aber ſchon nach zwei Jahren wieder verloren. So mußte auch Alexandrien und ganz Aegypten über die Griechen, die mit Hülfe der Eingebornen wieder ſich dort feſtgeſetzt, zum zweitenmale nicht ohne Schwierigkeit erobert werden. Solche Unfälle begaben ſich durch die Maßregeln Othmans, der, dem trefflichen Omar an Weisheit weit nachſtehend, nicht den Tüchtigſten, ſondern ſeinen Günſtlingen die Provinzen vertraute. Die

Unzufriedenheit mit ihm brach (654, H. 34) in einen allgemeinen Aufſtand aus, der mit ſeiner Ermordung endigte. Ali, gleichfalls Eidam des Propheten durch Fatimen, ward durch die Wahl des Volks von Medina der vierte Kalif, und wird für den erſten rechtmäßigen gehalten von einer zahlreichen Secte der Muhamedaner, die ihm und ſeinem Sohne Hoſſein faſt gleiche Ehre mit dem Propheten erweist. Die Perſer ſind jetzt dieſes Glaubens; daher der Haß der Türken gegen ſie. Ali ſelbſt hatte, anſtatt die Eroberungen ſeiner Vorfahren fortſetzen zu können, ſtets mit innern Feinden zu kämpfen. Nicht nur gehäſſig war ihm Ajedſcha, des Propheten Wittwe, genannt Mutter der Gläubigen, es nahmen Tellah, Zobeir und beſonders der mächtige Moawijah, Statthalter von Syrien, ſelbſt die Regierung in Anſpruch. Alle dieſe wußten den Verdacht zu erregen und zu verbreiten, daß Ali die Ermordung Osmans veranſtaltet. Vergebens ſuchte Ali ſeine Widerſacher durch Beſetzung der Statthalterſchaften mit ſeinen Freunden zu entkräften; die neuen Statthalter wurden nirgends angenommen. Die Mißvergnügten brachten ein Heer zuſammen und Baſſora in ihre Gewalt. Ali ſchlug ſie, wobei Tellah und Zobeir blieben, aber den Moawijah und ſeinen Freund Amru konnte er nicht hindern, in Syrien, Aegypten, und ſelbſt in einem Theile von Arabien ſich auszubreiten und zu behaupten. Drei Männer von der Secte der Kharegiten machten den Anſchlag, zur Herſtellung der Eintracht unter den Gläubigen, jeder eins der drei Häupter der Factionen, Ali, Moawijah und Amru, zu tödten; doch nur das Unternehmen auf Ali gelang. Er fiel 660, H. 40. Ali war nicht ohne wiſſenſchaftliche Bildung. Die bekannten Sittenſprüche und das ſogenannte Giafa ſind unter ſeinen Werken am berühmteſten. Sein Sohn, der ſanfte friedliche Haſſan, hatte keine Luſt, das ihm übertragene Kalifat gegen den unermüdlichen Widerſacher Moawijah zu vertheidigen; aber vergebens glaubte er durch feierliche Niederlegung der Regierung Sicherheit zu erwerben. Gift, von Moawijah, ſoll ihn getödtet haben. Moawijah I. verlegte den Sitz des Kalifats aus der Stadt des Propheten, Medina, wo er bis dahin ſtets geweſen, in ſeine bisherige Statthalterſchaft nach Damascus (673, H. 54). Mit ihm fängt die Reihe der Ommajjadiſchen Kalifen an, welchen Namen dieſes Geſchlecht von dem Urältervater Moawijahs, Ommajjah, führte. Auch er mußte bald nach ſeiner Thronbeſteigung einen Aufſtand der Kharegiten durch einen Feldzug, und eine Empörung zu Baſſora durch ſchwere Strafgerichte dämpfen. Sodann dachte er ernſtlich auf den gänzlichen Umſturz des byzantiniſchen Reichs. Sein Sohn Jezid durchzog Kleinaſien faſt ohne Widerſtand zu finden, ging dann über den Helleſpont und unternahm die Belagerung von Conſtantinopel, mußte ſie aber wieder aufheben (669, H. 49). Glücklicher war der Feldherr Obeidah gegen die Türken in Khoraſan, er ſchlug ſie und drang ſelbſt in Turkeſtan ein (673, H. 54). Nicht völlig würdiger Nachfolger des ſtaatsklugen Morawijah wurde (679, H. 60) ſein Sohn Jezid. Er ward anfangs von den heiligen Städten Mecca und Medina nicht anerkannt, die, ſo lange die Kalifen in letzterer Stadt gewohnt, eine vorzügliche Stimme bei deren Wahl behauptet hatten, aber nicht gefragt worden waren, als Moawijah, nach der Sitte der Kalifen, bei ſeinem Leben ſeinen Nachfolger beſtimmte. Die Unzufriedenen fielen theils dem Hoſſein, dem berühmten Sohne Ali's, theils dem Abdallah, Zobeirs Sohne, die beide die Krone in Anſpruch nahmen, bei. Eine Empörung der Bewohner von Irak zu Gunſten Hoſſeins, von Moslem und Hani geleitet, ward durch die Klugheit und Entſchloſſenheit des kufaniſchen Statthalters Obeidallah erſtickt, und der von den Verſchwornen herbeige-

rufene Hoſſein getödtet (680, H. 61), doch zu großer Unzufriedenheit des Kalifen, der an den Kindern Hoſſeins durch Wohlthaten das dem Vater zugefügte Unrecht gut zu machen ſuchte. Abdallah ebn Zobeir ward in Medina als Kalif erkannt, wo man den Jezid wegen ſeiner Ueppigkeit und Freigeiſterei verabſcheute. Medina ward darauf berennt, bezwungen und geplündert, aber Hoſſeins dort wohnende Familie auf des Kalifen ausdrücklichen Befehl verſchont. Nach Jezids Tode (683, H. 64) legte ſein Sohn Moawijah II., ein frommer Jüngling von der Secte der Motazeliten (die den Fatalismus der übrigen Muhamedaner verwarfen), das ihm übertragene Kalifat nach wenig Monaten freiwillig nieder. Da er ſich keinen Nachfolger ernannt, ſo brach Anarchie ein. Obeidallah, Statthalter von Irak, verſuchte in Baſſora ein eignes Reich zu ſtiften, ward aber bald von den Einwohnern ſelbſt vertrieben, die nun, wie ganz Irak, Hegiaz, Yemen und Aegypten, den Abdallah ebn Zobeir als Kalifen erkannten. In Syrien ward anfangs der dem Abdallah ergebene Dehak zum Reichsverweſer, dann aber von den Damascenern gleichwohl der Ommajjade Merwan I. zum Kalifen ernannt, der ſich bald ganz Syrien und Aegypten unterwarf. Khoraſan riß ſich vom Kalifate los und gab ſich einen eigenen Fürſten im edlen Salem. Im folgenden Jahre (684, H. 65) erhob Soliman ebn Sarad einen mächtigen Aufſtand der Unzufriedenen von Syrien und Arabien, und erklärte beide Kalifen für abgeſetzt, ward aber von dem bewährten Krieger Obeidallah geſchlagen. Merwan hatte eidlich verſprechen müſſen, dem Sohne Jezids, Kaled, das Kalifat zu hinterlaſſen; dennoch ernannte er ſeinen Sohn Abdalmelek zu ſeinem Nachfolger. Unter ihm (Kalif 684, H. 67) ward Mokthar, ein neuer Empörer wider beide Kalifen, vom Nebenkalifen Abdallah überwunden (686, H. 67), dadurch aber dieſer dem Abdalmelek deſto furchtbarer. Abdalmelek, um zu ſeiner Bekämpfung freie Hand zu haben, ſchloß mit dem griechiſchen Kaiſer Juſtinian II. einen Frieden, worin er, die Ordnung des Korans gerade umkehrend, den Chriſten einen jährlichen Tribut von 50,000 Goldſtücken bewilligte. Er zog darauf gegen Abdallah, ſchlug ihn zweimal, nahm Mecca mit Sturm, wobei Abdallah blieb, und vereinigte ſo wieder in ſeiner Hand die Herrſchaft über alle Muſelmänner; doch machte ihm die Widerſetzlichkeit der Statthalter, Fluch aller Despotieen und Vorbedeutung der einſtigen Zerſpaltung des Kalifats, noch viel zu ſchaffen. Er war der erſte Kalif, der Münzen ſchlagen ließ. † 705, H. 86. Unter Walid I., ſeinem Sohne, eroberten die Araber öſtlich Chowaresmien und Turkeſtan (707, H. 88), nördlich Galatien (710) und weſtlich Spanien (711). (S. den Art. Spanien.) († 716, H. 97.) Sein Bruder und Nachfolger ließ Conſtantinopel belagern, erlitt aber durch Stürme und das griechiſche Feuer zweimal völlige Zerſtörung ſeiner Flotte; dagegen eroberte man Georgien. († 718, H. 99.) Omar II., durch Solimans letzten Willen ſein Nachfolger, erregte das Mißvergnügen der Ommajjaden durch ſeine milden Geſinnungen gegen die Aliden, und wurde von jenen vergiftet. (721, H. 102.) Jezid II., ebenfalls nach Solimans Verfügung ſein Nachfolger, ſtarb vor Gram über den ſelbſt verſchuldeten Tod einer Geliebten (723, H. 104). Seinem Bruder Heſcham machte der Alide Zeid, Hoſſeins Enkel, das Kalifat ſtreitig. Dieſer ward zwar überwältigt und getödtet, aber ein anderes Haus, die Abbaſſiden (von Abbas, dem Sohne des Abdalmotaleb, des Oheims des Propheten, abſtammend), fing an furchtbar zu werden. Unter Heſcham wurde den Fortſchritten der Saracenen im Weſten durch die Kraft Carl Martells, der bei Tours (732) und bei Narbonne (736) ihre Heere vernichtete, ein Ziel geſetzt. Der Wollüſtling Walid II. ward nach einjähriger

Herrſchaft umgebracht (743, H. 126). Nach den faſt eben ſo kurzen Regierungen Jezids III. und des Abbaſſiden Ibrahim, folgte Merwan II. mit dem bei den Arabern achtbaren Beinamen: der Eſel (al Hemar). Ibrahim, von dieſem entthront und eingekerkert, ernannte ſeinen Bruder Abul Abbas zu ſeinem Nachfolger und ward darauf im Gefängniß ermordet. Abdallah, Abul Abbas Oheim, erhob nun die Waffen gegen den Kalifen, der eben damals mit einer gefährlichen Empörung in Perſien viel zu thun hatte. Merwan ward zweimal geſchlagen und blieb (752, H. 134). Mit ihm ſchließt die Reihe der ommajjadiſchen Kalifen. Der wüthende Abdallah rottete verrätheriſcherweiſe durch ein gräßliches Blutbad bei einer Zuſammenkunft alle Ommajjaden aus. Nur zwei entrannen. Abderrahman entkam nach Spanien, wo er das unabhängige Kalifat von Cordova ſtiftete (ſ. Spanien); ein anderer in einen Winkel Arabiens, wo er als Kalif erkannt wurde und ſeine Nachkommen bis ins 16. Jahrhundert herrſchten. Abul Abbas, obwohl unſchuldig an jener Grauſamkeit, die ihm den Thron ſicherte, bekam doch davon den Namen Saffah, der Blutige. Er ſtarb ſehr bald, 18 Jahr alt, an den Kinderblattern (753, H. 135). Sein Bruder Abu Giafar, genannt al Manſor (der Sieghafte) mußte zuerſt im eignen Oheim Abdallah einen Nebenbuhler bekämpfen, den er jedoch glücklich beſiegte. Sein Geiz zog ihm viele Feinde zu, die aber ſeine treuloſe Schlauheit alle zu unterdrücken wußte. Jenen prächtigen Beinamen erwarben ihm ſeine Eroberungen in Armenien, Cilicien und Cappadocien. Er baute (764, H. 146) die Stadt Bagdad am Tigris, und verlegte (768, H. 150) dahin den Sitz des Kalifats. Er ſtarb auf einer Wallfahrt nach Mecca, mit Hinterlaſſung eines ungeheuern Schatzes (775, H. 158). Mahadi, ſein edlerer Sohn und Thronfolger, mußte die unruhigen Khoraſaner unter dem vorgeblichen Propheten Hakem bekämpfen († 785, H. 169) und Hadi, ſein Enkel, die Aliden unter Huſſein, Alis Urenkel. Hadi ließ die Zentinen, eine der Lehre von zwei Naturprincipien anhängende Secte, vertilgen. Nach der gewöhnlichen Erbfolgeordnung und Mahadis Verfügung folgte dem Hadi nicht ſein Sohn, ſondern ſein Bruder Harun (786, H. 170), der wegen ſeiner Gerechtigkeit al Raſchid genannt, und durch Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften berühmt iſt. Er ſchloß einen Waffenſtillſtand (wirklicher Friede durfte nie mit den Chriſten gemacht werden) mit der griechiſchen Kaiſerin Irene (788, H. 172), die ihm Tribut bewilligen mußte. Jahir, ein Alide, machte ihm den Thron ſtreitig, unterwarf ſich aber nachher. Gleichwohl befleckte Harun ſeinen Ruhm durch ſeine Ermordung; noch mehr durch die ſeiner Schweſter Abbaſſah und ihres Geliebten, des Barmeciden Giafar, und durch die Verſtoßung und Verfolgung des ganzen, um den Staat und ihn ſelbſt hochverdienten Hauſes der Barmeciden. Harun theilte das Reich unter ſeine drei Söhne. Al Amin ſollte, als einiger Kalif, Irak, Arabien, Syrien, Aegypten und Afrika unmittelbar beherrſchen, unter ihm Al Mamun Perſien, Turkeſtan, Khoraſan und den ganzen Oſten; Molaſſem Kleinaſien, Armenien und alle Küſtenländer des ſchwarzen Meers. Die jüngern Brüder ſollten dem Amin im Kalifate folgen. Zu Thous in Khoraſan, wo Harun durchreiſte, um einen in Samarkand ausgebrochenen Aufruhr zu ſtillen, ereilte ihn der durch wunderbare Träume ihm vorbedeutete Tod (809, H. 193). Al Amin (der Getreue; er hieß eigentlich Muhamed) war dieſes Namens unwerth. Ungetreu ſeinen Herrſcherpflichten und den Lüſten ergeben, überließ er, jene auszuüben, ſeinem Vezier Fadhel. Dieſer bewog, aus Haß gegen Mamun, den Kalifen, ſeinen Sohn zum Nachfolger zu ernennen, und den Molaſſem aus ſeinem Landestheile zu verdrängen. Bruderkrieg erhob ſich.

Mamuns Feldherr, Thaher, ſchlug die Völker des Kalifen, nahm Bagdad ein, und ließ den Amin tödten (813, H. 197). Mamun ward als Kalif erkannt. Edler in ſeinen Neigungen als Amin, pflegte er Künſte und Wiſſenſchaften, überließ aber, wie jener, Dienern Regierung und Heere. Seine Maßregel, einem, obwohl würdigen, Günſtlinge Riza zu Gefallen, das Kalifat auf die Aliden zu bringen, brachte die mächtigen Abbaſſiden zum Aufſtande. Sie erklärten den Mamun des Throns verluſtig und den Ibrahim zum Kalifen, unterwarfen ſich aber wieder, als Riza geſtorben und der Kalif andern Sinns geworden war. Das große Reich der Araber, in unzähligen Statthalterſchaften über zwei Welttheile ausgedehnt, mochte ſchwer unter ſeinem Zepter gehalten werden. Vom Satrapendeſpotismus iſt nur Ein, unter ſchwachen Oberherren leichter, Schritt zur Selbſtherrſchaft. Die Weisheit der erſten Abbaſſiden vermochte dieſes Uebel nur aufzuhalten, die Fehler der ſpätern beförderten es. Schon unter Harun al Raſchid hatten die Aglabiden in Tunis (800, H. 184), eben ſo die Edriſiden in Fez, unabhängige Reiche geſtiftet. Jetzt warf Thaher, zum Statthalter von Khoraſan ernannt, ſich dort zum Herrn auf. Von ihm die Thaheriden. Mamun ſandte den Thomas, einen vertriebenen Griechen, mit einem Heere gegen den griechiſchen Kaiſer Michael II. (den Stammler). Thomas verheerte Kleinaſien und belagerte Conſtantinopel; aber ein Sturm zerſtreute ſeine Flotte (823, H. 207). Einen zweiten Angriff auf die Kaiſerſtadt halfen die Bulgaren abſchlagen; Thomas ward gefangen und hingerichtet. Gegen die vielen Religionsſecten, in die die Muſelmänner ſich damals theilten, erwies ſich Mamun duldſam († 833, H. 218). Während ſeiner Regierung (um 830, H. 213) eroberten die afrikaniſchen Araber Sicilien und Sardinien, wo ſie ſich gegen 200 Jahre behaupteten, bis ihnen jenes (1035) von den Normännern, dieſes (1051) von den Piſanern entriſſen ward. Motaſſem, zuerſt Billah (von Gottes Gnaden) zubenamt, Haruns dritter Sohn, erbaute 12 Meilen von Bagdad eine neue Stadt, Samarath, und verlegte ſeinen Sitz dahin. In ſeinen Kriegen gegen die Griechen und aufrühriſchen Perſer, brauchte er zuerſt türkiſche Söldner. Aus Gram über den Tod ſeines Leibarztes ward Motaſſem wahnſinnig und ſtarb (842, H. 227). Vathek Billah, ſein Sohn, Anhänger der Motazeliliſchen Secte, that Manches für wiſſenſchaftliche Cultur, aber, ein entkräfteter Wollüſtling, ſtarb er an Nervenſchwäche (846, H. 232). Einen Erbfolgeſtreit zwiſchen ſeinem Bruder Motawackel und Sohne Mothadi entſchied die ſchon ſehr mächtige und anmaßende türkiſche Leibwache für den Unwürdigſten, den Erſtern. Immer mehr wurde es unter Motawackel Billah Sitte, alle Kriege durch die türkiſchen Söldner zu führen, wodurch die Araber unkriegeriſch und weichlich wurden, wie in jenem heißen Clima jeder, der nicht in beſtändiger Thätigkeit lebt. Motawackel zeigte einen blinden Haß gegen die Aliden, ſelbſt gegen das Andenken der Verſtorbenen, übrigens ſchadenfrohe Rohheit, Hang zur Wolluſt und Grauſamkeit. Sein eigner Sohn, Montaſſer, von ihm zu beiden erzogen und dabei oft ſchändlich gemißhandelt, verſchwor ſich wider ihn mit der türkiſchen Leibwache und ließ ihn umbringen (861, H. 247). Ihn riefen nun die Türken, die Kalifenwahl ſich anmaßend, zum Fürſten der Gläubigen aus, und zwangen ſeine an der Schandthat unſchuldigen Brüder, deren Rache ſie fürchteten, der Thronfolge, die ihnen von Motawackel beſtimmt war, zu entſagen. Montaſſer ſtarb nach kurzer Zeit an einem Fieber, das Gewiſſensbiſſe ihm zugezogen (862, H. 248). Die Türken erwählten nun Moſtain Billah, einen Enkel des Kalifen Motaſſem. Zwei Aliden warfen ſich neben ihm zu Kalifen auf. Der eine, zu Kufa, ward beſiegt und getödtet;

der andere aber ſtiftete in Tabareſtan ein unabhängiges Reich, das ein halbes Jahrhundert beſtanden hat. Uneinigkeit der türkiſchen Söldner unter einander ſelbſt vollendete die Zerrüttung des Reichs. Eine Partei erhob den Motaz, zweiten Sohn Motawackels, auf den Thron, und nöthigte den Moſtain, abzudanken. Motaz Billah ließ ihn bald aus dem Wege räumen, ſo wie ſeinen eigenen Bruder Muwiad. Er dachte darauf, die türkiſchen Söldner abzuſchaffen, aber ehe er das Herz faßte, es auszuführen, empörten ſie ſich wegen rückſtändigen Soldes und nöthigten ihn die Regierung niederzulegen, worauf er bald ſtarb (869, H. 255). Sie erhoben zum Kalifat Mohedi Billah, des Kalifen Wathek Sohn, ſtürzten aber dieſen trefflichen Fürſten ſchon nach eilf Monaten wieder, weil er ihre Kriegszucht verbeſſern wollte. Unter Motawackels drittem Sohn, dem Lüſtling Motamed Billah, den ſie darauf zum Kalifen ausriefen, gelang es endlich ſeinem klugen und wackern vierten Bruder Muaffek, die verderbliche Uebergewalt dieſer Türken zu dämpfen. Motamed verlegte den Sitz des Kalifats von Somarath wieder nach Bagdad (873, H. 259), wo er ſeitdem geblieben. In demſelben Jahre folgte in dem unabhängigen Khoraſan, durch eine Revolution, auf die Dynaſtie der Thaheriden die der Soffariden, die ihre Herrſchaft in der Folge über Taberſtan und Segeſtan ausbreitete. Auch der Statthalter von Aegypten und Syrien, Achmet ben Tulun, machte ſich (877, H. 263) dort zum Selbſtherrſcher; von ihm die Tuluniden. Zwar vernichtete der tapfere Muaffek das Reich der Zingier in Kufa und Baſſora zehn Jahre nach ſeiner Entſtehung (881, H. 268), aber das Kalifat vor dem Zerfallen, zu dem es immer mehr ſich hinneigte, zu erretten, vermochte er nicht. Motamed ſtarb bald nach ihm (892, H. 279) und Muaffeks Sohn, Mothadad Billah, folgte ihm. Er bekriegte unglücklich eine neue in Irak entſtandene Secte, die Karmathen (899, H. 286). Sein Sohn Moktaphi Billah (902, H. 289) war glücklicher gegen dieſe, noch mehr aber gegen die Tuluniden, indem er Aegypten und Syrien ſich wieder unterwarf (905, H. 292). Unter deſſen Bruder Moktadar Billah, der ihm (909, H. 295) im Alter von 13 Jahren folgte, zerrütteten Empörungen und blutige Zwiſte um die Reichsverwaltung das Reich. Er ward mehreremal ab und wieder eingeſetzt, endlich gemeuchelmordet (631, H. 319). Unter ihm erhob ſich in Afrika Abu Muhamed Obeidallah, der von der Fatime, Tochter des Propheten (alſo vom Ali) abzuſtammen vorgab, ſtürzte die Dynaſtie der Aglabiden in Tunis, und ſtiftete die der Fatimiten (910, H. 298). Nicht zufrieden, dort unabhängig vom Kalifen zu herrſchen, behaupteten dieſe, als Kinder des Propheten, ſelbſt die einzigen rechtmäßigen Kalifen zu ſeyn. Bald darauf gelangte in Perſien die Dynaſtie der Buiden zu Anſehn und Macht (925, H. 315). Khoraſan war noch immer unabhängig, nur daß an der Soffariden Stelle die Samaniden traten; in einem Theile Arabiens herrſchten die ketzeriſchen Karmathen, in Meſopotamien die Hamadamiten. In dem kaum wiedergewonnenen Aegypten wurde Akſchid vom Statthalter Herrſcher. Von ihm die Akſchiditen. Kaher Billah, Mothadeds dritter Sohn, verdiente durch Bosheit und Grauſamkeit ſein Schickſal. Die wieder mächtig gewordenen türkiſchen Söldner ſtürzten ihn vom Throne ins Elend (934, H. 322), in welchem er nach 5 Jahren umkam. Rhadi Billah, ſein Bruder, führte die Würde eines Emir al Omara (Befehlshaber der Befehlshaber) ein, mit welcher die Ausübung einer unumſchränkten Gewalt im Namen der Kalifen verbunden war, und ſtellte dadurch ſich ſelbſt immer mehr in den Hintergrund. Der erſte, der dieſe Würde bekleidete, hieß Raik; bald aber entriß ſie ihm der Türke Jakan durch Gewalt der Waffen (939, H. 327) und

dehnte ihre Macht zu einer Unumſchränktheit aus, die dem Kalifen von ſeiner weltlichen Gewalt nichts als dieſen Namen ließ, und ſelbſt das Recht, über die Thronfolge zu verfügen, umfaßte. Raik bekam zur Entſchädigung Kufa, Baſſora und Irak Arabeh als unabhängiges Reich. Noch einmal verſuchte der folgende Kalif, Motaki Billah, Moktaders Sohn, durch Ermordung Jakems, die Selbſtregierung wieder zu gewinnen, aber bald zwangen ihn die türkiſchen Söldner, einen andern ihrer Landsleute zum Emir zu ernennen, den Tozun, der dieſes Amt erb- und eigenthümlich machte. Er vermachte es förmlich einem gewiſſen Schirzad, bald aber kam es in die Hände des perſiſchen Fürſtenhauſes der Buiden, die der folgende Kalif Moſtakfi Billah gegen die Tyrannei des Schirzad zu Hülfe gerufen. Der erſte buidiſche Emir Moezeddulat vererbte es auf ſeine Nachkommen. Nun herrſchte in Bagdad nicht der Kalif, ſondern der Emir, aber nur über einen kleinen Strich Landes. In jeder etwas entlegenen Provinz gab es unabhängige Fürſten. Ein Namensverzeichniß derer, die fortan Kalifen hießen, fortzuführen, wäre müſſig; denn dieſe muſelmänniſchen Päpſte (das waren ſie nur bloß) hatten bei weitem nicht die Macht der chriſtlichen. Zu weitläufig wäre Verfolgung der einzelnen Geſchichten, in die jene des Kalifats ſich nun zerſpaltet; aber die Hauptveränderungen, durch die die einzelnen Staaten und ihre Dynaſtieen gingen, und die Herrſchaft der ottomanniſchen Pforte vorbereitet wurde, müſſen wir andeuten. — Die Minderjährigkeit des Akphiditen Ali benutzte der Fatimit Morz Ledinillah, Nebenkalif in Tunis, ſich Aegypten zu unterwerfen (969, H. 358), baute darauf Kahirah, Sitz ſeines Kalifats. So waren nun drei Kalifen, zu Bagdad, Kahirah und Cordova, deren jeder die andern verketzerte. Die Fatimiten fielen aber, wie die Abbaſſiden, unter die Gewalt ihrer Veziere; die Ommajjaden in Cordova wurden, wie dieſe, durch Theilung Spaniens in viele kleine Reiche um alle Gewalt gebracht, bis die Morabethun ſie völlig ſtürzten (ſ. Spanien). Als Ilkan, König von Turkeſtan, Khoraſan erobert und die Samaniden geſtürzt hatte, vertrieb ihn Machmud, Fürſt von Gazna, wieder, und gründete dort die Herrſchaft der Gazneviden (998, H. 388), die aber bald von den ſeldſchukiſchen Türken unter Togrul Beg wieder geſtürzt wurden (1030, H. 421). Dieſer eroberte auch Chowaresmien, Georgien und das perſiſche Irak. Vom Kalifen Cajem Bemeillah zu Bagdad gegen die Tyrannei der der buidiſchen Emirs zu Hülfe gerufen, kam er nach Bagdad und ward ſelbſt Emir (1055, H. 448), wodurch die Herrſchaft der Türken über alle Muſelmänner feſt begründet wurde. Er vererbte auf ſeinen Neffen Alp Arslan (der den griechiſchen Kaiſer Romanus Diogenes ſchlug und gefangen nahm) dieſe Würde mit ſolcher Macht, daß dieſe türkiſchen Emirs al Omara häufig Sultane von Bagdad genannt werden. Türkiſche Fürſten, die ſich in andern Provinzen zu Herrſchern aufwarfen, begnügten ſich anfangs mit dem Titel Atabek (Vater, Lehrer), wie die Atabeks von Irak und Syrien, von Adherbidſchan, von Fars (Perſien) und von Lariſtan. Die Atabeks von Syrien und Irak waren es, mit denen die Kreuzfahrer hauptſächlich zu kämpfen hatten. Der erſte hieß Omadeddin Zenghi, bei den Franken Sanguin. Nachher nannten auch ſie ſich Sultane; alle erkannten den Kalifen von Bagdad als geiſtlichen Oberherrn aller Muſelmänner; ſeine weltliche Gewalt erſtreckte ſich nicht über die Mauern von Bagdad hinaus. Nureddin Zenghi's Sohn, vom fatimitiſchen Kalifen Adhed, um Bagdad gegen die Willkühr ſeines Veziers erſucht, ſandte gen Cairo nach einander die Kurden, Schirkueh und Salaheddin; dieſer aber ſtürzte die Fatimiten (als ſchismatiſche Gegenpäpſte) und warf ſich zum Sultan von Aegypten

auf (1170, H. 560), womit er nach Nureddins Tode auch Syrien vereinigte. Dieſes iſt der große Salahedrin (Saladin), der furchtbare Chriſtenfeind, der Eroberer von Jeruſalem. Die Dynaſtie, die er begann, heißt von ſeinem Vater Ajub, die der Ajubiden. Sie herrſchten über Aegypten, bis die Mamelucken ſie verdrängten (1250). Die ſeldſchukiſchen Sultane von Irak wurden (1194, H. 590) von den Chowaresmiern geſtürzt, und da die von Khoraſan ausgeſtorben, blieb von der ſeldſchukiſchen Herrſchaft nur noch das Reich Ikonium oder Rum in Kleinaſien übrig, von welchem das heutige türkiſche Reich ſich herſchreibt (ſ. d. Art. Ottoman. Pforte). Die chowaresmiſchen Sultane verbreiteten ihre Eroberungen weit nach Aſien, bis der Schrecken der Tatarn unter Dſchingiskan (1220, H. 617) in dieſe Gegenden kam. Deſſen Sohn Octai ſtürzte ſie endlich ganz. Auch Bagdad, der Reſt des Eigenthums der Kalifen, ward durch des Veziers al Kami und des Sklaven Amram Verrätherei unter dem 56ſten Kalifen Motazem, einer Mongolenhorde unter Holagu leichte Beute (1258, H. 556). Der Neffe des grauſam ermordeten Motazem floh nach Aegypten, wo er ſich mit Vergünſtigung der Mamelucken fortwährend Kalif nannte und das muhamedaniſche Papſtthum auf ſeine Nachkommen vererbte. Als die Türken im J. 1517 Aegypten eroberten, ward der letzte dieſer Schattenkalifen nach Conſtantinopel geführt, und ſtarb, nach Aegypten zurückgebracht, im J. 1538. Seitdem nahmen die türkiſchen Sultane den Kalifentitel an, und der Padiſchah zu Conſtantinopel behauptet ſolchen bis auf den heutigen Tag mit allen, doch außerhalb ſeines eigentlichen Reichs wenig geachteten, und von den alcdiſchen Perſern ſehr beſtrittenen, Anſprüchen der geiſtlichen Oberherrſchaft über alle Muſelmänner. K.

Kalk (Kalkerde) iſt, wie es ſcheint, dasjenige Mineral, welches in der ganzen Natur am weiteſten verbreitet iſt. Alle hierher gehörigen Foſſilien machen ein eignes, ſehr weitläufiges Geſchlecht aus. Der Kalk findet ſich aber nicht bloß als Mineral, ſondern er iſt auch durch das Thier- und Gewächsreich verbreitet. Thieriſche Subſtanzen, welche vorzüglich viel Kalkmaterie enthalten, ſind die Knochen, Muſcheln, Corallen und die Eierſchaalen; in den Gewächſen findet man weniger. Der Kalk, als Mineral, iſt theils nur halbhart, theils gar weich. Im Feuer werden ſelbſt die härteſten mineraliſchen Kalkſubſtanzen mürbe gebrannt. Nicht alle Kalkarten ſind von gleicher Reinigkeit: manche führen viele fremde Subſtanzen bei ſich. Faſt immer ſtehen ſie mit irgend einer Säure in Verbindung, und nach der Verſchiedenheit dieſer Säuren theilt Blumenbach das ganze Kalkgeſchlecht in fünf Gattungen ein, nämlich in kohlenſaure, ſchwefelſaure, ſpathſaure, phosphorſaure und boraxſaure Kalke. Reine Kalkerde iſt graulich von Farbe, und färbt blaue Pflanzenſäfte grün, ſchmilzt auch an und für ſich, im heftigſten Feuer nicht, außer wenn ſie mit Alaunerde vermiſcht iſt. In der Atmoſphäre wird ſie leicht mit Kohlenſäure und mit Waſſer geſättigt, ihre Temperatur erhöht, an Gewicht ſchwerer, und verliert ihren brennenden und ätzenden Geſchmack. Im Waſſer löſet ſich reine Kalkerde ſehr ſchnell auf, die Temperatur wird erhöht, und man bemerkt ein Leuchten. Das Waſſer wird dabei in Gas verwandelt. Dieſes Gas hat einen beſondern Geruch und färbt blaue Pflanzenſäfte grün. Der Wärmeſtoff, welcher ſich bei dem ſogenannten Löſchen der Kalkerde, oder bei der Verbindung des Waſſers mit der Kalkerde, entwickelt, kommt aus dem Waſſer, und entſteht daher, weil ſich das Waſſer mit der Kalkerde in feſter Geſtalt (als Eis) verbindet, wodurch aller Wärmeſtoff frei wird, welcher nöthig war, um das Eis in der Geſtalt von Waſſer zu erhalten. Kalkerde mit Eis verbunden heißt ge-

löſchter Kalk. Kalkſteine ſind feſte mineraliſche Kalke. Sie ſind in Anſehung ihres Gefüges von verſchiedener Beſchaffenheit: dicht, löcherich, ſchuppig, faſerig, ſchieferig. Er iſt eine kohlenſaure Kalkart, welche ſich in mancherlei Geſtalt und überall auf der Erde verbreitet findet. Der gemeine Kalkſtein hat eine graue, gelbliche oder röthliche, am meiſten aber eine graue Farbe, und wird in vielen Gegenden der Erde bergmänniſch aus Flötzgebirgen gewonnen. Der Marmor ſteht mit dem Kalkſteine in der genaueſten Verbindung, oder er iſt vielmehr ſelbſt eine feinere Art von Kalkſtein. Kalkbrennen beſteht darin, wenn in einer ovalen oder ablänglichen Grube, die gewöhnlich ſechs Ellen tief und drei Ellen breit iſt, diejenigen Steine, welche man zu Kalk brennen will, feſt auf einander aufgeſchichtet werden. Dieſe Grube bewirft, verklebt und beſchlägt man alsdann mit Lehm, damit die Steine in derſelben weder zerfallen, noch ungleich brennen können, und ſchürt ſodann Feuer unter dieſelbe, welches ſieben, acht und mehrere Tage in ſteter Flamme erhalten wird. Beſſer als ſolche Löcher ſind jedoch die eigends dazu erbauten Kalköfen.

Kalligraphie heißt die Kunſt, ſchön und ſauber zu ſchreiben. Was die deutſche Schrift anbetrifft; ſo behauptet man, daß in Dresden am ſchönſten geſchrieben werde. Es iſt begreiflich, daß in dieſer Kunſt gewiſſe Regeln vorhanden ſeyn müſſen, die allein dasjenige hervorbringen können, was wir eine ſchöne Schrift nennen. Dieſe Regeln ſtützen ſich beſonders auf den Grundſatz, daß alles, was zu viel iſt, ſchade, und daß das Ueberladene entweder gar keinen, oder vielmehr gerade den entgegengeſetzten Effect hervorbringe. Nach dieſem Grundſatze muß nun bei der Kalligraphie im Allgemeinen (denn in Einzelnheiten überzugehen, verbietet uns der beſchränkte Raum) dreierlei beobachtet werden: die Größe der langen Buchſtaben, die Einfachheit der Buchſtaben überhaupt und die Deutlichkeit derſelben. Die Höhe der langen Buchſtaben muß, wenn die Schrift ein, dem Auge wohlgefälliges, Anſehn erhalten ſoll, mit den kurzen Buchſtaben in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehen. Dieſes Verhältniß ſcheint getroffen zu ſeyn, wenn dem langen Buchſtaben die fünffache Höhe der kleinen Buchſtaben, dem halblangen jedoch die dreifache derſelben zugemeſſen wird. In Betreff der Einfachheit der Schrift iſt zu bemerken, daß zur wirklichen Schönheit derſelben, alle und jede Züge, die nicht unmittelbar zur Bildung des Buchſtabens nöthig ſind, vermieden werden müſſen, wenn das Auge nicht unangenehm beleidigt werden ſoll. Die Deutlichkeit der Schrift iſt ein nicht minder unumgänglich nöthiges Erforderniß, und beſteht darin, daß die Form jedes Buchſtabens mit der ihr zukommenden Ausführlichkeit vollendet dargeſtellt werde. Letztere Regel wird im Allgemeinen von den Kalligraphen weniger verletzt, wie die beiden erſten: gegen Höhe und Einfachheit der Buchſtaben verſtoßen jedoch die meiſten Schönſchreiber. Ja, es ſcheint ſogar, als ob zur Erkenntniß und Befolgung der desfalſigen Regel eine größere Summe von Verſtand gehöre, als die gewöhnlichen Schönſchreiber gewöhnlich zu beſitzen pflegen. Was beleidigt das Auge mehr, als wenn der lange und halblange Buchſtabe unverhältnißmäßig über oder unter der Linie hervorragt, oder, wenn die Deutlichkeit der Schrift durch eine nichtsſagende, durchaus zweckwidrige Schnörkelei oft bis zum Mißverſtändniſſe entſtellt wird? Und doch fallen in der Regel die meiſten Kalligraphen in dieſen nie genug zu rügenden Mißbrauch eines übelverſtandenen Beſtrebens, recht ſchön ſchreiben zu wollen. Pq.

Kalliope, eine Tochter Jupiters und der Mnemoſyne, war eine von den neun Muſen und zwar die Göttin des Heldengedichts. Sie war

die vorzüglichſte der Muſen und die Beſchützerin der Könige, denen ſie die Gabe der Beredtſamkeit und des Geſanges mittheilte. Auch Sänger und Citherſpieler ſind ihre und Apollo's Lieblinge. Mit dem Oeagrus, König in Thracien, zeugte ſie die berühmten Dichter Orpheus und Linus: letzterer wird jedoch, von andern, auch für einen Sohn Apollo's und der Muſe Urania, ſo wie Orpheus für einen Sohn Apollo's und der Kalliope gehalten. Außerdem zeugte Kalliope mit dem Strymon den Rheſus, mit dem Apollo den Galmenus und Hymenäus, mit dem Oeagrus den Cymothus, und mit dem Achelous die Sirenen. Unter den Abbildungen der Muſen kennt man die Kalliope an der Tuba, welche ſie in der einen, und an dem Heldengedichte, welches ſie in der andern hält, ſo wie an den Blumen- und Lorbeerkränzen, mit welchen ſie geſchmückt iſt.

Kallugier (aus d. griech.), ein frommer Alter, iſt die gemeine Benennung der griechiſchen Mönche. E.

Kalmäuſer Andächtler, Kopfhänger. Peter Damiani (ſ. d. Art. Geiſſelungen) hatte den Einſiedlern von Camaldoli auf den Apenninen eine ſtrengere Disciplin gegeben, wodurch dieſer Orden in den Ruf einer beſondern Heiligkeit kam; wie dieſe Heiligkeit ſelbſt artete aber in der Folge auch das der deutſchen Volksſprache weniger geläufige Wort Camaldulenſer in Kalmäuſer aus. E.

Kalmücken (Oelöt, Eluths, Eluthen) machen den merkwürdigſten Zweig des mongoliſchen Völkerſtamms aus. Sie ſelbſt behaupten, ihre älteſten Wohnſitze zwiſchen dem Koko-Noor (blauen See) und Tibet gehabt zu haben. Lange vor Dſchingis-Chan ſoll dieſes Volk, der größte und mächtigſte Theil der Oel…, gegen Weſten bis nach Kleinaſien einen Heerszug gethan und ſich dort und um den Caucaſus verloren, der Ueberreſt aber, welcher in der großen Tatarei zurückgeblieben war, von ſeinen tatariſchen Nachbarn den Namen Chalimik (Abtrünnige) erhalten haben. In der That nennen ſich die Kalmücken auch noch heut zu Tage Chalimik, obgleich Oelöt, welches Wort aber auch daſſelbe bedeutet, noch immer ihre eigenthümliche Benennung iſt. Die Oelöts oder Kalmücken theilen ſich, wenigſtens ſeit der Zerrüttung der mongoliſchen Monarchie, in vier verſchiedene Hauptzweige, die ſich Choſchot, Derbet, Soongar und Torgot nennen. Der größte Theil der choſchotiſchen Kalmücken hat ſich in und um Tibet und am Koko-Noor erhalten und ſoll nach der Zerſtörung der ſoongariſchen Kalmücken unter chineſiſchem Schutze geblieben ſeyn. Der kleinere Theil dieſes Stammes war ſchon lange zuvor an den Irtiſch gezogen, und gerieth endlich unter die Herrſchaft der ſoongariſchen Horde, mit welcher er gemeinſchaftlich an den Kriegen gegen China Theil nahm, aber auch zugleich mit derſelben zerſtreut wurde. Die unter chineſiſcher Hoheit noch jetzt vereinigte Horde der Caſchoten wird auf 50,000 Köpfe geſchätzt. Ihren Namen (Krieger, Helden) ſollen ſie durch ihre Tapferkeit unter Dſchingis Anführung erworben haben. Da ſich nun auch ihr Fürſtenſtamm unmittelbar von des großen Dſchingis Bruder ableitet, ſo behaupten ſie aus beiden Gründen den erſten Rang unter den kalmückiſchen Stämmen. Ein geringer Theil derſelben, etwa 18,000 Familien, hat ſich bis 1759 an der Wolga niedergelaſſen u. freiwillig die ruſſiſche Oberherrſchaft anerkannt. Die ſoongariſchen Kalmücken machten bei der Zerſplitterung der mongoliſchen Monarchie mit den Derbeten nur einen einzigen Stamm aus, der ſich ſpäterhin unter zwei uneinigen Brüdern aus ihrer Fürſtenfamilie theilte. Dieſe Horde iſt es, die ſich im 17ten und zu Anfange des vorigen Jahrhunderts einen großen Theil der übrigen kalmückiſchen Stämme, beſonders die Cho-

ſchot, Derbet und Choit, unterwürfig machte und mit den Mongolen ſowohl, wie mit dem chineſiſchen Reiche blutige Kriege führte, die ſich aber mit ihrer gänzlichen Unterjochung und Zerſtreuung geendigt haben. Sie galten für die tapferſte, reichſte und mächtigſte Horde. Die derbetiſchen Kalmücken, welche anfänglich in der Gegend des Koko-Noor ihre Weideplätze hatten, zogen von da wegen der mongoliſchen Unruhen, gegen den Irtiſch, und theilten ſich hierauf in zwei Haufen. Einer derſelben vereinigte ſich mit den Soongaren, und wurde am Ende mit dieſen aufgelöſet; der andere ließ ſich am Ural, Don und an der Wolga nieder, und ein großer Theil derſelben vereinigte ſich daſelbſt mit den Torgoten, trennte ſich aber nachmals wieder von denſelben. Die torgotiſchen (wolgaiſchen) Kalmücken ſcheinen ſich ſpäter, als die übrigen kalmückiſchen Zweige, zu einer beſondern Horde gebildet zu haben. Gleich anfangs trennten ſie ſich von den unruhigen Soongaren und ließen ſich an der Wolga nieder, von welcher Zeit ſie von den Ruſſen, denen ſie ſich bereits 1616 unterwarfen, die wolgaiſchen Kalmücken genannt werden. Als aber der Druck der ruſſiſchen Regierung eine Unzufriedenheit unter ihnen erregt hatte, zogen ſie 1770 in die Soongarei zurück und begaben ſich unter chineſiſchen Schutz, wo man aber gleich anfangs ſtrenge Maaßregeln mit ihnen ergriff. Alle dieſe verſchiedenen Stämme ſtanden ehemals, oder ſtehen noch jetzt, unter ihren eignen Chans, die der Regierung, unter welcher die Horde lebt, nur mittelbar durch Tribut unterthan ſind. Auch giebt es eine Colonie getaufter Kalmücken, denen die ruſſiſche Regierung beſonders im orenburgiſchen Gebiete der Statthalterſchaft Ufa ein fruchtbares Gebiet, nebſt der Stadt Stawropol, eingeräumt hat. Dieſe Colonie hat ſich in der letzten Zeit ſehr vermehrt. Noch iſt in eben der Statthalterſchaft eine kleine Colonie muhamedaniſcher Kalmücken vorhanden, die aus einzelnen Proſelyten, welche die Kirgiſen gemacht und unter ſich aufgenommen haben, entſtanden iſt.

Kälte heißt diejenige Empfindung, welche in uns entſteht, wenn wir Körper berühren, die weniger Wärme enthalten, als unſer eigener Körper, und die daher letzterm einen größern oder geringern Grad von ſeiner Wärme entziehen. Der Begriff von Kälte iſt alſo bloß relativ: ſo iſt, z. B., unſer Eis für uns ſchon kalt; warm hingegen iſt es in Vergleich mit dem Eiſe der Polarländer. Im heißen Sommer dünkt uns die Luft in einem Keller kalt, im Winter aber warm. Darum hat man auch die Kälte für nichts Poſitives, ſondern nur für etwas Negatives genommen. Die Wirkungen der Kälte ſind den Wirkungen der Wärme entgegengeſetzt. Dieſe dehnt die Körper aus und ſetzt ſie, auf einen gewiſſen Grad gebracht, in den Zuſtand der Flüſſigkeit, oder trennt den Zuſammenhang ihrer Theile; die Kälte hingegen bewirkt Zuſammenziehung des Volumens und verwandelt flüſſige Körper in feſte Maſſen. Die Dämpfe werden durch die Kälte verdichtet; die Gasarten hingegen werden zwar ebenfalls in einen engern Raum zuſammengedrängt, verlieren aber nie ihre elaſtiſche Form. Von der Kälte der Atmoſphäre iſt noch zu bemerken, daß ſie nicht in allen Ländern, die unter einerlei Breite liegen und alſo den Sonnenſtrahlen in ganz gleichem Maaße ausgeſetzt ſind, von gleicher Stärke iſt. Im Allgemeinen iſt ein Ort deſto kälter, je höher er über der Meeresfläche liegt; daher die hohen Gebirgsgipfel in Peru, ſelbſt unter der Linie, mit ewigem Schnee bedeckt bleiben. Dieſe Erſcheinung erklärte man ehemals und uns dünkt mit Recht, daraus, daß in niedrigen Gegenden das Zurückprallen der Sonne lockere, alſo auch wärmende Luft verurſache, und daß die dichte Luft auf hohen Gebirgen, eben weil ſie durch jenes Zurückprallen nicht locker ge-

macht werden kann, aus eben demſelben Grunde kalt bleiben müſſe. Jetzt will man aber beobachtet haben, daß die Einwirkung der Sonnenſtrahlen auf die Luft nicht allein, wie ſo eben bemerkt iſt, von der Dichtigkeit derſelben abhängt; ſondern daß die Wärme vielmehr von der Natur der Luftſchichten, ſo wie von der Menge der Feuermaterie, welche in derſelben enthalten iſt, abhängt. Künſtliche Kälte heißt vornehmlich derjenige Grad der Kälte, welcher durch Auflöſung oder Vermiſchung gewiſſer Subſtanzen, imgleichen durch Ausdünſtung hervorgebracht iſt. Wenn man Kochſalz, Salpeter, oder Salmiak in einer hinreichenden Menge Waſſer auflöſet; ſo wird das Gemiſch während der Auflöſung merklich kälter, und ein hineingeſetztes Thermometer ſinkt bis zum Gefrierpunkte herab, wenn das Waſſer nämlich vorher bereits gefroren war. Die Auflöſung ſelbſt aber gefriert nicht, wenn gleich die Temperatur derſelben unter dem Gefrierpunkte ſteht; ſetzt man aber ein Gefäß mit reinem, kalten Waſſer hinein, ſo gefriert daſſelbe leicht. Iſt das Salz in dieſer Maſſe völlig aufgelöſet; ſo verliert ſich die Kälte wieder. Fügt man noch Schnee oder geſchabtes Eis zu jener Miſchung; ſo kann darin, ſelbſt im Sommer und ſogar über dem Feuer, reines Waſſer in Eis verwandelt werden. Man erklärt dieß folgendermaßen: Jede Auflöſung entbindet den in den Körpern enthaltenen Wärmeſtoff und macht ihn frei. Da nun die Materie, eben durch dieſe Auflöſung, keine Wärme mehr in ſich faßt; ſo iſt ſie auch an ſich ſelbſt ſo kalt, daß ſie den, ſie berührenden Gegenſtand in Eis verwandeln kann. Nach gleichen Grundſätzen kann auch durch Ausdünſtung (der Zuſtand, wo die tropfbare Flüſſigkeit in Dampf übergeht, alſo wo ſich die Flüſſigkeit in Auflöſung verſetzt) künſtliche Kälte hervorgebracht werden. Auf dieſe Weiſe kühlt man die Zimmer durch Beſprengen mit kaltem Waſſer ab, ſo wie auch nach dieſem Grundſatze zu Benares, Calcutta und andern Orten in Oſtindien Eis zubereitet wird. Auch die mechaniſche Ausdehnung der zuſammengepreßten Luft wird als ein Mittel zur Erzeugung einer künſtlichen Kälte betrachtet. Wenn man nämlich aus den Hähnen der hierzu tauglichen Maſchinen, in welchen die Luft ſehr ſtark zuſammengedrückt iſt, worin ſich aber zugleich etwas Waſſer befinden muß, dieſe Luft entweichen läßt; ſo reißt ſie mit einem lauten Geräuſche etwas Waſſer mit ſich heraus und verwandelt denjenigen Theil deſſelben, welcher am Hahne hängen bleibt, in Eis.

Kalypſo war eine Tochter des Atlas, nach andern des Nereus und der Doris, nach andern des Oceans und der Thetys, und bewohnte die Inſel Ogygia, welche tief im Ocean lag und voller Waldungen war. Obgleich Göttin, lebte Kalypſo dennoch einſam und fern von allem Umgange mit Göttern und Menſchen. Als Ulyſſes an ihrer Inſel Schiffbruch litt, nahm ſie ihn gütig auf, pflegte ihn und wünſchte ihn bei ſich zu behalten, um ihm ewige Jugend und Unſterblichkeit zu geben. Allein ſeine Sehnſucht nach dem Vaterlande und nach ſeiner Gattin ſchwächte die Reize der Göttin zu ſehr, daß er die ſieben Jahre, welche er bei ihr gezwungen zubringen mußte, in Kummer und Leid verlebte. Endlich erbarmten ſich die Götter des Leidenden. Jupiter ſandte den Merkur vom Olymp herab, welcher der Kalypſo den Befehl bringen mußte, den Ulyſſes in ſeine Heimath zurückkehren zu laſſen. Dem Befehle des Donnerers durfte ſie ſich nicht widerſetzen; Ulyſſes reiſete alſo ab. Sie hatte zwei Söhne mit ihm gezeugt, den Nauſinous und Nauſithous.

Kammermuſik iſt im weiteſten Verſtande diejenige Muſik, welche der Kirchenmuſik entgegen ſteht und im Zimmer oder auch auf dem Theater aufgeführt wird. In ſo fern nun die Kammermuſik mit der Theatermuſik

unter einer Kategorie begriffen wird, iſt der Styl dieſer beiden Muſiken dem Style der Kirchenmuſik, wie ſchon geſagt, entgegengeſetzt. In der ältern Muſik war freilich der Kammerſtyl von dem Theaterſtyle ſehr verſchieden. In der Kammermuſik pflegte man nämlich den Satz mehr zu zergliedern, die Melodie feiner zu nüanciren, die Begleitung mehr auszuarbeiten und überhaupt einen höhern Grad der Vollendung zu erreichen zu ſuchen, als in der Oper, von welcher man glaubte, daß ſie ihrer Natur nach, bei der Größe des Locals und der ſtärkern Beſetzung der Stimmen, ſo wie auch bei dem nicht bloß aus Kennern beſtehenden Opernpublikum, nur allgemein hingeworfene große Maſſen und keine ins Detail gehende Ausarbeitung der einzelnen Theile zulaſſe, ſo wie etwa die Perſpectivmalerei keine ſolche feine Ausarbeitung der einzelnen Theile geſtattet, wie die für die Nähe berechnete Portrait- und Landſchaftsmalerei. Da nun, dieſer Meinung zufolge, die künſtleriſche Ausarbeitung des Kammerſtyls weit höher geſteigert wurde, als die des Theaterſtyls; ſo wurde auch bei den Ausübern des erſtern ein größerer Grad von Kunſtfertigkeit vorausgeſetzt, als bei dem Theaterſtyle. Jetzt hingegen iſt der Charakter beider Style in ſo fern gänzlich in eins verſchmolzen, als man im Allgemeinen keine eigentliche beſondere Kammermuſik mehr hat, ſondern dazu meiſtens nur Theatermuſik nimmt, wozu auch noch der Umſtand kömmt, daß man ſchon längſt angefangen hat, den Theaterſtyl eben ſo ſorgfältig auszuarbeiten, wie den Kammerſtyl, wodurch alſo nun auf eine doppelte Weiſe der Unterſchied zwiſchen beiden Stylen aufgehoben worden iſt. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß der Theaterſtyl, in ſo fern dieſer dazu dienen ſoll, das ganze innere Leben und die unendlichen Verwickelungen einer dramatiſchen Handlung zur äußern Erſcheinung zu bringen, ſich unter die Geſetze des Kammerſtyls, die ihrer Natur nach beſchränkter ſeyn mußten, nicht fügen, ſondern daß ſich, umgekehrt, dieſer vielmehr dem Theaterſtyle unterordnen und ihm unterthan werden mußte. — **Kammerton** bezeichnet diejenige Stimmung der Inſtrumente, die eigentlich an und für ſich ſelbſt ſchon hoch iſt, aber doch noch immer einen ganzen Ton tiefer ſtimmt, als der Ton der ältern Orgeln zu ſeyn pflegt. Gewöhnlich muß man daher bei einer Kirchenmuſik die Orgelſtimme um einen ganzen Ton tiefer ſpielen, als die begleitende Inſtrumentalmuſik. Wenn das Stück, z.B., in Gdur geſetzt iſt und die Inſtrumente auch wirklich aus dieſem Tone ſpielen; ſo muß die Orgelſtimme aus Gdur in Fdur transponirt, alſo um einen ganzen Ton tiefer ausgeführt werden. Ehemals ſtand dem Kammertone der **Chorton** entgegen, von welchem jener der höhere, dieſer der tiefere war: jetzt aber kennt man ſowohl für die Inſtrumental- als für die Vokalmuſik nur eine Stimmung, und der Unterſchied zwiſchen Kammer- und Chorton fällt alſo ſchon von ſelbſt weg. Pq.

Kammerknechte, kaiſerliche, heißt ſo viel als kaiſerliche Leibeigene. So nannte man im Mittelalter die Juden. Dem chriſtlichen Pöbel verhaßt, als Feinde Gottes, Zauber und geheime Urſachen aller Landplagen betrachtet, waren ſie es gewöhnlich, gegen die ſich die, durch irgend einen Anlaß entzündete, fanatiſche Wuth kehrte; eine allgemeine Judenermordung hielt man für gleich verdienſtlich mit einem Kreuzzuge. Der Kaiſer, der ein Kopfgeld von ihnen zog und dem ihre ſtets gefüllten Kaſſen (denn ſie waren bis zum 12ten Jahrhundert im faſt alleinigen Beſitze des Handels) eine unentbehrliche Zuflucht waren, erklärte ſie daher für ſeine Knechte und Schützlinge. K.

Kämpfer (Engelbrecht), ein berühmter Reiſender, ward am 16.

Sept. 1657 zu Lemgo geboren und erhielt von ſeinem Vater, der ein Geiſtlicher daſelbſt war, eine vortreffliche Erziehung. Nachdem er zu Königsberg ſtudirt hatte, machte er 1683 als Secretär mit einer ſchwediſchen Geſandtſchaft eine Reiſe zu Lande durch Rußland nach Perſien, beſuchte darauf Arabien, Indoſtan, Coromandel, die Ufer des Ganges, Java, Sumatra, Siam und Japan, in welchem letztern Lande er zwei Jahre verweilte. Im J. 1692 kehrte er zurück, wurde in ſeiner Vaterſtadt Leibarzt des Grafen von der Lippe und ſtarb darauf am 2. Nov. 1716. Unter ſeinen Schriften verdient beſonders genannt zu werden: Geſchichte und Beſchreibung von Japan, Lemgo 1774. Dieſes Werk, welches allgemein geſchätzt wird, war ſchon 1727 aus der Handſchrift in das Engliſche überſetzt und zu London in zwei Foliobänden herausgegeben worden, worauf es 1774, von Dohm zum Druck beſorgt, in deutſcher Sprache erſchien.

Kamtſchatka iſt eine Halbinſel, die von der öſtlichen Küſte Sibiriens aus 180 deutſche Meilen lang und in der höchſten Breite von 50 Meilen, ſüdwärts in den Ocean hinein bis an die kuriliſchen Inſeln ſich erſtreckt. Dieſes nordöſtliche Ende der alten Welt wurde erſt i. J. 1696 durch einen gewiſſen Moſosko, der mit 16 Koſaken einen Zug dahin unternahm, genauer bekannt, und im folgenden Jahre der ruſſiſchen Krone zinsbar. Es iſt für den Pelzhandel ausnehmend gut gelegen, und hat in der Awetſcha-Bay vortreffliche Häfen, auch iſt es durch ſein Klima (zwiſchen dem 51 und 63ſten Grad n. Br.) keinesweges der, jetzt faſt ganz vernachläſſigten Cultur unfähig; ſo daß bei liberalen und zweckmäßigen Maßregeln der Regierung, zu denen Kruſenſtern Vorſchläge gethan hat, dort Handelsniederlaſſungen ſehr gut gedeihen würden. Beſonders wäre nöthig, ſtatt der Soldaten und Zuchtmeiſter eine Colonie von Ackerleuten hinzuſenden, und nicht ferner, wie bisher, Kamtſchatka als ein Botany-Bay für Officiere von übler Aufführung anzuſehen. Kamtſchatka wird der Länge nach von einer Gebirgskette durchſchnitten, von der rechts und links kleine Flüſſe dem kamtſchatkiſchen und ochotzkiſchen Meere zulaufen, und die an der ſüdlichen Spitze das Vorgebirge Loratka bildet. Sie enthält Kupfer- und Eiſenbergwerke und mehrere Vulkane. Die Bevölkerung von Kamtſchatka iſt außerordentlich gering; die Zahl der Eingebornen, ohne die Ruſſen, beläuft ſich jetzt nicht weit über 1000 Köpfe. Vor 100 Jahren war ſie vielleicht zwanzig bis dreißigmal ſo groß. Urſachen dieſer Entvölkerung ſind die mörderiſchen Kämpfe bei verſchiedenen zur Befreiung vom ruſſiſchen Joch gemachten Verſuchen, die verheerenden Kinderblattern, der unmenſchliche Druck der Ruſſen, und die unnatürliche Gewohnheit der heidniſchen Kamtſchadalinnen, die Leibesfrüchte abzutreiben. Die Kamtſchadalen, ein häßliches Mongolengeſchlecht, nennen ſich ſelbſt Itelmen. Sie ſind gutmüthig und gaſtfrei, aber voll der gröbſten Sinnlichkeit, welche ihre Gefräßigkeit und ihre unkeuſchen Tänze ſattſam beurkunden. Am widrigſten macht ſie ihre Unreinlichkeit. Jedes kamtſchadaliſche Dorf (Oſtroſchok) wird von einer Familie bewohnt, und beſteht aus mehrern Balaganen oder Sommerwohnungen, die auf Pfählen erbaut ſind, ſo daß man auf gekerbten Baumſtämmen hinanſteigt. Im Winter kriechen die Bewohner von etwa ſechs Balaganen zuſammen in eine Jurte oder Winterwohnung, eine fünf Fuß tiefe, durch ein rings verſchloſſenes kegelförmiges Dach bedeckte Grube, in welche man nicht anders kommen kann, als indem man äußerlich am Dache, das auf dem Rande der Grube aufſteht, hinauf, und durch den im Gipfel angebrachten Schornſtein, mitten im aufſteigenden Rauch, hinabſteigt. Die kamtſcha-

daliſche Kleidung beſteht aus Rennthier- oder Hundefellen, hat aber jetzt viel Ruſſiſches angenommen. Die Kamtſchadalinnen ſind mit der häuslichen Arbeit ganz allein belaſtet, während der Mann faullenzt, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit treibt, zu jagen und zu fiſchen, die Geräthſchaften für beides zu verfertigen, Schlitten oder Häuſer zu bauen. Die Jagd geht auf Pelzthiere, Rennthiere, Wallfiſche und Seehunde. Ackerbau wird nur von den Ruſſen etwas getrieben. Die Hauptnahrung der Kamtſchadalen beſteht in Fiſchen, mit Wallfiſch- und Seehundsfett zugerichtet, und einer Art Nudeln aus zarter Birkenrinde bereitet; ihr liebſtes Getränk iſt Birkenſaft. Das wichtigſte und unentbehrlichſte Hausthier iſt dem Kamtſchadalen der Hund. Nicht nur giebt er, geſtorben, ihm ſeine Kleidung, ſondern er iſt ſein Zugvieh. Die Hunde werden zu dieſem Zweck caſtrirt und vier bis acht vor einen kleinen Schlitten geſpannt, der 16 Pfund ſchwer iſt, und Einen Menſchen trägt. Mit dieſem legen ſie jede Stunde faſt eine deutſche Meile zurück. Der größte Vortheil iſt, daß dieſes Geſpann nur im Winter Futter verlangt; denn im Sommer läßt man die Hunde frei laufen, und ſie finden ihren Unterhalt durch die zahlreichen Fiſche, die Flüſſe und Meer auswerfen. Zahme Rennthiere hält der Kamtſchadale gar nicht, wiewohl es alle benachbarten Völker thun. Die Religion der Kamtſchadalen war und iſt noch bei den Wenigen, die das Chriſtenthum nicht angenommen haben, die ſchamaniſche. Aber auch die chriſtlichen haben ſich ihre Zauberer oder Schamanen (ſ. d. Art.) nicht nehmen laſſen. Indeß findet man doch bei ihnen bewundernswürdige, auf eine uralte Tradition unverkennbar hindeutende Religionsideen. Sie glauben einen allmächtigen Gott, Schöpfer der Welt, Kutka genannt, verehren ihn aber nicht, weil die unzähligen ſchamaniſchen Fetiſche ſie nicht dazu kommen laſſen. Sie glauben die Unſterblichkeit der Seele, die ſie jedem, auch dem unbedeutendſten Thierchen, zuſchreiben. Auch von einer vor Alters über die Erde verbreiteten allgemeinen Ueberſchwemmung, aus der nur ein Paar Menſchen ſich gerettet, erzählen ſie. Solche Gedanken ſind bei ſo rohen verwilderten Menſchen klare Beweiſe einer reinern edlern Religion, die vielleicht, ehe die Nation aus beſſern Klimaten verdrängt wurde, ihr Eigenthum geweſen, und auf welche Verwilderung und kindiſche Furchtſamkeit, die Tochter der Unwiſſenheit den Schamanismus pfropften. K.

Kanonen ſollen ihren Namen von dem franzöſiſchen Worte canne (Rohr) erhalten haben. Die erſten waren von vielfach zuſammgelegter und mit eiſernen Reifen wohl befeſtigter Leinwand, die ſich in Form eines Kegels nach vorn zu erweiterte. Nachher erhielten ſie die Cylinder- oder Walzenform. Dann ſetzte man die Kanonen aus eiſernen Stäben zuſammen und befeſtigte ſie mit eiſernen Reifen, wie etwa ein Böttiger die Dauben zuſammenſetzt und mit Reifen befeſtigt. Endlich verwarf man auch das Eiſen, und bediente ſich ſtatt deſſen einer Miſchung von Kupfer und Zinn. Einige Schriftſteller machen die Chineſen zu Erfindern der Kanonen, und ſagen, daß man noch jetzt Geſchütze in China finde, die achtzig Jahre nach Chriſti Geburt verfertigt worden wären. Von den Chineſen ſollen dann die Saracenen dieſe Kunſt erlernt und ein Ueberläufer derſelben, Kallinikus aus Heliopolis in Phönicien, ſie 670 (676) dem griechiſchen Kaiſer, Conſtantinus Pogonatus, bekannt gemacht haben. Nach andern ſoll Albert der Große, Biſchoff zu Regensburg († 1280), dann auch ein Deutſcher, den einige Conſtantin Anclitzen, andere Barthold Schwarz nennen, die Kanonen erfunden haben. Von letzterm weiß man weder die Zeit, wann, noch den Ort, wo er gelebt hat, beſtimmt anzugeben,

ja, einige halten dieſen Schwarz gar für eine erdichtete Perſon. Bald ſoll er zur Zeit Albert des Großen, bald zu Anfange, bald in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts gelebt haben. Die gewöhnliche Sage meldet, Schwarz habe ſich eben mit chemiſchen Verſuchen beſchäftigt, als ein Stein, den er auf einen mit Schwefel, Salpeter und Kohlenſtaub angefüllten Mörſer gedeckt, durch einen in dieſen gefahrenen Funken mit großer Heftigkeit in die Luft geſchleudert und er ſelbſt dadurch ſowohl zur Erfindung des Pulvers, als auch des groben Geſchützes, veranlaßt worden ſey. Im J. 1378 ſollen die ſogenannten Bombarden, oder Donnerbüchſen, bereits im Gebrauche geweſen ſeyn. Aus allen dieſen widerſprechenden Nachrichten erhellt ſo viel, daß die wahre Zeit der Erfindung der Kanonen bisher noch nicht hat ausgemittelt werden können. So viel iſt gewiß, daß der wirkliche Gebrauch derſelben ungefähr in die Mitte des 14ten Jahrhunderts fällt. Im J. 1370 ſchoſſen die Augsburger bereits aus gegoſſenen metallenen Kanonen. *Die ledernen Kanonen*, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege zwiſchen 1620 und 1632 erfanden, waren von ſtarkem, zuſammengerollten und feſt zuſammengenäheten Leder, das inwendig mit einer hölzernen oder auch kupfernen Röhre gefüttert, und von außen mit eiſernen Ringen befeſtigt war. Die Kunſt, mit glühenden Kohlen aus Kanonen zu ſchießen, erfand der kurbrandenburgiſche Generalmajor Weiler. Im J. 1740 verfertigte man zu Petersburg Kanonen aus Eis, und ſchoß Kugeln von mehreren Pfunden daraus, ohne daß ſie dadurch beſchädigt worden.

Kant (Immanuel), war geboren zu Königsberg den 22. April 1724, wo er auch anfangs, durch Umſtände genöthigt, Theologie ſtudirte, ſpäter als akademiſcher Lehrer (1755) auftrat, ſeit 1770 als Profeſſor der Logik lebte, und bis zu ſeinem Tode (12. Febr. 1804) in dem Dienſte der Wahrheit unabläſſig wirkſam war: daher man ihn auch mit dem vollſten Rechte den *königsberger Weiſen* genannt hat. Sieht man aber auf die Art und Größe ſeiner Wirkſamkeit, mit welcher er in dem Gebiete des philoſophiſchen Wiſſens eine heilſame Revolution bewirkt, und durch ſie allen folgenden Denkern den freieren Weg zur Wahrheit gebahnt hat; ſieht man ferner auf das ausgebreitete Wiſſen und die Mannichfaltigkeit der Kenntniſſe, welche der Geiſt dieſes Mannes, der nach Fr. *Reichardts* Schilderung (ſ. Urania, Taſchenbuch a. d. J. 1812. S. 260) nicht über Pillau (7 Meilen von Königsberg) hinausgekommen war, umfaßte, und endlich auf den Ernſt ſeines ſittlichen Charakters, mit welchem ſich bei ihm auf die ſeltenſte Weiſe die heiterſte Geſelligkeit verband, ſo dürfen wir mit Stolz und Recht behaupten: Kant gehörte der *Welt* und *Menſchheit* an. Zu ſeiner mehr äußerlichen Schilderung entlehnen wir von dem zuletzt genannten Schriftſteller folgendes: Kant war ein an Leib und Seele ganz trockener Mann. Magerer, ja dürrer, als ſein kleiner Körper, hat vielleicht nie einer exiſtirt; kälter, reiner in ſich abgeſchloſſen, wohl nie ein Weiſer gelebt. Eine hohe, heitere Stirn, feine Naſe und helle, klare Augen, zeichneten ſein Geſicht vortheilhaft aus. Aber der untere Theil deſſelben war dagegen auch der vollkommenſte Ausdruck grober Sinnlichkeit, die ſich bei ihm beſonders im Eſſen und Trinken übermäßig zeigte. Das Bild vor dem Repertorium der allgemeinen Literaturzeitung drückt dieſe Eigenſchaften auch gut genug aus (auch die bekannte Büſte nach Schadow), und iſt das ähnlichſte, das man von ihm hat. Er liebte ſehr eine gute Tafel in fröhlicher Geſellſchaft, und war ſelbſt ein angenehmer Geſellſchafter, der durch ſehr ausgebreitete Beleſenheit,

auch einen unerſchöpflichen Vorrath von unterhaltenden und luſtigen Anekdoten, die er ganz trocken, ohne je dabei ſelbſt zu lachen, erzählte, und durch echten Humor in treffenden Repliken und Anmerkungen jede Geſellſchaft aufheiterte und unterhielt, weil man einen ſolchen Mann auch wohl gern allein ſprechen hörte. Kant's Geſellſchaft wurde um ſo mehr von den beſten Häuſern und angeſehenſten Familien geſucht, da er ſich durch die vollkommenſte Rechtlichkeit und durch den echten Stolz, der ihm nicht nur als dem geiſtreichſten Manne des Orts, ſondern als einem der tiefſten Denker, die je die Menſchheit geehrt haben, wohl anſtand, überall in hoher Achtung zu erhalten wußte, auch im Aeußern nicht nur ſtets ſauber, ſondern ſehr ſtattlich erſchien. Gegen ihn, ja auch wohl nur in ſeiner Geſellſchaft, würde ſich gewiß nicht leicht einer etwas Unanſtändiges erlaubt haben. Er paßte auch um ſo mehr in jede große und kleine Geſellſchaft, da er das Kartenſpiel liebte, und nicht gern einen Abend ohne ſeine kleine L'Hombre-Partie zubrachte. Er hielt dieſes für das einzige, ſtets ſichere Mittel, den Kopf vom angeſtrengten Denken abzuziehen und zu beruhigen. Schöne Künſte hatte er nie geübt, und liebte ſie auch nicht beſonders. Es war vielmehr, als wäre er lauter reine Vernunft, oder (vielmehr) tiefer Verſtand, neben welchem man ſelten ein ſo gränzenloſes Gedächtniß antreffen wird, als Kant beſaß. Seine Vorleſungen wurden auch dadurch äußerſt intereſſant und lehrreich. Er las den größten Theil des Vormittags; Nachmittags ſelten, und ließ ſich zwiſchen jeder Vorleſung zwanzig Minuten Zeit für die folgende. Logik und Metaphyſik las er gewöhnlich öffentlich; dann noch abwechſelnd Naturrecht, Moral, Anthropologie, Phyſik und phyſiſche Geographie. Letzteres waren beſonders angenehme und lehrreiche Vorleſungen für junge Leute, durch die unermeßliche Beleſenheit in Geſchichte, Reiſebeſchreibungen, Biographieen, Romanen und in allen Fächern, die nur je Materialien zur Bereicherung oder Erläuterung für jene Wiſſenſchaften liefern konnten. Sein Gedächtniß zeigte ſich dabei in voller Stärke, denn obgleich er die Hefte vor ſich liegen hatte, ſah er doch ſelten hinein, und ſagte oft ganze Reihen von Namen und Jahreszahlen frei aus dem Kopfe her. Auch war er unermüdet im Nachtragen alles deſſen, was ſeine ununterbrochene Lectüre ihm neues gewährte, wovon man ſich auch aus ſeinen gedruckten Heften überzeugen kann. Aber auch ſeine Vorleſungen über abſtracte Philoſophie erhielten durch jenen Schatz von Erläuterungen und Beiſpielen, die ſein Gedächtniß darbot, große Klarheit und Deutlichkeit, und ſeine Schriften ſind vielen wohl immer dadurch ſo lange dunkel und ſchwierig geblieben, weil er den beſten philoſophiſchen Schriften zu viel zutraute, als daß er jene hinzuzufügen für nöthig hätte erachten ſollen. Was aber ſein innerſtes Weſen ausſpricht, ſeine Philoſophie, oder vielmehr die philoſophiſche Methode, welche er übte und durch ſein Beiſpiel empfahl, ſo werden die folgenden Grundzüge derſelben zu unſerm Zwecke hinreichend ſeyn. In der Periode, welche Kant's philoſophiſchen Unterſuchungen kurz vorausging, hatte ein ſchlaffer Eklecticismus die Herrſchaft erreicht, welcher ſich mehr mit Bearbeitung einzelner abgeriſſener Theile, als mit dem Ganzen der Philoſophie und ihren Prinzipien beſchäftigte, und auf den noch nicht begründeten Stoff der philoſophiſchen Erkenntniß, voll Zuverſicht des Gelingens, die demonſtrative Methode der Mathematik anzuwenden ſuchte. Die Blößen dieſes Dogmatismus, wie aller dogmatiſchen Verirrungen der früheren Zeit mit ſcharfem Auge entdeckend, und durch Hume's ſeinen Scepticismus angeregt, wollte Kant den Grund des Mislingens aller bisheri-

gen Metaphyſik den denkenden Köpfen ſeiner Zeit enthüllen, den philoſophiſchen Schein entdecken, und den Weg anzeigen, auf welchem der philoſophiſche Forſcher gehen müſſe, wenn er ſich nicht über die Gränzen der Erkenntniß verlieren, und damit zugleich der Wahrheit verluſtig werden wolle. Er führte daher mit äußerſter Gründlichkeit und eminentem Scharfſinn die philoſophiſche Unterſuchung bis auf ihre eigentlichen Anfangspuncte zurück, weil dadurch allein wahre Wiſſenſchaftlichkeit gewonnen werden könne, indem er vor allen die Frage aufwarf: Was kann ich erkennen? und was iſt es, das ich urſprünglich weiß? Die Beantwortung dieſer Fragen führte ihn zu einer Kritik und Unterſuchung der Grundüberzeugungen des menſchlichen Erkenntnißvermögens, oder wie er ſie ſelbſt nannte und anſah, zu einer Kritik der reinen Vernunft, (wobei vorausgeſetzt wurde, daß die philoſophiſche Erkenntniß die von der Erfahrung ganz getrennte Vernunft zur Quelle habe). Das Allgemeine und Nothwendige in unſerer Erkenntniß, lehrt er, kann nicht als durch Erfahrung gegeben gedacht werden, iſt alſo ſubiectiv. Die Nothwendigkeit in unſern Urtheilen, oder die obiective Beziehung unſerer Vorſtellungen, welche mit allen allgemeingültigen und nothwendigen Urtheilen verbunden iſt, iſt nicht obiective Realität (Gültigkeit) der Erkenntniß, oder obiective Erkenntniß ſelbſt. Die Gränzen des Wiſſens liegen mithin im Gemüthe, oder der einzige Gegenſtand der philoſophiſchen Erkenntniß iſt das Gemüth nach ſeiner erſcheinenden Thätigkeit. Zu dieſem beſchränkenden Reſultate gelangte er auf folgendem Wege. Zuerſt ſchied er, was der Sinnlichkeit und dem Verſtande in unſern Vorſtellungen angehört, und was im Geiſte ungetrennt iſt, durch pſychologiſche Analyſe. Die theoretiſche Vernunft, oder das Erkenntnißvermögen, zerfällt in Sinnlichkeit (als das Vermögen der Anſchauung), und Verſtand (als das Vermögen des Denkens), wie das Erkennen ſelbſt im Anſchauen und Denken beſteht. In der Anſchauung unterſcheiden wir die Materie, welche durch die jedesmalige Empfindung gegeben wird, von der Form, welche unſerer Sinnlichkeit ſelbſt angehört, und hiernach auch das ſinnliche Object, von den urſprünglichen und nothwendigen Bedingungen des ſinnlichen Anſchauens (d. i. Zeit und Raum nebſt ihren mannichfaltigen Beſtimmungen), welche die Formen der Sinnlichkeit, oder die transcendentalen Objecte genannt werden, die nur in uns ſelbſt liegen, unabhängig und vor aller Erfahrung, und nach welchen wir die Welt und ihre Erſcheinungen vorſtellen. Der Verſtand iſt das ſelbſtthätige Vorſtellungsvermögen, durch welches wir den durch Sinnlichkeit gegebenen Stoff verbinden, und iſt bei dieſer Verbindung (im Begreifen und Urtheilen ꝛc.) an urſprüngliche Bedingungen gebunden: die Kategorieen, oder Formen des Verſtandes, welche Kant meiſterhaft entwickelt hat. Nach beiderlei Formen werden die Gegenſtände der Erfahrung von uns beſtimmt; wir erkennen alſo die Dinge nur wie ſie uns erſcheinen, und wie wir ſie, nach den Geſetzen unſeres Geiſtes denken, keineswegs wie ſie ſind; überhaupt nur die Erſcheinungen, nicht die Dinge an ſich (wegen letzterer Anſicht hat man auch Kant's Lehre den kritiſchen — den auf Kritik des Geiſtesvermögens beruhenden — Idealismus genannt); durch jene Formen aber ſchreibe der Verſtand der Natur Geſetze vor, ſo nämlich, daß ſie überall nach ihnen gedacht werden müſſe, und in ihnen beſtehe die einzige theoretiſche Erkenntniß a priori, oder philoſophiſcher Art. Denn die theoreti-

ſche Vernunft iſt ſelbſt das höchſte Denkvermögen (ein höherer Verſtand), welches nach abſoluter Einheit durch Ideen ſtrebt. Aber dieſe Ideen, die Erzeugniſſe derſelben, haben kein ihnen entſprechendes Object in dem Kreiſe der Erfahrung, und es darf von ihnen kein conſtitutiver Gebrauch gemacht werden, um wirkliche Gegenſtände, die über das Gebiet der Erfahrung hinausliegen (transcendentale Gegenſtände) durch ſie zu erkennen; ja die Vernunft geräth in lauter Widerſprüche, wenn ſie einen conſtitutiven Gebrauch von ihnen machen will, was Kant durch ſeine ſogenannte Antinomie zu zeigen ſich bemühte. Die reine Vernunft enthält in ihnen alſo nur regulative Principien zur Erweiterung der gegebenen Erkenntniß, und kann mithin überhaupt über das Gebiet der Erſcheinungen nie hinaus zu einer gewiſſen Erkenntniß vordringen, und etwas objectiv Wahres über Gott, Freiheit ꝛc. ausſagen, denn dieſes ſind bloße Ideen. Allein die Vernunft iſt auch practiſch, in ſo fern ſie den Willen ſelbſtthätig zur Tugend beſtimmt, welche zur Glückſeligkeit würdig macht. Was nun die theoretiſche Vernunft nicht zu leiſten vermag, leiſtet die practiſche. Denn durch das practiſche Vermögen der Vernunft (moraliſche Freiheit) ſtrebt der Menſch weit über die Erfahrung hinaus zu einer überſinnlichen Vollkommenheit, und dieſes Streben überzeugt ihn von der Realität des Idealen und einer intelligiblen Welt: indem die Tugend, welche durch ein Vernunftgeſetz a priori geboten wird, nur mit Glückſeligkeit verbunden, das höchſte Gut ausmacht, für welche Verbindung, da ſie nicht von uns abhängig iſt, wir eine höchſte Urſache annehmen müſſen, welche nur das vollkommenſte Weſen, die Gottheit, ſeyn kann. Dieſe Ueberzeugung aber iſt kein theoretiſches Wiſſen, ſondern ein practiſcher Vernunftglaube, und ſomit die Philoſophie überhaupt nur auf die Erkenntniß unſerer moraliſchen Natur und der urſprünglichen Verſtandesformen beſchränkt und verwieſen. Es giebt mithin keine eigentliche ſpeculative Philoſophie, oder Metaphyſik, ſondern nur eine Kritik derſelben. Aber wodurch erkennen wir denn die practiſche Vernunft und ihr Vermögen? fällt hierbei unwillkührlich dem Denker ein. Antwort: Nur durch die theoretiſche Vernunft, die mit der practiſchen doch nur ein Vermögen iſt. (Darum ſagte ein neuerer philoſophiſcher Forſcher: Kant laſſe den Glauben gleichſam in ſeiner erſten Inſtanz den Prozeß verlieren, um ihn bei einer andern wieder zu gewinnen, und ſuche die Gültigkeit der Ideen durch moraliſche oder poſtulate Beweiſe zu ſtützen, anſtatt hierin ohne Beweis auf die unmittelbare Erkenntniß der Vernunft zurückzugehen; ein anderer: er führe die Ideen zur Vorderthüre der Philoſophie hinaus, um ſie durch die Hinterthür wieder einzuführen.) Die Richtung, welche hier Kant's Unterſuchungen nahmen, führte ihn hauptſächlich zur Ausbildung der practiſchen Philoſophie (hieher gehört ſeine Grundlegung der Sitten, Riga 1785, 8.), zu welcher er nun auch die Religionsphiloſophie (eben weil er den Glauben an Gott auf das Practiſche gründete) verwieß, namentlich aber zur ſtrengern und reineren Ausbildung der Moral im engeren Sinne, und der moraliſchen Begriffe von Pflicht und Sittengeſetz, welches er als den kategoriſchen Imperativ nannte (vergl. auch ſeine metaphyſiſchen Anfangsgründe der Tugendlehre, Riga 1797); wobei ſich ſein ſtrenger, dem erſchlaffenden Eudämonismus entgegengeſetzter, moraliſcher Sinn kräftig offenbarte; obgleich nicht zu läugnen iſt, daß die von ihm beſchriebene Tugend nur ſtrenge Geſetzmäßigkeit (Handlungsweiſe um des Geſetzes willen) iſt. Dieſes ſind die Grundzüge ſeiner Anſicht, welche er in ſei-

ner Kritik der reinen Vernunft, und in ſeiner Kritik der practiſchen Vernunft (zuerſt Riga, 1787), ſeinen Hauptwerken, niedergelegt hat: denn was ſeine übrigen Behauptungen über einzelne philoſophiſche Gegenſtände anlangt, ſo ſind dieſe nur untergeordnet, wie z. B. ſeine Unterſuchungen über die Natur (in den metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft, Riga 1786, 8. und Kritik der Urtheilskraft, Berlin 1790), und über das Schöne (ſ. d. Art. Aeſthetik); ferner ſeine Rechtslehre (metaphyſiſche Anfangsgründe der Rechtslehre, Königsberg 1797, 8.), eine formale Entwickelung juriſtiſcher Begriffe, welche zu einer negativen Moral führt. Seine Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht (Königsberg 1798 und 1800) enthält einen Reichthum feiner Bemerkungen aus dem Gebiete der höheren Menſchenkenntniß, mehr in der populären Form eines Leſebuchs; ſeine phyſiſche Geographie (herausgegeben von Rink, 1802, 8.), und ſeine von Jähſche herausgegebene Logik aber ſind leider nur Abdrücke unvollkommener Collegienhefte. Die meiſten kleineren, aber größtentheils ſehr ſcharfſinnigen, und an feinen Bemerkungen reichhaltigen Abhandlungen, ſind in ſeinen kleineren Schriften (Königsberg und Leipzig, 1797, in 3 Bdn. 8.), und in der von Tieftrunk herausgegebenen Sammlung (Halle 1799, 3 Bde. 8.) enthalten. Man hat nun jene philoſophiſche Grundanſicht Kant's wegen des Ganges, welchen ſeine Unterſuchung nahm, oder wegen der Methode, die er hierin zuerſt aufſtellte, und ſelbſt durch den Titel ſeiner Hauptwerke bezeichnete, den Kriticismus, oder die kritiſche (prüfende) Philoſophie genannt. Weil jedoch die kritiſche Methode zu philoſophiren, d. h. diejenige, vermöge deren man von der, nach gewiſſen allgemeingültigen Prinzipien angeſtellten Prüfung und Unterſuchung des Erkenntnißvermögens, zur Erkenntniß der Objecte fortſchreitet (da hingegen der Dogmatismus durch folgerechte Ableitung ſeiner Behauptungen aus gewiſſen willkührlich angenommenen Prinzipien — ungeprüften Erkenntnißſätzen — Gewißheit der Erkenntniß erlangt zu haben glaubt, deren Möglichkeit der Skepticismus entweder überhaupt, oder mit Einſchränkung läugnet) auch von andern Philoſophen angewendet werden, und zu andern Reſultaten führen kann: ſo iſt der Ausdruck kritiſche Methode und Kriticismus nicht gleichbedeutend mit kantiſcher Philoſophie, und kritiſche Philoſophen ſind nicht blos die Kantianer, oder alle Kantianer kritiſche Philoſophen zu nennen; ja jene Methode ſollte von jedem ſelbſtthätig und vorurtheilsfrei denkenden Philoſophen überall angewendet werden. Darin aber beſteht das Hauptverdienſt Kant's, daß, obwohl er dieſe Methode nur auf beſchränkte Weiſe angewendet, er doch zuerſt auf ſie aufmerkſam gemacht, und in dieſer Hinſicht der Erfinder derſelben genannt werden kann. Die Wichtigkeit dieſer Erfindung zeigte ſich auch in der That. Denn obgleich die erſten Schriften Kant's anfangs faſt unbemerkt blieben (ſo ſeine Abhandlung de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, Königsb. 1770, 4., in welcher er die Grundidee zu ſeiner Kritik der reinen Vernunft aufſtellte), und ſelbſt dieſe Kritik (erſchien zuerſt Riga, 1787), als das Product eines ächtphiloſophiſchen Geiſtes, wegen ſeiner Neuheit und ſeines eminenten Scharfſinnes, anfangs mehr ein dumpfes Staunen, und die natürliche Klage über Schwerfälligkeit und Dunkelheit bei dem damaligen philoſophiſchen Publikum erzeugen mußte, auch die bei dieſem Werke gebrauchten Terminologieen viele zurückſtießen: ſo ſchien doch zu einer lebendigeren Regſamkeit im Gebiete der deutſchen Philoſophie durch Kant's Kritik der erſte und kräftigſte Antrieb gegeben worden zu ſeyn (ſ. d.

Art, deutſche Philoſophie). Viele Gegner traten gegen dieſe Anſicht mit verſchiedenen Waffen auf; die vorzüglichſten: Feder, Garve, Platner, Flatt, Jacobi, Herder, und beſonders G. E. Schulze (als: Aenesidemus, 1792, und in ſeiner Kritik der theoretiſchen Philoſophie, Hamburg 1801, 2 Thle.). Bald aber ſammelte ſich eine noch größere Schaar von Anhängern, und man muß, was den größeren Theil derſelben anlangt, faſt geſtehen, daß jene ſich durch ihre freieren Unterſuchungen um die kantiſche Philoſophie verdienter gemacht haben, als die Kantianer ſelbſt, welche den großen Meiſter in unzähligen Schriften oft ſehr geiſtlos commentirten, und durch leeres Geräuſch mit ſeinen Formeln zu erreichen glaubten, oder nichts ernſtlicher beſtrebten, als aus ſeiner Kritik, ganz gegen den Sinn des Urhebers, ein Syſtem zu bilden, welches bei dem gegebenen negativen Reſultate derſelben, und weil nur die Verſtandesformen nebſt den practiſchen Geſetzen der Vernunft, als das eigentlich Philoſophiſche der Erkenntniß zurückblieben, conſequent durchgeführt nothwendig verunglücken, und in pſychologiſche Unterſuchungen über philoſophiſche Gegenſtände (Subjectivitäts-Philoſophie) ausſchlagen, oder ſich in logiſchen Formalismus verlieren mußte. Daher, und weil Kant nach ſeiner zum Grunde gelegten pſychologiſchen Anſicht den Verſtand zu ſehr erhoben hatte, ſo viele gehaltleere und blos logiſche Bearbeitungen der einzelnen Wiſſenſchaften in der kantiſchen Schule, welche daraus entſtanden, daß man den gegebenen Stoff der Wiſſenſchaften, und die vorgefundenen Begriffe derſelben, über den Leiſten der aufgeſtellten Kategorieen ſchlug, als könne daraus eine gründliche Erkenntniß der Dinge entſtehen; daher jener geiſtloſe Formalismus, welcher kaum in einer andern Schule ſo proſaiſch aufgetreten war, und welcher Schiller'n das ſcharfe Wort entlockte: „wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.“ Konnte aber ſelbſt in der kantiſchen Schule der Trieb nach dem Dogmatismus nicht unterdrückt werden, um ſo mehr mußte jenes negative Reſultat der kantiſchen Lehre außer ſeiner Schule das Bedürfniß philoſophiſcher Syſteme erwecken, welche ſomit durch dieſe Unterſuchungen Kant's auf verſchiedene, wenn auch nur negative Weiſe vorbereitet, zahlreicher, verſchiedener und bedeutender als vorher erſchienen. So war es auch das Beſchränkende der kantiſchen Unterſuchungen, was die größten der neueren Philoſophen neben Kant, nämlich Fichte und Schelling, zur Aufſtellung ihrer Anſichten erweckte. Wenn alſo auch der Trieb nach ſyſtematiſcher Anſicht (Philoſophie) über das Weſen der Dinge, und ſomit auch in gewiſſem Sinne der Dogmatismus durch die kantiſche Philoſophie nicht vertilgt werden konnte, ſo daß das Bedürfniß darnach vielmehr nur immer dringender ſich äußerte, je mehr man bei dem Schwanken der äußern Dinge, vorzüglich in der politiſchen Welt, einen feſten Standpunkt in dem Gebiete des Geiſtigen ſuchte, ſo wird doch Kant's ſcharfſinniger und feinerer Unterſuchung das große Verdienſt bleiben, durch dieſelbe den zu ihrer Zeit herrſchenden rohen Dogmatismus in ſeine Schranken verwieſen, und einen kräftigen Ton in der Philoſophie angeſtimmt zu haben; auch wird ſie künftig jeden philoſophiſchen Denker an eine ſorgfältigere und umfaſſendere Prüfung der Prinzipien ſeiner Anſicht warnend erinnern, und zu einer auf wahre Selbſterkenntniß (d. i. Erkenntniß der eigenen Vernunft) gegründeten Philoſophie, treffliche Winke und Anleitung geben. Hierdurch vorzüglich verdient Kant die Verehrung der Nachwelt, welche ſich ſchon auf mehrere Weiſe würdig geäußert hat, ſo z. B. bei ſeiner am 22. April zu Königsberg gehaltenen Gedächtnißfeier (beſchrieben, mit einem Kupfer und Bildniſſe Kant's, Königsb. 1811, 8.),

bei welcher man die aus cararischem Marmor von Schadow gearbeitete Büste Kant's in einer offenen Halle der Königsberger Dom- und Universitätskirche, wo bereits die Gebeine des groſſen Mannes ruheten, als ein Denkmal öffentlicher Verehrung feierlich aufſtellte, und dadurch jene Halle zu einer Stoa Kantiana weihte. Ueber Kant vergl. übrigens Ludw. Ernſt Barowski, Darſtellung des Lebens und Charakters Kant's (Königsberg 1805, 8.); Waſianski, Jm. Kant in ſeinem letzten Lebensjahre (Königsberg 1805, 8.); Jachmann's Jm. Kant, geſchildert in Briefen ꝛc. (Königsberg 1805), und die nordiſchen Miſcellen (1804, 3 Hefte. P. 172 und 184), auch Prof Herbarts (welcher gegenwärtig den kantiſchen Lehrſtuhl in Königsberg einnimmt) Rede über Kant's Verdienſte in der angeführten Beſchreibung ſeiner Gedächtnißfeier. Uebrigens ſind die Verſuche, Kant's Philoſophie im Auslande zu verbreiten, in Beziehung auf Frankreich (z. B. durch Charles Villers unternommen), und England, ohne große Wirkung geblieben. Mehr Eingang hat dieſe Anſicht in Holland und den nordiſchen Reichen gefunden. T.

Kanten, ſ. Spitzen.

Kanzellei-Styl, Kanzleiſtyl: der Styl, deſſen man ſich bei Abfaſſung öffentlicher Schriften und Urkunden in den Kanzelleien (ſ. d. Art.), beſonders in den deutſchen bedient. Der Kanzellei-Styl ſoll bei aller Würde, mit welcher eine Regierung ſpricht, auch die vernünftige Klarheit beſitzen, welche vor allen den Ausſprüchen einer Regierung, als höchſter Intelligenz, gebührt, und ihnen einen inneren Vorzug vor dem gemeinen Geſchäftsſtyl geben kann. Statt deſſen finden wir, daß der gewöhnliche Styl deutſcher Regierungsſchriften (einige Regierungen haben auch darin den Geiſt der Zeit erkannt) ſo abgeſchmackt ſteif, ſchleppend und verworren iſt, daß dadurch nicht nur der Sinn der öffentlichen Verfügungen verdunkelt wird, deſſen klares Verſtändniß der Regierung, wie den Unterthanen wichtig iſt, und der Unterthan, um den Willen ſeiner Obrigkeit zu treffen, ſich unzuverläſigen Mittelsperſonen anvertrauen muß, die nicht immer ſein Intereſſe berückſichtigen; ſondern auch der Styl der öffenlichen Verhandlungen ein Gegenſtand des Spottes geworden iſt, indem man durch den Ausdruck Kanzellei-Styl ſprichwörtlich jeden ſteifen, durch abgeſchmackte und verworrene Phraſeologie ſchwerfälligen Styl zu bezeichnen pflegt. Am nachtheiligſten und zweckwidrigſten iſt dieſer Styl, wenn er in den Geſetzen und Verordnungen, welche ſich auf alle Unterthanen erſtrecken, vorkommt, weil die Dunkelheit deſſelben eine ſchädliche Rechtsunwiſſenheit, die Herrſchaft einer beſondern Caſte, welche die Geſetze verſteht und der geſetzlichen Formen kundig iſt, und eine unzählige Menge von Streitigkeiten begründet. Der deutſche Kanzellei-Styl, wie er noch jetzt herrſchend iſt, ſtammt aus dem 17ten Jahrhunderte, einer Zeit, wo die lateiniſche oder Gelehrtenſprache, und die franzöſiſche (die Hof- und Galanteriesprache) die Freiheit und Ausbildung der deutſchen auf jedem ihrer Schritte hemmten. Da nun der Kanzleiſtyl mittelſt der Dikaſterien, welche ſich die Regierungen natürlicher Weiſe zum Muſter nahmen, zum ſtehenden Muſter des öffentlichen Geſchäftsſtyls überhaupt (Kanzleiſtyl im weitern Sinne) wurde, eine gebildete Proſa aber ſich durch die größtentheils dem Mittelſtande entſproſſenen deutſchen Schriftſteller und Dichter, allmählig unter allen Ständen verbreitete, ſo zeigt ſich, wie weit der öffentliche Geſchäftsſtyl der Deutſchen, bei allen Abänderungen im Einzelnen, hinter der Proſa des gemeinen Lebens zurück iſt, ſo daß derſelbe mit dem unverſtändlichen Lallen des

Kindes verglichen werden könnte, deſſen ſich der Mann, ohne kindiſch zu ſcheinen, nicht bedienen darf. Dieſe Erſcheinung aber, welche der ſeltſamſte Contraſt der höchſten Bildung und Mißbildung unter einem Volke aufſtellt, iſt aus der übertriebenen Anhänglichkeit der Deutſchen, namentlich ihrer Regierungen, an dem Hergebrachten, vorzüglich in öffentlichen Formen, zu erklären, und die Gewandheit, Kürze und zweckmäßige Präciſion der uns hierin ganz entgegengeſetzten Franzoſen, übertrifft uns in dem öffentlichen Geſchäftsſtyl, wenn nicht überhaupt in dem Geſchäftsſtyl, weit. Vergebens haben unſere Schriftſteller über den Geſchäftsſtyl dieſen Gebrechen entgegen zu arbeiten geſucht; eine Reformation kann hier nur allmählig entſtehen, und von oben ausgehen. Unter den Schriften über den Kanzleiſtyl ſind vorzüglich Biſchoffs Lehrbuch des deutſchen Kanzleiſtyls (Helmſt. 1795, 2 Thle., noch nicht ganz vollendet); Link neuer Catechismus des Kanzleiſtyls (Coburg 1798); von Breſen Verſuch einer ſyſtematiſchen Entwickelung der Lehre von den Staatsſchriften ꝛc. (Erlangen 1800 — 1802, in 2 Bdn.) und einige andre ſeiner Schriften. (S. d. A. Geſchäftsſtyl.)

Kapudan = Paſcha heißt bei den Türken der Großadmiral der Flotte. Er iſt ein Mitglied des Divans und bekleidet ſeine Stelle gewöhnlich nur ein Jahr. Die Hauptpflicht, welche ihm obliegt, beſteht darin, daß er im Sommer mit einem Theile der türkiſchen Flotte nach dem Archipel ſegeln muß, theils um dieſelbe im Seedienſte zu üben, theils, um die Abgaben aus den dortigen Provinzen einzutreiben. Er führt zwei oder drei Roßſchweife.

Karat, ein kleines Gewicht, deſſen ſich die Münzmeiſter und Wardeine bei Beſtimmung des innern Gehalts oder der Feinheit des Goldes, ſo wie die Juweliere bei Abwägung und Schätzung der Perlen, Diamanten und anderer Edelſteine bedienen. Eine Mark enthält 24 Karat, ein Karat 12 (bei Edelgeſteinen aber nur 4) Gran und ein Gran 3 Grän. Bei Abwägung des Goldes verfährt man, in Betreff der Berechnung nach Gran, folgendermaßen. Man nimmt an, daß der Gegenſtand von Gold, den man nun eben abwägen will, in vier und zwanzig Theile, welche man Karat nennt, getheilt iſt. Enthält dieſer Gegenſtand nun gar keinen Zuſatz von einem andern Metalle, das heißt, iſt er ganz reines Gold, ſo ſagt man, es ſey vierundzwanzig=karatiges Gold. Finden ſich aber z. B. in dem zu wägenden Gegenſtande nur zwanzig Karat reines Gold, und ſind die übrigen vier Karat fremdartiger Zuſatz; ſo ſagt man, es ſey zwanzig=karatiges Gold, ꝛc.

Karlſtadt, eigentlich Andreas Bodenſtein und nur nach ſeinem Geburtsorte Karlſtadt in Franken ſo genannt, iſt in der Geſchichte der Reformation durch ſeine Hitze und Schwärmerei, wie durch ſein Unglück merkwürdig geworden. Als Archidiaconus, Canonicus und Profeſſor der Theologie zu Wittenberg wurde er ſchon durch ſein Anſehn und ſeine Gelehrſamkeit eine bedeutende Stütze Luthers bei ſeinen erſten Schritten zur Reformation. Das berühmte Religionsgeſpräch, das er zur Vertheidigung der ſtrengauguſtiniſchen Lehre von der Gnade (ſ. d. Art. Gnade) 1519 mit Dr. Eck zu Leipzig hielt, ſeine Streitſchriften gegen dieſen und den Papſt, der ihn 1520 in der Verdammungsbulle gegen Luthern ausdrücklich als deſſen Anhänger bezeichnete, ſeine kühne Appellation vom Papſt an ein allgemeines Concilium, worin er das erſte Beiſpiel gab und ſeine bald wirkſame Erklärung für die Ehe der Kleriker waren deutliche Beweiſe ſeines Eifers für Luthern und deſſen Sache. Während Luther auf der Wartburg ſaß, erlaubte ſich Karlſtadt aber noch ſtärkere und ſogar tumultuariſche Ausbrüche dieſes Ei-

ſers. Weihnachten 1521 fing er an in der Schloßkirche die Meſſe in deutſcher Sprache zu leſen und das Abendmahl mit Weglaſſung der Beichte unter beiderlei Geſtalt auszutheilen und führte Volk und Studenten ſelbſt mit Ungeſtüm zur Zerſtörung der Heiligenbilder und Altäre an. Luther, der dieſe unzeitigen Schritte höchlich mißbilligte, ſtellte gleich nach ſeiner Zurückkunft die alte Ordnung der Dinge her, und Karlſtadt, obwohl dabei mit Schonung behandelt und auf zwei Jahre zum Schweigen gebracht, konnte doch dieſe ſchnelle Vernichtung eines Werkes, von dem er ſich nicht weniger Ruhm für ſeine Perſon als Segen für die gute Sache verſprochen hatte, nicht verſchmerzen. Er ging daher 1524 heimlich nach Orlamünde, veranlaßte daſelbſt, nach Vertreibung des Pfarrers dieſelben gewaltthätigen Auftritte und warf ſich, da Luther eben zu Jena gegen dieſe Unruhen predigte, öffentlich zu ſeinem Gegner auf; ſo daß der Kurfürſt Friedrich ſelbſt durch eine heftige Klagſchrift wider Luthern von ihm gereizt und, zumal da Karlſtadt ſich ſchon früher mit den Zwickauiſchen Bilderſtürmern und den Mühlhauſiſchen Aufrührern, ja mit Münzern ſelbſt in Verbindung eingelaſſen hatte, für die Ruhe beſorgt, ihn im Sept. 1524 aus ſeinen Landen verwieß. Karlſtadt wich, begann aber nun den unſeligen Sacramentsſtreit, in welchem er gegen Luthern die leibliche Gegenwart Chriſti im Abendmahle abläugnete, einen Streit, der von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt, und, da Zwingli ſich, wiewol mit beſſern Gründen, für Karlſtadts Meinung erklärte, der erſte Anlaß des Kampfes der ſchweizeriſchen Theologen mit den Wittenbergern und der daraus folgenden Trennung der reformirten von der lutheriſchen Kirche wurde. Er ſelbſt irrte inzwiſchen, der Theilnahme an dem Bauernkriege in Franken mit Grund verdächtig, unſtät in Deutſchland umher und ſuchte endlich, zum äußerſten Elend herabgeſunken, Hülfe bei Luthern, der ihn auch nach einer in etwas befriedigenden Erklärung über jenen Streit großmüthig aufnahm, und ihm unter der Bedingung, daß er ſeine Meinungen ganz zurückhalten ſollte, einen Zufluchtsort in Kemberg verſchaffte. Hier lebte der gedemüthigte Mann, als Nachbar Andreas, vom Feldbau und einem kleinen Handel beinah drei Jahre; ſein unruhiger Geiſt verleitete ihn jedoch ſchon im J. 1528 jene Bedingung durch Herausgabe einiger Schriften und Verkehr mit dem Irrlehrer Schwenkfeld (ſ. d. Art.), ja ſelbſt durch Machinationen gegen Luthers Perſon zu brechen, und um dem verſchuldeten Ungewitter auszuweichen, begab er ſich zu Ende deſſelben Jahres nach der Schweiz. Hier fand er die beſte Aufnahme, wurde zuerſt Pfarrer zu Altſtädt im Rheinthal, 1530 Diaconus zu Zürich und endlich 1531 Prediger und Profeſſor der Theologie zu Baſel, wo er ſich ruhig verhielt und mit dem Ruhme eines frommen und redlichen Mannes ſtarb. Seine Verirrungen waren gewiß mehr Fehler des Kopfs als des Herzens, und wenn man auch den Eifer, den er an eitle und mißliche Unternehmungen verwendete, bedauern, ſeine Schwärmerei, Unbeſonnenheit und anfangs ganz ungegründete Erbitterung gegen Luthern aber mißbilligen muß; ſo iſt doch die Beſchuldigung, daß er ſich ſelbſt an Luthers Stelle zum Haupte der Reformation habe aufwerfen wollen, keinesweges erwieſen. E.

Karnieß ſ. Corniche.

Kärnthen, ein zur öſterreichiſchen Monarchie gehöriges Herzogthum, ſo genannt nach den Karnen oder Karantanen, einem celtiſchen Volke, von denen auch die Alpen im obern Krain noch die Karniſchen heißen. Es gränzt nördlich und öſtlich an Steyermark, weſtlich an Tyrol, ſüdlich an Italien und Krain. Seit dem Schönbrunner Fri-

den von 1809, in welchem von Kärnthen der Villacher Kreis an Frankreich abgetreten und zu den ſogenannten illyriſchen Provinzen geſchlagen worden, machte die Sau die Gränze zwiſchen dieſen und Kärnthen. Das Land iſt ungefähr 300 □Meilen groß, hat 11 Städte und 21 Marktflecken, und 250,000 Einwohner. Eiſen- und Stahlfabriken ſind der bedeutendſte Nahrungszweig. Der Hauptfluß iſt die Drau, die auf den tyroliſchen Alpen entſpringt und durch das Herzogthum nach Steyermark fließt. In ihr Thal laufen die Thäler aller übrigen Flüſſe des gebirgigen Landes aus, und alle ergießen ſich in ſie. Die Hauptſtadt Kärnthens iſt Klagenfurt. Das Wappen von Kärnthen iſt ein der Länge nach getheilter Schild, rechts drei über einander gehende Löwen im goldnen, links ein rother Mittelbalken im ſilbernen Felde. Bis auf Kaiſer Rudolph I. hatte Kärnthen ſehr abwechſelnd Herzöge aus verſchiedenen Häuſern. Dieſer entriß es dem König Ottokar von Böhmen und gab 1286 es dem Grafen Meinhard von Görz und Tyrol zu Lehn, mit Vorbehalt der Folge für Habsburg nach Abgang ſeines Mannsſtamms. Als dieſer mit Heinrich 1335 ausſtarb, erkannte Kaiſer Ludwig, der Bayer, Kärnthen, ungeachtet er es vorher zum Beſten der Tochter Heinrichs, Margaretha Maultaſch, für Weiberlehn erklärt hatte, den Herzogen Otto und Albrecht von Oeſterreich zu, bei welchem Hauſe es geblieben iſt. 1816 wurde das geſammte Herzogthum Kärnthen zu dem neuen Oeſterreichiſchen Königreiche Illyrien geſchlagen — Angemerkt kann werden, daß die Italiener die deutſchen Kreuzer, vermuthlich weil ſie ihnen über Kärnthen zugekommen, Karantani nennen. K.

Karren (in der Buchdruckerkunſt) ſ. Kurbel.

Karſchin (Anne Louiſe) geborne Dürbach, verdient wegen ihrer Lebensgeſchichte ſowol, als wegen der originellen Ausbildung ihres Geiſtes, auch ihres Dichtertalents vorzüglich bemerkt zu werden. Sie wurde am 1. Dec. 1722 in einer adligen Meierei unweit Schwibus an der ſchleſiſchen Grenze geboren, und nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, eines Pachters und Bierbrauers, bei ihrem Onkel, einem Amtmann, in den Anfangsgründen des menſchlichen Wiſſens und auch in der lateiniſchen Sprache unterrichtet. Ihr Genie und die Fortſchritte, die ſie in den Wiſſenſchaften machte, brachten die Mutter auf den Gedanken, welchen nachher die Erfahrung nur allzuſehr beſtätigt hat, daß ſie gar nicht für die Hauswirthſchaft ſorgen würde; ſie wurde alſo dem Onkel weggenommen, und mußte drei Jahre lang auf dem mütterlichen Landgute die Kühe weiden. Allein ſie fand bald Gelegenheit, ihrer Lieblingsneigung wieder nachzuhängen; ſie machte auf der Flur Bekanntſchaft mit einem ſehr beleſenen Hirtenknaben, der ſie von Zeit zu Zeit mit verſchiedenen, meiſtens ſchlechten Büchern verſorgte. Durch dieſe elende Lectüre, die ſie nur heimlich treiben konnte, ſo wie durch ihr Naturgefühl und ihre lebhafte Phantaſie, entſtanden nun ihre erſten, ohne alle Anweiſung gemachten Gedichte, die man ungeachtet vieler Fehler, dennoch nicht ohne Bewunderung leſen kann. Ihre Mutter, die ſie zu nichts als zu einer guten Hausmutter bilden wollte, nahm ihr oft die Bücher weg, und beſtimmte ſie endlich einem Tuchmacher zu Schwibus, Hirſekorn, zur Gattin. Die Tochter hatte den Bräutigam nie geſehen, willigte gehorſam ein, und zog ſich in der Ehe mit dieſem geizigen, zänkiſchen und mürriſchen Mann unabſehbare Qualen zu, die ſich erſt nach eilf Jahren durch eine Scheidung endigten, durch welche ſie ihre ganze Mitgabe verlor und in die äußerſte Armuth verſetzt wurde. Sie irrte auf ein nahes Dorf, und lebte hier faſt ein Jahr ganz hülflos. Um die durch die Scheidung erlittene Schmach ihrer Tochter aus-

zulöſchen, beſchloß die zur Unzeit ſorgſame Mutter, ſie mit einem Handwerker, Karſch, zu verheirathen. Der Tochter gefiel dieſer nicht im geringſten, ja ſie haßte ihn ſogar wegen ſeiner beſtändigen Trunkenheit; allein die Mutter drohte, und unſere Dichterin verehlichte ſich zum zweiten Male. Nun ward ſie erſt in eine wahrhaft traurige Lage verſetzt. Ihr Mann verſchwendete durch den Trunk ſein ganzes Vermögen und das ihrige; und ſie wurde gezwungen, ſich durch die Poeſie den nöthigſten Unterhalt zu verdienen. Sie machte daher, wo ſie nur konnte, Gelegenheitsgedichte und Glückwünſche, reiſte ſogar viele Meilen weit im Lande umher, und declamirte aus dem Stegreif Verſe, erwarb ſich auch dadurch bald allgemeine Bewunderung und vieles Geld, welches jedoch ihr Mann ſogleich wieder verſchwendete. Nun wandte ſie ſich mit ihrem Mann von Frauſtadt nach Großglogau; aber ihre Armuth nahm immer mehr zu; und ihr einziger Troſt war, daß ſie in dem daſigen Buchladen claſſiſche Schriften ſtudiren konnte. Sie entfernte ſich von ihrem Manne, und der Baron von Kollwitz war ſo großmüthig, ſie 1761 in Berlin in ſein Palais aufzunehmen und mit Kleidung und allen Bedürfniſſen reichlich zu verſehn. Hier eröffnete ſich die glänzendſte Periode ihres Lebens. Ihr Geiſt bekam einen neuen Schwung; man zog ſie in die größten Geſellſchaften, und bat ſie, Gedichte ſogleich niederzuſchreiben oder ohne alle Vorbereitung herzuſagen, welches ihr jedes Mal vortrefflich gelang. Ramler, Sulzer, Krünitz u. a. m. unterſtützten ſie; Gleim gab ihre Gedichte 1763 heraus, und verſchaffte ihr dadurch 2000 Thaler; ſie bekam von dem Grafen von Stollberg-Wernigerode und Andern anſehnliche Jahrgelder: allein alles dieſes reichte nicht zu, ſie ſelbſt, zwei Kinder und ihren Bruder zu ernähren. Friedrich II., der ihr eine Penſion verſprochen hatte, hielt nicht Wort; und als ihr einſt 2 Thaler von ihm überſandt worden waren, ſchickte ſie ihm dieſelben mit den bekannten Verſen zurück. Aber als Friedrich Wilhelm II. den Thron beſtieg, ließ ihr dieſer ein großes einträgliches Haus bauen. Allein ſie konnte dieſes Glück nicht lange genießen, denn ſie ſtarb den 12. Oct. 1791 zu Berlin an der Entkräftung. Zwar hat ſie die muſterhaften neuern oder auch gleichzeitigen Dichter unſerer Nation nicht erreicht, viele Stellen in ihren Gedichten ſind alltäglich oder proſaiſch; jedoch muß man, um gerecht zu ſeyn, bedenken, daß ſie ſich im Anfange bloß durch ſich ſelbſt und nach ſchlechten Muſtern bildete, und daß drückende Armuth ſie nöthigte, mit der größten Geſchwindigkeit Tag und Nacht Gedichte zuſammenzuſetzen. Ihre beſſern Geiſteswerke hat nach ihrem Tode 1792 ihre Tochter, die Frau von Klenke, weit vermehrter als ehedem Gleim, zu Berlin, und zum zweiten Mal 1797 nebſt ihrem Lebenslaufe herausgegeben.

Kartenſpiel iſt wahrſcheinlich eine Erfindung der Morgenländer, welches aus dem Namen, den ſie anfänglich in Italien, Spanien und Portugal führten, zu erhellen ſcheint. Man findet nämlich, daß ſie im J. 1393 von den Italienern Naibi, und von den Portugieſen und Spaniern Naipes genannt worden. Da nun dieſes Wort in den morgenländiſchen Sprachen ſo viel als Vorausſehung oder Wahrſagung bedeutet; ſo machen es dieſe Benennungen nicht unwahrſcheinlich, daß die Karten morgenländiſchen Urſpungs ſind. Wenn nun noch erwieſen werden könnte, daß, wie man ſagt, die Zigeuner, die offenbar ein indiſches Volk ſind, die Karten zuerſt in Aſien und Africa bekannt gemacht haben; ſo wäre jene Vermuthung außer allen Zweifel geſetzt. Von den Zigeunern lernten, wie man weiter behauptet, die Araber oder Saracenen die Karten kennen, welche letztere den Gebrauch derſelben in

Europa verbreiteten. Auch der Weg, den das Kartenſpiel bei ſeiner Verbreitung durch Europa nahm, zeigt, daß es zuerſt aus dem Oriente zu uns gekommen ſeyn muß: denn in den Ländern, die weiter gegen Morgen und Mitternacht liegen, wird es immer früher vorgefunden, als in den Abendländern. Die älteſten hiſtoriſchen Spuren vom Gebrauche der Karten finden ſich nämlich in Italien, dann der Reihe nach in Deutſchland, Frankreich und in Spanien. Die erſten Karten wurden gemalt, und für ſolche werden die italieniſchen Karten vom Jahr 1299 anerkannt. Die Kunſt, Karten zu drucken, ward, wie alle Ausländer eingeſtehen, 1350 — 1360 von den Deutſchen erfunden. Außer der Erfindung des Drucks ſelbſt haben die Deutſchen noch manche Veränderungen an den Karten vorgenommen: die Figuren, Bilder und Zeichnungen, ſo wie die Namen Schellen, Eicheln, Herz, Grün, der große und der kleine Wenzel u. a. m., beweiſen dieß. Das Landsknechtsſpiel, welches man für das erſte deutſche Kartenſpiel hält, iſt ebenfalls unſtreitig eine deutſche Erfindung. Von dieſem Spiele finden wir ſchon 1392, unter dem Namen Lansquenet, eine Nachahmung in Frankreich, welche ſich daſelbſt bis zu Moliere und Regnard, und vielleicht noch länger, erhalten hat. Die erſte ſichere Spur vom Kartenſpiele in Frankreich fällt in das Jahr 1561; ſpäterhin ſoll ſich Karl VI. am Ende des 14ten Jahrhunderts in ſeiner ſchweren Krankheit mit demſelben ergötzt haben. Aus den oben angeführten Gründen geht übrigens hervor, daß die Meinung derer, welche das Kartenſpiel für eine franzöſiſche Erfindung halten, irrig iſt; auch bedarf ſie keiner Widerlegung, da man, wie geſagt, in Italien und Deutſchland weit ältere Spuren von demſelben findet, wie in Frankreich. Auch beweiſet der Name des erſten bekannten franzöſiſchen Kartenſpiels, des oben erwähnten Lansquenet, daß ſie dieſes Spiel von den Deutſchen erſt erlernt haben. Die neuern franzöſiſchen Figuren ſollen in Frankreich zwiſchen 1430—1461 erfunden ſeyn. Eine unverbürgte Meinung behauptet, daß die Karten ſchon 1332 in Spanien bekannt geweſen ſeyen; indeſſen kann dieſelbe mit nichts begründet werden. Das älteſte bekannte Zeugniß vom Kartenſpiele in Spanien iſt das Verbot der Karten, welches der König von Caſtilien, Johann I., im J. 1387 ergehen ließ.

Kartoffeln, die, ſtammen aus Braſilien. Man nimmt gewöhnlich an, daß der Engländer Franz Drake ſie 1586 zuerſt nach Europa gebracht habe. Aber man weiß, daß Hieronymus Cardanus ſchon in ſeinem 1556 erſchienenen Buche de rerum varietate von ihnen redet, ſo wie, daß Walther Raleigh ſie 1584 aus Virginien nach Irrland brachte; doch mag das Verdienſt ihrer Verbreitung Draken gebühren. 1616 ſah man ſie zuerſt in Frankreich auf der königl. Tafel; 1648 wurden ſie ſchon zu Biberau, im Großherzogthum Heſſen gebaut und verzehendet; eine Verordnung über den Zehnden dieſes Products erließ die Badenſche Regierung bereits am 1. Dec. 1695. Am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts kamen die Kartoffeln ins Vogtland, im Anfange des achtzehnten nach Franken, 1708 ins Meklenburgiſche, 1710 ins Würtembergiſche, 1712 nach Sachſen, 1726 nach Schweden, 1737 nach Finnland. In der Schweiz wurden ſie ſchon ſeit 1730 und im Heſſen-Caſſelſchen ſeit 1740 häufig gebaut. In Norwegen verbreiteten ſie ſich erſt ſeit 1762 beſonders durch die Bemühungen des Probſtes Herzberg zu Findaas; zur nämlichen Zeit pflanzte man ſie auch fleißiger in Dänemark. Am meiſten trug der Kornmangel in den Jahren 1771 und 1772 dazu bei, die Cultur dieſes Products zu fördern, das nun in den meiſten europäiſchen Ländern in Menge gebaut

wird, und deſſen Gedeihen eine Hauptbedingung des phyſiſchen Wohls der Völker geworden iſt.

Kaſtenvogt, Vogt, advocatus, hieß im Mittelalter derjenige Fürſt oder andre Edle, dem der Schutz einer Kirche oder eines Kloſters übertragen war. Seine Geſchäfte beſtanden hauptſächlich in Ausübung der weltlichen Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des Kloſters, und in Anführung derſelben, inſofern ſie heerbannspflichtig oder ſpäter lehnspflichtig waren. In ältern Zeiten ſetzte der Kaiſer die Kaſtenvögte, nach Abgang der Karolinger aber maßten ſich die Stifter an, ſie ſelbſt zu wählen und belehnten ſie mit der Kaſtvogtei. Die Vögte mißbrauchten häufig ihre Gewalt zu Bedrückungen der ihnen anvertrauten Stifter, daher die Klagen dieſer über ſie durchs ganze Mittelalter ſehr häufig waren. K.

Käſtner, Abraham Gotthelf, (zuletzt geheimer Juſtizrath und Profeſſor der Mathematik zu Göttingen), wurde am 27. Sept. 1719 zu Leipzig geboren. Er beſuchte nie eine öffentliche Schule, ſondern ward theils von ſeinem Vater, theils von Privatlehrern unterrichtet. Schon von ſeinem zehnten Jahre an benutzte er die juriſtiſchen Lehrſtunden ſeines Vaters, der Profeſſor in Leipzig war und ließ ſich bereits im eilften in einem Collegio disputatorio mit andern die Rechte ſtudirenden Jünglingen ein, die aber weit älter als er waren. Eigentlicher Student ward er erſt 1731, wo er ſich mit beſonderm Eifer auf Philoſophie, Phyſik und Mathematik legte: beſonders hatte, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, die Metaphyſik viel Anziehendes für ihn. Merkwürdig iſt, daß ihm, wie er ebenfalls von ſich ſelbſt geſteht, das Addiren und das Einmaleins noch ſchwer fielen, als er bereits in der Mathematik einige Fortſchritte gemacht hatte, wobei er die pädagogiſche Regel und ſich dabei ſelbſt zum Muſter aufſtellt, daß kein Kind etwas auswendig lernen ſolle, was es nicht verſtehe, ein Satz, der von den neuern Erziehern blindlings befolgt iſt, ohne daß dieſe bedacht haben, daß das Gedächtniß, als eine gänzlich von dem Verſtande getrennte Kraft im Menſchen, ebenfalls eine für ſich beſtehende Ausbildung erhalten könne, ohne daß dabei der Verſtand vernachläßigt zu werden brauche. Uebrigens ſetzte Käſtner das Studium der Jurisprudenz eifrig fort, und ward 1737 als Candidat dieſer Wiſſenſchaft examinirt, ob er gleich von nun an dieſes Fach zu Gunſten der früher genannten zu verſäumen anfing. Im J. 1739 hielt er endlich ſeine Diſputation, um ſelbſt öffentlich leſen zu können, von welcher Zeit an er mathematiſche, philoſophiſche, logiſche und juriſtiſche Vorleſungen zu halten begann. Außer der Mathematik beſchäftigte er ſich auch mit den ſchönen Wiſſenſchaften. Nachdem er im J. 1746 die außerordentliche Profeſſur mit einer Penſion erhalten hatte, ward er 1756 unter ſehr vortheilhaften Bedingungen in Göttingen als wirklicher Profeſſor der Naturlehre und Geometrie angeſtellt. Während der Bedrängniſſe, welche Göttingen im ſiebenjährigen Kriege erlitt, genoß er des Vergnügens, faſt beſtändig franzöſiſche Officiere, denen er ſich in ihrer Mutterſprache verſtändlich machen konnte, zu Lehrlingen in der Phyſik und Mathematik zu haben. Im J. 1765 wurde er zum Hofrath ernannt und ſeine glänzendſte Epoche als Lehrer und Rathgeber zum Beſten der Akademie waren die ſechziger und ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Sein funfzigjähriges Magiſter-Jubiläum wurde im J. 1787 zugleich mit dem Jubiläum der Univerſität gefeiert, welches er dann noch um dreizehn Jahre überlebte. Unter ſeinen vielen Schriften, die in Meuſels gelehrtem Deutſchland allein neun Seiten füllen, und die nach und

nach die Wolfiſchen Lehrbücher verdrängten, bleibt ſeine Geſchichte der Mathematik (1795) dasjenige Werk, von dem Kenner urtheilen, daß es unter dem Ruhme ſeines Verfaſſers ſtehe, ſo wie denn überhaupt ſein Scharfſinn mehr auf das Einzelne gerichtet zu ſeyn ſchien, als daß er das Ganze der mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften hätte zu umfaſſen und darzuſtellen im Stande ſeyn ſollen. Außer dem Anbau ernſter Wiſſenſchaften beſchäftigte ihn auch noch der eigentliche Witz, der ſich oft bei ihm in treffenden Epigrammen ergoß, von denen eine Auswahl zu allen Zeiten gefallen wird. Durch ſie zog er ſich mehr als eine Fehde in ſeinem literariſchen und bürgerlichen Leben zu. Dieſer große und im ſtrengſten Verſtande weltberühmte Gelehrte ſtarb am 20. Juni 1800.

Kataphracten (aus dem Griechiſchen, wo dieſes Wort einen von allen Seiten mit Waffen Umgebenen bedeutet), hießen bei den Römern diejenigen Ritter, welche über den ganzen Leib geharniſcht und mit einem Cüraſſe verſehen waren. Dieſe Rüſtung ſtammte von nördlichen Völkern her und war beſonders bei den Parthern beliebt. Bei der Armee des Antiochus befanden ſich drei tauſend Kataphracten auf dem rechten Flügel der Phalangiten. Nicht allein die Kataphracten, ſondern auch ihre Pferde waren gepanzert. Der Panzer beſtand aus kleinen, in ein längliches Viereck geſchnittenen Eiſenſchuppen, welche dergeſtalt auf Leinwand aufgereihet waren, daß immer eine Reihe unter der andern hervorragte. Auch die Sarmater ſollen eine ſolche Rüſtung getragen haben. Die parthiſchen Kataphracten hatten, außer dem Küraß, noch ungeheuer lange Speere, welche in Riemen am Pferde hingen. Die Römer ſcheinen eigentlich nur ſpät von dieſem ausländiſchen und wegen ſeiner Schwerfälligkeit ſehr wenig brauchbaren Cüraſſe Gebrauch gemacht zu haben.

Katapult ſ. Geſchütz.

Katt ſ. Friedrich II., König von Preußen.

Kauf und Verkauf (emtio et venditio) bedeutet im Naturrechte einen gegenſeitigen Vertrag, durch welchen jemand irgend einen Gegenſtand, der ihm zugehört, gegen einen beſtimmten Preis dem andern zu überlaſſen verſpricht. Iſt dieſer Preis ein Preis im Gelde; ſo nennt man jenen Vertrag Kauf und Verkauf im Sinne des römiſchen Rechts. Dabei hängt es, wie es ſich von ſelbſt verſteht, von dem Willen der Contrahenten ab, von welcher Zeit an das Eigenthum auf den Käufer übergehen ſoll. Iſt der Kauf unter einer ſucceſſiven Bedingung geſchloſſen worden; ſo geht das Eigenthum nicht früher über, als bis die Bedingung vorhanden iſt. Iſt jedoch die Sache nur überhaupt (in genere) verkauft, ohne daß eine beſondre Verbindlichkeit Statt gefunden hat; ſo geht das Eigenthum ſogleich an den Käufer über. Iſt der Handel auf baares Geld, und nicht auf Credit geſchloſſen worden; ſo geht das Eigenthum nicht eher über, als bis der Kaufſchilling bezahlt iſt. Nach dem römiſchen Rechte ſoll ein Vertrag nicht allein hinreichen, das Eigenthum zu übertragen; ſondern es wird überdieß noch eine körperliche Handlung dazu erfordert, welche die Uebergabe (Traditio) genannt wird und darin beſteht, daß der Verkäufer den Käufer perſönlich in den Beſitz der verkauften Sache ſetzt, oder dieſe ihm vielmehr eigentlich übergiebt. Allein, da Eigenthum auch ohne wirklichen Beſitz Statt finden kann; ſo, ſcheint es, behauptet man ohne Grund, daß ein Eigenthum nicht ohne jenen körperlichen Actus an einen andern übergehen könne. Sobald aber das Eigenthum auf den Käufer gekommen iſt, ſo trägt dieſer auch die Gefahr, wenn nämlich nicht auch hier

bei dem Vertrage eine ſuſpenſive Bedingung Statt findet. Ob nun gleich die oben erwähnte perſönliche und körperliche Uebergabe nicht zur Vollkommenheit, ſondern nur zur Vollendung (consummatio) des Vertrages zu gehören ſcheint; ſo dürften dabei dennoch, nach Puffendorf, einige Einſchränkungen zu machen ſeyn. Wenn nämlich, nach vollkommen abgeſchloſſenem Contracte eine Verzögerung eintritt, ſo fragt es ſich, ob dieſelbe vom Käufer oder Verkäufer herrührt. Im erſten Falle muß der Käufer die Gefahr tragen. Denn von der Zeit an, da vermöge des Contracts die Sache hat übergeben werden ſollen, ging das Eigenthum der Sache, wenn der Verkäufer beweiſen kann, daß er nicht an der Verzögerung der wirklichen Uebergabe Schuld geweſen iſt, auf den Käufer über und die Sache ſelbſt fing an, ein Eigenthum dieſes letztern zu werden. Sollte der Verkäufer aus freiem Willen die Aufbewahrung der Sache, die aber in dem geſchloſſenen Vertrage nicht ausbedungen war, über ſich genommen haben; ſo ſchiene es unbillig zu ſeyn, wenn er auch noch den Schaden, welcher durch Zufall entſteht, tragen ſollte. Auf der andern Seite übernimmt der Verkäufer die Gefahr, wenn er es verſäumt hat, die Sache zur beſtimmten Zeit zu übergeben. Wenn aber Grotius behauptet, daß eine Sache, welche an verſchiedene Perſonen zwei oder mehrere Male verkauft worden iſt, derjenigen Perſon angehören müſſe, welcher ſie überliefert worden iſt; ſo ſtimmt damit zwar das bürgerliche Recht überein, inſofern letzterer ein ſtärkeres Recht hat, nämlich das jus in re, dem das jus ad rem allemal nachſtehen muß. Allein nach dem natürlichen Rechte ſcheint obiger Grundſatz nicht anwendbar zu ſeyn. Denn der Verkäufer hat ja bereits durch den erſten Vertrag, wenn derſelbe mit keiner ſuſpenſiven Bedingung geſchloſſen worden iſt, ſein Eigenthum einem andern überlaſſen und kann es folglich nicht zum zweiten Male verkaufen. Wenn demnach der erſte Vertrag alle Eigenſchaften eines vollkommenen Vertrags hat, und der erſte Abkäufer nichts unternommen hat, was dieſem Vertrage entgegenſtehen kann; ſo muß die verkaufte Sache unbezweifelter Weiſe dem erſten Käufer gehören. Denn es iſt ja nicht ſeine Schuld, daß er das jus in re nicht bekommen hat, ſondern die Schuld des Verkäufers. Eben ſo kann es aus der Natur eines ſolchen Verkaufs nicht bewieſen werden, daß der Verkäufer die Eviction leiſten müſſe, am wenigſten, wenn er bonae fidei iſt, obgleich dieſe Eviction in einigen Fällen zur Bedingung gemacht werden kann. Uebrigens iſt Alles, was in ſeinem Werthe geſchätzt und auf einen andern übertragen werden kann, ein Object des Vertrags. Folglich laſſen ſich auch alle Hoffnungen, die ein Menſch zu gewiſſen Gütern, oder zur Erhaltung eines wahrſcheinlichen Gewinnes hat, alle Forderungen des Einen an den Andern, ſo wie alle Verſicherungen gegen einen ungewiſſen Schaden eines Andern, kaufen und verkaufen.

Kauffahrteiſchiff iſt ein ſolches, welches bloß Kaufmannswaaren und die dazu gehörigen Perſonen über das Meer führt. Dergleichen Schiffe, welche von dem Worte Kauffahrtei (Seehandel) ihre Benennung haben, ſind nach ihrer Beſtimmung ſowohl in der Bauart, wie in der Größe, verſchieden und führen auch verſchiedene Namen, als: Barken, Feluken, Gallionen, Jachten, Paketböte, Tarten u. ſ. w. Laufen viele Handelsſchiffe, welche auch Kauffahrer heißen, zuſammen und zu einerlei Behuf aus; ſo benennt man alle dieſe Schiffe mit dem Namen Kauffahrtei-Flotte, welcher man dann den Ort ihrer Beſtimmung hinzuſetzt, wie z. B. die Oſtindiſche, die Braſilianiſche, die Silber-Kauffahrteiflotte u. ſ. w.

Kaufmann, der, hat den Handel (ſ. d. Art.) zu ſeinem Hauptgewerbe gewählt, in welchem er an dem einen Orte ſo wohlfeil als möglich einzukaufen und an dem andern Orte ſo theuer als möglich zu verkaufen ſucht. Die Nebenbenennungen erhält derſelbe von der Art des Handels, die er zu ſeinem Hauptgeſchäfte macht, z. B. Wechſelkaufmann oder Wechsler, Waarenkaufmann, Aſſecurateur ꝛc. Ein Kaufmann, wenn er ſein Geſchäft gut und mit Nutzen treiben will, muß nicht nur ein ordnungsliebender und moraliſch guter Menſch ſeyn, ſondern außer dem Schreiben, Rechnen, und Sprachkenntniſſen auch noch eine große Summe der mannichfaltigſten andern Kenntniſſe beſitzen; mithin paſſen unordentliche und ſtumpfſinnige Köpfe überhaupt nicht für den Stand eines Kaufmanns. Um nur einige dem Kaufmanne, er mag im Großen oder Kleinen Handel treiben, höchſtnöthige Kenntniſſe zu erwähnen, nenne ich die Geld-, Wechſel- und Waarenkenntniß, die Erdbeſchreibung und Statiſtik, die Technologie, die Gros-Aventur und Averey, die Aſſecuranz und Bodmerey, die Schiffahrtskunde ꝛc. Bloß unter Vorausſetzung dieſer Kenntniſſe kann man ein wahrer Kaufmann ſeyn, und den Handel mit Sicherheit treiben. Alle an einem Orte neben einander lebende oder in einer Provinz abgeſondert von einander wohnende Kaufleute nennt man entweder den Kaufmannsſtand oder die Kaufmannſchaft, z. B. von Hamburg, von England ꝛc., und derſelbe gehört zu den nützlichſten und nothwendigſten in iedem Staate, der zu irgend einem Nationalwohlſtande gelangen will. X.

Kaufmann (Angelica), berühmte Malerin, ward im J. 1741 zu Chur in Bündten geboren und erhielt von ihrem Vater, der ein herumziehendes Leben führte, bei der Geburt der Tochter aber biſchöfflicher Hofmaler war, den erſten Unterricht im Zeichnen und Malen. Früh entfaltete ſich ihre Neigung zu allem Schönen: ſie liebte Muſik, beſonders aber Malerei, in welcher ſie unter ihrem Vater, der aber ſelbſt nur ein mittelmäßiges Talent beſaß, die bedeutendſten Fortſchritte machte. Mit dem angeſtrengteſten Fleiße erwarb ſie ſich ſchon damals eine nicht gewöhnliche Kunſtfertigkeit, und bald hatte ſie ihren Vater und Meiſter übertroffen. Kaum dreizehn Jahre alt, machte ſie ihre erſte Reiſe nach Italien, wo ſie ſich abwechſelnd bis 1769 zu Mailand, Florenz, Rom und Neapel aufhielt, und in dieſen, den Künſten geweihten Städten ihre Kunſtfertigkeit bis zur Meiſterſchaft ausbildete. Im angezeigten Jahre verließ ſie Italien und begab ſich nach London, wo ſie das Glück hatte, die königliche Familie zu malen. Dieſer Umſtand gründete ſowol ihren Ruf als ihre Glücksumſtände: beide wuchſen mit der Dauer ihres Aufenthalts in England. Hier ward ſie auch zum Mitgliede der königlichen Akademie der Künſte aufgenommen. Im J. 1782 verließ ſie England und wählte Rom zu ihrem Aufenthalte, woſelbſt ſie auch am 5. Nov. 1807 verſtorben iſt. Ihrem Leichenzuge folgten alle ausgezeichnete Männer Roms und ihre Büſte ward im Pantheon aufgeſtellt. Sie hinterließ daſelbſt eine ausgeſuchte Bibliothek und ein anſehnliches Vermögen. Sie hat viele Portraits und hiſtoriſche Gemälde, letztere beſonders nach Antiken, gemalt: ihre Arbeiten werden vorzüglich wegen der Grazie geſchätzt, welche darin herrſcht, wenn auch dem wahren Kenner ſowohl die Incorrectheit ihres Styls, als auch das Einerlei ihres Plans und der Ausführung deſſelben nicht entgehen kann. Sie dürfte recht eigentlich eine Künſtlerin für Dilettanten ſeyn. Noch iſt hier die Geſchichte ihrer erſten Heirath zu melden, wie ſie zwar gewöhnlich erzählt, aber nichts deſto weniger hinlänglich verbürgt

wird. Dieſer zu Folge bewarb ſich während ihres Aufenthalts in London ein engl. Künſtler, der noch vor einigen Jahren gelebt und ſogar eine Stelle im Parlamente bekleidet hat, um ihre Hand, erhielt aber eine abſchlägliche Antwort. Dadurch erbittert, ſann der Künſtler auf Rache. Ein ſchöner, aber aus dem Hefen des Volks gewählter Menſch ward in den Stand geſetzt, in Angelica's Hauſe zu erſcheinen, und ſich um ihre Liebe bewerben zu können. Dieſe ließ ſich täuſchen, reichte dem Abentheurer ihre Hand und der verſchmähte Künſtler entdeckte den ihr geſpielten Betrug. Angelica ward nun zwar geſchieden, mußte jedoch ihrem Manne eine jährliche Penſion geben, der aber bald darauf verſtarb. Dennoch vermählte ſie ſich zum zweiten Male mit einem venetianiſchen Maler Zucchi, welche Verbindung glücklicher ausfiel. Dieſer ſtarb ebenfalls lange vor ihr, und Angelica lebte ſeitdem einzig ihrer Kunſt und ihren Freunden.

Kaunitz (Wenzel Anton, d. h. R. R. Fürſt von), zuletzt Graf zu Rietberg, Ritter des goldenen Vließes, des h. Stephani-Ordens Großkreuz, k. k. Staats- und Conferenz-Miniſter, geheimer Hof- und Staatskanzler, ſtammt aus einem altgräflichen Hauſe, deſſen Stammhaus die Herrſchaft Kaunitz in Mähren, zwei Meilen von Brünn, iſt. Sein Großvater, Andreas Dominik, Graf v. Kaunitz, Ritter des goldenen Vließes, und noch mit andern hohen Würden bekleidet, war k. k. erſter Bothſchafter bei der Friedensverſammlung zu Ryswick und ſtarb 1705. Der Sohn deſſelben, Maximilian Ulrich Joſeph Fortunat, geboren 1679, wurde k. k. Kämmerer, geheimer Rath, Ritter des goldenen Vließes, Geſandter am römiſchen Hofe und an einigen Kreiſen des deutſchen Reichs, endlich Landeshauptmann in Mähren und Reichshofrath, und ſtarb 1746. Durch die Heirath mit einer gebornen Erbgräfin von Oſtfriesland und Rietberg brachte er die Grafſchaft gleiches Namens an die Familie Kaunitz, hatte aber darüber langwierige Prozeſſe mit dem Könige von Preußen als Nachfolger in der Grafſchaft Oſtfriesland. Aus dieſer Ehe entſprangen neunzehn Kinder, unter welchen Wenzel Anton der fünfte Sohn war und zu Wien am 2. Febr. 1711 geboren wurde. Da er unter ſeinen am Leben gebliebenen Brüdern der jüngſte war, ſo wurde er dem geiſtlichen Stande gewidmet, auch ſchon im dreizehnten Jahre ſeines Alters mit einer Domherrn-Stelle zu Münſter bekleidet. Als aber ſeine Brüder theils im Felde, theils auf dem Krankenbette geſtorben, und er dadurch der einzige Stammhalter ſeines Hauſes wurde, verließ er den geiſtlichen Stand wieder, und beſchloß, ſich dem Staatsgeſchäfte zu widmen. Seine geiſtigen Fähigkeiten, unterſtützt durch einen ſchönen und ſtarken Körperbau entwickelten ſich nach Wunſch, ſo wie er auch eine große Geſchicklichkeit in allen Gattungen von Leibesübungen erlangte. Er ſtudirte anfangs zu Wien, hierauf, nach damaliger Gewohnheit des öſterreichiſchen Adels, zu Leipzig, auch einige Zeit zu Leyden, und benutzte den Unterricht, den er an dieſen Orten erhielt, mit Ernſt. Im J. 1732 trat er ſeine Reiſen nach England, Frankreich und Italien an, wo er für ſeinen, nach Kenntniſſen begierigen Geiſt ſo reichhaltigen Stoff antraf. Im J. 1735 ernannte ihn Kaiſer Karl VI. zum Reichshofrath und nicht lange darauf, im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters, zum zweiten kaiſerlichen Commiſſarius am Reichstage zu Regensburg. Als bald nachher dieſer Kaiſer ſtarb und Kaunitzens Amt dadurch aufhörte, begab ſich dieſer auf ſeine Güter in Mähren. Nach dem Regierungsantritt der Königin Maria Thereſia eröffneten ſich ihm glänzende Ausſichten. Er wurde 1741 nach Rom an den Papſt Benedict XIV. und

von da nach Florenz geſchickt, und entledigte ſich ſeiner geheimen Aufträge zum Beifalle der gegenſeitigen Parteien. Am Ende des Jahrs 1742 ging er als Geſandter nach Turin, um das Vertheidigungs-Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Sardinien gegen die bourboniſchen Höfe deſto enger zu knüpfen, welcher Verbindung auch endlich England beitrat. Die Art, wie er dieſe verſchiedenen Aufträge ausgeführt hatte, erregte eine ſolche Meinung von ſeinen Miniſterfähigkeiten, daß man ihm bald noch wichtigere Geſchäfte anvertraute. Er wurde 1744 zum öſterreichiſchen Miniſter am Hofe Herzogs Karl von Lothringen und der Erzherzoginn Maria Anna, des General-Gouverneurs der öſterreichiſchen Niederlande, ernannt. Da kurz darauf dieſe Erzherzogin ſtarb, ſo übernahm er in Abweſenheit des Herzogs Carl, die Interims-Regierung der öſterreichiſchen Niederlande, welche damals um ſo bedenklicher zu führen war, als Frankreich ſchon den Krieg erklärt hatte, und die Niederlande den franzöſiſchen Einfällen am erſten ausgeſetzt waren. Im Februar 1745 ward er zum wirklichen bevollmächtigten Miniſter daſelbſt ernannt. Er verwaltete dieſen gefährlichen Poſten zur Zufriedenheit der Niederländer, bis die franzöſiſchen Waffen allzumächtig vordrangen. Als ſich im Febr. 1746 Brüſſel den Franzoſen ergeben mußte, erhielt Kauniß für das Gouvernement und für die wenigen vorhandenen öſterreichiſchen Truppen eine beſondere Capitulation, welche ihnen freien Abzug nach Antwerpen gewährte, von wo er, als auch dieſe Stadt ſich den Franzoſen ergeben mußte, nach Aachen ging. Hier bat er, ſeiner geſchwächten Geſundheit wegen, die Kaiſerin wiederholt um ſeine Entlaſſung, die er auch erhielt. Kaum nach Wien zurückgekehrt, erſchien Kauniß ſchon wieder als k. k. Geſandter bei dem Friedenscongreß zu Aachen. Bekanntlich wurde die Unterhandlung daſelbſt nur zwiſchen den Bevollmächtigten von Frankreich, England und Holland gepflogen und ſo eifrig betrieben, daß die übrigen Miniſter und auch Kauniß ausgeſchloſſen wurden. Dieſer proteſtirte daher gegen die Präliminarien und trat denſelben ſpäter, als die übrigen Miniſter, bei. In dieſer ganzen Unterhandlung erwarb er ſich durch ſeine Geſchicklichkeit und Offenheit die Achtung der verſchiedenen Geſandten und legte hier den Grund zu ſeinem nachher ſo großen Ruhme als Miniſter. Nach geſchloſſenem Aachner Frieden wurde Kauniß zum wirklichen k. k. Conferenz- und Staatsminiſter ernannt und 1749 mit dem Orden des goldenen Vließes beſchenkt. Zugleich beſtimmte ihn die Monarchin zum Geſandten am franzöſiſchen Hofe. Dieſe Geſandtſchaft dauerte von 1750—1752, während welcher er durch ſein kluges, einſchmeichelndes Weſen den Grund zur Ausſöhnung des öſterreichiſchen und franzöſiſchen Hofes legte und das Bündniß unter beiden knüpfte, das erſt 1756 der Welt vor Augen gelegt wurde. Im J. 1753 wurde er als Hof- und Staatskanzler nach Wien zurückberufen und noch überdieß 1756 zum niederländiſchen und italieniſchen Kanzler ernannt, wodurch die Leitung der Geſchäfte dieſer Provinzen in ſeine Hände kam. Seit dieſer Zeit hat er alle auswärtigen Staatsangelegenheiten Oeſterreichs unter dieſer Monarchin allein geleitet und auch zugleich auf die innere Verwaltung den größten Einfluß gehabt. Im J. 1764 wurde er darauf vom Kaiſer Franz I. mit ſeinen männlichen Nachkommen, nach dem Rechte der Erſtgeburt, in den Reichsfürſtenſtand erhoben. So lange nun Maria Thereſia lebte, war das Vertrauen dieſer Monarchin zu Kauniß unbegrenzt. Als aber Kaiſer Joſeph allein regierte, beehrte er zwar den greiſen Miniſter mit allen äußerlichen Zeichen der Achtung und des Vertrauens, befolgte aber nicht immer deſſen Rathſchläge. Der miß-

lungene Verſuch, die Schelde zu eröffnen, der mißlungene Austauſch von Bayern, und der noch ungleich mißlungenere Krieg mit den Türken, waren davon die Folgen. Noch ſchwächer ward Kaunitzens Einfluß unter Leopolds II. Regierung und da entſpann ſich ohne ſeinen Willen und Wiſſen der Krieg mit Frankreich. Das hohe Alter und die damit verknüpfte Abnahme ſeiner Kräfte bewogen ihn endlich, gleich beim Antritte der Regierung Franz II. die Würde als Hof- und Staatskanzler niederzulegen. Er hatte eine ausgebildete Vernunft, ohne, wie es ſich leicht denken läßt, gerade einem beſtimmt philoſophiſchen Syſteme mit aller Genauigkeit der Schule anzugehören, ſo wie er denn auch an eigentlich metaphyſiſchen Unterſuchungen keinen Geſchmack fand. Seine Beurtheilung war langſam, aber deſto reifer und daher ſein endlicher Ausſpruch faſt immer richtig. Voltaire war ſein Lieblingsſchriftſteller und Rouſſeau, der ſogar einige Wochen lang ſein Privatſecretair in Paris geweſen war, wurde ebenfalls von ihm geſchätzt. Die franzöſiſch-dramatiſche Literatur liebte er leidenſchaftlich; die deutſche ſchöne Literatur kannte er weniger, ob er gleich in den neuern Zeiten, nachdem Wieland aufgetreten war, derſelben viele Aufmerkſamkeit ſchenkte. So ſchätzte er unter andern Platner in Leipzig ſehr. Der deutſchen Sprache war er kundig; die franzöſiſche aber war ſeine rechte Hand. Er ſprach Franzöſiſch, Italieniſch und Deutſch; das Lateiniſche las und verſtand er; auch war ihm in ſeiner Jugend die engliſche Sprache nicht fremd geweſen. Die große Encyclopädie wurde fleißig von ihm gebraucht, um Stoff daraus für ſeine geſellſchaftlichen Unterhaltungen zu holen, und beſonders um einen Faden zu haben, an den er ſeine und ſeiner Freunde Ideen anreihen konnte. Er hinterließ den Ruhm, daß er ein entſchiedener Freund der Wiſſenſchaften und der Gelehrten war. So ſchuf er in der Lombardei und in den Niederlanden ſehr anſehnliche Akademien. Auch zog er die meiſten Gelehrten von einigem Ruhme, die nach Wien kamen, an ſeine Tafel. Er war es, der den verdienſtvollen Geſchichtſchreiber der Deutſchen, den würzburgiſchen Hofrath Schmid nach Wien verſetzte. Noch entſchiedener war ſein Hang für die ſchönen Künſte und deren Ausüber. Die vortrefflich eingerichtete Kunſtſchule zu Wien iſt faſt ganz durch ihn geſchaffen. So trug er das meiſte dazu bei, daß der ſo berühmte Kupferſtecher Schmutzer durch Wille in Paris gebildet und nach ſeiner Zurückkunft der Stifter und Director einer Lehrſchule der Kupferſtecherkunſt wurde, aus welcher ſeitdem ſo viele ſchätzbare Künſtler hervorgegangen ſind. Mit Mecheln aus Baſel, der lange Zeit zu Wien war und die Bildergallerie ordnete, beſonders aber mit dem Hiſtorienmaler Caſanova, lebte Kaunitz bei ihrem Aufenthalte in Wien in einem täglichen, faſt vertrauten Umgange. Dieſe Auszeichnung hatten ſie indeſſen wol noch mehr ihrer feinen Lebensart, als ihren Kunſtfähigkeiten zu verdanken. Der größte Künſtler, wenn er nicht die Geſchmeidigkeit des Hofmanns hatte, galt nicht viel bei Kaunitz. Daher klagten die meiſten über ihn, theils weil er ſie oft ſtundenlang in ſeinen Vorzimmern warten ließ, während er ſich vielleicht mit einem Handwerker unterhielt, theils, weil nicht alle ſich mit der Ehre, ihre Kunſtwerke in des Fürſten Gallerie aufgeſtellt zu ſehen, genugſam bezahlt glaubten, ein Betragen, welches Kaunitz höchſt unbeſcheiden, eigennützig und unartig nannte. Ein berühmter Künſtler rächte ſich dafür an dem Fürſten, indem er ihm eine ſelbſt verfertigte ſchlechte Copie für ein Original-Correggio um einen ſehr hohen Preis verkaufte. Der Fürſt erfuhr zwar nachher den Betrug, ſchämte ſich jedoch darüber zu klagen. Er war überall als ein

großer Reiter bekannt, und dieſe Liebhaberei machte einen Hauptzug in ſeiner Lebensweiſe aus. Die Gewandtheit und Geſchicklichkeit, mit der er, ſchon im Greiſenalter, noch die jüngſten, muthigſten Hengſte ritt, wurde allgemein bewundert. Er unterrichtete und zog ſogar alle ſeine Stallmeiſter ſelbſt. Kaunitz war in ſeinen jungen Jahren ein ſchöner Mann geweſen und hatte eine von jenen Phyſiognomieen, die Ehrfurcht einflößen, weswegen man ihn denn auch einer weiter getriebenen Putzliebe beſchuldigt hat, als einem Manne ſonſt wol geziemen möchte. Unter ſeinen moraliſchen Eigenſchaften rühmt man von ihm Treue und Redlichkeit. Vornehm und trocken war er oft gegen Fremde von ſeinem Stande, gütig und herablaſſend gegen Niedere; ernſthaft aber gegen alle und immer, beſonders in Anwandlungen von Unmuth, kurz und derb. Es erinnert ſich niemand, ihn, beſonders in ſeiner ſpätern Zeit, lachen geſehen zu haben. Nie hat wohl ein Miniſter an irgend einem Hofe ein größeres Vertrauen auf längere Zeit hindurch genoſſen, als Kaunitz an dem ſeinigen. Dieß Vertrauen war auf die vollkommenſte Ueberzeugung von ſeiner Rechtſchaffenheit und von ſeinen Einſichten gegründet. Daher wurde ihm Alles nachgeſehen. So erſchien er im Cabinete der Kaiſerin Maria Thereſia, unter deren Regierung noch eine ſtrenge Etiquette beobachtet wurde, im Frack und in Stiefeln, wie er eben etwa von der Reitbahn kam; uud weil die Kaiſerin im Sommer und Winter die Fenſter ſtets offen, Kaunitz hingegen, aus Fürſorge für ſeine Geſundheit, die ſeinigen ſtets verſchloſſen hatte, ſo war es bei ſeinem Eintritte in die Zimmer der Kaiſerin das Erſte, daß er die Fenſter zumachte, und dann erſt wandte er ſich an die Kaiſerin, um mit ihr zu ſprechen. Unter Joſeph II. Regierung, der, wie wir bereits oben geſagt haben, Kaunitzen nur noch ſelten zu Rathe zog, kam dieſer nicht mehr nach Hofe, ſondern der Kaiſer ging, wenn er ihn ſprechen wollte, zu ihm, und dieß geſchah ſehr oft. Er ließ ſich gewöhnlich vorher melden, und oft ließ dann Kaunitz ſagen, der Kaiſer könne kommen, aber er würde ihn noch im Bette finden. Dieſer nahm das nicht übel und beſuchte ihn, während derſelbe noch ſeiner Ruhe pflegte. Was die kirchlichen Reformen Joſephs anbetraf, ſo nahm Kaunitz den rühmlichſten Antheil an denſelben. Zu Rom war man ſogar überzeugt, daß alle dieſe Reformen von ihm allein herrührten, und deswegen wurde er in der Miniſterial-Correſpondenz nie anders als der ketzeriſche Miniſter (il ministro eretico) genannt. Als der Papſt in Wien war, reichte er dem Fürſten, aus einem Uebermaße von Politik, nicht den Rücken der Hand, ſondern das Innere derſelben zum Küſſen dar, welches ehemals, nach den päpſtlichen Begriffen, die größte Gnadenbezeugung war. Der Fürſt that aber, als ob er nichts von dieſer Etiquette verſtände, nahm die ihm von dem Papſte dargebotene Hand und drückte ſie, nach altdeutſcher Sitte, in die ſeinige. So war wohl noch kein Papſt bewillkommnet worden. Als Joſeph II. die Scheldeſtreitigkeit mit den Holländern angefangen hatte, ſo wollte er, was ihm auch Kaunitz dagegen ſagen mochte, niemals glauben, daß es die Holländer wagen würden, auf des Kaiſers Fregatten zu ſchießen. Dennoch geſchah es, und Kaunitz ſandte dieſe Nachricht an den Kaiſer, mit den Worten: „Ew. Majeſtät werden aus dieſen Depeſchen erſehen, daß die Holländer dennoch geſchoſſen haben.“ Unter Leopold II. verlor Kaunitz allen Einfluß, der von nun an dem Baron Spielmann zu Theil wurde. Nichts deſtoweniger fuhr man ſtets fort, ihm mit der ausgezeichnetſten Achtung zu begegnen. Endlich ſtarb dieſer vielerfahrne Mann lebens- und ruhmsſatt am 27. Juni 1794 an Entkräftung, in einem Alter von 83 Jahren.

Kauſticität, ſ. Aetzkraft.

Kaviar (Ickari, Störrogen) wird in Rußland aus dem Roggen der Störe, der Hauſen, der Beluga's, der Sterleten u. a. m. gemacht. Man ſtreift nämlich den Roggen von der daran klebenden Haut ab, ſalzt ihn ein und thut nach acht Tagen Pfeffer und kleingeſchnittene Zwiebeln hinzu. So eingemacht, wird er getrocknet und in Stücken, die etwa wie grüne Seife ausſehen, ausgeführt und im Auslande als eine delicate Speiſe genoſſen. Der beſte Kaviar iſt der Krimmiſche, (Tauriſche), von welchem aus Kerſch und Jenikale jährlich auf anderthalbtauſend Tonnen in die Moldau und die Donau-Gegenden ausgeführt werden.

Kegel (mathematiſcher) wird in demjenigen Theile der Mathematik, der von der Ermeſſung gewiſſer allgemeiner Körpergeſtalten handelt (Stereometrie) derjenige Körper genannt, welcher zur Grundfläche eine Kreisfläche hat, und mit dieſer kreisförmigen Rundung ſpitzig zuläuft. (Ein Zuckerhut bildet einen ſolchen.) Die Kegel ſind entweder gerade- oder ſchiefſtehende. Schneidet man einen geradeſtehenden Kegel ringsum gleich hoch über der Grundfläche, d. i. mit der Grundfläche parallel durch, ſo muß die dadurch entſtehende Fläche der Grundfläche ähnlich, und iſt dieſe ein Kreis, ebenfalls ein Kreis ſeyn; geſchieht aber der Schnitt ſchief, d. h. auf der einen Seite höher über der Grundfläche, als auf der andern, ſo entſteht keine kreisförmige, ſondern eine länglich-runde Fläche, welche man eine Ellipſe nennt. Geſchieht aber dieſer Schnitt nicht ſchief durch, ſondern neben der Spitze ſenkrecht herab auf die Grundfläche, ſo entſteht eine nur nach oben krumme, unten aber durch die Grundlinie abgeſchnittene Fläche. Dieſe heißt Hyperbel. Drittens kann aber auch der Schnitt mit der einen Seite des Kegels gleichlaufend geſchehen, wodurch eine andere ebenfalls nur nach oben gekrümmte und unten von der Grundfläche abgeſchnittene Fläche entſteht, welche Parabel genannt wird. Dieſe drei Flächen nennt man Kegelſchnitte. Die Eigenſchaften derſelben haben ſchon die Griechen mit bewunderungswürdigem Scharfſinne entwickelt, und das Hauptwerk, das noch darüber vorhanden iſt, iſt von Apollonius Porgäus. Um die Vervollkommnung der Theorie derſelben haben ſich dann insbeſondere die Engländer verdient gemacht. M.C.

Kehl, Dorf und Feſtung im Kinzig-Kreiſe des Grosherzogthums Baden, am Ausfluſſe der Kinzig in den Rhein, über welchen hier eine Brücke nach dem eine halbe Stunde davon gelegenen Straßburg führt. Im Ryswicker Frieden kam es an den Markgrafen von Baden-Baden, nur behielten ſich Kaiſer und Reich das Beſatzungsrecht vor. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber wurden die Wälle abgetragen; Kehl ward ein bedeutender Fabrik- und Handelsort, und unter andern auch durch die von Beaumarchais daſelbſt angelegte Druckerei berühmt, aus welcher die prächtige Ausgabe des Voltaire und andere Prachtdrucke hervorgingen. Während des Revolutionskriegs ſtellte man die Feſtungswerke wieder her. Kehl mußte mehrere Belagerungen aushalten, war abwechſelnd in deutſchen und franzöſiſchen Händen, brannte zu drei verſchiedenen Malen nieder, und wurde endlich 1808 von Napoleon mit dem Departement Niederrhein verbunden, bis es 1814 wieder an Deutſchland zurückfiel.

Keuchhuſten, eine Krankheit, die eigentlich zwar dem kindlichen Alter angehört, doch zuweilen ſelbſt Erwachſene überfällt. Der ächte Keuchhuſten beſteht aus heftigen, öfters hinter einander ununterbrochen folgenden Ausathmungen, gleichſam kleinen Lungenconvulſionen,

die endlich, wenn die Lungen ganz zuſammengepreßt ſind, durch ein tiefes pfeifendes Einathmen unterbrochen werden, worauf ſogleich wieder die vorigen Huſtenanfälle folgen. Dieſes convulſiviſche Aushuſten und ſchreiende Einathmen wechſelt ſo lange mit einander ab, bis der die Lungen zuſammenſchnürende Krampf den höchſten Grad erreicht hat, worauf das Kind entweder in eine Art Starrſucht und Stillſtand des Athems, mit Naſenbluten, kirſchrothem, ja blauem Angeſicht, unwillkührlichem Abgang der Winde und des Urins, geräth, oder zum Brechen kommt, wornach der Anfall für diesmal gelöſet iſt. Läßt der Huſten ohne Brechen nach, ſo iſt der Anfall noch nicht beendigt, ſondern ſetzt bald von neuem an. Solche Huſten, welche die obigen weſentlichen Zufälle nicht haben, ſind bloß Krampfhuſten. Der ächte Keuchhuſten iſt eine fremde, aus andern Welttheilen (wahrſcheinlich, nach Roſenſtein, aus Africa) zu uns gebrachte Krankheit, herrſcht jederzeit epidemiſch, entwickelt ein anſteckendes Gift, durch welches er ſich nach Art der Maſern, des Scharlachs u. ſ. w., von einem Kinde zum andern fortpflanzt, und eben ſo wahrſcheinlich nur einmal befällt. Die Keuchhuſtenepidemie entſteht nicht ſo oft, wie jene, verbreitet ſich aber alsdann ſehr allgemein. Der Gang der Krankheit kann eben ſo wenig unterbrochen oder abgekürzt werden, wie der Lauf jener Krankheiten, ſo lange wir kein gewiſſes Mittel haben, den Anſteckungsſtoff zu zerſtören. Wer jedoch glauben wollte, daß man deshalb gar nichts brauchen dürfe, muß wiſſen, daß der Keuchhuſten, ſich ganz ſelbſt überlaſſen, mehrere Monate bis zu einem halben Jahre dauern kann, und endlich, wenn er nicht vorher tödtlich wird, in Auszehrung und Lungenſucht übergeht. Gefährlich wird er durch Convulſionen, Steckfluß, Uebergang in Lungenentzündung, Entſtehung von Brüchen, Uebergang in Auszehrung u. a. m. Bei vollem Magen kann der Anfall durch Erſticken tödten, daher die Kinder immer nur wenig eſſen dürfen, und man das baldige Erbrechen befördern muß. Auch iſt es rathſam, die Kinder durch Bandagen bei Zeiten vor der Entſtehung eines Bruchs zu ſchützen. Als Schutzmittel hat man Verſchiedenes verſucht. Das ſicherſte iſt, die Kinder vor der Anſteckung zu bewahren. Andere Mittel haben bisher wenig geleiſtet. Man hat vorzüglich ſolche empfohlen, deren Ausdünſtungen krampfſtillend ſind, z. B. das Anhängen von Kampher und Moſchus, auch den innern Gebrauch deſſelben, auch die Blätter des wilden Rosmarins (Rosmarinus sylvestris L.) als Thee getrunken. H.

Keil, das bekannte Werkzeug, welches zum Spalten des Holzes ſo häufig gebraucht wird, iſt ein dreiſeitiges Prisma (ſ. d. Art.), welches mit zwei ſeiner Seitenflächen, die einen ſpitzen Winkel mit einander machen, in den zu ſpaltenden Körper getrieben wird, durch eine Kraft, welche auf die dritte ſeiner Seitenflächen wirkt. Die Größe ſeiner Wirkung hängt von der Neigung ſeiner Seitenflächen, von der Größe des Spaltes ſelbſt, und von dem Widerſtande der geſpaltenen Flächen ab, und ihre Beſtimmung gehört zu den ſchwierigen Aufgaben der Mechanik. Vorzüglich wichtig iſt die Lehre vom Keil in der Theorie der Gewölber, welche durchaus auf jener beruht. L.

Keim iſt die Grundlage zu jedem organiſchen Körper, aus welchem ſich dieſer unter den dazu erforderlichen Bedingungen nach und nach entwickelt. Beſonders bedient man ſich des Wortes Keim bei den Gewächſen, und hier kann man eine dreifache Gattung deſſelben annehmen: die Knospen an mehrjährigen Pflanzen, die Zwiebeln (Knollen) unter der Erde, und die Keime in den Früchten (Saamen). Daß die

Augen (Knoſpen) Keime ſind, ſieht man daraus, weil ſich vermittelſt des Einimpfens aus ihnen neue Pflanzen entwickeln. Die Knoſpen würden ſich ſogar wie Saamen ausſäen laſſen, wenn ſie nicht in der Erde der Fäulniß zu ſehr ausgeſetzt wären. Im Saamenkorne oder in der Frucht iſt der Keim derſelbe, aber nur anders eingehüllt und von der Natur beſtimmt, ſich in feuchter Erde zu entwickeln.

Keith (Jacob von), Feldmarſchall des Königs von Preußen, jüngſter Sohn Georg Keiths, Grafen von Schottland, wurde 1696 zu Fretereſſa in der Grafſchaft Kincardin geboren, und zeigte ſchon von früher Jugend an eine außerordentliche Neigung zum Militärſtande. In einem Alter von achtzehn Jahren trat er auf Antrieb ſeiner Mutter, deren Vater, Lord Perth, unter Jacob I. Großkanzler von Schottland geweſen war, zu der Partei des Prätendenten über und wohnte der Schlacht von Sheriffmuir bei, in welcher er verwundet wurde. Da die Armee des Prätendenten zerſtreut worden war, floh Keith nach Frankreich, legte ſich daſelbſt, unter Maupertuis Anleitung, mit ſo vielem Glücke auf das Studium der Mathematik, daß er durch Verwendung ſeines Lehrers in die Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen wurde. Nachdem er voll brennenden Eifers, ſich zu unterrichten, Italien, die Schweiz und Portugall durchreiſt war, bot ſich ihm die Gelegenheit dar, dem Zaar Peter I. 1717 zu Paris vorgeſtellt zu werden. Dieſer bot ihm Dienſte an, welche Keith aber ablehnte, um nicht in die Lage geſetzt zu werden, gegen Carl XII., für welchen er eine große Verehrung hegte, ſtreiten zu müſſen. Er reiſte darauf nach Madrid, wo der Herzog von Lyria ihm eine Stelle unter dem irländiſchen Regimente verſchaffte. Als kurz nachher der Herzog, welcher Keith zu ſeinem Schützlinge erwählt hatte, zum außerordentlichen Geſandten nach Petersburg gewählt worden war, ſo begleitete ihn Keith dahin und trat dann in die Dienſte der Zaarin, welche ihn zum Brigadegeneral und bald darauf zum Generallieutenant und Ritter des ſchwarzen Adlerordens ernannte. Hier zeichnete ſich Keith in allen Schlachten, welche unter der Regierung dieſer Kaiſerin gegen die Türken geliefert wurden, durch ſeinen Muth aus, und war bei der Eroberung von Otſchakow der erſte, der die Breſche erſtieg, wo er an der Ferſe verwundet wurde. In dem Kriege mit den Schweden ſtritt er in Finnland und er war es, der ſowol den Gewinn der Schlacht von Wilmannſtrand entſchied, als auch die Schweden von den Alandsinſeln in der Oſtſee vertrieb. In dem Frieden zu Abo (1743) ward er von der Kaiſerin als Geſandter an den Hof von Schweden geſandt, wo er ſich durch ſeine Pracht auszeichnete. Als er nach Petersburg zurückgekehrt war, ſchmückte ihn die Kaiſerin mit dem Marſchallsſtabe. Da aber dennoch ſeine Einkünfte in Rußland immer ſehr mäßig blieben, ſo begab er ſich an den Hof des Königs von Preuſſen, der darauf bedacht war, talentvolle Männer in ſeine Dienſte zu ziehen. Dieſer Fürſt ſetzte ihm einen bedeutenden Gehalt aus und ſchenkte ihm ſein unumſchränktes Vertrauen. Keith durchreiſte mit ihm einen großen Theil Deutſchlands, Polens und Ungarns. Als im J. 1756 der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen war, ſo ging Keith als Feldmarſchall mit einer preußiſchen Armee nach Niederſachſen. Er war es, der nach der aufgehobenen Belagerung von Olmütz 1758 den merkwürdigen Rückzug des Belagerungscorps deckte, aber auch in dem nämlichen Jahre, als Daun das Lager der Preußen bei Hochkirchen überfiel, getödtet wurde. Keith war ein Mann von großen Talenten und von ausgezeichneter Tapferkeit, der viel über die Kriegskunſt nachgedacht hatte, aber auch andere Eigenſchaften beſaß, die ihm die Hochachtung

rechtlicher und braver Männer verſchaffen mußten. Mylord Marſchall, ſein Bruder, ſchrieb an Madam Geoffrin nach Paris: „Denken Sie ſich, welch' eine große Erbſchaft mir mein Bruder hinterläßt. Er hat, an der Spitze einer großen Armee, Böhmen gebrandſchatzt, und ich habe ſiebenzig Ducaten bei ihm gefunden!“ Der große Friedrich ſchätzte in wichtigen Angelegenheiten Keiths Rathſchläge, ſo wie bei ſeinen Vergnügungen deſſen beſtändige Geſellſchaft. Der Marſchall hatte die Idee gehabt, mehrere Tauſende kleiner, ganz bewaffneter Soldaten in Erz gießen zu laſſen, und der König und er beſchäfftigten ſich oft damit, mit dem Manövre derſelben ein gewiſſes Kriegsſtudium zu verbinden.

Keiſer (Reinhard) ward im Jahre 1673 zu Leipzig geboren, und erhielt daſelbſt auf der Thomasſchule ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung. Nachdem er hier ebenfalls die Univerſität bezogen hatte, fing ſich ſein nachher ſo ausgezeichnetes muſikaliſches Talent um ſo mehr an auszubilden, als die dortige Oper, verbunden mit den Concerts dieſer Stadt, ihm Vorbilder in jeder Gattung der Muſik zum Studium darſtellen konnten. Bald zeichnete er ſich daſelbſt ſo ſehr aus, daß der braunſchweigiſche Hof, der damals noch zu Wolfenbüttel reſidirte, ihn zur Compoſition zweier Opern berief, die einen großen Beifall erhielten. Im Jahre 1694 begab er ſich nach Hamburg, wohin ihn die dortige Oper zog, die ſich damals in ihrem höchſten Glanze befand. Auch hier gefielen ſeine Compoſitionen ſo ſehr, daß er, eine Reiſe nach Copenhagen ausgenommen, Hamburg nie wieder verließ und 40 Jahre hindurch mit dem größten Ruhme für das dortige Theater componirte. Wir kennen, außer ſeinen übrigen Concert- und Kirchenmuſiken, 116 (118) Opern von ihm, in welchen ſämmtlich eine ſo geniale Erfindung, eine ſo leichte und ungezwungene Führung, eine ſolche Neuheit der Gedanken und beſonders ein ſo edler, melodiſcher Geſang herrſchen, daß man, beſonders wenn man bedenkt, daß er kein Nachahmer geweſen iſt, ſondern faſt alles aus ſich ſelbſt erfunden hat, Keiſern für einen der größten Componiſten, die je gelebt haben, zu halten gezwungen iſt. Als ſeine Theater-Entrepriſe im Jahre 1709 durch die Verſchwendung ſeines Mitunternehmers banqueroute gemacht hatte, und Keiſer ſelbſt dadurch in einige Verlegenheit gerathen war, ſo ſetzte er in einem einzigen Jahre neun Opern, um dadurch ſeinem Theater einen deſto größern Zulauf zu verſchaffen. Wenn gleich die Opern der damaligen Zeit noch nicht den Umfang der heutigen Theater-Compoſitionen hatten, ſo zeugt dennoch jener Umſtand von der außerordentlichen Fruchtbarkeit und Leichtigkeit, mit welcher Keiſer zu componiren im Stande war. Er ſtarb am 12. Sept. 1739 im 66. Jahre ſeines Alters.

Keller (Johann Balthaſar), ein ausgezeichneter Arbeiter in der Kunſt in Erz zu gießen, ward zu Zürch geboren, und ſetzte ſich darauf in der blühendſten Periode der Regierung Ludwigs XIV. zu Paris. Bald zeichnete er ſich durch die Kühnheit aus, mit welcher er den Guß der bedeutendſten Stücke unternahm. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts verfertigte Girardon das Modell einer Ritterſtatüe Ludwigs XIV. von 21 Fuß Höhe. Bis dahin waren die Statuen Marc Aurels, Cosmus von Medici, Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. in einzelnen Stücken gegoſſen worden; Keller aber unternahm es zuerſt, jene Statüe von Girardon in einem einzigen Guſſe zu gießen. Dazu aber bedurfte es zahlreicher Verſuche, der Erfindung neuer Mittel und Wege, neuer Inſtrumente, und beſonders der Kunſt, die Arbeiter, die er dazu gebrauchte, erſt vorher zu ſeinen Zwecken zu bilden. Endlich wurde eine große Maſſe Metall in die Form geworfen, und darauf unter dem Triumphe

des Volks die nämliche Statüe Ludwigs XIV. herausgezogen, und 1692 auf dem Platze Vendome aufgeſtellt, welche daſſelbe Volk 100 Jahre ſpäter wieder herabgeſtürzt hat. Dieſes Werk machte unſtreitig Kellern eben ſo große Ehre, als Girardon; ja, man könnte vielleicht ſagen, daß die Schönheiten des Modells keineswegs der Kühnheit des Guſſes gleichkamen. Uebrigens iſt Kellers Name nur unter den Künſtlern bekannt, ſo wie man denn auch von dem Lebenslaufe dieſes geſchickten Mannes durchaus nicht unterrichtet iſt. Nur das weiß man von ihm, daß ihm der König die Aufſicht über die Stückgießerei des Zeughauſes ertheilte, daß er von den Miniſtern bei Vertheilung der Belohnungen des Monarchen nicht übergangen wurde, und daß er endlich im Jahre 1702 ſeine Laufbahn endigte. Als die Statüe Ludwigs XV., welche ſich auf dem Platze gleiches Namens befand, gegoſſen werden ſollte, mußte man zu den Memoiren einiger Künſtler ſeine Zuflucht nehmen, um ſich darin von dem Verfahren, welches Keller befolgt hatte, zu unterrichten. — Johann Jacob Keller, der Bruder des vorhergehenden, welcher 1700 im 65ſten Jahre zu Colmar ſtarb, war ebenfalls ein geſchickter Künſtler im Gießen.

Kellermann, Herzog von Valmy, Marſchall und Pair von Frankreich, trat als gemeiner Huſar in die Legion von Conflans, und war ſchon 1791 zum General emporgeſtiegen. In dieſer Eigenſchaft ward er im Elſaß angeſtellt, wo er ſich bemühte, die Kriegszucht unter den Truppen wiederherzuſtellen: eine Bürgerkrone, die er zu Landau erhielt, war der Lohn dieſer Anſtrengungen, und zugleich der bei der National-Verſammlung den Soldaten ausgewirkten Erlaubniß, die Volksgeſellſchaften zu beſuchen. Im Auguſt deſſelben Jahrs empfing er das Commando über die Moſel-Armee, und nahm, nachdem er im September ſeine Vereinigung mit Dümouriez bewerkſtelligt hatte, die Stellung bei Valmy, einem Dorfe in der Champagne, ein. Hier hielt er am 19. Sept. den bekannten Angriff aus, der ſich durch die fürchterliche Kanonade, welche der Herzog von Braunſchweig, wiewol fruchtlos, auf dieſe Stellung machte, auszeichnete. Bei dem darauf erfolgten Rückzuge der Preußen aus der Champagne, klagte ihn Dümouriez mehrerer begangener Fehler, z. B. daß er Mainz und Trier nicht weggenommen habe, bei dem Convente an; Kellermann aber wußte ſich nicht nur zu vertheidigen, ſondern er ward auch nach und nach an der Moſel, bei der Alpenarmee und endlich bei der Belagerung von Lyon angeſtellt, welche letztere er jedoch, wahrſcheinlich aus Menſchlichkeit, ſo ſaumſelig betrieb, daß er der Verräherei beſchuldigt und in's Gefängniß geworfen wurde, aus welchem er erſt nach Robespierre's Sturz, durch einen Ausſpruch des Revolutions-Tribunals, am 8. Nov. 1794 ſeine Freiheit wieder erhielt. Im folgenden Jahre empfing er das Commando der Alpen- und italieniſchen Armee, mußte jedoch Buonaparte weichen, der bald darauf als Obergeneral der italieniſchen Armee nach Italien kam. Nachdem er 1797 nach Paris zurückgekehrt war, erhielt er vom Directorium den Befehl, Lyon in Belagerungszuſtand zu verſetzen, und ſodann die Gensdarmerie zu organiſiren. Im folgenden Jahre ward er zu einer General-Inſpection ernannt, und erhielt im Theater zu Angers eine Krone, die er ſogleich den conſtituirenden Autoritäten überſandte. Hierauf trat er in die Kriegskanzlei, dann in den Erhaltungsſenat, von welchem letztern er am 2. Aug. 1801 zum Präſidenten ernannt wurde. Am 3. Jul. 1803 erhielt er den Titel eines Großoffiziers der Ehrenlegion, ward bald darauf zum Reichsmarſchall erhoben und mit der Senatorie von Colmar belehnt. Später ſchenkte ihm Napo-

leon den Johannisberg, und im J. 1808 ward er Herzog vom Valmy und Oberbefehlshaber der Kanalküſten-Armee. Bei dem Ausbruche des Krieges mit Oeſterreich 1809, ward ihm die Organiſation der Neuconſcribirten im Elſaß übertragen. Dieſen Wirkungskreis behielt er auch in den folgenden Feldzügen von 1812, 13 und 14. Nach der Wiederherſtellung des Königthums in Frankreich, wurde Kellermann von Ludwig XVIII. ehrenvoll ausgezeichnet. Er wurde zum königlichen Commiſſär für die Militär-Diviſion Metz, und bald darauf zum Pair des franzöſiſchen Reichs ernannt. Da er an Napoleons Uſurpation im J. 1815 keinen Antheil nahm, ſo behielt er auch nach der zweiten Reſtitution der Bourbons ſeine vorigen Aemter und Würden.

Kemble (John Philipp), eine der erſten Zierden der engliſchen Bühne, iſt zu Preſton in Lancaſhire um das J. 1757 geboren. Sein Vater, Roger Kemble, der ſich als Schauſpieler ebenfalls vortheilhaft bekannt gemacht hat, gab ihm eine ſorgfältige Erziehung, und ließ ihn auf der Schule Sedgley-Park in Straffordſhire, und auf der Univerſität von Druay ſeine Studien treiben. Obgleich er bei ſeinen Talenten ſchnelle und leichte Fortſchritte machte, und ſein Vater ſehr wünſchte, daß er ſich dem Theater nicht widmen möchte, ſo zog doch ſein Genius ihn unwiderſtehlich dahin. Er trat zuerſt zu Wolverhampton als Theodoſius in Rowe's Tragödie dieſes Namens auf; der Beifall, der ihm zu Theil wurde, feuerte ihn noch mehr an, und ſo vermehrte mit jedem Male ſein Eifer den Beifall, und der Beifall ſeinen Eifer. Er beſuchte Mancheſter, Liverpool und York, und ging von da nach Dublin. Hier trat er in der Rolle des Hamlet auf, worin er ſeitdem ohne Nebenbuhler glänzte, und in der er mit jedem folgenden Male neue Feinheiten entwickelte. Nicht mit gleicher Auszeichnung verſuchte er ſich in komiſchen Rollen. Nachdem er zwei Jahre in Dublin geweſen, hatte er bereits einen ſolchen Ruhm erworben, daß ihm die Unternehmer von Drury-Lane ein Engagement anboten, welches er auch annahm. Sein Debut im J. 1778 als Hamlet, entſchied ganz zu ſeinen Gunſten. Zehn Jahre ſpäter übernahm er das Amt eines Regiſſeurs, und verwaltete es bis 1796, wo er theils wegen der damit verbundenen läſtigen Geſchäfte, theils auch wegen einiger Mißhelligkeiten, darauf Verzicht leiſtete. Er hatte ſich in dieſem Zeitraume auch dadurch bedeutende Verdienſte um den Geſchmack des Publikums erworben, daß er als ein feiner und gebildeter Kenner der dramatiſchen Werke ſeiner Nation, wovon er vielleicht die größte Sammlung in England beſitzt, manche treffliche ältere Stücke wieder aufs Repertorium gebracht hatte. Dagegen fanden ſeine neuen Leſarten, wodurch er z. B. den Text des Shakeſpeare häufig veränderte, nicht die Genehmigung der Kritiker. Nachdem er noch manche Verdrießlichkeiten in ſeinen Verhältniſſen erfahren hatte, nahm er ſeinen Abſchied, und beſuchte in den Jahren 1802 und 3 Frankreich und Spanien. Nach ſeiner Rückkehr kaufte er für 20,000 Pfund einen Antheil am Covent-Garden Theater, und ward in Folge davon Lewis Nachfolger. In heroiſchen Rollen, deren Charakter befehlende Energie iſt, in philoſophiſcher Deklamation, und in Rollen würdevoller Zärtlichkeit, hat er vielleicht ſeines Gleichen nicht. Auch als Schriftſteller hat ſich Kemble durch einige Farcen, z. B. The Projects, The Pannel, The Farm-House, und durch einige Umarbeitungen, bekannt gemacht. Eine Sammlung von Jugendgedichten hat er, wiewohl ſie keineswegs ſo ganz unwürdig ſind, ſpäter mit Sorgfalt unterdrückt. M.

Kempelen (Wolfgang von) zuletzt k. k. wirklicher Hofrath, ſtarb

am 22. März 1804 in ſeinem 71ſten Jahre. Um welche Zeit dieſer wahrhaft erfinderiſche Mann die berühmte Schachmaſchine zu Presburg bekannt gemacht hat, iſt unbekannt; doch wird derſelben ſchon 1771 gedacht. Sie ſtellt einen Mann von natürlicher Größe vor, der türkiſch gekleidet iſt, und vor einem Tiſche ſitzt, auf welchem ein Schachbrett ſteht. Der Tiſch ſelbſt hat an den Füßen Rollen, um ihn deſto leichter von einer Stelle auf die andere bewegen, und ſomit den Verdacht, als ſey ein Menſch unter dem Tiſche verborgen, um ſo ſcheinbarer vermeiden zu können. Dieſe Maſchine ſpielte mit den geſchickteſten Spielern, und war ihnen faſt immer überlegen. In wie fern der Erfinder, der alle Zeit neben dem Tiſche ſtand, oder auch in ein, auf einem entfernten Tiſche befindliches, aber mit dem Schachſpieler ſelbſt in gar keiner Verbindung ſtehendes, Käſtchen ſah, das Spiel des Schachſpielers leitete, oder ob in der Maſchine ſelbſt ein Menſch verborgen war, hat bisher um ſo weniger entdeckt werden können, als der Erfinder ſelbſt ſtets bereit war, das Innere der Maſchine, welches mit Rädern, Hebeln und Springfedern angefüllt iſt, jedem, der es verlangte, zu zeigen. Ohne die künſtliche Einrichtung dieſer Maſchine, die wir übrigens nicht geſehen haben, jetzt noch ergründen zu wollen, können wir jedoch unſere Verwunderung darüber nicht bergen, daß man hin und wieder hat behaupten können, es ſey kein menſchliches Weſen in der Maſchine verborgen geweſen. Da die Züge eines Schachſpiels nur durch ein denkendes Weſen hervorgebracht werden können; ſo war nur ein denkendes Weſen im Stande, dieſen Zügen entſprechende Züge entgegenzuſetzen, und folglich mußte durchaus, auf welche Weiſe es nun auch bewerkſtelligt wurde, ein denkendes Weſen in der Maſchine verborgen ſeyn. Daher zeugt es in der That von nicht geringer Beſchränktheit, daß man über die Züge der Maſchine, an ſich ſelbſt, in Verwunderung gerathen iſt (dieſe mußten ja von einem lebendigen Weſen geleitet werden), und darüber den bewunderungswürdigen Mechanismus, vermöge welches der Arm der Maſchine ſich nach jedem Felde der Maſchine hinbewegte, und von dort Figuren wegnahm, oder ſie dahinſetzte, faſt ganz außer Acht gelaſſen hat. In dieſem Mechanismus lag das Verdienſtliche der Erfindung, und nicht in der Kunſt, mit welcher die Maſchine ihrem Gegenſpieler die Partieen abzugewinnen wußte. Sie iſt alſo auch kein Automat (ſ. d. Art.), ſondern blos ein mechaniſches Kunſtſtück, zu welchem die einwirkende Kraft eines denkenden Weſens gehörte. Im Jahre 1778 erfand Herr von Kempelen ferner eine Sprachmaſchine, welche 1 1/2 Fuß breit und 1/2 Fuß lang, aus einem viereckigen, mit einem Blaſebalge verſehenen Kaſten beſtand. Wenn der Blaſebalg nebſt ſeinen Klappen, nach Verhältniß der zu ſprechenden Wörter, bewegt wurde; ſo ſprach die Maſchine alle Sylben deutlich und vernehmlich aus. Dieſe Maſchine war, wo möglich, noch künſtlicher, wie der Schachſpieler. Er erfand auch eine Dampfmaſchine, die ſich von allen dergleichen Triebwerken merklich unterſchied. Sie leiſtete vier Minuten lang die von ihr erwarteten Dienſte in aller Vollkommenheit; dann aber zerbrach ſie. Pq.

Kempis (Thomas a) ward 1380 zu Kempen, einer kleinen Stadt im ehemaligen Kurfürſtenthume Cölln, geboren, und trat 1399 in den Orden der Mönche vom heiligen Agnesberge, welche in der Gegend von Zwoll ein Kloſter hatten. Hier beſchäftigte er ſich damit, theils geiſtliche Schriften abzuſchreiben, theils deren ſelbſt zu verfertigen. Er ſtarb am 25. Jul. 1471. Man hält ihn ziemlich allgemein für den Verfaſſer der Nachahmung Jeſu Chriſti, eines Werks, welches Ver-

anlaſſung zu einem heftigen Streite zwiſchen einigen damaligen Mönchsorden gegeben, und ſeiner innern Vortrefflichkeit wegen, ungeachtet der nachläſſigen Schreibart einen großen Ruf erhalten hat. Kein Buch iſt ſo häufig überſetzt und aufgelegt worden, als dieſe Nachahmung Jeſu Chriſti: der franzöſiſche Buchhändler Piget ſoll 1739 verſichert haben, daß er mehr als 1800 verſchiedene Ausgaben von demſelben kenne. Der Ruf dieſes Werks war zu ſeiner Zeit ſo groß, daß ein gewiſſer Kaiſer von Marocco, wie man ſagt, daſſelbe in ſeiner Bibliothek hatte, und es mit Vergnügen las. Eine der erſten lateiniſchen Ausgaben, welche eine beſtimmte Jahrszahl haben, iſt diejenige, welche 1487 in einem kleinen Octav-Bande und mit gothiſcher Schrift gedruckt worden iſt. Thomas a Kempis ſoll, trotz des Ruhms, den ihm ſein Werk verſchaffte, eben ſo beſcheiden geweſen ſeyn, als ſich andere in ſeiner Stelle hochmüthig gezeigt haben würden. Ueberhaupt übte er alle die Lehren, die er gab, auch ſelbſt aus: er war vertragſam gegen ſeine Ordensbrüder, unterwürfig gegen ſeine Obern, und mitleidig und wohlthätig gegen alle, die ſeiner bedurften. Er hat noch mehrere geiſtliche Schriften verfertigt, welche aber keinen ſo großen Ruf erlangt haben.

Kempten war ehemals eine gefürſtete Abtei, Benedictinerordens, bei der Stadt Kempten in Schwaben gelegen, deren Abt, Reichsſtand und Erzmarſchall der deutſchen Kaiſerin, unmittelbar unter dem Papſte ſtand. Er reſidirte zu St. Hildegard, Kloſter und Stadt (die ſogenannte Stiftsſtadt), mit 2900 Einwohnern. Mit der Abtei war ein Kapitel verbunden, welches aus 20 ächtadeligen Perſonen beſtand. Das zum Stifte gehörige Land betrug 16 Quadratmeilen, und enthielt eine Stadt, 7 Marktflecken, 45 Pfarrdörfer und über 100 andere Dörfer mit 43,000 Einwohnern. Die Einkünfte des Abts betrugen, nebſt den Einkünften aus dem Kapitel, 300,000 Gulden. Im J. 1802 wurde das ganze Stift, nebſt der Reichsſtadt Kempten, an Bayern abgetreten, und zum Fürſtenthume, mit der alten Stimme auf dem damals noch gehaltenen Reichstage, erhoben, nachher aber mit der Stadt Kempten vereinigt und zum Illerkreiſe geſchlagen. — Kempten, jetzige Hauptſtadt des bayerſchen Illerkreiſes und Sitz des General-Kreiscommiſſariats, war ehemals eine evangeliſche freie Reichsſtadt im Allgau, an der Iller in Schwaben, welcher Fluß eine halbe Meile von der Stadt für Flöße ſchiffbar wird. Sie trieb ſonſt einen beträchtlichen Handel, beſonders mit Leinewand, und hatte 1789 weit über 3000 Einwohner, die aber 1807 auf 2700 herabgeſunken waren. Ihre vorige Einnahme berechnete man auf 12,000 Gulden. Im J. 1802 kam die Stadt an Bayern, und ward 1804 zum Sitz des General-Kreiscommiſſariats und zur Hauptſtadt des Illerkreiſes gemacht. Die Stadt ſoll auf der Stelle des alten Campodunum ſtehen.

Kennicott (Benjamin), zuletzt Doctor und Profeſſor der Theologie zu Oxford, ward 1718 zu Totneß in Devonſhire geboren, wo ſein Vater ein armer Schumacher und zugleich Küſter war. Er hat ſich durch ſeine weitläuftige und koſtbare Sammlung von Leſearten, aus 253 Handſchriften und 12 gedruckten Ausgaben der hebräiſchen Bibel, und durch den Abdruck derſelben unter dem hebräiſchen Texte verdient und berühmt gemacht. Dieſes Werk führt den Titel: Vet. Test. hebr. cum variis lectionibus, II. Tom. Oxon. 1776 — 1780. fol. Dem zweiten Bande iſt eine Diss. gener. in V. T. hebr. vorgedruckt, welche Bruns (Brunovici 1783. 8.) beſonders herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen hat. Kennicott war bei dieſer mühſamen und koſtſpieligen Unternehmung durch eine Unterzeichnung von mehreren 1000

Pf. Sterling unterſtützt, und ſomit in den Stand geſetzt worden, mehrere Gelehrte nach Spanien, Italien, Deutſchland u. ſ. w. zu ſchicken, welche Handſchriften und Ausgaben vergleichen ſollten. Allein die Ausbeute war dennoch nicht ſo bedeutend, als man ſich anfangs geſchmeichelt hatte. Uebrigens hat man auch der Schreibfehler viele, der brauchbaren Leſearten hingegen ſehr wenige in dem Werke ſelbſt gefunden. Auch fehlte Kennicott theils ſelbſt im Plane, theils war er auch weder mit den morgenländiſchen Sprachen, noch mit den ächten Grundſätzen der Kritik vertraut genug. Nach ſeinem Tode erſchien von ihm: Remarks on select passages in the Old Test., to which are added eight sermons, Oxf. 1787. 8. (Bemerkungen über einige auserwählte Stellen des alten Teſtaments, nebſt acht Predigten). Kennicott ſtarb am 18ten April 1783.

Keppler (Johann), ein berühmter Mathematiker und Aſtronom des 16ten Jahrhunderts. Ihm verdankt die Aſtronomie den Grund der Höhe, zu welcher ſie in den neueren Zeiten gelangt iſt. Er war den 27. Dec. 1571 zu Weil im Württembergiſchen geboren, und ſtammte aus einem adelichen Geſchlechte. Armuth und ein immer wandelbares Schickſal ſeines Vaters war der Grund der Vernachläſſigung ſeiner Erziehung, und der vielen trüben Tage ſeiner Jugend. Obgleich ſein Unterricht in den Anfangsgründen der Wiſſenſchaften bisweilen durch ökonomiſche Geſchäfte unterbrochen wurde, ſo brachte er es doch bald dahin, daß er die Univerſität Tübingen beziehen konnte. Hier ſtudirte er, nach dem damals vorgeſchriebenen Gange, zuerſt Philoſophie und Mathematik, und dann Theologie. Nebenbei aber folgte er ſeiner Lieblingsneigung zur Aſtronomie, wo ihn insbeſondere die Unterſuchung der phyſikaliſchen Gründe der Bewegung der Weltkörper beſchäftigte. Von Tübingen wurde er als Prof. der Mathematik und Moral nach Grätz in Steyermark berufen, wo er ſeine aſtronomiſchen Unterſuchungen fortſetzte. Aus Furcht, ſeine Stelle zu verlieren, ging er nach Ungarn, kehrte aber nach einiger Zeit wieder zurück. Unterdeſſen war der berühmte Aſtronom Tycho de Brahe nach Deutſchland gekommen, deſſen Bekanntſchaft auf Kepplers Schickſal einen wichtigen Einfluß hatte. Keppler entſchloß ſich nämlich, ſein Amt zu verlaſſen, und ſich nach Prag zu wenden, um mit Tycho die rudolphiniſchen Tafeln zu verfertigen. Durch des letztern Empfehlung wurde er zwar hier von dem Kaiſer Rudolph II. als Mathematiker angeſtellt; allein da ihm ſein Amt und ſeine Wiſſenſchaft nicht ſo viel eintrugen, als er brauchte, ſo ſtudirte er nun Medicin, um von der Praxis leben zu können. Der Kaiſer hatte ihm ein Jahrgeld beſtimmt, allein in den bedrängten Zeiten, welche den 30jährigen Krieg vorbereiteten, blieb dieſes immer aus. Ja ſelbſt, da er auf Befehl des Kaiſers Matthias in Linz angeſtellt war, wurde ſeine Hoffnung, das Rückſtändige zu erhalten, getäuſcht. Streitigkeiten mit den Geiſtlichen, ſo wie überhaupt die damaligen Unruhen in den öſterreichiſchen Landen, hatten ſehr nachtheiligen Einfluß auf Kepplers Lage. Er verließ Linz, begab ſich nach Regensburg, ſchlug einen Ruf nach England aus, wurde vom Kaiſer Ferdinand II. zum kaiſerlichen Mathematiker beſtätiget und ging darauf nach Ulm, wo er die rudolphiniſchen Tafeln drucken ließ. Im J. 1627 kam er nach Prag zurück, und erhielt vom Kaiſer 6000 Gulden. Endlich bekam er auf Befehl des Herzogs Albrecht von Friedland und Sagan, welcher damals das Patronatsrecht über die Univerſität Roſtock hatte, eine Profeſſur daſelbſt, erhielt aber die verſprochene Beſoldung nicht. Er reiſte deshalb nach Regensburg, wo er den 15. Nov. 1630

im 59ſten Lebensjahre ſtarb. Keppler war klein, hager und ſchwach von Körper, kurz von Geſicht, nicht ſelten munter und ſcherzhaft; mit Liebe hing er an ſeiner Wiſſenſchaft, mit Eifer ſuchte er die Wahrheit, vergaß aber darüber die Regeln der Weltklugheit. Sein Schickſal hatte ihm die Freuden des Lebens ſparſam zugemeſſen, aber er ertrug alle Widerwärtigkeiten mit Standhaftigkeit. Die Größe ſeiner Verdienſte um die Aſtronomie hat die Nachwelt hinlänglich erkannt. Hauptſächlich beſchäftigte ſich ſein erfinderiſcher Geiſt mit der Beſtimmung der Bahn des Mars. Die wichtigſte ſeiner Entdeckungen war: daß die Cubiczahlen der mittlern Abſtände der Planeten von der Sonne ſich verhalten, wie die Quadratzahlen der Umlaufszeiten. Er machte ſie den 15. Mai 1618. Es war ihm überdieß eine gewiſſe Geheimnißſucht eigen. So wollte er ſeine Erfindung eines regulären Fünfecks für das ganze Kurfürſtenthum Sachſen Niemanden entdecken. Seine unſterblichen Verdienſte um die Aſtronomie fanden aber in unſern aufgeklärteren Zeiten, bei einer dankbarern Nachwelt, ihre gerechte Verehrung. Denn im J. 1806 beſchloſſen der als ein großer Beförderer der Wiſſenſchaften berühmte Freiherr von Dalberg (Fürſt Primas), Graf Sternberg und mehrere edle Deutſche, unſerm Keppler zu Regensburg ein Denkmal zu errichten, wozu der erſtere eine Summe von 1000 Reichsthalern gab, letzterer demſelben einen Platz in ſeinem Garten widmete, und welches am 27. Dec. 1808 (Kepplers Geburtstag) auch unter Chorgeſang und dem Donner der Kanonen im gräflich ſternbergiſchen Garten, in einem Haine zwiſchen Geſträuchen und Blumen, errichtet wurde. Das Denkmal beſteht in einem doriſchen Tempel von 23 Fuß Höhe und Kepplers von Prof. Döll in Gotha ſchön gearbeiteter Büſte. M. L.

Kerguelen-Tremarec (Yves Joſeph von), zu Quimper in Bretagne geboren, zeichnete ſich in der königlichen Marine aus und ſtarb 1797. Während die tapferſten und erfahrenſten Seehelden Englands, gegen welche er geſtritten hatte, ſeinen vorzüglichen Talenten und ſeinen ausgebreiteten Kenntniſſen die größte Gerechtigkeit wiederfahren ließen, bezeigte ihm derjenige Staat, dem er ſo glorreich gedient hatte, eine ſeltene Undankbarkeit. Selbſt während der Revolution verfuhr man nicht gerechter gegen ihn: er entging den Blutſcenen von 1793 nur, um drei Jahre ſpäter ſeinen wirklichen Abſchied zu erhalten. In dieſer unglücklichen Zeit dankte man einen der tapferſten Seehelden ab, der zwei weite und gefährliche Reiſen in das Südmeer und nach den beiden Indien gemacht hatte, Reiſen, welche durch die Entdeckung einer in der Südſee belegenen, hundert Meilen großen Inſel gekrönt wurden. Dieſer Inſel wurde vom Capitain Cook der Name Kerguelen beigelegt. Nachdem Kerguelen im Miniſterium der Marine angeſtellt worden war, und man ihm das Commando über eine Diviſion Seetruppen, die für den Ocean beſtimmt waren, übertragen hatte, ward er zu Breſt von neuem arretirt und nach Paris geführt, wo er jedoch bald wieder in Freiheit geſetzt wurde. Er hat folgende Werke geſchrieben: Geſchichte der Seekriege, und Darſtellung der Urſachen, welche den Ruin der franzöſiſchen Seemacht herbeigeführt haben, ſo wie der Mittel, dieſelbe wieder herzuſtellen, 1796. Dieſem Werke geht voraus: Nachricht von den Gefechten und den Ereigniſſen des Seekrieges von 1778 zwiſchen Frankreich und England. — Nachricht von einer Reiſe in die Nordſee, nach den isländiſchen Küſten, Grönland, Ferro, Schettland, den Orcaden und Norwegen, in den Jahren 1767 und 1768, in 4. — Nachricht von zwei Reiſen nach dem Südmeere und Indien in den Jahren 1771 und 1773, zur Auffindung eines neuen Weges nach China. Paris, 1781.

Keſſelsdorf, ein Dorf, eine Meile von Dresden, iſt durch die Schlacht berühmt geworden, welche zwiſchen dieſem Dorfe und dem Städtchen Wilsdruf am 15. Dec. 1745 geliefert wurde, und in welcher die Preußen, unter Anführung des Fürſten von Deſſau, die ſächſiſche Armee aufs Haupt ſchlugen. S. **Friedrich der Große**.

Kette, ſ. **Meßkette**.

Kettenbruch heißt in der Rechenkunſt ein ſolcher Zahlenbruch, wo der Zähler eine ganze Zahl, der Nenner aber nicht wie gewöhnlich auch blos eine ganze Zahl, (wie 2/3) iſt, ſondern noch einen Bruch bei ſich hat. Beiſtehendes Beiſpiel zeigt einen ſolchen:

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{5} + \frac{1}{7} + \frac{1}{1} + \frac{1}{9}.$$

Jeden gewöhnlichen Bruch kann man in einen Kettenbruch verwandeln, wenn man den Zähler durch den Nenner dividirt, daher die Zähler der Brüche, wodurch das Ganze, wie eine Kette zuſammenhängt, gemeiniglich 1 ſind, wie auch das Beiſpiel zeigt. Eben ſo kann man auch jeden Kettenbruch rückwärts wieder in einen gewöhnlichen verwandeln, wenn man den letzten Nenner (hier $\frac{1}{1 + \frac{1}{9}}$) auf die gewöhnliche Form ($\frac{9}{10}$) bringt und eben ſo bis zum erſten fortfährt. Das beigeſetzte Beiſpiel giebt den Bruch $\frac{405}{889}$. Die Kettenbrüche dienen dazu, gemeine Brüche auf die möglichſt genaue Art abzukürzen. Den erſten Gebrauch derſelben hat Lord Brounker gemacht, und die beſte Theorie Joh. Schulz (Hofpred. in Königsberg) geliefert. M. L.

Kettenrechnung nennt man in der Rechenkunſt das künſtliche Verfahren, zwei verſchiedenartige Größen durch ihre Mittelgrößen zu vergleichen. Sie iſt daher, in ſo fern das Rechnen ein Denken oder Schließen iſt, eine Schlußkette (Logik), und hat, weil durch die Einſchiebung der Mittelgrößen alle wie die Glieder einer Kette in einander hängen, mit ebendemſelben Rechte jenen Namen. Man vergleicht und vertauſcht die Größen ſo mit einander, daß und bis man auf diejenige kömmt, welche man ſucht. Ein Beiſpiel wird dieß deutlich machen. Will man wiſſen, wie viel eine engl. Krone Conventionsgroſchen macht, ſo ſchließt man ſo: 1 engl. Krone iſt 573 As fein Troys, 4864 As f. Tr. machen 1 cöln. Mark fein, 1 cöln. M. f. giebt 20 Gulden Convent. und 1 Gulden Convent. 16 Conventionsgroſchen. Wenn man nun die Producte der gegenſeitig in Verhältniß ſtehenden Zahlen durch einander dividirt ($573 \times 1 \times 20 \times 16$ divid. d. $4864 \times 1 \times 1$ d. i. $\frac{2865}{75}$), ſo giebt der Quotient die Summe der Conventionsgroſchen, die auf eine Krone gehen. Die Urſache dieſes Zutreffens entwickelt die Arithmetik. Die Zuſammenſtellung und Anordnung der verbundenen Größen bei dieſer Rechnung, welche Aufmerkſamkeit und Genauigkeit erfordert, nennt man einen **Kettenſatz**, und die Vorſchrift dieſes kunſtreichen Verfahrens **Kettenregel**, auch **Regula multiplex** (weil oft viele Sätze dabei gebraucht werden) und auch **Reeſiſche Regel** (von ihrem Erfinder K. F. de Rees). Dieſe Rechnungsart findet beim Handel und Verkehr überaus viele Anwendung, nämlich bei Vergleichung der Maaße, Gewichte, Geldſorten u. dgl. und iſt daher dem Kaufmann und den Geſchäftsleuten ſehr wichtig. M. L.

Ketzer giebt es nur in ſo fern, als eine ſich, für rechtgläubig haltende Kirche Andersmeinende, die ihr angehörten, dafür erklärt. Als das Chriſtenthum in Paläſtina entſtand, war es in den Augen der Ju-

den eine Ketzerei (Häreſie), d. h. eine Abweichung von dem geltenden Lehrbegriff und Cultus des Judenthums. Seit ſich aber das Chriſtenthum förmlich von ihm trennte, ſeine Bekenner auch unter den Heiden ſammelte und ſeinen vom Judenthume weſentlich verſchiednen Grundcharakter durch ein eignes Kirchenthum geltend zu machen anfing, konnten weder die Chriſten von den Juden, noch die Juden von den Chriſten mehr Häretiker genannt werden und eben ſo wenig ſind Heiden und Muhamedaner in den Augen der Chriſten Ketzer, ſondern Ungläubige, die keiner Abweichung vom orthodoxen Chriſtenthume, das ſie nicht angenommen hatten, beſchuldigt werden können. Aber in der Chriſtenheit ſelbſt entſtand der Gegenſatz zwiſchen den Rechtgläubigen und Ketzern, ſobald die Tendenz der Kirche zur Einheit des Glaubens und zur Alleinherrſchaft gewiſſer durch Uebereinkunft der Mehrzahl für orthodox erklärter ſtatutariſcher Lehrſätze und Gebräuche bei den wortführenden Lehrern zum Bewußtſeyn kam. Der Streit über ſolche Lehrſätze und Gebräuche führte zur Verketzerung der unterliegenden Gegenpartei. Die Häreſiarchen (Anführer andersdenkender Parteien) wurden mit ihren Anhängern vor der Erhebung des Chriſtenthums zur Staatsreligion nur mit Ausſchließung aus der Kirchengemeinſchaft, ſeit Conſtantin d. Gr. aber von der weltlichen Macht außer dem Bann, den die Biſchöffe verhängten, auch mit dem Exil, der Verbrennung ihrer Bücher und dem Verluſte ihrer bürgerlichen Rechte beſtraft. Das erſte Beiſpiel einer Lebensſtrafe gegen Ketzer gaben auf der Synode zu Trier 385 ſpaniſche Biſchöffe durch die Verurtheilung Priscillians zum Tode. Die bis zur Einführung der Inquiſition den Biſchöffen überlaſſenen Ketzergerichte konnten nur unter Mitwirkung der weltlichen Macht Lebensſtrafen über Ketzer verhängen; ſeit dem Anfange des 13ten Jahrh. wurden aber faſt in allen Ländern der Chriſtenheit eigne Ketzermeiſter mit unumſchränkter Vollmacht beſtellt, die ſich durch zahlloſe Confiscationen und Hinrichtungen furchtbar machten. Die Kreuzzüge, die Simon von Montfert um dieſe Zeit gegen die Albigenſer, eine aus Manichäern, Katharern und Waldenſern beſtehende, im ſüdlichen Frankreich beſonders um Toulouſe und Albi weit verbreitete Secte (vergl. d. Art. Secten) anführte, war offenbar ein bürgerlicher Krieg zur Vernichtung der Ketzer. Frankreich, Spanien und Italien wurden vom 13ten bis ins 16te Jahrh. durch häufige Ketzerverfolgungen verheert und erſteres noch im 17ten Jahrh. durch den Fanatismus der Beichtväter Ludwigs XIV. ſeiner fleißigſten Einwohner beraubt. Seit dem 11ten Jahrh., wo eine unter dem Namen Katharer oder Gazarer beſonders in der Gazarey (Krimm) herrſchende Secte nach Weſten vordrang, ſcheint durch dieſe Gazarer der Ausdruck Ketzer zur Bezeichnung von Chriſten, die vom orthodoxen Kirchenglauben abweichen, unter den Deutſchen in Gebrauch gekommen zu ſeyn. Auch in Deutſchland trieben Ketzermeiſter, deren erſter Conrad von Marburg von 1214—33, am Rheine wüthete, von Zeit zu Zeit ihr Weſen; doch konnte hier, wenn auch der unpolitiſche Fanatismus einiger deutſchen Fürſten ſich bisweilen Hinrichtungen und noch öfter Verbrennungen Andersmeinender erlaubte, die Verketzerungsſucht nie ſo weit um ſich greifen, als in den Staaten von Weſt- und Südeuropa, und die Aufklärung neuerer Zeiten hat, indem ſie den religiöſen Werth des Menſchen mehr nach ſeinem Wandel als nach ſeinen Meinungen ſchätzen lehrte, in und außer Deutſchland Grundſätze der Toleranz verbreitet, die auch den unverſöhnlichen Ketzerhaß, den die Lehre des Katholicismus athmet, entwaffnen und Glaubensgenoſſen jeder Art an gegenſeitige Verträglichkeit gewöhnen mußten. E.

Kew, ein Dorf in der Grafſchaft Eſſex in England, zwiſchen London und Windſor, iſt wegen des vortreflichen königlichen Gartens berühmt, in welchem ſich alle in Europa bekannte Pflanzen, Geſträuche und Bäume befinden, denen allen auf daranhängenden Täfelchen ihre reſpectiven Namen nach dem Linnee beigefügt ſind. Der Garten ſelbſt wird mit dem größten Fleiße in dem beſten Zuſtande erhalten.

Kiel, eine anſehnliche Stadt, mit einem guten Hafen, an einem Meerbuſen der Oſtſee, war bis 1773 die Hauptſtadt der großfürſtl. holſtein-gottorpiſchen Länder in Deutſchland, welche darauf in dem genannten Jahre gegen Oldenburg und Delmenhorſt an Dänemark vertauſcht wurden. Die Univerſität ward 665 vom Herzoge Chriſtian Albrecht von Holſtein geſtiftet. Der große Jahrmarkt, bekannt unter dem Namen der kieler Umſchlag, welcher nach dem heil. Dreikönigstage gehalten wird, iſt deshalb berühmt, weil auf demſelben eine große Menge Fremder zuſammen kommen, theils, um Geld zu verleihen oder einzucaſſiren, theils um es umzuſetzen. Es befindet ſich daſelbſt eine kleine Gemeine von der griechiſchen Religion, welche ihren eignen Geiſtlichen hat und ſeit 1773 in geiſtlichen Sachen unter der ruſſiſchen Geſandtſchaft zu Copenhagen ſteht. Die Stadt enthält 800 Häuſer, mit 7,000 Einwohnern. Die dortige Univerſität zählte im J. 1806 über 100 Studenten.

Kienlong (Kjän Lun), Kaiſer von China, eben ſo groß im Kriege als im Frieden, der vierte Kaiſer aus dem durch ſeine Helden- und Regententugenden berühmten tatariſchen Geſchlecht Tſim, war im J. 1710 geboren, und gelangte 1735 nach dem Tode ſeines Vaters zur Regierung. Bis 1754 regierte er ruhig; von der Zeit an war er aber faſt immer mit mehreren der benachbarten Reiche in Kriege verwickelt, die er faſt immer glücklich führte, auch große Eroberungen in denſelben machte, unter andern die ganze Kalmuckei in Beſitz nahm, ſo daß das chineſiſche Reich unter ihm nach dem ruſſiſchen das weitläuftigſte aller jetzigen Reiche geworden iſt. Sein Charakter war Menſchenliebe und Sanftmuth; und ganz unverdient haben ihn Einige als ein Ungeheuer von Grauſamkeit und Tyrannei beſchrieben. Er hat mehrere Millionen an ſeine durch Mißwachs und Ueberſchwemmungen ins Elend geſtürzten Unterthanen vertheilt. Die chriſtliche Religion wurde aus politiſchen Urſachen von ihm mehr heimlich als öffentlich begünſtigt; er verhängte ſogar einige Chriſtenverfolgungen, entweder in Rückſicht auf das Volk, oder weil er wenigſtens die allzu große Verbreitung des Chriſtenthums zu verhindern wünſchte. Doch duldete er zu Peking vier Miſſionshäuſer oder Kirchen, behandelte auch die Miſſionäre ſehr gut, und nahm mehrere davon in ſeine Dienſte. Als Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften und als Gelehrter zeichnete er ſich eben ſo aus, als durch ſeine weitläuftigen Eroberungen. Von ſeinen poetiſchen Aufſätzen kennt man unter andern ein Lobgedicht auf den Thee und auf die Hauptſtadt Mukden, ingleichen ein anderes auf die Eroberung der Kalmuckei, das er in Stein graben ließ. Unter den Künſten ſchätzte er beſonders die Malerei und Kupferſtecherkunſt. Er wollte das Andenken ſeiner Siege durch dieſe Kunſt verewigen, und trug franzöſiſchen Meiſtern die Copie der Gemälde auf, welche ſie vorſtellten; Ludwig XV. ließ ſie für ihn in Kupfer ſtechen. Auch eine Bibliothek von 600,000 Bänden legte er an, lauter Abſchriften nützlicher Bücher. Auf ſeine Veranſtaltung kam auch die im 14ten Bande des büſchingſchen Magazins befindliche Beſchreibung des chineſiſchen Reichs heraus. Seine Lebensart war ſehr mäßig; ſein gewöhnliches

Getränk bei der Tafel war Thee; Wein oder andere hitzige Getränke trank er niemals. Er ſtarb zu Peking im J. 1786, in einem Alter von 76 Jahren.

Kieſel, ein weitläuftiges Geſchlecht von Mineralien, hat ſeinen Namen von der Kieſelerde, welches eine primitive oder Grunderde iſt, die den Hauptbeſtandtheil der Kieſelarten ausmacht. Dieſe Erde iſt für ſich allein im Feuer nicht ſchmelzbar, wol aber in Verbindung mit andern mineraliſchen Subſtanzen. Sie bleibt an der Luft und im Waſſer unveränderlich, wird nur von der Spathſäure angegriffen, ſchmilzt mit beiderlei feuerfeſtem Laugenſalze, der Soda und Pottaſche, zu Glas, und wird daher glasartige oder vitrescible Erde genannt. Trocken und fein bildet die Kieſelerde den Sand, welcher rauh und ſcharf anzufühlen iſt und zwiſchen den Zähnen knirſcht. Alle kieſelartigen Steine ſind härter, als thonige und kalkige, geben, mit dem Stahle geſchlagen, Funken und ſind größtentheils mehr oder weniger durchſichtig. Ganz reine Kieſelarten findet man nicht; denn ſelbſt der Bergkryſtall enthält etwas Thonerde und Kalk. Will man ganz reine Kieſelerde haben; ſo ſchmelze man ſie mit Weinſteinſalz. Hierdurch erhält man eine durchſichtige, an der Luft zerflieſſende Maſſe, welche man Kieſelflüſſigkeit nennt. Aus dieſer ſchlägt dann wiederum jede andere Säure die Erde nieder, und dieß iſt dann die reine Kieſelerde. Gewiſſe Kieſelgattungen ſind in ungeheurer Menge über den Erdboden verbreitet: die gemeinen Kieſelſteine finden ſich in ganzen Lagen theils unter der Erde, theils an der Oberfläche derſelben. Einzelne Gattungen dieſes Geſchlechts ſind der Quarz, der Kieſelflinter, der Chalcedon, der Opal u. ſ. w.

Kilogramm iſt ein Gewicht von 1000 Grammen. Es ſollte eigentlich Chilogramm geſchrieben werden, weil es aus dem Griechiſchen von Chilios (tauſend) kommt. S. franzöſiſches Decimalſyſtem.

Kind, ſ. Alter.

Kind (Johann Friedrich), Dichter und ausübender Sachwalter in Dresden, geboren den 4. März 1768 zu Leipzig. Sein Vater, der als Stadtrichter zu Leipzig im J. 1793 ſtarb, iſt unter andern auch durch ſeine Ueberſetzung der Biographieen Plutarchs bekannt. Unſer Dichter unterzeichnet ſich gewöhnlich Friedrich Kind. Unter dieſem Namen iſt er allen gebildeten deutſchen Sprachgenoſſen lieb und werth. Seine Mitbürger aber achten ihn auch als einen redlichen, geſchickten und thätigen Geſchäftsmann. Er ſtudirte in Leipzig, und ward im J. 1793 Advocat. Das Capitel zu Wurzen hat ihn ſchon 1770 unter die Capitulares expectantes aufgenommen. Seine Schriften haben ihm unter den Lieblingsſchriftſtellern unſerer Nation eine Stelle angewieſen, die er gewiß auch bei der Nachwelt behaupten wird. Das Gute zum Schönen, jene Kalokagathie der Griechen, drückt ſeinen Gedichten und Erzählungen den Stempel claſſiſcher Bildung auf. Er gehört ganz im Reiche der Kunſt unſerem Volke an. Sein Genius hat nie in den Luftrevieren der fremden neuern Sprachen umhergeſchweift; wol aber hat er aus dem Mittelalter die zartern Stoffe des Romantiſchen ſich angeeignet, und in friſche, blühende Geſtalten verwebt, oder den Ernſt der Geſchichte durch die Darſtellung erheitert. Um ihn als Dichter, Erzähler, Romantiker, und Humoriſten zu bezeichnen, dürfen wir nur ſeine Schriften nennen. Lenardo's Schwärmereien (Leipz. 1793 8. 2. B. m. Kpf.), enthalten Erzählungen, Gedichte und vermiſchte Aufſätze. Die Novelle Carlo (Züllichau, 1801 8. m. Kpf.), erhielt

den Beifall der verewigten Königin Louiſe von Preußen. Erzählungen, Gedichte und kleine Theaterſtücke, zum Theil von vorzüglichem Werthe befinden ſich in den *Malven* (Züllichau, 1805 8. 2. B.) und in den *Tulpen* (Leipz. 1806 bis 1810 7 B. m. Kpf. beurth. in der Leipz. Lit. Zeit. 1807, St. 89, und in der Jen. Lit. Zeit. 1806, St. 173; 1807, St. 195, und 1808, St. 101). Als Fortſetzung dieſer Schrift erſchien *Roswitha* (Leipz. 1811—1813 3. B. m. Kupf.), welche noch fortgeht. Auch hat Kind *dramatiſche Gemälde* (Züllich. 1802 8.) herausgegeben, unter welchen die beiden Dohlen, Prinz Incognito und die Vergeltung zu nennen ſind. *Das Schloß Aklam*, ein dramat. Gedicht in 5 Aufzügen, erſchien zu Leipz. 1803. 8. Und *Wilhelm der Eroberer*, oder die Schwüre in 2 Aufz., Wilhelm der Baſtard, in 5 Aufz. und die Eroberung von England im J. 1066, eine hiſtor. Skizze, vorzüglich nach Hume, Züllich. 1806. Beide ſind beurth. in der Leipz. Lit. Zeit. 1807, St. 128. Als Romane verdienen angeführt zu werden: *Leben und Liebe Ryno's und ſeiner Schweſter Minona*, Züllich. 1804 8. 2. B. und *Natalia*, ebendaſ. 1802. 3. B. m. Kpf. Auch gab Fr. Kind mit Aug. Lafontaine drei Erzählungen: *Makaria*, *Atalante* und *Kaſſandra* 1803 heraus. Eine Sammlung ſeiner *Gedichte* erſchien bei Hartknoch, Leipz. 1808, m. Kpf. Kleinere Aufſätze, Gedichte, Ueberſetzungen nach Horaz u. ſ. f. von Fr. Kind findet man im *deutſchen Merkur* 1805; im *Modenjournal* 1804; im *Journale für Frauen* und in der *Selene*, von Rochlitz 1806—8 und in andern Zeitſchriften; ſo wie Beiträge von ihm in mehrern Taſchenbüchern, z. B. in der *Luna*, von Franz *Horn*, 1804 fg.; im Taſchenb. der *Liebe und Freundſchaft*, Frkf. b. Wilmans, 1807 fg.; im Taſchenb. der *Grazien*, Mannheim b. Kaufmann, 1807 fg.; im *wiener* Almanach, herausg. von *Treitzſchke* und Aug. *Kuhn*, 1807; im *darmſtädter* Alman., bei Heyer u. Leske; in mehrern Jahrgängen der *Minerva*, welche Fleiſcher d. J. herausgiebt; endlich in dem *Taſchenb. für Frauen*, welches B. v. la Motte Fouqué herausgiebt. *Becker's Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen*, zu welchem Fr. Kind ſeit 1807, in jedem Jahre intereſſante Beiträge geliefert hat, wird nach dem Tode des Hofr. Becker, von ihm herausgegeben. Auf das Jahr 1817 iſt bereits der 27ſte Jahrgang, von Kind der dritte, erſchienen. Verſchiedene ſeiner Gedichte ſind von Bergt, Harder, Weſtenrieder, Weinlig, A. Methfeſſel und Dotzauer componirt. Zu ſeinen neueſten Schriften gehören, außer der ſchon angeführten Roswitha, *der gute Geiſt*, ein Gedicht, nach einem Gemälde Gerhards von Kügelgen, Leipz. bey Hartknoch 1813, die *Körners Eiche*, ein Gedicht, Leipz. b. Göſchen 1814 und die *Harfe*, eine Samml. von Erzählungen, Gedichten, biographiſchen Skizzen und dichteriſchen Reiſen, von mehrern bekannten Schriftſtellern. Das erſte Bändchen dieſer Schrift, welche halbjährig fortgeſetzt wird, erſchien Michaelis 1814 m. Kpf. Warum hat Jördens in ſein Lexicon deutſcher Dichter und Proſaiſten (Leip. 3r Bd. 1808) dieſen achtungswerthen und geſchätzten Dichter und Proſaiſten nicht aufgenommen? Ch.

Kinderkrankheiten, ſind ſolche Krankheiten, die in der Natur des kindlichen Alters gegründet ſind, und daher entweder blos und allein Kinder überfallen, oder doch vorzüglich nur bei denſelben gewöhnlich ſind. Die Eigenheiten des kindlichen Alters ſind in dem Artikel: *Alter*, dargeſtellt, und es iſt daſelbſt gezeigt, welche Theile vermöge der-

ſelben, vorzüglich von Krankheiten befallen werden, und der Entwickelung derſelben günſtig ſind. Die vorzüglichſten Kinderkrankheiten ſind: Asphyxie der Neugebornen, Gelbſucht, Schwämmchen, Verhärtung des Zellgewebes (Elephantiaſis) Kinderroſe, Skropheln, Atrophie (Darrſucht), Rhachitis (engliſche Krankheit), Keuchhuſten, Maſern, Blattern, Scharlachfieber, Rötheln, Würmer, Waſſerkopf, häutige Bräune (Croup), u. a. m. H.

Kindermord, ſ. Mord.

Kings Bench, ſ. Bench.

Kingſton (Kingtown), eine offene Handelsſtadt auf der Inſel Jamaica, iſt regelmäßig gebaut und hat über 1000 Häuſer mit etwa 16,000 Einwohnern, von denen die größte Zahl Sclaven, die übrigen Europäer und Eingeborne ſind. Sie iſt die Hauptſtadt der Inſel, der Sitz des Gouverneurs, hat 2 Kirchen, 2 Synagogen und die Quäker ein Verſammlungshaus. Der Hafen iſt ſtark befeſtigt, vortrefflich und faſt zur Vollkommenheit gebracht. — Kingſton, ein wohlgebautes, altes Städtchen, in der Grafſchaft Surrey, an der Themſe, über welche hier eine große Brücke von 20 Bogen gebaut iſt. — Kingſton, Flecken und Hauptort in Neu-York in Nordamerica, mit 4,000 Einwohnern. — Kingſton, eine engliſche Stadt in Canada, am See Ontario, mit einem guten Hafen und einem wohlunterhaltenen Fort.

Kingſton (Eliſabeth Herzogin von), mit Schönheit und Geiſt gleich verſchwenderiſch ausgeſtattet, war eine Tochter des Oberſten Thomas Chudleigh, deſſen Familie in der Grafſchaft Devon eine verdiente Achtung genoß. Sie verlor ihren Vater frühzeitig, und betrat in ihrem 19ten Jahr 1743 zuerſt die große Welt unter der Aufſicht des nachmaligen Grafen von Bath, eines Anführers der Oppoſitionspartei, der ſeiner jungen und ſchönen Freundin bei der Prinzeſſin von Wallis eine Stelle als Hofdame verſchaffte. Bald darauf warb der verſtorbene Herzog von Hamilton um ihre Hand und erhielt dieſelbe; die völlige Verbindung wurde jedoch verzögert, denn der Herzog machte vorher eine Reiſe durch Europa. Indeſſen wurden die Briefe des Herzogs an ſeine Geliebte durch den Sohn des Grafen von Briſtol, Hervey, der ſie ſchon lange ins geheim geliebt hatte, aufgefangen; und Miß Chudleigh ſuchte den Herzog zu vergeſſen, weil ſie ſich von ihm vergeſſen glaubte. Sie heirathete im Stillen eben dieſen Hervey, ging aber ſchon nach einigen Tagen in ihren Dienſt zurück, während ihr Gemahl, mit dem ſie ſich bald veruneinigte, als Schiffslieutenant nach Weſtindien ſegelte. Indeſſen war ein Kind die Folge dieſer kurzen Verbindung; es ſtarb jedoch, und die Verbindung blieb geheim. Sie ſelbſt ging nach Deutſchland, und fand die ſchmeichelhafteſte Aufnahme ſowol am preußiſchen als am ſächſiſchen Hofe. Bei ihrer Rückkunft nach England eroberte ſie ſowol durch Liebreiz als durch Geiſt Aller Herzen. Da ſie die angeſehenſten Partieen ausſchlug, ſo glaubte man ſie ins geheim mit Lord Howe vermählt; und dieſes Gerücht war die günſtigſte Auslegung ihres vertraulichen Umgangs mit demſelben. Es gewann noch größere Glaubwürdigkeit, da Miß Chudleigh von dieſer Zeit an den ungeheuerſten Aufwand beſtritt. Die ärgerliche Chronik gab ihr überdieß einen Liebhaber an der Seite des Thrones. Unter der Begünſtigung des Staatsminiſters vertilgte ſie die letzte Spur ihrer Verbindung mit Hervey aus den öffentlichen Acten. Als dieſer jedoch im J. 1759 Graf von Briſtol ward, und zugleich in eine Krankheit fiel, von welcher keine Rettung möglich ſchien; ſo reizte ſie plötzlich der Ehrgeitz, ihre Vermählung mit dem Grafen eben ſo eifrig bekannt zu machen, als ſie dieſelbe

vorher geheim gehalten hatte. Auch jetzt kam der Miniſter ihren Wünſchen zuvor. Als aber der Graf ganz unvermuthet wieder hergeſtellt wurde, zeigte ſie auf einmal eine andere Geſinnung: denn ſie verlangte nicht ſeine Perſon, ſondern nur ſeinen Reichthum. Ihre Abſichten gingen nun auf den Herzog von Kingſton. Im J. 1765 ſchlug ihr der Graf von Briſtol, nachdem er ſich in eine andere Dame verliebt hatte, die Eheſcheidung vor; ſie klagte ihn vor dem Matrimonialgerichte an, und wurde für frei und ledig erklärt. Einen Monat hernach heirathete ſie den Herzog von Kingſton. Fünf Jahre hatte ſie in dieſer Ehe gelebt, als ihr Gemahl ſtarb. Vermöge ſeines letzten Willens kam ihr der lebenslängliche Genuß aller ſeiner Güter und Beſitzungen zu; und nach ihrem Tode fiel die ganze Erbſchaft an einen jüngern Neffen des Verſtorbenen, mit völliger Ausſchließung eines ältern Neffen. Voll Unwillen hierüber, ſuchte dieſer die letzte Ehe ſeines Oheims für ungültig zu erklären. Während die verwittwete Herzogin eine Reiſe nach Italien machte, klagte er ſie der Bigamie an. Sobald ſie in Rom Nachricht hiervon bekam, flog ſie zu ihrem Banquier Jenkins. Dieſer verbarg ſich vor ihr, und ſie argwohnte, daß er ſich mit ihren Verfolgern zu ihrem Untergange verbündet habe; ſie ſetzte ihm eine Piſtole auf die Bruſt, und nöthigte ihn zur Auslieferung der ihm anvertrauten Papiere. Nicht ohne tödtliche Unruhe kehrte ſie nach Calais zurück. Hier ſprach ihr der Lord Mansfield Muth ein, und bei ihrer Rückkunft in England verbürgten ſich der Herzog von Newcaſtle, der Lord Mont Stuart und Glover für ſie. Der Prozeß, welcher großes Aufſehen erregte, begann den 15. April 1776 und dauerte fünf Tage hindurch. Da die Herzogin die Wittwe eines Pairs war, ſo mußte der Prozeß vor dem Oberparlament geführt werden; alle Pairs von England waren hier Richter, unter dem Vorſitz eines Lord Steward's, den der König zu dieſem Endzwecke ernannt hatte, deſſen vielbedeutende Würde aber mit dieſem Prozeß ſich auch endigte. Der Schauplatz war in Weſtmünſter-Hall, deſſen außerordentliche Größe dennoch die zahlreichen Zuſchauer nicht zu faſſen vermochte. Der Spruch, vermöge deſſen vormals die erſte Ehe mit Hervey als ungültig erklärt worden war, wurde nunmehr als widerrechtlich aufgehoben, und folglich die zweite Ehe für ungültig erklärt. Die Herzogin wurde alſo verurtheilt; allein ſie wich der Strafe, mit einem glühenden Eiſen in die Hand gebrannt zu werden, dadurch aus, daß es ihr gelang, ein gewiſſes Privilegium, welches den Adel von dieſer Strafe ausnimmt, wiewol nicht ohne Widerſpruch der gegenſeitigen Advocaten, geltend zu machen. Ihre Feinde machten den Anſchlag, ſie einſperren zu laſſen; ſie aber rettete ſich übers Meer nach Calais. Seit der Zeit lebte ſie bald in Rom, bald in Petersburg, und zwar immer auf einem glänzenden Fuß. Da das Teſtament des Herzogs von Kingſton in ſeiner erſten Kraft geblieben war, ſo mangelte es ihr nicht an Mitteln zu dem ausſchweifendſten Aufwande, der ſo weit ging, daß ſie mehrere Male die Kaiſerin von Rußland bewirthete. Endlich begab ſie ſich nach Frankreich, wo ſie zu gleicher Zeit ein Haus zu Calais und zu Paris unterhielt. Sie ſtarb an letzterm Orte im Sept 1787.

Kiosk iſt bei den Türken ein Gebäude, welches aus einigen Säulen von mittler Höhe beſteht, deren Stellung einen gevierten Raum bilden. Es iſt mit einem Zeltdache verſehen, welches unten einen Gang rund um das Gebäude enthält. Die Türken bedienen ſich dieſer offenen Säle in ihren Gärten und auf Anhöhen, um friſche Luft zu genießen, oder um eine angenehme Ausſicht zu haben. Es iſt eine Art Pavillon.

Kiow (Kioff, Kiew), die Hauptſtadt nebſt einer feſten, von Peter I. angelegten Citadelle, in der Statthalterſchaft gleiches Namens in der Ukraine, am Dnieper, iſt die Reſidenz eines griechiſchen Erzbiſchoffs und ward von den Polen 1686 auf ewige Zeiten an Rußland abgetreten. Die daſelbſt ſchon vorher beſtehende gelehrte Anſtalt, in welcher neun geiſtliche Profeſſoren Sprachen, Philoſophie und Theologie lehrten, und welche über 1000 Schüler hatte, wurde 1803 in eine eigentliche Univerſität verwandelt und dann mit derſelben eine bedeutende Veränderung vorgenommen.

Kirche, wird zuerſt die Geſammtheit der Bekenner des Chriſtenthums genannt, in wie fern ſie eine moraliſch-religiöſe, d. h. eine Geſellſchaft ausmachen, deren Zweck es iſt, ſittliche und religiöſe Bildung und Belehrung unter ihren Mitgliedern zu befördern. Der Stifter der Kirche in dieſem Sinne war Jeſus Chriſtus. Denn, obgleich ſeine Bekenner erſt nach ſeinem Tode von der Gemeinſchaft der Synagoge ſich trennten und in eine beſondere Geſellſchaft zuſammentraten, ſo hatte er doch durch ſeine eigenthümliche, von dem Judaismus weſentlich verſchiedene Lehre und durch die Schüler und Freunde, die er um ſich verſammelte, den Grund zu einer ſolchen Vereinigung gelegt, und da er ſeinen Jüngern bei ſeinem Abſchiede von der Welt den Auftrag gab, auszugehen in alle Welt, die Heiden zu lehren und ſie zu taufen im Namen des Vaters, des Sohns und des Geiſtes, und zwei Religionshandlungen anordnete, welche Unterſcheidungsmerkmale ſeiner Bekenner ſeyn ſollten; ſo läßt ſich nicht bezweifeln, daß die Stiftung der Kirche in ſeinem Plane lag. Eine die chriſtliche Kirche vorbereitende Anſtalt war das religiös-politiſche Inſtitut des Judenthums, von welchem aber die Kirche dadurch weſentlich ſich unterſcheidet, daß ſie theils gar keine politiſche, ſondern blos eine religiös-moraliſche Tendenz hat, theils nicht auf ein Volk ſich beſchränkt, ſondern ein Inſtitut von univerſeller Beſtimmung iſt. Weſentlich unterſcheidet ſich die Kirche von dem Staate. Denn der Zweck des Staates iſt Erhaltung der Selbſtſtändigkeit eines Volkes und Realiſirung des Rechts; der Zweck der Kirche iſt Beförderung ſittlich-religiöſer Bildung. Ueber das Verhältniß der Kirche und des Staates giebt es ein dreifaches Syſtem. Das hierarchiſche, nach welchem der Staat der Kirche ſubordinirt wird, das Territorialſyſtem, nach welchem das entgegengeſetzte Verhältniß Statt findet, und das Collegialſyſtem, nach welchem Staat und Kirche als coordinirte Geſellſchaften betrachtet werden. Das zuletzt genannte iſt das wahre. Die aus dem hierarchiſchen Syſteme fließenden Anſprüche kann der Staat nicht dulden, durch die Befugniſſe aber, welche das Territorialſyſtem dem Staate zugeſteht, wird die Kirche beeinträchtiget, und offenbar tritt der Staat aus der durch ſeinen Zweck beſtimmten Sphäre hinaus, wenn er ſich anmaßt, den Lehrbegriff der Kirche beſtimmen und ihren Gottesdienſt anordnen zu wollen. Auch iſt es nicht gut, daß, wie in den meiſten proteſtantiſchen Ländern geſchieht, die Diener der Kirche von den Staatsbehörden angeſtellt werden, und weit zweckmäßiger iſt es, wenn der Kirche ſelbſt, d. h. den ſie repräſentirenden Synoden, die Wahl der Lehrer überlaſſen bleibt, wie dies auch in einigen reformirten Ländern der Fall iſt. Die Entſtehung der Kirche, ihre allmählige Ausbreitung, ihr in verſchiedenen Zeiten verſchiedenes Verhältniß zu dem Staate, die Ausbildung ihrer Geſellſchaftsverfaſſung, ſo wie die Umänderungen, welche in ihren Lehren und Gebräuchen erfolgt ſind, beſchreibt eine höchſt lehrreiche und intereſſante Wiſſenſchaft, die Kirchengeſchichte genannt. — Nicht immer aber wird das Wort Kirche

von der Geſammtheit der Bekenner des Chriſtenthums gebraucht. Oft hat dieſes Wort eine engere Bedeutung und bezeichnet einen Theil der Chriſtenheit, welcher ſich durch eigenthümliche Lehren, Verfaſſungen und Gebräuche von andern Chriſten unterſcheidet. Seit dem eilften Jahrhunderte trennten ſich die griechiſchen oder morgenländiſchen Chriſten von den lateiniſchen oder abendländiſchen, und es entſtand dadurch der Unterſchied zwiſchen der griechiſchen Kirche, deren Oberhaupt der Patriarch von Conſtantinopel war, und der lateiniſchen, an deren Spitze der römiſche Biſchoff ſtand. Im ſechszehnten Jahrhunderte erfolgte durch die Reformation eine Trennung der abendländiſchen Chriſtenheit, indem ein Theil derſelben von der Verbindung mit dem römiſchen Biſchoffe ſich losriß und einen neuen Lehrbegriff annahm, der andere aber in dieſer Verbindung beharrte und die Lehren, welche bis dahin gegolten hatten, zu bekennen fortfuhr. So entſtand der Unterſchied zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche, welche letztere, da ihre Stifter über einige, jedoch außerweſentliche Puncte ſich nicht vergleichen konnten, ſich wieder in die lutheriſche und reformirte theilte. Das Verhältniß dieſer drei Kirchen zu einander hat ſich zwar im Laufe der Zeiten weſentlich verändert; die lutheriſche und reformirte Kirche haben ſich einander ſo genähert, daß faſt gar keine dogmatiſche Verſchiedenheit mehr Statt findet, und, obgleich der Katholicismus und der Proteſtantismus ſich nicht in einander verſchmelzen konnten, ſo haben doch die Grundſätze der Toleranz unter den Katholiken wie unter den Proteſtanten Eingang gefunden. Die Grenzen der drei Kirchen des Abendlandes aber ſind ſeit dem ſechszehnten Jahrhunderte, wo ſie entſtanden, nicht merklich verändert worden. Die kleinen kirchlichen Geſellſchaften, welche entweder zu der Zeit der Reformation entſtanden, wie die Socinianer und die Taufgeſinnten, oder die ſpäter, beſonders in England, ſich bildeten, wie die Quäker und die Methodiſten, pflegt man nicht Kirchen, ſondern Secten und Parteien zu nennen. — In einer noch engern Bedeutung nimmt man das Wort Kirche, wenn man daſſelbe drittens von den Chriſten eines Landes braucht, und von einer deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen Kirche redet. — In einer vierten Bedeutung ferner bezeichnet Kirche ein dem öffentlichen Gottesdienſte der Chriſten beſtimmtes Gebäude, und in dieſer Bedeutung unterſcheidet man eine Kirche von einem Tempel, wo Heiden, von einer Synagoge, wo Juden, und von einer Moſchee, wo Muhamedaner ihren öffentlichen Gottesdienſt halten. Die Chriſten im erſten Jahrhundert hatten ihren Gottesdienſt, da ſie eine von dem Staate nicht anerkannte und oft verfolgte Partei waren, in Privathäuſern, oft auch im freien Felde an entlegenen Orten. Seit dem dritten Jahrhundert erſt konnten ſie es wagen, ihrem Cultus mehr Publicität zu geben und Kirchen zu erbauen. Seit dem vierten Jahrhunderte wurden die Kirchen den Chriſten ſinnliche und prachtvolle Gebäude. Conſtantin beſonders, Theodoſius und Juſtinian erbauten dergleichen Kirchen; auch verwandelte man viele heidniſche Tempel in chriſtliche Kirchen. In dem Baue der Kirchen beſonders verſuchte ſich die Baukunſt der mittlern Zeiten. Die berühmteſten Kirchen ſind gegenwärtig die Peterskirche zu Rom, die Paulskirche zu London, die Kirche Notre Dame zu Paris, die Stephanskirche zu Wien, die Iſaakskirche zu Petersburg, der Münſter zu Straßburg und der Dom zu Cöln. — In einer fünften Bedeutung endlich heißt Kirche die Verſammlung der Gemeinde eines Ortes zur Ausübung des öffentlichen Cultus, in welcher Bedeutung man das Wort nimmt, wenn man ſagt, daß man zur Kirche gehe oder daß an dieſem oder jenem Tage Kirche

gehalten werde. — Ueber den Urſprung des Worts Kirche übrigens ſind die Meinungen der Sprachforſcher getheilt, indem es einige von dem griechiſchen Worte κυριακον, welches ein dem gottesdienſtlichen Gebrauche beſtimmtes Gebäude bezeichnet, herleiten, andere aber annehmen, daß es die wörtliche Ueberſetzung des lateiniſchen ecclesia ſey, daher von Chören, Kirchen herkomme und den Begriff der Auswahl des auserwählten Volkes andeute. N.

Kirchenagende iſt dasjenige, von der die kirchlichen Angelegenheiten eines Landes leitenden Behörde autoriſirte, Buch, welches die bei den kirchlichen Handlungen, bei der Taufe, bei dem Abendmahle, bei der Trauung u. ſ. w. zu brauchenden Formulare enthält. Wenn die Conſiſtorien die Prediger verpflichten, ſich nur der in der Agende enthaltenen Formulare zu bedienen, ſo beſchränken ſie die Amtsthätigkeit derſelben und hindern die Wirkſamkeit der heiligen Gebräuche, weil Formulare ihrer Natur nach nur allgemein ſeyn können, die Wirkſamkeit der Amtsreden aber vornehmlich auf ihrer Angemeſſenheit zu den jedesmaligen Umſtänden und zu der Individualität der Zuhörer beruht. Daher ſollen die Agenden dem Prediger nur eine Anweiſung zu ſeinen Amtsverrichtungen geben und ihn in ſolchen Fällen unterſtützen, wo ihm eine Vorbereitung auf ſein Geſchäft nicht möglich iſt. N.

Kirchenbann iſt die Ausſchließung entweder von der Gemeinſchaft einer kirchlichen Geſellſchaft, oder von der Theilnahme an ihren Andachtsübungen und Gebräuchen, namentlich von der Feier des heil. Abendmahls, weshalb er in den großen und kleinen eingetheilt wird. Er iſt das Mittel, durch welches eine kirchliche Geſellſchaft ihre Disciplin aufrecht erhält, und da jede Geſellſchaft das unbeſtreitbare Recht hat, Mitglieder, welche ſich ihrer unwürdig machen, oder doch die von ihr gebilligten Geſetze übertreten, von ihrem Verein auszuſchließen und durch die Entziehung der ihnen zuſtehenden Geſellſchaftsrechte zu beſtrafen, ſo iſt der Kirchenbann ein rechtliches Inſtitut. Dem Kirchenbanne verdankte die alte Kirche die Reinheit ihrer Sitten, und nur ſo lange haben die kleinen kirchlichen Geſellſchaften der neuen Zeit durch Reinheit der Sitten vor den größten Kirchen ſich ausgezeichnet, als ſie ſtreng über die kirchliche Disciplin hielten. Anfangs übte in der alten Kirche die geſammte Gemeinde das Recht aus, über die Ausſchließung und Aufnahme ihrer Mitglieder zu entſcheiden; ſpäter kam dies Recht an die Biſchöffe. Wie alle menſchliche Inſtitute, ſo iſt auch der Kirchenbann gemißbraucht worden, und der römiſche Biſchoff insbeſondere hat ſich deſſelben oft bedient, ſeine hierarchiſchen Anſprüche durchzuſetzen. Auch nach den Grundſätzen der proteſtantiſchen Kirche iſt der Kirchenbann zuläſſig, und der kleine Kirchenbann wenigſtens iſt in frühern Zeiten nicht ſelten gegen Perſonen, die einen anſtößigen Wandel führten, ausgeübt worden. Das Recht indeß, ihn auszuüben, ſteht nicht dem Pfarrer, ſondern dem Conſiſtorium zu. Mit dem Umfalle der kirchlichen Disciplin aber iſt auch die Anwendung des Kirchenbannes außer Gebrauch gekommen. N.

Kirchenbuße ward in der alten Kirche die Genugthuung genannt, welche die Gefallenen und von der kirchlichen Gemeinſchaft Ausgeſchloſſenen der Geſellſchaft wegen des ihr gegebenen Aergerniſſes leiſten mußten, wenn ſie wieder in die Gemeinſchaft derſelben aufgenommen werden wollten. Die Büßenden ſtanden in Trauerkleidern am Eingange in die Kirche, baten die Ein- und Ausgehenden um Verzeihung und mußten ein öffentliches Bekenntniß ihres Vergehens ablegen, ehe die Abſolution erfolgte und ſie wieder in die Kirchengemeinſchaft aufge-

nommen wurden. Theils ſolche, welche während der Verfolgungen vom Chriſtenthum abgefallen waren, theils ſolche, welche durch unſittliche Handlungen die Gemeinde geärgert hatten, mußten ſich der Kirchenbuße unterziehen. Bei ſchweren Vergehungen dauerte die Zeit der Buße viele Jahre lang. Auch in der proteſtantiſchen Kirche fand vormals eine Kirchenbuße Statt, welche beſonders denen, die ſich fleiſchlicher Vergehungen ſchuldig gemacht hatten, auferlegt ward und darin beſtand, daß die büßende Perſon während des Gottesdienſtes vor dem Altare kniete und der Geiſtliche im Namen derſelben eine öffentliche Abbitte von der Kanzel ablas. N.

Kirchengeſang, der, iſt eins der wirſamſten Mittel der Erbauung, da ſich in ihm Dichtkunſt und Muſik vereinigen, das menſchliche Herz zu rühren. Er war ſchon in der früheſten Kirche gebräuchlich, welche ſich anfangs der Pſalme, bald auch anderer religiöſer Geſänge bediente. Die früher für den kirchlichen Gebrauch gedichteten Geſänge ſind verloren gegangen; aus dem vierten und fünften Jahrhundert aber haben ſich mehrere von Ambroſius, Prudentius u. a. für dieſen Zweck verfaßte Geſänge erhalten. Um das Muſikaliſche des Kirchengeſanges machte ſich der römiſche Biſchoff Gregor der Große, welcher im ſechſten Jahrhundert lebte, verdient. Es wurden aber in der alten Kirche und im Mittelalter die Kirchengeſänge nicht von der Gemeinde, ſondern von dem Chore oder von dem Chore und den adminiſtrirenden Geiſtlichen geſungen. Doch gab es auch Wechſelgeſänge, an denen die Gemeinde Theil nahm. Viel verlor der Kirchengeſang im Mittelalter dadurch, daß er durchaus lateiniſch und mithin den Laien unverſtändlich war. Ein großes Verdienſt erwarb ſich daher Luther durch die Einführung des deutſchen Kirchengeſanges, welcher nirgends mehr als in der deutſchproteſtantiſchen Kirche vervollkommnet worden iſt. Luther ſelbſt dichtete kraftvolle Kirchenlieder; ſpäter verſuchten ſich viele andere, unter denen beſonders Paul Gerhard ausgezeichnet zu werden verdient, in der heiligen Poeſie, und in der neuern Zeit haben die erſten Dichter der Nation, Gellert, Klopſtock, Cramer, durch ihre herrlichen Lieder den Kirchengeſang vervollkommnet. Zu beklagen iſt, daß die größten Dichter der letzten Zeit, Schiller und Göthe, nichts für dieſen Zweck gedichtet haben. Nicht zu berechnen iſt der Einfluß, welchen der Kirchengeſang auf die Bildung des deutſchen Volks gehabt hat. N.

Kirchengeſetze ſind die das Verhalten der Mitglieder einer kirchlichen Geſellſchaft beſtimmenden Verordnungen, welche entweder von der Kirche ſelbſt oder von der Staatsgewalt ausgehen. Die erſten Kirchengeſetze gingen von der Kirche ſelbſt aus und wurden von den Synoden gegeben, wo die Repräſentanten mehrerer Gemeinden zu gemeinſchaftlicher Berathung verſammelt waren. Dieſe Kirchengeſetze heißen canones. Als in der Folge die Kirche mit dem Staate in eine Geſellſchaft zuſammenfloß, wurden, ohne daß darum die Synoden aufhörten, auch von der Staatsgewalt Geſetze über kirchliche Angelegenheiten gegeben. Viele ſolche Geſetze werden in dem Codice Theodosiano und Justinianeo, auch in den Capitularibus der fränkiſchen Könige gefunden. Nachdem das hierarchiſche Syſtem ſich ausgebildet hatte, kam die geſetzgebende Macht in die Hände des Papſtes, und die von ihm erlaſſenen Bullen erhielten in der ganzen Chriſtenheit geſetzliche Kraft. Nach dem Territorialſyſteme, welches in den proteſtantiſchen Ländern gilt, gehen die Kirchengeſetze einzig von der Staatsgewalt aus. N.

Kirchenjahr, das, fängt in Deutſchland und in den meiſten katholiſchen ſowohl als proteſtantiſchen Ländern mit dem erſten Adventſonntage an. Es befremdet, daß es nicht mit dem 25ſten December,

als mit dem Tage, welcher als der Geburtstag Jeſu Chriſti angenommen wird, beginnt. Der Grund hiervon liegt unſtreitig darin, daß das fromme Alterthum wollte, es ſollte in jedem Kirchenjahre der Vorbereitung auf die Erinnerung an das wichtige Ereigniß der Geburt Jeſu Chriſti einige Wochen gewidmet werden. In England fängt das Kirchenjahr mit dem Feſte der Verkündigung Mariä, als mit dem Tage an, an welchem die Entſtehung der menſchlichen Natur J. C. in dem Leibe ſeiner Mutter begonnen habe. N.

Kirchenraub, der, iſt im engern Sinne der nach gewaltſamem Einbruche in eine Kirche an den in ihr aufbewahrten heiligen Gefäßen, Koſtbarkeiten und Geldern verübte Raub. Im weitern Sinne wird jede Verletzung des Kirchenguts durch Raub, Diebſtahl oder Betrug, Kirchenraub genannt. Nach den Criminalgeſetzen der meiſten Länder wird der Kirchenraub im engern Sinne härter als der an andern Orten und an andern Gegenſtänden verübte Raub beſtraft. N.

Kirchenrecht, ſ. **Canoniſches Recht**.

Kirchenſatzungen ſind von der Kirche angenommene Meinungen und eingeführte Gebräuche, welche ſich nicht auf die Autorität der heiligen Schriften gründen. N.

Kirchenſpaltung, ſ. **Schisma** und **Schismatiker**.

Kirchenſtrafen ſind die Strafen, welche von der Autorität, die in einer kirchlichen Geſellſchaft die geſetzgebende und ausübende Gewalt beſitzt, den die Geſetze der Geſellſchaft übertretenden Mitgliedern derſelben auferlegt werden. Beſtehen ſie bloß in der Entziehung der Geſellſchaftsmahle, in der Zurückweiſung von den gottesdienſtlichen Verſammlungen, in der Verſagung des heil. Mahles, in der Verweigerung des Begräbniſſes nach dem Gebrauche der Geſellſchaft, und in der Ausſchließung von der kirchlichen Gemeinſchaft, ſo läßt ſich gegen die Zuläſſigkeit der Kirchenſtrafen nichts einwenden, da jede Geſellſchaft die unbeſtrittene Befugniß hat, denen, die ihre Geſetze übertreten, den Genuß der ihren Mitgliedern zuſtehenden Rechte zu verſagen. Erſtrecken ſie ſich aber auch auf den Verluſt der bürgerlichen Rechte, ſo müſſen ſie als ein Mißbrauch der kirchlichen Gewalt betrachtet werden. So war es z. B. ein widerrechtliches Verfahren, wenn die katholiſche Kirche die Häretiker mit dem Tode oder mit Gefängniß beſtrafte, da es hingegen ein völlig rechtliches Verfahren iſt, wenn die proteſtantiſche Kirche Selbſtmördern oder Perſonen, welche ſchon lange der Theilnahme an dem Gottesdienſte und der Abendmahlsfeier ſich entzogen haben, ein Begräbniß nach chriſtlichen Gebräuchen und eine Ruheſtätte an dem Orte verſagt, wo ihre Mitglieder begraben werden. N.

Kirchenväter ſind die Lehrer und Schriftſteller der alten Kirche, welche nach den Apoſteln und apoſtoliſchen Vätern (ſo nennt man die unmittelbaren Schüler der Apoſtel), mithin vom zweiten Jahrhundert an bis in das ſechſte Jahrhundert herab blüheten. Von einigen werden aber auch noch die Lehrer und Schriftſteller der folgenden Jahrhunderte bis zu den Scholaſtikern, die mit dem zwölften Jahrhundert anfangen, Kirchenväter genannt. Eine große Zahl ihrer Schriften iſt erhalten und von neuern Gelehrten herausgegeben worden. Die Kenntniß ihres Lebens und ihrer Werke macht den Inhalt einer eigenen Wiſſenſchaft, Patriſtik genannt, aus. Die Kirchenväter führten die griechiſche und römiſche Wiſſenſchaft in das Chriſtenthum ein, und viele von ihnen waren eben ſo geiſtvolle und originelle als gelehrte Männer. Die meiſten der frühern Kirchenväter waren, ehe ſie ſich zum Chriſtenthum wendeten, Rhetoren und Sachwalter geweſen, woraus manche Eigen-

thümlichkeiten ihrer Diſputirmethode ſowohl, als ihres Vortrags erklärbar werden. Ihre Schriften beſchäftigen ſich entweder mit der Vertheidigung der chriſtlichen Religion und der Geſellſchaft der Chriſten oder der Beſtreitung des Heiden- und Judenthums, oder mit der Erklärung der heiligen Bücher, oder mit der Darſtellung der Glaubens- und Sittenlehre, oder mit der Geſchichte des Chriſtenthums und der chriſtlichen Kirche, oder mit der Beſtreitung der Häretiker, oder mit dem Unterrichte und der Erbauung des Volkes, und ſind daher entweder apologiſchen, oder exegetiſchen, oder dogmatiſchen, oder moraliſchen, oder hiſtoriſchen, oder polemiſchen, oder endlich aſcetiſchen Inhalts. Die Kirchenväter theilen ſich in 2 Hauptclaſſen, in die griechiſchen und in die lateiniſchen. Die berühmteſten unter den griechiſchen ſind Clemens von Alexandrien, welcher zuerſt über das Chriſtenthum philoſophirte; Origenes, ausgezeichnet als Apologet, Exeget und Homilet; Euſebius, welcher die erſte Geſchichte der chriſtlichen Kirche ſchrieb; Athanaſius, welcher auf die Bildung des Lehrbegriffs entſchiedenen Einfluß hatte, und Chryſoſtomus, der bewundertſte Kanzelredner der alten Kirche. Die merkwürdigſten lateiniſchen Kirchenväter aber ſind Tertullian, einer der originellſten Schriftſteller; Auguſtin, ebenfalls ein Mann von originellem Geiſte, welcher das Orakel der abendländiſchen Kirche ward; Ambroſius, welcher ſich als Kanzelredner auszeichnete, und Hieronymus, welcher zwar viel Gelehrſamkeit beſaß, und beſonders ein glücklicher Erklärer der heil. Schriften war, aber auch den Fortgang des Aberglaubens und namentlich die Bewunderung des eheloſen Lebens und die Entſagung der Welt in den Abendländern beförderte. N.

Kirchenzucht, die, begreift die Zwangsanſtalten, durch welche eine kirchliche Geſellſchaft das Anſehen ihrer Geſetze aufrecht erhält. Die Kirchenzucht wird auch kirchliche Disciplin genannt. Ueber die Rechtmäßigkeit der Kirchenzucht und die Grenzen derſelben iſt in dem Artikel: Kirchenſtrafen, das Nöthige bemerkt worden. N.

Kirchweihe iſt die Religionshandlung, durch welche eine neuerbaute, oder ihrer Beſtimmung eine Zeitlang entzogene Kirche dem gottesdienſtlichen Gebrauche feierlich gewidmet wird. Die Sitte, die Kirchen zu weihen, entſtand ſeit dem vierten Jahrhunderte. Bei den Katholiken pflegen die Biſchöffe, bei den Proteſtanten die Superintendenten die Weihung der Kirche zu vollziehen. In der alten Kirche ſchon ward der Tag der Kirchweihe als ein Feſt gefeiert, welche Sitte bis auf dieſen Tag in einem großen Theile der chriſtlichen Welt herrſcht. Man pflegt dies Feſt das Kirchweihfeſt, auch die Kirchmeſſe, und im gemeinen Leben, in wie fern man beſonders die an dieſem Feſttage gewöhnlichen Luſtbarkeiten andeuten will, die Kirmſe zu nennen. N.

Kirchenmuſik iſt unſtreitig bei den Griechen ſowohl, wie bei den Neuern, der erſte Urſprung jeglicher Muſik geweſen. Wann die religiöſen Gefühle nun nach und nach anfingen, ſich nicht etwa bloß mechaniſch, ſondern nach einem gewiſſen, vorher überdachten Plane, als künſtleriſch, zu äußern, bei welcher Gelegenheit konnte dieß füglicher und zweckmäßiger geſchehen, als bei gottesdienſtlichen Handlungen, wo die Seele am erſten geneigt ſeyn mußte, ihre Empfindungen theils mit mehr Entzückung, theils auch mit dem Beſtreben einer möglichſt äußern Zweckmäßigkeit zu erkennen zu geben. So wiſſen wir ganz beſtimmt, daß die dramatiſche, und vielleicht auch jegliche poetiſche Kunſt der Griechen, der Feier des Bacchusfeſtes ihren Urſprung zu verdanken hatte, mit welcher Feier gleichfalls dasjenige verbunden war, was wir bei den Griechen Muſik zu nennen pflegen. Wenn nur irgend die Seele

zu poetiſchen oder überhaupt zu künſtleriſchen, Beſtrebungen geneigt iſt, wo wäre ſie im Stande, dieſe Beſtrebungen, wie geſagt, zweckmäßiger an den Tag zu legen, als eben bei gottesdienſtlichen Handlungen? Und dieß iſt denn auch wirklich der Fall geweſen. So wie im Allgemeinen jede Kunſt, ſo hat beſonders die Muſik der Neuern, das heißt diejenige, welche wir jetzt haben, dem Wachsthume und den Fortſchritten des Katholicismus nicht allein ihre innere Entſtehung, ſondern auch ihre äußere Unterſtützung zu verdanken: die Kirche war es, die beſonders Muſiker und Maler für ihre Kunſt begeiſterte und ſie zur Ausübung derſelben anfeuerte. Der Uebergang von dem, was bei der Entſtehung des Chriſtenthums noch von der alten ſogenannten griechiſchen Muſik übrig war, zu dem erſten Anfange der neuern Muſik war ſehr natürlich: die Chriſten nahmen nämlich, als es ihnen geſtattet wurde, Kirchen zu bauen, dasjenige, was ſie noch von der theoretiſchen Muſik vorfanden, und legten dieſem ihre Pſalmen und Hymnen unter, welche nun ohne Zeitmaß und Rhythmus (eine nach der Länge oder Kürze der Sylben angemeſſene Eintheilung der Töne) abgeſungen wurden. Hieraus entſtand endlich der Choral, und in ihm finden wir den Urſprung der ganzen neuern Muſik. Er wurde anfangs, wie das natürlich war, einſtimmig geſungen und zwar im Einklange und in Octaven, ſo wie das meiſtentheils auch noch jetzt in unſern lutheriſchen Kirchen der Fall iſt. Es dauerte aber nicht lange, ſo fing man an, das Unangenehme eines Geſanges zu fühlen, in welchem die Stimmen beſtändig Octaven gegen einander machten, ob man gleich das Widrige deſſelben durch die Einführung der Orgeln in etwas gemildert hatte. Endlich fiel man darauf, dieſem Geſange eine einfache, aus keinen Sprüngen beſtehende Grundlage zu geben, damit er einerſeits der Oberſtimme zur Stütze dienen, andrerſeis aber auch dieſelbe in ſeiner freien Bewegung nicht hindern möge. Oberſtimme und Baß waren nun vorhanden; doch merkte man bald, daß die Entfernung beider von einander noch einen Zwiſchenraum übrig laſſe, deſſen Leere, wenn ſie nicht ebenfalls eine unangenehme Wirkung hervorbringen ſollte, nothwendig ausgefüllt werden mußte. Dieß verurſachte die Erfindung der beiden Mittelſtimmen, wodurch nun der vierſtimmige Geſang vollendet wurde. Die Hauptſtimme, d. h. die eigentliche Melodie, in welcher der Choral enthalten war, hieß von nun an canto firmo (franz. plein chant, der feſtſtehende Geſang), weil er niemals verändert wurde, dahingegen man die drei untern Stimmen, nach Befinden der Umſtände, und ſo wie man Luſt dazu hatte, ſehr oft veränderte: denn jede Hauptſtimme kann eine unendliche Mannichfaltigkeit in den begleitenden Stimmen vertragen. Hierbei iſt nur zu bemerken, daß die Oberſtimme, oder der canto firmo, dann und wann auch in die Unterſtimmen verlegt wurde, ja, daß die alten Lehrer der Muſik die Unterlegung des canto firmo in die Unterſtimmen ſogar als Geſetz vorſchrieben. Bald fieng man auch an, die urſprüngliche Einfachheit dieſes Choralgeſanges für zu beſchränkt zu halten, und ſo wurden theils dieſe Melodieen ſelbſt, theils auch ihre Unterſtimmen vielfach erweitert, verändert und mit neuen Ausſchmückungen verſehen, woraus der ſogenannte figurirte Geſang entſtand, der nun ſpäterhin durch den Mißbrauch, der mit demſelben getrieben wurde, ausartete, daß wir jetzt oft den Kirchenſtyl von dem Opernſtyle nicht mehr zu unterſcheiden vermögen. In dieſem Zuſtande blieb die Kirchenmuſik eine lange Zeit, bis man endlich, geleitet von dem natürlichen Triebe der menſchlichen Natur zu immerwährender Abwechſelung, auf den Gedanken verfiel, den bloß von Menſchenſtimmen geſungenen

und allein von der Orgel begleiteten Choral auch von andern muſikaliſchen Inſtrumenten, die nach und nach erfunden waren, begleiten zu laſſen. Hiermit war der Erweiterung der Kirchenmuſik ein weites Feld eröffnet: denn der Geſang ſelbſt ward, um demſelben mehr Mannichfaltigkeit zu geben, immer größern Veränderungen und Abwechſelungen unterworfen. Man behandelte einige Strophen als Chöre, wo man den einſtimmigen Geſang beibehielt; andere ließ man nur, als Solo von einem Sänger, wieder andere als Duette von zwei Sängern u. ſ. w. ſingen; wieder einige wurden, wie vorher, choralmäßig, andere durchgehends als Fugen geſetzt. In der römiſch-katholiſchen Kirche hat die Kirchenmuſik ihre beſtimmten und feſtgeſetzten poetiſchen Formen, welche man mit dem Worte Meſſe belegt, die unverändert beibehalten werden, und welcher ſich auch die Componiſten bei ihren Productionen anſchließen müſſen; bei den Proteſtanten hingegen haben ſich Dichter und Tonſetzer neue Formen erlaubt, wodurch natürlich der proteſtantiſche Kirchenſtyl, eben weil er eines feſtſtehenden Geſetzes ermangelte, in Willkührlichkeit ausarten mußte, welche durch die Cantate, wie durch das Oratorium, in welchen beiden man die Kirchenmuſik wirklich dramatiſch zu behandeln angefangen hat, noch vermehrt worden, und in den ausſchweifenden Geſchmack der Opernmuſik übergegangen iſt. Ueber die Setzart, wie ſie in äſthetiſcher Hinſicht in der Kirchenmuſik ausgeübt werden müßte, können wir hier nur noch folgendes herſetzen. Da es der Charakter derſelben iſt, daß in ihr irgend ein religiöſes Gefühl ausgedrückt werden ſoll, welches Feierlichkeit und Andacht erwecke und bei der öffentlichen Gottesverehrung die Herzen der Zuhörer in eine heilige Stimmung verſetze; ſo folgt daraus, daß die Compoſition einer ſolchen Muſik etwas Ernſthaftes, Feierliches und Erhabenes offenbare und aller Künſteleien, Figuren, Zierrathen und Läufe, die allein dazu gemacht ſind, daß Sänger und Spieler ihre mechaniſche Fertigkeit zeigen können, durchaus entbehren muß. Vornemlich ſoll in den tiefen Stimmen die allzugroße Geſchwindigkeit vermieden werden, weil ſie in den Kirchen ſehr nachhallen und durch eine ſchnelle Folge tiefer Töne alle Harmonie verwirrt werden würde. Darum erfordert die Kirchenmuſik nicht nur einen ſehr ſtarken Harmoniker, ſondern auch zugleich einen Mann von reifer Ueberlegung und richtigem Gefühle, damit die Einheit des ernſten, erhabenſten Gefühls nicht durch ein Gemiſch von Feierlichkeit und Ueppigkeit und vom Ernſten und Scherzhaften, geſtört und an die Stelle der ernſthaften Empfindungen und Nüancirung von Aufſendingen geſetzt werde. Pq.

Kirchenſtaat hat ſeine erſte und urſprüngliche Begründung in der Schenkung, welche 754 der König der Franken, Pipin, Stephan II., dem Biſchoff von Rom, mit den Beſitzungen machte, welche früherhin die Longobarden dem Exarchate entriſſen hatten, und gegen welche Stephan II. den König Pipin zu Hülfe gerufen hatte. Carl der Große erneuerte 774 die Schenkung und erhielt dafür zur Dankbarkeit 800 von Leo III. die römiſche Kaiſerwürde. Die conſequente Politik der Päpſte erzog ſich, durch die Begünſtigung der Normänner in Unteritalien, in dieſen kräftige Vertheidiger ihres Stuhls, welchem darauf die Normänner den Lehnseid leiſteten. Die künſtliche Begründung des Papſtthums gedieh 1075 unter Gregor VII. zur höchſten Vollendung. Die Kreuzzüge, welche 1096 begannen, förderten die Abſichten des römiſchen Stuhls im Anfange mehr als im Fortgange. Die mathildiſche Erbſchaft vergrößerte die Macht der Päpſte und ſie behielten ſie, ſo oft auch von den Deutſchen der Verſuch gemacht wurde,

ſie ihnen zu entreißen. Der päpſtliche Stuhl befreiete ſich von ſeinen gefährlichen Nachbarn aus dem Hohenſtauſiſchen Stamme in der normänniſchen Herrſchaft dadurch, daß er 1265 das Haus Anjou auf den Thron derſelben rief. Die ungezähmte Herrſchſucht der Päpſte, verbunden mit ihrem regelloſen Wandel, erregten am Ende die Unzufriedenheit und innern Kämpfe der Römer gegen den päpſtlichen Stuhl, und die Päpſte ſelbſt ſahen ſich genöthigt, von 1360 bis 1378 ihre Reſidenz nach Avignon zu verlegen, welches Clemens VI. 1348 von Johanne, Königin von Neapel und Gräfin von Provence gekauft hatte. Da nun auch die unter dem Einfluße des franzöſiſchen Königs ſtehenden Päpſte ſelten oder nie die Zuſtimmung der Römer und Deutſchen erhielten; ſo entſtand daraus die Wahl mehrerer Gegenpäpſte, in deren Kämpfen mit einander weder der Kirche, noch des Staats allgemeines Beſte gefördert wurde. Die Rückkehr der Päpſte nach Rom war, obgleich die deutſchen Kirchenverſammlungen oft eine nachdrückliche Sprache führten, der Vergrößerung der päpſtlichen Beſitzungen nicht anders als ſehr vortheilhaft. Julius II. brachte 1513 den Staat von Bologna und 1532 von Ancona an ſich. Die Venetianer mußten Ravenna abtreten; Ferrara wurde 1598 der modeneſiſchen Erbſchaft entriſſen und Urbino von ſeinem letzten Herzoge Franz Maria, aus dem Hauſe Navarra, dem päpſtlichen Stuhle vermacht. Jetzt zum höchſten Gipfel der weltlichen und geiſtlichen Macht erhoben, verloren die Päpſte von 1517 an durch den ſchnellen und großen Fortgang der Reformation einen großen Theil ihres zeitigen und geiſtlichen Einflußes. Sixtus V. weiſe Oekonomie gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſteuerte dem Uebel; aber die Verſchwendung und der Nepotismus der folgenden Päpſte offenbarten wiederum zu verderbliche Uebel. Clemens XIV. (Ganganelli) ſah ſich genöthigt, 1773 den Jeſuiterorden aufzuheben. In den neuern Zeiten gab Neapel 1788 ſeine alten Verbindlichkeiten gegen den päpſtlichen Stuhl auf, und ſelbſt die Reiſe Pius VI. konnte 1782 die großen Veränderungen nicht aufhalten, welche Joſeph II. in den geiſtlichen Angelegenheiten unternahm. Durch das Waffenglück der Franzoſen in Italien gezwungen, ſah ſich der Papſt im Frieden von Tolentino am 13. Febr. 1797 gezwungen, Avignon an Frankreich, und Romagna, Bologna, Ferrara an die ciſalpiniſche Republik abzutreten. Ein Aufſtand in Rom gegen die Franzoſen am 28. Dec. 1797 veranlaßte am 10. Febr. 1798 die Einnahme Roms und die Erklärung des Kirchenſtaats zur römiſchen Republik, und Pius VI. ward nach Frankreich abgeführt, wo er am 9. Aug. 1799 zu Valence ſtarb. Die Siege der Ruſſen und Oeſterreicher in Italien begünſtigten die neue Papſtwahl Pius VII. (Chiaramonti) am 14. März 1800, welcher alsdann unter dem Schutze der öſterreichiſchen Waffen von Rom wiederum Beſitz nahm. Durch das Concordat, welches er am 15. Jul. 1801 mit dem erſten Conſul der franzöſiſchen Republik, Bonaparte, abſchloß, ging dem päpſtlichen Stuhle abermals ein großer Theil ſeiner noch übrigen weltlichen Macht verloren. Aber 1808 erfolgten an den heiligen Vater neue Zumuthungen und Foderungen. (S. d. A. Pius VII.) Der Papſt weigerte ſich. Da rückte 1808 den 2. Febr. ein franzöſiſches Corps von 8000 Mann in Rom ein; und da auch jetzt noch der Papſt widerſtrebte, wurde ihm am 3. April erklärt, daß Frankreich mit dem Papſte im Kriege ſey, und die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino wurden dem Königreiche Italien einverleibt; dem Papſte blieb faſt nur das Gebiet von Rom. Ein Decret vom 17. Mai 1809 vernichtete endlich den Kirchenſtaat ganz. Die noch übrigen Beſitzun-

gen des Papſtes wurden zu Frankreich geſchlagen und dem Papſte, deſſen geiſtl. Hoheit feſt dauern ſollte, 2 Mill. Franken jährlich angewieſen. Der Papſt wurde nach Frankreich abgeführt, und daſelbſt in Gefangenſchaft gehalten, bis ihm die Ereigniße des Jahrs 1814 erlaubten, wieder nach Rom zurück zu kehren, und von ſeinen Staaten Beſitz zu nehmen. Der Kirchenſtaat (Stato della Chiesa) wurde vor der franzöſiſchen Revolution in folgende zwölf Provinzen eingetheilt: das Gebiet von Bologna, das Herzogthum Ferrara, Romagna, das Herzogthum Urbino, Ancona, Spoleto, Perugino, Orvieto, das Herzogthum Caſtro, das Patrimonium Petri, Sabina und Campagna di Roma. Nach dem neuen Organiſationsplane von 1826 beſteht nun der Kirchenſtaat (auſſer den Diſtricten von Rom, Tivoli und Subiaco), in 17 Delegationen. Folgendes ſind ihre Namen und Bevölkerung: Froſinone 159,769 E. Rieti 65,734 E. Viterbo 114,488. Civita Vecchia 19,266 E. Perugia 181,542 E. Spoleto 102,053 E. Camerino 31,136 E. Macerata 197,313 E. Fermo 77,089 E. Ascali 69,058 E. Ancona 147,355 E. Urbino und Peſaro 198,145 E. Forli 150,933 E. Ravenna 123,767 E. Bologna 280,701 E. Ferrara 170,727 E. Benevento 20,184 E. Hierzu die Diſtricte von Rom, Tivoli und Subiaco mit 245,459 E. macht eine Totalbevölkerung von 2,354,719 Seelen. Die Delegationen ſind von 3 verſchiedenen Claſſen; fünf Urbino und Peſaro, Ravenna, Forli, Bologna und Ferrara von der erſten; ſieben Froſinone, Viterbo, Perugia, Spoleto, Macerata, Fermo und Ancona von der zweyten; und fünf Rieti, Civita Vecchia, Camerino, Ascali und Benevento von der dritten Claſſe. Wenn zur Regierung einer von den Delegationen erſter Claſſe ein Cardinal beſtimmt wird, führt ſie den Namen Legation, und der Cardinal genießt den Titel und die Ehren eines Legaten, mit allen den beſondern Vorrechten, welche ihm durch beſondere Breven verliehen werden. Jede Delegation iſt in Gubernien erſten und zweiten Ranges eingetheilt. Der Kirchenſtaat begreift eine Fläche von 800 geogr. Q. M. und liegt mitten in Italien, zwiſchen dem Lombardiſch-Venetianiſchen Königreiche, dem Königreiche Neapel, und dem toscaniſchen und adriatiſchen Meere. Nur die Delegation Benevento iſt davon abgeſondert und ganz vom Neapolitaniſchen Gebiete umfangen. Die Appeninen ziehen ſich mitten durch das Land; die merkwürdigſten Flüſſe ſind der Tiber und der Po. Man berechnete die Einkünfte des Papſtes vor der franz. Revolution auf 10 Mill. Gulden, welche Summe aber um viel vermindert worden iſt, da nicht nur die meiſten auswärtigen Quellen verſiegt ſind, ſondern auch die langen Kriege, Occupationen und politiſchen Umkehrungen den Kirchenſtaat auf einen ſehr tiefen Grad von Verarmung und Hülfloſigkeit herabgebracht haben. Das Uebel mußte hier um ſo verderblicher eingreifen, da durch die ſchlechte Staatsverwaltung und die Trägheit der Einwohner zuvor ſchon aller Wohlſtand vernichtet war. Zwar hat die neue päpſtliche Regierung mehrere zweckmäßige Anſtalten getroffen, um die vorher äuſſerſt vernachläſſigte Polizei zu verbeſſern, und die Gewerbsthätigkeit zu beleben, und in dieſem Sinne ſelbſt mehrere von den Franzoſen gemachte gute Anordnungen erhalten und beſtätigt; aber das Verderbniß iſt zu groß und zu allgemein, als daß ein ſchneller Erfolg von dieſen löblichen Bemühungen erwartet werden dürfte. Die Producte des Landes ſind: alle Arten von Getraide, feines Obſt, Pomeranzen, Citronen, Feigen, Datteln ꝛc., viel Oel, gute Weine und Maulbeerbäume zur Cultur der Seide. Die Berge enthalten reiche, nicht hinlänglich benutzte Waldungen, auch ſchönen Marmor; Spuren

von Metallen finden ſich an mehrern Stellen, aber den eigentlichen Bergbau kennt man daſelbſt nicht. Die Cultur des Rindviehes und der Schaafe wird ziemlich ſorgfältig betrieben. Der Ackerbau iſt vernachläßigt; die Manufacturen ſind von keinem Belange. — Avignon, mit Venaiſſin (ſ. d. A. Avignon), dieſer alte Beſitz der römiſchen Kathedrale, iſt durch den Pariſer Frieden von 1814 für immer Frankreich zuerkannt worden.

Kircher (Athanaſius) ein Jeſuit aus Fulda, ein guter Mathematiker und gründlicher Gelehrter, war Profeſſor zu Würzburg, als die Waffen der Schweden die Ruhe, welche er daſelbſt genoß, unterbrachen. Dieß veranlaßte ihn, ſich nach Frankreich zu begeben, woſelbſt er mit dem P. Maignan Streit bekam, darauf nach Avignon und von dort nach Rom ging und daſelbſt 1680 in einem Alter von neun und ſiebenzig Jahren ſtarb. Nur erſt mit dem Leben hörte Kircher auf zu ſchreiben. Seine vorzüglichſten Werke ſind folgende: Praelusiones magneticae. Romae, 1654 (1658), in fol. Ars magna lucis et umbrae. Romae, 1646. 2 Vol. in fol. Primitiae gnomonicae catropticae. In 4to. Musurgia universalis, 1650, in fol. 2 Vol. Obeliscus Pamphilius, 1650, in fol. Obeliscus Aegyptiacus, in fol. Oedipus Aegyptiacus. Romae, 1652 — 1654. 4 Vol. in fol. Dieß Werk enthält die Erklärung einer großen Anzahl von Hieroglyphen, wie man ſie von einem Gelehrten erwarten konnte, der eine ganz eigene Anſicht der Dinge hatte. Dieß Buch iſt ſelten. Iter exaltaticum coeleste, sive Mundi opificium quo coeli siderumque natura, vires et structura exponuntur. Romae, 1656, in 4to. Hierauf ließ er im folgenden Jahre drucken: Iter extaticum terrestre, in 4to, in welchem Werke er die Geſtalt der Erdkugel beſchreibt. Mundus subterraneus. Amstelod. 1678, in fol. 2 Vol. China illustrata. Amstelod. 1667, in fol. Dieß Werk iſt in das Franzöſiſche überſetzt worden. Arca Noë; in fol. Turris Babel, in fol. Amstelod. 1679. Dieſes ungewöhnliche und ſeltſame Werk handelt von der Bauart des Thurms zu Babel und von der Zerſtreuung der Nationen. Phonurgia nova, de prodigiosis sonorum effectibus, et sermocinatione per machinas sono animatas, 1673, in fol. Ars magna sciendi, 1669, in fol. Dieß Werk enthält mehr geſuchte Subtilitäten, als wahre nützliche Nachforſchungen. Uebrigens iſt es mit einer ſolchen Menge mühſam errungener Combinationen und Speculationen angefüllt, daß es geeigneter iſt, von den Wiſſenſchaften abzuſchrecken, als dazu einzuladen. Polygraphia, seu artificium linguarum, quocum omnibus totius mundi populis poterit quis correspondere, 1663, in fol. Scrutinium physico-medicum contagiosae luis. Lips. 1671, mit einer Vorrede von Langius. Dieß iſt eine Abhandlung über die Peſt, welche ſehr kenntnißreich und gut geſchrieben iſt. Mundus magnus, in fto, in welchem Werke die Idee einer allgemein anziehenden Kraft dargeſtellt wird. Magia Catoptrica, in welcher von den Spiegeln des Archimedes und des Büffon gehandelt wird. Dieß Werk enthält in der That nicht die einzige Idee, welche er den neuern Phyſikern an die Hand gegeben hat. Im Gegentheile iſt es ihm gelungen, auf mehrere Erfahrungen, die man nach ihm gemacht hat, vorzubereiten. Nur gereichte ihm zum Schaden, daß er mit wahren und gegründeten Meinungen die Vorurtheile ſeiner Zeit und ſeine eigene zuſammenſtellte. Latium, id est Nova et parallela Latii, tum novi, Descriptio, 1671. in fol., ein Werk, welches ſehr gelehrt iſt und viele Nachforſchungen gekoſtet hat, aber doch mehr Sonderbares als Erſchöpfendes enthält. Historia Eustachio-

Mariana, de admiranda Eustachii sociorumque vita. Romae, 1665. in 4to, cum fig. Dieſe Lebensbeſchreibung des heiligen Euſtachius iſt ein ſehr ſeltenes Werk, welches man oft in den größten Bibliotheken vergebens ſucht. — Alle Schriften des Paters Kircher verrathen eine tiefe, erſchöpfende Gelehrſamkeit, machen ſich aber auch durch die Sonderbarkeiten, welche darin auf einander gehäuft ſind, bemerkenswerth: der Verfaſſer derſelben war, mit einem Worte, ein Seher. Nichts ging bei ihm über den Wunſch, Sachen zu entdecken, die vor ihm noch nicht da geweſen waren, wobei es ihm jedoch ſehr gleichgültig war, ob ſie etwas Nützliches enthielten, oder auch nur auf den abgehandelten Gegenſtand Beziehung hatten, oder nicht. Alles, was den Stempel des Alterthums trug, hatte eine gewiſſe Heiligkeit in ſeinen Augen. Dieß gab Veranlaſſung zu einigen artigen Auftritten. Man erzählt nämlich, einige junge Leute, welche ſich auf ſeine Unkoſten luſtig machen wollten, hätten auf einen unförmigen Stein mehrere phantaſtiſche Figuren eingegraben und dieſen an einem Orte vergraben laſſen, wo Kircher, wie ſie wußten, in kurzem bauen laſſen wollte. In der That fing man auch an, nach einiger Zeit auf dieſer Stelle zu graben; der Stein wurde gefunden und als eine große Merkwürdigkeit zu Kircher getragen. Dieſer, der von dem Funde bezaubert war, beſchäftigte ſich nun eifrigſt damit, die Charactere, welche auf demſelben enthalten waren, zu erklären, und glaubte, nach einer ungeheuern Anſtrengung, endlich damit zu Stande gekommen zu ſeyn. Ein andermal überreichte ihm einer ſeiner Freunde ein Stück chineſiſches Papier, auf welches dieſer einige Charactere, die dem Pater Kircher anfangs ganz unerklärbar ſchienen, geſchrieben hatte. Nachdem Kircher viele Tage und Nächte auf die Erklärung dieſer Charactere verwandt hatte, und dennoch damit nicht zu Stande kommen konnte, löſte ihm ſein Freund das Räthſel dieſes Betruges. Es waren nämlich verkehrt geſchriebene lombardiſche Charactere, welche Kircher, nachdem er ſie vor den Spiegel gehalten hatte, mit leichter Mühe las. Jedoch ſoll dieſe Anecdote erfunden ſeyn und folgender factiſchen Begebenheit ihren Urſprung zu verdanken haben. Der Pater Caſpar Schott erzählt, daß, als er zu Rom mit Kircher den gemeinſchaftlichen Studien obgelegen, ein dortiger Alterthumsforſcher demſelben ein ſehr altes Papier geſandt habe, welches in einem alten Schloſſe gefunden worden war. Dieſes Papier enthielt Charaktere, welche bis dahin niemand hatte erklären können. Kaum aber waren ſie Kirchern zu Geſichte gekommen, als ſie dieſer ſogleich ohne Anſtoß las und ſie auch den Umſtehenden zu leſen gab. Sie waren nämlich von der linken zur rechten Hand geſchrieben. Dieſes Factum, welches von einem Augenzeugen erzählt wird, hat ohne Zweifel zu der vorigen Anecdote Veranlaſſung gegeben. Kircher hinterließ ein Antiquitäten- und Modell-Cabinet, welches von Bonnani (Rom, 1709) eigends beſchrieben worden iſt. Er wird übrigens für einen der ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit, ſo wie für einen der fruchtbarſten Schriftſteller der Geſellſchaft, zu welcher er gehörte, mit Recht gehalten. Er beſaß ein ungemeines Wiſſen in der Philoſophie, Mathematik, Phyſik, Kosmographie, Naturgeſchichte, Philologie, Geſchichte und Alterthumskunde. Er hatte Alles ſtudirt und ſchrieb über Alles. Seit dem Jahre 1631 bis 1677 rechnet man, daß er drei und dreißig verſchiedene Werke, welche, größtentheils in Folio, 40 Bände ausmachen, geſchrieben hat. Jetzt iſt es ſehr ſchwierig geworden, die zahlreiche Sammlung ſeiner Werke vollſtändig zu machen. Glücklicherweiſe aber können mehre-

re derſelben unter die Anzahl der Bücher gerechnet werden, welche man merkwürdig nennt, die aber niemand lieſt, weil ſie nichts Leſenswerthes enthalten. Dazu gehören alle diejenigen Schriften Kirchers, die von den Wiſſenſchaften im Allgemeinen handeln, in welchen die wenigen ſinnreichen Anſichten und intereſſanten Data, die darin angetroffen werden, nur ſelten für den Wuſt ſchlechter phyſikaliſcher Erklärungen, worin ſie faſt wie erſäuft ſind, zu entſchädigen vermögen. Weit ſchätzungswerther ſind ſeine Werke über die Alterthumskunde, von welchen wir jedoch ſeine Turris babel, ſo wie ſeine Arca Noë ausnehmen wollen, weil der Geiſt der Kritik, der heut zu Tage in dem Studium und den Unterſuchungen der Antiquitäten herrſcht, alle jene frömmelnde Anſichten zur Vergeſſenheit verdammt hat. Aber wir erwähnen mit Achtung ſeines Latium, ſeines Oedipus Aegyptiacus und anderer dergleichen Werke. Doch haben auch dieſe Schriften bei weitem dasjenige Zutrauen nicht erregt, welches die großen Bemühungen und die ausgebreitete Gelehrſamkeit ihres Verfaſſers denſelben hätte verſchaffen müſſen.

Kirchgeßner (Mariane) ward 1770 zu Bruchſal (nach einigen zu Waghäuſel) geboren, und verrieth ſchon als Kind ihr großes Talent für die Muſik, welches durch den Verluſt ihres Geſichts, den ſie bereits im vierten Jahre durch bösartige Blattern erlitt, eher zugenommen, als ſich vermindert zu haben ſchien. In einem Alter von ſechs Jahren ſpielte ſie bereits das Clavier mit Fertigkeit und Ausdruck. Sie ward darauf von dem badiſchen Capellmeiſter Schmittbaur zu Carlsruhe in der Muſik, und beſonders auf der Harmonica, unterrichtet, auf welcher ſie bereits in ihrem zehnten Jahre ſo außerordentliche Fortſchritte gemacht hatte, daß ſie ſich öffentlich, unter allgemeiner Bewunderung, hören laſſen konnte. In Geſellſchaft des Raths Boßler machte ſie nun zu Anfange des J. 1791 eine Reiſe durch ganz Deutſchland, wo ihr allenthalben der enthuſiaſtiſchſte Beifall zu Theil wurde, und begab ſich darauf 1794 nach London. Ihr dortiger dreijähriger Aufenthalt war ihr nicht nur, außer der Vervollkommnung ihrer Kunſt, zur Erfindung einer Harmonica mit Reſonanzboden nützlich; ſondern ihr ward auch daſelbſt das Glück, einen Theil ihres Geſichts wiederzuerhalten. Zu Anfange des Novembers 1796 ging ſie über Deutſchland nach Copenhagen, von wo ſie ſich, abermals über Deutſchland, nach Petersburg begab, und dann, nachdem ihr in allen dieſen Ländern gerechter Beifall und verdienter Lohn geworden war, Gohlis, nahe bei Leipzig, zu ihrem Wohnorte wählte. Im J. 1801 machte ſie eine Reiſe in ihr Vaterland, und dann nach Paris, von wo ſie abermals nach Gohlis zurückkehrte, und daſelbſt in Geſellſchaft des Raths Boßler bis 1808 lebte. In dieſem Jahre unternahm ſie eine neue Reiſe in ihr Vaterland, wo ſie jedoch zu Schaffhauſen von einem Bruſtfieber befallen wurde, an welchem ſie daſelbſt am 9. Dec. in ihrem 38ſten Jahre ſtarb.

Kirgiſen (**Kirgis-Kaiſaken**) nennen ſich ſelber Sara-Kaiſaki (Steppenkoſaken). Den Namen Kirgiſen haben ſie wahrſcheinlich von irgend einem Stifter ihrer Horde. Man hält ſie gewöhnlich für Nachkommen der älteſten Mongolen, die anfänglich in der Nähe der chineſiſchen Mauer gewohnt haben, und bei der allgemeinen Wanderung mongoliſcher Stämme, in weſtlichere Gegenden gezogen ſind. Als man zur Zeit der ruſſiſchen Eroberung Sibiriens zuerſt von dieſem Volke etwas vernahm, nomadiſirten die Kirgiſen in der Gegend des obern Jeniſei, und wurden dann zugleich mit den Barabinzen dem ruſ-

ſiſchen Reiche unterwürfig. Seit der Zeit haben ſie ſich als ein ſehr unruhiges, treuloſes, wankelmüthiges und gefährliches Volk bekannt gemacht. Jetzt bewohnen ſie die ungeheure Wüſte zwiſchen dem Ural und Irtiſch, welche von den Ruſſen die kirgiſiſche Steppe genannt wird. Dieſe Wüſte grenzt weſtlich an das kaspiſche Meer und die Statthalterſchaft Caucaſien, nördlich an die ufaiſche und tobolskiſche, und öſtlich an die coliwaniſche Statthalterſchaft. So lange die Kirgiſen bekannt ſind, haben ſie ſich ſtets in die große, mittlere und kleine Horde getheilt. Die erſte iſt noch jetzt, wegen ihrer Tapferkeit und wegen der unzugänglichen Gebirge, in welchen ſie wohnen, unabhängig; die mittlere und kleine Horde erkennen ſeit 1731 die ruſſiſche Schutzherrſchaft, haben ſich aber ſeit dieſer Zeit immer noch als treuloſe Bundesgenoſſen und als ein ſehr räuberiſches Volk gezeigt, weshalb auch längs den Grenzflüſſen Linien von kleinen Feſtungen gegen ſie angelegt ſind. Man ſchätzt die mittlere und die kleine Horde jede auf 30,000 Kibitken, oder Familien; wahrſcheinlich ſind ſie jedoch weit ſtärker.

Kirnberger (Johann Philipp), Kapellmuſikus der Prinzeſſin Amalie von Preußen, wurde am 24. April 1721 zu Saalfeld im Thüringiſchen geboren. Nachdem er hier die erſten Anfangsgründe der Violine und des Claviers gelernt hatte, nahm er Unterricht bei dem berühmten Organiſten Kellner zu Gräfenrode, ebenfalls im Thüringiſchen. Im J. 1738 begab er ſich nach Sondershauſen, wo er unter Anleitung des Kammermuſikus Meis die Geige zu ſtudiren begann. Hier nutzte er jede Gelegenheit, die ſich ihm darbot, ſeinen Geſchmack zu bilden, hörte unausgeſetzt die Capelle des Fürſten, und ſuchte ſich mit der Spielart des Organiſten Gerber, deſſen Bekanntſchaft er fleißig ſuchte, vertraut zu machen. Gerber, ein Schüler von Bach, hatte ihm dieſen großen Componiſten ſo ausnehmend gerühmt, daß Kirnberger der Luſt, nach Dresden zu gehen, und dort die Bekanntſchaft deſſelben in eigner Perſon zu machen, nicht widerſtehen konnte. Er führte dieſes Vornehmen im J. 1739 aus, und genoß in Dresden während zweier Jahre ſowohl auf dem Claviere, als in der Compoſition, den Unterricht jenes großen Meiſters. Im J. 1751 ſtudirte er noch unter der Anführung des königlichen Kammermuſikus Fickler die Geige. Von dort begab er ſich nach Berlin, und trat daſelbſt als Violiniſt in die Capelle des Königs, welche er aber 1754, mit Zuſtimmung deſſelben, wieder verließ, um Kammermuſikus des Markgrafen Heinrich zu werden. Auch dieſe Stelle gab er kurze Zeit nachher wieder auf, und ging als Kammermuſikus in die Dienſte der Prinzeſſin Amalie. Hier ſtarb er in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli 1783 nach einer langen und ſchmerzhaften Krankheit. In den letzten 20 Jahren ſeines Lebens beſchäftigte er ſich blos mit der Theorie der Kunſt, ob es ihm gleich zur practiſchen Ausführung weder an Geſchicklichkeit, noch an Geſchmack gebrach. Seine theoretiſchen Werke heißen: Conſtruction der gleichſchwebenden Temperatur, 1760; die Kunſt des reinen Satzes, 2 Thle., 1774; die wahren Grundſätze zum Gebrauche der Harmonie, 1773 (welches Werk jedoch nicht von ihm, ſondern von Schulz verfaßt ſeyn ſoll); Grundſätze des Generalbaſſes, als erſte Linien zur Compoſition, mit vielen Kupfern 1781; Gedanken über die beſondern Lehrarten der Compoſition, 1782; Anleitung zur Singcompoſition, mit Oden in verſchiedenen Sylbenmaaßen, Berlin 1782. Außerdem hat er die meiſten muſikaliſchen Artikel verfaßt, welche in dem erſten Bande der ſulzeriſchen Theorie der ſchönen Künſte befindlich ſind. Auch iſt hier, unter ſeinen Bemühungen um die Harmonie, das von ihm neu erfundene Intervall zu erwähnen, dem

er den Namen J gab. Das Verhältniß deſſelben iſt 4 : 7, oder etwas größer, als die übermäßige Sexte, und etwas kleiner, als die kleine Septime. Er machte nicht allein in einer Flötenſonate von dieſem Intervalle Gebrauch; ſondern veranlaßte auch, daß es einer berliniſchen Orgel, wenn wir nicht irren, in der Garniſonkirche, einverleibt wurde. Da aber nach ihm niemand davon Gebrauch machen wollte, oder konnte; ſo iſt es wieder fortgenommen worden. Daß dieſes Intervall keine bloße nutzloſe Speculation von Kirnberger war, beweiſt der Gebrauch, den in neuern Zeiten Faſch davon zu machen gewußt hat.

Klafter (Faden; Orgyia) iſt ein Holzmaaß, 6 Fuß, oder 3 Ellen lang, und eben ſo breit, ſo weit ein Mann klaftern, d. h. mit ausgeſpannten Armen reichen kann.

Klagen und Einreden. Beide ſind gerichtliche Mittel, ſeine Rechte gegen andere zu verfolgen, und Haupthandlungen der ſtreitenden Theile im bürgerlichen Prozeſſe; und zwar iſt die Klage (actio) dasjenige Rechtsmittel, vermöge deſſen man dem Richter ein von andern beſtrittenes Recht, oder erlittenes Unrecht vorſtellt, und ihn auffordert, daſſelbe als Recht des Klagenden gerichtlich anzuerkennen, und die dadurch begründete Forderung (an den Beklagten) geltend zu machen. Jede Klage ſoll daher eine Geſchichtserzählung, einen Klagepunkt und eine beſtimmte Anzeige der Forderung (Bitte) enthalten. Sie iſt eine mündliche bei Gegenſtänden von geringerm Belange, eine ſchriftliche bei wichtigern Gegenſtanden, und mit ihr beginnt der bürgerliche (Civil-) Prozeß (ſ. d. Art.). Die Schrift, welche die Klage enthält, heißt die Klageſchrift, Libell, auch oft ſelbſt die Klage. Die Klage muß bei dem competenten Richter angebracht werden, d. h. bei demjenigen, deſſen Gerichtsbarkeit ſich ſowohl über den Beklagten, als über den Gegenſtand der Klage erſtreckt. Wer aber die Klage anſtellt (erhebt, führt — der Kläger, actor), muß nicht nur überhaupt die in den Geſetzen beſtimmten Erforderniſſe eines Klägers haben, ſondern öfters ſchon bei Einreichung der Klage ſogleich mit erweiſen, in wiefern ihm ein Unrecht könne geſchehen ſeyn (z. B. wenn er wegen einer Erbſchaft klagt; in welchem Falle er ſein Erbrecht aus dem Teſtamente darthun muß), öfters auch wegen der durch Anſtellung des Prozeſſes verurſachten Koſten Sicherheit leiſten (damit weder der unſchuldig Beklagte, noch der Richter in Nachtheil gerathe). Auch hat die Klage einen beſtimmten Zeitpunct, innerhalb deſſen ſie allein angeſtellt werden kann, und nach deſſen Verluſt ſie als erloſchen betrachtet wird; dieſes nennt man die Verjährung der Klagen. Die Klagen ſelbſt ſind ferner, in Beziehung auf ihren Gegenſtand und Zweck, in Beziehung auf die Art und Weiſe, wie ſie angeſtellt werden (z. B. ordentliche oder außerordentliche — ſummariſche Klagen, in welchen unmittelbar die Hülfe des Richters aufgefordert wird); in Beziehung auf Dauer und Verjährung, ſo wie in Rückſicht auf die Vererbung verſchieden. Hat jemand mehrere Klagen gegen eine und dieſelbe Perſon anzuſtellen, ſo entſteht eine Zuſammenlauf der Klagen, welche entweder einen, oder verſchiedene Gegenſtände betreffen. Die Klage in dem angegebenen (engern) Sinne (im weitern nennt man Klage jedes Rechtsmittel, durch welches man vor Gericht ſein Recht verfolgt) hat überhaupt zum Zweck, die gerichtliche Verurtheilung des Gegners, und eine Veränderung, welche dadurch in den Verhältniſſen der Parteien vorgehen ſoll. Ihr entgegen ſteht die Einrede (exceptio), oder die Einwendung gegen die Klage, welche zur Einlaſſung auf die Klage (ſ. d. Art.) gehört, und den Grund enthält (oft heißt auch dieſer die

Exception), durch welchen ſich der Beklagte gegen den Antrag des Klägers ſchützt. Sie hat mithin den entgegengeſetzten Zweck. Die Einreden ſind verzögerliche (dilatoriſche), welche die Anklage wenigſtens eine Zeit lang abwenden (z. B. wenn ein incompetentes Gericht abgelehnt wird), oder zerſtörliche, welche die Klage ganz unwirkſam machen, oder den Prozeß verhindern; ſchriftliche oder mündliche (nach Beſchaffenheit der Klagen): und es wird dem Beklagten zur Beantwortung der Klage, mithin auch zu Einreden, eine gewiſſe Friſt geſtattet; ebenſo dem Kläger zur Replik u. ſ. f., doch ſo, daß der Beklagte das letzte Wort haben muß. Nach Einlaſſung des Beklagten auf die Klage, darf der Kläger ſeinen Klaggrund nicht mehr ändern, er müßte denn einen neuen Prozeß anſtellen und die Koſten des erſten tragen wollen; eben ſo ſind nach geſchehener Einlaſſung auf die Klage, Einreden, welche man zur Zeit der Einlaſſung ſchon kannte, unzuläſſig; was aber der Beklagte nicht ausdrücklich einräumt, wird als abgeläugnet angenommen. Die juriſtiſche Lehre von den Klagen und Einreden, iſt ſeit Böhmer und Menke am beſten von Ph. Schmidt, in ſeinem practiſchen Lehrbuche von Klagen und Einreden, 6. Ausg.; von Weber, 1803, wozu deſſen Sohn einen Commentar geliefert hat (Leipz. 1792), und Weber in ſeinem Beitrag zu dieſer Lehre, 2. Ausg. 1795; ferner von Wehres, Mößler u. a. bearbeitet worden. Uebrigens darf mit der Klage im bürgerlichen Proceß, nicht die Anklage (denunciatio) oder Anzeige im peinlichen Proceß verwechſelt werden, welche von ganz anderer Natur iſt. Siehe Criminalproceß, peinliches Verfahren.

Klagenfurt, die wohlgebaute Hauptſtadt des zum Königreich Illyrien gehörigen Herzogthums Kärnthen, an dem Glanfluſſe, auf deren Markte die marmorne Statüe Kaiſer Leopolds I. ſteht, hat eine beträchtliche Tuchmanufactur und Bleiweisfabrik, und enthält 600 Häuſer und 10,000 Einwohner. Die Luft iſt wegen der benachbarten Seen faſt beſtändig nebelig. Die dortigen Feſtungswerke wurden am Ende des Jahrs 1809 von den Franzoſen geſprengt.

Klang iſt ein Schall, bei dem ſich die Geſchwindigkeit und die übrige Beſchaffenheit der Schwingungen beſtimmen läßt. S. Akuſtik.

Klaproth (Martin Heinrich), königl. preuß. Obermedicinal- und Sanitätsrath, Mitglied der Akademie zu Berlin, des Inſtituts zu Paris u. ſ. w., geboren im ſächſiſchen Erzgebirge im J. 1743, erlernte, nachdem er einen nur unvollkommenen Schulunterricht empfangen, die Apothekerkunſt, durch welche er, bei ſeiner Geiſtesthätigkeit und ſeinem Forſchungsgeiſte, auf das Studium der Chemie geführt ward. Seine Verdienſte um dieſe Wiſſenſchaft ſind groß und bleibend; er hat ſie theils durch viele neue Entdeckungen, namentlich mehrerer einfacher Stoffe, theils durch ſeine mit der höchſten Genauigkeit angeſtellten unzähligen Experimente erweitert und bereichert. Abgeneigt der Speculation, weiſet er allenthalben auf den Weg der Erfahrung hin. Ihm gebührt mit Recht der Name des deutſchen Fourcroy. Für die Ausbreitung der chemiſchen Kenntniſſe hat Klaproth ſowol durch Vorleſungen (die er ſeines hohen Alters ungeachtet auch noch jetzt hält), als durch Schriften gewirkt. Von letztern nennen wir ſeine Beiträge zur chemiſchen Kenntniß der Mineralkörper, 5 Bde., und ſein mit Fr. Wolff gemeinſchaftlich bearbeitetes chemiſches Wörterbuch, 5 Bde. Nachdem er lange der Beſitzer einer Apotheke in Berlin geweſen, und als königlicher Profeſſor Vorleſungen gehalten, verkaufte er jene, und fuhr fort, ſich um den Staat und die Wiſſenſchaften verdient zu ma-

chen. Seine mineralogiſchen Sammlungen gehören zu den vorzüglichſten in ihrer Art.

Klaproth (Heinrich Julius von), des vorigen Sohn, geboren zu Berlin am 11. Oct. 1783, verdient als Sprach- und Geſchichtsforſcher einer rühmlichen Erwähnung. Nachdem er verſchiedene Schulen beſucht und Privatunterricht genoſſen, bildete er ſich ſpäter auf dem joachimsthalſchen Gymnaſium. Eigenthümliche Neigung zog ihn zu den aſiatiſchen Sprachen, beſonders zur chineſiſchen. Er beſchäftigte ſich mit derſelben ſeit 1797, und fand die beſten Hülfsmittel für dieſe Studien auf der königl. Bibliothek in Berlin. Schon damals ließ er einige Aufſätze über die Geographie von Aſien in den geographiſchen Ephemeriden abdrucken. Im J. 1801 bezog er die Univerſität Halle. Hier begann er im J. 1802 das aſiatiſche Magazin. In der Mitte deſſelben Jahres ging er nach Dresden, um die dortige Bibliothek zu benutzen, von da nach Weimar, und in der Mitte des J. 1804 nach Berlin zurück. Um dieſe Zeit hatte er von der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg eine Vocation für das Fach der aſiatiſchen Literatur erhalten, der zufolge er im April 1805 nach Petersburg ging. Er begleitete die ruſſiſche Geſandtſchaft, unter dem Grafen Golowkin, nach China, durchreiſte dabei Sibirien über Kaſan, Perm, Toboisk, Tomsk und Irkutzk, ging dann um Weihnachten nach Kiachta, und da die Geſandtſchaft nicht angenommen wurde, im Febr. 1806 nach Irkutzk zurück. Hier verfaßte er, nach einem japaniſch-chineſiſchen Originale, und mit Hülfe des Japaners Nicolai Kolotichin, ein japaniſches Wörterbuch in Originalcharakteren, mit der deutſchen Ueberſetzung. Im J. 1806 verließ er Irkutzk, ging über Tomsk und Barnaul nach der Gränzfeſtung Uſt Kamenogorsk am Irtiſch, von wo er eine Reiſe über Buchtarma und das Altaigebirge nach der chineſiſchen Feſtung Tſchingiſtai machte, ging dann den Irtiſch aufwärts, bis zum See Dſaiſan, im Lande der Dſungaren, dann nach Uſt Kamenogorsk zurück, und über Omsk, Iſchim, Kaſan und Moskwa nach St. Petersburg, wo er im Dec. 1806 wieder eintraf. Im folgenden Jahre ernannte ihn die Akademie zum außerordentlichen Akademiker und zum Hofrath, und der gelehrte Graf Johann Potocki entwarf für ihn einen Reiſeplan nach dem Kaukaſus und Georgien. Nachdem derſelbe von der Akademie genehmigt worden, reiſete Klaproth im Sept. deſſelben Jahrs über Moskwa, Tula, Charkow, Tſcherkask, Georgiewk und Mosdok, nach Tiflis. In Georgien machte er 1808 verſchiedene Reiſen, ging dann durch das Terektual nach Mosdok zurück, und von da über die Schneegebirge der Daguren, nach Imerethi. Im J. 1809 kam er krank nach St. Petersburg zurück. In demſelben Jahre gab er dort heraus: Archiv für die aſiatiſche Literatur, 1 Bd. 4., und eine Abhandlung über den Urſprung und die Sprache der Afghanen, 4. Im J. 1810 arbeitete er einen vollſtändigen raiſonnirenden Catalog aller chineſiſchen und mandſchuriſchen Bücher der akademiſchen Bibliothek aus, und hatte eine literariſche Fehde mit dem Dr. Antonio Montucci in Berlin, die bald endigte, und eine enge Freundſchaft zwiſchen beiden Streitenden knüpfte, die nebſt Remuſat die einzigen gründlichen Kenner des Chineſiſchen im außerruſſiſchen Europa ſind. Im Febr. 1811 kam Klaproth nach Berlin, um daſelbſt mehrere tauſend chineſiſche Buchſtaben zum Druck ſeiner Werke in Holz ſchneiden zu laſſen. Er gab heraus: Leichenſtein auf dem Grabe der chineſiſchen Gelehrſamkeit des Dr. Hager, 1811, 8., und die Inſchrift des Yü, 4., zwei Werke von tiefer Gelehrſamkeit, welche zugleich Ha-

gers Charlatanerie aufdecken. Von 1812 — 1814 erſchien die Beſchreibung ſeiner Reiſen nach dem Kaukaſus und nach Georgien, in 3 Bdn.; ferner eine Abhandlung über die Sprache und Schrift der Uiguren, 8. Im J. 1813 war Napoleon im Begriff, ihn in Paris anzuſtellen, als die leipziger Schlacht ihn daran verhinderte. Im J. 1814 erſchienen von ihm eine Beſchreibung des öſtlichen Kaukaſus, eine Beſchreibung der ruſſiſchen Provinzen zwiſchen dem caſpiſchen und ſchwarzen Meere, und Güldenſtädts Reiſe in Georgien und Imerithi. So verdanken wir ihm eine vollſtändige Kenntniß der kaukaſiſchen Länder, und dürfen von ſeinem Fleiße und ſeiner Gelehrſamkeit noch größere Reſultate erwarten, da er im Beſitz einziger Materialien für die Völkerwanderung iſt. M.

Kleiſt (Ewald Chriſtian von) ward 1715 zu Zeblin in Pommern aus einem durch mehrere Helden berühmten Geſchlechte geboren. Seine Aeltern gaben ihm eine vortreffliche Erziehung; im neunten Jahre ſchickten ſie ihn in die Jeſuiterſchule nach Cron in Großpohlen, und im fünfzehnten auf das Gymnaſium zu Danzig; im ſiebenzehnten ging er auf die Univerſität nach Königsberg, um die Rechte zu ſtudiren. Hier gewann er die Liebe zur Gelehrſamkeit, die ihn nachher ſtets vor Männern ſeines Standes ausgezeichnet hat, und erwarb ſich eine ausgebreitete Kenntniß der alten Literatur, der Philoſophie, der Mathematik und der Rechte, und eine große Fertigkeit in den neueren Sprachen. Von hier reiſte er, um ſich Kenntniß der großen Welt zu verſchaffen, zu ſeinen Anverwandten nach Dänemark, die ihn bald ſo lieb gewannen, daß ſie ihn für immer an ihr Vaterland zu feſſeln wünſchten. Er bewarb ſich alſo daſelbſt um einige Civilſtellen; aber ſeine Bemühungen ſchlugen ihm fehl. Nun wählte er, auf Anrathen ſeiner Anverwandten, den Militärſtand, und wurde 1736 däniſcher Offizier. In dieſer Laufbahn ſtudirte er alles, was in das Gebiet der Kriegswiſſenſchaft gehörte, mit Eifer, verließ aber den däniſchen Dienſt bald, ging gleich bei dem Antritt der Regierung Friedrichs II. nach Berlin, und wurde dem Könige vorgeſtellt, der ihn zum Lieutenant bei des Prinzen Heinrichs Regimente ernannte. Die Feldzüge, die der König in den erſten Jahren ſeiner Regierung unternahm, verſchafften ihm Gelegenheit, ſeine militäriſchen Talente auszubilden. Im Grunde ſcheint Kleiſt nie wahre Neigung für den Soldatenſtand, den ihn nur der Zufall wählen ließ, empfunden, und ſich nur durch die Vorſtellung ſeiner Pflicht und die Bewunderung ſeines großen Königs mit demſelben verſöhnt zu haben. Dieſer Streit ſeines Schickſals mit den Wünſchen ſeines Herzens, welche letztere nur Ruhe beabſichtigten, verbunden mit einer unglücklichen Liebe, die ſich 1738 entſpann, hat ihn auch vielleicht zum Dichter gemacht (in dem Sinne, in welchem dieſes Wort gewöhnlich genommen zu werden pflegt), oder doch ſeinen Gedichten den Hauptcharakter der ſanften Schwermuth, der in ihnen herrſcht, aufgedrückt. Sein älteſtes Gedicht iſt an ſeinen Schulfreund, den Rittmeiſter Adler, 1739 geſchrieben. Nicht leicht machte ein deutſches Gedicht, und zwar von einem noch unbekannten Verfaſſer, ein ſo ſchnelles Glück, als ſein Frühling, welcher zuerſt 1749 blos für die Freunde des Verfaſſers gedruckt wurde. Kleiſt hatte ein ſehr glückliches Talent, Gegenſtände der ſichtbaren Natur zu ſchildern, wozu ſeine täglichen einſamen Spazirgänge viel beitrugen, die er ſeine poetiſche Bilderjagd nannte. Im J. 1757 wurde Kleiſt Obriſt-Wachtmeiſter bei dem hauſenſchen Regimente, welches von Halle nach Leipzig in Garniſon kam. In Leipzig erwarb er ſich Gellert's und Weiße's vertrauten Umgang. Nach der roßbacher Schlacht übertrug der König Kleiſten die Aufſicht über

das leipziger große Lazareth. Im J. 1759 focht er unter dem Prinzen Heinrich in der kunnersdorfer Schlacht; erhielt zwölf ſtarke Contuſionen, und wurde in die beiden erſten Finger der rechten Hand verwundet, ſo daß er den Degen in der linken halten mußte. Er hatte mit ſeinem Bataillon bereits drei Batterien erobert, führte es darauf gegen die vierte an, wurde durch eine Kugel in den linken Arm verwundet, nahm den Degen wieder in die verwundete rechte Hand, drang weiter vor, und war nur noch 30 Schritte von dieſer letzten Batterie entfernt, als ihm durch einen Kartätſchenſchuß das rechte Bein zerſchmettert wurde. Man trug ihn hinter die Fronte; ein Feldſcheer wollte ihn eben verbinden, als dieſem in den Kopf geſchoſſen wurde. Bald darauf kamen Koſacken, zogen ihn nackend aus und warfen ihn in einen Sumpf. In der Nacht fanden ihn einige ruſſiſche Huſaren, zogen ihn aufs Trockne und bedeckten ihn mit einem Mantel. Einer von ihnen wollte ihm einen halben Gulden geben: Kleiſt weigerte ſich, ihn anzunehmen; aber der Huſar warf das Geld mit edelm Unwillen auf eben den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, und ritt davon. Die Koſacken kamen am Morgen wieder, und beraubten ihn nochmals. Gegen Mittag ließ ihn ein ruſſiſcher Offizier, der vorbei ging, und dem ſich Kleiſt entdeckte, nach Frankfurt an der Oder bringen. Eilf Tage nach der Schlacht trennten ſich die zerſchmetterten Knochen und zerriſſen eine Pulsader, worauf er am 24. Aug. 1759 an einer Verblutung ſtarb. Sein Freund Utz hat ihm ein würdiges Grablied geſungen, und Nicolai durch das Ehrengedächtniß, das er ihm ſchrieb, das erſte Beiſpiel einer guten deutſchen Biographie gegeben. Durch ſeine Talente und ſeinen vortrefflichen Charakter hatte ſich Kleiſt nicht nur die Freundſchaft der beſten Köpfe ſeiner Nation erworben, ſondern auch jeder gebildete Deutſche zollte ihm Bewunderung; und ſein Name wird in der deutſchen Literatur, welche er zuerſt mit bilden half, unvergeßlich ſeyn. Seine Schriften ſind zuletzt unter folgendem Titel erſchienen: Ewald Chriſtian von Kleiſt's ſämmtliche Werke. Von Wilhelm Körte. 2 Thle. Berlin, 1803. gr. 8.

Kleiſt (Heinrich von). Von dieſes Dichters äußerm Leben iſt außer ſeinen Kriegsdienſten am Rhein, mit ſeinem trefflichen Freunde Fouqué, ſeinem Aufenthalt in Dresden, und endlich ſeinem, im Verein mit ſeiner Freundin Adolphine Sophie Henriette Vogel, geb. Keber, am 21. Nov. 1811 in einem nahe bei Potsdam gelegenen Gehölze vollzogenen Selbſtmord, in der Blüthe der Jahre, der Dichtkunſt und der Liebe, nichts Erhebliches bekannt. Dieß nun iſt bei Männern dieſer Art eben nicht zu beklagen, da ſie mit ihrem Innern und Seyn zahlen. In Hinſicht aber auf ſeine letzte unglückliche That, welche, den Umſtänden nach, eher beklagt und bemitleidet, als lieblos gerichtet zu werden verlangt, haben die Flugblätter des Tages leider einen gleich unfrommen, wie unzarten Sinn an den Tag gelegt, indem ſie die beiden Todten läſterlich verdammten. Hierüber nun kann man nichts, als den Zuruf vorbringen: richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet! ohne daß man deshalb ſich einer ſchlaffen Sittlichkeit befürchten dürfte. Indeß iſt ein ſolches Benehmen nicht befremdend, da gerade die Schaar der Kunſtſchwätzer und Klätſcher ihn als Dichter zu würdigen nicht verſtand. Unbefangen aber von dieſem Geſchnatter der literariſchen Capitoliumsgänſe, darf man ihm den Dichterberuf allerdings zuerkennen, und bedauern, daß er nicht länger unter uns geweilt, um ſich mehr und mehr auszubilden. Denn eine Eigenthümlichkeit der Erfindung, ein ungemeiner Schwung und Flug der Phantaſie, ein tiefes zartes

Gefühl, das mit holder Gemüthlichkeit ſich den Gegenſtänden hingiebt, und liebend auf ihnen verweilt, eine ſeltene Kraft und Geſundheit der Charakteriſtik, die des Plaſtiſchen ſich erfreut, ja eine nicht gemeine Ironie, und überhaupt eine ſprudelnde Lebensfülle verrathen ſeine Werke. Dieſe ſind: die Familie Schroffenſtein, ein Trauerſpiel; Penthesilea, ein Trauerſpiel; Amphitryon; der zerbrochene Krug; das Käthchen von Heilbronn, oder die Feuerprobe, ein hiſtoriſches Ritterſpiel, und endlich zwei Bändchen Erzählungen. — Der Gegenſtand der Familie Schroffenſtein iſt ein zwiſtiger, blutiger Haß zwiſchen zwei Linien einer Familie, veranlaßt durch fremde, heimliche, abergläubiſche That, genährt durch unglückſelige, in trüber Leidenſchaftlichkeit herbeigeführte Mißverhältniſſe. So erſchlagen endlich die Häupter der Familie, verblendet, ihre eigenen durch Liebe verbundenen Kinder, die dadurch den Haß zu verſöhnen und Frieden zu ſtiften hofften. Jener furchtbare Argwohn hängt, beſonders von der einen Seite der Familie her, wie eine ſchwere Wetterwolke über dem Ganzen, und weder die milde Gerechtigkeit, noch die nur leicht mit dem Argwohn gefärbte, aber bald ſich klar werdende Liebe, können das ſich entladende Verderben aufhalten. Nur die Liebe duldet groß, frei und klar, was der wilde Haß als trübe Nothwendigkeit ihr verhängt. Die Figuren, wenn ſie nicht alle in hellen und ſcharfen Umriſſen hervortreten, erhöhen gerade das Helldunkel, welches der Gegenſtand mit ſich führt. Nur der Rhythmus der Handlung, wie des Verſes, möchte nicht immer gehörig fortfließen. Aber die Eigenheit der Figuren, die Anlage und das Eingreifen einiger, wie des Johanns, des natürlichen Sohnes von Rupert, der, durch Eiferſucht verwildert, wie mit einem tragiſchen Hohn, der freilich nicht beruhigt, ſondern Verſtummen gebietet, das Ganze ſchließt, beweiſen den Sinn des Dichters. Denn allerdings iſt nur die Erhebung des Geiſtes aus dem wüſten Gewirr des Lebens das, worauf die Tragödie hinarbeitet. Das Schickſalsmoment iſt eben auch ſinnig in den blinden und tauben Aberglauben verlegt, der, wie unſchuldig er auch an ſich iſt, doch die Sinne derer verwirrt, welche auch noch ſo fern mit ihm in Berührung kommen. Auch eröffnet ſich das Ganze mit einem impoſanten und ſinnvoll angelegten Prolog. Kurz, es ließe ſich erweiſen, daß dieß Werk, bei manchen kleinen Flecken, doch zu den beſſern gehört, und aus der Tiefe der Zeit, wenn auch nicht ganz ſchlackenlos, ſich hervorgehoben. — Noch tiefer aus den Abgründen des Geiſtes iſt das Käthchen von Heilbronn gegriffen, welches wir, ſeiner Verwandtſchaft wegen, hier ſogleich vor die Betrachtung rufen. Wol iſt die Symmetrie des Baues hier zuweilen verletzt, durch gehäufte und in die Handlung nicht ſcharf und ſtetig eingreifende, oder umriſſene Figuren. Dafür aber ſind auch viele an und in der Handlung ſich entwickelnde ſo eigenthümlich und ſcharf gezeichnet, der Styl iſt ſo frei, großartig und üppig, daß er mit Wahrheit das Gemüth ergreift. Im Käthchen iſt der tiefe, dunkle Abgrund der Liebe, wo ſie im ſtillen, geheimen Weben, wie aus ſtreng verſchloſſenem Keime ſich entwickelt, und nach außen hin zuvörderſt in grellen, ſchneidenden Widerſprüchen gleichſam ihr Widerſpiel, Haß offenbaren möchte, im Fortgang aber alle Herbheit überwindend, plötzlich mit ſeligem Erſtaunen ſich erkennt und feſt vereint, mit tief geheimen ſeelenvollen Zauber erſchloſſen. Sehr ſinnig iſt ihr wunderbares Entſtehen in das ſchauerliche Zaubergewebe eines, ſich zwei Individuen verſchiedenen Geſchlechts mittheilenden, und unter verſchiedener Geſtalt doch daſſelbe bleibenden, Traums verlegt, deſſen Einheit in einer Kriſe des Hell-

ſcheins gleichſam prophetiſch offenbart und bekräftigt wird. Dieſe Idee iſt allerdings tief gegriffen, was auch der moderne flache Unglaube gegen den Magnetismus, und die ſich täglich mehrenden Erfahrungen über ihn ſchwatzen mögen, und tadeln wird den Dichter nur, wer eine ſolche Idee nicht erſchwingen kann. Reich, trefflich und bedeutſam rückt die Handlung nach einem etwas langen, vielleicht in der Aufführung ermüdenden, Prolog vor, und auch im hervorbrechenden Sonnenglanz edler, wiewohl ungeſetzlicher Geburt, ſtrahlt die vorher in der Nacht eines bewußtloſen Naturzwanges befangene Liebende am Schluß. Herrlich, mit hervorgehobener Verſchiedenheit des Geſchlechtscharakters, ſind die beiden Liebenden gezeichnet. Der Graf vom Strahl männlich rauh, gegen die dunkel ihn umfangende Macht ſich wehrend, bis zur ſcheinbaren Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit, aber auch wieder zart, tiefſinnig und unabwendbar an der ihm göttlich Beſtimmten hangend. Käthchen dagegen mag am treffendſten mit einem huldigenden Mädchenbilde aus der altdeutſchen Schule verglichen werden; ſo ganz Unſchuld, Hingebung, Liebe, Zucht, Gehorſam, Frömmigkeit und Dienſtbarkeit iſt ſie, dabei derb, rüſtig und kräftig. Ihr entgegen ſteht Kunigunde von Thurneck in Unnatur, Verbildung und Verzerrung des Weſens, ein gleißender weiblicher Teufel. Theobald Friedeborn der Waffenſchmid, ſtörriſch, wild, im trüben, dumpfen Aberglauben befangen, aber herzlich das Kind liebend, iſt eine gleich originelle Figur. Der Styl des Ganzen iſt ſchwungreich, üppig und doch plaſtiſch. Die Verunglimpfungen und Einwürfe gegen dieß Stück, wie ſie in öffentlichen Blättern hie und da ſich kund gegeben, beruhen zum Theil auf beſchränkten Vorſtellungen von dem Weſen der Poeſie, beſonders der romantiſchen, und ſind, wenn ſie noch Widerlegung verdient hätten, durch den Genuß, welchen die Aufführung ſinnigen Zuſchauern gewährt hat, hinlänglich widerlegt worden. Das Stück verlangt freilich bei der Aufführung auch einen ſinnigen Decorateur. — In der früher erſchienenen Pentheſilea iſt die Liebe in der Bruſt einer Scythia, einer Amazonenkönigin, mit ihrer ſchickſalverhängten, tiefdunkeln Gewalt, gemiſcht mit dem durch Sitte genährten rauhen Männerſtolz, in weicher Frauenbruſt, mit ihrem milden Koſen (man vergleiche die Scene zwiſchen Achill und Pentheſilea!) dargeſtellt. Eine ſchwere Aufgabe! Zwiſchen Stolz und Liebe iſt Pentheſilea getheilt. Die Liebe ſiegt, aber ſie wird ein wilder, den Geliebten und ſich ſelbſt zerſtörender Wahnſinn. Auf Nachbildung hiſtoriſcher Aeußerlichkeiten, auf anderer Motiven Darlegung, als die in einem, von Stolz und Liebe glühenden, dem Zuge des Schickſals und einer geliebten Mutter prophetiſchem Worte folgenden, Herzen liegen, iſt hier freilich nicht geſehen. Vieles hält den Rhythmus der Handlung an, wiewohl es mit ſeltener plaſtiſcher Anſchaulichkeit und reicher Phantaſie beſchrieben und erzählt iſt. Die Sprache hat hie und da etwas Verſchränktes, immer aber aus vollem Munde und tiefer Bruſt Athmendes. Das Ganze iſt antiker Gegenſtand in romantiſcher Form, erinnernd an Troilus und Creſſida, nur daß dort eine ſichtbare Ironie über dem Ganzen ſchwebte, von welcher hier nicht die Rede iſt, wo es vielmehr wild hergeht, und das ſanft Beruhigende minder anſchaulich hervortritt. Wenn nun ſo das Ganze nicht durchaus freundlich anziehen und ſanft halten möchte, ſo reißt es doch durch gewaltige, glühende Leidenſchaftlichkeit, durch Kühnheit des Ganges, durch große Zeichnung der Hauptfiguren, durch die herrlichſten, mit tiefer Liebe ausgebildeten Einzelnheiten, mächtig hin, und beurkundet eine Gährung, nach deren Beendigung wohl ein lauterer heller Dichtertrank zu erwar-

ten war. Denn eine Kraft, wie dieſe, braucht, wie alles, zur Schönheit zu reifen, Zeit und Glück. — Auch für das Luſtſpiel zeigte Kleiſt einen ungemeinen Sinn. Der zerbrochene Krug, wenn er auch unſern für das Komiſche nicht empfänglichen Zeiten nicht zuſagen ſollte, enthält doch einen Schatz von Laune und Witz. Die Hauptperſon, der ſpitzbübiſche, fauniſche, gefoppte Dorfrichter Adam, iſt ſo humoriſtiſch erfunden, als ausgeführt. Die in einer gerichtlichen, durch die Perſönlichkeit des Richters albernen Unterſuchung, hier allmählig ſich entwickelnde Intrigue iſt reich und ziemlich verſtrickt; die Situationen ſo treffend und ſchlagend, daß ſich an ihnen die Galgenangſt und die geſammte Nichtswürdigkeit des Galgenſchwengels herrlich entwickelt. Alles iſt ſcharf und keck gezeichnet, und greift raſch in einander. Manchen üppigen Sproß des Humors möchte man doch nicht wegwünſchen; denn jeder offenbart des Dichters überſprudelnden, regen, friſchen Geiſt. Daß das Ganze im Kleinen und Gemeinen ſich bewegt, wird wohl niemand tadeln, wer überlegt, daß das Komiſche überhaupt das Widerſpiel des Schönen iſt. Darum iſt die Scene auch abſichtlich in die Niederlande verlegt, obwohl das Drama ſelbſt viele niederländiſche Gemälde an geiſtreicher Ausführung überbieten möchte. — Amphitryon, die bekannte Mythe, iſt von Kleiſt mit gutmüthiger Treue dem molieriſchen Luſtſpiele nachgebildet; nur iſt einerſeits der lockere franzöſiſche Frevel verwiſcht; andererſeits Jupiter und Alkmene edler und zarter gehalten. Die Auftritte zwiſchen beiden ſind nicht nur von ſchönerem Sinn und tieferer Deutung, ſondern, wie dieß nothwendige Folge war, heben ſie auch die Geſtalten weit mehr hervor. Beſonders gilt dieß von der fünften Scene des zweiten Acts, die ein Muſter von Darſtellung der Würde, der zarteſten Innigkeit, des liebevollſten Geheimniſſes iſt. Die ganze liebliche Verworrenheit und Verirrung der Liebe, ihre ſelige, trunkene Vermeſſenheit und Ueberſchwenglichkeit, die hier aus Jupiters herablaſſender Doppelſinnigkeit entſteht, ſind hier unnachahmlich mit dem weichſten Spiele der Gedanken, in dem ſchönſten Rhythmus der Gefühle wahrhaft magiſch wiedergegeben. Trefflich hebt ſich Alkmenens weibliche Treue hervor, die, ihr unbewußt, um eines Gottes willen gebrochen, doch wiederum menſchlicher Treuebruch gegen den Gott wird, den des Weibes befangener Sinn nicht erfaſſen kann, den Abgötterei kränkt, weil er gern ſich innig von ihr angebetet fühlen möchte, der nur herabkam, ſie zu zwingen, ihn zu denken, der ſelbſt geliebt ſeyn will, nicht als Menſchenwahn von ihr. Moliere iſt dagegen roh und flach. Eben ſo iſt das Ende bei Kleiſt weit milder, maleriſcher und einfacher. Das Ganze beurkundet einen zu heiligem, innigem Ernſt, wie zu leichtem, geiſtreichem Scherz gleich aufgelegten und mit Liebe ſich hinneigenden Geiſt. — Nach dieſem kurzen Ueberblicke der dramatiſchen Erzeugniſſe Kleiſts, iſt wohl zu ſagen, daß in ihm ein vorzüglicher dramatiſcher Genius ſich unſerm ſchlaffen, und in trüber, mit moraliſchen Floskeln behangenen Empfindſeligkeit, dahin treibenden Zeitalter angekündigt. Aber auch ſeine Erzählungen zeichnen ſich durch Reichthum und Ueppigkeit der Erfindung, durch raſchen Fortgang der Handlung, in und mit welcher zugleich ſich die Charaktere entwickeln, durch lebendige, ſcharfe Zeichnung der Charaktere, durch tiefes Gefühl, ja durch eine ſeltene Gediegenheit des Styls aus. Auch durch ſie zieht nicht ſelten etwas Myſtiſches hin, welches in der Darſtellung wunderbar erſchüttert, wie z. B. in der H. Cäcilie. Vor allen iſt wohl die längere Erzählung Michael Kohlhaas für gelungen zu achten. Der Farbenton des Ganzen, den Kleiſt immer mit kühnem Pinſel gab, iſt hier unnachahm-

lich und einzig wahr, die Gruppirung einfach und klar. Auch dem *Zweikampf* kann man die Bewunderung nicht verſagen. Die *Verlobung in St. Domingo* iſt durch eine nicht gelungene Bearbeitung für die Bühne von einem talentvollen, muthig für die Idee deutſchen Volksthums gefallenen, Jünglinge bekannter geworden unter dem Titel: *Toni*. Es genügte dieſem in der Mittelſphäre der Bürgerwelt ſo verkannten, herrlichen Geiſte ein ſchuldiges Todtenopfer zu bringen, um den Platz zu ſichern, der ihm gebührt, und den die unbefangene Nachwelt ihm gewiß nicht verſagen wird. War die Gährung der Elemente auch nicht in ihm vollendet, ſo war ſie doch eben bedeutend und vielverſprechend; ja unſere Zeit bedarf mehr als einer gewaltigen Anregung, um ſich zu erheben, und ſchon von dieſer Seite her verdient Kleiſt beſonders emporgehoben zu werden. Wa.

Klerus, der, iſt die aus der griechiſchen Sprache ſtammende Benennung des geiſtlichen Standes, mit welcher derſelbe im Gegenſatze gegen die Laien bezeichnet wird. Das griechiſche Wort bedeutet: Eigenthum, Erbtheil, und der geiſtliche Stand ward darum Klerus genannt, weil man ihn auszeichnen, ehren und andeuten wollte, daß er in einem beſondern Sinne Gottes Eigenthum und Erbtheil ſey. Der Klerus ward in der alten Kirche in den hohen und niedern getheilt. Zu dem erſtern gehörten die Biſchöffe, Presbytern (Aelteſte) und Diakonen, zu dem letztern alle übrige geiſtliche Perſonen. Von dem Worte Klerus kommt die Benennung *kleriſch* her, mit welcher man die geſammte Geiſtlichkeit eines Landes oder einer Stadt bezeichnet. Ueber die Geſchichte ſowohl, als die Nutzbarkeit des geiſtlichen Standes, iſt das Nöthige weiter oben in dem Artikel *Geiſtlichkeit* beigebracht worden. N.

Klinger, (Friedrich Maximilian von), geboren zu Frankfurt a. M. im J. 1753, gehört mit zu denen, durch deren Kraft und eigenthümliches Streben vor nun etwa 40 Jahren jene neue Periode unſerer Literatur geſchaffen wurde, welche man nach dem Titel eines klingerſchen Schauſpiels die Sturm- und Drangperiode benannt hat. Auch ihn begeiſterte der Genius Shakeſpeare's, und ſeine Jugendkraft gefiel ſich im Excentriſchen. Da es wirkliche Kraft war, die ihn hob und drängte, ſo durfte er das ſchon wagen, und das kühne Wagſtück wurde vom glücklichſten Erfolg gekrönt. So hatte noch kein deutſcher Dichter alle Leidenſchaften in Bewegung geſetzt als er in ſeinen *Zwillingen*, ſo gewaltig hatte noch keiner in die Saiten des Herzens gegriffen und die Phantaſie entzügelt. Was Wunder, wenn ihm die Bewunderung des ganzen Publicums ward! Die größere Bewunderung verdient indeß, daß er mit ſeiner Kraft ſich ſelber bändigte, und durch ſeine Virtuoſität ſich nicht lange auf Abwege leiten ließ. Uebung und Umgang, ſagt er ſelbſt, hätten ihn von überſpannten Idealen zurückgebracht und ihn in Geſinnungen der wirklichen Welt genähert: das bürgerliche Leben müſſe jeden lehren, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen wären, mit denen man an das Herz anſchlagen müſſe, wenn es ertönen ſolle. Wie ſehr macht uns ein ſolches Geſtändniß bedauern, nicht mehr von dem Leben dieſes Mannes zu wiſſen! Zum Glück hat Göthe, ſein Landsmann und Jugendfreund, uns in den Stand geſetzt, den Mangel einigermaßen zu erſetzen. „Klingers Aeußeres, ſagt er, war ſehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, ſchlanke, wohlgebaute Geſtalt und eine regelmäßige Geſichtsbildung gegeben; er hielt auf ſeine Perſon, trug ſich nett. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abſtoßend, und, wenn es nicht innerlich ſtürmte, gemäßigt. Er empfahl ſich durch eine reine Gemüthlichkeit

und ein unverkennbar entſchiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernſtes Weſen war er von Jugend auf hingewieſen; er, nebſt einer eben ſo ſchönen und wackern Schweſter, hatten für eine Mutter zu ſorgen, die, als Wittwe, ſolcher Kinder bedurfte, um ſich aufrecht zu erhalten. Alles was an ihm war, hatte er ſich ſelbſt verſchafft und geſchaffen, ſo daß man ihm einen Zug von ſtolzer Unabhängigkeit, der durch ſein Betragen durchging, nicht verargte. Entſchiedene natürliche Anlagen, leichte Faſſungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe beſaß er in hohem Grade; aber alles ſchien er weniger zu achten als die Feſtigkeit und Beharrlichkeit, die ſich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umſtände völlig beſtätigt hatten. Einem ſolchen Jüngling mußten Rouſſeau's Werke vorzüglich zuſagen. Emil war ſein Haupt- und Grundbuch, und jene Geſinnungen fruchteten um ſo mehr bei ihm, als ſie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr als bei andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das was andere wegwerfen ſollten, hatte er nie beſeſſen; Verhältniſſe, aus welchen ſie ſich retten ſollten, hatten ihn nie beengt: und ſo konnte er für einen der reinſten Jünger jenes Naturevangeliums angeſehen werden, und in Betracht ſeines ernſten Beſtrebens, ſeines Betragens als Menſch und Sohn, recht wohl ausrufen: alles iſt gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! Aber auch der Nachſatz: alles verſchlimmert ſich unter den Händen der Menſchen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit ſich ſelbſt, aber außer ſich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Feſſeln der Bürger von Genf uns zu erlöſen gedachte. Weil nun in des Jünglings Lage, dieſer Kampf oft ſchwer und ſauer ward, ſo fühlte er ſich gewaltſamer in ſich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können; vielmehr mußte er ſich durchſtürmen, durchdrängen; daher ſich ein bitterer Zug in ſein Weſen ſchlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und beſiegt hat. In ſeinen Productionen zeigt ſich ein ſtrenger Verſtand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menſchlichen Mannichfaltigkeit, und eine charakteriſtiſche Nachbildung der generiſchen Unterſchiede. Seine Mädchen und Knaben ſind frei und lieblich, ſeine Jünglinge glühend, ſeine Männer ſchlicht und verſtändig, die Figuren, die er ungünſtig darſtellt, nicht zu ſehr übertrieben, ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, Witz und glücklichen Einfällen; Allegorieen und Symbole ſtehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner ſeyn, wenn er ſich und uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Mißwollen verkümmerte. Doch dieß macht ihn eben zu dem was er iſt, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden ſo mannichfaltig, daß ein Jeder, theoretiſch, zwiſchen Erkennen und Irren, practiſch, zwiſchen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt. Klinger gehört unter die, welche ſich aus ſich ſelbſt, aus ihrem Gemüth und Verſtande heraus zur Welt gebildet hatten. Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um deſto würdiger, wenn es ſich durch das Welt- und Geſchäftsleben durch erhält, und wenn eine Behandlungsart des Vorkömmlichen, welche manchem ſchroff, ja gewaltſam ſcheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am ſicherſten zum Ziele führt. Dieß geſchah bei Ihm, da er ohne Biegſamkeit, aber deſto tüchtiger, feſter und redlicher, ſich zu bedeutenden Poſten erhob, ſich darauf zu erhalten wußte, und mit Beifall und Gnade ſeiner höchſten Gönner

fortwirkte, dabei aber niemals weder ſeine alten Freunde, noch den Weg, den er zurückgelegt, vergaß. Ja er ſuchte die vollkommenſte Stetigkeit des Andenkens, durch alle Grade der Abweſenheit und Trennung, hartnäckig zu erhalten; wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er, als ein anderer Willigis, in ſeinem durch Ordenszeichen geſchmückten Wappen, Merkmale ſeiner frühesten Zeit zu verewigen nicht verſchmähte." Man ſieht aus dieſem Letzteren, daß Klinger bürgerlicher Herkunft iſt, und daß ſeine Eltern durch keinen hohen Stand ausgezeichnet waren, und deſto ehrenvoller für ihn, daß er durch eigne Kraft emporſtieg. Er war in der Zeit ſeiner erſten Blüthe Theaterdichter bei der ſeylerſchen Geſellſchaft, und lebte eine Zeitlang in Weimar, von wo er nach Rußland ging, um ſein Glück zu ſuchen. In Petersburg begünſtigte ihn der Zufall, daß er der großen Kaiſerin früher bekannt ward. Seit 1780 trat er als Officier in ruſſiſche Dienſte, wurde nachher Vorleſer bei dem Großfürſten Paul, ging im Generalſtabe des Prinzen von Wirtemberg mit nach Taurien, und wurde bei ſeiner Rückkehr, mit dem Charakter eines Majors, als Director der Ritterakademie angeſtellt. Auf der ſchlüpfrigſten Laufbahn, umgeben von einer luxuriöſen Welt, unter mißlichen Verhältniſſen, zu einer Zeit, wo feſte Männlichkeit und kühner Muth wol gar Gefahr drohten, ſtand er feſt in Behauptung hoher moraliſcher Kraft, und erhielt ſich ſtets ein unwandelbares Vertrauen. Selbſt Kaiſer Paul verzieh ihm ſeine männliche Geradheit; unter Alexanders Regierung ward er zu noch höherer Wirkſamkeit hervorgezogen. Er iſt jetzt General, Ritter des St. Annen-Ordens, Curator der Univerſität Dorpat, Präſident zweier wichtigen Departements, Director mehrerer Bildungsanſtalten, und wirkt in allen dieſen Beziehungen mit dem erfreulichſten Erfolge. Bei allem dieſen Wirken in der bürgerlichen Welt hat die poetiſche Welt Klingern nicht verloren, der aber freilich eine Anſicht von der Poeſie und dem Dichten gewonnen hatte, von der ſich unſere Aeſthetiker nicht träumen ließen. Eine hohe, moraliſche Stimmung, einen mit edlen, großen Gedanken beſchäftigten Geiſt, eine durch den Charakter beſtimmte, kräftige Denkungsart, einfache Sitten, Gefallen an einer beſchränkten Lebensweiſe, völlige Unkenntniß der Glücksjägerei, der ſchleichenden Mörderin des Beſten im Menſchen, wer hätte denn die von dem Dichter gefordert? Wie eine ſolche Theorie in ihm entſtand, wie erſt die wirkliche Welt bloß durch den dichteriſchen Schleier ſich ſeinem Geiſte darſtellte, wie die Dichterwelt bald darauf durch die wirkliche erſchüttert ward, und dann doch den Sieg behielt, weil der erwachte, ſelbſtſtändige, moraliſche Sinn Licht durch die Finſterniß verbreitete, die des Dichters Geiſt ganz zu verdunkeln drohte, darüber wird der achtſame Leſer manches Bekenntniß in dieſes Dichters Betrachtungen und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände der Welt und Literatur leicht ausfinden. Ganz in dieſem Sinne entwarf er eine Reihe von Romanen: Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt; Geſchichte Giafars des Barmeciden; Geſchichte Raphaels de Aquillas; die Reiſen vor der Sündfluth; der Fauſt der Morgenländer; Geſchichte eines Deutſchen der neueſten Zeit; der Weltmann und der Dichter (in jeder Hinſicht ſein gelungenſtes Meiſterwerk); Sahir, Eva's Erſtgeborner im Paradieſe. Dieſe Romane umfaſſen alle natürlichen und erkünſtelten Verhältniſſe des Menſchen, deſſen ganzes moraliſches Daſeyn, und berühren alle Puncte deſſelben, Geſellſchaft, Religion, hohen idealen Sinn, die ſüßen Träume einer andern Welt, die ſchimmernde Hoffnung auf reineres Daſeyn über dieſer Erde. Der Dichter ſtellt den Menſchen bald in ſeiner glänzendſten Er-

habenheit, ſeinem idealen Schwunge, bald in ſeiner tiefſten Erniedrigung, ſeiner flachſten Erbärmlichkeit auf. Hier leuchtet ihm die Tugend, das einzige wahre Bild der Gottheit, dort folgt er dem trugvollen Götzen, dem Wahne, den er ſelbſt geſchaffen hat. Und ſo findet der Leſer in dieſen Werken den raſtloſen, kühnen, oft fruchtloſen Kampf der Edlen mit den von dieſem Götzen erzeugten Geſpenſtern, die Verzerrungen des Herzens und des Verſtandes, die erhabenen Träume, den thieriſchen, verderbten, den reinen und hohen Sinn, Heldenthaten und Verbrechen, Klugheit und Wahnſinn, Gewalt und ſeufzende Unterwerfung, kurz die ganze menſchliche Geſellſchaft mit allen ihren Wundern und Thorheiten, allen ihren Scheußlichkeiten und Vorzügen. Natürlich iſt der Ton dieſer verſchiedenen Romane, je nach dem verſchiedenen Zwecke, verſchieden, und eben ſo verſchieden der Eindruck den ſie im Gemüth des Leſers hinterlaſſen. Das Herz, das im Fauſt ſich zerriſſen fühlt, wird in Giefar und Raphael ſtark und erhaben. Will der kalte Verſtand die Blüthe des Lebens vertrocknen, ſo wird ſie im Fauſt der Morgenländer durch das Herz belebt. Erregten der Weltmann, der Dichter und die Geſchichte eines Deutſchen eine milde Trauer, ſo wird Sahir dieſe mild verſcheuchen. Hier verſchwindet alles Düſtre und Schaudervolle, das Pathetiſche und Schreckliche weicht der lieblichſten Heiterkeit, und wir behalten gleichſam als Totaleindruck, was der Geiſt der Natur ſeinen Lieblingen, Fanno und Roſa zuruft: „O lebet in mir! mit mir! Ich bin nun mit Euch, und kann Euch nicht deutlicher werden als ich es bin. Leben und Verwelken, Gedeihen und Zerſtörung hangen an einander; meine Freundſchaft verbirgt euch die nahe Verkettung. Ich liebe meine Kinder, und habe ihnen die Täuſchung zur Gefährtin gegeben. Ohne ſie erſtarrte euer Geiſt, und der Froſt des Todes beſchliche euer Herz. Mein Lohn iſt euer Glück, die Quelle dazu ſtrömt mit reichem Fluſſe in euren Herzen. Suchet es nur da! Fliehet den Wahn derer, die es außer mir ſuchen. Ihr kehrt wieder zu mir zurück, denn ihr ſeid Eins mit mir, und könnt euch nie von mir trennen!" Es iſt unmöglich, die Werke dieſes Geiſtes zu leſen, ohne reicher an Welt- und Menſchenkenntniß, reicher an hohen, kräftigen Gedanken, reicher an edlen Geſinnungen und Gefühlen, aufgelegter zur Tugend und zum Kampfe für ſie, hingegebener der Natur, und ihren einfachen reuelosen Genüſſen, von der Lektüre zurückzukehren. Klingers Genius muß deshalb zugleich als ein wohlthätiger Genius geprieſen werden, und es iſt ſo dankenswerth als erwünſcht, daß Klinger ſich noch entſchloß, in einer neuen Sammlung ſeiner Werke das Reinſte, was er empfunden, das Edelſte, was er gewollt, das Beſte, was er gedacht in möglichſter Vollendung der Nachwelt zu hinterlaſſen. Dieſe Ausgabe ſeiner Werke iſt bei Nicolovius in Königsberg, in 12 Bänden erſchienen, und 1810 vollendet worden. dd.

Klockenbring (Friedrich Arnold), zuletzt geheimer Canzleiſecretär zu Hannover, wurde am 31. Julius 1742 zu Schnakenburg, einem kleinen Flecken an der Elbe im Lüneburgiſchen, geboren. Schon in früheſter Jugend zeigten ſich bei dem Knaben außerordentliche Fähigkeiten und Talente, ſo ſpielte er bereits in ſeinem neunten Jahre die Orgel. Den erſten gelehrten Unterricht erhielt er bei ſeinem Vater, der Rector war, und bald erſtaunte man über die großen Fortſchritte, welche der Knabe in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, ſo wie in der Muſik gemacht hatte. Aber unglücklicherweiſe ſollen alle dieſe erworbenen Kenntniſſe wie durchaus verſchwunden ſeyn aus ſeinem Gedächtniſſe: er ward nämlich ſehr gefährlich von den Blattern befallen, und dieſe

ließen die ſonderbaren Folgen zurück, daß er alles vergaß, was er bis dahin gelernt hatte, Muſik ausgenommen, welche ihm angeboren ſchien. Da man von nun an, um der Geſundheit des Knaben wieder aufzuhelfen, jede Geiſtesanſtrengung von ihm entfernt halten zu müſſen glaubte und dieſer Zeitraum völlig drei Jahre dauerte; ſo gewöhnte er ſich während dieſer Zeit dergeſtalt an das müßige Leben, daß alles, was Lernen hieß, ihm einen unbeſiegbaren Widerwillen einflößte. Aus dieſem Zuſtande einer gänzlichen Geiſtesunthätigkeit konnte ihn nur ſeine, aufs höchſte gereizte Eigenliebe wecken. Sein Vater hatte nämlich, ihn, ſeiner Untauglichkeit wegen, die er für höhere Geiſtesarbeiten zeigte, zu einem Tiſchler in die Lehre zu thun beſchloſſen. Nun erwachte des Knaben Ehrgeiz dergeſtalt, daß er in unglaublich kurzer Zeit alles Verſäumte nachholte. Im J. 1757 ward er von ſeinem Vater nach Salzwedel, einer kleinen preußiſchen Landſtadt in der Nähe von Schnakenburg, auf die Schule gebracht, wo er ſich neben den übrigen erſten Wiſſenſchaften auch mit der Muſik und Dichtkunſt beſchäftigte und hier bereits anfing, ſich ſelbſt in poetiſchen Productionen zu verſuchen, wobei Zachariä und Hagedorn ſeine Vorbilder wurden. Eine Elegie, welche Klockenbring auf den Tod Georgs II., Königs von England, verfertigte, machte ſchon damals ein nicht geringes Aufſehn. Aber das Talent zur Dichtkunſt, welches ſich in ſeiner Jugend ſo vortheilhaft gezeigt hatte, ſchien in ſpätern Jahren wie verſchwunden zu ſeyn, obgleich die Leichtigkeit des Reims ihm blieb. Im J. 1761 ging er darauf nach Braunſchweig und beſuchte das dortige Collegium Carolinum, wo Gärtner ſich insbeſondere ſeiner annahm und ihn lieb gewann. Nachdem er ſich hier, neben den Wiſſenſchaften, auch der Muſik mit ſeltenem Eifer gewidmet hatte, wozu ihm die dortige, damals ſehr glänzende italieniſche Oper eine vortreffliche Gelegenheit gab, bezog er 1764 die Univerſität zu Leipzig, von wo er 1766 nach Göttingen ging, um dort ſeine Studien zu vollenden. Hier hatte er das Glück, einen bedeutenden Gewinn in der Lotterie zu thun, durch den er in den Stand geſetzt wurde, ſeine Studien mit Eifer und Anſtrengung zu vollenden. Nachdem dies geſchehen war, ging er 1767 nach Hannover zum dortigen Commiſſarius Rehberg, wo er theils als deſſen Freund, theils auch als Lehrer von deſſen Söhnen war. Nachdem er einige Zeit in dieſem Verhältniſſe gelebt hatte, ward ihm die Redaction der hannöveriſchen Anzeigen und des damit verbundenen Magazins übertragen, und 1775 erhielt er die Stelle eines Stadtſchulz, Stadtvoigt und Colonie-Commiſſarius zu Hameln. Um ſich nun zu dieſem neuen Amte, in welchem ihm Kenntniß der Manufacturen und Fabriken nothwendig war, noch geſchickter zu machen, unternahm er eine Reiſe nach der Schweiz, wo er mit Lavater eine enge Freundſchaft ſchloß und ſogar zu deſſen Phyſiognomik, zu dem dieſer damals den Entwurf gemacht hatte, ſehr wichtige Beiträge lieferte. Lavater ſelbſt verſichert, daß er Klockenbringen mehrere der treffendſten Bemerkungen zu verdanken, und daß er an ihm ein phyſiognomiſches Genie entdeckt habe. Im vierten Bande der Phyſiognomik iſt Klockenbring auf einer Tafel mit Klopſtock, Schmid und Moſes Mendelsſohn abgebildet. Nachdem er von dieſer Reiſe zurückgekehrt war, ſuchte und fand er ſeinen ganzen Ehrgeiz darin, ſeinem neuen Amte mit der größten Redlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit vorzuſtehen. Allein es war vom Schickſale beſchloſſen, daß er nicht lange in dieſer Lage bleiben, ſondern durch größeres Glück und Widerwärtigkeiten aller Arten geprüft und geläutert werden ſollte. Früher hatte er nämlich, vielleicht durch den obenerwähnten Lotteriegewinn veranlaßt,

eine Geſchichte der Lotterieen zu ſchreiben begonnen, die freilich nicht erſchienen war, aus der er jedoch nachher mehrere einzelne Bruchſtücke und Abhandlungen hatte im hannöverſchen Magazin abdrucken laſſen. Da nun die Regierung in dieſer Zeit damit umging, eine neue Lotterie zu errichten; ſo erhielt Klockenbring den Auftrag, ſein Gutachten über dieſen Gegenſtand zu geben. Er gehorchte und ſeine Arbeit fand einen ſolchen Beifall, daß er als geheimer Canzleiſecretär bei dem Regierungs-Collegium angeſetzt und ihm die Expedition der Lotterie übertragen wurde. Dieſe neue Stelle trat er 1773 an. Auf einer Reiſe, die er in Angelegenheiten der Lotterie nach Berlin machte, lernte er Nicolai kennen und ward Mitarbeiter an der allgemeinen deutſchen Bibliothek, welches er auch mehrere Jahre blieb. 1776 ward er zum geheimen Canzleiſecretär über das Polizei- und Städte-Departement im Calenbergiſchen ernannt und erhielt dadurch, außer einem ſehr bedeutenden Gehalte, noch das Glück, unmittelbar unter ſeinem Gönner, dem Miniſter von Gemmingen, zu arbeiten, deſſen Wohlwollen er ſchon beſaß und deſſen Zutrauen er bald zu erwerben wußte. Im J. 1776 erwarb er ſich das Verdienſt, durch leicht zu überſehende Tabellen eine Berechnung des Bevölkerungszuſtandes des Landes zu liefern, für welche rühmliche Arbeit ihm auch der König in einem beſondern Reſcripte ſein Wohlgefallen zu erkennen gab. Die Einrichtung der Bevölkerungstabellen, ſo wie ſie zuerſt von ihm erfunden wurden, iſt ſeitdem beſtändig beibehalten worden. Im J. 1787 gab er unter dem Titel: Aufſätze vermiſchten Inhalts, einige ſeiner bereits ſchon im hannöverſchen Magazine abgedruckten Abhandlungen heraus, die eine günſtige Aufnahme fanden, und 1789 hatte er die Freude, ſeinen Vorſchlag zur Errichtung einer Induſtrieſchule von der Regierung genehmigt und ausgeführt zu ſehen. Die Schule iſt noch jetzt vorhanden und im größten Flor. Nachdem der vorige Director und erſte Stifter des hannöverſchen Intelligenzblattes, der Aſſeſſor und Landſyndikus von Wüllen geſtorben war, wurde dieſe Anſtalt auf Rechnung des Königs verwaltet und Klockenbring erhielt die Direction dieſer Anſtalt, für deren Geſchäfte er ſtets um ſo mehr eine beſondere Vorliebe gehegt hatte, als durch ſie vor 22 Jahren zuerſt ſeine Exiſtenz in Hannover gegründet worden war. Dieß waren jedoch ſeine letzten frohen Zeiten. Die Erzählung ſeines Lebens führt uns nun zu der Periode, wo das Schickſal ihn mit unerbittlicher Hand fortriß, wo ſein reizbarer Körper unterlag und ſein Glück auf immer zertrümmert ward. Am Ende des Jahrs 1790 erſchien Bahrdt mit der eiſernen Stirne, worin bekanntlich mehrere der gelehrteſten Männer Deutſchlands angegriffen wurden, aber keiner auf eine ſo harte Weiſe, als Klockenbring. Dies wirkte mit fürchterlicher Gewalt auf den leidenſchaftlichen Mann, den ſeine Freunde über dieſen eingebildeten erlittenen Schimpf vergebens zu tröſten ſuchten. Unter dem Grame, der ihm dadurch verurſacht wurde, eilte ſein Geiſt der Zerſtörung entgegen: ſeine daraus entſtandene Spannung des Gemüths war unnatürlich und mußte in ihren Folgen verderblich werden. Dieſe blieben nicht aus: denn kaum war ein Jahr verfloſſen, als er in eine völlige Geiſteszerrüttung verfiel, die in kurzem ſo überhand nahm, daß man von Obrigkeitswegen darauf bedacht war, ihm einen Vormund zu ſetzen, dem ſeine Perſon und ſeine Privatgeſchäfte untergeordnet wären. Die Gattin deſſelben erbot ſich dazu, und die Regierung ehrte ſie ſowohl, als das Andenken an die geleiſteten Dienſte des Mannes hinlänglich, ihr feierlich dieſes Amt zu übertragen. Gerade um dieſe Zeit machte der bekannte Doctor Hahnemann von Gotha in

einer Ankündigung bekannt, daß er ſich zur Heilung von Gemüthskranken erbóte: zu ihm ward daher Klockenbring gebracht und deſſen Heilungsmethode anvertraut. Dieß geſchah im Junius 1792, und ſchon im Auguſt gab Hahnemann einige Hoffnung zur Geneſung deſſelben, welche er darauf im Februar des folgenden Jahrs als vollendet erklärte. Er war auch ſo vollkommen wieder hergeſtellt, daß er Arthur Youngs Buch über die Staatswirthſchaft Großbritaniens aus dem Engliſchen überſetzte und mit Anmerkungen begleitete, welches ſo, wie es aus ſeiner Feder kam, gedruckt wurde. Auch ließ er kurz darauf eine Vergleichung der Größe, der Bevölkerung, der Auflagen und des Reichthums Englands und Frankreichs in den Reichsanzeiger einrücken. Im J. 1793 kehrte er darauf, völlig geneſen, nach Hannover zurück, um wieder Beſitz von allem dem Seinigen zu nehmen. Obgleich ſeine Geiſteskräfte in nichts gelitten zu haben ſchienen und er nichts ſehnlicher erwartete, als wieder in ſeine vorige Stelle und Thätigkeit verſetzt zu werden; ſo mußte er dennoch auf die fernere Führung ſeiner Dienſtgeſchäfte Verzicht leiſten. Man ſuchte ihn von Seiten der Regierung durch eine Penſion und durch Uebertragung der Direction der hannöverſchen Landeslotterie zu entſchädigen, wodurch aber ſeine Erwartungen und Wünſche nichts weniger als befriedigt wurden, und er ſich bis in ſein Innerſtes gekränkt fühlte. Nun fing er an, ſeinem Schickſale zu unterliegen: verhaltener Gram nagte an ſeinem Herzen. Eine lange und ſehr ſchmerzhafte Krankheit vollendete das Gefühl ſeines Elendes. Ganz nahe dem Tode, erholte er ſich, zur Verwunderung aller, vollkommen wieder; ja, die ſchleunig wiederkehrenden Kräfte ſeines Körpers ſchienen ihm ſogar ein langes Leben zu verſprechen. Nichts deſtoweniger verſank er nach dieſer Krankheit in eine gänzliche Unthätigkeit und in einen Seelenſchlummer, aus dem er nur ſelten geweckt werden konnte. So lebte er noch einige Monate; ſein Körper nahm zu, aber ſein Geiſt ſchien völlig zu verſchwinden. Sein Ziel näherte ſich ſchneller, als man es erwarten konnte: er ſtarb am 12. Jun. 1795 im 53ſten Jahre ſeines Alters, ohne vorhergehende Krankheit, an heftigen Krämpfen.

Klopſtock (Friedrich Gottlieb), ward zu Quedlinburg am 2. Jul. 1724 geboren. Sein Vater, anfangs quedlinburgiſcher Commiſſionsrath, ein ſehr origineller Mann, der ſich oft mit Ahnungen und ſogar mit Teufelserſcheinungen befaßte, hatte nachher das Amt Friedeburg im Mansfeldiſchen gepachtet, wo dann unſer Klopſtock in ſeinem ländlichen Aufenthalte ſein glückliches Knabenalter verbrachte, und hernach zu Quedlinburg das Gymnaſium beſuchte. Im 16ten Jahre kam er auf die Schulpforte bei Naumburg, und hier entwickelte ſich nun ſein Charakter als Menſch und als Dichter. Unter dem hieſigen verdienten Rector Freitag vervollkommnete er ſich in den alten Sprachen, gewann immer mehr Vorliebe für die claſſiſchen Schriftſteller, machte ſelbſt mehrere poetiſche Verſuche, und faßte ſchon hier den Entſchluß, irgend ein großes epiſches Gedicht zu fertigen, obgleich er in der Wahl des Stoffes nicht mit ſich einig werden konnte, und damals vorzüglich Kaiſer Heinrich der Vogler ihm ſtets als ein würdiger Gegenſtand einer Epopee vorſchwebte. Im Jahr 1745 verließ er die Pforte, wo er beſonders auch in ſeiner Abſchiedsrede jenes Entſchluſſes, ein epiſches Gedicht zu verfertigen, Erwähnung that, ging dann nach Jena, ſtudirte hier Theologie, und entwarf ſchon im Stillen die erſten Geſänge der Meſſiade. In Leipzig, wohin er ſich ſchon im folgenden Jahre begab, lernte er nun Cramer, Schlegel, Rabener, Zachariä u. a. m. kennen, die da-

mals die bremiſchen Beiträge herausgaben, in welchen dann auch zuerſt die drei Geſänge ſeines Meſſias erſchienen. Bald wurde ihm aber der Aufenthalt zu Leipzig unangenehm, da mehrere ſeiner Freunde die Akademie verließen, und ſo ging auch er 1748 nach Langenſalza, in das Haus eines Verwandten, Weiß, über deſſen Kinder er die Aufſicht übernahm, und wo er Schmidts Schweſter, die in ſeinen Oden ſo oft beſungene Fanny, perſönlich kennen lernte, die er mit der heißeſten Zärtlichkeit liebte, die ihn aber nicht wieder liebte; und nur erſt nach mehreren Jahren durch Reiſen und Zerſtreuungen konnte er ſich von der ſchwermüthigen Stimmung heilen, in die ihn jene nicht erwiederte Liebe verſetzt hatte. Nun begann, nachdem ſeine Meſſiade erſchienen war, die Periode ſeines Ruhms: ſie machte, wie das bei einem ſolchen Werke zu erwarten ſtand, außerordentliches Aufſehen, und erregte gleiche Bewunderung und gleichen Tadel. Ein Theil verehrte den Sänger des Meſſias wie einen heiligen Dichter und Propheten des alten Bundes; man ſah ihn als ein Religionsbuch an, und den Dichter nannte man nur mit Ehrfurcht. Andre, namentlich alte Theologen, glaubten, die Religion werde durch ſeine verwegenen Dichtungen ganz entweiht. Ja ein ehrlicher Dorfpfarrer kam ausdrücklich zu ihm und bat ihn in allem Ernſte, „er möchte um Gottes und um der Religion willen, den Abadonna (einen abgefallenen Engel) ja nicht ſelig werden laſſen.“ Daß auch tadelnde Kritiken erſchienen, war wohl um ſo weniger zu verwundern, je weniger die Verfaſſer derſelben ihn vielleicht richtig verſtanden hatten. Klopſtocks Ruhm wurde dadurch nur noch mehr erhöht, und was Leſſing in einem Epigramm auf einen gewiſſen Meyer ſang, konnte auf mehrere ſeiner Tadler angewendet werden:

Sein kritiſch Lämpchen hat die Sonne ſelbſt erhellet,
Und Klopſtock, der ſchon ſtand, von neuem aufgeſtellet.

Den ſtärkſten Eindruck hatte ſein Gedicht in der Schweiz gemacht. Kein Wunder, daß ihn Bodmer und ſeine Freunde wiederholt einluden, in die Schweiz zu kommen. Klopſtock nahm es an und reiſte mit Sulzer im Sommer 1750 nach Zürich, wo alles aufgeboten wurde, ihm ſeinen Aufenthalt angenehm und wo möglich zu ſeinem immerwährenden Wohnort zu machen. Man bewunderte ihn hier allenthalben mit einer Art heiliger Ehrfurcht. Auch er fand es hier und in mehrern Kantonen, zu welchen er eine Luſtreiſe machte, äußerſt reizend, und auf ſchweizeriſchem Grund und Boden keimten jene großen Ideen von Vaterland, Freiheit und deren heldenmüthigem Vertheidiger Hermann. Auch in Dänemark hatte man die drei erſten Geſänge ſeines Meſſias, hauptſächlich durch Bernſtorf, kennen gelernt, und Klopſtock wurde nach Copenhagen eingeladen. Er reiſte 1751 ab, machte ſeine Reiſe über Braunſchweig und Hamburg, und hier lernte er, durch einen Brief von Gärtner an eine eigentlich ſtrenge Leſerin ſeiner Geſänge empfohlen, in dieſer ſelbſt das geiſtreiche Mädchen, Meta (eigentlich Margaretha) Moller kennen, ward mit ihr näher bekannt und in drei Tagen ſchon völlig durch Liebe mit ihr einverſtanden, die er, da häusliche Verhältniſſe ihre Verbindung noch hinderten, durch Briefe fortſetzte, weil ſeine Reiſe nach Copenhagen vor allem beſchleuniget werden mußte. Hier wurde er von Bernſtorf mit Freundſchaft und hoher Achtung aufgenommen: er blieb den Winter über in Copenhagen und wurde dann im folgenden Sommer durch ſeinen Freund Moltke dem Könige Friedrich V. vorgeſtellt. Da dieſer im Sommer 1752 eine Reiſe nach Holſtein machte, ſo benutzte Klopſtock die Gelegenheit, zu ſeiner geliebten Meta nach Hamburg zurückzu-

kehren, wo er ſich den ganzen Sommer aufhielt, zwar wieder nach Dänemark mit dem König zurückkehrte, auch das Jahr 1753 hier noch zubrachte, aber im Sommer 1754 abermals nach Hamburg reiſte, und am 10. Juni ſich mit ſeiner Meta verband. Leider genoß er das Glück der ehelichen Liebe nicht lange: der Tod entriß ſie und ein noch ungebornes Kind dem Dichter, dem ſie mit der reinſten innigſten Liebe anhing; er begrub ſie in dem Dorfe Ottenſen bei Hamburg, und ſetzte dort die einfache ſchöne Grabſchrift:

Saat geſäet von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen.

Von 1771 an wohnte er, mit dem Charakter eines königl. däniſchen Legationsraths und markgräfl. badenſchen Hofraths (welchen letztern ihm der nachherige Kurfürſt Friedrich von Baden nebſt einem Jahrgehalte ertheilt hatte), in Hamburg, lebte hier in der Stille fort, und fand im Winter ſein höchſtes Vergnügen am Schlittſchuhlaufen, wo er aber ſelbſt einmal in die höchſte Lebensgefahr kam, aber ſelbſt bei dem augenſcheinlichſten Tode die Faſſung ſo wenig verlor, daß er ſeinem Begleiter ſelbſt die Maaßregeln angab, ihn zu retten. Darauf bezieht ſich auch ſelbſt eine Stelle am Schluß des Meſſias:

Du gabſt mir Muth in der Nähe des Todes.

Klopſtocks Ende war wie ſein Leben. Mit voller religiöſer Ueberzeugung, mit Ruhe und Ergebung ſtarb er den glücklichen Tod des Gerechten und Guten, den er ſelbſt im zwölften Geſang ſeiner Meſſiade beſungen hat, am 14. März 1803 ſanft und ohne Schmerzen. Sein Leichenbegängniß, gewiß eins der feierlichſten, das einem Gelehrten Deutſchlands zu Theil ward, zeigt die allgemeine Theilnahme ſeiner Mitbürger, die ſie im Namen aller entfernten hohen und niedern Verehrer des Entſchlafenen hier zu Tage legten. Die hier wohnenden Geſandten und Geſchäftsträger, alle angeſehene Bürger, Senatoren, Kaufleute, Kirchen- und Schullehrer, Künſtler u. ſ. f. begleiteten in hundert ſechs und zwanzig Wagen die Leiche, welche unter einer Ehrenwache von 100 Mann zu Fuß und zu Pferde, unter dem großen volltönenden Geläute der ſechs Hauptthürme von Hamburg, durch Zuſtrömen vieler Tauſende und unter mehrern der Sache angemeſſenen Feierlichkeiten, die durch das Wehen der Trauerflaggen von den Schiffen im Hafen noch einen erhabnern Eindruck machten, an einem heitern Frühlingstage den 22. März zu Ottenſen neben ſeiner Meta eingeſenkt wurde, wo er ſich ſchon bei ihrem Tode ſein Grab beſtellt hatte. Klopſtock war von Seiten ſeines Charakters munter und aufgeweckt; ſein nicht ſparſamer Scherz aber ſtets mit einer gewiſſen Würde verbunden, indem er ſich nie bis zum Luſtigmacher herabließ; ſein Spott war nie bitter. Eine gewiſſe Geradheit hielt ihn von der nähern Bekanntſchaft mit Vornehmeren zurück, denn die kalte Herablaſſung der Großen ſah er mehr als Beſchimpfung an. Er zog gern mit ganzen Familien ſeiner Freunde aufs Land. Immer freute er ſich, von einem Kreiſe von Kindern umgeben zu ſeyn. Seiner freudigſten Beſchäftigung im Winter iſt oben ſchon Erwähnung gethan worden. An dem Wohl und dem häuslichen Glück ſeiner Freunde nahm er den innigſten Antheil, aber beſonders angenehm war ihm die Rückerinnerung an ſeine Dichterfreunde, mit denen er in Leipzig vereint geweſen war, und von denen er immer einen nach dem andern ins Grab ſinken ſah. Der letzte, der aus dieſem zarten Kreiſe ſeiner alten Freunde heraustrat, war Ebert: auch dieſen überlebte er; mit Faſſung und Standhaftigkeit vernahm er die Nachricht von ſeinem Tode. — Von den neuern Weltbegebenheiten vermied er abſichtlich zu ſprechen, und ſo

ſehr er auch Freiheit des menſchlichen Geiſtes liebte, und überhaupt jede Tyrannei haßte, ſo iſt doch die ihm zugeſchriebene Revolutions-Ode an Rochefoucaulds Schatten als ganz untergeſchoben zu betrachten. So ſchwer es iſt, Klopſtock als Dichter und Gelehrten zu characteriſiren, und ſo wenig es hier der Ort iſt, eine gänzlich genügende Auseinanderſetzung und Entwickelung der Schönheiten, die ſeine Werke ſo ſehr auszeichnen, aufzuführen; ſo dürfte es doch vielen unſerer Leſer und Leſerinnen, die gewiß Klopſtock als einen der erſten Dichter der Deutſchen verehren, nicht unangenehm ſeyn, wenigſtens hier einen kleinen Ueberblick ſeiner hohen Verdienſte, und worin er eigentlich groß und einzig genannt zu werden verdient, zu erhalten. Als Odendichter iſt wohl Klopſtock beſtimmt unter den lyriſchen Dichtern aller Zeiten der größte. Man kann ihn den Pindar der neuern Poeſie nennen, aber er übertrifft dieſen an Fülle und Tiefe der Empfindung, ſo wie die Seelenwelt, die er ſchildert, die von dem griechiſchen Dichter dargeſtellten Gegenſtände aus der Sinnenwelt übertrifft. Seine geiſtlichen Oden, z. B. *die Frühlingsfeier*, nehmen den Schwung des Pſalmiſten, und zeigen ſelbſt in der Freiheit des Metrums die Sicherheit ſeines lyriſchen Geiſtes. Die erſten Oden an *Fanny*, *Ebert* ſind wegen der darin herrſchenden Melancholie und erhabenen Stimmung gewiß keinem gebildeten Leſer unbekannt. Und ſelbſt im Gefühle der Freude, z. B. in der Ode, *am Zürcher See*, ſelbſt wenn er beinahe anakreontiſch wird, wie in manchen kleinen Gedichten an Cidli, verleugnet er nie ſeine hohe Würde und die hohe platoniſche Richtung ſeiner Liebe. Die ſpätern Oden, wo er Theil an den Begebenheiten der Zeit und namentlich der franzöſiſchen Revolution nimmt und worin deutſches Vaterland und unſre Sprache die gefeierten Hauptgegenſtände ſind, zeichnen ſich durch das Feuer des Patriotismus und die neuen ſchöpferiſchen Wendungen des Ausdrucks aus. Durch letztere, wie auch durch die gewählte nordiſche Mythologie wird er freilich mehrern Leſern oft dunkel; aber auch eben dieſes größere Publikum wird Klopſtock als geiſtlichen Liederdichter verſtehen und dankbar verehren, wenn es ſich an die Lieder: *Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du* ꝛc. *Wenn ich einſt von jenem Schlummer* ꝛc. die ſich beſonders durch den von Klopſtock ſonſt verbannten Reim unterſcheiden, mit Rührung erinnert. Den größten und ſchnellſten Ruf erwarb ſich aber Klopſtock durch ſeine Epopee, *der Meſſias*, deren erſte Geſänge gleich bei ihrer Erſcheinung durch den erhabenen Prophetenſchwung, durch die Pracht ihrer Schilderungen und durch den hohen ächt patriarchaliſchen Idyllenton den glücklichen Nebenbuhler Miltons verkündigten. Wenn der Britte auch als epiſcher Dichter durch die Charaktere ſeiner Helden, beſonders des Satans und durch Klarheit des epiſchen Styls den Vorzug verdient, ſo übertrifft ihn auf der andern Seite Klopſtock durch lyriſchen Gehalt, muſikaliſchen Wohllaut und den Glanz der Darſtellung. Ein einziger Vers von Klopſtock hat einen größern Schwung der Empfindungen, als Milton je hervorbringen kann; aber freilich ermüdet dann auch zuweilen der fortgeſetzte Hymnenton. Klopſtocks *Barditen* ſind mehr dramatiſirtes Heldengedicht und lyriſch-theatraliſche Scenen, als ein Trauerſpiel (die Form von letzterm hat mehr ſein Tod *Adams*, wo er Jamben, mit Anapäſten vermiſcht, braucht): die Chöre, von denen auch Gluck mehrere componirt hat, und welche zu des letztern meiſterhafteſten Arbeiten gehörten, leider! aber, da ſie Gluck mehr im Kopfe als auf dem Papiere hatte, ganz für uns verloren ſind, ſind von höchſtem lyriſchen Schmuck und athmen den kühnſten Patriotismus und Freiheitsſinn.

Er hat den deutſchen Charakter idealiſirt, wie keiner. Um die Sprache hat Klopſtock ein großes grammatiſches Verdienſt. Seine Fragmente über Sprache und Dichtkunſt, ſeine Gelehrten-Republik und grammatiſchen Geſpräche klärten viele Gegenſtände der deutſchen Grammatik und Poeſie auf, wenn auch ſeine Neuerungen in der Orthographie, wo er alle überflüſſigen Buchſtaben wegwarf, ſo wie überhaupt mehrere Grundſätze ſeines Styls, nicht Beifall fanden.

Kloska (**Gloska**) war, nebſt ſeinem Gefährten **Horiah**, der Anführer einer aufrühreriſchen Bande, welche 1784 in Ungarn die größten Gewaltthätigkeiten ausübte und beſonders alle Edelleute, da, wo er ſein Weſen trieb, zittern machte. Horiah hatte ſich von Joſeph II. für den Flecken Brad im zarandiſchen Kreiſe das Marktrecht ausgewirkt, und mit Hülfe der darüber ausgefertigten Urkunde überredeten nun beide den einfältigen Pöbel, es ſey ihnen das Recht zur Vertilgung aller Edelleute gegeben worden. Sie gingen noch weiter: auf einen beſtimmten Tag ſollten alle Adlige in der ganzen Gegend ermordet werden. Da aber die Verſchwörung entdeckt und zur Habhaftwerdung beider Aufrührer Befehl gegeben wurde, ſo glaubte nun die ganze Rotte, zu ihrer eignen Sicherheit nicht länger zögern zu müſſen, und fing an, gegen Adel und Geiſtlichkeit mit unerhörter Grauſamkeit zu wüthen, und ſo verloren über 400 Perſonen, größtentheils unter den entſetzlichſten Martern, ihr Leben. Nun ſandte der Kaiſer die geſchärfteſten Befehle, um die Ruhe wieder herzuſtellen. Aber die Rebellen leiſteten den hartnäckigſten Widerſtand und konnten am Ende nur mit der größten Anſtrengung zerſtreut werden. Die beiden Anführer wurden erſt am 3. Jan. 1785 gefangen genommen und erhielten bald nachher auf dem Rade den Lohn ihrer Verbrechen.

Klöſter wurden zuerſt im 4. Jahrhundert in den Wüſten Oberägyptens gegründet. **Antonius**, der insgemein der Große genannt wird, ſammelte hier um 305 eine Anzahl Einſiedler, die, um die Vortheile der Einſamkeit in Geſellſchaft zu genießen, ihre Hütten an einander bauten und ihren Gottesdienſt gemeinſchaftlich hielten, wie ſpäter die paläſtinenſiſchen und noch jetzt die abyſſiniſchen Mönche pflegen. Genauer als dieſe Verbindung, welche man Laura nannte, war die von **Pachomius** gegen die Mitte des 4. Jahrh. geſtiftete. Er baute auf Tabenna, eine Nilinſel in Oberthebais, mehrere Häuſer in geringer Entfernung von einander, in deren jedem eine Anzahl Mönche zu drei bis vier in Zellen beiſammenwohnten und unter einem Prior ſtanden. Dieſe Priorate machten zuſammen das Cönobium oder Monaſterium (daher Münſter) aus, wurden von einem Vorſteher, der Abbas (Vater), Higumen oder Mandrit hieß, regiert und zu einer beſtimmten gleichförmigen Lebensordnung angehalten. Nach des Pachomius Tode 348 beſtand die Mönchscolonie auf Tabenna aus 50,000 Individuen. Nicht nur in Aegypten hatte dieſe Einrichtung ſo ſchnellen Fortgang, auch in Paläſtina, Syrien und Armenien fand ſie bald Nachahmung, die Wüſten und Wälder füllten ſich mit Cönobien von verſchiedener Größe, ſelbſt in und bei den Städten entſtanden ſolche Inſtitute, in denen wegen der Nähe der Verſuchung die Strenge der Clauſur, d. h. des Verbots hinauszugehn und mit den Leuten in der Welt zu verkehren, den Mangel der abgeſchiedenen Wüſteneien erſetzen ſollte, und die daher Anlaß gaben, die Cönobien Claustra, d. h. verſchloßne Oerter, **Klöſter** zu nennen. Das Kloſterleben, anfangs nur von Männern frei erwählt, und daher noch wenig durch andre Geſetze, als die jeder dem Zwecke der andächtigen Einſamkeit gemäß ſich ſelbſt gab, einge-

ſchränkt, erhielt, da ſeit der Mitte des 4. Jahrh. auch Frauenmünſter geſtiftet wurden und Menſchen jedes Alters und Standes ſich zudrängten, beſtimmte Regeln vom h. Baſilius, die eine gewiſſe Gleichheit der Verfaſſung und Disciplin in den Klöſtern des Orients herſtellten. Doch gab es im 4. und 5. Jahrh., außer daß der Eintritt ins Kloſter für eine ſtillſchweigende Verpflichtung zur Keuſchheit und Enthaltſamkeit von allen Weltfreuden überhaupt, und zum Gehorſam gegen die angenommenen Statuten der innern Lebensordnung galt, noch keine eigentlichen Kloſtergelübde und ſolennen Profeſſionen. Erſt im 6. Jahrh. brachte ſie der h. Benedict von Nurſia auf. Seiner ſtrengen und zweckmäßigen Regel, die zuerſt in dem von ihm 529 erbauten Kloſter zu Montecaſſino bei Neapel und nachher in allen Klöſtern des Abendlandes als eine gemeinſame Geſetzgebung angenommen wurde, iſt es vornehmlich zuzuſchreiben, daß dieſe Häuſer nun Wohnſitze der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit und der bei der Verwirrung jener Zeiten in ihre Mauern geflüchteten Gelehrſamkeit zu werden anfingen. Miſſionare gingen von ihnen aus, Wälder und Einöden wurden von den arbeitſamen Mönchen gelichtet und urbar gemacht; um die Cultur des Bodens, um die Bekehrung und Civiliſation der germaniſchen und ſlaviſchen Völker erwarben ſie ſich vom 6. bis ins 9. Jahrh. weſentliche Verdienſte. Freilich veränderten dieſe im Zeitalter der Rohheit ſo gemeinnützigen Inſtitute allmählig ihre Natur, jemehr ihr Reichthum und Anſehen wuchs; Müſſiggang und Schwelgerei ſchlich mit allen Laſtern der Welt in ihren Mauern ein und ihr Verfall war unvermeidlich, da ſie theils durch die bei den fränkiſchen Königen eingeriſſene und von andern Fürſten bald nachgeahmte Gewohnheit, Klöſter wegen ihrer Pfründen an Grafen und Herren zu verſchenken, unter die Aufſicht von Laienäbten (Commendaturäbten) kamen; welche, nur auf den Genuß der Einkünfte bedacht, nichts zur Aufrechterhaltung der Zucht unter den verwilderten Mönchen und Nonnen thun mochten, theils von den Biſchöffen, welche die urſprünglichen Aufſeher und Viſitatoren der Klöſter waren, aber den Sinn für das kanoniſche Leben meiſtens ſelbſt verloren hatten, entweder nun beraubt und gedrückt, oder wegen der ihnen zugeſtandenen Privilegien und Exemtionen ſich ſelbſt überlaſſen wurden. Nur durch die von Carl dem Großen zur beſſern Bildung des Clerus geſtifteten Kloſterſchulen wußten einige, z. B. die zu Tours, Trier, Lyon, Fulda, Osnabrück, Würzburg u. ſ. w. den Ruhm ihrer Gemeinnützigkeit auch im 9. und 10. Jahrh. zu behaupten. Dem allgemein empfundenen Bedürfniſſe einer Reform ſuchte zuerſt das Kloſter zu Clugny in Burgund abzuhelfen, das 910 nach der faſt vergeſſenen Regel Benedicts eingerichtet wurde und ſie noch durch einige ſtrengere Zuſätze verſchärfte. Eine Menge Klöſter in Frankreich, Spanien, Italien und Deutſchland ließen ſich nun nach dieſem Muſter reformiren, andre gaben der Regel Benedicts eine eigene neue Geſtalt und ſtifteten im 11. und 12. Jahrh. mehrere Orden mit einer großen Anzahl von Filialklöſtern, die als Zweige des Hauptſtammes der alten Benedictiner eben ſo viele durch einen ſtolzen und eiferſüchtigen Conföderationsgeiſt engverbundene Mönchsſtaaten bildeten. Mit dem Rufe der wiederhergeſtellten Heiligkeit gewannen die Klöſter nun neues Anſehen und neue Schätze, viele wußten ſich die Exemtion von aller, außer der unmittelbaren päpſtlichen Gerichtsbarkeit, zu verſchaffen und während der Kreuzzüge, wo eine Menge Kreuzfahrer ihnen ihre Güter verpfändeten, oder auf den Fall, daß ſie nicht zurückkehrten, ganz überließen, ihren Reichthum noch beträchtlich zu vermehren. Das Vorrecht der Unverletzlichkeit, das

die öffentliche Meinung den Klöſtern unter den täglichen Räubereien und Privatfehden des Mittelalters zugeſtand, brachte überhaupt unſäglich viel Privateigenthum, das man bei dem rohen Zuſtande der Juſtiz und Polizei nicht beſſer ſicherſtellen zu können glaubte, unter ihren Schutz und in ihre Gewalt. Freilich riß damit, als jener Verbeſſerungseifer abgekühlt und die Macht der Orden befeſtigt war, auch neues Sittenverderben in den Klöſtern ein und es kam, da der landesherrliche und biſchöffliche Einfluß durch tauſend Exemtionen geſchwächt war, und gegen den durch die Politik der Päpſte geſchützten Uebermuth der in allen Ländern mächtigen Ordenscorporationen wenig vermochte, meiſt nur auf die Perſönlichkeit der Aebte an, welcher Geiſt in ihnen herrſchen ſollte. Zur Zeit der Reformation, wo die reichen Güter der von den Mönchen und Nonnen verlaſſenen Klöſter in den proteſtantiſch gewordenen Staaten von den Fürſten theils zu ihrem Fiscus gezogen, theils zu Gründung und Erhaltung öffentlicher Bildungsanſtalten, die unter den Namen Kloſterſchulen, Fürſtenſchulen u. ſ. w. noch beſtehen, oder in Univerſitäten und Akademieen verwandelt worden ſind, angewendet, theils zur Belohnung verdienter Kirchenlehrer als Pfründen, wie die Abteien in Niederſachſen und im Würtembergiſchen, vorbehalten wurden, mußte ſich die Zahl der Klöſter beträchtlich verringern. In katholiſchen Ländern erhielten ſie zwar ihre Verfaſſung bis ins 18. Jahrh., fielen aber doch durch den alles ergreifenden Einfluß eines neuen Zeitgeiſtes immer mehr in der Meinung des Volkes, und mußten beim Sinken der päpſtlichen Macht auch von katholiſchen Fürſten manche Beſchränkung ihrer alten Rechte erdulden, und was ihnen noch blieb, durch große Opfer erkaufen. Was ſie ehedem als Depots literariſcher Schätze, als Zufluchtsörter für Verfolgte und Nahrloſe, als Erziehungsanſtalten für die Jugend, als bequeme Ruheplätze für ausgediente und abgelebte Weltleute aus den höhern Ständen, als milde Gewahrſame und Beſſerungshäuſer für verirrte und gefährliche Glieder der menſchlichen Geſellſchaft geleiſtet hatten, verſchwand in den Augen der ſtatiſtiſchen Berechnung und philanthropiſchen Philoſophie neuerer Zeiten vor dem Nachtheile, den ſie durch die Beförderung der Eheloſigkeit der Bevölkerung, durch ihr unabläßiges Streben nach den Familiengütern der Reichen, die ihnen ihre Söhne und Töchter anvertrauten, dem Nationalwohlſtande, durch den Müſſiggang ihrer Bewohner der Induſtrie, durch ihre frommen Gaukeleien der Aufklärung und wahren Religioſität, und durch die in ihren Mauern erzeugten geheimen Sünden und Intriguen, deren Greuel ſich nicht länger verbergen ließen und jedes menſchliche Gefühl empören mußten, der Sittlichkeit brachten. So waren dieſe veralteten Inſtitute als Freiſtätten der Faulheit, der Heuchelei und des geiſtlichen Deſpotismus ſchon von einem großen Theile der erleuchteten Welt geächtet, da Joſeph II. 1781 die Klöſter einiger Orden ganz aufhob, und die, welche er beſtehen ließ, auf eine beſtimmte Zahl von Religioſen einſchränkte und außer alle Verbindung mit auswärtigen Obern ſetzte. In Frankreich wurde 1790 die Abſchaffung aller Orden und Klöſter decretirt, welchem Beiſpiele ſowohl die dieſem Reiche incorporirten Länder, als auch im 19. Jahrh. unter Napoleons Aegide alle katholiſche Staaten des Continents, außer Oeſterreich und Rußland, folgten. Die Abſicht dieſer Aufhebung ſchien indeß noch mehr eine wohlberechnete Finanzſpeculation, als ein Werk der Humanität zu ſeyn. Nur in Preußen wurde leidlich für die vertriebenen Religioſen geſorgt, und, nach Joſephs Beiſpiele, der durch die Seculariſationen gewonnene Reichthum den Fonds des Kirchen- und Schulweſens zuge-

wendet; wo aber das franzöſiſche Syſtem galt, fielen die Kloſtergüter dem landesherrlichen Fiscus zu, und die Religioſen ſahen ſich, weil die ihnen verſprochenen Penſionen oft ausblieben, aus einem müſſigen Wohlleben in die kümmerlichſte Dürftigkeit verſetzt. Die neueſten Zeitereigniſſe haben indeß ihr Schickſal in Italien und Spanien ſehr verbeſſert, und während am Hofe Ferdinands VII. ſchon von Wiederherſtellung der Klöſter die Rede iſt, wird die bei jenen gewaltthätigen Seculariſationen aufgeworfene Frage: ob es nicht gerathner ſey, einige dieſer reich dotirten Inſtitute als Prytaneen für verdiente Gelehrte und Künſtler, als Ruheſtätten einer beſchaulichen Muſſe, und Zufluchtsörter für Schwache, die durch Verwaiſung und Unglück mit der Welt zerfallen ſind, noch ferner zu erhalten, aufs neue zur Sprache gebracht. In den öſterreichiſchen Staaten iſt zur allmähligen Abſchaffung der unnützen Klöſter der milde Weg eingeſchlagen, ſie ausſterben, diejenigen aber, welche ſich durch die Erziehung der Jugend, beſonders der weiblichen, und durch Krankenpflege verdient machen, beſtehen zu laſſen. (Vergl. d. Art. Mönchsweſen, Orden.) E.

Klotz, (Chriſtian Adolph.) Dieſer berühmte, gegen das Ende ſeiner literariſchen Laufbahn aber berüchtigte Gelehrte wurde 1738 zu Biſchofswerda in der Lauſitz geboren, wo ſein Vater Superintendent war. Den erſten Unterricht genoß er von dem berühmten Rector Baumeiſter in Görlitz, dem er die Liebe zu den Griechen und Römern und den guten lateiniſchen Styl verdankte, welcher ſo viel zu ſeinem Rufe beitrug. Von Görlitz ging er nach Leipzig, wo er ſich ſchon durch ſein lateiniſches Gedicht: Mores eruditorum, bekannt machte. Er ging darauf 1760 nach Jena, wo er ſich ebenfalls Ruhm erwarb. Im Hörſaale ſah man ihn jedoch wenig; deſto mehr liebte er den Privatfleiß, benutzte den Umgang mit Gelehrten und bediente ſich ihres Büchervoraths; auch empfahl er ſich wenig durch regelmäßige Lebensart. Er geizte ſehr nach Ruhm, und ſtrebte nicht nur nach anſehnlichen Lehrſtellen, ſondern auch nach einem großen Rufe in der gelehrten Welt. Das erſte gelang ihm, da er 1762 zum außerordentlichen Profeſſor in Göttingen ernannt wurde, und 1764 daſelbſt eine ordentliche Profeſſur erhielt. Auf dieſer Univerſität lebte er eine Zeitlang ſehr zufrieden, und verheirathete ſich auch daſelbſt; er kam hier in genauern Umgang mit Gatterer, Hollmann u. a. vorzüglich mit Selchow, und benutzte auch die vortreffliche Bibliothek daſelbſt. In der Folge mißfiel ihm Göttingen, und er nahm den Ruf an, den er 1765 durch ſeinen Gönner Quintus Icilius, von Friedrich II. als Hofrath (ſpäterhin als geheimer Rath) und Lehrer der philoſophiſchen Beredſamkeit nach Halle erhielt. Klotz hat viel geſchrieben, und ſich vorzüglich durch ſeine lateiniſchen Gedichte, ſeine Historia nummorum, ſeine Werke über das Studium des Alterthums und über den Nutzen und Gebrauch alter geſchnittener Steine und ihrer Abdrücke ꝛc. berühmt gemacht. Das letztere Werk, das er 1768 herausgab, brachte ihm aber harte Widerſprüche zuwege, welche ſeinen Ruhm ſehr ſchmälerten. Am meiſten war er jedoch als Recenſent in ſeinem Wirkungskreiſe; er arbeitete auch mit an der allgemeinen Deutſchen Bibliothek, wo ſeine Abhandlungen mit E. bezeichnet ſind. Weil aber in dieſer Zeitſchrift vieles nicht nach ſeinem Willen ging, auch einige Male Einiges an ſeinen Schriften getadelt wurde, ſo ging er ab und errichtete eine Gegenpartei gegen die Bibliothek, wodurch er zu dem Namen Klotzianer Gelegenheit gab. Er ſuchte zuletzt abſichtlich mit berühmten Männern Streitigkeiten zu bekommen, und in ſeinen Actis litera-

riis fällte er ſehr beißende Urtheile, mit Perſonalitäten verwebt, wodurch er manches Mannes Ehre und Ruhe kränkte, ob er ſich dieß gleich vielleicht ſelbſt nicht einbildete; denn als in der allgemeinen Bibliothek auch ihn angreifende Urtheile gefällt wurden, ſagte er: „Nie hätte ich geglaubt, daß eine Recenſion ſo wehe thun könnte.“ Dieſes unartige Betragen bereitete aber auch ihm und ſeinen Anhängern den Sturz. Der ſcharfſinnigſte und witzigſte ſeiner Gegner, der ſeinen Fall am meiſten beſchleunigte, war Leſſing, an den ſich Klotz ebenfalls wagte. Dieſer ſchickte, wie Herder, welcher ſich ebenfalls zu Klotzens Tadlern geſellte, in ſeinem Aufſatz über Leſſing ſich ausdruckt, in ſeinen beiden Bändchen von Briefen antiquariſchen Inhalts zwei Bären gegen Klotz und ſeine Brut. Es ſey mir erlaubt, aus dieſen Briefen, welche ein Meiſterſtück von einer witzigen Streitſchrift ſind, eine Stelle anzuführen, die ſich darauf bezieht, daß Klotz Leſſingen, welcher ſich nie anders als mit ſeinem einfachen Namen ſchrieb, in ſeinen Recenſionen ſtets mit ſeinem Magiſtertitel nannte. „Was kann Herr Klotz, ſagt Leſſing damit, daß er mich, der ich mich nie ſo nenne, ſtets Herr Magiſter Leſſing nennt, anders wollen, als mir den Abſtand, der zwiſchen ihm als geheimen Rath und mir als Magiſter Statt findet, recht fühlbar machen? Allein ziemt es wohl dem Schmetterling, ſo verächtlich auf die Raupe herabzublicken, aus der er ſich bildete? Denn ich wüßte in der That nicht, aus welcher andern Urſache ihn ſein König zum geheimen Rath gemacht habe, als weil er ihn für einen guten Magiſter gehalten. Auch iſt es blos der Magiſter, mit dem ich es hier zu thun habe; denn wenn Herr Klotz nicht auch Magiſter wäre, ſo wüßte ich nicht, was ich mit dem geheimen Rath anfangen ſollte; und wehe dem Herrn geheimen Rath, wenn ihn ſein Magiſter im Stiche läßt!“ Klotz war ein feuriger Kopf, welcher eine Idee, die ſich ihm darbot, ſchnell auffaßte und weiter ausbildete. In der griechiſchen und lateiniſchen Sprache hatte er ſehr gute Kenntniſſe, von neuern Sprachen wußte er ſo gut als nichts; allein das Leſen der Quellen des Alterthums war ihm zu beſchwerlich, und koſtete ihn zu viel Zeit. Bei allen ſeinen eingeſchränkten Kenntniſſen in den Alterthümern kam er dennoch auf den Einfall, dieſe Kenntniſſe in einer neuen Einkleidung vorzutragen. Im Umgange war er ſehr feurig und einnehmend, aber ein veränderlicher Freund; denn er war höchſt mißtrauiſch. Er ſtarb 1777 am Schluſſe ſeiner Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und des Zeitungs-Jahrgangs.

Klugheit (in der Moral) machte, nach den alten Philoſophen, welche die Tugend nach der Anzahl ihrer Beſtandtheile einzutheilen pflegten, den dritten derſelben aus. Sie waren folgende: Neigung, Gutes thun zu wollen; Geſchicklichkeit, es thun zu können; Fähigkeit, dieſe Geſchicklichkeit zu den beſten Endzwecken mit Beharrlichkeit zu gebrauchen; Stärke, das Unternommene auch bei Schwierigkeiten und Gefahren durchzuſetzen. Der dritte dieſer Beſtandtheile gab den Begriff der Klugheit her. Sie iſt die durch Uebung erlangte Unterſcheidungskraft, durch welche der Menſch den Werth und die Wichtigkeit ſeiner Zwecke, ſo wie die Schicklichkeit der Mittel, die er zu ihrer Erreichung anwendet, richtig beurtheilt. Ohne dieſelbe iſt der Menſch nicht im Stande, übereinſtimmend, ſtandhaft und mit glücklichem Erfolge zu handeln. Ferguſon ſagt: die Klugheit ſoll den Menſchen lehren, was er für ſich ſelbſt, für ſeine Freunde, für ſein Vaterland und für das menſchliche Geſchlecht wünſchen und thun ſoll. In eingeſchränkterer Bedeutung aber bezieht ſich die Klugheit insbeſondere nur auf diejenigen

Pflichten, die des Menſchen eignen Zuſtand betreffen. Dieſe Pflichten können füglich unter folgende Hauptabtheilungen gebracht werden: Anſtand, ſchickliches Betragen, Beſcheidenheit, gute Wirthſchaft, Entſchloſſenheit, und Behutſamkeit. Sie heißt insbeſondere Weltklugheit, wenn der Menſch die Geſchicklichkeit beſitzt, durch den Einfluß auf andere ſeine Abſichten zu befördern. Durch ſie richtet der Menſch mehr aus, als durch ſeine Macht, ſo wie dasjenige, was wir durch Klugheit erlangen, oft mehr werth, oder vielmehr höher zu achten iſt, als was man durch blindes Glück zu erwerben pflegt. Die Nothwendigkeit dieſer Eigenſchaft wird nicht allein nach der Wichtigkeit unſerer Zwecke bedingt; denn man kann ja nicht füglich einen Andern an ſeiner Statt klug ſeyn laſſen, ſondern die Tugend ſelbſt gebietet dieſelbe, weil die größte Tugend ohne Klugheit verborgen und zwecklos bleibt. Der Weltklugheit, ſo wie der Klugheit überhaupt, muß jedoch die ſittliche Klugheit vorangehen, oder vielmehr zum Grunde liegen. Dieſe beſteht in der Erkenntniß und Ueberzeugung, daß eine ſittliche Ordnung vorhanden ſey, und daß mit derſelben alle Fähigkeiten und Kräfte der menſchlichen Natur, nebſt der Art und Weiſe, wie dieſe ſelbſt und alle übrigen Dinge, auf welche ſie Einfluß haben, mit jener verbunden ſind, in Beziehung ſtehen müſſen, und daß dazu endlich noch eine Geſchicklichkeit und Fähigkeit, alles Andere dieſem höchſten Endzwecke unterzuordnen, erfordert werde. Die Fertigkeit, ſeine Endzwecke, ohne Hinſicht auf Subordination unter eine ſittliche Ordnung, geſchickt auszuführen, heißt Verſchmitztheit, und wenn es unſittliche Zwecke ſind, Argliſt. Wer ungeſchickte Mittel braucht, um ſeine Endzwecke zu erreichen, oder wer, nach Kant, ſolchen Zwecken, die keinen Werth haben, das aufopfert, was einen Werth hat, heißt ein Thor. Derjenige Theil der practiſchen Philoſophie, welcher lehrt, was der Wille des Menſchen zu thun habe, um die geſchickteſten Mittel zu erwählen, ſeine eigenen Endzwecke zu erreichen, heißt die Klugheitslehre. So weit die Meinungen der angeführten Schriftſteller über den Begriff Klugheit und über deren practiſche Ausführung. Wir können dieſen Artikel nicht ſchließen, ohne nicht noch etwas über die ſogenannte Weltklugheit hinzuzufügen. Sie wird, wie die Erfahrung lehrt, und wie auch aus der oben angeführten Meinung erhellt, als die nothwendigſte Eigenſchaft des geſellſchaftlichen Lebens anempfohlen und ohne ſie kein Glück im bürgerlichen Leben für möglich gehalten. Wenn aber Weltklugheit, nach der beſtimmteſten Erörterung dieſes Begriffs, einzig und allein in der Fähigkeit beſteht, andere Menſchen ſo geſchickt als möglich für die Erreichung ſeiner Endzwecke zu gebrauchen, ſo geht daraus ſchon von ſelbſt hervor, daß eine ſolche Weltklugheit auf eigenen Charakter und auf eigene Meinungen Verzicht leiſten und ſich ſtets den Geſinnungen Anderer mit Knechtſchaft anſchließen müſſe. Nun aber läßt ſich begreifen, wie eine ſolche Fertigkeit, nie das eigne Ich, ſondern ſtets eine fremde, künſtlich angenommene Geſinnung zu zeigen, nur auf Koſten eigener Charakterfeſtigkeit, oder gar der Sittlichkeit, erlangt werden könne. Denn es iſt unmöglich, zu denken, daß derjenige, der ſtets Zwecke vor Augen hat und die möglichſt vortheilhafte Erreichung derſelben beabſichtigt, nicht endlich dahin gelangen müſſe, dieſe Zwecke auf Koſten ſeiner eignen Hochherzigkeit, (die keinen andern Endzweck kennt, als den, nicht ihre eigene, ſondern fremde Endzwecke zu befördern), ſo wie auf Koſten fremden Wohls zu befördern zu ſuchen. Und dieß iſt denn auch die Geſchichte aller ſogenannten weltklugen Leute: ſie betrachten ſich ſelbſt nur als Perſon, alle übrigen Menſchen aber als

Sachen, deren ſie ſich zu ihren Endzwecken bedienen und ſie bei Seite legen, ſobald ſie ihnen nicht mehr nützlich ſind. Und dieſe Weltklugheit (denn ſo zeigt ſie ſich, wenn wir ſie nicht halb, ſondern, wie wir müſſen, in ihrer ganzen, untheilbaren Conſequenz betrachten) ſollte die vornehmſte Tugend des bürgerlichen Lebens ſeyn? Nein, wir glauben im Gegentheile, ſie iſt das vornehmſte Laſter deſſelben. Denn, man laſſe jeden Menſchen weltklug ſeyn, und was würde daraus entſtehen? Nichts anders als eine Geſellſchaft von wilden, reißenden Thieren, die, ihren gegenſeitigen Durſt nach Habſucht zu ſtillen, ſich unter einander aufreiben würden. Iſt eine ſolche Behauptung übertrieben? Nein; ſie iſt logiſch und philoſophiſch in ſich ſelbſt und auf unerſchütterliche Grundſätze geſtützt. Denn wer ſtets nur an ſich ſelbſt und nie an Andere denkt, der muß ein kalter, verächtlicher und ſelbſt gefährlicher Egoiſt werden. Auch lehrt die Geſchichte aller Zeiten und aller Völker, daß wahrhaft große Männer (wir meinen ſittlich- und nicht politiſch-große Männer) nie weltklug geweſen ſind, alſo in ſteter feindſeliger Berührung mit der Außenwelt gelebt haben, eben weil ihnen fremdes Wohl näher am Herzen gelegen, als eignes. Brauchen wir, um unſere Behauptung zu begründen, aus der alten Geſchichte mehrere Beiſpiele anzuführen, als Sokrates, und aus der neuern Rouſſeau, welchen letztern die öffentliche Meinung zwar für einen großen, aber für nichts weniger als für einen weltklugen Mann hält. Hätte dieſer, bei den hervorragenden Eigenſchaften, die ihn auszeichneten, ſich zu jener verächtlichen Weltklugheit herablaſſen wollen, wer hätte glücklicher als er ſeyn können! Selbſt Voltaire, der wahrlich, Trotz ſeiner Ruhmſucht, ein beſſerer Menſch geweſen, als man wol glauben dürfte, ſelbſt Voltaire ſetzte über fremde Zwecke die ſeinigen in den Hintergrund, und machte ſich faſt ſein ganzes Vaterland zum Feinde. Oder hätte Voltaire vielleicht keine Kraft in ſich gehabt, weltklug zu ſeyn, wenn er gewollt hätte? Ei wohl! doch war er zu ſehr Menſch, um weltklug zu ſeyn. Soll man nun aber niemals weltklug ſeyn, ſelbſt wenn ein großer, edler Endzweck dadurch beabſichtigt und erreicht werden könnte? Da Weltklugheit, wenn ſie conſequent in ſich ſelbſt vollendet ſeyn will, durchaus nie mit unſchuldiger, freimüthiger Hingebung, ſondern ſtets mit einer künſtlichen Verſtecktheit ſeiner wahren Geſinnung gepaart ſeyn muß; Wahrheit, unbedingte Wahrheit aber das einzige zuverläßige Criterium eines guten, ſittlichen Menſchen ausmacht: ſo ergiebt ſich daraus, daß ſelbſt ein edler Zweck durch jene lügneriſche, verächtliche Weltklugheit nicht erreicht werden müſſe. Kant ſtellt den Begriff der Wahrheit vortrefflich auf, wenn er ſagt, daß auch nicht einmal durch Verletzung derſelben ein Menſchenleben gerettet werden dürfe. Alſo iſt einem wirklich wahren, hochherzigen Gemüthe anzurathen, nie und unter keiner Bedingung weltklug zu ſeyn, ſondern ſich ſtets mit Geradheit und Offenheit zu zeigen, ſelbſt auf die Gefahr hin, von kleinlichen oder boshaften Menſchen verkannt und, was daraus ſtets folgt, auch verfolgt zu werden. Pp.

Knall heißt jeder augenblicklich vorübergehende heftige Schall. Er wird entweder durch eine ſtarke Anhäufung von Luft und Dampf in einem verſchloſſenen Raume bewirkt, aus dem ſie ſich plötzlich einen Ausweg verſchafft, oder auch durch einen plötzlich entſtandenen luftleeren Raum, in welchen die äußere Luft ſchnell einzudringen ſucht. Von den vielen detonnirenden Subſtanzen explodiren viele bei Entzündung oder Erhitzung oder Schmelzung, wie, außer dem bekannten Schießpulver, das **Knallpulver**, aus 3 Theilen Salpeter, 2 Th. Wein-

ſteinſalz und 1 Th. Schwefel beſtehend; die **Knallluft**, eine Vermiſchung von Waſſerſtoffgas mit atmoſphäriſcher Luft; die **Knallkügelchen**, dünne mit Weingeiſt angefüllte Glasblaſen; das **Knallſilber** und **Knallgold**. Andere hingegen explodiren durch einen bloßen Schlag, wie vorzüglich ein Gemenge von 20 Th. hyp. oxygenirt ſalzſaurem Kali, 2 Th. Schwefel und 2 Th. Kohle; noch andere bei bloſſer Berührung mit der Luft, wie das Phosphor-Waſſerſtoffgas, und beſonders eine neuerlichſt entdeckte Subſtanz, das oxygenirt ſalzſaure Salpeterſtoffgas, in Verbindung mit Phosphor oder Schwefel. L.

Knallgold (Platzgold) iſt ein Niederſchlag des Goldes aus ſeiner Auflöſung in Königswaſſer mittelſt des Ammoniaks. Es hat das Anſehn eines gelblichen Kalks und zerplatzt bei geringer Hitze mit einem heftigen Knalle. Dieſer Knall, der bisher noch nicht hat erklärt werden können, wird wahrſcheinlich vom Ammoniak hervorgebracht. Die Antiphlogiſtiker, welche das Knallgold als eine Ammoniak-Goldhalbſäure betrachten, erklären das Phänomen, indem ſie ſagen, der Waſſerſtoff des Ammoniaks verbinde ſich mit dem Sauerſtoffe der Goldhalbſäure, während ſich der Stickſtoff des Ammoniaks, mit dem Wärmeſtoffe verbunden, als Stickſtoffgas entwickle. **Knallkugeln** ſind hohle Glaskugeln von der Größe einer Zuckererbſe, mit etwas Waſſer in ihrer Höhlung verſehen. In Feuer oder glühende Kohlen gelegt, zerſpringen ſie mit einem heftigen Knalle. Dieſe Erſcheinung iſt leicht zu erklären: Das im Innern befindliche Waſſer wird durch die Hitze in Dämpfe verwandelt, welche dann, um ſich auszudehnen, die Kugeln zerſprengen. Dadurch können zugleich die Elaſticität und die bewundrungswürdige Kraft der Dämpfe bewieſen werden. Eine andere Art dieſer Kugeln, die von größerm Umfange ſind, werden an der Lampe geblaſen und dadurch ziemlich luftleer gemacht. Zerbricht man ſie, ſo entſteht ebenfalls ein heftiger Knall, aber aus einem andern Grunde: die äußere Luft dringt nämlich plötzlich in den leeren Raum. **Knallpulver** iſt ein Gemenge, welches, auch ohne eingeſchloſſen zu ſeyn und ſelbſt in geringer Quantität, mit einem heftigen Schlage abbrennt, wenn es in einem Löffel über glühenden Kohlen allmählig einen Grad von Hitze erlangt, bei welchem ſich Schwefel entzündet. Das Knallpulver beſteht aus 3 Theilen Salpeter, 2 Th. getrocknetes Weinſteinſalz und 1 Th. Schwefel. Wahrſcheinlich wird durch das allmählige Schmelzen aus dem Schwefelalkali ein ſchwefelhaltiges Waſſerſtoffgas, und aus dieſem wiederum mit der aus dem Salpeter entbundenen Lebensluft (Sauerſtoffgas) eine Knallluft gebildet. **Knallqueckſilber** wird durch Auflöſung des Queckſilbers in Salpeterſäure und Niederſchlagung dieſer Auflöſung durch Alkohol in Geſtalt eines Pulvers gebildet, welches ſich wie Schießpulver entzünden läßt, nicht ſo ſtark knallt, wie Knallgold, aber doch im Stande iſt, einen Flintenlauf zu zerſtören. Selbſt unter der Luftpumpe bei 368 Grad Fahrenheit entzündet es ſich; ſehr laut blitzt es auf durch einen electriſchen Funken, noch lauter durch Reiben, am lauteſten aber durch einen Schlag mit dem Hammer. Doch kann es das gewöhnliche Schießpulver nicht entzünden. Man erhält das Knallqueckſilber, wenn man 100 Gran Queckſilber in 1 1/2 Kubikzoll Salpeterſäure mittelſt der Hitze auflöſt, die Auflöſung kalt in einem Glaſe auf zwei Kubikzoll waſſerfreien Weingeiſt gießt, bis zum Aufbrauſen erhitzt, dann den Niederſchlag auf Fließpapier bringt, denſelben mit deſtillirtem Waſſer wohl abwäſcht und bei einer Wärme des ſiedenden Waſſers trocknet. **Knallſilber** iſt ein ſchwärzliches Pulver, welches man erhält, wenn man in Salpeterſäure aufgelöſtes Silber mit Kalkwaſſer niederſchlägt, mit deſtillirtem Waſſer

wäſcht, mit ätzendem Salmiakgeiſte im Sonnenſchein ſo lange digerirt, bis es eine ſchwärzliche Farbe angenommen hat, und dann trocknet. Hitze über dem Siedpuncte, Druck und Reibung entzünden das Knallſilber mit einer ſtarken Exploſion. Die Urſache des Knallens ſowohl dieſes, als des Knallqueckſilbers, iſt dieſelbe wie bei dem Knallgolde.

Knappe, ſ. Schildknappe.

Knechtſchaft. Mit dem allgemeinen Ausdrucke Knechtſchaft wird dasjenige Verhältniß bezeichnet, durch welches der Menſch, in ſeiner Perſönlichkeit verletzt, nicht als eine ſelbſtſtändige Perſon, ſondern nur als eine Sache angeſehen und behandelt wird, wo er, mit einem Worte, ſeiner perſönlichen Freiheit entbehrt. Die Modificationen dieſes Verhältniſſes ſind unzählig! Von der Sclaverei des Negers in den weſtindiſchen Colonieen der Europäer, bis zu der milden beinah unmerklichen Eigengehörigkeit, die in einigen Gegenden von Deutſchland, ſelbſt noch in neuern Zeiten, beſtand, findet bei allen in letzter Inſtanz Schmälerung der perſönlichen Freiheit ſtatt. Zwei Fragen ſind es, die bei der Unterſuchung, ob Knechtſchaft überhaupt zuläſſig ſey, berückſichtigt werden müſſen, nämlich: 1) iſt ſie rechtlich, kann ſie überhaupt je rechtlich ſeyn? und 2) iſt ſie dem, der ſie übt, iſt ſie dem Berechtigten ſelbſt zuträglich, iſt es für ihn vortheilhafter, wenn er über unfreie, als wenn er über freie Menſchen zu gebieten hat? Was die erſte Frage betrifft, ob Knechtſchaft rechtlich ſey und überhaupt rechtlich ſeyn könne, ſo kann darüber nicht leicht ein Streit entſtehen, ſobald man bedenkt, daß der Menſch ein vernünftiges Weſen, eine Perſon iſt, nicht aber eine Sache, kein unvernünftiges Inſtrument, daß er alſo von Natur die Rechte ſeiner Perſönlichkeit, d. h. die Behandlung als ein ſelbſtſtändiges Weſen fordern kann. Jede Behandlung eines Menſchen, als eine Sache, iſt unnatürlich, was aber gegen die Natur ſtreitet, kann nie rechtlich ſeyn. Man führe dagegen nicht an, daß der Leibeigene ſelbſt ſich oft freiwillig in ein eigengehöriges Verhältniß geſetzt habe, daß er ſelbſt, wenn ihm die Gelegenheit dazu gegeben worden, dieß oft ungern verlaſſen wolle. That er dieß, ſo that er es unwiſſend, weil er die Folgen und die Wichtigkeit ſeines Schrittes in ſeiner Blödſinnigkeit nicht einſah. In einem ſolchen Falle iſt er dem Kinde gleich zu achten, das über ſein Vermögen Verträge ſchließen wollte. Was in keinem gut geordneten Staate in Rückſicht des Vermögens rechtlich iſt, das ſollte in Rückſicht der Perſon und der Rechte der Perſönlichkeit, des höchſten Gutes, was der Menſch beſitzt, rechtlich ſeyn können? Nimmermehr! Der Menſch, der einen ſolchen unnatürlichen Vertrag eingehen könnte, iſt ein Blödſinniger, der durch die Geſetze gegen die Folgen ſeiner Thorheit, die er nicht begreift, geſchützt werden muß; aus dieſer Thorheit Vortheil ziehen zu wollen, bleibt in jedem Falle höchſt unrechtlich. Diejenigen jedoch, welche die Knechtſchaft, gleichviel unter welcher Form, in Schutz nehmen, berufen ſich ungleich weniger auf ihre Rechtmäßigkeit, als vielmehr darauf, daß ſie des Vortheils der Berechtigten wegen beibehalten werden möchte, daß dieſe durch ihre Aufhebung einen nicht zu berechnenden Verluſt erleiden würden. Es kommt alſo hier hauptſächlich auf die Entſcheidung der Unterſuchung an, ob der unfreie Gezwungene eben ſo viel und ſo gut, oder vielleicht noch beſſer und mehr arbeitet, als der freie Freiwillige, und ob der Lohn, der dem Letztern allerdings für ſeine Arbeit gereicht werden muß, mit den Koſten im Verhältniß ſteht, welche der Unterhalt des Unfreien dem Herrn verurſacht. Der erſte Punct wird durch die Vernunft und die Erfahrung von beiden auf vollkommen gleiche Weiſe beantwortet. Die erſtere ſagt, daß es gegen die menſchliche Natur ſtreite, daß der-

jenige, der nur durch Zwang zu einer Arbeit vermocht werde, von der er übrigens weiter durchaus keinen Vortheil zu hoffen habe, ſo viel beſchicken ſollte, als der, deſſen Vortheil größer wird, je mehr er arbeitet, der von ſeiner Arbeit auch allein den Vortheil zieht. Sie zeigt, daß der Unfreie durchaus nicht viel arbeiten wollen könne, denn er muß fürchten, daß, je mehr er arbeitet, ihm deſto mehr auferlegt werde, daß er daher das Intereſſe habe, ſo wenig als möglich zu arbeiten, während bei dem freien Arbeiter gerade die entgegengeſetzten Triebfedern wirken. Die Furcht iſt ein ungleich ſchwächeres Motiv, als das eigene Intereſſe; gegen die Strafe ſelbſt wird der unfreie rohe Menſch abgeſtumpft. Noch ungleich mehr aber muß ſich dieſer Unterſchied bei der Qualität der Arbeit bewähren. Wer ungern arbeitet, und der Gezwungene arbeitet jederzeit ungern, wird nie auf die Vervollkommnung ſeiner Arbeit bedacht ſeyn. Was liegt ihm daran, ob die Arbeit gut oder ſchlecht ausfällt, ſobald er nur keine Strafe zu befürchten hat? Er arbeitet nur was ihm aufgegeben iſt; ſelbſt auf Verbeſſerungen zu ſinnen, fällt ihm nicht ein; theils iſt er dazu nicht im Stande, denn die unwürdige Behandlung, die er erduldet, ſtumpft ſeine äußern und innern Sinne ab, theils würde er aber ja auch dadurch ſelbſt nicht den geringſten Vortheil haben. Nicht ſo der Freie; je vollkommener er arbeitet, deſto mehr wird ſeine Arbeit geſucht werden; jede Vereinfachung, jede Vervollkommnung, die er dabei anzubringen vermag, gereicht ihm zum Vortheile und er allein hat den Gewinn davon zu erwarten. Wann ward auch je eine Arbeit, die etwas mehr als die einfachſten Handgriffe, die irgend Nachdenken erforderte, durch Unfreie vollendet? Aus dem Vorhergegangenen beantwortet ſich auch die zweite aufgeworfene Frage beinah ſchon von ſelbſt, ob nämlich der Lohn, der dem freien Arbeiter gereicht werden muß, mit den Koſten im Verhältniß ſtehe, die der Unterhalt des Unfreien erfordert; es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier auch zugleich mit in Anſchlag gebracht werden muß, daß der Freie erwieſener Maßen mehr und beſſer arbeiten werde, als der Unfreie, der obendrein bei ſeiner Arbeit durchaus nichts, keine Geräthſchaften u. ſ. w. ſchonen wird, da ja doch Alles ſeinem Zwingherrn allein gehört, dieſen allein der Schaden trifft; daher auch jene unbegreifliche Sorgloſigkeit, die man an dem Leibeigenen wahrnimmt. Er ſorgt nicht für die Zukunft, ſelbſt wenn er es mit leichter Mühe könnte; warum ſollte er es auch thun, muß ja doch der Herr ihn füttern, wenn er ſich nicht ſelbſt den größten Schaden zufügen will. Alles, was er beſitzt, gehört entweder durchaus ſeinem Herrn, oder ſein Beſitz iſt doch wenigſtens ſchwankend, hängt von den Launen ſeines Gebieters ab, wie mag man da Sorgſamkeit und Sparſamkeit erwarten? Sich einige viehiſche Genüſſe zu verſchaffen, im vorübergehenden Rauſche die Zuchtruthe zu vergeſſen, die ihn zur Arbeit treibt, darauf ſinnt er allein. — Frägt man endlich vollends die Erfahrung, ſo beweiſen die unverwerflichſten Zeugniſſe, daß ſie durchaus dasjenige beſtätige, was ſchon eine oberflächliche Unterſuchung als vollkommen einleuchtend darſtellt. Wo das Verhältniß der Eigengehörigkeit oder der Leibeigenſchaft, verſteht ſich in jedem Falle, mit der nie zu vergeſſenden, höchſt nöthigen Vorſicht, aufgehoben wurde, da geſchah es jedesmal zum größten Vortheile der Berechtigten und ſomit zum größten Vortheile des Staats. Cz.

Knees (Knäzi) bedeutet in Rußland eine Perſon von hohem Adel, oder auch einen Fürſten. Sie können in alte und einheimiſche, und in neue und fremde eingetheilt werden. Unter den einheimiſchen Knäzi ſind Familien, welche von den alten Großfürſten abſtammen, z. B. Dolgurucki und Repnin. Die Kneeſen Golitzin und Kurakin lei-

ten ihren Urſprung von den alten Großherzögen von Lithauen ab. Die tartariſchen Kneeſen in Rußland ſtammen theils aus vormals wirklich regierenden Familien, theils aber nur von tatariſchen Murſen ab. Dieſe letztern haben mit den ruſſiſchen Kneeſen bei weitem nicht gleichen Rang. Im Allgemeinen kommen die Kneeſen in Rußland, welche über ihre Unterthanen keine größere Gewalt haben, wie die übrigen Edelleute, mit den regierenden deutſchen Fürſten in gar keine Vergleichung.

Kneller (Gottfried), im J. 1648 zu Lübeck geboren, ward, da ihn ſeine Eltern für den Militairdienſt beſtimmt hatten, nach Leyden auf die Univerſität geſandt, um ſich daſelbſt der Mathematik und Feſtungsbaukunde zu widmen. Da er jedoch eine entſchiedene Neigung für die Malerei zeigte; ſo ließen ihn ſeine Eltern anfangs unter Rembrandt und nachher unter Ferdinand Bole ſtudiren. In Geſellſchaft ſeines Bruders, Johann Zacharias, der ſich der Baukunſt gewidmet hatte, begab er ſich darauf nach Italien, wo er einige der vollendetſten Gemälde Titians und Hannibal Caracci's copirte und nebenbei auch den freundſchaftlichen Unterricht Carlo Maratti's benutzte. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Rom ging er nach Venedig, wo er anfangs Hiſtorien-Malerei trieb, ſich aber nachher faſt einzig der Portrait-Malerei widmete, durch deren Werke er daſelbſt einen großen Ruhm erhielt. Von Venedig begab er ſich 1672 nach Deutſchland zurück, wo er zu Hamburg bedeutende Empfehlungen für England erhielt und 1674 ſich nach London begab. Gleich ſeine erſten Portraits, welche er daſelbſt verfertigte, erregten eine ſo allgemeine Bewunderung, daß der Herzog von Monmouth, natürlicher Sohn Carls II., der ſpäterhin ſein Leben auf dem Schaffotte endigte, ſich nicht allein ſelbſt von Kneller malen ließ, ſondern auch den König, ſeinen Vater, zu bewegen ſuchte, demſelben ebenfalls zu ſitzen. Da dieſer jedoch in derſelben Zeit ſeinem Hofmaler, Peter Lely, das Verſprechen gegeben hatte, ſich von ihm malen zu laſſen, und ſein Wort nicht gut zurücknehmen konnte; ſo befahl er, daß beide Maler ihn zu gleicher Zeit malen ſollten. Ungeachtet nun Lely, als der königl. Hofmaler, im Beſitz des Rechts war, die Vortheile des Lichts und der Stellung wählen zu können; ſo vermochte Kneller, ohne ſich von den obwaltenden Umſtänden Furcht einjagen zu laſſen, dennoch mit ſolchem Genie und Feuer zu arbeiten, daß er ſein Bild bereits vollendet hatte, als von Lely's Arbeit kaum die erſte Anlage gemacht war. Dieſer Umſtand begründete mit einem Male Kneller's Ruhm: der König ließ ſich nicht allein mehrmals von ihm malen, ſondern beſuchte auch den Künſtler mit der, dieſem Fürſten eigenen Menſchenfreundlichkeit, in ſeinem Hauſe in Covent-Garden. Nach Lely's Tode, der im J. 1680 erfolgte, ward Kneller zum königlichen Hofmaler ernannt, welche Stelle er unter vier Königen bekleidete. Im J. 1684 machte er, auf Ludwigs XIV. Einladung, eine Reiſe nach Paris, wo er nicht allein den König, ſondern auch die ganze königliche Familie malte. Dort erhielt er auch Nachricht vom Tode Carls II., ſeines Beſchützers. Doch brachte dieß keine Aenderung in Kneller's Lage hervor; denn Jacob II. beſtätigte dem Künſtler die Gunſt, welcher ihn der Bruder gewürdigt hatte. Es verdient angemerkt zu werden, daß Jacob II. ſich ſo eben von Kneller malen ließ, als ihm die Nachricht von der Landung des Prinzen von Oranien in England überbracht wurde. Auch dieſer bewieß ſich gegen den Künſtler ſehr gnädig; denn Kneller ward 1692 zum Knight (Ritter) ernannt und mußte dann, auf Befehl des Königs, eine Reiſe

nach Brüſſel machen, um daſelbſt den Kurfürſten von Bayern zu malen, wofür er von dieſem eine Medaille, nebſt goldner Kette, dreihundert Pfund an Werth, zum Geſchenk erhielt. Als er den König am 9. Nov. 1695 nach Oxford begleitete, ward ihm von der dortigen Univerſität der Doctortitel ertheilt, eine Ehre, die außer ihm, nur noch Joſua Reynolds, der jedoch derſelben in jeder Hinſicht würdiger war, erhalten hatte. Kneller ſchien vom Schickſale auserſehen zu ſeyn, im Beſitze der Gunſt der Könige zu leben, ohne die veränderliche Laune derſelben erfahren zu müſſen; denn nicht einmal die politiſchen Stürme hatten Einfluß auf ſein günſtiges Schickſal. Obgleich ein eifriger Anhänger derjenigen Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron gehoben hatte, blieb er nichts weniger im ſteten guten Vernehmen mit den Freunden des vertriebenen Königs Jacobs II.: ja, Kneller ſetzte ſogar ſeinen vorigen Umgang mit denſelben fort. Georg I. ernannte ihn am 24. Mai 1715 zum Baronet, unter dem Titel von Whitton in der Grafſchaft Middleſex, und der deutſche Kaiſer Joſeph I. machte ihn ſogar um eben dieſe Zeit zum römiſch-deutſchen Ritter. Aber alle dieſe Ehrenbezeugungen verſchwinden vor dem Lobe, welches ihm die Poeſieen Dryden's, Pope's und Addiſon's ſangen, und in welchen er noch fortleben wird, wenn ſeine Werke ſchon längſt untergegangen ſeyn werden. Doch beſchuldigt man Knellern, daß ihm kein Mittel zu ſchwer geworden ſey, jene Dichter für ſich zu ſtimmen, und ihr Lob auf die unwürdigſte Weiſe zu erſchleichen. Ueberhaupt werden die lächerlichſten Dinge von ſeiner übertriebenen Eitelkeit erzählt, eine Eitelkeit, durch welche er ſich unfehlbar den Spott aller ſeiner Freunde zuziehen mußte. In wie fern folgende Anecdote auf Wahrheit gegründet iſt, oder ebenfalls in ſeiner ungemeſſenen Ruhmſucht ihren Urſprung hat, wollen wir unerörtert laſſen. Einſtens tritt ein Freund Kneller's in deſſen Arbeitszimmer und findet daſelbſt ein wunderſchönes gemaltes weibliches Portrait, Kneller's Tochter in Lebensgröße vorſtellend, welches aber an mehreren Stellen bedeutende Riſſe hat. Jener Freund kann ſich nicht enthalten, das Gemälde nach Würden zu loben, aber auch den Urheber jener Zerſtörung zu tadeln. Auf ſeine Erkundigung darüber, ſagte Kneller, jene Riſſe rührten von einem kleinen Hunde her, der gewohnt ſey, auf dem Schooße ſeiner Tochter zu ruhen und dann, in Abweſenheit derſelben, an ihrem Bilde kratze, um von ihr aufgenommen zu werden. — Uebrigens hatte Kneller einen beſtimmten Preis für ſeine Portraits geſetzt, von welchem er nicht abwich: funfzehn Guineen für einen Kopf, zwanzig für einen Kopf mit einer Hand, dreißig für ein Bruſtbild und ſechzig für ein Gemälde in Lebensgröße. Er malte aber nur Kopf und Hände; alles Uebrige mußten andere Künſtler verfertigen, welche er dafür ordentlich in ſeinem Dienſte hatte. Was den wahren Werth ſeiner Portraits betrifft; ſo behaupten gleichzeitige Schriftſteller, er habe keine Aehnlichkeit ganz vollkommen getroffen, aber durch Leichtigkeit und Anmuth der Ausführung ſowohl, als durch kräftiges Colorit und edle Einfalt, jenen Mangel der Aehnlichkeit vollkommen erſetzt. Uns ſcheint jedoch, als hätte Kneller, in ſo fern er Portraitmaler war, deſſen erſtes Verdienſt in der Auffaſſung der Aehnlichkeit beſteht, keinen ſo ungemeinen Ruf erlangen können, wenn ihm das Colorit, die Aehnlichkeit zu treffen, von der Natur verſagt worden wäre. Kneller ſtarb am 19. October 1723 in ſeinem fünf und ſiebenzigſten Jahre. Nach ſeinem Tode ward ihm in der Weſtminſter-Abtei ein Monument errichtet, mit einer übertriebenen lobpreiſenden Inſchrift, für deren Verfertigung

Pope, noch bei Lebzeiten des Künſtlers, fünfhundert Pfund empfangen haben ſoll. Pq.

Knigge (Adolph Franz Friedrich Ludwig, Freiherr von) ward 1752 zu Bredenbeck, einem Gute ſeines Vaters, nicht weit von Hannover geboren und daſelbſt bis in ſein vierzehntes Jahr ſehr ſorgfältig erzogen. Dann machte er einige Reiſen mit ſeinem Vater, auf welchen, da ſie ſehr koſtſpielig waren, dieſer den Ueberreſt ſeines Vermögens verzehrte und dem Sohne bei ſeinem Tode, der ſchon 1766 erfolgte, nebſt anſehnlichen Gütern auch beträchtliche Schulden hinterließ. Der junge Knigge genoß nun Privatunterricht und bezog 1769 in ſeinem ſiebzehnten Jahre die Univerſität Göttingen. Auf einer Reiſe nach Caſſel wurde er vom Landgrafen Friedrich II. zum Hofjunker und Aſſeſſor der Kriegs- und Domainenkammer ernannt, welche Stelle er 1772 antrat. Indeſſen ward er, ehe ſeine dortigen vortheilhaften Ausſichten ſich verwirklichen konnten, durch ökonomiſche Verhältniſſe genöthigt, ſeine Stelle in Caſſel niederzulegen und auf ſeine Güter zu gehen. Aber ſchon 1777 trat er als Kammerherr in die Dienſte des Weimarſchen Hofes, machte nachher mehrere Geſchäftsreiſen und privatiſirte alsdann mit ſeiner Familie nach und nach zu Hanau, Frankfurt und Heidelberg. Im J. 1790 ward er ſodann zum Oberhauptmann und Scholarchen in Bremen erwählt, wo er aber bereits 1796 im vier und vierzigſten Jahre ſein ziemlich unruhiges Leben endete. Er war in mehr als einem Fache ein ziemlich routinirter Schriftſteller, und beſonders erhielten ſeine Romane, durch die leichte, gefällige Erzählung, durch einen Anſtrich von Satyre, beſonders aber durch eine Art populärer Lebensphiloſophie, die ſtets im Bereich des Haufens lag, den Beifall der Leſewelt. Doch können ſie, da in ihnen die ſubjective Individualität des Verfaſſers ſtets vorherrſchend bleibt, auf den Namen von rein-objektiven Kunſtwerken durchaus keinen Anſpruch machen. Indeſſen zeigt ſeine Reiſe nach Braunſchweig, die man lange für einen komiſchen Roman hat gelten laſſen, in welcher aber nur einige luſtige Situationen vorhanden ſind, daß Knigge, wenn er nicht ſtets in ſeiner eigenen Perſönlichkeit befangen geweſen wäre, allerdings vielleicht zu rein-komiſchen Producten ſich hätte erheben können. Ein großes Glück hat ſein Werk über den Umgang mit Menſchen gemacht, ein Werk, welches, aus dem beſchränkten Standpuncte betrachtet, in welchem es mitten darin liegt, allerdings viel Gutes enthält, das aber, wenn es wirklich zur allgemeinen Handlungsweiſe erhoben werden ſollte, das Leben, wie der Detailhändler ſeine Waare, in einzelnen Quentin auswägen würde. Einen ſolchen Handel können aber nur wirklich arme Menſchen treiben und machen. Daß übrigens Knniggens Laune keine natürliche, ſondern nur eine erkünſtelte war, daß ſein Charakter ſich in einiger Befangenheit erhielt, ſehen wir auch ſchon aus ſeiner Hinneigung zu dem bekannten Illuminaten-Orden, deſſen Mitglied er 1780 wurde, und für welchen er mit großer Thätigkeit wirkte. Dieſe Verbindung verwickelte ihn in viele widerwärtige Verhältniſſe, unter andern mit Zimmermann, gegen welchen er jedoch den erhobenen Prozeß gewann. Unter dem Namen Philo gab er dann, nach Aufhebung jenes Ordens, eine merkwürdige Erklärung über denſelben heraus, ſo wie er ſeinen übrigen Unwillen in der Geſchichte der Aufklärung von Abyſſinien, in Wärmbrands politiſchem Glaubensbekenntniſſe und den Papieren des Etatsrath von Schafkopf dem Publikum vor Augen legte. Seinen Antheil an Bahrdt mit der eiſernen Stirn hat er hinlänglich von ſich abgelehnt.

Seine übrigen Schriften ſind: der Roman meines Lebens, Geſchichte Peter Clauſens und Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg.

Knight (Ritter, eigentlich Knecht) iſt die Stufe des niedern Adels in England, welche jedoch vor dem gemeinen Edelmann den Vorrang hat. Die Knights-Bannerets erhalten den Ritterſtand vom Könige, dadurch, daß ihnen dieſer eine Fahne überreicht. Der Charakter eines Knight-Batchelour hingegen iſt perſönlich und wird nur ausgezeichneten Gelehrten, Künſtlern und Kaufleuten zu Theil. Die Mitglieder des Ritterordens werden ebenfalls Knights genannt.

Knittelverſe heißen diejenigen Verſe, welche ſich bloß reimen, übrigens aber weder eine Länge und Kürze der Sylben, noch eine beſtimmte Anzahl metriſcher Füße, ſich zum Geſetze machen. Sie haben den Namen entweder daher, weil die Reime derſelben ſo klingen, als ſchlüge man mit Knitteln, oder auch von der Unregelmäßigkeit ihrer metriſchen Füße, deren Gepolter ebenfalls einem Schlagen mit Knitteln verglichen werden kann. Es läßt ſich nicht beſtimmt nachweiſen, wann und von wem dieſe Art Verſe zuerſt gebraucht worden iſt: ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß ſie ſehr alt und ſchon lange vor Martin Götz im Gebrauche geweſen ſind. Ihr Alter geht ſchon aus dem einzigen Umſtande hervor, daß die meiſten unſrer Sprichwörter, deren größere Anzahl doch ein ſehr hohes Alter beſitzen, ebenfalls in Knittelverſen abgefaßt ſind. Da das Geſetz des Reims in den neuern Sprachen das erſte Erforderniß bei Ausbildung derſelben zur Poeſie geweſen iſt (denn ein noch ungeübtes Ohr iſt am empfänglichſten für den Reim); ſo ſcheint mit dem ſogenannten Knittelverſe auch der erſte, urſprüngliche Schritt zur Verskunſt gethan zu ſeyn. Man begann mit dem Reime als dem, dem Gehöre am unentbehrlichſten Erforderniß der Poeſie und ließ dann die metriſche Eintheilung des Verſes ſpäterhin nachfolgen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Knittelvers, als ſolcher, durchaus auf keine eigentliche poetiſche Behandlung Anſpruch macht, ſondern, daß er im Gegentheile ſogar die ſchlichteſte, ja ſelbſt die gemeinſte Proſa verträgt, ob er gleich deshalb durchaus den eigentlichen poetiſchen Gedanken nicht von ſich ausſchließt. Wir beſitzen Knittelverſe in unſerer Poeſie, die über viele eigentliche poetiſche Verſe bei weitem den Sieg davon tragen. Uebrigens bedient man ſich ihrer bei dramatiſchen Werken nur in der eigentlichen Poſſe, ſo wie, als Dichtungsform, nur zur Darſtellung trivialer Gegenſtände, in welchen beiden Fällen der niedrigkomiſche Effect den Hauptzweck der Darſtellung ausmacht. Eben um dieſen Effect zu erhöhen, iſt, wie es ſcheint, der Reim bei den Knittelverſen gerade wirkſamer, wie jedes andere Hülfsmittel. Denn da der eigentliche Grundſatz des Komiſchen einzig und allein in der gänzlich verkehrten Zweckloſigkeit beſteht; ſo ſcheint der Knittelvers, dem bei ſeiner übrigen unpoetiſchen Natur der Reim, als etwas wahrhaft Poetiſches, gerade zur höchſten Zweckwidrigkeit, alſo zur höchſten Komik gereicht, zum eigentlichen Niedrigkomiſchen ſehr brauchbar zu ſeyn. Und dieſen Effect erreicht der gute Knittelvers (denn es gibt auch unter den Knittelverſen gute und ſchlechte), beſonders in der Poſſe auch ganz vollkommen. Als Geſetz eines guten Knittelverſes kann man folgende zwei Erforderniſſe aufſtellen: erſtlich muß die Gleichheit der Versart mit Sorgfalt vermieden und dahin geſehen werden, daß Jamben, Trochäen, Spondäen und Dactylen ſtets mit einander abwechſeln, weil gerade dieſes bunte Gemiſch von Verſen und die Regelloſigkeit derſelben zur Wirkſamkeit des Komiſchen ausnehmend beiträgt; zweitens muß man in der

Länge und Kürze der einzelnen Strophen die möglichſte Gleichheit beobachten und dahin ſtreben, daß eine Strophe etwa dieſelbe Länge bekomme, wie die andere, weil es dem Ohre unangenehm ſeyn würde, den Reim nicht ſtets etwa in derſelben Zeit zurückkehren zu hören. Auch gilt für den Knittelvers, was für eigentliche poetiſche Verſe, ja ſogar für bloße Proſa gilt: die Diction deſſelben muß ſo natürlich, ungezwungen und klingend als möglich ſeyn. Dazu gehört, daß die Wiederkehr deſſelben Worts, jede Inverſion ja überhaupt jeder Anſchein von Gewaltthätigkeit, vermieden werde. Pq.

Knobelsdorf (Hans Georg Wenceslaus, Freiherr von), ein großes architektoniſches Genie und der geſchmackvolle Freund Friedrichs II., der dem Könige als Kronprinzen in Rheinsberg den Geſchmack der Malerei und Baukunſt beibrachte. Er wurde 1697 geboren, trat in königliche preußiſche Kriegsdienſte, und ſtieg bis zum Hauptmann. Im J. 1730 nahm er ſeinen Abſchied, um ſich ganz der Malerei und Baukunſt zu widmen, und that eine Reiſe nach Italien und Frankreich, durch die er ſeinen Geſchmack ſehr bildete, und nach deren Beendigung er nach Rheinsberg zu dem Kronprinzen ging. Als der Prinz auf den Thron gelangt war, ernannte er ihn zum Oberaufſeher aller königlichen Gebäude und zum geheimen Finanzrath. Er ſtarb im J. 1753 zu Berlin. Unter ſo manchen durch ſeine Direction aufgeführten königlichen Gebäuden bleibt beſonders das Schloß Sans-Souci ein Denkmal ſeines Ruhms; den Thiergarten zu Berlin hat er gleich beim Antritt der Regierung Friedrichs II. ungemein ſchön angeordnet. Man hat auch gute Bildniſſe und Landſchaften von ihm. Von dieſem Manne, der bei ſeinem großen Geiſte auch Treue und Redlichkeit bis zum Tode bewahrte, ſagte ein Zeitgenoſſe, daß, wenn er den Verſtand als eine Perſon malen ſollte, ſo müßte ihm Knobelsdorf dazu ſitzen. Friedrich II. ſchrieb ſelbſt ſein Ehrengedächtniß, welches in den Memoiren der Akademie Tom. VIII. gedruckt iſt.

Knochen (Gebeine) ſind die härteſten und feſteſten Theile des thieriſchen Körpers. Sie machen die Grundlage ſolcher Körper aus, die nicht von außen, wie die Körper der meiſten Inſecten, durch einen feſten hornartigen Ueberzug gedeckt ſind. An die Knochen ſchließen ſich die weichen feſten Theile an und bekommen durch ſie Haltung. Sie beſitzen unter allen Theilen des Körpers die größte Sprödigkeit, ſind völlig undurchſichtig, ohne alle Empfindung, und behalten getrocknet ihre Form bei. Bei ihrem Entſtehen ſind ſie weich und biegſam und dann heißen ſie Knorpel. Der urſprüngliche Stoff, woraus die Knochen gebildet werden, iſt der Knochenſaft, welcher aus einer im thieriſchen Körper befindlichen Haut (die Knorpelhaut), abgeſondert wird und dahin ſtrömt, wo nach der Abſicht der Natur ein Knochen gebildet werden ſoll. Zuerſt fließt der Knochenſaft nach dem Mittelpunkte dieſer Stelle (dem Verknöcherungspuncte) und häuft daſelbſt immer mehr Knochenmaterie zuſammen, bis der Knochen ſeine durch den Knorpel beſtimmte Geſtalt gewonnen hat. Leidet der Knochen irgend eine Zerſtörung; ſo erſetzt die Natur den Schaden durch Herbeiführung des Knochenſafts ſogleich wieder. Der Knorpel, an welchem ſich die Knochenſubſtanz abſetzt, wächſt ſelbſt durch den, ihm von den Arterien zugeführten, Stoff. Knorpel bemerkt man ſchon in Embryonen von einem Monate, aber noch keine Knochen. Gegen Ende des zweiten Monats bemerkt man Knochenkerne, und zu Ende der Reife völlig ausgebildete Knochen in ihnen. Nach der Geburt bilden ſich die Knorpel immer mehr aus, und haben in gemäßigten Erdſtrichen bei'm Menſchen zwi-

ſchen dem funfzehnten und zwanzigſten Jahre ihre Vollkommenheit erlangt. Von hier an bis zum funfzigſten Jahre verändern ſie ſich nicht ſonderlich, ob ihnen gleich nicht ganz dieſelbe Form bleibt. Nach dieſer Zeit verſchlechtern ſie ſich, und werden ſogar dünner und leichter. Alle Knochen der Thiere aus den beiden erſten Klaſſen ſind äuſſerlich, auf und dicht unter ihrer Oberfläche dichter und feſter, nach innen zu lockerer. Ihre Subſtanz iſt, die Zähne ausgenommen, faſt völlig einerlei und nur die Zuſammenfügung oder Verbindung der feinſten Knochentheilchen zu einem ganzen Knochen ſind zellig; alle, die Zähne ausgenommen, mit der Bein- oder Knochenhaut überzogen, welche letztere aus dichtem Zellſtoffe, aus Schlag- und Blutadern und aus Saugadern beſteht, aber keine Nerven enthält und daher auch unempfindlich iſt. Dieſe Beinhaut dient zur Erhaltung und Ernährung des Knochens, ungefähr ſo, wie die Rinde der Bäume zur Erhaltung des Holzes derſelben nöthig iſt. Bei den Knochen, welche inwendig hohl ſind, trifft man eine andere Materie, nemlich das Mark- oder Knochenfett an, welches durch Arterien, die überall in die Knochen eindringen, abgeſondert wird und deſſen wahren Nutzen man noch nicht kennt, die aber wahrſcheinlich dazu dienen, die Knochen ſelbſt in einem ſtets geſchmeidigen Zuſtande zu erhalten. Die Knochenſubſtanz ſelbſt hat ihre Feſtigkeit der großen Menge erdiger Theile zu verdanken, die derſelben beigemiſcht ſind. Außer dieſen erdigen und kalkigen Theilen enthalten die Knochen auch noch eine Menge derjenigen gallertartigen Subſtanz, welche den Hauptbeſtand des Fleiſches und anderer thieriſchen Theile ausmacht. Durch anhaltendes ſtarkes Kochen im Waſſer, oder durch die Auflöſung des erdigen Theils in einer mit vielem Waſſer verdünnten Salpeterſäure kann man den Knochengallert abſcheiden. Die Knochenerde, von andern Subſtanzen abgeſondert, erhält man durch das Verbrennen oder Verkalken der Knochen.

Knoten (in der Aſtronomie) werden die beiden Puncte genannt, in welchen die Bahnen der Planeten, Nebenplaneten und Kometen die Ekliptik an der ſcheinbaren Himmelskugel durchſchneiden. Sobald jene Himmelskörper auf ihrer Laufbahn um den Himmel die Knoten berühren, befinden ſie ſich ſelbſt in der Ekliptik und haben daher gar keine Breite. Die ſcheinbare Himmelskugel wird durch die Ekliptik in zwei Hälften getheilt, wovon die eine über die Ekliptik nach dem Nordpole, die andere aber unter ihr nach dem Südpole zu liegt. Tritt nun einer der Himmelskörper bei ſeinem Durchgange durch einen der Knoten in die obere Hälfte; ſo iſt dieß der aufſteigende Knoten (Drachenſchwanz); tritt er jedoch in die untere Hälfte, ſo nennt man ihn den niederſteigenden Knoten (Drachenkopf). Alle Knoten der Himmelskörper machen nach und nach eine rückgängige Bewegung, welche zwar in einer kurzen Reihe von Jahren wenig beträgt, aber doch auf die Länge ſehr merklich wird. Davon iſt die gegenſeitige Anziehung der Körper ſelbſt die Urſache. Bei dem Monde iſt der Rückgang ſo beträchtlich, daß dieſe binnen 19 Jahren durch den ganzen Thierkreis gehen. Knotenlinie (in der Aſtronomie) iſt diejenige Linie, welche die Bahn irgend eines wandernden Himmelskörpers gemeinſchaftlich mit der Ekliptik durchſchneidet und mitten durch die in beiden Ebenen befindliche Sonne geht. Die Endpuncte dieſer Linie ſind die Knoten, wovon ſo eben geſprochen. Da ſich nun die Knoten ſelbſt, gegen die Ordnung der Zeichen des Thierkreiſes, rückgängig um die Sonne bewegen; ſo muß dieß auch die Knotenlinie thun.

Kobalt (Kobold) iſt ein Mineral, welches ein eigenes Geſchlecht ausmacht, und deſſen Erze Kobaltſpeiſe genannt werden. Sie hat

eine eiſen- oder ſtahlgraue, ins Röthliche ſpielende Farbe. Der Kobalt iſt ſpröde, zerfällt unter dem Hammer in Brocken und zeigt nur im Stande der höchſten Reinheit einen geringen Grad von Ductibilität (Dehnbarkeit). Gewöhnlich iſt er mit Arſenik, Nickel und Eiſen vermengt. Er ſoll auch vom Magnet nicht allein angezogen werden, ſondern auch ſelbſt anziehend ſeyn: das Eiſen wäre alſo, wenn es damit ſeine Richtigkeit hätte, nicht das einzige des Magnetismus fähige Metall. Im Feuer iſt der Kobalt ſehr ſchwer flüſſig zu machen, ſo daß dazu die Hitze des ſchmelzenden Kupfers verlangt wird, und je mehr er von Arſenik frei iſt, deſto ſchwerer fließt er und deſto ſchwerer läßt er ſich verkalken. Ja, er zeigt ſich in dem ſtärkſten Grade von Hitze feuerfeſt. Er löſet ſich in allen Säuren auf, im Waſſer bleibt er aber unauflöslich. Seine Halbſäuren, aber nicht er ſelbſt, bilden, in Vereinigung mit den Erden, eine Art blaues Glas. Das von ſeinen Zuſätzen geſchiedene Erz heißt **Kobaltkönig**, von dem man jedoch im Großen keinen Gebrauch machen kann, und ihn deshalb nur in kleinen Maſſen zu chemiſchen Verſuchen ſcheidet. Der **Kobaltkalk**, mit dem der Kobalt vermiſcht iſt, und das **Kobaltglas** ſind allein der Zweck der Scheidung. Der Kobaltkalk wird durchs Schmelzen zu einem dunkelblauen, ja ſchwarzen Glaſe, welches die bekannte **Schmalte** (**blaue Farbe**, **blaue Stärke**) giebt. Die Anſtalten, wo dieſe Schmalte bereitet werden, heißen **Blaufarbenwerke**. Ehe man die Erfindung machte, Schmalte aus den Kobalterzen zu bereiten, warf man ſie als unnütz, ja, wegen ihrer giftigen Eigenſchaften, ſogar als ſchädlich, weg. Die vornehmſten Arten von Kobalterzen ſind: **Weißer Speiskobalt**; **grauer Speiskobalt** (**ſtahlderber Kobalt**); **Glanzkobalt** und **ſchwarzer Erdkobalt**.

Kobold iſt in der Geiſtertheorie des gemeinen Haufens dadurch vom Geſpenſt verſchieden, daß dieſes, wie geglaubt wird, der rückkehrende Geiſt eines vorhin lebendigen menſchlichen Weſens iſt, der Kobold hingegen eine für ſich beſtehende, an irgend ein Haus, oder an irgend eine Familie geknüpfte körperloſe Erſcheinung ausmacht. Ohne den Menſchen zu ſchaden, leiſten ſie ihnen vielmehr, nach der Meinung des Volks, reichliche Dienſte und beluſtigen nicht ſelten durch das ſpaßhafte Beginnen, mit dem ſie ihre Lieblinge dann und wann zu necken pflegen. Wer erblickt nicht in dieſem Kobolde eine Spielart des ſogenannten dienſtbaren Geiſtes (spiritus familiaris), an den ſchon Sokrates, wenigſtens ſymboliſch glaubte? In den Bergwerken heißen die Kobolde **Bergmännchen**, und erſcheinen daſelbſt in der Geſtalt kleiner Kinder, die reichhaltige Anbrüche verkünden, aber allerhand ſchadenfrohe Neckereien ausüben, wenn ſie von den Bergknappen in ihrem Beginnen geſtört werden. — **Kobold** (**Kobalt**) nennen die Isländer auch ihren Abgott oder Teufel, der von ihnen angebetet wird. P.

Kochkunſt ward bei den Griechen von den Weibern, beſonders von den Sclavinnen, ausgeübt. Homer beſchreibt ſchon eine Art von Picknick, welches am Tage nach der Hochzeit, welche Menelaus ſeinen Kindern ausgerichtet hatte, gegeben wurde. Die Gäſte gingen in das Haus des Königs, brachten Schaafe und Wein mit, und ihre verſchleierten Weiber trugen Gebackenes. Ja, in dem Hauſe des Menelaus wurde bereits ein Gans gemäſtet, wie denn auch die Einwohner von Delos zuerſt das Mäſten der Hühner erfanden. Bei den Römern war die Kochkunſt anfangs ſehr vernachläßigt und nur ein Geſchäft der Leibeigenen: die Abendmahlzeiten beſtanden aus drei Gängen. Als jedoch die Römer mit den aſiatiſchen Völkern bekannter wurden, kam auch die Kochkunſt in Rom mehr in Aufnahme. Die Pracht der Gaſt-

mähler ſtieg bald ſo hoch, daß man ſich genöthigt ſah, dieſelbe durch Geſetze einzuſchränken. Deſſenungeachtet nahm der Luxus der Tafeln immer mehr zu; die Römer erfanden ein Lieblingseſſen, welches ſie das trojaniſche Schwein nannten. Man ließ nämlich in dem Bauche eines Schweins verſchiedene andere Thiere kochen, und der Witz der römiſchen Köche fand darin eine Aehnlichkeit mit dem trojaniſchen Pferde. Wider dergleichen Ueppigkeiten ward eilf Jahre vor dem dritten puniſchen Kriege das ſogenannte Fanniſche Geſetz gegeben, welchem zufolge unter andern auch das Mäſten der Hühner verboten wurde. Am höchſten ſtieg die Verſchwendung bei den Gaſtmählern der Römer, als Lucullus Aſien beſiegt hatte. Dieſer hatte in ſeinem Pallaſte mehrere beſondere Speiſeſäle errichten laſſen, welche nach ihrer Rangordnung die Koſten des Gaſtmahls, welches darin gegeben werden ſollte, zu beſtimmen pflegten. Ein Abendeſſen in dem erſten dieſer Säle koſtete ungefähr 7,000 Thaler nach unſerm Gelde. Unter Pompejus erfand M. Aufridius Lurco das Mäſten der Pfauen und hatte in kurzem 60,000 Seſtertien mit dieſer Kunſt verdient. In dieſer Zeit ließ ein Schauſpieler auf einem Gaſtmahle eine Schüſſel auftragen, welche 10,000 Franken koſtete. Sie beſtand aus Sing- und Sprech-Vögeln, von denen jeder 600 Franken gekoſtet hatte. Der Sohn jenes Schauſpielers trieb die Verſchwendung noch weiter: er bewirthete ſeine Gäſte ſogar mit Perlen, die er in Eſſig auflöſete. Unter Tiberius gab es in Rom bereits ordentliche Schulen und Lehrer der Kochkunſt; unter ihm zeichnete ſich auch die Familie der Apicier aus, deren einer viele neue Speiſen z. B. ein ſalziges Gericht aus der Leber der Fiſche, manche Küchengeſchirre, und die Kunſt, die Schweine mit trockenen Feigen zu mäſten, erfand. Ein anderer dieſes Namens ſchrieb ſogar ein Kochbuch, welches das älteſte iſt, das wir beſitzen, und erfand die Kunſt die Auſtern friſch zu erhalten. Der Kaiſer Vitellius ward einſtens von ſeinem Bruder mit 2,000 auserleſenen Fiſchen und 7,000 Vögeln bewirthet: Vitellius ſelbſt ließ einmal in einer einzigen Schüſſel die Lebern, Lungen, die Milch und das Gehirn von vielen theuern Vögeln und Fiſchen auftragen.

Kochſalz (Küchenſalz), ein Mittelſalz aus dem ſalzſauren Geſchlechte, heißt nach der neuern Chemie kochſalzgeſäuerte Soda (muriate de soude). Es hat bekanntlich einen rein ſalzigen Geſchmack, ſchießt in würflichen Kryſtallen an, welche an der Luft beſtändig ſind und daſelbſt weder zerfließen, noch verwittern. Nur unreines Kochſalz nimmt Feuchtigkeiten auf und zerfließt. Im Feuer zerſpringen die Kochſalzkryſtalle mit lautem Gekniſter, weil ihr Kryſtalliſationswaſſer plötzlich ausgedehnt wird und zerfallen zu Pulver, welches glühend wird und hernach zerfließt. Bei einem ſehr hohen Grade von Hitze löſet ſich das Salz im Wärmeſtoffe auf und geht in Gasgeſtalt über. In drei bis vier Theilen Waſſer löſet ſich ein Theil davon auf. Die Beſtandtheile des Kochſalzes ſind Kochſalzſäure, Soda und Waſſer. Es findet ſich in beträchtlicher Quantität im Thier- und Pflanzenreiche; weit häufiger aber theils in feſten Maſſen in der Erde, theils in Waſſer aufgelöſet. Das erſte natürliche Kochſalz heißt Steinſalz, und wird in Polen, Rußland, Siebenbürgen, Ungarn, Deutſchland, England, der Schweiz und andern Ländern bergmänniſch gewonnen. Bei Hallein im Salzburgiſchen und bei Halle in Tyrol giebt es Salzberge. Der bei Cordova in Spanien iſt ſo groß, daß man ſeine ſenkrechte Höhe auf 500 Fuß und ſeinen Umkreis auf eine deutſche Meile ſchätzt. Das merkwürdige Salzbergwerk zu Wieliczka bei Cracau in Polen ſcheint unerſchöpflich zu ſeyn, denn es liefert ſchon ſeit dem 13ten Jahrhunderte das Steinſalz in ungeheuern Maſſen. Ueber den Umfang und die übri-

ge Einrichtung deſſelben verdient in dahin gehörigen Schriften nachgeleſen zu werden. Das im Waſſer aufgelöſete Kochſalz heißt, wenn es an den Ufern des Meers und ſalziger Landſeen gewonnen wird, Meerſalz; entnimmt man es jedoch den Quellen, die in vielen Ländern, zumal in Deutſchland in großer Menge vorhanden ſind; ſo nennt man es Quellſalz. Dergleichen Quellen oder Salzbrunnen giebt es vorzüglich zu Halle im Saalkreiſe, bei Schönebeck im Herzogthume Magdeburg und bei Lüneburg. Das Waſſer ſolcher Quellen (Sole) enthält, wenn es ſehr reichhaltig iſt, in drei bis vier Theilen Waſſer einen Theil Salz; die meiſten Solen haben jedoch viel weniger. Wenn die Sole über zwei Drittheile Salz enthält, ſo wird ſie durchs Abrauchen in eiſernen Pfannen, ſonſt aber durch ſogenannte Gradirhäuſer, von dem ſie begleitenden Waſſer geſchieden.

Kohle, eine Subſtanz, welche man vormals nur als Brennmaterial betrachtete, iſt durch die neuern Fortſchritte in der Chemie ungemein wichtig geworden. Jeder Rückſtand, der nach dem Verbrennen thieriſcher oder vegetabiliſcher Subſtanzen zurückbleibt, wird Kohle genannt. Nach der ſtahliſchen Theorie werden in dem Prozeß des Verbrennens die in den thieriſchen und vegetabiliſchen Körpern enthaltenen öhlichten Theile durch die Wirkung des Feuers zerſetzt, worauf ſich alsdann Brennſtoff (Phlogiſton), welcher wegen Mangel an freier Luft nicht verlohren gehen kann, mit dem erdigen Grundſtoffe verbindet und mit dieſem einen feſten, trocknen, ſchwarzen und zerreibbaren Körper bildet. Das Verbrennen der Kohle ſetzt in der umgebenden Luft viel Phlogiſton ab, weswegen auch der ſogenannte Kohlendampf tödtlich werden kann. Ohne den Zutritt der freien Luft verändert das Feuer die Kohle nicht. Nach Lavoiſiers Theorie verbindet ſich während des Verbrennens der Sauerſtoff mit der Kohle und ſäuert dieſelbe. Der vorher mit dem Sauerſtoff verbundene Wärmeſtoff wird dadurch frei, und verbindet ſich mit dem benachbarten Körper. Daher entſteht bei dem Verbrennen eines Körpers zu Kohle Licht und Wärme. Die Kohle und der Sauerſtoff werden durch einen Theil des Wärmeſtoffs, den ſie aufnehmen und binden, gasförmig und bilden das kohlengeſäuerte Gas. Dieſes Gas, deſſen Baſis, nach Lavoiſier, Kohlenſtoff und Sauerſtoff ausmacht, iſt durchſichtig, elaſtiſch, von ſäuerlichem Geſchmacke, und färbt blaue Pflanzenſäfte roth. Natürlich und rein wird es in unterirdiſchen Höhlen gefunden. Im Waſſer löſet es ſich zu gleichen Theilen auf, und daraus entſteht die Kohlenſäure, welche etwas ſchwerer als reines Waſſer iſt. An der Luft entſchlüpft das kohlengeſäuerte Gas wieder aus dem Waſſer; auch entwickelt es ſich aus demſelben bei einem höhern Grade der Temperatur. Kohlenſtoff iſt nach der neuen franzöſiſchen Theorie ein einfacher, ſehr häufig in der Natur verbreiteter Körper, der einen vorzüglichen Antheil der Kohle ausmacht. Das Daſeyn deſſelben erweiſen die Antiphlogiſtiker durch die Erklärung des nachſtehenden Verſuchs. Man bringe eine beſtimmte Quantität gepulverter Holzkohlen auf einer kleinen Schale unter eine auf Queckſilber ſtehende und mit Sauerſtoff angefüllte Glocke, zünde dann, vermitteiſt eines Brennglaſes den Kohlenſtaub unter der Glocke an; ſo wird er anfangs mit einer hellen Flamme brennen, und es wird ſich viel Wärmeſtoff entwickeln. Allmählich aber werden Licht und Wärme abnehmen, und die Kohle wird verlöſchen. Nach geendigtem Verſuche wird man finden, daß das Gas unter der Glocke am Umfange ein wenig abgenommen hat, und daß es nunmehr aus reinem Sauerſtoffgas in eine Miſchung von vier Fünftel fixer Luft und ein Fünftel unverändertem Sauerſtoffgas verwandelt worden iſt. Die Kohle

hat am Gewicht abgenommen, und um eben ſo viel hat das Gas unter der Glocke daran zugenommen. *Kohlenſtaub* (*Kohlenpulver*) entfärbt braune und ſchwarze Körper und macht ſie weiß. Die dunkle Farbe dieſer Körper rührt nämlich von dem ihnen beigemiſchten Kohlenſtoffe her. Vermiſcht man ſie nun mit Kohlenpulver; ſo vereinigt ſich der in ihnen enthaltene Kohlenſtoff mit der Kohle, und ſie werden entfärbt. Faulem Fleiſche benimmt das Kohlenpulver ſeinen widrigen Geruch. Denn dieſes entſteht von dem ſich bei der Fäulniß entwickelnden geſchwefelten und gekochten Waſſerſtoffgas, welches ſich mit dem Kohlenpulver verbindet und dieſes daher auch ſchwer macht. Auf gleiche Weiſe kann man durch das Kohlenpulver auch andern ſtinkenden Körpern, faulem Waſſer, Zwiebeln, Knoblauch, Wanzen, beſonders aber den heimlichen Gemächern den üblen Geruch benehmen. — *Kohlenbrennerei* iſt die Kunſt, Holz bei verſchloſſenem Feuer zum völligen Glühen zu bringen und dann verlöſchen zu laſſen. Das Alter dieſer Kunſt erhellt daraus, daß Salomo bereits der Kohlen gedenkt und ſie von dem gewöhnlichen Brennholze unterſcheidet. Bei den Römern war dieſe Kunſt ſogar geehrt: denn der berühmte M. Aemilius Scaurus, der die Ligurier überwand, handelte einige Zeit mit Kohlen. Theophraſt beſchreibt ſchon das Verkohlen des Holzes, und Plinius gedenkt ſchon eines Kohlenmeilers.

Komiſch iſt einer von den Begriffen, in deren Erklärung bis jetzt eine große Verſchiedenheit geherrſcht hat. In der That ſcheint die Auffaſſung des Grundſatzes, auf welchem das Komiſche begründet iſt, nur die Frucht einer gänzlich freien, abſtracten Speculation zu ſeyn. Wir wollen es verſuchen, die Erklärung dieſes Grundſatzes, ſo wie er uns nach einem langen und ſorgfältigen Studium erſchienen iſt, mit wenigen Worten zu geben. Wenn wir, wie es durchaus der Natur des Gegenſtandes angemeſſen iſt, komiſch durch *ſpaßhaft* überſetzen können; ſo werden wir dadurch ſchon von ſelbſt der wahren Erklärung des Komiſchen auf die Spur kommen. Spaßhaft iſt nemlich dasjenige, was nicht in ernſter Abſicht, ſondern nur wie auch ſchon der Ausdruck beſagt, des Spaßes wegen, geſchieht: das Komiſche iſt alſo, wie hieraus hervorgeht, dem Ernſte, oder dem Tragiſchen, entgegengeſetzt. Wenn der Ernſt darin beſteht, in den jedesmaligen Handlungen die höchſte Zweckmäßigkeit der Mittel und die geziemendſte Benutzung der Zeit zu offenbaren; ſo geht daraus ſchon von ſelbſt hervor, daß das Komiſche in der gänzlichen verkehrten Wahl und Anwendung der Mittel und der Zeit zur Erreichung irgend eines Endzwecks ſeine Begründung haben müſſe. Und dieß iſt denn auch, unſrer vollkommnen Ueberzeugung zufolge, die einzige wahre und erſchöpfende Erklärung des Komiſchen. Ernſt heißt (ſ. *Schauſpielerſtudien, von G. L. P. Sievers*, S. 33) dasjenige, was im Stande iſt, auf eine zweckmäßige, nicht widerſprechende Art und auf dem rechten Wege, zu vorgeſetztem Ziele zu führen; komiſch hingegen dasjenige, was auf die entgegengeſetzte Weiſe geſchieht, das heißt, wo gerade die widerſprechendſten und widerſinnigſten Mittel angewandt werden, um zum Endzwecke zu gelangen. Auf dieſe einfache Weiſe (denn gewöhnlich liegen die ſchwerſten Auflöſungen gerade am nächſten) glauben wir, eine Erklärung gegeben zu haben, die bisher auf vielfältige, aber, dünkt uns, nie genügende Weiſe verſucht worden iſt. Und dieſe Erklärung ſcheint uns gerade darum die richtigſte und erſchöpfendſte zu ſeyn, weil ſie alle Proben, denen man ſie unterwirft, vollkommen beſteht, und zu allen möglichen Beiſpielen paßt, die ſich darbieten. Von letztern wollen wir, unter vielen, hier nur eins anführen. Hat es nicht bisher die ſcharfſinnigſten Unterſuchungen veranlaßt, aus welchem Grunde man jedes-

mal zu Lachen geneigt iſt, wenn es ſich zuträgt, daß ein Vorübergehender fällt? Nach unſrer oben gegebenen Erklärung dürfte es ſich damit folgendermaßen verhalten. Derjenige, welcher über die Straße geht, will ſich natürlich an irgend einen Ort begeben, um daſelbſt irgend ein Geſchäft zu verrichten: denn ſonſt wäre er natürlich zu Hauſe geblieben. Indem er nun dahin zu gehen im Begriffe iſt, fällt er, das heißt, er thut gerade das Zweckwidrigſte, was er in ſeiner Lage thun könnte, in ſo fern er nämlich durch das Fallen am Gehen und Fortkommen durchaus verhindert wird. Die abſolute Zweckwidrigkeit alſo, welche daraus entſteht, iſt es gerade, welche uns ſo verkehrt erſcheint, daß wir darüber lachen müſſen, und wir müſſen gerade um ſo mehr darüber lachen, je mehr derjenige, der fällt, Eile zu haben ſcheint. Das aber, was Lachen erregt, oder das Lächerliche, iſt eben das Komiſche. Was erſcheint uns ferner komiſcher, als wenn jemand, der ſich auf einen Stuhl zu ſetzen glaubt, ſich oft recht langſam und würdevoll auf die Erde ſetzt? Iſt etwas Widerſprechenderes zu denken, und thut jemand etwas, was ſeinem Endzwecke abſoluter widerſpräche, als wenn er ſich, ſtatt auf den Stuhl, auf die Erde ſetzt? Eben aus dieſem Grunde erſcheint uns auch ein ſolches Ereigniß ſo ſehr lächerlich. Selbſt das moraliſche Gefühl im Menſchen, welches gebietet, ſich nicht über das Unglück ſeines Nebenmenſchen zu freuen, wird hier von dem Hange, nur den reinen Endzweck, entblößt von jeder perſönlichen Rückſicht (das Rein-Formelle), im Augenmerke zu haben, beſiegt und hintenangeſetzt. Denn ob es uns gleich aus hundertfältiger Erfahrung bekannt iſt, daß der Menſch in jenen beiden angegebenen Fällen ſich oft ſehr gefährlich verletzen kann; ſo wirkt dennoch unſer Verſtand, der ſich von der Zweckwidrigkeit jener Handlungen gewiſſermaßen beleidigt fühlt, und ſich daher des Spottes über dieſelbe nicht zu erwehren vermag, kräftiger in uns, als das moraliſche Geſetz, mit dem Unglücke unſrer Nebenmenſchen Mitleid zu haben. S. Burlesk. — Pq.

Komödie, ſ. Schauſpiel.

Komorn, eine königliche Freiſtadt in der Geſpannſchaft gleiches Namens in Niederungarn, im äußerſten Winkel der Inſel Schütt, am Zuſammenfluſſe der Waag und Donau. Natur und Kunſt machen ſie beinahe unüberwindlich. Die Stadt enthält 5000, und die ganze Geſpannſchaft 70,000 Einwohner, welche, bis auf wenige deutſche und däniſche Slaven, lauter Ungarn ſind. Es befindet ſich hier eine fliegende Brücke.

König heißt in der Sprache der Mineralogie das aus den Erzen gewonnene reine Metall und Halbmetall. Man glaubt, daß dieſer Ausdruck von den Alchymiſten herrühre, welche in allen Schmelzungen Gold, den König der Metalle, zu finden wähnten. So ſagt man auch Kobaltkönig (ſ. d. Art.).

König — Römiſcher König — König von Rom. Nächſt dem kaiſerlichen Titel, wird in Europa der königliche als der vornehmſte geachtet. Den Königen gebührt, ſo wie den Kaiſern, ausſchließlich der Titel Majeſtät, auch ſind noch verſchiedene andere, größtentheils das Ceremoniel betreffende Vorrechte, an den Königstitel geknüpft, die in der Diplomatik unter dem Namen der königlichen Ehren (honneurs royaux, honores regii) begriffen werden. Dieſe königlichen Ehren beſaßen und beſitzen jedoch auch zuweilen ſolche Staaten, deren Regenten den königlichen Titel nicht führen; ſo beſaß ſie die alte Republik Venedig und die der vereinigten Niederlande, ſo die Schweiz und die Großherzoge, wenigſtens zum Theil. Die Zahl und die Benennung der in Europa vorhandenen Königreiche, hat durch die, ſeit der franzö-

ſiſchen Revolution erfolgten Umwälzungen, mannichfaltige Veränderungen erlitten. Vor der franzöſiſchen Revolution gaben folgende Länder ihren Regenten den königlichen Titel: Deutſchland, Frankreich, Spanien, Portugal, Neapel und Sicilien oder beider Sicilien, Sardinien, Preußen, Böhmen, Ungarn, Gallizien und Lodomirien, Polen, England, Irland, Schottland, Schweden, Dänemark und Norwegen. Nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution verſchwand zuerſt Frankreich, bald auch Polen aus der Reihe der Königreiche; dagegen aber wurden, ſeitdem Bonaparte an der Spitze von Frankreich ſtand, mehrere neue Königreiche geſchaffen, von denen jedoch einige nur eine ſehr ephemere Exiſtenz erhielten. So entſtand zuerſt ein Königreich Hetrurien aus dem vormaligen Großherzogthume Toskana, ſo bald darauf ein neues Königreich Neapel, während in Sicilien die alte Familie die königliche Würde fortdauernd behauptete, ſo bildete ſich ein Königreich Italien, ein Königreich Holland und mit dem Anfange des Jahres 1806 die Königreiche Bayern und Würtemberg, worauf im J. 1807 die Königreiche Sachſen und Weſtphalen folgten. Hetrurien und Holland wurden jedoch bald durch Frankreich ſelbſt, Weſtphalen in unſern Tagen, durch die Befreiung Deutſchlands von fränkiſcher Oberherrſchaft, vernichtet. Allein auch mit den königlichen Familien ereigneten ſich manche Veränderungen. In Neapel ward ein Bruder, bald darauf ein Schwager Bonaparte's zum Könige ernannt, ein andrer Bruder in Holland, ein dritter in Weſtphalen und der anfängliche König von Neapel, bald darauf an die Stelle der, durch Liſt und Gewalt dethroniſirten königlich-ſpaniſchen Familie, zum Könige von Spanien beſtellt (nur erſt die neueſten Ereigniſſe zwangen dieſen Scheinkönig, auf Befehl ſeines Bruders die uſurpirte Krone niederzulegen); die königliche Familie von Portugal ward zur Entfernung nach Braſilien gezwungen. Noch nie hatte Europa vorher eine ähnliche Wandelbarkeit der königlichen Würden und Geſchlechter geſehen. Nach dem großen Umſchwunge der Ereigniſſe im J. 1814 ſah man wieder neue Königreiche entſtehen. Das Haus Oranien erhielt Holland und Belgien im erblichen Beſitze, mit dem königlichen Titel. Der Kaiſer von Rußland gründete ein neues Königreich in Polen; der Kaiſer von Oeſterreich vereinigte unter demſelben Titel ſeine italieniſchen Staaten, und ertheilte ihn ſpäter auch ſeinen Provinzen im Norden des adriatiſchen Meers; der König von England aber nannte ſich nun auch König von Hannover. Dagegen ſah man eine der neu entſtandenen königlichen Dynaſtieen, die einzige, die im Sturme ſich noch erhalten hatte, auch vollends untergehen, indem der König Joachim von Neapel in einem unglücklichen Kriege (1815) Reich und Krone, und bald darauf auch das Leben verlor. Es beſtehen alſo in Europa noch folgende Königreiche: Portugal, Spanien, Frankreich, beide Sicilien, Sardinien, das lombardiſch-venetianiſche Königreich, Illyrien, Ungarn, Böhmen, Gallicien und Lodomirien, die Niederlande, Preußen, Polen, England, Schottland, Irland, Schweden und Norwegen, Dänemark, Bayern, Würtemberg, Sachſen und Hannover. Der königliche Titel ward bisher in Europa nur wirklich regierenden Königen, oder doch ſolchen, welche es geweſen waren, ertheilt, dagegen aber ward er, ſeitdem Bonaparte den Kaiſertitel angenommen, auch zum Titel für einen Kronprinzen gemacht, welches noch nie der Fall geweſen war. Dieſer neue König von Rom iſt jedoch keinesweges mit dem römiſchen Könige zu verwechſeln. Der Titel eines römiſchen Königs bezeichnete in dem vormaligen deutſchen Staatsrechte, den noch bei Lebzeiten des römiſchen Kaiſers von den Kurfürſten erwählten Nachfolger deſſelben, der jedoch als ſolcher durchaus keinen An-

theil an der Reichsregierung hatte; den Titel eines Königs von Rom dagegen ſollte, nach der Einverleibung Roms mit dem franzöſiſchen Reiche, vermöge eines Senatusconſults vom 17. Febr. 1810, jedesmal der älteſte Prinz des Kaiſers von Frankreich führen. Mit dem Sturze der napoleonſchen Herrſchaft iſt auch dieſer Titel in dem europäiſchen Staatsrechte erloſchen. Cz.

Königsberg, Hauptſtadt im Königreiche Preußen, und zweite Reſidenzſtadt der preußiſchen Monarchie, eine berühmte Handelsſtadt, ehemals zum hanſeatiſchen Bunde gehörig, liegt am Einfluſſe des Pregel, über welchen hier ſieben Brücken gehen, in das friſche Haff, und hat, die dreizehn Vorſtädte mit eingerechnet, zwei Meilen im Umkreiſe, in welchen Raum aber viele Gärten, Felder und ein See mit eingeſchloſſen ſind. Im Jahr 1782 enthielt die Stadt 4,508 Häuſer und 55,086 Einwohner, deren aber 1802 nur noch 49,996 gezählt wurden. Das dortige Schloß iſt prächtig gebaut, liegt auf einer Anhöhe und enthält 180 Zimmer, von denen aber ein großer Theil nicht mehr bewohnbar iſt. Die Stadt hat 23 Kirchen, den Sitz der hohen Landescollegien von Oſtpreußen, des Staatsminiſteriums, der Regierung, der Kriegs- und Domainenkammer u. ſ. w. Beſonders ſchöne Häuſer enthält die Königsſtraße (neue Sorge). Der vornehmſte Theil der Stadt heißt Kneiphof: dieſer liegt auf einer Inſel im Pregel und iſt auf Pfählen erbaut. In dem ſehenswürdigen Dome iſt die Orgel zu merken, die 5,000 Pfeiler hat und 1721 vollendet worden iſt. Die dortige Univerſität, welche 1544 geſtiftet iſt, hat 18 Profeſſoren, ungefähr 300 Studenten und eine aus 7,500 Bänden beſtehende Bibliothek. Außer dieſer giebt es daſelbſt die königliche, die Raths-, die braueniſche und die wallenrodiſche Bibliothek, welche bei weitem wichtiger ſind, wie die erſtere. Außer der Univerſität befinden ſich daſelbſt noch viele, zum Theile vortreffliche Schulanſtalten, unter denen das Collegium Fridericianum die wichtigſte iſt. Die Feſtung Friedrichsburg mit Kirche und Zeughaus liegt vor dem Kneiphofe. Die dortige katholiſche Kirche iſt 1777 erbaut. Obgleich der Pregel neben der Stadt 15 Fuß Tiefe hat, kann doch, wegen einiger ſich darin befindlichen ſeichten Stellen, kein großes beladenes Seeſchiff auf demſelben zur Stadt kommen. Die Schiffe müſſen alſo in Pillau, dem Hafen von Königsberg, liegen bleiben. Der Handel hat ſeit zwanzig Jahren beträchtlich abgenommen. Die franzöſiſche Colonie, welche allein vom Soldatenſtande befreit iſt, beſtand 1780 aus 369 Köpfen. Die Judenſchaft iſt zahlreich und die Garniſon beſteht aus 7,000 Mann.

Königsmark (Marie Aurore, Gräfin von) zuletzt Probſtin des Stifts Quedlinburg, die bekannte Geliebte Auguſts II., Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, ward um das Jahr 1678 geboren und ſtammt aus einer der älteſten adligen Familien der Mark Brandenburg her. Sie iſt ſowohl wegen der geiſtigen und körperlichen Reize, mit welchen ſie von der Natur verſchwenderiſch ausgeſtattet war, als auch wegen der politiſchen Verhältniſſe, in welchen ſie lebte, um ſo eher als eine der berühmteſten und ausgezeichnetſten Frauen des 17ten und 18ten Jahrhunderts anzuführen, als ihr noch überdem das Glück werden ſollte, einem der größten Helden ſeiner Zeit, dem berühmten Marſchall von Sachſen, das Daſeyn zu geben. Kaum war ſie 18 Jahr alt, und ſchon redete und ſchrieb ſie, meiſtens mit Reinheit und Eleganz, die ſchwediſche, deutſche, franzöſiſche, italieniſche und engliſche Sprache, verſtand Latein, las die alten claſſiſchen Schriftſteller, beſaß ausgebreitete hiſtoriſche und geographiſche Kenntniſſe und war Dichterin

in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache. Voltaire urtheilt von ihr, bei Gelegenheit eines ihrer franzöſiſchen Gedichte, man könne glauben, die Verfaſſerin ſey zu Verſailles geboren. Auch war ſie Tonkünſtlerin, ſang vortrefflich, ſpielte die Laute und Gambe zum Bewundern und componirte für dieſe Inſtrumente. Ueberdem malte ſie auch in einer Vollkommenheit, von der noch jetzt einige ihrer Werke zeugen, die in Quedlinburg vorhanden ſind. Mit dieſen mannigfaltigen und ausgezeichneten Talenten verband ſie den feinſten Witz und die reizendſte Unterhaltungsgabe. So ausgebildet kam ſie, in Begleitung ihrer beiden Schweſtern, im J. 1694 nach Dresden, um daſelbſt in einer Erbſchaftsangelegenheit, welche ſie in Hamburg hatte, die Verwendung des Kurfürſten zu ſuchen, der, vermöge ſeiner Verbindung mit dem Hofe zu Wien, auf den parteiiſchen hamburger Magiſtrat einzuwirken vermochte. Der Kurfürſt ſah die Gräfin, entbrannte von heftiger Liebe zu ihr und wandte alle Künſte der Verführung an, um die junge Königsmark ſich günſtig zu machen. Nach tauſend vergeblichen Bemühungen gelang ihm ſein Vorhaben, und Aurora erſchien öffentlich als die Maitreſſe des Kurfürſten. Sie ſchenkte ihm darauf einen Sohn, den der Vater Moritz nannte, man ſagt, zum Andenken der Moritzburg, auf welcher der Kurfürſt den Beſitz ſeiner Geliebten und der Sohn Daſeyn erhalten hatte. Dieſer Moritz hat ſich hernach, unter dem Namen des Marſchalls von Sachſen, zu einem der erſten Helden Europa's emporgeſchwungen. Bald aber erloſch die Leidenſchaft des Kurfürſten für die Gräfin und machte der Liebe zu einem andern Gegenſtande Platz. Die Gräfin ertrug ihr Schickſal mit Würde und flößte ſelbſt noch als verſtoßene Geliebte nicht allein dem ungetreuen Geliebten, ſondern auch dem Hofe und dem Publicum, Achtung und Ehrerbietung ein. So geſchah es, daß ſie mit dem Kurfürſten in dem innigſten Freundſchaftsverhältniſſe blieb, nachdem ſie ſchon längſt aufgehört hatte, ſeine Geliebte zu ſeyn. Auf ſein Verwenden ward ſie vom wiener Hofe zur Probſtin des Stifts Quedlinburg erhoben und daſelbſt am 24. Mai 1700 feierlich eingeführt. Von dieſer Zeit an hielt ſie ſich abwechſelnd zu Quedlinburg und zu Dresden auf. Wie ſehr ſie ſich die Achtung und Freundſchaft des Kurfürſten, der nun König von Polen geworden war, zu erhalten gewußt, und wie groß deſſen Begriffe von ihrer Klugheit und Einſicht ſeyn mußten, erhellt daraus, daß er ſie 1702 zu Carl XII. ſandte, um mit dieſem eine Friedensunterhandlung einzuleiten. Als dieſer jedoch in beſtimmten Ausdrücken erklärt hatte, daß er ſie nicht ſehen wolle, mußte die Gräfin unverrichteter Sache wieder zurückreiſen. In ihren Verhältniſſen, als Stiftsdame, lebte ſie in ewigen Streitigkeiten mit den übrigen Damen, welchen theils die glänzendere Lage der Gräfin, theils auch der Schutz, deſſen dieſe bei dem Könige von Polen, und durch ihn am kaiſerlichen Hofe, genoß, einen unverſöhnlichen Neid gegen die Gräfin eingeflößt hatten. Für dieſe Unannehmlichkeiten ward ſie einigermaßen entſchädigt durch die Achtung und Huldigung zahlreicher Fremden, welche von allen Seiten kamen, die Gräfin kennen zu lernen, und unter welchen ſich die erſten Perſonen Europa's befanden. Der merkwürdigſte und ehrenvollſte Beſuch war unſtreitig der, welchen ſie 1711 von Peter I. erhielt, welcher nebſt den Herzogen von Braunſchweig, Rudolph Auguſt und Anton Ulrich, die ſich ebenfalls mit der ganzen herzoglichen Familie daſelbſt eingefunden hatten, drei Tage zu Quedlinburg verweilte. Bei dieſer Gelegenheit ſoll die Gräfin, im Namen des Königs von Polen, mit dem Czaar Unterhandlungen angeknüpft haben, welche auf die bekannten Verhältniſſe der damaligen Zeit Beziehung

hatten. Ohne uns weiter über die Ereigniſſe ihres Lebens verbreiten zu können, eilen wir zu dem Augenblicke, wo dieſe merkwürdige Frau, früher als es ihr von der Natur beſtimmt zu ſeyn ſchien, durch einen unglücklichen Zufall ein Raub des Todes werden ſollte. Sie hatte ſich, wie man erzählt, beim Ankleiden mit einer Nadel am Unterleibe verletzt, und darauf nicht weiter geachtet. Dieſe Verwundung ging in Entzündung, und bald darauf in den kalten Brand über, an welchem ſie den 18. Februar 1728 in ihrem fünfzigſten Jahre ſtarb. Ihr Leichnam, an welchem man noch jetzt, beinahe nach einem Jahrhunderte, Ueberreſte von den Reitzen der Gräfin erkennen ſoll, ward in der fürſtlichen Gruft zu Quedlinburg beigeſetzt.

Königſtein, eine berühmte und unüberwindliche Bergfeſtung im meißner Kreiſe, nebſt einem Städtchen gleiches Namens, an der Elbe, auf der böhmiſchen Grenze, gehört zum Königreiche Sachſen. Der Berg, auf welchem die Feſtung liegt, hat, von der Oberfläche der Elbe, 950 Ellen in der Höhe, und eine gute halbe Stunde im Umkreiſe. Der Bau der Feſtung ſelbſt hat 1589 unter dem Kurfürſten Chriſtian I. begonnen, iſt aber 1731 erſt gänzlich vollendet worden. Sie hat nur einen einzigen ſehr verwahrten Zugang, kann weder unterminirt, noch von den umliegenden Bergen beſchoſſen, noch ausgehungert werden, weil, außer dem jedesmaligen Proviante, hinlänglicher Ackerbau, auch Holz genug in der hohen Ebene iſt, um die kleine Beſatzung hinlänglich verſorgen zu können. Außerdem hat ſie noch einen 900 Ellen tiefen gangbaren Brunnen, und kann ſowohl das unten gelegene Städtchen, als auch die Elbe, mit ihren Kanonen beſtreichen. Sie hat gewöhnlich nahe an 600 Bewohner, wovon meiſtens 400 zum Militär gehören, und ſämmtliche Handwerke zu treiben im Stande ſind. Unter ihre vornehmſten Merkwürdigkeiten gehört das Zeughaus, das ſogenannte Pagenbette (ein ſchmaler Abſatz der Mauer, auf welchem einſt ein Page, ohne herunterzufallen, geſchlafen haben ſoll), das große Weinfaß (welches 3709 dresdner Eimer enthält), die Kirche, die Keller, und der gegenüberſtehende, gleichfalls beträchtlich hohe Berg, der Lilienſtein. In der ſogenannten Georgenburg auf derſelben werden die Staatsgefangenen verwahrt.

Konſtanz, ſ. Coſtnitz.

Kopf (phyſiſch) derjenige Theil des thieriſchen und menſchlichen Körpers, welcher den Mittelpunkt des Nervenſyſtems, das Gehirn in ſich enthält, und die Entwickelung der vorzüglichſten Sinne und Sinneswerkzeuge an ſich hat. Aus dieſer Erklärung ſchon ſieht man, daß, wenn ja unter den organiſchen Gliedern eine Rangordnung Statt findet, der Kopf diejenige Stelle, die er phyſiſch beim Menſchen einnimmt, die oberſte, mit Recht behaupten kann, wenn auch, wie in der bekannten Fabel, die übrigen Glieder ihre Unentbehrlichkeit beweiſen. Der Kopf des Menſchen weicht in vielen Stücken von dem der Thiere ab, und beweiſt nebſt mehreren andern den Vorzug des Menſchen in Anſehung der äußern Bildung. Der Menſch trägt den Kopf aufwärts, und ſchaut gen Himmel, bei den Thieren ſteht er horizontal, oder gar unterwärts: der vordere Theil bildet das Geſicht glatt herunter, mit vollkommen und ſchön ausgebildeten Theilen, bei den Thieren ſind die Knochen der Kinnladen mehr oder weniger hervorſtehend und verlängert. Nur der obere und hintere Theil des Kopfes des Menſchen iſt mit Haaren bewachſen, der vordere und die beiden Seitentheile ſind größtentheils glatt und ſymmetriſch geordnet, und mit den Werkzeugen der vier Sinne verſehen. Das Knochengebäude des Kopfes beſteht aus acht

einzelnen Knochen, die aber ſo feſt in einander gefügt ſind, daß ſie alle aus einem Stück zu ſeyn ſcheinen, und den Schädel ausmachen (ſ. Schädel). Das Geſicht ſelbſt beſteht wieder aus mehrern andern Knochen, die mit dem Schädel in Verbindung ſtehen. Die ganze Kopflänge wiederholt ſich in der Regel ſechsmal in der Länge des Körpers. Das Knochengebäude des Kopfes iſt mit der Haut bedeckt, welche der des übrigen Körpers gleich iſt. Unter derſelben iſt noch eine Hautlage von Muskeln und Sehnen. Die Knochen ſelbſt haben außerdem noch ihre eigene Beinhaut, wie die andern Knochen. Die Höhle des Kopfes iſt vom Gehirn ganz ausgefüllt. Dieſes hat gleichfalls eine dreifache Hautdecke um ſich, davon die dem Schädelknochen, und die dem Gehirn ſelbſt zunächſt liegende, viele Blutgefäße bekommen, die mit der letztern Haut (Gefäßhaut) bis in das Innere des Gehirns eindringen, das auch außerdem noch durch mehrere große Schlagadern viel Blut bekommt. Daher iſt der Kopf auch bei vermehrtem Zuſtrömen des Blutes verſchiedenen Krankheiten unterworfen. Kopfkrankheiten heißen alle diejenigen Krankheiten, welche an oder in dem Kopfe vorzüglich erſcheinen. Unter dieſen ſind die Kopfſchmerzen die gewöhnlichſten, weil beinahe jede Kopfkrankheit ſich durch Schmerz beſonders bemerklich macht, daher aber auch die Kopfſchmerzen ſelbſt von verſchiedenen Urſachen herrühren, und ein Symptom mannigfaltiger Krankheiten ſeyn können. So können von Rheumatismus, einer Art von Entzündung der Muskel- und Sehnenhaut über dem Knochen, ſelbſt von Entzündung der eigentlichen Beinhaut Kopfſchmerzen entſtehen, welche ſehr heftig und hartnäckig ſind; ferner können ſie von zu ſtarkem Zuſtrömen des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes entſtehen, welches von allgemeiner Erhitzung des Körpers und Erregung des Blutes herrührt, oder von Anſtrengung des Kopfes durch Geiſtesarbeiten, oder von zu ſtarken, das Gehirn zu ſehr reizenden Ausdünſtungen und Gerüchen. Nervenſchwache Perſonen beiderlei Geſchlechts ſind beſonders Kopfſchmerzen unterworfen, noch mehr wenn ſie vollblütig ſind. Jede geringe Blutwallung verſetzt das Gehirn in einen gereizten, mit Schmerzen begleiteten Zuſtand. Man hat ſonſt, wie alle Schmerzen, auch dieſe mit dem Namen der Krämpfe belegt, allein das Gehirn hat keine Muskeln, kann daher auch keine wahre Krämpfe haben, und die dagegen oft angerathenen krampfſtillenden Mittel vermehren die Blutwallung, und damit auch die Kopfſchmerzen. Da die Kopfſchmerzen ſo verſchiedenen Urſprung haben können, iſt es beſſer, jedesmal den Arzt um Rath zu fragen, als auf's Ungefähr verſchiedene Mittel zu brauchen, die oft mehr ſchaden, als helfen. Indeſſen ſind im Allgemeinen gelinde kühlende Mittel, als Citronenſaft in Waſſer mit Zucker, Weinſteinſäure mit Zucker; ableitende Mittel, als Fußbäder und Zugpflaſter, noch am meiſten zu empfehlen. Hypochondriſche und hyſteriſche Perſonen haben oft auf dem Wirbel des Kopfes einen Schmerz, der einen kleinen Fleck einnimmt, aber ſehr empfindlich iſt (Clavus hystericus). Manche haben nur auf einer Seite des Kopfes einen oft wiederkehrenden Schmerz, der meiſtens von Rheumatismus herrührt. Man ſollte bei Kopfſchmerzen mehr als bisher gewöhnlich war, das Anlegen der Blutigel anwenden, weil dieſe in den meiſten Fällen die größte Erleichterung verſchaffen. H.

Koppelwirthſchaft oder Schlagwirthſchaft iſt dasjenige Ackerſyſtem, bei welchem die geſammte Feldmark in viele Theile getheilt iſt, wovon nach einem beſtimmten Umlaufe die kleinere Hälfte ſo viele Jahre, als ihrer Theile ſind, nach einander mit Getraide bebauet, die größere Hälfte aber eben ſo viele Jahre, als ihrer

Theile ſind, nach einander zur Viehhuthung beſtimmt iſt, und deswegen zuerſt einmal mit Futterkräutern beſäet, ſonſt aber nachher dem natürlichen Graswuchſe überlaſſen, oder auch hier und dort zum Theil als reine Braache behandelt wird. Man nennt dieſe Felder Koppeln, wenn ſie weniger als 75 berliner, oder 35 dresdener Scheffel, und Schläge, ſobald ſie mehr Ausſaat bedürfen. Noch kleinere Abtheilungen heißen Lücken, und die zunächſt an den Wohnungen liegenden, Toften. Bei der Koppelwirthſchaft, wie ſie in Holſtein und Mecklenburg Statt findet, hat man theils 5, theils 7, theils 9, theils 11, theils 13, theils 15 gleich große Koppeln, und beſtellt die zum Getraidebau beſtimmten mit Waizen, Roggen, Erbſen, Gerſte, Hafer und auch Buchwaizen, und nur in Holſtein ſind die Koppeln mit lebendigen Hecken, oder todten Einfriedigungen umgeben, in Mecklenburg nie; höchſtens umzäunt man hier die Nacht- und Nebenkoppeln mit Latten, Stangen und Weidenäſten. Sie paßt nur eigentlich für nicht ſehr bevölkerte Staaten, ſo lange in denſelben nur höchſtens 1000—1200 Seelen auf einer Quadratmeile leben, weil ihr Hauptwirthſchaftszweig die Viehzucht iſt. In dieſer Rückſicht hat die Koppelwirthſchaft zwar einige Vorzüge vor andern Ackerſyſtemen, z. B. nämlich: 1) ſie bedarf für ihren zum Ackerbau beſtimmten Flächenraum das geringſte Betriebscapital, und iſt für den Eigenthümer ſehr bequem; 2) ſie kann größtentheils das Getraide wohlfeiler, als bei andern Ackerſyſtemen erzeugen. Allein ſie bildet das Eigenthum theils zu großen Maſſen, die ſich nachher nicht leicht trennen laſſen, theils nur in wenige Hände größerer Grundeigenthümer, größerer Pächter und armer Tagelöhner, die im eigentlichen Sinne kein Vaterland, und mithin auch keine wahre Vaterlandsliebe haben. Sie hängt in Anſehung ihres Wohlſtandes immer vom Auslande und von ganz fremden Ereigniſſen ab. Eben ſo begünſtigt ſie die Bevölkerung nur wenig, und wird dadurch natürlicher Weiſe dem Entſtehen und Gedeihen der Manufacturen und Fabriken hinderlich. Mithin kann dieſelbe keinem Staate im Ernſte zur Nachahmung empfohlen werden. X.

Korallen (Corallia) heißen diejenigen Pflanzenthiere (Phytozoa), welche horn- oder kalkartig ſind, und Löcher oder Zellen bilden. Es giebt Röhrenkorallen, Sternkorallen, Punctkorallen, Gliederkorallen, Hornkorallen u. ſ. w. Ehemals rechnete man die Korallen zum Mineralreiche; jetzt werden ſie jedoch zu dem Pflanzenreiche gezählt. Aber auch bloße Gewächſe ſind es nicht, ſondern Gehäuſe, worin lebendige Thiere wohnen. Dieſe aber ſind nicht von den Thieren erbauet, wie etwa die Zellen von den Bienen, ſondern ſie entſtehen ungefähr wie die Muſcheln und Schneckenſchaalen, nur daß bei der Fortpflanzung das junge Thier zugleich mit ſeinem kalkigen Gehäuſe von dem alten, wie ein Zweig von einem Stamme, hervorgetrieben wird, und ſich daher, beim ſchnellen Wachsthume und bei der ſtarken Vermehrung dieſer ſonderbaren Geſchöpfe, die ungeheure Größe und der Umfang derſelben erklären läßt. Wie ſchnell ſich Korallen irgendwo anhäufen, ſieht man aus manchem Schiffswrack in Weſtindien, welches oft über und über mit Korallen dicht bepflanzt iſt, ob es gleich zuweilen noch kein völliges Jahr im Meere gelegen hat. Viele vulkaniſche Inſeln in der Südſee und in Weſtindien, z. B. Barbados, ſind ganz mit einer Rinde überzogen. An manchen Küſten der Südländer und einiger Südſeeinſeln ragen ungeheure Korallenſtämme aus einer erſtaunlichen Tiefe vom Grunde des Meeres empor. — Die künſtlichen Korallen werden aus rothgebeizten Knochen verfertigt.

Kork (Pantoffelholz) iſt die Rinde von der Korkeiche (Quercus suber). Dieſer Baum unterſcheidet ſich, dem äußern Anſehn nach, faſt gar nicht von der immer grünen Eiche; nur iſt ſeine Rinde nicht glatt, ſondern riſſig und ſchwammig. In dem Wuchſe, ja in den Blättern, die ebenfalls immer grün bleiben, bemerkt man keinen Unterſchied. Er wird in Italien, im ſüdlichen Frankreich, in Spanien und Portugal gefunden, wo er, als ein dicker, hoher Baum, ein Alter von hundert Jahren erreicht. In Deutſchland kann er jedoch im Winter nicht im Freien ausdauern. Man hält ihn daher bei uns in Gewächshäuſern, wo er jedoch nicht groß wird. Seine Früchte ſind ſüßer, wie unſere Eicheln, und werden in Spanien wie Kaſtanien gebraten und gegeſſen. Vielen Thieren und Vögeln ſind ſie eine nahrhafte Koſt. Das Merkwürdigſte an dieſem Baume iſt die Rinde, welche, wie ſchon oben geſagt, den Kork liefert. So lange der Baum noch jung iſt, darf man die Rinde, wenn er im Wachsthume nicht geſtört werden ſoll, nur alle ſieben bis acht Jahre abſchälen; im höhern Alter kann man dies ohne Schaden alle vier Jahre thun. Diejenige Rinde, welche den Splint unmittelbar bedeckt, muß jedoch ſtets ſorgfältig geſchont werden. Die Rinde von alten Bäumen bei der dritten Abſchälung iſt die beſte. Außer zu Stöpſeln und zu Sohlen dient der Kork auch, ſeiner Leichtigkeit wegen, zu Schwimmkleidern. Ein Kamiſol, mit zwölf Pfund Kork gefüttert, erhält einen erwachſenen Menſchen über dem Waſſer. Aus verbranntem Kork wird eine feine ſchwarze Farbe, das ſpaniſche Schwarz, gemacht. Korkbildnerei, ſ. Felloplaſtik (beſſer Phelloplaſtik).

Körner (Theodor), ein deutſcher Tyrtäus, der durch das Andenken des heiligen Krieges (1813) ewig gefeiert iſt, war aus einer angeſehenen und kunſtliebenden Familie in Dresden den 23. Sept. 1791 geboren. Sein Vater, der patriotiſche Appellationsrath Körner daſelbſt, als Schriftſteller im Fache der Staatswiſſenſchaft und Aeſthetik (er iſt Verf. der äſthetiſchen Anſichten, Leipzig, 1808) vortheilhaft bekannt, nannte Schiller und Göthe ſeine Freunde, und ſah ſie oft in ſeinem Hauſe. Sein Großvater von väterlicher Seite war der ehemalige Superintendent Körner in Leipzig, von mütterlicher, der Kupferſtecher Stock, ebenfalls daſelbſt. Die als Paſtellmalerin berühmte Demoiſ. Stock (deren mit der Mutter von Körner im zweiten Theile des Lebens von Göthe gedacht wird) war ſeine Tante. Der in ſeinen beſten Hoffnungen geſtorbene Prof. Dippoldt in Danzig, und der Conrector Küttner an der Freiſchule in Dresden, waren ſeine Lehrer. Beide nährten in ihm die glühende Liebe für Alterthum, Kunſt und Poeſie; von erſterem insbeſondere wurde er in das Heiligthum der Geſchichte eingeführt, aus deren Quelle er Stoff für ſeine poetiſchen Verſuche ſchöpfte. Dabei war ihm ſein würdiger Vater der beſte Freund und Lehrer. Er beſuchte zuerſt die Bergakademie in Freiberg, und hatte, wie man auch aus ſeinen Gedichten ſieht, viel Intereſſe für den Bergbau. Auf ſeinen Reiſen ging er auch ſpäterhin oft als Bergmann gekleidet, hatte Bergwerksinſtrumente bei ſich, ſammelte oft mit Lebensgefahr Steine auf Felſenklippen u. ſ. w. Im J. 1810 bezog er die Univerſität Leipzig. Hier lernte ihn der Verfaſſer dieſes Artikels kennen, welcher die weitere Beſchreibung Körners aus einem von ihm früher in den deutſchen Blättern (Nro. 43.) mitgetheilten Aufſatze entlehnen will. Sein Aeußeres war nicht gerade einnehmend, aber ein feſter Körper, munteres Geſicht, und ein dunkelglänzendes, immer bewegtes Auge, zog bei näherem Betrachten zu dem lebendigen Naturſohne hin. In ſeinem Umgange zeigte ſich ein

deutſcher gerader Sinn, ungemeſſen in Ausdrücken, aber herzlich gegen jeden Hochgeſinnten. Kleinliche Pedanterie und Verſtellung haßte er tödtlich. Der Ton der Welt war ihm Zwang: um ſo mehr mußte ihm der Umgang jugendlich kräftiger Menſchen gefallen, die ihn liebten, und welchen er ſich ſo feſt anſchloß, daß er ſelbſt ihre Rohheiten annahm, und ſich in den bizarrſten Aeußerungen akademiſcher Freiheit ſehr wohl gefiel. Deſſen ungeachtet unterſchied er ſich von den meiſten ſeines Umganges durch eine früher erlangte Cultur und gleichſam angeerbte Kunſtliebe und Begeiſterung, welche ſich in der gebildeteren Geſellſchaft durch glückliche und pikante, nur, nach Jugendart, meiſtens zu ſtark ausgeſprochene Einfälle, und durch ein ungemeines Talent poetiſcher Improviſation und Verſification mitzutheilen liebte. Dabei widerſprach die durch Uebung ſchon erworbene Politur und äußere Harmonie ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe *), ſeinem eigenen Aeußern auf ſeltſame Art; ſey es nun, daß er auch hier jugendlich renomirte, und in ſeinem Betragen für nachläſſiger gelten wollte, als er eigentlich war, ſey es, daß er die Beiſpiele großer Künſtler und Virtuoſen, die er im väterlichen Hauſe zu ſehen vielfältige Gelegenheit gehabt, auch in Hinſicht der äußeren Seiten und ihrer vielfältigen Bizarrerien, die man mit dem Verdienſte oft auf gleiche Weiſe zu bewundern pflegt, bewußtlos nachzuahmen ſtrebte. So gährend ſein Leben damals war, ſo gefiel er ſich doch ſtets in den zarten Feſſeln der Frauenzucht. In Löbigau, einem reizenden Landſitze der Herzogin von Curland, die ſeine Pathin war, lebte er mehrere glückliche Wochen, und ſchrieb täglich eine Art poetiſcher Zeitung. So anmaßend und ſo vernichtend oft ſeine Ausſprüche über Literatur und Kunſtproducte klangen, ſo empfänglich war er doch für jede gegründete und wohlgemeinte Belehrung; ja, wo er nur einem Kunſtfreunde begegnete, der über flachen Dilettantismus erhaben war, da ſchloß ſich auch ſein Herz in großer, erwärmender Begeiſterung auf. In den meiſten ſeiner damals bekannt gewordenen Verſuche zeigte ſich das Talent, einzelne poetiſche Momente ſchnell und leicht in gebildeten Verſen zuſammenzuſtellen; aber meiſtens ergriff er nur romantiſche Schatten und Klänge, ſtatt des poetiſchen Geiſtes. Eine Erinnerung deshalb konnte damals keine tiefere Wirkung auf ihn machen, da er in jenen glänzenden, doch unſtäten Jünglingsträumen und poetiſchen Bildern, noch ſelbſt zu ſehr verſunken war, theils dem ungebundenen frohen Umgange ſeiner Freunde nun faſt ganz gewidmet, ſchon die Meinung zu hegen ſchien, man müſſe, um genial zu ſeyn, ſich des tiefern Studiums ſeiner Kunſt entſchlagen, und ſeinem Talente, wohin es auch führe, ganz vertrauen. Man konnte ihm dies nicht ſehr übel anrechnen, da er gewiß zum eigentlichen Gelehrten nicht geboren war, und nur dem Wunſche der für ihn beſorgten Seinigen zufolge die Univerſität beſuchte, damit er ſich, gleichſam von den Wiſſenſchaften umgeben, für ein beſtimmtes Studium entſcheide, und dadurch ſeine bürgerliche Laufbahn begründe. Allein zu ſehr hatte ihn der Zauber der Poeſie gefeſſelt. Seine akademiſchen Verbindungen riſſen ihn zu jugendlichen Verirrungen hin, denen ein Gemüth von Ehre ſchwerer entgeht: ſo daß er bald genöthigt wurde, die Univerſität, ohne jenen Zweck erreicht zu haben, zu verlaſſen. Ein Glück für ihn; denn er ſchwebte in Gefahr, in ſeinem Streben nach dem Höheren durch wüſtes Treiben gehemmt, und in eine niedere Sphäre herabgezogen zu werden. Ja er mußte ſich bei längerem Aufenthalte in dieſem plan- und zielloſen Her-

*) Man vergl. Knospen von Theodor Körner, Leipzig bei Göſchen 1810.

umtreiben ganz verlieren, denn auch die Poeſie, der er anhing, hatte für ihn noch nicht die Geſtalt der Wahrheit gewonnen. Aus Wien hörte man nach einiger Zeit mit rauſchendem Lobe Körners Namen nennen. Mehrere dramatiſche Producte, welche er ſchnell hinter einander auf die Bühne brachte, hatten die Aufmerkſamkeit des Publikums auf den unbekannten Jüngling gezogen. Einige empfehlen ſich als artige Kleinigkeiten, wie der überall gern geſehene grüne Domino und die Braut. Von andern, z. B. Toni (ſ. d. Art. Kleiſt) und Zriny (ſeine dramatiſchen Beiträge ſind Wien 1814, 8. in zwei Bänden, und ſein poetiſcher Nachlaß, in welchem Zriny und Roſamunde ſtehen, Leipzig, 1814, erſchienen) glaubte man, der Dichter wolle Schillers dramatiſchen Pathos mit Kotzebues gewandter Theater-Praxis verbinden. Letzterem verdankte er auch die Stelle eines k. k. Theaterdichters. Vielen ſeiner Freunde bangte für den Dichter, und vor der Richtung, welche ſein Talent hier ſo leicht nehmen konnte. Aufgefordert von einem großen, ſo ſehr gemiſchten Publikum, thätig zu ſeyn, und von Zeit zu Zeit neue Producte für ſeine Bühne zu liefern, da er bis jetzt nur im Gebiete des Lyriſchen einheimiſch, ohne große und tiefe Kenntniß der Welt und reiche Erfahrung, ohne den ſcharf beobachtenden Blick in die verſchiedenen Kreiſe der Menſchen, und in den weiten Umkreis der Geſchichte war, in welche der dramatiſche Dichter ſeine magiſche Beleuchtung fallen läßt, wenn er die Geiſter mit mächtigem Rufe citirt und Charakter ſchafft; alles dieſes ſchien für ſeinen Ruhm mehr als bedenklich zu ſeyn. Gefährlicher noch ſchienen die ſtarken Räucherungen, welche dem aus der Dunkelheit hervorbrechenden Talente durch widrige Schmeichelei gewöhnlich geſpendet zu werden pflegen, um ſo mehr, je jugendlicher Körner, und je freier er ſelbſt von aller Verſtellungskunſt war. Beſtätigt wurden dieſe Beſorgniſſe durch einige Aeußerungen tieferer Kenner, welche auch in jenem vieles Aufſehen erregenden dramatiſchen Werke Körners, nur ſein lyriſches Talent, bekleidet mit dem blendenden Schmucke des theatraliſchen Kothurns, in dem brillanten Feuer der wiener Theaterkunſt auffliegen ſehen. Allein die Scheinbilder poetiſchen Lebens befriedigen nicht den kräftigen Lebensdrang, und die Leere, welche ein ſtetes Herumſchweifen in Klängen und Bildern, und die Schwelgerei der Gefühle zurückläßt, mußten den kräftigern Geiſt zu einem lebendigen Verlangen nach Verwirklichung ſeiner ritterlichen Ideale aufregen. Ob alſo gleich dieſe Periode die glänzendſte in dem äußern Leben zu ſeyn ſchien, ſo konnte doch der in ſich ſelbſt noch ſchwankende, nach außen vielfach getriebene Geiſt in ihr noch keine Befriedigung gewinnen. Körner hatte den feſten Zielpunkt ſeines Wirkens hier noch nicht gefunden. Wie konnte er das Leben in fremden Handlungen bilden und darſtellen, in dem er ſelbſt noch nicht einheimiſch geworden. Wie leicht wäre der hochaufſtrebende Jüngling unter die Lieblinge des großen Publikums herabgeſunken, mit denen er keinen Ruhm zu theilen verlangte. Sein guter Genius rief ihn warnend in die Bahn der Thaten. Ein neues Morgenroth brach von Oſten über Deutſchland an. Mächtig und herrlich klang der Ruf von Preußens Söhnen, die ſich für Freiheit und Ruhm dem Tode weiheten. Mächtig drang auch zu ihm der Ruf; und der hochgeſinnte Jüngling ſäumte keinen Augenblick, die deutſche Leier mit dem deutſchen Schwerdte zu vertauſchen. Wie dieß ſein freiheitathmender Sinn für ſeine ernſte Pflicht gehalten, und wie er die Feigheit am Jüngling und am Manne verabſcheute, das ſprachen mehrere ſeiner kräftigen Lieder aus, mit denen er damals und nachher die Herzen ſeiner Brüder und Kampfgenoſſen hoch

beſeelte. Kurz er verließ mit fröhlichem Jugendmuthe ſeine glücklichen Verhältniſſe, ſo manches ihm geliebte Herz, und zog dahin zur deutſchen Schaar, die ſich unter Lützow's Anführung in Breslau ſammelte. Sein Aufenthalt in Wien hatte ihm in mehreren Formen der Poeſie ſich zu üben Gelegenheit gegeben, und manches neue Band ihn mit dem Leben verbunden. Jetzt aber, in der Laufbahn des Kriegers, jetzt fand er das Ziel des thatendurſtigen Strebens, und hochherzige Freunde, die mit ihm wetteifernd ſich verbanden auf Leben und Tod. Hier fand er die ernſte Beſchäftigung, hier den Stoff lebendiger Geſänge, den wahren Sinn der Poeſie, welche die ernſte Zeit verlangt; und der Sturm der Thaten, der ihn umbrauſte, den er ſelbſt erlebte, ſtrebte hoch zum männlichen Liede an. Die beſten, kräftigſten, wahrſten und tiefſinnigſten ſeiner Lieder hat er in dieſer Periode hervorgebracht. Die Leier diente ſeinem vollen Herzen, und tief ergreifend war des jugendlichen Barden Anblick, wenn er mit kriegeriſcher Wolluſt den Lieblingsgeſang anſtimmte *). Aber eben ſo eifrig lernte er die Signale der Hörner, und beſorgte den Kriegsdienſt. Früher hatte er ſich zu den lützowſchen Büchſenjägern geſellt, und überall mit hohem Muthe gekämpft. Faſt wäre es franzöſiſchem Verrath gelungen, ihn bei der berüchtigten Affaire bei Kitzen während des Waffenſtillſtandes zu fangen (damals dichtete er, als er verwundet im Gehölze lag, das bekannte Sterbe-Sonett); er wurde aber durch menſchenfreundliche Hülfe eines Bauers aufgehoben, gepflegt, und ging nachher, unter Mitwirkung deutſchgeſinnter Herzen, noch während des Waffenſtillſtandes über Töplitz zu ſeinem Corps zurück, für welches ſich eine treue Anhänglichkeit in allen ſeinen Liedern ausſpricht. Aber er begab ſich jetzt als Lieutenant zu dem Corps der Reiter, ob er gleich leider in der fertigen und kunſtmäßigen Behandlung ſeines Roſſes ungeübt war, und dennoch in jedem Gefechte der erſten einer ſeyn wollte. Viele ſeiner Freunde warnten ihn deshalb; und ſein Tod mag auch in dieſer Hinſicht dem deutſchen Jüngling zum warnenden Beiſpiel dienen, daß er früher lerne die Kunſt des Kampfes, und mit Klugheit die Kraft regiere zum hohen Ziel. Doch er ſtarb einen edeln Tod. Zwar war's ihm nicht vergönnt, die goldnen Strahlen der Freiheitsſonne durch ganz Deutſchland glänzen zu ſehen; aber was er wollte und ſuchte, das trug er in der edeln Bruſt, und *in ihm* war die Freiheit ſchon erwacht, als noch der größte Theil des Vaterlandes in Knechtſchaft ſeufzte. Darum ſage man auch nicht, „was hätte noch der Jüngling werden können;" er war das *höchſte*, was der Deutſche werden kann: er war ein freier deutſcher Mann, ſich ſelbſt genug und ſeinen Lieben, kein Knecht der Luſt und fremder Tyrannei, gefürchtet von dem Feinde und ewig theuer ſeinen Freunden. *Theodor Körner* ſtarb am 26. Aug. 1813, Morgens um 8 Uhr, auf einem Felde, neben der Straße von Schwerin nach Gadebuſch, nahe an einem Gehölze, eine halbe Stunde weſtlich von Roſenberg. „Eine Flintenkugel, berichtet einer ſeiner innigſten Freunde, welche zunächſt durch den Hals ſeines Pferdes gegangen war, jedoch ohne es zu tödten, hatte ſeinen Unterleib durchbohrt. Die Leber und das Rückgrad waren verletzt; die dadurch entſtandene Nervenerſchütterung benahm ihm ſogleich die Sprache, und wahrſcheinlich auch den Schmerz. Nach wenigen Minuten hörte er auf zu athmen. Er wurde von ſeinen ihm zu

*) Wir meinen den kräftigen Kriegsgeſang von Fr. Lange: „Es brauſt der Sturm, und wogt das Meer, tief liegts auf Deutſchland ꝛc." welcher mit einer eben ſo erhebenden Melodie begleitet iſt.

Hülfe herbeigeeilten Freunden mit der größten Vorſicht aufgehoben, und den Händen eines geſchickten Wundarztes übergeben, der zwar ſogleich die Wunde verband, aber das ſchon entflohene Leben nicht wieder zurückrufen konnte." Eine Stunde vor dem Anfange des Gefechtes hatte Körner nach einem Nachtmarſche, das im Anhange zu den von ſeinen Freunden herausgegebenen zwölf freien deutſchen Gedichten, 1813, 8. befindliche Schwerdtlied, in dem oben erwähnte Holze beendigt und ſeinen Freunden vorgeleſen. Bald darauf näherten ſich feindliche Wagen unter ſtarker Infanteriebedeckung. Mit hohem, nur allzuſtürmiſchen Muthe, ſtürzte er ſich auf die Feinde. Sie flohen; und warfen ſich in das Gebüſch. Von wenigſtens ſechszig Schüſſen trafen nur drei. Körner ſank zuerſt, nach ihm der Graf Hardenberg, Volontär in ruſſiſchen Dienſten, und ein lützowſcher Jäger. Körners Leiche wurde, wie die des jungen Grafen Hardenberg, nach Bübelow getragen, in einen Sarg gelegt, von ſeinen Freunden mit Eichenlaub bekränzt, mit militäriſchen Ehrenbezeugungen, begleitet von allen Offizieren des Corps und allen ſeinen Waffenbrüdern, die ihn näher kannten und liebten, unter einer alten Eiche begraben. Sein Name ſchmückt die Rinde dieſes Baumes. Der regierende Herzog von Mecklenburg hat dem Vater Körners einen Raum von 45 Quadr. Ruthen um die Grabſtätte geſchenkt, in deren Mitte ſich ein nach des Vaters Idee gegoſſenes Denkmal erheben wird, nachdem der Herzog ſchon früher ſich erboten hatte, den Todten in dem fürſtl. Erbbegräbniß beiſetzen zu laſſen. Körners trauernder Vater, deſſen patriotiſche Geſinnung ſelbſt die Huld des Kaiſers Alexander auszeichnete, hat ihm außerdem durch Herausgabe von 32 ſeiner ausgewählten lyriſchen Gedichte, unter dem Titel: Leier und Schwerdt (Berlin, 1814, mit Vignette von Gubitz), ein unvergängliches Denkmal geſtiftet.

Körper heißt alle Materie in der Natur, in ſo fern wir ſie nicht als geſtaltlos betrachten, ſondern ſie als einen beſtimmten Raum einnehmend uns denken. In der Geometrie heißen dieſe beſtimmt begränzten Räume ſelbſt, ohne alle Rückſicht auf Materie, Körper, welche dann nach der Art ihrer Begränzung in Körper von ebenen, oder von krummen Flächen begränzt, eingetheilt werden. Unter den erſten unterſcheidet man wieder von den irregulären Körpern, die regulären, von ihrem Erfinder auch die platoniſchen genannt, bei denen die einzelnen Ecken, Kanten und Flächen alle unter einander gleich und ähnlich ſind; als 1) das Tetraeder, 2) der Würfel, 3) das Oktaeder, 4) das Dodekaeder, 5) das Ikoſaeder. Ueber dieſe und andere Körper ſehe man die einzelnen Art. In der Naturlehre theilt man die Körper in Beziehung auf den Aggregatzuſtand ihrer Materie ein in feſte, in liquide oder tropfbarflüſſige, und in expanſible oder elaſtiſchflüſſige, wie z. B. Luft und Licht. Bei den feſten unterſcheidet man bekanntlich wieder harte und weiche, ſpröde und elaſtiſche u. ſ. w. Ferner werden die Körper eingetheilt in organiſirte, die vermittelſt gewiſſer innerer Einrichtungen und Lebenskräfte fähig ſind, ſich ſelbſt zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen, und in unorganiſirte, die beim Mangel aller Lebenskraft nur durch Anhäufung von außen, durch mechaniſche Kräfte entſtehen und verändert werden. L.

Korybanten (Cureten, Idäi, Dactyli, bei den Römern Galli, unter welchem Namen ſie in Rom eine eigene Prieſterſchaft ausmachten) ſollen vom Korybas, einem Sohne der Cybele und des

Jaſion, abſtammen. Sie waren Prieſter, welche von Korybas zum religiöſen Dienſte ſeiner Mutter, der Göttin Cybele, auf der Inſel Creta und in Phrygien eingeſetzt waren. Nach einer andern, bei weitem ältern Sage, waren ſie Abkömmlinge des Vulcan. Darauf deutet man die Erzählung von dem Getöſe, das ſie mit den geſchmiedeten Waffen machten, als ihnen Rhea den neugebornen Jupiter übergab, damit Saturn das Geſchrei des weinenden Kindes nicht hören möchte. Nach Apollodorus waren die Korybanten Söhne Apollo's und der Thalia, nach andern Apollo's und der Rythia.

Koſacken (Kaſacken) heißen jetzt mit einem allgemeinen Namen alle diejenigen Völkerſtämme, welche die ſüdlichſten und öſtlichſten Gegenden von Rußland, Polen, der Ukräne u. ſ. w. bewohnen, und die unermeßlichen Gränzen des ruſſiſchen Reichs, nach dieſer Seite hin, bewachen, weswegen ſie auch keine eigentliche Schatzung bezahlen, ſondern dafür den Kriegsdienſt verſehen. Sie ſind ruſſiſchen Urſprungs; auch ihre Sprache iſt eigentlich die ruſſiſche, ob ſie gleich durch ihre Kriege mit den Türken und Polen viele Wörter von dieſen darein aufgenommen haben. Faſt alle bekennen ſich zur griechiſch-ruſſiſchen Kirche; die Einrichtung ihres Gemeinweſens iſt jedoch gänzlich unabhängig von der ruſſiſchen Regierungs-Verfaſſung, und durchaus kriegeriſch: denn der Krieg hat ſie erzeugt und erhält ſie auch. Sie müſſen ſowol in Betreff ihres Herkommens, als ihrer gegenwärtigen Verfaſſung, in zwei Hauptſtämme eingetheilt werden, in die kleinruſſiſchen (maloroſſiſchen) und in die doniſchen Koſacken. Beide Hauptſtämme haben wieder viele Nebenzweige gebildet, beſonders der doniſche. Von dieſem ſtammen ab die wolgaſchen, terekſchen, grebinskiſchen, uralſchen und ſibiriſchen Koſacken. Was den Urſprung dieſes Volkes und die Herleitung ſeines Namens anbetrifft; ſo iſt man darüber nicht einig. Es iſt möglich, daß ſich beides auf die Landſchaft Kaſchia, von Conſtantin Porphyrogeneta alſo benannt, zurückführen läßt. Im Türkiſchen bedeutet das Wort Kazak einen Räuber, im Tatariſchen aber einen leichtbewaffneten Soldaten. Da die Koſacken in der That aus den großen Gefilden jenſeits der Wolga herſtammen; ſo können ſie allerdings Ueberbleibſel von verſchiedenen Türken- und Tatarhorden ſeyn, welche ſich zu verſchiedenen Zeiten daſelbſt niedergelaſſen haben. Mit der Zeit wuchs ihre Zahl, und ſie breiteten ſich dann in mehreren Gegenden aus, ſo wie ſie von kriegeriſchen Unternehmungen von neuem dahin geführt wurden. In dem ruſſiſchen Reiche machten ſie von jeher, und auch jetzt noch, einen beſondern Stand und Theil der ruſſiſchen Nation aus. Ihre Einrichtung daſelbſt erhielten ſie nach Zerſtörung des tatariſchen Reichs, als ſie von der Regierung zur Grenzwehr berufen und mit Ländereien beſchenkt wurden. Jetzt bilden ſie größtentheils (beſonders der doniſche Stamm, der überhaupt noch am unabhängigſten iſt) die irreguläre Reiterei der ruſſiſchen Armee, in eigne, abgeſonderte Haufen eingetheilt. Die Verfaſſung der kleinruſſiſchen Koſacken iſt jedoch ſchon beſchränkter: letztere ſind mehr nach europäiſcher Sitte organiſirt, und können faſt für reguläre Truppen gelten. Die Koſacken haben keinen Adel unter ſich: alle ſind gleich und können, ohne ſich herabzuſetzen, bald befehlen, bald gehorchen. Die Vorgeſetzten werden von ihnen aus ihrer Mitte gewählt, und bloß die Oberbefehlshaber von der Regierung beſtätigt, und dieſe können auch nur mit Genehmigung derſelben wieder abgeſetzt werden. Die Befehlshaber ſtehen ſämmtlich im Solde der Krone, die gemeinen Koſacken aber nur ſo lange, wie ſie im Dienſte ſind. Stets auf eigene

Koſten bekleidet, beritten und bewaffnet, dienen ſie vom achtzehnten bis zum funfzigſten Jahre. Ihre Regimenter (Pulks) ſind nach Verhältniß der Größe des Kreiſes, von 500 bis 3000 Mann ſtark, und werden von einem Oberſten (Hettmann, eigentlich in ihrer Sprache Atamann) befehligt. Auch der Oberbefehlshaber ſämmtlicher Corps führt den Titel Hettmann. Die Offiziere bis zum Oberſten (die Offiziere einiger Regimenter, die gleichen Rang mit den Offizieren in der Armee haben, ausgenommen) ſind ohne Rang, und können im Entſtehungsfalle Unteroffizieren von der regulären Armee untergeordnet werden. Jeder Koſack muß ſein eigenes Dienſtpferd haben, und ſich polniſch oder orientaliſch kleiden, wobei die Farbe und Güte der Kleidungsſtücke gänzlich ſeiner Willkühr überlaſſen bleibt. Ihre Hauptwaffe iſt die Lanze; nebenbei führen ſie einen Säbel, eine Flinte oder ein Paar Piſtolen, auch wol nur Pfeil und Bogen. Die Lanze wird im Reiten, vermittelſt eines Riemens auf dem Fuße, am Arme oder Sattelknopfe hängend, aufgerichtet getragen. Die Bogenſchützen tragen einen Köcher über der Achſel, und die Lanzen ſind meiſtens mit bunten Fähnchen geſchmückt. Auch der Kantſchu, ihre aus Leder dick geflochtene Karbatſche, dient ihnen zur Waffe gegen unbewaffnete Feinde. Weniger geſchickt zu eigentlich taktiſchen und regelmäßigen Bewegungen, thun ſie Wunder bei Anfällen auf Bagagen, Magazine und beim Verfolgen zerſtreuter Corps. Ihre Pferde ſind klein und ſehen elend aus, ſind aber dauerhaft, gut zugeritten und ſo ſchnell, daß ſie, da ſie nicht in geſchloſſenen Haufen zu reiten brauchen, nur wenig oder gar kein Gepäck führen, ohne ſonderliche Beſchwerde, und mehrere Tage nach einander, 12 bis 15 Meilen zurücklegen können. Jeder Pulk hat zwei oder mehrere ſeidene Fahnen, welche größtentheils mit Heiligenbildern geziert ſind. Alle übrige kriegeriſche Geräthſchaften, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, ſind ihnen fremd. Die Taktik der Koſacken, und ihre Art, im Felde zu fechten, beſteht vorzüglich darin, daß ſie ſich in kleinen, getheilten Haufen aufſtellen, und mit ſolchen den Feind auf allen Seiten, vornehmlich auf den Flanken und im Rücken, unter einem lauten, faſt dem Geheul ähnlichen Geſchrei, mit gefällten Piken in der ſtärkſten Carriere angreifen. Iſt es ihnen gelungen, durch einen ſolchen wüthenden Anprall den Feind zu theilen; ſo laſſen ſie die Pike fallen, die an einem Riemen nachſchleppt, greifen zum Säbel oder zur Piſtole, und richten dadurch große Niederlagen an. Finden ſie Widerſtand, und iſt die Möglichkeit zum Eindringen nicht vorhanden; ſo ſtäuben ſie gleich auseinander, fliehen eiligſt zu einem beſtimmten Sammelplatze, bilden dort abermals kleine Haufen, und erneuern ihre Angriffe ſo lange, bis der abgemattete Feind zur Flucht gebracht iſt. Dieß iſt dann der entſcheidende Augenblick, wo ſie unter die Zerſtreuten oder Fliehenden Tod und Verderben bringen. Der Meinung, daß die Koſacken von den Tataren abſtammen ſollen, haben wir bereits oben erwähnt. Wahrſcheinlich iſt die Vermuthung jedoch, daß ſowohl die doniſchen, als die kleinruſſiſchen (maloroſſiſchen) Koſacken von zuſammengelaufenen, verwegenen ruſſiſchen Abentheurern der nowogorodiſchen Provinzen entſtanden ſind. Ihre Abſicht war das Beutemachen in den Kriegen und Fehden mit den Tataren auf den Grenzen des ruſſiſchen Reichs. Da ſie durch dieſe Beſtrebung zu einer ſichern Bedeckung der Gränzen deſſelben wurden; ſo ließ ihnen die Regierung große Begünſtigung angedeihen, wodurch dann dieſem gleichſam immer ſtehenden Freicorps, beſonders als man demſelben auch Land einräumte, ein bedeutender Zulauf verſchaft wurde. Dadurch gewannen ſie nun nicht allein an Stär-

ke, ſondern auch an innerem Gehalte und dauerndem Beſtande. Die offenbare phyſiſche Verſchiedenheit, welche zwiſchen ihnen und den eigentlichen, beſonders den nördlichen Ruſſen Statt findet, von denen ſie ſich durch regelmäßigere Geſichtszüge, einen beſſeren Wuchs, durch große Reinlichkeit, und beſonders durch eine Art von luxuriöſer Cultur auszeichnen, liegt wahrſcheinlich darin, daß dieſe Abentheurer, die natürlich keine Weiber mit ſich führen konnten, tatariſche und circaſſiſche Frauen raubten, und dadurch ihren Nachkommen eine abweichende Phyſiognomie ertheilten. Im J. 1570 erbauten ſie endlich ihre Hauptſtadt Tſcherkaskoi, 70 Werſte oberhalb Aſow, auf einigen Inſeln mitten im Don. Sie kann das tatariſche Venedig genannt werden, denn ihre Häuſer ruhen auf hohen, hölzernen Pfeilern, und ſind durch kleine Brücken in Verbindung mit einander geſetzt. Zur Zeit der hohen Gewäſſer ſcheint die Stadt, von welcher alsdann nur die Häuſerſpitzen hervorragen, auf dem Waſſer zu ſchwimmen. Die Stadt hat anſehnliche Kirchen, deren Inneres reichlich mit Gold und Edelſteinen ausgeſchmückt iſt. Es iſt daſelbſt ſogar ein Theater vorhanden, auf welchem regelmäßig geſpielt wird. Man findet mehrere Privatbibliotheken in dieſer Stadt, ferner eine Lehranſtalt, in welcher die Koſacken-Jugend franzöſiſch, deutſch, Geometrie, Geſchichte, Geographie, Phyſik ꝛc. gelehrt wird. Die Stadt beſitzt einen ausgebreiteten Handel, der durch Griechen, Armenier, Juden ꝛc. noch lebhafter gemacht wird. Die Pracht der Koſacken-Weiber daſelbſt zeichnet ſich insbeſondere aus. Im J. 1579 machten 3000 doniſche Koſacken den erſten Feldzug mit den Ruſſen nach Liefland. Dann eroberten ſie Sibirien, drängten die Tataren aus vielen ruſſiſchen Provinzen zurück und trugen zur Beſiegung der Türken bei. Die doniſchen Koſaken widerſetzten ſich auch öfters den Befehlen der ruſſiſchen Regierung: ſo lebten ſie unter der Anführung des furchtbaren Pugatſcheff im offenbarſten Aufruhre gegen Rußland. Aus dieſen Empörungen entſtanden nothwendige Spaltungen unter den Koſacken, und die große Stammfamilie zerfiel in mehrere einzelne Unterabtheilungen, von welchen wir die vornehmſten bereits oben namhaft gemacht haben. Unter dieſen ſind die ſibiriſchen Koſacken die eigentlichen Eroberer und erſten ruſſiſchen Coloniſten der ſibiriſchen Wüſtenei. Dieſer Zweig des großen doniſchen Familienſtammes entfloh nämlich, etwa 7000 Mann ſtark, um der Strafe für mehrere begangene Verbrechen zu entgehen, im Jahr 1577 nach der Kama und nach Permien, ſpäter ſogar bis an den Ob. Dort verjagten ſie die anſäſſigen Wogulen, Oſtiaken und Tataren. Als ſie jedoch bei dieſen immerwährenden Kämpfen mit den daſigen Einwohnern am Ende ſelbſt bis auf ein kleines Häuflein zuſammengeſchmolzen waren, und der Anführer nicht hoffen durfte, das Eroberte fernerhin behaupten zu können; unterwarfen ſie ſich der ruſſiſchen Regierung, baten um Verſtärkung, und erhielten ſie auch. Dadurch iſt nun dieſer Stamm der Koſacken gleichſam zum Herrn von Sibirien geworden. Ueber die Stärke der Koſacken im Allgemeinen ſind verſchiedene Meinungen vorhanden. Archenholz gab die Zahl der wirklich ſtreitbaren Männer unter denſelben auf 700,000 an. Man darf aber dreiſt behaupten, daß nicht die Hälfte im wirklichen Dienſte iſt. Zwei Drittel von dieſer Hälfte werden überdem noch zum inneren Dienſte gebraucht, und kommen nie nach Europa, ſo, daß alſo nicht viel mehr als 100,000 Mann der ruſſiſchen Regierung für den Krieg von Europa zu Gebote ſtehen möchten. Während des ſiebenjährigen Krieges hatte die ruſſiſche Armee nicht mehr als 10,000 Mann Koſacken.

Koſegarten, Ludwig Theobul, wurde 1758 zu Grevesmühlen, einem meklenburgiſchen Städtchen, drei Meilen von Wismar nach Lübeck zu, geboren. Nachdem er hier ſeine erſte Bildung empfangen hatte, ſtudirte er zu Greifswalde, war dann eine Zeit lang Erzieher in einer adligen Familie, und wurde hierauf Rector der Schule zu Wolgaſt in Schwediſch-Pommern. Zu Ende des Jahres 1791 ward ihm die erſte Lehrerſtelle am Lyceum zu Riga angetragen, welchen Ruf ihn Hang zur Ruhe, Vorliebe fürs Landleben und Hinſicht auf ſeine wankende Geſundheit einem ſpätern aufzuopfern bewogen. Im J. 1792 erhielt er die Stelle eines Propſtes auf der Inſel Rügen, und wurde im folgenden Jahre Doctor der Theologie. Auf dieſer patriarchaliſchen Inſel lebte er im Genuß der Natur, ſeiner Familie, der Poeſie, den Wiſſenſchaften, und in achtungswürdiger Ausübung ſeines Amtes, eine Reihe von glücklichen Jahren, bis er im J. 1807 den Ruf als Profeſſor der Geſchichte nach Greifswalde annahm, wo er noch gegenwärtig lebt und wirkt. Die Früchte ſeiner Muße hat er von Zeit zu Zeit der Welt mitgetheilt, und ſeine Gedichte, ſeine Poeſieen, ſeine Rhapſodieen, ſeine Legenden, ſein brittiſches Odeum, ſeine epiſch-idylliſchen Gedichte, Jucunde und die Inſelfahrt, mehrere Ueberſetzungen, unter denen Richardſons Clariſſa ſich vortheilhaft auszeichnet, u. a. m. haben ihm viele Theilnahme und Freunde erworben. Indeß ſind die Stimmen über ſein Verdienſt doch ſehr getheilt, denn während Einige ihm einen beträchtlichen Rang unter unſern vaterländiſchen Dichtern zugeſtehen, möchten Andere ihm lieber alle Anſprüche auf den Namen eines Dichters verweigern. Alles, ſagen ſie, iſt bei ihm krankhaft und krampfhaft, mühſames Flattern in das Wilde, pathetiſcher Ausbruch einer exaltirten Verworrenheit, leere Declamation, und um ſo leerer, je mehr auf Fülle Anſpruch gemacht und von derſelben geredet wird. Und vermag wohl irgend einer, der die Gedichte Koſegartens unparteiiſch geleſen hat, dieſe Beſchuldigungen verläumderiſch zu ſchelten? Vielleicht verdient der einzige Ausdruck Alles dieſen Tadel. Innigkeit des Gefühls, Adel der Geſinnung, eine gewiſſe Kraft der Phantaſie kann man Koſegarten, ohne offenbar ungerecht zu ſeyn, nicht abſprechen; es mangelt ihm aber an reinem, geläutertem Geſchmack, an Beſonnenheit und oft an Adel des Ausdrucks. Seine Erhabenheit wird nicht ſelten zu Schwulſt und Bombaſt, ſein Gefühlsausdruck zu Grimaſſe, ſeine Kraft zu Radotage, ſeine Naivetät zu Fadheit, und kurz, es giebt kaum eine äſthetiſche Sünde, die Koſegarten nicht begangen hätte. Verſtände er ſich auf ſeinen wahren Vortheil, ſo würde er ſich überall der Natürlichkeit und Einfachheit befleißigen, denn wo er natürlich und einfach geblieben iſt, da gränzt ſeine Darſtellung oft nahe ans Vortreffliche. Mit welcher Zartheit ſind nicht einige Legenden von ihm erzählt! Wie rühren mehrere ſeiner Uferpredigten, ſeine Reden an Serena von dem Abendmahl des Herrn, durch ihre einfache Herzlichkeit, ihre ungeſchminkte Natur, ihre Wahrheit und Klarheit! Wie ergreifen mehrere ſeiner Gedichte das Herz, weil ein wirklich von Wahrheit und Natur durchdrungenes Gemüth uns daraus anſpricht! Wer kann dagegen z. B. an ſeine Ebba von Medem denken, ohne ſich wie auf der Folter zu fühlen, ſo verrenkt, ſo abentheuerlich, ſo bizarr iſt alles. Das Reſultat von allem dieſem iſt, daß Koſegarten zwar allerdings Anlagen, und nicht gemeine Anlagen zum Dichter beſitzt, daß er aber oft und mit Ernſt noch die Kritik an ſeinen Werken üben muß, wenn er ſie der Vollendung nähern will, die allein auf Unſterblichkeit Anſpruch giebt. Zu leugnen iſt nicht, daß er in der

neuen Ausgabe ſeiner Gedichte ſchon manches dafür gethan hat, und vielleicht thut er noch mehr, um alle jene verdammenden Urtheile niederzuſchlagen. Es wird vortheilhaft für ihn und das Publicum ſeyn, wenn er bedenkt, daß auch hier die Hälfte mehr werth iſt, als das Ganze. dd.

Kosciuszko (Thaddäus), der Republik Polen letzter Oberfeldherr, einer der größeren Männer unſeres Zeitalters. Feldherrn-Talente, Tapferkeit, und mehr als dieß: Menſchlichkeit, Vaterlandsliebe, ſtrenge Gerechtigkeit und die reinſte Uneigennützigkeit ſtellen ihn hoch unter ſeinen Zeitgenoſſen und in dem Urtheile der Nachwelt. Kühn und beharrlich in ſeinen Unternehmungen, feſt und beſonnen im Glück, ruhig und würdevoll im Unglück, eben ſo thätig als überlegt im Handeln, dem Recht, der Wahrheit, der Freiheit, dem Vaterlande treu, hat er dem entarteten Zeitalter in ſich einen Charakter dargeſtellt, der an die geprieſenſten Alten erinnert. Das vom preußiſchen Cabinet getäuſchte Polen war, durch die grauſame, ungerechte Politik ſeiner Nachbaren, und durch den landesverrätheriſchen Parteienzwiſt im Innern zerſtückelt, ohne Würde, ohne Kraft, des Rechts, ſich eine Verfaſſung zu geben, meineidig beraubt, und als Staat und Nation dem Untergange nahe gebracht. Catharina II. und Friedrich Wilhelm II. hatten im J. 1793 den Reichstag zu Grodno gezwungen, in die Abtretung einer Ländermaſſe von 5000 Quadratmeilen zu willigen. Aber auch der Reſt, ein Drittheil des ehemaligen Königreichs, ward als Staat, nach den Vorſchriften des ruſſiſchen Geſandten Grafen von Sievers, und des Generals Igelſtröm, der zugleich die ruſſiſchen Truppen in Warſchau befehligte und Geſandter war, ſo von Rußland abhängig, daß er, ohne Rußlands Einwilligung, die ihm aufgedrungene Verfaſſungsform nie ändern oder verbeſſern ſollte. Da beſchloſſen insgeheim die Edleren unter den Polen, die Ausgewanderten in Sachſen, und an ihrer Spitze in Leipzig Kosciuszko, der in America unter Washington ſeinen politiſchen und militäriſchen Character rein und feſt ausgeprägt, ihn auch in dem letzten kurzen Kampfe gegen die Ruſſen im J. 1792 bewährt hatte, einverſtanden mit den Gleichgeſinnten im Lande, das Aeußerſte zu wagen, oder mit Ehren zu fallen. Die polniſche Armee war theils unter die ruſſiſche geſteckt, theils ſollte ſie bis auf 16,000 Mann vermindert werden. Die Ruſſen, unter dem willkührlich harten und unklugen Igelſtröm, hielten Warſchau und mehrere Städte Polens beſetzt. Da widerſetzten ſich in Poſen 1400 Polen der Reduction mit gewaffneter Hand; Madalinski brach voreilig los, griff ruſſiſche und preußiſche Truppen an, nahm Vorräthe weg und drang aus Südpreußen gegen Cracau vor; Kosciuszko aber bemächtigte ſich den 23. März 1794 der Stadt Cracau, wo er als Haupt der cracauer Conföderation, die Polen aufrief, die Conſtitution vom 3. Mai 1791 wiederherzuſtellen. Um ihn ſammelte ſich ein Heer von 27,000 Mann. Mit 4000 Mann ſchlug er bei Raclawice, d. 4. Apr. 1794, 12,000 Ruſſen. Warſchau und Wilna erklärten ſich im April, nachdem ſie die ruſſiſchen Beſatzungen getödtet oder gefangen hatten, für die Sache des Vaterlandes. Es fielen Revolutionsgräuel vor; aber wer hatte ſie anders veranlaßt, als Soldatendruck und Verrätherei? Wer that ihnen Einhalt? Der rechtliche, feſte Muth des Wiederherſtellers der Freiheit: Kosciuszko. Der König von Preußen belagerte Warſchau mit 50,000 Ruſſen und Preußen; allein der allgemeine Aufſtand in Südpreußen unter Dombrowski, der Verluſt eines Artillerie-Transports, und Kosciuszko mit 16,000 Mann nöthigten ihn, die Belagerung aufzuheben.

So behaupteten ſich der kühne Feldherr und die Nation mit 20,000 Mann regelmäßiger Truppen und 40,000 ſchlechtbewaffneter Bauern, die Koſciuszko allein in Mannszucht und Kriegskunſt zu üben verſtand, gegen vier feindliche Heere, die zuſammen an 150,000 Mann ſtark waren. Seine größte Macht war das Vertrauen ſeiner Mitbürger. Der Neffe des Königs, einſt ſein General, diente unter ihm. Niemand zweifelte an ſeiner Bürgertugend, welche durch ächte Religioſität das Volk begeiſterte. Koſciuszko verwaltete die Republik als Dictator, aber mit Washingtons Rechtsſinn und mit Cäſars Thätigkeit. Er ſorgte für alles, für die Verpflegung der Truppen, für Anſchaffung der Kriegsbedürfniſſe, er leitete die Einnahmen und Ausgaben ſelbſt, um Plünderung oder Betrügerei zu hindern; aus dem Staatsrathe flog er auf das Schlachtfeld. Seine Tage und ſeine Nächte, alle ſeine Kräfte, jeder Gedanke war dem Vaterlande geweiht. Zugleich ſicherte er den Gang der Gerechtigkeit, hob die Leibeigenſchaft auf, erklärte laut, daß Polen nicht nach franzöſiſchen oder jacobiniſchen Grundſätzen frei ſeyn wolle, gab endlich der Nation den 29. Mai in dem hohen Nationalrathe, den er errichtete, die ihm anvertraute höchſte Gewalt zurück. So ein Ariſtides und Cincinnatus als Bürger, Staatsmann und Feldherr, war er zugleich Soldat, Unterthan und Regent. Aber er handelte zu mild gegen die Verdorbenen unter ſeinen Landsleuten; er wollte das Recht und die Ehre wirken laſſen, wo nur der Strang die Feigen und die Verräther ſchrecken konnte. Hätte die Nation zu ihm ſich erhoben, ſie wäre nimmer untergelegen. Mehrere Unglücksfälle trafen die polniſchen Heerhaufen bei Sczekocyn und an anderen Orten im Juni. Ränkemacher, ſelbſtſüchtige Häuptlinge und Furchtſame trieben ihr altes heilloſes Spiel wieder. Friedrich Wilhelm verzweifelte Koſciuszko zu beſiegen. Er machte ihm glänzende Anerbietungen. Wie wenig kannte er den Mann aus Washingtons Schule! Endlich entſchied Catharina den Kampf durch Truppenübermacht. Suwarow ſchlug in Volhynien bei Brzec die Polen unter Sierakowski den 18. und 19. Sept. Repnin drang durch Litthauen vor, und vereinigte ſich mit jenem; der ruſſiſche General Ferſen ſollte mit 12,000 Mann zu ihnen ſtoßen. Dieß zu hindern, rückte ihm Koſciuszko von Warſchau mit 21,000 Mann entgegen. Ferſen griff ihn den 10. Oct. bei Maczie wice (12 Meilen von Warſchau) an, ward dreimal zurückgeſchlagen, durchbrach aber beim vierten Angriff die Linie der Polen; ſie wurden geſchlagen; Koſciuszko ſank mit Wunden bedeckt, unter den Worten: Finis Poloniae, vom Pferde, und fiel in feindliche Gewalt. In ihm verlor ſein Vaterland alles. Suwarow ſtürmte Praga den 4. Nov. Warſchau unterwarf ſich den 9. Nov. Madalinski verließ Großpolen. Ein öſterreichiſches Heer rückte in Polen bis Lublin vor. Adel und Bürger in Polen waren nicht einig; der Nationalrath ohne Kraft; auswärtige Hülfe blieb aus: ſo ging Polen unter. Koſciuszko lebte mit einigen ſeiner Freunde in Rußland als Staatsgefangener. Paul I. gab perſönlich dieſe wackern Männer frei, und zeichnete Koſciuszko durch mehrere Beweiſe ſeiner Achtung aus. Er beſchenkte ihn mit 1500, und ſeinen Freund, den Dichter Niemcewiz, mit 1000 Bauern. Beide begaben ſich über London, wo Koſciuszko mit Auszeichnung behandelt wurde, nach America. Lezterer ſandte dem Kaiſer Paul das von ihm erhaltene Geſchenk von 12,000 Rubeln zurück; auch ſoll er die jährliche Penſion von 6000 Rubeln nicht angenommen haben. Sein Vermögen war unbedeutend. America hatte ihm, als er nach dem geendigten americaniſchen Freiheitskriege in ſein Vaterland zurückging, das Cincinnatus-Kreuz und

ein Jahrgehalt gegeben. Mehr als dieß gab ihm Waſhingtons Freundſchaft. Auch jetzt fand er mit ſeinen braven Genoſſen in America Schutz und Achtung. Nachher begab er ſich nach Paris, wo viele ſeiner ausgewanderten Landsleute lebten. 1806 begann der Krieg gegen Preuſſen. Da es in Napoleons Planen lag, durch die Wiederherſtellung von Polen Rußland wehe zu thun, ließ er Kosciuszko den Antrag machen, daß er dem Zuge beiwohnen ſollte. Dieſer antwortete ſchriftlich, daß wenn Napoleon den Polen die alten Gränzen des Königreichs, deſſen Unabhängigkeit und eine der engliſchen ſich annähernde liberale Verfaſſung zuſicherte, ſo würde er auf der Stelle in ſein Vaterland gehen. Einen Monat nachher, als Napoleon ſchon in Warſchau war, erhielt der Miniſter Fouché von ihm Befehl, Kosciuszko durch jedes beliebige Mittel, welches es auch ſey, dahin zu bringen, daß er nach Polen ginge, ſogar, wenn er ſich weigere, ihn durch Gensdarmen dahin führen zu laſſen. Er gab zur Antwort, daß man mit ihm machen könne, was man wolle; wenn man ihn aber nach Polen ſchafte, würde er ſich daſelbſt ganz leidend verhalten, und den Polen erklären, daß er nicht frei ſey. „Wohlan, ſagte dann Fouché, wir werden ohne Sie handeln.“ Wenige Tage ſpäter erſchien eine mit des Generals Namen unterzeichnete Proclamation an die Polen, die man damals in allen Zeitungen von Europa geleſen, und deren Aechtheit kein Menſch bezweifelt hat. Kosciuszko wollte ihr ſogleich in allen Journalen widerſprechen; allein man erlaubte es ihm nicht. Er ſchrieb dann an den Miniſter Fouché, daß dieſe Proclamation nicht von ihm herrühre, und bat ihn, dieß an Napoleon ſelbſt zu berichten. Indeß blieb er fortwährend in Paris, und beobachtete das Schickſal ſeines unglücklichen Vaterlandes. Im Sommer 1814 verbreiteten die Zeitungen das Gerücht, daß er mit den Reſten der polniſchen Truppen, die Napoleon nachgefolgt, und von dem Kaiſer Alexander unter den Befehl des Grosfürſten Konſtantin geſtellt worden waren, in ſein Vaterland zurückkehren werde; dieß Gerücht beſtätigte ſich aber nicht, indem die damals verheiſſene und nachher realiſirte Wiederherſtellung von Polen, ſeinem Sinne nicht genügte. Im Sommer 1815 ließ er ſich in Solothurn nieder, wo er ſich noch jetzt (1817) befindet. Die Bildung und das Schickſal dieſes Mannes erhielten durch eine unglückliche Liebe ihre erſte Richtung. Ein Vorfall, den ſeine Neigung zu der Tochter des Marſchalls von Litthauen, Sosnowski, veranlaßte, nöthigte ihn Polen zu verlaſſen. Einſame Studien, vorzüglich in Geſchichte und Mathematik, und ſeine für das Erhabene empfängliche Einbildungskraft, hatten ihn auf die Schule des Krieges, der Freiheit und der Lebensweisheit, in welche er jetzt unter Waſhington eintrat, vorbereitet. Er zeichnete ſich in America bei mehreren Gelegenheiten durch Kenntniß und Muth, vorzüglich bei der Belagerung von Ninety-Six aus. In dem Kriege ſeines Vaterlandes gegen Rußland im J. 1792, hielt er ſich in dem Treffen bei Dubienka mit ungefähr 4000 Mann gegen 16,000 Ruſſen auf einem Poſten, den zu befeſtigen er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, ſechs Stunden lang, und zog ſich ohne großen Verluſt zurück. Dieſe That gründete ſeinen militäriſchen Ruf. Der Befreiungsplan, welchen er im J. 1794 mit ſeinen Freunden verabredet hatte, war noch nicht reif, als Madalinski und andere Feuerköpfe durch ihre voreiligen Gewaltſchritte auch Kosciuszko nöthigten, öffentlich zu handeln. Seume nennt das Manifeſt, was er gegen die Kaiſerin und den König erließ, unklug, weil es perſönliche Beleidigungen enthielt; allein der heftige Ton deſſelben war auf die polniſche Nation berechnet, und der Zorn

eines Republikaners von einfachen und ſtrengen Sitten, wie Kosciuszko war, mußte entbrennen, als üppige Fürſten nach Willkühr ein armes, gedrücktes Volk, die Polen jacobiniſcher Grundſätze und Verbrechen vor ganz Europa anklagten, und deßhalb dem geſetzmäßigen Schritte der Nation und des Königs Stanislaus, ſich eine dauerhafte Verfaſſung zu geben, den Krieg erklärten. Was Catharina durch Bayonette erzwang, das hatte Friedrich Wilhelm II. durch treuloſe Aufhebung ſeines mit Polen geſchloſſenen Schutzbündniſſes möglich gemacht. Solche Politik mußte jeden Staatsmann, der zugleich ein Herz für ſein Vaterland hatte, empören. Kosciuszko beſaß die unumſchränkte Gewalt. Er bediente ſich ihrer mit Gerechtigkeit, Weisheit und Milde. Man macht ihm den Vorwurf, daß er die dem Biſchoff von Chelm und Lublin, Skarszewski, nach dem Geſetze zuerkannte Todesſtrafe, auf Verwenden des päpſtlichen Legaten in Gefängniß verwandelte. Allein er wollte das der Geiſtlichkeit ergebene Gemüth des Volks ſchonen. Hätte er nur mehr Strenge gegen die Großen, welche von Gehorſam und Ordnung nichts wiſſen wollten, bewieſen! Den König Stanislaus behandelte er mit Achtung; aber unmöglich konnte er dieſem verdächtigen und gehaßten Schwächling eine Theilnahme an der Gewalt geſtatten, welche die Nation ihm allein übertragen hatte. Vielleicht ſind die Vorwürfe, die man ihm als Feldherrn macht, gegründeter. Er gab den bewaffneten Bauern Senſen, da doch die Pike eine beſſere Waffe iſt. Allein er mußte ſich ſchlagen ohne Soldaten, ohne Waffen, ohne Geld. Der Feind ſtand ſchon im Lande. Er war umringt; und in Polen ſelbſt keine Eintracht, keine allgemeine Begeiſterung! Seine Vertheidigung im Lager vor Warſchau, wo er eingeſchloſſen war, wird von den Kennern für meiſterhaft erklärt. In dem Treffen bei Sczekoczyn hingegen war es Mangel an Erkundigung, daß er die Vereinigung der Ruſſen mit den Preußen nicht wußte; auch ſcheint es Unkunde der Gegend zu verrathen, daß er ſich von Ferſen bei Macziewice angreifen ließ. Doch die Kühnheit findet nur dann Beifall, wenn ſie ſiegt. Mit geübten ruſſiſchen Soldaten wäre er unüberwindlich geweſen; und hätte alle Polen ſein Geiſt erfüllt, ſein Vaterland würde nicht zu Grunde gegangen ſeyn. — Man hat von ihm ein von Krüger in Dresden, nach Cosway's Gemälde und Demiani's Zeichnung geſtochenes, wohlgetroffenes Charakterbild. Ch.

Kothe heißt im Niederſächſiſchen ein Bauerhaus, welches weder Hof noch Ländereien hat und deſſen Beſitzer deshalb bloß zu Hand- und Fußdienſten verbunden iſt. — Kothe, (Salzkothen), beſonders in Halle, ſind die kleinen Hütten in den Salzwerken, in welchen das Salz geſotten wird. — Kothſaſſen (Köther, auch Hinterſaſſen) heißen die Bauern, die eine bloße Kothe, alſo weder Zugvieh noch Länderei, beſitzen und welche daher, wie ſchon oben geſagt, zu Hand- und Fußdienſten verpflichtet ſind. Oft werden auch die ſogenannten Schutzverwandten oder Häuslinge mit dem Namen Hinterſaſſen belegt. Ehemals waren die Kothſaſſen (adscriptitii) eine Art von Leibeignen, welche an ein gewiſſes Gut gebunden waren, mit dem ſie auch anderweitig verkauft werden konnten. Die Herleitung des Worts Kothe von dem Lateiniſchen casa (Häuschen, Hütte) ſcheint zu gewagt.

Köthen (Anhalt-Köthen), ein Theil der ehemaligen vereinten anhaltiſchen Länder, fiel, als 1252 nach dem Tode Heinrichs I. (des Fetten), welcher zuerſt den fürſtlichen Titel geführt hatte, dieſe unter die Söhne deſſelben vertheilt wurden, nebſt Zerbſt, Deſſau und

Coswig, an den jüngern Sohn Siegfried I., welcher demnach als der Stammvater der jetzigen fürſtlichen Häuſer dieſes Namens zu betrachten iſt. Er ſtarb wahrſcheinlich im J. 1310, nachdem er in der Fehde gegen Friedrich mit der gebiſſenen Wange die Städte Delitſch und Bitterfeld verloren hatte. Sein Sohn Albert I., welcher zu Köthen reſidirte und 1316 ſtarb, verdrängte zuerſt die wendiſche Sprache aus den anhaltiſchen Gerichtshöfen. Seine beiden Söhne Albert II. und Waldemar I. regierten gemeinſchaftlich, waren freigebig gegen die Klöſter, erwarben die Stadt Roßlau und erbauten das Schloß zu Deſſau. Albert II., welcher 1362 ſtarb, hatte drei Söhne, von denen der älteſte Johann I. dem Vater in der Regierung folgte, zu Zerbſt reſidirte, die Grafſchaft Lindau erwarb und 1382 in Paläſtina ſtarb. Seine drei Söhne Sigesmund I., Albert IV. und Waldemar III. regierten anfangs gemeinſchaftlich, theilten ſich aber nach Waldemars III. Tode, in die väterlichen Erbſtaaten und Albert IV. erhielt Köthen und Deſſau. Nachdem nun auch Sigesmund I. geſtorben war, und drei Söhne hinterlaſſen hatte, bemächtigte ſich Albert IV. anfangs der Beſitzungen derſelben, trat ihnen aber endlich, durch einen Vertrag, Deſſau, Köthen, Wörlitz, Raguhn und Jeßnitz ab. Nach Albrechts IV. Tode, und nachdem deſſen drei Söhne in den geiſtlichen Stand getreten waren, wurden nun wieder ſämmtliche Anhalt-Köthenſchen Länder unter Georg I., dem einen jener drei Söhne Siegesmunds I., welcher die andern überlebte, vereinigt. Dieſer beerbte ſeinen Vetter, Bernhard VI., von Bernburg, welcher ohne männliche Erben geſtorben war, wodurch alſo Anhalt-Bernburg an Anhalt-Köthen kam. Er ſtarb am 21. Sept. 1474 zu Deſſau, nachdem er noch vor ſeinem Tode ſeine ſämmtlichen Beſitzungen in zwei Theile, Köthen und Anhalt getheilt hatte und dieſe unter ſeine fünf Söhne vertheilt hatte. Nachdem drei davon geſtorben waren, gelangte der eine der beiden noch lebenden, Waldemar IV., zu dem Beſitz von Köthen und ſtarb daſelbſt 1508. Sein Nachfolger Wolfgang erhielt 1545 Bernburg, Sandersleben, Coswig, Wörlitz und die Hälfte von Zerbſt. Er nahm den lebhafteſten Antheil an der Reformation und unterzeichnete ſpäterhin die augsburgiſche Confeſſion und den ſchmalkaldiſchen Bund. Dafür ward er nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) geächtet, und ſein Land von Carl V. dem Grafen von Ladrona geſchenkt. Dieſer, der ſich daſelbſt vermuthlich nicht ſicher glaubte, verkaufte ſein Beſitzthum an Heinrich Reuß, Burggrafen von Meiſſen, Wolfgangs Schweſterſohn. Wolfgang erhielt darauf 1550, auf dringende Verwendung ſeiner Vettern und nach Wiedererſtattung jener Kaufſumme, ſein Land zurück und ſuchte daſſelbe, da es ſehr verheert war, durch weiſe Regierung wieder in Aufnahme zu bringen. Nachdem er 1562 die Regierung ſeinen Vettern abgetreten hatte, ſtarb er am 23. März 1566. Von dieſen Vettern gelangte, nach Abſterben der Uebrigen, Joachim Ernſt 1570 zum Alleinbeſitz der ſämmtlichen anhaltiſchen Beſitzungen. Er bezeigte ſich ungemein thätig für die Wohlfahrt des Landes, ſowohl durch Verbeſſerung der Unterrichtsanſtalten, als auch durch Belebung aller Zweige der Landesinduſtrie. Er ſtarb am 6. Dec. 1586. Ihm folgte von ſeinen acht Söhnen Johann Georg I., der in jeder Hinſicht in die Fußſtapfen ſeines edlen Vaters trat, aber nur gewiſſermaßen als Vormund ſeiner noch übrigen unmündigen Brüder regierte, mit denen er demnächſt die anhaltiſchen Beſitzungen theilte, ſo, daß Ludwig, Joachim Ernſt's jüngſter Sohn, 1606 Köthen bekam. Seine Regierung zeichnete ſich durch wohlwollendes Intereſſe

für Künſte und Wiſſenſchaften aus: ſo hatte er z. B. den bedeutendſten Antheil an der 1617 geſtifteten fruchtbringenden Geſellſchaft oder dem Palmorden. Die Wunden, welche der dreißigjährige Krieg auch ſeinem Lande geſchlagen hatte, ſuchte er durch weiſe Verwaltung nach Möglichkeit zu heilen. Nach ſeinem Tode, welcher am 7. Jan. 1649 erfolgte, kam ſein Sohn Wilhelm Ludwig zur Regierung. Dieſer ſtarb am 13. April 1665 ohne männliche Nachkommenſchaft. Nach dem bei der Theilung von 1606 geſchloſſenen Vertrage fielen nun 1665 die köthenſchen Länder an die Söhne Auguſt's, ältern Bruders Ludwigs, Lebrecht und Emanuel, welche früher Plötzkau beſeſſen hatten, das aber nun an die Linie Bernburg fiel. Da bald darauf Lebrecht am 7. Nov. 1669 ohne Erben ſtarb, ſo vererbte der ganze köthenſche Ländertheil auf ſeinen Bruder Emanuel. Dieſer ſtarb am 8. Nov. 1670 und hinterließ die Regierung ſeinem noch ungebornen Sohne Emanuel Lebrecht, welcher dieſelbe 1692 antrat und am 30. Mai 1704 ſtarb. Er ſtiftete zuerſt das Recht der Erſtgeburt in ſeinem Hauſe, welches aber, da der Kaiſer ſeine Zuſtimmung nicht gegeben hatte, unter den beiden Söhnen, Leopold und Auguſt Ludwig, einen Streit erregte, der aber bald ausgeglichen wurde, worauf alsdann Leopold die Regierung antrat. Da er aber am 17. Nov. 1728 ohne Nachkommen geſtorben war; ſo gelangte der zweite Bruder Auguſt Ludwig zur Regierung, unter welcher das Land an Bevölkerung, Fabriken und Manufacturen ſehr gehoben wurde. Ihm folgte 1755 Carl Georg Lebrecht, der als Militär in öſterreichiſchen Dienſten 1789 gegen die Türken kämpfte und am 17. Oct. 1789 zu Semlin ſtarb. Sein Sohn und Nachfolger, Auguſt Chriſtian Friedrich, am 18. Nov. 1769 geboren, war ſein Nachfolger. Er trat als ſouveräner Herzog am 18. April 1807 dem Rheinbunde bei und war mit einer neuen Organiſirung ſeines Landes, namentlich mit der Einführung des franzöſiſchen Geſetzbuchs beſchäftigt, wobei die Anwendung groſſer Formen auf einen ſehr kleinen Staat, eben ſo viel Mißvergnügen als Spott veranlaßte, als er im J. 1812 ſtarb. Der Fürſt von Deſſau, der nun für den am 20. Sept. 1802 gebornen und folglich noch unmündigen Herzog Ludwig Auguſt Carl Friedrich Emil, einen Brudersſohn des letztverſtorbenen Herzogs, die Adminiſtration übernahm, glaubte deshalb dem Lande nicht beſſer dienen zu können, als daß er das ganze franzöſiſche Weſen ſogleich abſchafte. Auch trat er 1813 im Namen ſeines Pupillen der Sache der verbündeten Mächte bei, und erwarb ihm dadurch eine Stelle unter den Souverainen des deutſchen Bundes. Die Geſamtbeſitzungen des Herzogthums Anhalt-Köthen betragen 15 Quadratmeilen, mit 28,842 Einwohnern und 120,000 Thalern Einkünften. Das ganze Land beſteht aus 4 Städten, 7 Aemtern und 94 Dörfern. Die Hauptſtadt Köthen zählt 700 Häuſer und 7,000 Einwohner. Eine Sehenswürdigkeit derſelben iſt der Saal, in welchem die Wappen und Denkſprüche der von Ludwig 1617 geſtifteten fruchtbringenden Geſellſchaft befindlich ſind. S. Anhalt.

Kotzebue (Aug. Friedr. Ferdinand von) wurde den 3. Mai 1761 zu Weimar, wo ſein Vater, den er frühzeitig verlor, herzogl. Legationsrath war, und ſeine Mutter und ſein jüngerer Bruder noch leben, geboren. Er ſelbſt rühmt die Verdienſte ſeiner Mutter um ſeine Bildung, und ſagt, daß ſie ihm den Geſchmack am Leſen faſt mit der Muttermilch eingeflößt und ihn fühlen gelehrt habe. Durch Lebhaftigkeit des Geiſtes und Regſamkeit des Gefühls zeichnete er ſich ſchon in jungen Jahren aus, und noch nicht ſechs Jahr alt, wagte er ſchon

poetiſche Verſuche. „Diejenige Begebenheit meines Lebens, ſagt er ſelbſt, die durch ihre Folgen den größten Einfluß auf meine Bildung gehabt, und mich von meiner zarteſten Kindheit an unwiderruflich zum dramatiſchen Schriftſteller beſtimmt hat, war folgende. Der Schauſpieler Abbt kam mit einer herumziehenden Geſellſchaft nach Weimar. Meine Neugier war ohne Grenzen. Mit einem heiligen Schauer betrat ich das Schauſpielhaus. Die vielen Lichter, die verſammelte Menge, die Schildwachen, die geheimnißvolle Gardine, alles das ſpannte meine Erwartung aufs höchſte. Man gab den Tod Adams von Klopſtock. Der Vorhang rollte auf; ich war ganz Auge, ganz Ohr; mir entging kein Wort, keine Bewegung. Ich kam wie betäubt nach Hauſe. Man fragte mich, wie es mir gefallen? Ach Gott! gefallen war nicht das rechte Wort. Ich ſollte erzählen, und konnte weder Anfang noch Ende finden. Ich wünſchte mir auf der Welt nichts mehr, als das Glück, täglich einem ſolchen Schauſpiele beizuwohnen. Unbegreiflich war es mir, wie die Leute ſo ruhig davon ſprechen, und ihre Geſchäfte nach wie vor ganz ordentlich betreiben konnten. Unbeſchreiblich war meine Freude, als bald nachher die Herzogin Amalie eine ſtehende Bühne errichtete, und unſtreitig die beſte, welche damals in ganz Deutſchland zu finden war. Die Familien Seiler, Brandes, Boeck und der unſterbliche Eckhof kamen nach Weimar. Meine Leidenſchaft für die Bühne wuchs mit jedem Tage, und ſicherlich war ich jedesmal unter allen Zuſchauern groß und klein, der aufmerkſamſte. Ein unglücklicher Brand legte das weimarſche Schloß, und mit ihm den Schauplatz meiner Freuden in die Aſche. Die Geſellſchaft wurde verabſchiedet und ging nach Gotha. Ich widmete ihrer Abreiſe manche Thräne. Uebrigens verdanke ich jener Epoche den größten Theil der Bildung meines Verſtandes und Herzens. Jede edle Empfindung wurde in mir geweckt, und durch Eckhoffs göttliches Spiel meine Vernunft und Phantaſie mit Ideen und Bildern bereichert, welche mir ohne dieſes Vehikel nie ſo anſchaulich geworden wären.“ Kotzebue beſuchte um dieſe Zeit das Gymnaſium, wo Muſäus, nachmals ſein Oheim, durch Unterricht und Beiſpiel vorzüglich und vielleicht ausſchließlich auf ihn wirkte. Göthe und Klinger gingen damals in ſeinem Hauſe öfters aus und ein. Es konnte nicht fehlen, daß in dem frühen Umgange mit ſolchen Männern als Muſäus, Göthe, Klinger, ſeine Talente den Grad von Ausbildung erhalten mußten, deſſen ſie fähig waren. Er war noch nicht völlig 16 Jahre alt, als er auf die Univerſität nach Jena ging, wo ſeine Liebe für die Schauſpielkunſt in einem Liebhabertheater neue Nahrung fand. Aus Liebe zu ſeiner Schweſter, die ſich nach Duisburg verheirathete, ging er eine Zeitlang auf dieſe Univerſität, von wo er 1779 nach Jena zurückkehrte, und ſich mit ziemlichem Eifer auf die Jurisprudenz legte, ohne darum aufzuhören mit Herz und Sinn für das Liebhabertheater zu leben, und mancherlei zu dichten, was ſich jedoch nicht eben ſonderlich auszeichnete. Ein kleines Luſtſpiel aber: die Weiber nach der Mode, gelang beſſer, und hatte einige wirklich komiſche Züge. Da es durch eingewebte Stadtanekdötchen Beifall erhielt, ſo erzeugte dieß vielleicht in ihm ſeinen Hang zur Satyre. Bald hierauf wurde er examinirt und Advokat. Jetzt genoß er ganz die Freundſchaft des redlichen Muſäus, kam täglich mit ihm in deſſen Garten zuſammen, ſchriftſtellerte mit ihm an einem Tiſche, aus einem Dintenfaſſe, und verſuchte nun, was er bereits mit Wieland, Göthe, Hermes und Brandes gethan, auch Muſäus nachzuahmen, wovon ſein Ich, eine Geſchichte in Fragmenten, die im Ganymed für die Leſewelt

erſchien, den Beweis liefert. Zu Leipzig ließ er ein Bändchen Erzählungen drucken, und ging hierauf im Herbſt des Jahres 1781 nach Petersburg, wohin er durch einen Freund ſeines Vaters berufen wurde. Er wurde als Secretär bei dem Generalgouverneur v. Bawr angeſtellt, und da dieſer die Direction des deutſchen Theaters erhielt, ſo kam Kotzebue zufälliger Weiſe wieder in ſein Element. Nach zwei Jahren aber ſtarb Bawr. Da er Kotzebuen dem Schutze der Kaiſerin empfohlen hatte, ſo wurde dieſer zum Titularrath ernannt, und im J. 1783 als Aſſeſſor des Oberappellationstribunals in Reval angeſtellt. Im J. 1785 wurde er Präſident des Gouvernementsmagiſtrats der Provinz Eſthland, und als ſolcher in den Adelſtand erhoben, einen Stand, den er wahrſcheinlich durch ſein Werk über den Adel verſöhnen wollte, nachdem er ihn als Dichter ſo oft preisgegeben hatte. Zu Reval war es, wo es ſeinem Talente gelang, eine Reihe von Werken zu liefern, welche die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn zogen, und ihn gar bald zum Liebling des Publicums machten. Seine Leiden der ortenbergiſchen Familie (1785 fg.) und ſeine kleinen geſammelten Schriften (1787 fg.) beurkundeten zuerſt ſeine gefällige, glückliche und mannichfaltige Darſtellungsgabe auf eine glänzende Weiſe: vorzüglich waren es aber doch ſeine beiden Schauſpiele Menſchenhaß und Reue und die Indianer in England, welche ihrem Urheber von einem Ende Deutſchlands zu dem andern den hinreiſſendſten Beifall erwarben. Seine erſchütterte Geſundheit nöthigte ihn im J. 1790 zu einer Reiſe nach Pyrmont, wo er durch ſeinen berüchtigten Doctor Bahrdt mit der eiſernen Stirne, den er unbeſonnener Weiſe unter Knigge's Namen erſcheinen ließ, einen großen Theil der Gunſt und Achtung verſcherzte, die das Publicum ihm zugewendet hatte. Der Kummer über den Tod ſeiner Gattin trieb ihn nach Paris, aus welchem die beginnenden Unruhen ihn wieder vertrieben, worauf er eine Zeitlang in Mainz zubrachte. Er ſuchte um ſeine Entlaſſung an, erhielt ſie, und zog ſich 1795 auf das Land zurück, wo er ſich 8 Meilen von Narva in Eſthland den kleinen Landſitz Friedenthal erbaute, und bis zum Herbſte 1797 ſeiner Familie und den Muſen lebte. Die jüngſten Kinder ſeiner Laune und etliche 20 Schauſpiele, welche einzeln namhaft zu machen unnöthig iſt, gehören in dieſen Zeitraum. Jetzt erhielt er den Antrag, als Hoftheaterdichter nach Wien an Alxingers Stelle zu kommen. Er nahm ſie an, und ein ziemlicher Theil ſeiner Neuen Schauſpiele, die nachher 18 Bände anfüllten, erſchien von ihm in jener Zeit. Da mancherlei Unannehmlichkeiten ihm ſeine Stelle in Wien verleideten, ſuchte er nach 2 Jahren um ſeine Entlaſſung an, und erhielt dieſelbe mit 1000 Gulden jährlicher Penſion. Nachdem er hierauf kurze Zeit in Weimar ſich aufgehalten, entſchloß er ſich zur Rückkehr nach Rußland. Das Unglück, was ihn an der Grenze traf, arretirt, von ſeiner Familie abgeſondert, und ohne zu wiſſen warum nach Sibirien geſchleppt zu werden, zog die Aufmerkſamkeit faſt des ganzen cultivirten Europa auf ſich. Ein günſtiger Zufall rettete ihn. Ein junger Ruſſe, Namens Krasnopolski, hatte Kotzebue's kleines Drama: der Leibkutſcher Peters des Dritten, eine indirecte Lobrede auf Paul I., ins Ruſſiſche überſetzt, und da dieſe Ueberſetzung dem Kaiſer Paul in der Handſchrift vorgelegt wurde, entzückte ihn das Stück dergeſtalt, daß er ſogleich Befehl ertheilte, den Verfaſſer aus ſeiner Verbannung zurück zu holen, und er dem Zurückgekehrten ſeine vollſte Gnade zuwendete. Unter Anderen beſchenkte er ihn mit dem ſchönen Krongut Worroküll in Liefland, übertrug ihm die

Direction des deutſchen Theaters, und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. *Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens*, welches Kotzebue damals herausgab, und worin er dieſe ſeine Schickſale beſchrieben hat, überhebt uns der weiteren Ausführung. Nach dem Tode Pauls I. wünſchte Kotzebue in ſein Vaterland zurückzukehren, bat um Entlaſſung, und erhielt dieſelbe mit dem Titel eines Collegienraths und Beibehaltung ſeines Gehaltes. Er wendete ſich wiederum nach Weimar, wo er kurze Zeit lebte; dann aber zog er nach Jena, wo er ſich einen angenehmen Garten anlegte. Mancherlei Irrungen, in welche er mit Göthe kam, machten ihn jedoch bald ſo verdrießlich, daß er auch dieſen neuen Aufenthalt wieder verließ, und im J. 1802 nach Berlin zog, wo er, vereinigt mit Garlieb Merkel, den *Freimüthigen* herausgab. Kotzebue und Merkel machten nun Partei gegen Göthe und deſſen Anhänger, namentlich die Brüder Schlegel; und da Spazier, als damaliger Redacteur der Zeitung für die elegante Welt, Partei für dieſe genommen hatte, ſo gab es gar bald einen hartnäckigen Zeitungskrieg zur nicht geringen Beluſtigung des parteiloſen Publicums. Eine ernſtere Folge jener Irrungen zwiſchen Kotzebue und Göthe war die Verlegung der jenaiſchen Literaturzeitung nach Halle und der Verfall der Univerſität Jena, die ſeitdem nie wieder, wie die dort neu entſtandene Literaturzeitung, zu ihrer vorigen Blüthe gelangt iſt. Die Folgen davon dürften vielleicht wichtiger ſeyn, als Manchem auf den erſten Anblick ſcheinen mag; ſie anzugeben, würde mich aber hier zu weit führen. Eben ſo wenig will ich hier entſcheiden, auf welcher Seite in jener literariſchen Fehde das größere Recht war; gewiß iſt, daß Kotzebue meiſt die Lacher auf ſeiner Seite hatte, und die größere Menge für ſich gewinnen mußte, weil er als Verfechter des geſunden Menſchenverſtandes erſchien. Göthe ſelbſt hat ſich nie in dieſen Streit gemiſcht, man müßte denn einige Winke in ſeinen Anmerkungen zu Rameau's Neffen von Diderot hieher rechnen, die auf eine würdige Weiſe gegeben ſind. Unnöthig war indeß der Streit im Ganzen eben ſo wenig, als er nicht ohne gute Folgen geblieben iſt, beſonders ſeitdem die Zeit beide Parteien beſänftigt und gemäßigt hat. Kotzebuen gelang es übrigens in Berlin, ſich die Gnade des Königshauſes zu erwerben, durch welche ihm ein Kanonikat verliehen wurde. Außer mehreren größeren dramatiſchen Werken gab er in dieſer Zeit in ſeinem *Almanach dramatiſcher Spiele* eine ſchätzbare Sammlung kleinerer Dramen heraus, die beſonders den Liebhabertheatern ſehr erwünſcht war. Seine *Erinnerungen aus Paris*, ſo wie die *aus Rom und Neapel* (wohin er in den Jahren 1803 u. 1804 gereiſet war) enthalten einiges Gute, mehreres Angenehme, viel Flüchtiges und manches Falſche. Mit größerem Fleiße ging er ans Studium der Geſchichte. Er hatte ſich entſchloſſen, der Geſchichtſchreiber Preußens zu werden, und begab ſich zu dieſem Behufe im J. 1805 nach Königsberg, wo ihm der Gebrauch des Archivs verſtattet war, welches ihn eine geraume Zeit beſchäftigte. Mehrere Jahre darauf lieferte er *Preußens ältere Geſchichte* (4 Theile, Riga 1809), ein Werk, das zwar kein hiſtoriſches Kunſtwerk des erſten Ranges iſt, aber unter den guten hiſtoriſchen Werken mit Recht genannt zu werden verdient. Das für die preußiſche Monarchie ſo unglückliche Jahr 1806 vertrieb ihn aus Preuſſen und er flüchtete ſeine Freimüthigkeit vor den franzöſiſchen Kriegsgerichten nach Rußland, wo er ſeitdem nie aufgehört hat, die Franzoſen und ihren Kaiſer mit allen Waffen, die dem witzigen Schriftſteller zu Gebote ſtehen, zu bekämpfen. Die franzöſiſche Regierung behaup-

tete deshalb, er ſtehe im engliſchen Solde; das deutſche Publicum griff um ſo begieriger nach ſeinen confiscirten Blättern, je weniger in Deutſchland vor der geheimen franzöſiſchen Polizei ein freies oder gar kühnes Wort verlautbaren konnte. Da nun unter ſolchen Umſtänden ſeine politiſchen Aeußerungen die Aufmerkſamkeit in einem höheren Grade erregt hatten, ſo ſchien er bei der großen Wendung der politiſchen Angelegenheiten Europa's im J. 1813 ganz der Mann, um die für die Franzoſen ſo ungünſtige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem ruſſiſchen Hauptquartier, und gab in Berlin ein deutſches Volksblatt heraus. Sonderbar genug warfen jetzt die franzöſiſchen Zeitungen Kotzebue und Schlegel in Eine Verdammniß, denn dieſe beiden poetiſchen Gegner begegneten ſich in der Politik. Daß der letztere bedeutender und würdiger auftrat, iſt keine Frage. Kotzebue's Mitwirkung hörte auch bald auf, denn als im Frühjahr 1813 die Franzoſen vorwärts drangen, ging er nach Rußland zurück, wo er jedoch nicht aufhörte, durch manche zum Theil ſehr witzige und ſatyriſche Broſchüre in die Stimmung der Zeit einzuwirken. Für ſolche Dienſte blieb er nicht unbelohnt, und kehrte im J. 1814 als ruſſiſcher General-Conſul in die preußiſchen Staaten nach Königsberg zurück; auch erhielt er vom Kaiſer Alexander den St. Annenorden, mit der Erklärung: „er habe dieſe Auszeichnung durch die Beharrlichkeit verdient, mit welcher er die verderblichen Grundſätze der vorigen „franzöſiſchen Regierung beſtritten." 1816 wurde er in das Collegium der auswärtigen Angelegenheiten nach Petersburg verſetzt. Man ſieht aus dieſer ganzen Schilderung, daß Kotzebue in gleichem Maaße ein Mann von ungemeinen Talenten und ein Schooßkind des Glücks iſt. Beinahe möchte ich ihn, um ihn mit zwei Worten zu charakteriſiren, den deutſchen Voltaire nennen, denn beide haben ſich in denſelbigen Fächern verſucht, als Dichter, als Philoſophen, als Hiſtoriker, als Kritiker, beide haben dieſelbe Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, dieſelbe Senſibilität und Wärme, denſelben Geiſt, Witz und Ton, dieſelbe Leichtfertigkeit und Ungenirtheit, ſo wie denſelben Mangel an Tiefe in der Anlage und Vollendung in der Ausführung mit einander gemein. Beide haben mit Werken ohne Tiefe und Vollendung ihren Ruhm bei faſt allen Nationen ausgebreitet und einen glänzenden Beifall erlangt, obſchon nicht immer den des Kenners, und vielleicht nur an Correctheit und Eleganz wird Kotzebue von Voltaire übertroffen. Führe die Vergleichung aber weiter aus, wer Luſt dazu hat; hier iſt der Ort ſo wenig dazu als zu einer ausführlichen Characteriſtik dieſes beliebten Schriftſtellers, der eben ſo oft über die Gebühr herabgeſetzt als erhoben worden iſt. Wenn man Schiller mit Aeſchylus und Göthe mit Sophokles vergleicht, ſo könnte man Kotzebue vielleicht mit Euripides vergleichen, und in der That hat er viel von deſſen Tugenden und Fehlern, ſo wie er auch in A. W. Schlegel ſeinen Ariſtophanes gefunden hat. Mit Recht räumt man ihm ein bedeutendes Talent für das romantiſche und bürgerliche Drama, und ein ausgezeichnetes für das Luſtſpiel und die Poſſe ein, und niemand kann ihm einen Reichthum an Witz und Scherz abſprechen, wie wir ihn ſonſt nicht allzuhäufig finden. dd.

Kozeluch (Leopold), wurde 1792 als kaiſerlicher Hofkapellmeiſter an Mozarts Stelle berufen, und ſtarb am 3. Febr. 1814. Er war 1753 zu Wellwarn in Böhmen, nahe bei Prag, geboren, ſtudirte in dieſer Stadt die Muſik und componirte 1771, im 18ten Jahre, für das dortige Theater ein Ballet, welches einen ſo allgemeinen Beifall

erhielt, daß er deren noch 24 andere, nebſt 3 Pantomimen ſetzen mußte. Er verließ darauf Prag und begab ſich nach Wien, welche Stadt er nachher zu ſeinem immerwährenden Aufenthaltsorte erwählte. Kozeluch' iſt einer unſrer geſchätzten Tonkünſtler, deſſen Compoſitionen, beſonders ſeine Werke für das Fortepiano, ſich durch Leichtigkeit und Anmuth des Styls, ſo wie durch gefällige Melodie und reine Harmonie ſehr zu ihrem Vortheile auszeichnen. Dieſe Eigenſchaften laſſen es die Dilettanten, für welche er vorzugsweiſe zu ſchreiben ſcheint, vergeſſen, daß ihm Tiefe der Kunſt, eigentliche geniale Erfindung und kräftige Fülle gänzlich abgehen. Außer einigen Opern, von welchen aber keine öffentlichen Ruf erhalten hat, mehreren Cantaten, einzelnen Opern-Arien und mehreren Sinfonien und Inſtrumentalſachen, hat er nahe an 100 Clavier-Werke, theils Concerte, theils Sonaten mit und ohne Begleitung, geſchrieben und ſtechen laſſen. Dieſe Fruchtbarkeit zeugt von dem Beifalle, deſſen Kozeluchs Compoſitionen im großen Publicum genießen. Pq.

Krahn, Kran, Kranig, Gran, iſt eine Maſchine, Laſten in die Höhe zu ziehen, welche nicht unmittelbar unter die Welle gebracht werden können. Dieſe Maſchine beſteht aus einem ſchräg aufwärts gerichteten Balken, über welchen dergeſtalt ein anderer Balken (Kranbalken) gelegt iſt, daß die ganze Maſchine nach allen Seiten gewendet werden kann. Oben iſt eine Rolle angebracht, über welche das Zugſeil läuft, an deſſen eines Ende die Laſt angehängt, an das andere aber nur eine Welle geſchlagen wird, welche ſich durch Räder (Kranräder) umtreibt. Dieſe Maſchinen pflegen mehrentheils mit einem Dache oder Gehäuſe verſehen zu ſeyn. Man gebraucht die Krahne theils an Ufern, um damit Laſten aus dem Schiffe zu heben, theils auch bei Aufführung großer Gebäude. Die Benennung dieſer Maſchine ſtammt offenbar von dem Vogel Kranig (ſo wie dieſer von dem lateiniſchen grus) ab, weil die Maſchine ſelbſt eine große Aehnlichkeit mit dem Baue dieſes Vogels hat. — Das Krahnrecht iſt das Recht, einen ſolchen Krahn öffentlich halten zu dürfen. In engerer Bedeutung wird darunter auch das Recht des Landesherrn verſtanden, die Schiffer zu zwingen, an einem beſtimmten Orte ihre ſämmtlichen Waaren auszuladen und ſie daſelbſt zu verzollen.

Krain, ein nun zu dem Oeſterreichiſchen Königreiche Illyrien gehöriges Herzogthum, gränzt gegen Norden an Kärnthen und Steyermark, gegen Süden an das adriatiſche Meer und an Iſtrien, gegen Weſten an Friaul und gegen Oſten an Croatien, und hat 233 Quadratmeilen Flächeninhalt, 22 Städte, 32 Marktflecken, 3,302 Dörfer, und nach der Zählung im J. 1788 nahe an 420,000, im J. 1801 aber nur 409,054 Einwohner. Producte ſind Wein, Oel, Waizen, Flachs in großer Menge und vieles Obſt, woraus Wein verfertigt wird. Das Innere der dortigen vielen Berge erzeugt Eiſen, Queckſilber, ſchönen Marmor, aber kein Salz, deſſen Mangel durch Seeſalz erſezt wird. Die Einwohner ſind mehrentheils Slaven, die vornehmſten Volksklaſſen aber Deutſche. Der merkwürdigſte Fluß, die Save, iſt zum Theil ſchiffbar. Im J. 1809 trat Oeſterreich durch den wiener Frieden das Herzogthum Krain ab, worauf es von Bonaparte mit den illyriſchen Provinzen vereinigt wurde. Im J. 1814 aber trat auch dieſes Land in ſeine frühern Verhältniſſe zurück.

Krake (Seeoren, Seewurm) ſoll ein Seeungeheuer von dem Geſchlechte der Polypen, und, der Sage nach, das größte Thier unſerer Erde und einer ſchwimmenden Inſel gleich ſeyn. Nach dem fa-

ſelhaften Berichte des Pantoppidan, welcher, als der erſte Schriftſteller, in ſeiner norwegiſchen Naturgeſchichte dieſes Seeungeheuers Erwähnung thut, läßt ſich daſſelbe dann und wann in den norwegiſchen Gewäſſern ſehen, trägt, eine halbe Stunde im Umfange habend, Berge und Thäler auf ſeinem Rücken, wohnt auf dem Grunde des Meers und erhebt ſich nur bei ſtiller Witterung über das Meer, um ſich daſelbſt auf ein ganzes Jahr ſatt zu freſſen, und dann, bei erhobenem Winde, wieder langſam in die Tiefe zu ſinken. Dieſe, dem Scheine nach, märchenhafte Erzählung des erwähnten Schriftſtellers hat hernach durch die eidliche gerichtliche Ausſage einer engliſchen Häringsbuyſe, welche dieſes Ungeheuer im Auguſt 1774, und eines andern Schiffs, welche es am 5. Auguſt 1786, geſehen zu haben beſtätigten, wieder einigen Schein von Glaubwürdigkeit erhalten. Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß entweder dicke, niedrigſtehende Nebel, welche zuweilen, ſelbſt von erfahrnen Seeleuten, für Küſten gehalten werden, oder auch der Wallfiſch ſelbſt, die Veranlaſſung zur Erzählung von Kraken gegeben haben. Nach einer nordiſchen Sage ſoll das ſogenannte *Meduſenhaupt* das Junge des Kraken ſeyn.

Krampf, ein krankhafter Zuſtand des lebenden Körpers, welcher in einer unregelmäßigen Zuſammenziehung der Muskeln beſteht. (S. d. Art. Muskel.) Die Muskelbewegung iſt an die Einwirkung der Nerven gebunden, theils willkührlich, wie bei den Muskeln der Gliedmaßen des Kopfes, des Geſichts u. a. m., theils unwillkührlich, nach Beſtimmung gewiſſer Verrichtungen der innern Eingeweide, z. B. die Bewegung des Herzens, der Gedärme, der Pulsadern u. ſ. w., andere gehen unwillkührlich vor ſich, gehorchen aber auch dem Einfluß des Willens, z. B. die Muskeln des Bruſtkaſtens, das Zwerchfell. Auf die Einwirkung des Nerven zieht ſich der Muskel zuſammen, verkürzt ſich, und bewirkt dadurch die Bewegung der Theile, an welche er befeſtigt iſt. Geſchieht bei den der Willkühr unterworfenen Muskeln dieſe Nerveneinwirkung ohne Antrieb des Willens, bei den andern heftiger, anhaltender, und dem Zwecke nicht angemeſſen, ſo entſteht eine unwillkührliche, zu heftige, unordentliche und zweckwidrige Bewegung des Gliedes oder Theils, verbunden mit einem unangenehmen, ſchmerzhaften Gefühl von Spannung und Anſchwellung des Muskelfleiſches, welche die Zeichen des Krampfes ſind. Die Krämpfe ſelbſt ſind ſehr mannichfaltig, je nachdem die fehlerhafte Einwirkung der Nerven auf dieſe oder jene Muskelpartie, anhaltend oder abwechſelnd wirkt. Toniſche Krämpfe ſind anhaltend; cloniſche, abwechſelnd; Convulſionen ſind heftig ſtoßweiſe; Catalepſie, Epilepſie, (S. dieſe Art.) Herzklopfen, Stammeln, Bruſtkrämpfe, St. Veitstanz, Starrkrampf, das ſardoniſche Lachen u. ſ. w. Die ſogenannten Nervenmenſchen, deren Nervenſyſtem beſonders empfindlich und deren Muskelſyſtem ſchwach iſt, ſind daher den Krämpfen am meiſten unterworfen, z. B. Kinder, zarte Frauenzimmer, kränkliche, hypochondriſche Männer. Krampfſtillende Mittel ſind theils ſolche, welche den unordentlichen Wirkungen des Nerven auf die Muskeln Gränzen ſetzen, indem ihre Wirkung die Thätigkeit deſſelben überhaupt herabſetzt, regulirt und beſchränkt, theils in Stärkung des Muskelſyſtems. Wenige Mittel wirken jedoch nicht nur allein und unmittelbar auf die Nerven, ſondern auch zugleich erhitzend auf das Blutſyſtem. Es war vor nicht langer Zeit eine Periode, da man alles Krampf nannte, was Schmerz erregte, und oft verleitet wurde, hitzige krampfſtillende Mittel zu gebrauchen, wo ein entzündlicher Zuſtand obwaltete, der durch ſolche Mittel verſchlimmert wurde. Manche

Frauenzimmer ſchreiben jeden Kopfſchmerz, jede ſchmerzhafte Empfindung im Innern dem Krampfe zu, und mißbrauchen die ſogenannten krampfſtillenden Mittel zu ihrem größten Schaden. Oft ſind bei den ſogenannten Krämpfen kühlende Sachen die beſten krampfſtillenden Mittel. H.

Krankenhäuſer ſind zunächſt zur Aufnahme, Unterhaltung und möglichen Heilung einer größern oder kleinern Anzahl von Kranken beſtimmt. Meiſtens wird noch ein andrer Zweck damit verbunden, nämlich der Unterricht und die Uebung angehender Aerzte, wie z. B. bei den großen Krankenhäuſern in Berlin (Charité), in Wien, in Würzburg u. a. m. (S. Hoſpitäler). Obgleich mit den Krankenhäuſern mehrere Nachtheile verbunden ſind, die nicht allemal vermieden werden können, ſo haben doch auch die Vortheile, welche ſie gewähren, und das Bedürfniß ihre Errichtung und Erhaltung nothwendig gemacht. Eben darum aber, weil die Noth die Urſache zur Entſtehung der meiſten Krankenhäuſer war, konnten viele Mangelhaftigkeiten bei der erſten Stiftung und Einrichtung derſelben nicht vermieden werden, und wenn auch in der Folge durch Vergrößerungen und Verbeſſerungen den meiſten Mängeln abgeholfen wurde, ſo konnten doch ſelten die Fehler der erſten Anlage ganz ausgemerzt werden. Daher findet man, ſo viele Krankenhäuſer es auch giebt, vielleicht kaum einige wenige, welche den Erforderniſſen vollkommen entſprechen. Es müſſen bei der Anlage eines Krankenhauſes beſonders folgende Regeln beobachtet werden: 1) Es muß an einem freien, luftigen, trockenen und hinlänglich großen Platze gebauet werden, der fließendes Waſſer in der Nähe, oder wenigſtens Brunnenwaſſer in Ueberfluß hat. Krankenhäuſer, die in engen Plätzen, vom beſtändigen Luftwechſel abgeſchnitten, ſumpfig ſtehen, oder Mangel an Waſſer leiden, führen nicht nur die größten Unbequemlichkeiten bei ſich, ſondern werden auch durch Verderbniß der Luft, Mangel an Reinlichkeit, die ſchlimmſten Brutneſter fauliger, bösartiger und anſteckender Krankheiten, ja eher Mördergruben für die Kranken ſowohl als die Aerzte und andern Perſonen, die um ſie ſeyn müſſen, als Tempel der Heilkunſt. Bei dem Bau ſelbſt muß alles vermieden werden, was dem Zweck des Krankenhauſes zuwider wirkt. Die Steine müſſen trocken und feſt, nicht dem Salpeterfraß unterworfen ſeyn, welches die Mauern feucht und kältend macht. Die Koſten für unnöthige äußere Verzierungen verwende man lieber auf innere Bequemlichkeit. Im Innern überhaupt muß hinlänglich weitläuftiger Raum ſeyn, damit die Kranken nicht zu enge beiſammen wohnen und gehörige Lüftung des Ganzen möglich bleibt. Die Oefen müſſen gehörig, zur gleichmäßigen Erwärmung vertheilt ſeyn, die Krankenſtuben müſſen nicht nach der Wetterſeite gerichtet, nicht zu enge und nicht zu niedrig ſeyn, die Geräthe müſſen von hartem Holze verfertigt, die Betten von Eiſen ſeyn, und bei der übrigen Möblirung alles von Wolle vermieden werden, weil in wollenen Zeugen ſich die Anſteckungsſtoffe leichter feſthängen. Die Abtheilungen der Kranken müſſen von einander gehörig abgeſondert, die anſteckenden getrennt ſeyn, die Kranken ſelbſt nicht zu ſehr angehäuft, und die Zahl der Aerzte, Chirurgen und Krankenwärter in Verhältniß mit der Menge der Kranken ſeyn; auch müſſen ſie gehörig belohnt werden, damit der Staat ihnen die Beſorgung der Kranken nicht als Frohndienſt auflege, ſondern die ordentliche Beſorgung der Kranken mit Recht verlangen kann. Endlich dürfte auch die Art der zu verſorgenden Kranken nicht zu verſchieden ſeyn, weil Eins das Andere ſtört. So taugt es nicht, wenn ein und daſſelbe Krankenhaus, noch dazu in ei-

nem beſchränkten Raume, auch Wahnſinnige, Geſunde zur bloßen Verſorgung, Schwangere, aufnehmen ſoll. Es wäre beſſer, dieſe verſchiedenen Anſtalten abgeſondert zu errichten, ſelbſt unter den Kranken die bloß chirurgiſchen, die veneriſchen und krätzigen, abgeſondert zu verſorgen. Einige der vornehmſten Krankenhäuſer in Europa ſind das Friedrichshoſpital in Copenhagen, geſtiftet im Jahre 1756 vom König Friedrich V. durch den Grafen von Bernſtorf. Die Unterhaltung deſſelben koſtet jährlich 25,000 Rthlr., iſt auf 280 Kranke eingerichtet, von denen jeder ſein eigenes Bette hat. Das Gebäude iſt ein Viereck, in deſſen innerm Hofe Spatziergänge ſind. Es hat ſeine eigene Apotheke in dem einen Flügel, und ſeine Kirche in einem andern, die nöthigen Einrichtungen zu Bädern, eigene Zimmer zu den Operationen, Sectionen, Leichen u. ſ. w. Der Arzt des Krankenhauſes hat 3, der Wundarzt 4 Gehülfen; Alle haben Beſoldung und Wohnung. In Stockholm ſind das königl. Lazareth und das Dankwiks-Hoſpital beſonders merkwürdig. — In Turin iſt das Hoſpital vom heil. Johannes, welches außer ein Paar hundert Kranken und einigen hundert Waiſenkindern und Findlingen, auch Schwangere aufnimmt. Das untere Stockwerk iſt für die männlichen, das obere für die weiblichen Kranken beſtimmt. Jeder hat ein mit Vorhängen verſehenes Bett, alle Betten ſtehen weit auseinander in Kreuzgängen, in deren Mitte ein Altar aufgerichtet iſt. Das Frontiſpitz des Gebäudes iſt ſehr prächtig, und 180 Schritte lang. 2 Aerzte, 1 Apotheker mit 4 Gehülfen, 2 Wundärzte mit 12 Gehülfen, ſind dabei angeſtellt, und ohne die Aufſeherinnen und Wärterinnen für die weiblichen Kranken, noch 2 Hebammen mit 4 Gehülfinnen. Die Einkünfte beliefen ſich (1798) auf 120,000 Livres de Piemont. — In Mailand iſt das große Hoſpital, geſtiftet vom Herzog Francisco Sfortia. Der viereckige Hof iſt mit 2 Gallerien übereinander umgeben, deren Arkaden auf joniſchen und römiſchen Säulen von Granit ruhen. Das ganze Gebäude hat mehrere kleine Höfe, wodurch die Lüftung ſehr erleichtert wird. Ein ſchnellfließender Waſſercanal unter dem Gebäude führt allen Unrath mit fort. Die Anzahl der Kranken iſt von 800 bis 1600, welche nach dem Geſchlecht und den Krankheiten in 25 große Säle vertheilt ſind. Die Einkünfte des Krankenhauſes werden auf 100,000 Thaler geſchätzt. 26 Aerzte und Chirurgen ſind dabei angeſtellt. Zur Wartung und Bedienung werden an 500 Perſonen erfordert. Das Ganze hat das Anſehen einer kleinen Stadt. Alle Handwerker, welche zu der Anſtalt nöthig ſind, Bäcker, Schlächter, Weber u. ſ. w., wohnen im Bezirk des Krankenhauſes. — Unter den vielen Hoſpitälern in Frankreich (deren 700 ſeyn ſollen) iſt in Paris das Hôtel-Dieu das älteſte und merkwürdigſte. Die Gebäude deſſelben nehmen einen großen Umfang zu beiden Seiten der Seine ein; eine ſehr geräumige Brücke verbindet ſie mit einander. Die Kranken ſind in verſchiedene Abtheilungen und in viele Säle (deren in dem alten Gebäude allein 23 waren) vertheilt. Es ſind jetzt noch 2000 Betten in Bereitſchaft. Sonſt mußten mehrere Kranke in einem Bette liegen, dies iſt aber jetzt abgeändert. Die Bevölkerung des Hoſpitals beläuft ſich im Durchſchnitt auf 1500 Menſchen, ehemals belief ſie ſich auf 4000. Die ärztliche Beſorgung iſt 8 Aerzten übertragen. 1 Oberchirurg mit 100 angehenden Chirurgen haben die wundärztliche Beſorgung und Wartung der Kranken. Außer dieſen werden die Krankenwärterdienſte von den ehemaligen Nonnen verſehen, denen ſich freiwillig mehrere andere Frauenzimmer zugeſellen, und welche wieder eine Menge gemietheter Mägde und Bedienten unter ihrem Befehle haben. Zum täglichen Gebrauch werden etwa 4000 Pf.

Brod gebacken. — In Wien iſt das große allgemeine Krankenhaus, deſſen vordere Breite 110, die Länge 186 wiener Klafter hält. Alle Gebäude ſind 2 Stockwerke hoch, ausgenommen einige, welche deren 3 haben. Das Thor hat 2 Thorwärter als Wache; man kommt durch daſſelbe in den erſten Hof, der mit Alleen und einem Springbrunnen verſehen iſt. Unter dem ganzen Gebäude läuft in einem Canale Waſſer zur Wegnahme des Unraths weg. Hinter dem erſten Hofe ſind noch 6 andere, eben ſo verzierte, hinter dieſen der ſogenannte Tollthurm, zur Aufnahme der Wahnſinnigen, daneben das Militärhoſpital. Alle Flügel und Theile des Hoſpitals ſind oben und unten zu Krankenzimmern eingerichtet. Der rechte Flügel im erſten großen Hofe enthält die Wohnungen für Aerzte, Wundärzte und andere Beamte, für die Kanzlei und Apotheke. Die Eingänge zu den Krankenſtuben, die ſämmtlich in den innern Höfen angelegt ſind, ſind numerirt, ihre Thüren zeigen die Nummern der Krankenzimmer, zu welchen ſie führen, und die Nummern der Betten, welche dieſe enthalten. Je zwei Krankenzimmer ſind mit einer Küche verſehen. Die Abtritte ſind in unterirdiſche Canäle abgeleitet. Ueber den Thüren der Krankenzimmer ſind Fenſter angebracht, an deren einer Seite eine Uhr, an der andern Seite eine Laterne befindlich iſt. Die meiſten Krankenzimmer enthalten 18 bis 20 und mehr, einige 40 bis 50, die größten bis 90 Betten. Mittelſt vieler Ventilatoren, und der Fenſter- und Thüröffnungen wird in allen Krankenſtuben hinlänglich für Luftwechſel geſorgt. Bei den Krankenbetten ſteht ein Tiſch mit der Arzenei, dem Trinkgeſchirr u. ſ. w. In die Mauern ſind Behältniſſe für die Nachtſtühle angebracht, welche ſorgfältig verwahrt ſind; Kranke, die nicht aufſtehen können, bekommen dergleichen Stühle an das Bette gebracht. Noch ſteht in jedem Krankenzimmer ein langer Tiſch, und ein großes kupfernes Waſchbecken mit einer Kuppel, worin beſtändig friſches Waſſer erhalten wird. Ueber jedem Krankenbette hängt eine ſchwarze hölzerne Tafel mit der Nummer des Zimmers, des Bettes, dem Namen des Kranken, deſſen Eintrittstage, der Verordnung u. ſ. w. Das Krankenhaus enthält 86 Krankenzimmer, in welchen etwa 1488 Betten ſind. 4 Zimmer, jedes mit 27 Betten, ſind für die Reconvalescenten beſtimmt. In Allem können an 2000 Kranke aufgenommen werden. Die Abtheilung der Kranken richtet ſich nach den Krankheiten; diejenigen, welche etwas bezahlen können, genießen nach Verhältniß etwas mehr Bequemlichkeit. Unheilbare werden nicht aufgenommen, ſondern in die beſondern Siechhäuſer gebracht. Außer dem Director, welcher einen jährlichen Gehalt von 3000 fl. hat, ſind noch 4 Aerzte als Primarärzte angeſtellt, von denen 2 freie Wohnung und Heizung im Krankenhauſe, und 1000 fl., 2, die in der Stadt wohnen, 600 fl. bekommen. Jeder derſelben hat noch einen untergeordneten Arzt und 2 bis 3 Gehülfen, welche freie Wohnung im Spital, Holz, und 300 fl. bekommen. Die Krankenviſiten finden Vormittags, von 7 bis 8, oder von 8 bis 9 Uhr, Nachmittags von 3 bis 4 Uhr ſtatt. Die Secundarärzte haben das erſte Examen der angekommenen Kranken, die vorläufige Ordination, das Aufſchreiben der Verordnungen und Recepte der Primarärzte, die Ueberſchrift der Tafeln, die Speiſetabellen, die Aufſicht über die Vertheilung der Medicamente und Speiſen, die Führung des Journals über den Verlauf der Krankheit, zu beſorgen. Für die chirurgiſchen Kranken ſind 5 Oberchirurgen, der erſte mit 1500 fl. Gehalt, die andern mit 800 fl., Wohnung und Holz; ihnen untergeordnet ſind 7 Unterchirurgen, 10 Gehülfen und eine Anzahl angeſtellter Practikanten. Auf einem Zimmer mit 20 Betten werden 3 Krankenwär-

ter gehalten, auf den größern nach Verhältniß mehr. Der erſte bekommt monatlich 10 fl. ohne Koſt, die andern 9 fl. Außerdem ſind 4 Hausväter als Aufſeher, mit 200 bis 400 fl. Gehalt angeſtellt. Sie erhalten alle Materialien von dem Verwalter, und übergeben ſolche dem erſten Krankenwärter. Was die Kranken mitbringen, verwahren ſie in beſondern numerirten Behältern, deren ſo viel als Krankenbetten auf den Böden angebracht ſind. Drei Speiſewirthe ſorgen für die Koſt, und liefern ſelbige bis auf die Krankenſtuben an die erſten Krankenwärter zur Vertheilung aus. Die Diät iſt in ſchwache Portionen, viertel-, drittel-, halbe und ganze Portionen eingetheilt und die ganzen Portionen ſind für die Bezahlenden nach Verhältniß etwas beſſer eingerichtet. Das Hoſpital hat ſeine eigene Apotheke mit 4 Receptirtiſchen, 1 Proviſor, 6 Gehülfen, unter welche die Krankenzimmer getheilt ſind, ein Laboratorium mit 6 Laboranten. Die monatlichen Rechnungen werden durch 6 beeidigte Apotheker in der Stadt nachgeſehen und vidimirt. Die Kanzlei beſteht aus 1 Oberverwalter mit 1200 fl., 1 Gegenſchreiber mit 800 fl., und 9 andern Schreibern. Sie führen zugleich über die Kranken, deren Aufnahme, Entlaſſung, Leben und Tod, die Regiſter. Zum Transport der Kranken ſind 6 Träger, jeder mit 120 fl. Gehalt, zu den häuslichen Verrichtungen 8 Hausknechte, außer dieſen noch 2 Todtengräber angeſtellt. — Das Entbindungshaus begreift den ganzen rechten Seitenflügel der hintern Höfe. Niemand wird hier zugelaſſen, als nur die zur Wartung gehörigen Perſonen. Jede Schwangere findet hier zu jeder Stunde des Tages und der Nacht Aufnahme, ohne nach ihrem Namen und Stande, oder nach dem Namen des Vaters gefragt zu werden. Sie hat bloß ihren wahren Namen in einem Zettel verſiegelt niederzulegen, damit, im Falle ſie ſtirbt, ihr Todtenſchein ausgefertigt werden kann, nimmt aber auch dieſen Zettel wieder mit, wenn ſie beim Leben bleibt. Sie können verſchleiert oder ſelbſt verlarvt im Hauſe ſeyn. Dieſes hat 4 Abtheilungen, eine von 12 Zimmern für Einzelne, die andere 2 Zimmer für 20 Schwangere und 2 für 18 Wöchnerinnen eingerichtet; die dritte 2 Zimmer für 20 Schwangere und 1 für 20 Wöchnerinnen; die vierte iſt für die Armen zur unentgeldlichen Verpflegung. — Da aus dem bisherigen ſchon die Einrichtung der Krankenhäuſer einigermaßen einzuſehen iſt, ſo übergehen wir die große Menge der übrigen, unter denen viele bedeutende und ebenfalls vortrefflich eingerichtete ſind, z. B. die Charité in Berlin, das Senkenbergiſche Hoſpital in Frankfurt a. M., das Juliushoſpital in Würzburg u. a.

H.

Krankheit, iſt derjenige Zuſtand des lebenden Organismus, da die Harmonie der Verrichtungen der einzelnen Theile zur Erhaltung des Ganzen geſtört iſt. Jede Krankheit trübt alſo die Idee des Organismus. Nicht jede Abweichung derſelben in der Realität erſcheint jedoch als Krankheit (vergl. d. Art. Geſundheit), ſondern es gehört dazu, daß ſie in der Verrichtung der zur Erhaltung des Lebens beſtimmten Organe eine Störung verurſache. Man kann daher auch die Krankheit als eine Abweichung von der relativen Geſundheit beſtimmen. Jede Krankheit bedroht demnach das Leben, mehr oder weniger, je nachdem die Abweichung in einem zum Leben mehr oder weniger nothwendigen Organ oder Syſtem iſt, je nachdem die geſtörte Verrichtung zur Erhaltung des Lebens von größerer oder geringerer Wichtigkeit, und die Störung ſelbſt anhaltend oder vorübergehend iſt. So iſt z. B. das Gehirn ein zur Erhaltung des Lebens höchſt wichtiges Organ, und die Verletzung deſſelben, oder eine anhaltende Beeinträchtigung ſeiner Ver-

richtungen erſcheint als bedeutende Krankheit. Die Verrichtung der Lungen iſt beſtimmt, die Flamme des Lebens im Organismus zu unterhalten, daher dieſe bald zu verlöſchen droht, wenn das Athmen unterbrochen wird, oder die Lungen bedeutend verletzt werden. Die Verrichtungen der Sinneswerkzeuge hingegen zielen nicht unmittelbar auf Erhaltung des Lebens, daher iſt ihre Störung, obgleich örtliche Krankheit des Sinnorgans, doch für das Leben an und für ſich nicht gefährlich. Ein Blinder z. B. kann ſeiner Blindheit ungeachtet ſo alt werden als ein Sehender. Die Krankheiten werden in örtliche und allgemeine eingetheilt, in ſo fern die Krankheitsäußerung nur in einem einzelnen Organe, und in einer beſtimmten Stelle des Organismus zu bemerken iſt, oder das Ganze deſſelben leidet. Da nämlich alle einzelne Organe mit den andern in Verbindung ſtehen, die einzelnen Syſteme des Körpers (z. B. Nervengefäß-Syſtem) ſich allenthalben zeigen, ihre Verrichtungen wechſelſeitig einander beſtimmen, ſo iſt es nothwendige Folge, daß, wenn das Eine angegriffen, deſſen Verrichtung geſtört iſt, auch bald die Verrichtung eines Andern, und zwar zuvörderſt des zunächſt mit ihm verbundenen, darunter leiden wird. Iſt das urſprünglich ergriffene Organ alſo ein wichtiges, auf viele andere Einfluß habendes, ſo werden bald nicht in ihm allein, ſondern in mehrern andern Krankheitserſcheinungen zu bemerken ſeyn. So hängt z. B. von dem Magen die Verdauung ab, von der Verdauung die Bereitung des Milchſafts, von der Beſchaffenheit des Milchſafts die Qualität des Blutes, von dem Blute der Stand der Lebenskraft überhaupt. Iſt alſo der Magen in ſeiner Verrichtung geſtört, ſo kann zwar anfangs dieſe Krankheit bloß örtlich ſeyn, allein bald wird die Beſchaffenheit des Blutes ſchlechter werden, weil der Nahrungsſtoff ſchlecht bearbeitet, einen ſchlechten Milchſaft für das Blut abgiebt, welcher als roher fremdartiger Stoff die Lebensluft aus der Atmoſphäre (das Sauerſtoffgas) wenig aufnimmt. Daher wird der ganze Körper ſchwach, die Lebenskräfte ſinken, die Ernährung des Körpers leidet, und die Krankheit iſt nun allgemein geworden. Die Krankheiten werden ferner eingetheilt nach der Länge ihrer Dauer in hitzige und langwierige (acute und chroniſche). Unter die erſten gehören z. B. diejenigen Fieber, welche ihren Verlauf in Zeit von 8, 14 Tagen, höchſtens 4 Wochen beendigen; unter die zweiten gehören die Krankheiten, welche ohne Fieber ſind, und längere unbeſtimmte Zeit zu ihrem Verlaufe brauchen. So macht man ferner einen Unterſchied unter innerlichen Krankheiten, welche einen innern Theil, oder ein ganzes Syſtem des Körpers befallen, z. B. Nervenkrankheiten, Fieber u. dgl., und unter äußerlichen Krankheiten, welche bloß auf der Oberfläche des Körpers ihren Sitz haben, ohne innere Theile zugleich mit zu befallen, oder ihren Grund in ihnen zu haben. Brown ſetzte zwei Hauptclaſſen der Krankheiten feſt, die ſtheniſchen und aſtheniſchen, die erſtern von zu ſtarker, die andern von zu ſchwacher Erregung. (S. Erregungstheorie.) Andere Aerzte nahmen nicht bloß Krankheiten von verändertem Stande der Kräfte, ſondern auch ſolche an, welche von Verdorbenheit der Säfte herrührten (ſ. Humoralpathologie). Krankheitsanlage iſt die hervorſtechende Neigung zu irgend einer beſondern Abweichung von der relativen Geſundheit. Sie iſt alſo noch nicht Krankheit ſelbſt, kann aber nach gleicher Einwirkung einer Schädlichkeit leichter in dieſe übergehen, als bei einem andern Menſchen, der die Krankheitsanlage nicht hat. Wer z. B. eine ſchwache Bruſt und reizbare Lungen hat, kann ſich immer dabei relativ geſund befinden, jedoch wird er bei kalter feuchter Luft eher von Catarrh oder

einer andern Bruſtkrankheit befallen werden, als bei Andern der Fall ſeyn würde. — **Krankheitsurſachen** enthalten den Grund der wirklichen Ausbildung und Erſcheinung der Krankheit. Man unterſcheidet dabei die nächſte Urſache, welche in derjenigen Abweichung von der Geſundheit beſteht, die den vollſtändigen Grund aller andern darauf folgenden in ſich enthält; die entfernten Urſachen, welche in ſolchen ſchädlichen Einwirkungen auf den Körper beſtehen, die theils die erſte Abweichung ſetzen, theils zum Uebergang aus der Krankheitsanlage in wirkliche Krankheit Veranlaſſung geben. Von der Gelbſucht z. B. ſetzt man als die nächſte Urſache rückgängige Bewegung der Galle aus den Gallengängen der Leber und der Gallenblaſe in das Blut. Als entfernte Urſachen können verſchiedene Einflüſſe wirken, große Hitze, welche die zu häufige Abſonderung der Galle befördern, Zorn, welcher die Reizbarkeit der Leber erhöht, und krampfhafte Verſchließung des Ausgangs der Gallengänge, oder zu häufige Ergießung der Galle in den Magen bewirken kann. — **Krankheitserſcheinungen** (Symptome) ſind die ſinnlich wahrnehmbaren Ausdrücke der Krankheit. — **Krankheitsform** iſt die Reihe von Erſcheinungen in und an dem Körper, wodurch ſich die Krankheit äußerlich offenbart, und von allen andern unterſcheidet. Dieſe ſind theils zugleich vorhanden, theils folgen ſie in beſtimmter Ordnung auf einander (ſucceſſive Symptome) nach den Geſetzen des Organismus, nach dem Zuſammenhange der Organe und Syſteme in demſelben, und ihrer Wechſelwirkung auf einander. — In ſo fern die Krankheitsform bei jedem Menſchen durch deſſen individuelle Conſtitution, Anlage und eigene Verhältniſſe modificirt wird, entſteht der einzelne **Krankheitsfall**. Unter **Kränklichkeit** verſteht man den Zuſtand, der zwiſchen Anlage und Ausbruch einer Krankheit mitten inne ſchwebt. H.

Krater, ſ. **Vulkane**.

Kräuterabdrücke erhält man, wenn die getrockneten Pflanzen mit Kienruß überſtrichen und auf Papier abgedruckt werden. Dieſe Kunſt ward zu Anfange des 16ten Jahrhunderts von dem pſeudonymen Schriftſteller Alexius Pedemontanus, den man mit J. Jacob Wecker, der 1586 ſtarb, für eine und dieſelbe Perſon hält, bekannt gemacht. Auch Hieronymus Cardanus, der um 1576 ſtarb, ſoll dieſe Kunſt gelehrt haben, und der nun verſtorbene Profeſſor Baier beſaß eine Sammlung ſolcher Pflanzenabdrücke aus dem 16ten Jahrhunderte. Heſſel, der 1707 in America die Pflanzen ſelbſt zu den Typen oder Abdrücken in botaniſchen Werken gebrauchte, iſt alſo nicht der erſte Erfinder dieſer Kunſt. Der Profeſſor Kniephof legte 1727 (1728) mit Hülfe des Buchdruckers Funke zu Erfurt die erſte ordentliche Druckerei an, worin auf Schreibpapier ſchwarze Pflanzenabdrücke von natürlichen Pflanzen geliefert wurden. Dieſe Arbeit blieb aber liegen, als eine Feuersbrunſt die Beſitzungen Kniephofs 1736 in Aſche gelegt hatte. Der Buchdrucker Trampe verbeſſerte darauf mit Hülfe des Profeſſors Ludwig den Kräuterdruck, und beide gaben 12 Centurien von Abdrücken heraus. Im J. 1728 verfertigte der Engländer Kirnhals die erſten Pflanzenabdrücke mit bunten Farben, welche Kunſt 1734 von Seuter zu Augsburg wiederholt wurde. Der Doctor Junghans zu Halle hat nachher die Mittel entdeckt, faſt alle Pflanzen (die zu weichen ausgenommen) ſo abzudrucken, daß ſie zum allerwenigſten wirklichen Kupferſtichen an die Seite geſetzt werden können, und viel wohlfeiler und doch natürlicher als dieſe ſind.

Kräuterkunde gehört als Hülfswiſſenſchaft zur Arzeneikunde, und zwar in die Lehre von den Arzeneimitteln. Wir unterſcheiden deswegen die beſondere Kräuterkunde, in medicíniſcher Rückſicht, von der allgemeinen, der wir den Namen Botanik laſſen wollen, und rechnen zu jener bloß die Summe von botaniſchen Kenntniſſen, deren der Arzt, als ſolcher, zu ſeiner vollkommenen Ausbildung bedarf. Der Botaniker von Profeſſion muß den ganzen Umfang dieſer Wiſſenſchaft inne haben, dazu gehört, bei der jetzigen Ausbreitung und Höhe derſelben, ein Menſchenleben beinahe ausſchließlich. Der Arzt, welcher die Botanik zu ſeinem Hauptſtudium machen wollte, würde daher ſeiner harmoniſchen Ausbildung ſehr ſchaden, da die Arzneikunde ſelbſt für ſich eben ſo viel Zeit erfordert. Die mediciniſche Kräuterkunde beſteht daher in der hiſtoriſchen Kenntniß derjenigen Pflanzen, die einen Beitrag zu den Heilmitteln liefern, in der Kenntniß der Phyſik der Pflanzen, in ſoweit ſie dazu dient, den organiſchen Bau derſelben mit dem der Thiere zu vergleichen, und die Geſetze des organiſchen Lebens zu erläutern. Eben ſo wie aber der Arzt in allen andern Fächern ſeines Wiſſens immer fortſchreiten muß, iſt es auch nothwendig, daß er dies in der Kräuterkunde verhältnißmäßig thue, daher in ſteter Bekanntſchaft mit dieſer Wiſſenſchaft bleibe, und die Reſultate der Bemühungen und Forſchungen der Botaniker kennen lerne. (S. über das Weitere den Artikel Botanik.) H.

Krebsſchaden, ein eigenartiges, höchſt bösartiges Geſchwür, deſſen Entſtehung in einer Drüſe, oder in drüſigten Theilen ſtatt findet, von da aber auch auf andere Theile ſich fortpflanzen kann. Der Urſprung des Krebſes iſt meiſtens in verhärteten (ſcirrhöſen) Drüſen, doch darf man deswegen nicht jede Drüſengeſchwulſt als Anlage zum Krebs fürchten, denn es gibt auch dergleichen, die ohne Nachtheil ſind, und ſich leicht wieder zertheilen laſſen. Entſtehen in veralteten Scirrhen plötzliche Schmerzen und Stiche, ſo iſt der Uebergang in Krebs zu befürchten, und man nennt es den verborgenen Krebs. Dabei wird die Verhärtung größer, es laufen blaue aufgetriebene Adern um die Geſchwulſt herum, welche von ihrem Anſehen (beſonders auf einer Bruſt) wahrſcheinlich zu dem Namen Veranlaſſung gegeben haben. Bricht die Geſchwulſt auf und bildet ſich ein um ſich freſſendes, ſehr ſchmerzhaftes, leicht blutendes und mit vielen Auswüchſen, die ſchnell emporkommen, verſehenes, ſehr übelriechendes Geſchwür, ſo heißt dies der offene Krebs. Zur Entſtehung des verborgenen Krebſes giebt oft äußere Verletzung der Drüſen, Stoßen, Druck oder Reiben, die erſte Veranlaſſung, doch kann auch eigenthümliche Erzeugung des Krebsgiftes und Abſatz derſelben Statt finden. Im letztern Fall iſt die Heilung ſehr ſchwer, wo nicht ganz unmöglich; im erſtern Fall iſt das Ausſchneiden der Verhärtung das ſicherſte Mittel. Oft wird ein Geſchwür krebsartig genannt, nur weil es an Bösartigkeit und Hartnäckigkeit dem wahren Krebs nahe kommt. H.

Kreide gehört nach der neuern chemiſchen Beſtimmung zu den kohlenſauern Kalkerden, und beſteht aus feinen, mager anzufühlenden Theilen, die nur leicht an einander hängen und ſich daher leicht an fremde Körper feſthängen. Dies iſt der Grund, warum Kreide leicht abfärbt. Sie beſitzt im Allgemeinen die Eigenſchaften der Kalkerden. Die reinſte iſt ſchneeweiß, fällt aber ins Graue, jemehr ſie mit Thon und Kieſelerde vermiſcht iſt. Ihr Name kommt wahrſcheinlich von Kreta (jetzt Candien) her, welche Inſel ſie nicht nur in großer Menge, ſondern auch in beſonderer Güte liefert, und ſollte daher auch Kreite

geſchrieben werden. In England, Frankreich, Spanien, Italien, Deutſchland, Dänemark und andern Ländern, iſt ſie ſehr gemein und bildet daſelbſt oft ganze Vorgebirge, zumal an den Seeküſten, wie in England. In letzterm Lande brennt man aus der Kreide Kalk; wir brauchen ſie zum Schreiben, zum Anſtreichen der Farben, wo ſie mit Leim vermiſcht wird, zum Poliren des Silbers und anderer Metalle. Sie wird ferner zur Verfertigung des Spiegelglaſes, des reaumürſchen Porzellans, der Schmelztiegel, als Grundlage auf Holz bei Vergoldungen, als Düngmittel auf thonigen Aeckern und zu anderm Behufe gebraucht. Durch ſie kann man ſaures Bier verbeſſern, Fettflecke aus Papier bringen und in Verbindung mit Alaun ranzigte Oele wieder herſtellen. Die Kreide kommt mehrentheils aus England und Dänemark in ganzen Ladungen als bloßer Ballaſt nach Hamburg, Bremen und andern Seeſtädten.

Kreis, in der Geometrie, die in ſich ſelbſt geſchloſſene krumme Linie, in welcher alle Puncte, von einem innerhalb gelegenen Puncte, dem Mittelpuncte, gleich weit abſtehen, welcher Abſtand Radius oder Halbmeſſer genannt wird. Figürlich heißt dieſer Kreis jede Rückkehr zu dem Puncte, von dem man ausgegangen war. So begeht man z. B. einen Kreis oder Cirkel im Beweiſe, wenn man den Schluß des Beweiſes ſchon im Anfange deſſelben vorausgeſetzt hat. Aus der geometriſchen Erklärung des Kreiſes folgt, daß die Größe ſeines Umfangs (Peripherie) allein von der Größe ſeines Durchmeſſers abhängt, und es iſt daher eine höchſt wichtige Aufgabe, das Verhältniß des Durchmeſſers zur Peripherie zu finden, d. h. den Kreis zu rectificiren, weil man hierbei die krumme Linie des Kreiſes ſich in eine gerade verwandelt denken muß. Inhalt des Kreiſes aber heißt der Flächeninhalt der vom Kreiſe begrenzten Ebene, der dem Product aus dem Umfange in den halben Radius gleich iſt. Gäbe es ein rationales Verhältniß, d. i. ein Verhältniß in ganzen Zahlen, der Kreisfläche zu einer Quadratfläche, ſo hätte man offenbar zugleich auch ein rationales Verhältniß des Durchmeſſers zur Peripherie. Weil nun dieſes Verhältniß häufig aus jenem Flächeninhalt iſt geſucht worden, ſo wurde die Rectification des Kreiſes gewöhnlich Quadratur genannt. Aus geometriſchen Gründen aber iſt kein rationales Verhältniß des Durchmeſſers zum Umfange möglich, ſondern es kann daſſelbe nur näherungsweiſe gefunden werden, doch ſo genau und weit genauer noch, als es zu irgend einem Zwecke nöthig iſt. Indeß hat es in den neueſten Zeiten noch Cirkelquadrirer gegeben, die ſich ihr ganzes Leben damit beſchäftigt und in ihrer Unwiſſenheit am Ende ein Reſultat gefunden haben, was ſich weit von der Richtigkeit entfernte. Setzt man den Durchmeſſer = 1, ſo iſt nämlich der Umfang = 3, 141 592 653 5 u. ſ. w. So weit hat ſchon Franz Vieta dieſe Zahl gefunden. Nachher iſt ſie weiter berechnet worden von Adrianus Romanus bis auf 15, von Ludolph von Kölln (von ihm wird ſie auch die Ludolphſche Zahl genannt) bis auf 35, von Scharp bis auf 72, von Machin bis auf 100, von Lagny bis auf 126, und endlich findet ſie ſich in einem oxfordſchen Manuſcript bis auf 156 Decimalſtellen berechnet. Zuerſt fand Archimedes das Verhältniß des Durchmeſſers zum Umfange wie 7 zu 22, oder wie 1 zu 3, 142 . . . nachher Melius wie 113 zu 355, oder wie 1 zu 3, 141 592 9, alſo ſchon bis auf 6 Decimalſtellen richtig, was zu den meiſten Zwecken hinlängliche Genauigkeit giebt. L.

Kreml (**Kremlin**) heißt das kaiſerl. Reſidenzſchloß in der Stadt Moscau, macht gleichſam eine kleine Stadt aus und iſt mit dreifachen dicken Mauern und einem tiefen Graben umgeben, auch mit Geſchütz verſehen. Es befinden ſich in dieſem Schloſſe, außer zwei Klö-

ſtern, viele ſteinerne Kirchen, inſonderheit die Cathedralkirche, in welcher letztern jedesmal die kaiſerl. Krönung geſchieht. In der Kirche zum Erzengel Michael iſt das Begräbniß der ruſſiſchen Monarchen, und hinter derſelben das Haus des ehemaligen Patriarchen, in welchem ſich jetzt die geiſtliche Synode verſammelt und eine an griechiſchen und ruſſiſchen Handſchriften reiche Bibliothek vorhanden iſt. Im Schloſſe ſelbſt haben die kaiſerl. Collegien ihren Sitz; auch befindet ſich das Zeughaus in demſelben. Als am Ende des Jahrs 1812 bei dem Vordringen der franzöſiſchen Armee die Stadt Moscau von den ruſſiſchen Behörden freiwillig angezündet und den Flammen Preis gegeben wurde, brannte ein Theil des Kremls ebenfalls mit ab; den andern aber ſetzte der Marſchall Mortier, vor ſeinem Abzuge aus Moskau, in der auf den 22. Octbr. folgenden Nacht in Flammen, ſo daß er gleichfalls größten Theils zerſtört wurde. Man legte aber ſogleich wieder Hand an die Wiederherſtellung dieſes Gebäudes, und ſo geſchah es, durch den thätigen Eifer des Gouverneurs Tormaſow, daß es im Sommer 1816 nach einem regelmäßigern Plan als vorher, meiſtens wieder aufgebaut war.

Kretinen, eine eigne Menſchenart, die ſich durch Mißgeſtalt des Körpers und Mangel an Geiſteskräften auszeichnen. Sie haben nämlich einen dicken, platten, unförmlichen Kopf, plumpe, grobe Geſichtszüge, ſchlaffe Muskeln an Backen, Händen und Füßen, röthliche Augen ohne Geiſt und ohne den geringſten Ausdruck, einen großen Kropf, der nicht ſelten bis über die Bruſt herabhängt. Sie ſind ganz dumm und ohne Verſtand, keiner Bildung fähig und taubſtumm, dabei äußerſt träg und ſehr gefräßig. Wenn Kretinen heirathen, werden ihre Kinder wieder ſolche Menſchen, doch können auch geſunder Aeltern Kinder Kretinen werden. In den Thälern des Walliſerlandes, der Schweiz und von Savoyen kommen ſie am häufigſten vor, und pflanzen ſich in manchen Familien von einer Generation zur andern fort. Manche Menſchen in den dortigen Gegenden halten die Kretinen für heilig und verehren ſie als ſolche aus Aberglauben. Kretinismus iſt dieſe krankhafte Verunſtaltung ſelbſt. Man ſchreibt ihre Entſtehung der ungeſunden, feuchten und eingeſchloſſenen Luft der tiefen Thäler, dem unreinen, mit vielen erdigen und andern fremdartigen Theilen verſehenen Waſſer, der Unreinlichkeit der Straßen, der Trägheit, dem Schmutz und dem Mangel an Cultur der Einwohner ſelbſt zu. Das Uebel könnte vermindert und vielleicht ausgerottet werden, wenn die Heirathen der Kretinen unter einander verboten würden, anſtatt daß der Aberglaube hie und da ſie befördert; wenn man Kinder, bei denen man einen Anſatz zu der Krankheit bemerkt, in hoch liegenden Gegenden, in welchen der Kretinismus nicht vorkommt, erziehen ließe, wenn man die Reinlichkeit, Thätigkeit und Geiſtescultur der Bewohner jener Thäler mehr beförderte. (Foderé, über die Kretinen, überſ. v. Lindemann, Berlin 1796.) H.

Kretſchmann (Carl Friedrich) wurde am 4. Dec. 1738 zu Zittau in der Oberlauſitz geboren, woſelbſt ſein Vater Oberadvocat war. Auf dem Gymnaſium daſelbſt erhielt er die erſte wiſſenſchaftliche Bildung, worauf er 1757 die Univerſität zu Wittenberg bezog, um daſelbſt die Rechte zu ſtudiren. In demſelben Jahre verlor er, außer ſeinem Vater, auch noch ſein ganzes Vermögen durch das Bombardement der Stadt. Im J. 1764 wurde er Oberamtsadvocat und 1774 Gerichtsactuarius zu Zittau. Im J. 1797 ſetzte ihn ſeine Regierung als Emeritus in den Ruheſtand. Kretſchmann hat ſich in mehrern Arten der Dichtkunſt nicht geringe Verdienſte erworben: er bearbeitete das Bardenlied, das epiſche Gedicht, die Hymne, die Ode, das ſcherzhafte Lied,

die Elegie, das Sinngedicht, die Fabel und Erzählung, ſo wie das Drama. Auch als Proſaiker und Ueberſetzer hat er ſich zu ſeinem Vortheile bekannt gemacht. Unter dem angenommenen Namen Rhingulf der Barde zog er ſchon zu einer Zeit, wo die deutſche Poeſie noch im Werden befangen war, durch ſeine Bardiete die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Unter ſeinen lyriſchen und epigrammatiſchen Gedichten zeichneten ſich viele durch Neuheit, Wahrheit, Witz und Feinheit, ſo wie durch geſchmackvolle Sorgfalt und ſtrenge Politur aus. Seine Schriften ſind: Fünf ausgeſuchte Luſtſpiele aus dem Théâtre italien des Gherardi. Berlin, 1762. 8. Sammlung komiſcher, lyriſcher und epigrammatiſcher Gedichte. Frankf. u. Lpz. (Bautzen) 1763. 8. Scherzhafte Geſänge. Leipz. 1771. 8. Kleine Gedichte. Leipz. 1775. 8. Von den Sitten der alten Deutſchen. Aus dem Lateiniſchen des Tacitus. Leipz. 1774. kl. 8. Die ſeidenen Schuhe, Luſtſpiel in zwei Acten. Leipz. 1787. Sämmtliche Werke. 7 Thle. Leipz. 1784 — 1805. (Enthalten, außer den beſſern vorhin genannten Werken, auch mehrere neue Arbeiten). — Lucius Annäus Florus. Aus dem Lateiniſchen. Leipz. 1785. Literariſcher Briefwechſel an eine Freundin; auch unter dem Titel: Claudian. Leipz. 1797. Kleine Romane und Erzählungen. 2 Thle. Leipz. 1799. 1803. Johann Peter Willebrands Inbegriff der Polizei. Aus dem Franz. Leipz. u. Zittau, 1766. Themis und Komus, oder Induſtrie- und Advocaten-Kalender. Leipz. 1789. Reiſe nach den Badeörtern Karlsbad, Eger und Töplitz. Außerdem enthalten noch viele Zeitſchriften, und zwar in ſehr beträchtlicher Anzahl, Beiträge von Kretſchmann.

Kreuz. Der Umſtand, daß Jeſus am Kreuze geſtorben iſt, hat dieß bei den Römern übliche Werkzeug der ſchimpflichſten Todesſtrafe zu einem heiligen Zeichen erhoben, deſſen ſich die Chriſten als Unterſcheidungs- und Erinnerungsmerkmal bedienen. Der Gebrauch, ſich zum Andenken des Todes Jeſu zu bekreuzigen, geht bis auf das dritte Jahrhundert zurück. Conſtantin der Große ließ auf öffentlichen Plätzen, in Palläſten und Kirchen Kreuze aufſtellen, und ſchon damals bemalte man damit den Eingang der Häuſer, um ſie als chriſtliche zu bezeichnen, auch wurden ſpäterhin Kirchen in Kreuzesform gebaut. Zum Gegenſtande der Verehrung wurde es aber erſt, nachdem die Kaiſerin Helene, Conſtantins Mutter, das Kreuz, an dem Jeſus geſtorben ſeyn ſollte, in Jeruſalem fand und einen Theil davon nach Conſtantinopel mitbrachte. Nun galt es bald als Panier des Sieges und der freudigſten Hoffnungen; Fahnen und Waffen wurden damit geſchmückt und der Kaiſer Heraclius glaubte, das Palladium ſeines Reichs wiedererobert zu haben, als er jenes zu Jeruſalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes, das den Perſern 616 in die Hände gefallen war, 631 von ihnen wiedergewann. Wunderbar vervielfältigte ſich dieſe heilige Reliquie, unzählige Kirchen wußten Stückchen davon aufzuweiſen, deren wunderthätige Kraft ſich durch die erſtaunenswürdigſten Thatſachen bewährt haben ſollte, und man glaubte im Ernſt, daß es ſich theilen laſſe, ohne kleiner zu werden. Vergeblich fochten die Bilderſtürmer auch die Anbetung des Kreuzes an; man glaubte, ihm mit dem daran gehefteten Bilde des ſterbenden Erlöſers (Crucifix) vor allen andern Heiligenbildern Verehrung ſchuldig zu ſeyn, und nach dem Lehrbegriffe Johannes von Damask wurde es im 7ten Jahrhundert in den Kirchen des Orients förmlich adorirt. Daß auch der Occident ſeiner Geſtalt geheime Kräfte zuſchrieb, beweiſt die Kreuzprobe oder das Kreuzgericht, das im 8ten und 9ten Jahrhundert in Frankreich und Deutſchland als ein

Gottesurtheil galt, bei dem der, der es am längſten aushielt, in Geſtalt des Kreuzes ausgeſpannt zu ſtehen, ſeine Unſchuld und ſein Recht erhärtet hatte. Die Feldzüge, welche die Chriſtenheit im Mittelalter zur Wiedereroberung des heiligen Landes geführt hat, ſind ebenfalls vom Kreuze benannt, weil ſich jeder Theilnehmende mit einem auf ſein Kleid gehefteten Kreuze von rothem Tuch, Seide oder goldnem Bande bezeichnen und dadurch zum Kreuzfahrer machen ließ. Einen andern Sinn hatten die unter dem Namen Kreuzbrüder im Anfange des 15ten Jahrhunderts, nach Art der Geißler herumſchweifenden Rotten, die nur ſchwärmeriſche Bußübungen und Abſonderungen von den kirchlichen Mißbräuchen beabſichtigten. Solcher Kreuzbrüder wurden 91 auf einmal 1414 zu Sangerhauſen in Thüringen verbrannt. Unter den vielen Erinnerungen, die von jenen Zügen gegen die Ungläubigen bis auf unſre Zeiten gekommen ſind, iſt die Kreuzbulle beſonders merkwürdig. So heißt nämlich eine Ablaßbulle, die zuerſt Ferdinand der Katholiſche für die Spanier erhielt, um ſie durch eine völlige Sündenvergebung und gewiſſe Freiheiten beim Faſten zu Kreuzzügen gegen die Mauren zu bewegen. Obgleich ſpäterhin der Zweck dieſer Bulle wegfiel, blieb ſie doch in Kraft, weil das durch den Verkauf des darin verſicherten päpſtlichen Ablaſſes in Spanien und ſpaniſch Amerika gelöſte Geld ein bedeutendes Einkommen für den Klerus und die Könige wurde. Daher gilt noch jetzt in dieſen Ländern niemand für einen guten Chriſten, der dieſen Ablaß nicht kauft und die damit verbundenen nach Befinden der Bezahlung größeren oder geringeren kirchlichen Privilegien ſind auch anlockend genug, um ihm alle Stände und Geſchlechter zinsbar zu machen. E.

Kreuzen (in der Schifferſprache) heißt, ſich einige Zeit auf einer Höhe in der See halten, um daſelbſt Schiffe zu erwarten, Caper oder Schleichhändler zu entfernen, feindliche Schiffe wegzunehmen, Zufuhr abzuſchneiden, Flotten zu beobachten, oder ſonſt aus andern Abſichten in einer Gegend des Meeres hin und her zu fahren. Die kreuzenden Schiffe ſperren die Häfen, ſichern vor Landungen und ſuchen überhaupt den ankommenden Schiffen, in ſofern ſie dieſe als feindlich zu betrachten haben, den möglichſten Schaden zuzufügen, der in ihrer Gewalt ſteht. Die Schiffe, welche dazu gebraucht werden, ſind bewaffnet und führen den Namen Kreuzer, ſo wie die Gegend, wo ſie ſich umher treiben, die Höhe des Kreuzens heißt.

Kreuzzüge, die, ſind die von den chriſtlichen Völkern des Abendlandes ſeit dem Ende des 11ten Jahrhunderts bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts zur Eroberung Paläſtina's unternommenen Kriege. Kreuzzüge wurden ſie genannt, weil alle in dieſe heiligen Kämpfe ziehende Krieger das Zeichen des Kreuzes trugen. Längſt befanden ſich die chriſtlichen und muhamedaniſchen Völker im Kriegsſtande, in Aſien nicht nur, ſondern auch in Europa, wo die dem muhamedaniſchen Glauben ergebenen Mauren oder Mohren in der pyrenäiſchen Halbinſel ſich feſtgeſetzt hatten, wo das Chriſtenthum durch den Islamismus beeinträchtigt worden und tief ſchmerzte es die frommen Völker des Abendlandes, daß ſie das heilige Land, wo der Stifter ihres Glaubens gelebt und für das Heil der Welt gelitten hatte und noch das Grab des Erlöſers ſich befand, nach welchem fromme Pilgrimme wallfahrteten, in der Gewalt der Ungläubigen wiſſen mußten. Die aus dem Morgenlande zurückkehrenden Pillgrimme konnten die Gefahren, denen der fromme Wallfahrer ausgeſetzt ſey, nicht genug ſchildern, und beſonders ward der

fatimiſche Kalif Hakem, als ein Nero beſchrieben, welcher, der Sohn einer Chriſtin, den Verdacht, daß er ſelbſt ein geheimer Chriſt ſey, in dem Blute der Chriſten abwaſchen wolle. Dazu kam der kriegeriſche Unternehmungsgeiſt, welcher im Mittelalter die fränkiſch-germaniſchen Völker beſeelte und der Vortheil, welchen ſich die Menſchen jedes Standes und Verhältniſſes von dieſen Unternehmungen verſprachen. Der Papſt betrachtete ſie als das Mittel, das Chriſtenthum unter den Ungläubigen auszubreiten und ganze Nationen dem Schooße der Kirche zuzuführen; die Fürſten hofften Sieg und Erweiterung der Herrſchaft; die Völker erwarteten rühmliche Abentheuer zu beſtehen und der in den meiſten Gegenden verarmte Landmann zog willig nach einem Lande, welches man ſich in Europa als ein Paradies dachte. Auch wurden den Theilnehmern an dem heiligen Kriege die kräftigſten Segnungen verheißen, die Hoffnung, die heiligſten Oerter der Erde zu betreten, mußte auf jedes fromme Gemüth mächtig wirken, und in der gewiſſen Ausſicht auf die Freuden des Himmels verlor der Tod ſeine Schrecken. Aus dieſer Urſache muß man die Kreuzzüge und den Enthuſiasmus der Völker für dieſe Unternehmungen erklären. Die Veranlaſſung zum erſten Kreuzzuge gab Peter von Amiens oder Peter der Einſiedler, welcher im J. 1093 mit andern Wallfahrenden nach Jeruſalem gereiſt war. Nach ſeiner Rückkehr ging er zu dem Papſte Urban II., ſchilderte ihm auf das Beweglichſte den traurigen Zuſtand der Chriſten im Morgenlande, und überbrachte ihm ein Schreiben des Patriarchen von Jeruſalem, in welchem er die abendländiſchen Chriſten flehentlich bat, ihren bedrängten Brüdern beizuſtehen. Der Papſt eröffnete die im J. 1095 zu Piacenza gehaltene Kirchenverſammlung, was ihm Chriſtus durch Peter den Eremiten habe ſagen laſſen, ließ die Geſandten des griechiſchen Kaiſers Alexius den traurigen Zuſtand der Chriſtenheit im Morgenlande ſchildern und bewog viele zu dem Verſprechen, den bedrängten Brüdern im Morgenlande Hülfe zu bringen. Noch größer war die Bewegung, welche er auf der im J. 1096 zu Clermont veranſtalteten Kirchenverſammlung, wo Abgeordnete aller Nationen zugegen waren, hervorbrachte. Er begeiſterte die ganze Verſammlung für ſeinen Plan, daß ſie, nachdem er ihr das Elend der morgenländiſchen Chriſten geſchildert hatte, einſtimmig ausrief: Gott will es! Noch im J. 1096 zogen unzählbare Heeresſchaaren auf verſchiedenen Wegen aus. Viele dieſer Schaaren aber, welchen alle Diſciplin mangelte, wurden in den Ländern, durch welche ihr Weg ſie führte, aufgerieben, ehe ſie noch Conſtantinopel, welches man zum allgemeinen Sammelplatze beſtimmt hatte, erreichten. Ein wohldiſciplinirtes, auserleſenes Heer von 80,000 Mann aber führten Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, Hugo, der Bruder des Königs von Frankreich Philipp, Balduin, Gottfrieds Bruder, Robert von Flandern, Raimund von Touloufe, Boemund, Tancred von Apulien und andere Helden. Mit dieſem Heere zogen dieſe kriegserfahrnen Führer durch Deutſchland und Ungarn, ſetzten über die Meerenge von Galliopoli, eroberten im J. 1097 Nicäa, im J. 1098 Antiochien und Edeſſa und endlich im J. 1099 Jeruſalem ſelbſt. **Gottfried** ward der erſte König von Jeruſalem, ſtarb aber ſchon im Jahr 1100. Der Ruf von der Eroberung Jeruſalems entflammte den Enthuſiasmus aufs Neue; im J. 1102 brach eine Maſſe von 260,000 Menſchen aus Europa auf, welche aber theils auf dem Wege, theils durch das Schwert des Sultans von Konia umkamen. Auch wurden von den Genueſern und andern ſchifffahrenden Völkern Seezüge unternommen. Einen zweiten großen und regelmäßig geleiteten Kreuzzug

veranlaßte der Verluſt von Edeſſa, welches die Saracenen im J. 1142 einnahmen. Die Nachricht von dieſem Verluſte erregte große Beſtürzung in Europa, und man befürchtete, auch die übrigen Beſitzungen und Jeruſalem ſelbſt würden wieder verloren gehen. Darum ermahnte der Papſt Eugen III., unterſtützt durch den heiligen Bernhard von Clairvaux, den Kaiſer Conrad III. und den König von Frankreich, Ludwig VII. das Kreuz zu nehmen. Beide Fürſten zogen im J. 1147 mit zahlreichen Heeren aus; ihr Unternehmen aber hatte keinen glücklichen Erfolg und ſie mußten das Königreich Jeruſalem in einem ſchwächern Zuſtande, als ſie es gefunden hatten, verlaſſen. Als der Sultan Saladin im J. 1187 den Chriſten Jeruſalem wieder entriſſen hatte, flammte der Enthuſiasmus in Europa höher auf, als ſelbſt zu Anfange der Kreuzzüge, und die Beherrſcher der drei europäiſchen Hauptreiche, der Kaiſer Friedrich I., Philipp Auguſt, König von Frankreich, und Richard I., König von England, entſchloſſen ſich, perſönlich Heere gegen die Ungläubigen zu führen. Friedrichs Unternehmen indeß hatte keinen glücklichen Erfolg, den Königen von Frankreich und England aber gelang es, Acre oder Ptolomais zu erobern, welches bis zur völligen Beendigung der Kreuzzüge das Bollwerk der Chriſten im Oriente blieb. Dem deutſchen Helden, Friedrich II., welcher im J. 1228 genöthiget war, von dem Papſte, der ihn verderben wollte, um ein in ſeiner Jugend gegebenes Verſprechen zu löſen, einen Kreuzzug zu übernehmen, gelang es, Jeruſalem wieder zu erobern, ob er ſich gleich den dauernden Beſitz des Landes nicht zu ſichern vermochte. Die Reihe der Helden, welche dieſe Unternehmungen führten, ſchließt Ludwig der Heilige, König von Frankreich, auf eine würdige Weiſe, obgleich das Schickſal ſeinen mit Klugheit entworfenen und mit Tapferkeit ausgeführten Plan vereitelte. Noch während Ludwig in Aegypten verweilte (denn in Aegypten, dem Sitze der damaligen Beherrſcher von Paläſtina, wollte er das heilige Land erobern), ereignete ſich hier eine Revolution, welche für den Beſitz des heiligen Landes entſcheidend ward. Saladins Haus wurde geſtürzt, und es bildete ſich die Herrſchaft der Mammelucken und Sultane. Dieſe wurden Eroberer und die Beſitzungen der Chriſten in Paläſtina wurden ihr Ziel. Tripolis, Tyrus, Broylus kamen nach und nach in ihre Hände und mit Acre oder Ptolomais fiel im J. 1291 das letzte Bollwerk und der letzte Reſt des chriſtlichen Reiches auf dem Continente von Aſien. Ward gleich der eigentliche Zweck dieſer Unternehmungen nicht erreicht, ſo waren ſie doch von der größten Wichtigkeit für die europäiſche Menſchheit. Denn durch dieſe Unternehmungen ward eine engere Verbindung unter den europäiſchen Völkern vermittelt, ward das Steigen des Bürgerſtandes vorbereitet, theils, indem der Adel durch dieſe koſtſpieligen Züge verarmte, theils, indem ein Handelsverkehr in Europa ſich bildete, mithin den Städten große Reichthümer zuführte, ward der Geſichtskreis des menſchlichen Geiſtes erweitert und keine kleine Zahl neuer Kenntniſſe und Künſte nach Europa gebracht. Der gegenwärtige Zuſtand der europäiſchen Welt iſt großentheils eine mittelbare Folge dieſer Unternehmungen. Von den neuern Schriften über dieſe merkwürdigen Begebenheiten iſt beſonders die Geſchichte der Kreuzzüge nach morgenländiſchen und abendländiſchen Berichten, von Friedrich Wilken, Lpz. Thl. I. 1807, Thl. II. 1813, und das Gemälde der Kreuzzüge nach Paläſtina zur Befreiung des heil. Grabes, von Joh. Chriſt. Ludw. Haken. Frankf. a. d. O. 1809 zu empfehlen. Ueber den Einfluß der Kreuzzüge auf die europäiſche Welt aber findet man in

der Schrift von Heeren, Verſuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa, Göttingen 1808, ſehr befriedigende Belehrungen. N.

Krieg. Unter dem Ausdrucke Krieg verſtehen wir im völkerrechtlichen Sinne denjenigen Zuſtand, unter unabhängigen Nationen, wo dieſe ihre Rechte mit Gewalt verfolgen. Man pflegt auf verſchiedene Weiſe den Krieg einzutheilen. So ſpricht man von Privat- und öffentlichem Kriege, indem man unter dem erſtern den Zuſtand wechſelſeitiger Gewaltthätigkeiten verſteht, worin man ſich die Menſchen im Naturzuſtande befindlich denkt; unter öffentlichem Kriege dagegen, die Feindſeligkeiten unter zwei Nationen. Mit letzterem Ausdrucke pflegt man jedoch auch ſowohl den Bürgerkrieg eines Theils des Volks gegen den andern, den man noch von Rebellion dadurch unterſcheidet, daß man letztern für einen unrechtmäßigen Aufruhr, erſteren dagegen für eine wohl begründete Widerſetzlichkeit erklärt, als auch den öffentlichen Krieg im engern Sinne zu bezeichnen, wenn ein ganzes Volk gegen ein anderes zu Feindſeligkeiten ſchreitet. Eine practiſch ungleich richtigere Eintheilung iſt die in Angriffs- und Vertheidigungs-, oder in Offenſiv- und Defenſiv-Krieg, wobei man ſich jedoch wohl hüten muß, zu glauben, daß der nothwendig einen Offenſiv-Krieg führe, der zuerſt zu Feindſeligkeiten ſchreitet, denn oft kann der, der ſich nur zu vertheidigen ſcheint, der wirkliche Angreifer ſeyn, wenn er entweder vorher die Rechte eines andern Theils verletzte, oder eine bis zur moraliſchen Gewißheit geſteigerte Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, daß er dieß thun werde. Bekanntlich pflegt jeder der Kriegführenden Theile ſich gern das Anſehen zu geben, als führe er nur einen Vertheidigungskrieg, theils um die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen, die, wiewol nicht immer mit Grund, den Vertheidigungskrieg für rechtmäßig, den Angriffskrieg für unrechtlich erklärt, theils aber auch, damit er, falls er mit andern Mächten in Schutzbündniſſen ſteht, unter dem Vorwande des eingetretenen Casus foederis die tractatenmäßige Hülfe in Anſpruch nehmen könne. Was das Recht Krieg zu führen betrifft, ſo ſteht daſſelbe nur dem jedesmaligen Souverän und demjenigen zu, dem dieſes Recht von dem Souverän ausdrücklich übertragen worden iſt; ein Fall, der ſich z. B. bei den großen Handelsgeſellſchaften nicht ſelten ereignet. Jeder aber, der ohne Auftrag von Seiten des Souveräns Feindſeligkeiten übt, wird von der andern kriegführenden Partei als Räuber beſtraft; hat man doch oft Landwehren und Landmilizen, zumal wenn ſie offenſiv agirten, mit einer ähnlichen Behandlung bedroht. Dagegen aber werden zur See nicht nur die Kriegsſchiffe, ſondern auch die Kaper, ſobald ſie mit hinreichenden Vollmachten von Seiten des Staats verſehen ſind, unbedingt als rechtmäßige Feinde angeſehen, und nur diejenigen, die ohne eine ſolche Autoriſation ſich Feindſeligkeiten erlauben möchten, als Seeräuber beſtraft. Cz.

Kriegsrecht, Kriegslaſten, Kriegsſchäden. Das Wort **Kriegsrecht** wird in verſchiedener Bedeutung gebraucht; zuweilen bedeutet es nichts weiter als Kriegsraiſon (ſ. Kriegsgeſetze). So iſt es Kriegsrecht oder Kriegsraiſon, einen mit Sturm eroberten Platz, oder einen Ort, deſſen Einwohner ſich Feindſeligkeiten erlaubt haben, zu plündern, das Privateigenthum auf dem Wege der Repreſſalien nicht zu reſpectiren, oder daſſelbe zu zerſtören, wenn dieſe Maßregel durch die Sorge für die eigene Erhaltung vollkommen gerechtfertigt wird, oder wenn es nur durch Zerſtörung dem Feinde entriſſen werden kann, deſſen Operationen es erleichtern oder die eigenen Unternehmungen erſchweren würde. Dagegen pflegt man auch oft die militäriſchen Geſetze, die Kriegsreglements mit dem Namen Kriegsrecht zu bezeichnen. In dieſer

Rückſicht ſind die Truppen allgemein beſondern Kriegsgerichten unterworfen, doch nicht gleich allgemein iſt die Obſervanz darin, ob dieſelben auch in nicht militäriſchen Angelegenheiten einen beſondern Gerichtsſtand beſitzen, oder ob ſie den gewöhnlichen Tribunälen unterworfen ſind. Erſteres war z. B. in den mehrſten deutſchen Staaten der Fall, letzteres findet dagegen unter andern in Frankreich und England Statt. Das Kriegsrecht unterſcheidet ſich durch ein höchſt ſummariſches Verfahren, bei dem die mehrſten bürgerlichen Formen wegfallen, — eine Procedur, die allerdings wol im Kriege und bei den Armeen zu entſchuldigen iſt; allein ein heilloſer Mißbrauch bleibt es, dieſelbe auch im Frieden und in gewöhnlichen Rechtsfällen anwenden zu wollen, wie dieß in Frankreich der Fall iſt. Die Greuel der franzöſiſchen Specialtribunäle, Militärcommiſſionen, und wie die blutigen, mit dem Namen von Gerichten ſpottweiſe belegten Anſtalten noch weiter heißen mögen, ſind ja leider auch in Deutſchland nicht unbekannt geblieben. — Unter dem Ausdrucke Kriegslaſten werden überhaupt alle die außerordentlichen Beſchwerden begriffen, welche der Kriegszuſtand für die Bürger mit ſich führt, wie Einquartierungen, Kriegsfuhren, Natural- und Geldlieferungen aller Art; mit dem Worte Kriegsſchäden dagegen gewöhnlich die Verluſte bezeichnet, die durch den Krieg ſelbſt verurſacht worden, wie z. B. Verwüſtungen von Gebäuden und Feldern, Vernichtung des Viehſtandes, Brand u. ſ. w. Die Vertheilung des durch dergleichen Kriegsſchäden verurſachten Verluſtes und des dafür den Beeinträchtigten zu gebenden Schadenerſatzes, iſt allerdings ein ſehr ſchwieriger Punct, der vorzüglich in unſern Tagen, wo die Kriegsſchäden ſo häufig und anſehnlich waren, oft zur Sprache gekommen iſt. Cz.

Kriegsſchiffe (ſ. Marine). Die Kriegsſchiffe, deren bekanntlich gegenwärtig England allein über tauſend, bei weitem mehr als das übrige Europa zuſammengenommen, beſitzt, werden auf verſchiedene Weiſe eingetheilt. In die erſte Claſſe gehören die Linienſchiffe, d. h. ſolche Schiffe, welche in Seeſchlachten in der Linie fechten. Sie zerfallen wiederum in Schiffe vom erſten Range oder Dreidecker, die 98 Kanonen und darüber führen, in Schiffe vom zweiten Range von 74 bis 90 Kanonen, in Schiffe vom dritten Range von 64, 74 und 80 Kanonen, und in Schiffe vom vierten Range, wozu gewöhnlich alle diejenigen, welche 54 bis 60 Kanonen führen, gezählt werden. Die Schiffe von 50 Kanonen bilden bei den Engländern eine eigene zweite Klaſſe, und werden regelmäßig von ihnen nicht mit zu den Linienſchiffen gerechnet, ob ſie gleich auch wohl zuweilen in die Linie geſtellt werden; bei den Holländern und Franzoſen dagegen galten ſie immer als Linienſchiffe. Die dritte Klaſſe wird gebildet durch die Fregatten, die ſich ſowol durch die geringere Zahl ihrer Kanonen, als noch mehr durch das leichtere Kaliber derſelben unterſcheiden, weswegen ſie auch nicht in der Linie gebraucht werden können; man verſteht darunter Schiffe von 24 bis 46 Kanonen. In die vierte Klaſſe endlich gehören die verſchiedenen Arten der kleinern Kriegsfahrzeuge, die Schebecken, Brigantinen, Bricks, Kutters, Kanonenböte u. ſ. w.; die Zahl der Kanonen, die dieſe führen, iſt ſehr verſchieden. Schweden und Rußland beſitzen außerdem noch eine aus flachen Schiffen, die allein in den Klippen des finniſchen Meerbuſens gebraucht werden können, beſtehende Scheerenflotte; auch pflegten einige im Mittelmeere gelegene Staaten Galeerenflotten zu unterhalten. Die Kriegsſchiffe führen in der Regel eine doppelte Bemannung, beſtehend zum Theil aus Matroſen, die nur durch eine lange Uebung gebildet werden und daher nur in Staaten, die eine beträchtliche Handelsſchiffahrt haben, in hinlänglicher Menge

gefunden werden können und aus Seeſoldaten, die ein beſonderes, in Regimenter, gleich wie die Landtruppen getheiltes, ſtehendes Corps bilden, wogegen die Matroſen gewöhnlich in Friedenszeiten größtentheils entlaſſen und nur beim Ausbruch eines Krieges, durch Werbung oder Conſcription von neuem zuſammengebracht werden. Die Seeſoldaten werden vorzüglich bei Landungen und zu dem militäriſchen Polizeidienſte auf den Schiffen ſelbſt gebraucht; auf jedem einzelnen Schiffe iſt jedoch der Befehlshaber der Seeſoldaten dem Commandeur des Schiffs untergeordnet. Die Befehlshaber der Seemacht führen verſchiedene Titel, die bei den meiſten Mächten mit geringer Abweichung in folgendem Range auf einander folgen: Admirale, Viceadmirale, Contre- oder Rear-Admirale, Capitaine und Lieutenants. Verſchieden von den Kriegsſchiffen, die unmittelbar dem Staate zugehören und deren Mannſchaft im Dienſte des Staats ſteht, ſind Kaper, d. h. ſolche bewaffnete Schiffe, die von Privatperſonen ausgerüſtet werden, welche von der Regierung durch eine beſondere Bevollmächtigung (den ſogenannten Markebrief) die Erlaubniß erhalten haben, Feindſeligkeiten zu üben und eben deshalb auch von der Gegenpartei als rechtmäßige Feinde anerkannt werden müſſen. Jedoch finden einige nicht unbedeutende Verſchiedenheiten in den völkerrechtlichen Befugniſſen der Kriegsſchiffe und der Kaper Statt, indem man erſteren ohne Bedenken manche Vorrechte, wie z. B. bei der Viſitation neutraler Schiffe einräumt, die man dagegen den Kapern allgemein verweigert. Cz.

Kriegsgefangene, Kriegsgeſetze. Durch den ausgebrochenen Krieg werden beide Theile berechtigt, alle Individuen, die zu der feindlichen Nation gehören, als ihre Feinde anzuſehen und zu behandlen, welches jedoch der völkerrechtliche Gebrauch civiliſirter Nationen auf die Befugniß beſchränkt, die feindlichen Individuen auf jede Art außer Stand zu ſetzen, uns zu ſchaden. Daher folgt, daß auch das Recht, Kriegsgefangene zu machen, ſo wie das die Feinde zu tödten, nur gegen diejenigen Statt hat, welche Widerſtand leiſten. Diejenigen aber, die ohne Waffen zu führen, der Armee folgen, ſollen der Strenge nach nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden können, ſo wenig als dieß bei den übrigen Unbewaffneten rechtlich iſt, in ſofern ſich dieſelben keine Widerſetzlichkeiten zu Schulden kommen laſſen. Als Kriegsgefangene ſind vielmehr allein anzuſehen und zu behandeln, ſowol diejenigen, welche die Waffen wegwerfen und ſich ſelbſt für Kriegsgefangene erklären, als auch alle die, welche bewaffnet, und durch Wunden entkräftet, nicht ferner ſich zu vertheidigen im Stande ſind, wo es alſo eine Barbarei ſeyn würde, ſie zu tödten oder zu verwunden. In die Klaſſe derjenigen aber, die zwar der Armee folgen, aber ohne die Waffen zu führen, und die eben deshalb auch nicht als Feinde behandelt, alſo nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden ſollten, gehören vornehmlich Feldprediger, Aerzte, Wundärzte, Marketender, Quartiermeiſter, Pfeifer und Tambours; jedoch kommt es auf die jedesmaligen beſondern Umſtände an, in wiefern die genannten Perſonen in ihrer bürgerlichen Eigenſchaft reſpectirt werden können. Die Kriegsgeſetze erlauben durchaus nicht, Kriegsgefangene zu verletzen; nur ihrer Haabe ſich zu bemächtigen, iſt dem, der ſie gefangen nimmt, geſtattet, und bis zu Ende des Krieges, oder bis zu erfolgter Auswechſelung ſie in Gefangenſchaft zu halten. Kriegsgefangene zu tödten, kann nur mit der ſeltenen Nothwendigkeit der Repreſſalien, oder dem noch ſeltenern Falle, wo die Kriegsraiſon ein ſolches Verfahren entſchuldigen möchte, gerechtfertigt werden; nur Spione und Freibeuter oder Marodeure, das heißt, ſolche Solda-

ten, die einzeln, oder in kleinen Haufen, ohne Befehl ihrer Officiere, ſich Gewaltthätigkeiten und Feindſeligkeiten gegen die Einwohner erlauben möchten, können auf die Behandlung als Kriegsgefangene keinen Anſpruch machen; beide werden vielmehr in der Regel mit dem Tode beſtraft. Eben ſo, wie es nicht erlaubt iſt, Kriegsgefangene zu tödten und zu verwunden, eben ſo hat auch der völkerrechtliche Gebrauch, die Gewohnheit, Kriegsgefangene zu Sclaven zu machen oder zu transplantiren, längſt unter cultivirten Nationen verbannt; höchſtens gegen die Türken und Barbaresken hat man ſich dieſes noch zuweilen als Retorſion erlaubt. Jede Nation iſt in der Regel verpflichtet, die Kriegsgefangenen, die ſie gemacht hat, zu unterhalten, doch pflegen nicht ſelten, zumal bei langwierigen Kriegen, bei: . Theile übereinzukommen, ihre in der Gewalt des Feindes befindlichen Landsleute ſelbſt unterhalten zu wollen. Nicht immer werden jedoch die wechſelſeitig gemachten Kriegsgefangenen von den kriegführenden Mächten bis zu Ende des Krieges gefangen gehalten; häufig werden ſie noch während der Dauer deſſelben entlaſſen oder ausgewechſelt. Die ehemals übliche Sitte, den Gefangenen zu geſtatten, ſich ſelbſt gegen ein zu zahlendes Löſegeld wieder in Freiheit zu ſetzen, iſt in neuern Zeiten außer Gebrauch gekommen. Dagegen aber entläßt man häufig die Gefangenen, vorzüglich die Officiere, auf ihr Ehrenwort, nicht eher wieder zu dienen, als bis ſie förmlich ausgewechſelt worden, und ſo oft es gefordert werden wird, ſich zu ſtellen. Jeder, der das gegebene Ehrenwort bricht, wird im Wiederbetretungsfalle als ein ehrloſer Deſerteur beſtraft. Oder man entläßt die Gefangenen gegen das Verſprechen nur während einer beſtimmten Friſt, wie z. B. während der Dauer des Krieges, oder binnen Jahresfriſt, nicht wieder zu dienen. Endlich werden auch während oder zu Anfang des Krieges häufig Uebereinkünfte über die wechſelſeitige Auslieferung der Kriegsgefangenen geſchloſſen, die vornehmlich unter dem Namen der Cartelle bekannt ſind und die entweder auf eine beſtimmte oder eine unbeſtimmte Zeit, doch nie über die Dauer des Krieges hinaus ſich erſtrecken. Die Art der Auswechſelung ſelbſt iſt verſchieden. Entweder verfährt man dabei ſo, daß man einen jeden Grad zu einem beſtimmten Preiſe in Gelde, oder zu einer beſtimmten Anzahl Individuen eines niedrigern Grades taxirt, und den Ueberſchuß an Kriegsgefangenen, den eine von beiden Parteien von irgend einem Grade haben möchte, entweder mit Gelde, oder mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Individuen eines geringern Grades bezahlt, oder man wechſelt nur Mann für Mann und Grad für Grad, und behält den Ueberſchuß zurück; dieſe letztere Methode wollte z. B. Frankreich während des Revolutionskrieges bei der Auswechſelung der Kriegsgefangenen mit England allein befolgt wiſſen. Beim Frieden pflegen gewöhnlich die Kriegsgefangenen in Maſſe, ohne weitere beſondere Auswechſelung, von beiden Seiten reſtituirt zu werden. — **Kriegsgeſetze.** Unter dem Worte Kriegsgeſetze begreift man im weitern Sinne ſowol die Kriegsmanier als auch die Kriegsraiſon, d. h. mit andern Worten, Alles, was im Kriege zwiſchen Nationen üblich und gebräuchlich iſt. Im engern Sinne verſteht man dagegen unter dem Ausdruck Kriegsgeſetze, nur die Kriegsmanier, oder diejenigen Regeln und Gebräuche, über welche die civiliſirten Nationen übereingekommen ſind, um die Uebel des Krieges nicht unnöthiger Weiſe zu vermehren. Dadurch ſind manche Maaßregeln als völlig unzuläßig im Kriege erklärt worden, andere dagegen zwar in der Regel als unzuläßig, aber durch außerordentliche Umſtände und durch die höchſte Noth entſchuldbar. Die Befugniß zu dergleichen, in der Regel durch die Kriegsmanier verbotenen Maaßregeln in außerordentlichen Fällen ſeine Zuflucht

zu nehmen, wird alsdann mit dem Namen der Kriegsraiſon bezeichnet. Unter die wichtigſten, durch allgemeine, ſtillſchweigende ſowol als ausdrückliche Uebereinkünfte der civiliſirten Nationen feſtgeſetzten Kriegsregeln, gehören hauptſächlich folgende: Es dürfen keine Feindſeligkeiten geübt werden, bevor der Krieg nicht förmlich angefangen hat, das heißt ſeit der Mitte des 17ten Jahrhunderts, bevor derſelbe nicht durch beiderſeitig erlaſſene Manifeſte förmlich erklärt war, dahingegen aber iſt in neuern Zeiten der Krieg zuweilen gar nicht ausdrücklich erklärt worden, und Frankreich befolgte die gleichfalls ungewöhnliche Sitte, ihn nur durch eine Botſchaft an den Senat bekannt zu machen. Das bloße Aufheben der beſtehenden Verträge zwiſchen zwei Mächten iſt noch nicht nothwendig als eine Kriegserklärung anzuſehen. In der Regel und um die Ungewißheit über den wirklichen Anfang des Krieges zu vermeiden, hat man daher oft in Verträgen ausdrücklich beſtimmt, die Abreiſe der wechſelſeitigen Geſandten, als den Anfang des eingetretenen Kriegsſtandes anſehen zu wollen. Wäre es gleich den ſtrengen Begriffen vollkommen gemäß, alle in dem Augenblicke des Ausbruchs des Krieges bei einer der beiden Parteien befindlichen feindlichen Individuen und Güter feindſelig zu behandeln, ſo ward jedoch in neuern Zeiten nicht nur dieſen, ſondern auch ſelbſt denjenigen, die nach ſchon ausgebrochenem Kriege, ohne etwas davon zu wiſſen, ins feindliche Land kommen möchten, die Rückkehr in ihr Vaterland geſtattet. Erſt Frankreich gab in dieſer Rückſicht in unſern Tagen ein Beiſpiel, welches uns in die barbariſchen Zeiten des Mittelalters zurückſetzte, indem es beim Wiederausbruche des Seekrieges alle in Frankreich befindlichen Engländer, beinah noch vor der Abreiſe des engliſchen Geſandten für Kriegsgefangene erklärte. Während des Krieges betreffen die Kriegsgeſetze, theils die Perſonen, theils die Güter des Feindes. Was dieſelben in Rückſicht der bewaffneten und zu Kriegsgefangenen gemachten Feinde beſtimmen, iſt oben angeführt worden, nur muß noch bemerkt werden, daß, obgleich es in der Regel erlaubt iſt, den bewaffneten Feind zu verwunden und zu tödten, dennoch der Gebrauch gewiſſer Arten dem Feinde zu ſchaden, wie z. B. einen Preis auf ſeinen Kopf zu ſetzen, der Meuchelmord, die Vergiftung, der Gebrauch gewiſſer Waffen, wie z. B. der Nägel, der Glasſtücke und des gehackten Bleis, ſo wie zur See der glühenden und der Ketten- und Stangenkugeln, durch die Kriegsmanier für eine zu nichts führende und folglich für eine unerlaubte Barbarei erklärt worden iſt. Dahin wird auch ziemlich allgemein die Sitte gerechnet, die Soldaten für jeden eingebrachten feindlichen Kopf zu bezahlen. Endlich erlaubte man ſich gleichfalls nicht, auf einen feindlichen Souverän oder Prinzen zu zielen, oder denſelben zum Gefangenen zu machen, indem man von dem Grundſatze ausging, daß durch den Krieg die perſönlich freundſchaftlichen Verhältniſſe der Fürſten unter einander nicht geſtört werden durften, wogegen leider von Frankreich ſeit dem Revolutionskriege gleichfalls ein ungleich weniger humaner Gebrauch eingeführt worden iſt. Was die Güter des Feindes betrifft, ſo kommt durch die Eroberung allerdings das feindliche Territorium unter die proviſoriſche Souveränetät des Eroberers, der dadurch, ſtreng genommen, zur Ausübung aller Souveränetätsrechte befugt wird; dagegen aber hat die neuere Völkerpraxis eine Ausnahme von der Regel zu Gunſten des feindlichen Privateigenthums gemacht, welches, ſo lange die auferlegten Contributionen richtig bezahlt werden, reſpectirt werden ſoll. Freilich wird dabei vorausgeſetzt, daß die Requiſitionen und Contributionen, nicht, wie dieß in unſern Tagen von Frankreich geſchah,

ſo ungeheuer vermehrt werden, daß dadurch der dem Privateigenthümer zugeſicherte Schutz wenig mehr als ein leerer Name wird. In Seekriegen pflegt man jedoch dieſen Unterſchied zwiſchen öffentlichen und Privatgütern nicht zu machen; beide ſind dort gleich gute Beute. Beinahe allgemein hat man in See- und Landkriegen den Termin von 24 Stunden angenommen, binnen welchem die Beute Eigenthum desjenigen wird, der ſie machte, nach welcher Friſt alſo jedes Recht des frühern Beſitzers daran für erloſchen angeſehen wird. Durch die Eroberung wird zwar, wie ſchon bemerkt worden, der Eroberer proviſoriſcher Eigenthümer des eroberten Landes, jedoch äußert dieſes Verhältniß in der Regel erſt dann ſeine Wirkung auf dritte Mächte, wenn die Eroberung von dem frühern Eigenthümer förmlich abgetreten worden iſt. Bei Unterhandlungen in Kriegszeiten werden allgemein die Parlementärs als unverletzliche Perſonen betrachtet, wie auch die Sauvegarden; ſo hat auch endlich die Kriegsmanier in Bezug auf die gegebenen oder genommenen Geiſſeln, in neuern Zeiten mildere Grundſätze eingeführt, indem man ſich nur damit begnügt, ſie bis zur Erfüllung der Forderungen, für deren Sicherheit ſie geſtellt worden, in einer mehr oder weniger engen Gefangenſchaft zu halten. Cz.

Kriegskunſt. Die neuere Kriegskunſt datirt ſich von der Einführung des Feuergewehrs und der ſtehenden Truppen, wodurch nothwendig die geſammte im Mittelalter gebräuchliche Art Krieg zu führen, verändert werden mußte. So lange es hauptſächlich perſönlicher Muth und körperliche Stärke und Gewandtheit waren, die in dem Kampfe entſchieden, hatte der Krieg für den Edlen ungleich mehr Reitz als nachher; er war damals die Lieblingsbeſchäftigung der höhern Claſſen der Nationen. Sie fochten zu Roß, denn jeder unterhielt ſich ſelbſt während des Krieges; nur die Aermern, die Knechte, bildeten das Fußvolk, eben deshalb aber mußte auch die Kriegskunſt, nach unſern Begriffen beurtheilt, fortdauernd in ihrer Kindheit bleiben. Erſt während des Kampfes Karls V. und Franz I. lernte man den hohen Werth eines regelmäßigen Fußvolks ſchätzen, und die Schweizer, damals das beſte dieſer Art, entſchieden nicht ſelten das Schickſal der Schlachten. Durch die Einführung des Feuergewehrs, vorzüglich des groben Geſchützes, ward der perſönliche Muth und die körperliche Kraft weniger werth; die Kunſt mußte erſetzen, was dieſen abging; zugleich aber verlor auch das Kriegshandwerk einen großen Theil ſeiner Annehmlichkeiten. Die Freiwilligen wurden immer ſeltener, man mußte immer mehr zu gedungenen Söldnern aus den niedrigſten Volksclaſſen ſeine Zuflucht nehmen, — nur die Befehlshaberſtellen zu bekleiden, ließen ſich höchſtens die vornehmern Stände bereitwillig finden; — zugleich erforderte das Kriegsweſen eine größere Uebung, größere erlernte Fertigkeiten, und ſo mußten nothwendig allmählig ſtehende Heere ſich bilden. Doch war anfangs noch an keine Taktik im ſpätern Sinne des Worts zu denken; nur in großen beinahe unbeweglichen Maſſen wurde gefochten. Durch Heinrich IV. von Frankreich ſowohl, als durch die Republik der vereinigten Niederlande in ihrem Freiheitskampfe gegen Spanien, ward dieß Syſtem der ſtehenden Heere mehr ausgebildet, wenn gleich die Stärke derſelben im Verhältniſſe zu den Heeren der ſpätern Zeit in den einzelnen Staaten nur gering blieb; auch die Taktik machte durch die großen Feldherrntalente eines Heinrich IV., eines Prinzen Moritz von Naſſau und des Herzogs Alexander von Parma Fortſchritte, vorzüglich aber war es jedoch die Belagerungskunſt, die in dem ſpaniſch-niederländiſchen Kriege vervollkommnet wurde. Ungleich wichtiger ward noch der

dreißigjährige Kriege. Zwar beſtand noch immer der größte Theil der Heere aus Menſchen, die von dem Feldherrn nur für die Dauer des Krieges angeworben waren, wie z. B. Wallenſteins Schaaren, allein dagegen ward durch Guſtav Adolph eine wichtige Veränderung in der Taktik bewirkt. Er verminderte die tiefen Stellungen, führte kleinere Abtheilungen, leichtere Waffen, und manche Verbeſſerungen bei der Artillerie ein, wodurch überhaupt erſt ſchnelle und künſtliche Bewegungen und Manöver möglich wurden. Wiederholte Siege bewährten die Vorzüge des neuen Syſtems vor der alten Kriegskunſt, der ſelbſt noch Wallenſtein huldigte. Das geſammte Kriegsweſen erhielt bald darauf unter Ludwig XIV. durch den Kriegsminiſter le Tellier und deſſen Sohn und Nachfolger Louvois, die Kriegskunſt insbeſondere durch Turenne und andere gleichzeitige große Feldherren, eine vollkommen veränderte Geſtalt. Das Syſtem der ſtehenden Heere ward auf eine bisher noch nicht geſehene Weiſe ausgedehnt. Statt der 14000 Mann, die Heinrich IV. gehalten, unterhielt Ludwig XIV. ſeit dem Nymweger Frieden nun ſchon ein Heer von 140,000 Mann. Frankreich hatte das Beiſpiel gegeben, alle andern Mächte mußten nothwendig nachfolgen; nur die Seeſtaaten England und Holland ſträubten ſich lange Zeit gegen eine gleichmäßige Vermehrung der ſtehenden Heere, die man immer dort als der Freiheit gefährlich fürchtete. Nothwendig mußten dieſe großen Maſſen auch auf die Kriegskunſt einen wichtigen Einfluß haben. Es ward eine Kunſt, die immer mehr ins Große getrieben ward. Frankreich war es zugleich, welches ſeine Grenzen auf jede Weiſe durch Erbauung neuer Feſtungen zu ſichern ſuchte, und die franzöſiſchen Kriegsbaumeiſter galten bis auf die neueſten Zeiten für unerreichbare Muſter in Europa. Im Anfange des 18. Jahrhunderts begann für das geſammte Kriegsweſen und die Kriegskunſt eine neue wichtige Epoche. Nicht nur erhielt Rußland durch Peter den Großen ein zahlreiches, auf europäiſche Art disciplinirtes und exercirtes ſtehendes Heer, welches nachmals unter der Regierung der Kaiſerin Anna durch Münich auch in ſeiner innern Einrichtung den Heeren der übrigen europäiſchen Staaten gleich gemacht ward, ſondern auch Preußen trat unter Friedrich Wilhelm I., gegen die Mitte des Jahrhunderts, als anſehnliche Militärmacht in Europa auf. In der preußiſchen Monarchie ward das ſtehende Heer die Hauptſache; die Zahl deſſelben ſtand bald mit der Bevölkerung des Staats nicht mehr im Verhältniß, und ſo gab Preußen vor allen zuerſt das Beiſpiel des Syſtems fremder Werbungen, woraus nothwendig ein gewaltiger, für den gemeinen Krieger äußerſt drückender Zwang hervorgehen mußte. Nur zur Maſchine ſollte das Heer werden, und wie hätte ein Heer, zum Theil aus geworbenen Fremden, dem Auswurfe aller Länder beſtehend, auch anders dienen können. Vorzüglich ward jedoch dieſe Idee, das Heer zur kunſtfertigen Maſchine und nur allein dazu zu bilden, durch Friedrich II. in Autorität geſetzt. In ſeinem Zeitalter ward die Kriegskunſt in vollem Sinne des Worts ausgebildet; Friedrich ſelbſt ward ihr vollkommenſtes Muſter, und das Beiſpiel des großen Königs wirkte auf alle, ſelbſt die kleinſten Staaten, das Syſtem der ſtehenden Truppen aber erhielt eine Ausdehnung, wie es ſie noch nie gehabt; preußiſche Taktik ward das Vorbild für alle Heere Europa's. Zugleich aber ſchlichen ſich auch ſchon jetzt Fehler ein, die nothwendig in der Folge ihre ganze nachtheilige Wirkung äußern mußten. Die übergroße Zahl des fremden angeworbenen Geſindels führte immer mehr zu einer höchſt entehrenden Disciplin, die den Stand des Soldaten höchſt elend machte; alle Ausſicht auf Beförderung und da=

mit zugleich jeder Ehrgeiz ward durch die ausſchließliche Beſetzung der Officiersſtellen mit Adligen, und auch dieſe nur nach der Anciennität, eine natürliche Folge des langen Friedensſtandes ſeit dem ſiebenjährigen Kriege, erſtickt; man fing an mit dem Heere zu ſpielen, ſtatt es zu gebrauchen. So ſchien das Syſtem des Kriegsweſens auf die höchſte Stufe der Ausbildung erhoben zu ſeyn, als die franzöſiſche Revolution einen Sturm herbeiführte, der Europa in ſeinen Grundfeſten erſchütterte und die Blößen des bisherigen Syſtems in ihrem ganzen Umfange aufdeckte. Durch die gewaltige Ausdehnung des Syſtems der ſtehenden Heere, hatte ſich eine weite Kluft zwiſchen ihnen und den Nationen allmählig befeſtigt; nur das Heer war bewaffnet, nicht die Nation, dieſe war vielmehr gänzlich wehrlos geworden. War das Heer geſchlagen, ſo war auch die Nation unterjocht, und zugleich waren die Heere ſo über alles Verhältniß zu den Geldkräften der Staaten vergrößert, daß ſie nothwendig für den Gebrauch größtentheils todt bleiben mußten. Die Uebertreibung ſtrafte ſich wie immer, ſo auch hier! Man hatte die Heere nur zu Maſchinen gemacht und alle moraliſchen Triebfedern waren zerbrochen, was mußte erfolgen, wenn, wie jetzt geſchah, ein Volk in fanatiſcher Ueberſpannung den Kampf gegen die veralteten gewohnten Mittel begann, als in Frankreich plötzlich die Nation zu den Waffen gerufen ward, gegen die verroſtete Maſchine der ſtehenden Heere? Eine neue einfache Taktik, durch junge militäriſche Genies gegründet, entſtand. Sie blieb unbeſiegt, ſo lange als ſie ihrem urſprünglichen Zwecke getreu war; — als aber der Herrſcher von Frankreich, wieder in den alten Wahn verfallend, ſein Heer immer mehr nur als Maſchine für ſeine perſönlichen Abſichten zu brauchen begann, als die übrigen Mächte Europa's, durch die Erfahrung belehrt und auf ihre gerechte Sache geſtützt, endlich die Nationen ſelbſt für Recht und Freiheit zu den Waffen riefen, da bewährte es ſich von neuem, daß keine noch ſo gerühmte Kunſtfertigkeit, keine noch ſo vollkommene Maſchine der moraliſchen Kraft und dem Enthuſiasmus, wenn auch weniger geübter Heere, auf die Dauer zu widerſtehen vermag. Cz.

Kritik, mit dieſem griechiſchen Worte bezeichnet man die Beurtheilung und Prüfung eines Gegenſtandes, beſonders wenn ſie gründlich und ausgeführt iſt; dann die Fähigkeit oder Kunſt der Beurtheilung gewiſſer Gegenſtände, und endlich auch die Wiſſenſchaft für die Beurtheilung derſelben, oder die wiſſenſchaftliche Darſtellung der aus der Natur oder dem Begriffe eines Gegenſtandes hervorgehenden Regeln, nach welcher ſeine Wahrheit oder Zweckmäßigkeit beurtheilt werden kann. Jede Kritik ſetzt alſo einen Gegenſtand als gegeben voraus; als gründliche Beurtheilung und Beurtheilungskunſt aber auch eine Theorie, durch welche die Idee eines Gegenſtandes entwickelt wird, denn die vollkommenſte Beurtheilung kann nur aus wiſſenſchaftlich klarer Einſicht in das Weſen eines Gegenſtandes entſpringen. Daher ſetzt alſo z. B. eine Kunſtkritik eine Aeſthetik voraus, und ohne eine ſolche Theorie iſt die Beurtheilung nur ein fragmentariſches und deshalb unſicheres Raiſonnement, keine Kritik. Vorzüglich aber in Beziehung auf das Freie und Willkührliche, weniger in Beziehung auf das Nothwendige in der Natur findet Beurtheilung des Zweckmäßigen (eigentliche Kritik) ſtatt. So verſchiedene Arten freier Thätigkeit es nun giebt, ſo verſchieden iſt die Kritik ihrem Gegenſtande nach; beſonders aber bezieht ſie ſich auf die höchſten Gegenſtände menſchlicher Thätigkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt im weitern Sinne. In Beziehung auf die erſtere iſt ſie philoſophiſche oder hiſtoriſche Kritik. Der erſtere Ausdruck hat ver-

ſchiedene Bedeutungen. Philoſophiſche Kritik im weiteſten Sinne kann ſeyn eine wiſſenſchaftliche, durchgeführte, nur die Idee eines Gegenſtandes und ihr Verhältniß zur Darſtellung betrachtende Kritik, dahingegen die hiſtoriſche eine ſolche, welche nur das Aeußerliche eines Gegenſtandes oder Werks und ſeine Beziehung auf Zeit und Raum, ſo wie das daraus entſpringende Verſtändniß deſſelben betrifft. So iſt z. B. die äſthetiſche Kritik einer Antike (und dieſes ſoll ja eine philoſophiſche ſeyn) von der techniſchen und antiquariſchen Kritik derſelben verſchieden, obgleich dieſe mit jener wie Form und Gehalt, innig verbunden, ja eine ohne die andere nicht möglich iſt. Dann bedeutet philoſophiſche Kritik die Kritik philoſophiſcher Werke, welche auf die Haupterforderniſſe der logiſchen und materiellen Wahrheit gerichtet iſt. Endlich gaben Kant und ſeine Schüler dem Namen Kritik noch eine ungewöhnliche Bedeutung dadurch, daß ſie ihn auf die Prüfung des Erkenntnißvermögens, oder die Unterſuchung deſſen, was dem Menſchen zu erkennen nützlich ſey, bezogen. Auch unterſcheidet man in der Philoſophie die kritiſche Methode, (den Kriticiſmus) von der dogmatiſchen (ſ. d. Art.) und von der ſkeptiſchen. Vergl. darüber die Art. Philoſophie, Methode, Kantiſche Philoſophie. Die hiſtoriſche Kritik bezieht ſich auf die Wirklichkeit äußerer Thatſachen und ihre durch Erfahrung erkennbare Beſchaffenheit, und iſt die Unterſuchung der Aechtheit (Authenticität) gewiſſer (beſonders ſchriftlicher) Zeugniſſe. Sie iſt wiederum ſo verſchieden als die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften (ſ. d. Art. hiſtoriſch). Hieher gehört vorzüglich die geſchichtliche, oder hiſtoriſche Kritik im eigentlichen Sinne, welche die Wirklichkeit und Beſchaffenheit gewiſſer Angaben der Geſchichtſchreiber u. ſ. w. nach beſtimmten, aus dem Zwecke der Geſchichte abſtrahirten, aus den logiſchen (in der angewandten Logik entwickelten) Kriterien und Erforderniſſen der hiſtoriſchen Gewißheit hervorgehenden, und auf die verſchiedenen Arten der hiſtoriſchen Quellen angewandten Regeln prüft. Sie macht einen Beſtandtheil der hiſtoriſchen Kunſt im weitern Umfange (oder der Thätigkeit des Hiſtorikers) aus. Mit ihr in genauer Verbindung ſteht die philologiſche Kritik (ſ. Philologie), die Prüfung der ſchriftlichen Denkmäler vorzüglich des Alterthums, welche entweder auf Unterſuchung der Aechtheit des Ganzen in Beziehung auf einen genannten Verfaſſer, (ob ſie ihm mit Recht oder fälſchlich, und zwar im letzten Falle mit oder ohne Abſicht zugeſchrieben wird, oder des Einzelnen, d. i. auf die Aechtheit und Unverfälſchtheit einzelner Stellen, und wenn ſie abſichtlich oder durch Irrthum verdorben worden ſind, auf ihre Wiederherſtellung oder Verbeſſerung (z. B. durch Conjecturen — daher Conjecturalkritik) gerichtet iſt. Erſteres nennt man die höhere, letzteres die niedere Kritik. Sie geht bei jener Unterſuchung von äußern Umſtänden, von Ueberlieferung ꝛc., oder von innern und weſentlichen Beziehungen, d. i. von dem Inhalt, Geiſt, Sprache und Styl der Schrift aus, vergleicht dieſes mit dem bekannten Namen und Charakter des angegebenen Verfaſſers, und beſtimmt darnach, ob ſie demſelben oder welchem andern Verfaſſer, und welcher andern Zeit ſie zuzuſchreiben ſey. Im erſtern Falle heißt ſie äußere, im letztern innere Kritik. Dieſe philologiſche Kritik, welche in Verbindung mit der Auslegungskunſt oder Interpretation die höhere Philologie ausmacht, iſt vorzüglich unter den Deutſchen in neuerer Zeit auf einen ſehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Man bewundert, ſagt ein deutſcher Denker, die Sicherheit der Reſultate unſerer hiſtoriſchen Forſcher und die Feſtigkeit, mit welcher philologiſche Kritik uns die claſſiſche Literatur gereinigt hat. Freilich ſind die Unterſuchungen, vorzüg-

lich der innern Kritik, oft an ſehr leiſe Andeutungen der Wahrſcheinlichkeit gebunden, allein da jede Zeit, jeder Ort, jedes Individuum der Eigenthümlichkeiten ſo viele hat, ſo bewährt es die Erfahrung doch, daß ſie, wenn ſie mit nöthiger Unbefangenheit, hinlänglichem Scharfſinn, umfaſſender Sachkenntniß und ausdauernder Sorgfalt angeſtellt werden, meiſtentheils eine beſtimmte Entſcheidung mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit gewähren. Wem fallen hier nicht die größten unſerer neuern Philologen, ein Wolf, Hermann, Heyne u. a. ein. Einen glücklichen Verſuch, dieſe Kritik auch auf die altdeutſche Literatur anzuwenden, hat kürzlich A. W. Schlegel (im deutſchen Muſeum) abgelegt. Uebrigens iſt zu bemerken, daß wenn von Kritik ſchlechthin die Rede iſt, gemeiniglich die philologiſche Kritik vorzugsweiſe, beſonders aber die gewöhnlich vorkommende niedere Kritik, welche ſich mit Beurtheilung der verſchiedenen Lesarten in den Werken der alten Schriftſteller, und mit Feſtſetzung der richtigen beſchäftigt, zu verſtehen iſt. Was aber 2. die Kunſtkritik anlangt, ſo unterſucht ſie, wie wir eben andeuteten, den innern, idealen, oder äſthetiſchen Werth des Kunſtwerks, und heißt in ſofern äſthetiſche Kritik, oder ſie beurtheilt nur die äußere körperliche und mechaniſche Bearbeitung, die regelmäßige Anwendung der Werkzeuge und Darſtellungsmittel der Kunſt oder eines Gewerbes, und heißt in ſofern techniſche oder technologiſche Kritik. So wie jede wahre Kritik endlich ſich von der unä..ten durch Freiheit und Gründlichkeit zugleich unterſcheidet, ſo unterſcheidet ſich auch der Kritiker, Beurtheiler, Kunſtrichter von dem Kritikaſter, Krittler oder Afterkritiker, d. h. nicht demjenigen, welcher das zu Beurtheilende ſtreng beurtheilt, ſondern demjenigen, welcher entweder Alles beurtheilt, oder deſſen Urtheil ohne objectiven Grund und Nothwendigkeit, mithin nur eine Meinung, — ſey ſie auch noch ſo zuverſichtlich ausgeſprochen, — oder immer nur ein Tadel iſt, und zwar gewöhnlich aus Uebelwollen, Neid ꝛc. erzeugt, oder auf willkührliche und conventionelle Geſetze, welche hier nichts entſcheiden, oder endlich nur auf Kleinigkeiten und anſcheinende Fehler gründet. Das Gefühl menſchlicher Beſchränktheit und die Einſicht, daß das Vollkommenſte nur Ideal iſt, lehrt den Kritiker bei Beurtheilung menſchlicher Producte human und nachſichtig ſeyn, ja ſelbſt um ſeines eignen Genuſſes willen, der Beurtheilung im Leben eine Grenze ſetzen, um nicht mit Recht verhaßt zu werden. Außer letzterm Grunde aber, welcher in dem Mißbrauche der Kritik liegt, iſt die Kritik nur jener Eigenliebe der Beurtheilten, welche in dem Geſchäft, das ſie betreiben, ſey es ſo hoch und wichtig, als es wolle, nur ſich ſelbſt ſehen und ihre perſönlichen Anforderungen geltend machen wollen, oder der Trägheit der gewöhnlichen Beurtheiler verhaßt, welche ſich lediglich ihrem Gefühle, ſey es geübt oder ungeübt, verdorben oder nicht, überlaſſen und anvertrauen. Dieſe ſehr herrſchenden Motive menſchlicher Denk- und Beurtheilungsweiſe haben freilich ſelbſt den Namen der Kritik, des Kritiſchen (welcher Ausdruck nicht nur prüfend, unterſuchend, ſondern auch etwas Bedenkliches, Mißliches und Gefährliches bedeutet) ſo wie dem Geſchäft des Kritiſirens eine verdächtige Bedeutung gegeben; allein gewiß iſt es, daß, ſo lange der Menſch ein verſtändiges, Mittel und Zwecke vergleichendes Weſen ſeyn wird, er auch der wahren und humanen Beurtheilung ſeiner Werke, wie vielmehr der geiſtvollen umfaſſenden Kritik einen unverkennbaren und noch höhern Werth beilegen wird, als der einſeitigen Productivität und beſchränkten Manier, über welche ſich die Kritik durch die Idee erhebt. Dieſen Werth belegt auch die Erfahrung und Geſchichte, welche uns zeigen, wie oft die

wahre Kritik von Verirrungen und gefährlichen Abwegen in Wiſſenſchaft und Kunſt verwahrt und abgehalten hat. Nur erhebe ſich der Kritiker nie über die originelle Productivität des reichen Genius. T.

Kritiker, Kritikus, ſ. d. vorhergeh. Art.

Kritik der reinen Vernunft, ſ. **Kant**.

Kritiſche Philoſophie, ſ. **Kant** und **Philoſophie**.

Krone, Kronämter, Krönung. Mit dem Worte Krone bezeichnet man den goldnen Stirnreif, das Merkmal und Abzeichen der höchſten Gewalt. Die Kronen ſelbſt ſind nach der verſchiedenen Würde derer, die ſie tragen, verſchieden; ſo ſpricht man in der Wappenkunde von Kaiſer-, Königs-, Großherzogs-, Fürſten- und Grafen-, von alten und neuen Kronen. Außer dieſem eigentlichen und vornehmſten Sinne hat das Wort Krone aber auch noch mehrere Nebenbedeutungen. So wird daſſelbe nicht ſelten gleichbedeutend mit Reich oder Staat gebraucht; man ſpricht z. B. von einer Krone England, von einer Krone Spanien. Dagegen aber hat man vorzüglich in den neu entſtandenen Staaten angefangen, die Wörter Krone und Staat als ſich einander geradezu entgegengeſetzt zu brauchen, indem man unter Krone den Inbegriff aller der Rechte und Vorzüge verſteht, die dem Regenten, als einer beſondern, von dem Staate verſchiedenen moraliſchen Perſon betrachtet, zuſtehen. So ſpricht man von Krondomänen im Gegenſatze von Staatsdomänen, indem man mit den erſteren einen ähnlichen Begriff, ſo wie vormals in Deutſchland mit dem Worte Chatoullgüter verbindet. Jedoch wird heut zu Tage, wie z. B. in Frankreich, noch ein Unterſchied zwiſchen Kron- und Privatdomänen gemacht, indem erſtere in der Regel unveräußerlich ſind und jedem Beſitzer der höchſten Gewalt zum Nießbrauche anheim fallen, letztere dagegen vollkommen gleich andern Privatbeſitzungen anzuſehen ſind. Dieſer Eintheilung zufolge kann daher der Kronſchatz z. B. noch wiederum von der Privatchatoulle im engſten Sinne verſchieden ſeyn. In ſolchen Staaten aber, die auch der Form nach vollkommen unumſchränkt ſind, findet natürlich dieſer Unterſchied zwiſchen Krone und Staat nicht ſtatt. — Mit dem Ausdrucke Kronämter ward ehemals gleichfalls ein von dem neueſten zum Theil ſehr verſchiedener Begriff verbunden. Die Kronämter in den alten Staaten waren freilich größtentheils auch Hofwürden, zum Theil aber auch wahre Staatsämter, ſo z. B. in dem ehemal. deutſchen Reiche, ſo noch gegenwärtig in Ungarn, wobei noch der beſondere Umſtand zu bemerken iſt, daß dieſe Aemter gewöhnlich in beſondern Familien erblich waren. Dagegen ſind die in verſchiedenen Staaten in neuern Zeiten errichteten Kronämter, beinah nur ausſchließlich Hofdienſte, die einen beſonders hohen Rang geben; nur hin und wieder ſind auch mit einigen militäriſchen Würden Kronämter verbunden, wie z. B. in Frankreich, wo es bürgerliche und militäriſche Großofficiere der Krone giebt. Erblichkeit dieſer Aemter findet in den neuern Staaten überhaupt gar nicht ſtatt; dagegen aber ſind die Kronämter in den alten Staaten zum Theil zu bloßen Titeln geworden, oder ihre Tituläre verſehen höchſtens bei einzelnen außerordentlichen Gelegenheiten die damit verknüpften Geſchäfte. In dieſen alten Staaten wird eben ſo, wie ſchon bemerkt worden, der Unterſchied zwiſchen Kron- und Reichswürden nicht genau beobachtet, wogegen dieſelben in den neuern Staaten allerdings ſtreng getrennt ſind; ſo hat man z. B. in Frankreich beſondere hohe Reichswürden, oder vielmehr nur die Titel von ſolchen Würden angeordnet, denn man hat ſich ſorgfältig gehütet, den Inhabern derſelben etwas mehr als ein leeres Ceremoniel zu geſtatten. In manchen Staaten, wie in Eng-

land, hat man die hohen Reichswürden, die hier mehr als bloße Titel waren und ihren Inhabern alle die Rechte und Geſchäfte gaben, die der Name der Würde anzeigte, ausſterben laſſen, ſo z. B. die Würde eines Großadmirals, da es gefährlich ſchien, einem Einzelnen eine ſolche ausgebreitete Macht zu überlaſſen. — Die Krönung ward in alten Zeiten bei Kaiſern und Königen, die man deshalb auch vorzugsweiſe gekrönte Häupter nannte und auch noch gegenwärtig ſo nennt, für durchaus nothwendig geachtet, jedoch iſt in neuern Zeiten dieſer Gebrauch nur noch in einigen Reichen üblich und hat dagegen in andern allmählich aufgehört; haben wir ja doch ſelbſt in unſern Tagen neue gekrönte Häupter entſtehen ſehen, die auch nicht gekrönt waren. Der Papſt, der in frühern Zeiten die römiſchen Kaiſer zu krönen pflegte, hat nur einmal in der neuern Zeit dieſes Geſchäft wiederum verſehen, als er im Jahre 1804 Napoleon Bonaparte zu Paris als Kaiſer der Franzoſen krönte (eigentlich ſalbte; denn die Krone ſetzte er ſich ſelbſt auf.)

Kronion, ſ. Jupiter. Cz.

Kronos, ſ. Saturnus.

Kropf, eine Geſchwulſt am vordern Theile des Halſes, in der Gegend der Schilddrüſe. Man belegt zwar im gemeinen Leben die Anſchwellung und Vergrößerung der Schilddrüſe ſelbſt mit dem Namen des Kropfes, und verwechſelt ſonach beide mit einander, allein genau genommen ſind beide verſchiedene Uebel. Der wahre Kropf entſteht außerhalb, wiewohl in der Gegend der Schilddrüſe, von Auftreibung des Zellgewebes, der in ihm befindlichen Adern, Austreten von Blut und lymphatiſchen Feuchtigkeiten, und kann zu einer ungeheuern Größe wachſen, wie man an den Kretinen ſieht. Die Geſchwulſt der Schilddrüſe entſteht langſam, kann zwar auch ſehr anwachſen, iſt jedoch ſeltner als der Kropf. Sie bildet eine genau umſchriebene, von den benachbarten Theilen wohl zu unterſcheidende Geſchwulſt; der wahre Kropf entſteht ſchnell, meiſtens von mechaniſcher Urſache, Anſtrengung, heftigem Huſten, Schreien, Tragen auf dem Kopfe, iſt im Anfange eine mehr bewegliche, ſchwammige Geſchwulſt, die dem Drucke des Fingers leicht nachgiebt. In der Folge erſt, wenn er älter wird, wird er härter und hie und da gleichſam knorpelig. Die häufigſte Veranlaſſung zum Kropfe iſt das ſchwere Tragen bergan, wenigſtens findet man ihn in bergigten Gegenden unter der Claſſe von Menſchen, die von ſolchen Beſchäftigungen ſich ernähren, am meiſten. Man hat ſonſt dem Trinken von Schneewaſſer die Entſtehung des Kropfes zugeſchrieben, allein die Erfahrung hat dieſe Meinung widerlegt. Wahrſcheinlicher iſt es, daß der häufige Genuß von Waſſer, das mit Kalch- und andern erdigen Theilen erfüllt iſt, z. B. Quellen aus ſolchen Bergen, dazu beitragen kann, und vielleicht auch die Anſchwellung der Schilddrüſe verurſacht. Der Kropf iſt leichter heilbar, wenn gleich im Anfange die gehörigen Mittel angewandt werden, ſpäterhin, wenn die vielen Blutgefäße ſich in die Geſchwulſt fortgeſetzt, verlängert und erweitert haben, wenn die Häute und kleinen Muskeln verdickt, die ausgetretenen Feuchtigkeiten ſich verhärtet haben, wird es immer ſchwerer. H.

Krummacher (D. Friedrich Adolph), war vorher Profeſſor der Univerſität zu Duisburg, jetzt Superintendent zu Bernburg; ein religiöſer Volkslehrer, der ſich durch ſeine gemüthvollen, kindlich anſprechenden Schriften, z. B. ſeine Parabeln (3 Thle. 4 Aufl.), Apologieen, der Sonntag (oder das Feſtbüchlein 1 Bd., 3 Aufl., Duisburg 1813) das Chriſtfeſt (2 Aufl. ebend. 1814), den Bibelkatechismus 2 Aufl. ebend. 1813) u. a. eine würdige Stelle in der neuern deutſchen Literatur erworben hat. Nur zuweilen möchte man der Milde und Kindlichkeit ſeiner

Schriften mehr ſtärkende Kraft wünſchen. Auch hat er früher die Theologie mit einer Schrift voll trefflicher, eigenthümlicher Anſichten (über den Geiſt und die Form der evangeliſchen Geſchichte in hiſtoriſcher und äſthetiſcher Hinſicht, Lpz. 1805) bereichert.

Krümmung heißt jede Abweichung von einer geraden Linie oder ebenen Fläche. Die Größe der Krümmung an jedem ihrer Puncte wird in der Geometrie beſtimmt durch den Krümmungshalbmeſſer, d. i. durch den Halbmeſſer des Kreiſes, welcher die krumme Linie in einem beſtimmten Puncte berührt. L.

Krünitz (Johann Georg), Dr. der Medicin zu Berlin, ward daſelbſt am 28. März 1728 geboren und ſtudirte zu Göttingen und zu Frankfurt a. d. Oder. Nach vollendeten Studien ging er 1759 nach Berlin zurück, widmete ſein ganzes Leben literariſchen Geſchäften und ſtarb am 20. Dec. 1796. Eine Menge nützlicher mediciniſcher, naturhiſtoriſcher, geographiſcher und anderer Werke, welche er aus verſchiedenen Sprachen überſetzte, eigene Arbeiten und Abhandlungen, Regiſter zu mehrern Schriften u. ſ. w. ſind die Früchte ſeiner unermüdet thätigen Betriebſamkeit. Sein Hauptwerk aber iſt die ökonomiſch-technologiſche Encyklopädie, welche er 1773 begann. Er kam damit bis zum 73 Bande, wo über dem Artikel Leiche ihn der Tod übereilte. Krünitz hat in dieſem ſehr ſchätzbaren Werke mit guter Auswahl und der fleißigſten Benutzung der vorhandenen Quellen Alles geleiſtet, was man von einer ſolchen Arbeit erwarten kann. Nach Krünitz's Tode ſetzte Fr. Jac. Flörke die Encyklopädie fort, ſtarb aber ſchon 1799. Seitdem beſorgt deſſen Bruder, H. G. Flörke, die Fortſetzung.

Kruſenſtern (A. J. Ritter von), Capitain der k. ruſſiſchen Marine. Dieſer Seemann, der neueſte unter den berühmteſten Weltumſeglern, hat der Wiſſenſchaft, ſeinem Kaiſer, dem ruſſiſchen Reiche und ſeinem eigenen Verdienſte, in ſeiner Reiſe um die Welt in den Jahren 1803 bis 1806, ein Denkmal geſtiftet, das ſeinen Namen auf die Nachwelt bringen wird. Rußland hatte ſchon vor Kruſenſtern Entdeckungsreiſen wohl vorbereitet und glücklich ausgeführt. Zu Behrings Reiſe und zu Tſchirikoffs dritter Reiſe dauerten die Zurüſtungen 9, zu Billings Reiſe 10 Jahr. Außer dieſen Männern nennt die ruſſiſche Geſchichte folgende denkwürdige Reiſende: Spangenberg, Walton, Schelting, Chemiteffskoy, Synd, Krenitzin, Lewaſcheff, Laxmann, Sarytſcheff. Aber Kruſenſterns Reiſe übertraf ſeine Vorgänger in Rußland nicht bloß durch ihren Umfang, ſondern auch durch den Erfolg. Vor ihm hatte ſich die ruſſiſche Schiffahrt im atlantiſchen Ocean nie bis zu den Wendekreiſen erſtreckt. Kruſenſtern fuhr vom 60 Grad N. B. bis zum 60 Grad S. B. der andern Hemiſphäre; und auf dieſer mehr als 3jährigen Reiſe ſtarb ihm nicht ein Mann. Wie reich aber die Ausbeute in wiſſenſchaftlicher Hinſicht war, beweiſen 3 verſchiedene im Druck erſchienene Beſchreibungen dieſer Entdeckungsreiſe, welche Alexanders Regierung um ſo mehr verherrlicht, da Rußland unter ihr, von ſo vielen Seiten gedrängt, nur im Panzer und Helm erſcheint. Der Kaiſer kaufte nicht nur die beiden Schiffe für 17,000 Pf. Sterl. und wies zu ihrer Ausbeſſerung 5000 Pf. St. an; er verſah ſie nicht nur mit allem Nöthigen, z. B. mit den beſten Inſtrumenten von Troughton, Arnold und Pennington; ſondern er that Alles, um das wiſſenſchaftliche Gelingen dieſer Nationalunternehmung zu ſichern und zu beſtärken. Er ermunterte und belohnte die Seefahrer mit kaiſerlicher Freigebigkeit. So wies Er Kruſenſterns Gattin die Einkünfte eines Guts an, welche ſich auf 1500 Rubel jährlich beliefen, um ihren Mann, während der Ab-

weſenheit, wie Er ſich ausdrückte, über den Wohlſtand ſeiner Familie zu beruhigen. Alle Officiere am Bord beider Schiffe wurden um einen Rang befördert, und erhielten lebenslängliche Penſionen; die Gelehrten auf Lebenszeit jährlich 300 Ducaten. Aber der Ruhm der vollendeten Unternehmung gebührt dem beſcheidenen Kruſenſtern. Kein Seefahrer hat ſo viel Menſchenfreundlichkeit, Sorgfalt, Aufopferung ſeiner eigenen Bequemlichkeit, mit einer umfaſſenden Kenntniß ſeines Faches vereinigt. Wenn irgendwo der Satz ſich bewährt hat, daß den Talenten und Kenntniſſen eines Mannes nur ſein moraliſcher Character den einzigen wahren Werth ertheilt, ſo zeigt es der Erfolg dieſer Reiſe. Man kannte den Capitain von Kruſenſtern ſchon in der gelehrten Welt durch einen Aufſatz in Storchs Annalen, worin er die Schwierigkeiten des Handels über Ochotzk nach den Inſeln und Küſten von America zeigte, und bewies, daß dieſer Handel nur dann erſt, wenn Schiffe aus der Oſtſee um das Cap Horn oder das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach der Nordweſtküſte von America gingen, wichtig werden könnte. Allein, wenn Rußland unmittelbar an dem Handel mit China und Indien Theil nehmen ſollte, mußte es der indiſchen Gewäſſer kundige Seeleute beſitzen. Kruſenſtern hatte hierüber die nöthigen Erfahrungen eingeſammelt, als er im Revolutionskriege von 1793 bis 1799 auf der engliſchen Flotte diente. Jetzt verſchaffte ihm der ruſſiſche Geſandte am engliſchen Hofe, Graf Woronzoff, Gelegenheit, auf einem brittiſchen Chinafahrer ſelbſt nach Indien zu gehen. Er hielt ſich in den J. 1798 und 1799 zu Canton auf, und lernte daſelbſt die Vortheile kennen, die den ruſſiſchen Beſitzungen auf der americaniſchen Küſte aus einem unmittelbaren Abſatze ihres Rauchwerks erwachſen könnten. Der durchdachte Plan aber, welchen er nach ſeiner Rückkunft dem Commerzminiſter, Herrn v. Soimonoff, überreichte, daß nämlich mit den 600 adeligen Seecadetten zugleich 100 Nichtadelige, aber bloß zum Kauffahrteidienſte erzogen werden, ferner daß Schiffbaumaterialien mit Handwerkern, Büchern und Inſtrumenten, oder kleine Schiffe aus den Häfen der Oſtſee den ruſſiſchen Kaufleuten auf den Aleuten und auf der Küſte von America zugeführt werden ſollten, damit die Ruſſen ihren Activhandel nicht mehr Ausländern überlaſſen dürften, ſondern unmittelbar ihre Pelzwaaren in Canton abſetzen und dadurch außer der Rückfracht, auch tüchtige Seeleute für die kaiſerl. Marine erhalten könnten, fand kein Gehör. Erſt Alexander faßte, durch den Miniſter, Grafen Romanzoff und den Admiral Mordwinoff auf Kruſenſterns Vorſchläge aufmerkſam gemacht, deſſelben Plan auf, und übertrug dem wackern Seemann, nach einer von dem damaligen Commerzminiſter, nachmaligen Reichskanzler, Grafen von Romanzoff, entworfenen Inſtruction, die nähere Unterſuchung der Nordweſtküſte von America. Später verband man damit den Nebenzweck, die ſeit Laxmanns Reiſe nach Japan zerriſſenen Handelsverbindungen in Nangaſaky wieder anzuknüpfen. Kruſenſtern trat willig aus ſeiner unabhängigen und glücklichen häuslichen Lage heraus, um ſeinem Vaterlande zu dienen. Die Wahl des Perſonals beider Schiffe war ihm überlaſſen. Außer dem Aſtronomen Horner aus der Schweiz, den Naturforſchern Tileſius aus Leipzig, Langsdorff und dem Arzte Laband, war kein Ausländer am Borde. Seinem Freunde, dem Capit. Lieut. Liſanskoy übergab er die Führung der Newa. Nachdem er mit der verſtändigſten Sorgfalt für den Zweck der Reiſe Alles vorbereitet hatte, verließ er den 5. Oct. 1803 die Rhede von Falmouth. Den 26. Nov. wehte zum erſten Male die ruſſiſche Flagge jenſeit des Aequators; den 19. Aug. 1806 kam die Nadeshda zu Kronſtadt an. Man muß über

die Reiſe ſelbſt die verſchiedenen Beſchreibungen nachleſen. Das Hauptwerk iſt: Reiſe um die Welt in den J. 1803 bis 1806, auf Befehl Sr. M. Kaiſers Alexanders I. auf den Schiffen Nadeshda (die Hoffnung) und Newa, unter dem Commando des Capitains von der kaiſerl. Marine, A. J. v. Kruſenſtern. St. Petersburg. Auf Koſten des Verf. I. II. III. Th. 4. 1810. 1812. Die beiden erſten Theile enthalten die Erzählung der Reiſe und koſten 15 Rthlr.; der dritte Theil dieſes claſſiſchen Werks enthält naturhiſtoriſche und phyſikaliſch-nautiſche Abhandlungen vom Hofr. Tileſius, Dr. Carl Eſpenberg, Hofr. Horner und dem Cap. Kruſenſtern. Ein Supplementband ſoll noch folgen. Der Atlas in 6 Heften enthält 16 Bl. über Japan und naturhiſtoriſche und ethnographiſche Abbildungen vom Hofr. Tileſius. Eine 2te Aufl. dieſes Werks iſt mit Bewilligung des Verfaſſers in Berlin bei Haude und Spener in 12. 1811 — 1812 erſchienen, geſchmückt mit dem Bildniſſe des Verf. und mit illumin. und ſchwarzen Kupfern. Die beiden erſten Theile koſten 5 Thlr. Eine engliſche Ueberſetzung der Kruſenſternſchen Reiſe von Goppner iſt unvollſtändig und durch eine Menge Fehler entſtellt. — Auch Capitain Urey Liſanskoy hat die auf der Newa gemachte Reiſe um die Welt in ruſſiſcher Sprache beſchrieben (St. Petersburg 1813, 2 Thle. 8.), wovon der Hofrath Dr. Pansner eine deutſche Ueberſetzung liefert. Das dritte Hauptwerk über dieſe Reiſe hat der kaiſerl. ruſſiſche Hofrath G. H. v. Langsdorff unter dem Titel herausgegeben: Bemerkungen auf einer Reiſe um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807, in 2 Bdn., 4. mit Kupf. Frankfurt a. M. bei Wilmans 1812, wovon jedoch nur der erſte Band die Kruſenſternſche Reiſe betrift, da der Verf. im J. 1805 die Expedition in Kamtſchatka verließ, und ſeine Reiſe von den Aleuten und America aus zu Lande durch Sibirien endigte. Auch dieſes Werk iſt ins Engliſche überſetzt. — Ueber den wiſſenſchaftlichen Werth der Kruſenſternſchen Reiſe iſt nur eine Stimme. Capit. Kruſenſtern entdeckte die Orlowsinſeln; durch ihn wurden die neuen Marquesas- oder Waſhingtonsinſeln, beſonders Nukahiwa, bekannter. Vorzüglich gewann die Geographie von Auſtralien, die der japaniſchen Küſte und der Inſeln des chineſiſchen Meeres. Die öſtlich von Japan gelegene Inſel aber, welche die Spanier 1610 entdeckt haben ſollten, konnte Kruſenſtern ſo wenig finden, als vor ihm Vries und La Perouſe. Eben ſo mißlang der Wunſch, die Handelsverbindung mit Japan wieder anzuknüpfen. Der dahin beſtimmte ruſſiſche Geſandte, der Kammerherr von Reſanoff, ward nicht angenommen. Was Kruſenſterns Reiſe aber vor allen ähnlichen auszeichnet, iſt der Umſtand, daß er ſeine ganze Mannſchaft, die auf der Nadeshda aus 85 Perſonen beſtand, nach einer mehr als 3jährigen, faſt durch alle Zonen gemachten Seefahrt, geſund und vollzählig heimführte. Für den ruſſiſchen Handel wird dieſe Reiſe erſt in der Folge recht wichtig werden, wenn die vorgeſchlagenen Verbeſſerungen in der Verwaltung der ruſſiſchen Niederlaſſungen auf den Aleuten und auf der Nordweſtküſte von America, auf deren Mißbräuche Kruſenſtern mit edler Wahrheitsliebe aufmerkſam gemacht hat, ausgeführt ſind. Dann ſteht auch dem ruſſiſchen Seehandel mit China nichts mehr entgegen. Aber freilich müſſen die ruſſiſchen Soldaten, Jäger, Kaufleute und Befehlshaber in jenen Gegenden rechtlich und gebildet handeln lernen, ſonſt werden ſie, von den Japaneſen und Chineſen verabſcheuet, keinen Zutritt in dieſem Theile von Aſien finden. Jene Barbaren haben bis jetzt die großen und guten Abſichten ihres Kaiſers vereitelt, und ſtrenge Gerechtigkeit, die Kruſenſtern fordert, iſt nöthig,

um das Anſehen der Geſetze unter jenem öden Himmelsſtriche zu gründen. Das neueſte Beiſpiel, wie verhaßt ſich die Ruſſen im öſtlichen Aſien gemacht haben, enthält der officielle Bericht des Capitains, Ritters von Kruſenſtern, über des Capitains Golownin Reiſe zur Unterſuchung der kuriliſchen Inſeln (ſ. d. A. G. Eph., Febr. 1814). So greift die Kruſenſternſche Reiſe auf mehr als einer Seite in die Geſchichte des des ruſſiſchen Reichs ein. Möge dieſer edle, beſcheidene, kenntnißvolle und erfahrne Seemann noch lange für ſein Vaterland wirkſam bleiben. Von ſeinen literariſchen Arbeiten, welche vorzüglich die nautiſche Geographie bereichern, enthalten die A. G. Eph. mehrere Proben, unter denen wir den Aufſatz über Maldonado's vorgebliche Entdeckungen einer nordweſtl. Durchfahrt im J. 1587, und ſein Mémoire sur une carte du détroit de la sonde et de la rade de Batavia anführen wollen. Sein neueſtes Werk enthält: Wörterſammlungen aus den Sprachen einiger Völker des öſtlichen Aſiens und der Nordweſtküſte von America. Petersb. 1813. 68 S. in 4. Ch.

Kugel nennt man eine zu bekannte Körpergeſtaltung, als daß ſie noch einer Beſchreibung bedürfte. Ihr körperlicher Inhalt verhält ſich zu dem eines Cylinders, deſſen Höhe und Durchmeſſer der Grundfläche ihrem Durchmeſſer ſelbſt gleich iſt, genau wie 2 zu 3, hingegen zu einem mathematiſchen Kegel deſſelben Maßes, wie 2 zu 1. Dieſes Verhältniß hat zuerſt Archimedes gefunden und dargelegt. Er zeigt, daß die Kugel in Rückſicht ihres Inhaltes zwiſchen den beiden andern Körpern mitten inne ſteht, ſie erhebt ſich aber durch ihre Geſtaltung als die vollkommenſte über dieſe empor. Nach jenem iſt es wunderbar, daß die Natur auch dadurch, daß ſie in ihren Bildungen von dem Eie des kleinſten Würmchens bis zu der Sonne, in deren Strahlen es ſich wiegt, von dem kleinſten Tröpfchen des Thaues bis zum größten der Körper, die im Weltall rollen ꝛc. in der mannichfaltigſten Verſchiedenheit nach dem Ideale der Kugelgeſtaltung ſtrebt, die Mittelſtraße beobachtet. Nach dieſem iſt es kein Wunder, wenn weiſe Männer des Alterthums, wo man ſich das Ueberſinnliche vermittelſt der Gegenſtände der Sinnenwelt vorſtellte, ſelbſt die Gottheit als Kugel gedacht haben, da ſich die vollkommenſten Erzeugniſſe der vegetabiliſchen und thieriſchen Natur nach ihrer Geſtalt gleichſam als Muſter bilden. Eine unendliche Menge ſolcher Bemerkungen drängen ſich uns auf, ſobald wir auf unſrer Erdkugel, oder in der unermeßlichen Kugel des Weltalls mit dem vollkommenſten Werkzeuge unſerer Sinne, dem Auge, das ſelbſt eine Kugel iſt, herumblicken. Erd- Himmels- Stück- Kanonen- Kartätſchen- Flinten- Giftkugel ꝛc. ſ. an ſ. Orte.

Kugeldreieck heißt ein Dreieck, wenn es auf einer Kugel beſchrieben iſt, daher die Seiten deſſelben nicht gerade, ſondern krumme Linien ſeyn müſſen. Da unſere Erde auch eine Kugel iſt, ſo müſſen 3 Oerter auf derſelben, die nicht in einer Richtung liegen, wie Dresden, Wien, und Straßburg, die Spitzen eines großen Kugeldreiecks ſeyn.

Kügelgen, Gerhard von, Hiſtorien- und Portraitmaler, Mitgl. der Akademieen von St. Petersburg, Berlin und Dresden, und Karl von Kügelgen, Landſchaftmaler, Mitgl. der Akademieen von St. Petersburg und Berlin, Zwillingsbrüder, ſind im J. 1772, den 6ten Jan. zu Bacharach am Rhein geboren. Sie erhielten von ihren Eltern (der Vater war kurköllnſcher Hofkammerrath) eine chriſtlich fromme Erziehung. Beide zog ſchon in früher Jugend ein lebendiger Trieb zur Malerei hin; dieß und ihre ſeltene Aehnlichkeit im Aeußern, in der ſich die Eltern oft ſelbſt irrten, erregte Aufſehn. Aber die Malerei

galt in jener Gegend nur als ein vornehmes Handwerk, und die berühmteren Meiſter dieſer Kunſt ſtanden im Rufe eines etwas liederlichen Lebens. Kein Wunder alſo, daß der Vater der Zwillinge dieſe Kunſt unter die loſen zählte, welche dem Seelenheile ſeiner Söhne gar gefährlich werden könnte. Sie mußten daher ihrer Lieblingsneigung entſagen, und in einem matten Schulunterrichte zu einer wiſſenſchaftlichen Bildung ſich vorbereiten. Zwei Jahre, nachdem ſie, 14 Jahre alt, in das Jeſuiter-Gymnaſium zu Bonn gebracht worden waren, ſtarb ihr Vater. Jetzt gelang es dem ältern Zwilling Gerhard, von ſeiner Mutter die Erlaubniß zu erhalten, daß er ſich der Kunſt ganz widmen konnte. Ohne Unterricht, verſuchte er ſich mit Liebe, im Figurenzeichnen und Malen. Der Anfang berechtigte zu größern Erwartungen, und der ſehr geachtete Hiſtorienmaler Januarius Zick in Coblenz übernahm gegen ein jährliches Lehrgeld ſeinen Unterricht. Ein halbes Jahr darauf erklärte der Zwillingsbruder Karl, daß er unmöglich etwas Anderes als ſein Bruder treiben könne. Da er ſchon in der früheſten Jugend Häuſer und Bäume mit Luſt gezeichnet hatte, wie ſein Bruder Geſichtsbildungen, ſo ward er in Frankfurt am Main dem berühmten Landſchaftmaler Schütz übergeben. Nach einer Uebung von kaum zwei Jahren copirte Gerhard die kleinen Bilder ſeines Meiſters ſo treu und charakteriſtiſch, daß man ſie für Originale anſehen konnte; allein die etwas eigen geſinnte Mad. Zick glaubte, dieß ſchade dem Vortheile ihres Mannes, und es wurden zum Copiren keine Originale mehr verabfolgt. Damals lernten die Zwillinge auf einer Luſtreiſe nach Mainz den Hiſtorien- und Portraitmaler Ceſel aus Würzburg kennen. Dieſer freundlich geſinnte Mann übernahm ihren weitern Unterricht unentgeldlich. Aber nach einem halben Jahre ſchrieb ihnen die Mutter, da der ältere Bruder Joſeph auf der Univerſität Bonn erhalten werden müſſe, ſo falle es ihr ſchwer, die Zwillinge in dem koſtſpieligen Studium der Malerkunſt zu unterſtützen; ſie möchten daher ſelbſt auf Mittel zum Fortkommen denken. Beide beſchloſſen, an den Kurfürſten von Kölln, Maximilian, Erzherzog von Oeſterreich, ſich zu wenden. Gerhard malte zu dieſem Endzwecke ſein eigenes Bild in halber Figur mit einem Blatte in der Hand, auf welchem ein beflügelter Genius mit Palette und Pinſel zu einer auf Wolken thronenden Minerva emporſtrebt, von einer Bettlerin in Lumpen aber, von der Armuth, an einer Kette zurückgehalten wird. Karl malte die Gegend von Würzburg und die Stadt. Der Kammerpräſident Spiegel von Dieſenberg, ein wohlwollender Mann, mit offenem Sinne für alles Gute und Schöne, welcher die Zwillinge wegen ihres Schulfleißes und ihrer guten Aufführung, als Vorſteher des Gymnaſiums in liebreichem Andenken hatte, bahnte ihnen den Weg zum Kurfürſten. Dieſer Fürſt, ein jovialer Mann, unterhielt ſich lange ſcherzhaft mit den Zwillingen, und ließ ihnen noch denſelben Abend die Zuſicherung ertheilen, daß ſie eine Reiſepenſion von 200 Ducaten jährlich, drei Jahre lang in Rom beziehen ſollten. — Den 4. Mai 1791 traten die Brüder ihre Wanderung nach Rom an; durch Deutſchland größtentheils zu Fuße. Die reiche Schönheit der Natur in den Umgebungen Roms feſſelte bald den Landſchaftmaler ſo, daß ihm das Copiren nach andern Meiſtern nicht zweckmäßig ſchien. Den Hiſtorienmaler aber zogen die Idealgeſtalten der Antiken und das wunderſam Rührende in Raphaels Gemalden ſo an, daß er ausſchließlich nur dieſes und jene nachzubilden bemüht war. Indem ſich alſo keiner von den beiden Brüdern auf die Autorität eines Meiſters, oder einer Schule und Akademie ſtützte, war ihr kunſt-

leriſches Streben frei, und in jedem entfaltete ſich das Eigenthümliche ſeines Genius. So iſt in den landſchaftlichen Darſtellungen des jüngern Bruders die üppige, oft ſogar etwas überreiche italieniſche Natur, wie in den hiſtoriſchen Bildern des ältern, jener nach dem Antiken ſtrebende Schönheitsſinn mit gemüthvollen Affecten nicht zu verkennen. Der franzöſiſche Revolutionskrieg hemmte jedoch bald die Verbindung Roms mit den Rheinländern; und es konnte den Brüdern kein Geld überſchickt werden. Gerhard reiſte daher den 14. Febr. 1795 mit einem jungen Liefländer, der ſein Freund war, von Rom zu Fuß nach München, um durch Portraitmalen ſich Unterſtützung zu verſchaffen. Hier fand er bei ſeiner Ankunft Briefe von ſeinem Bruder aus Rom, der ihm meldete, daß er unterdeſſen die Bekanntſchaft des Lord Briſtol gemacht, welcher mehrere Bilder von den Zwillingen gekauft und andere beſtellt habe; auch war die Penſion nebſt andern Geldern angekommen. Doch Gerhard wollte bis zur Rückkehr ſeines Bruders aus Italien die Gallerie in München zu ſeinem Studiren benutzen. Hier ſah er eines Morgens einen kleinen ſchwarz gekleideten Mann, der mit großer Verwunderung ihn betrachtete. Es war Lord Briſtol, der nicht wenig ſtaunte, den jüngern Kügelgen, welchen er mit Aufträgen in Rom zurückgelaſſen hatte, hier auf einmal wieder vor ſich zu ſehen. Wie nun den Engländer das Außerordentliche leicht anſpricht, ſo verſchaffte dieſe Ueberraſchung dem ältern Zwilling ſogleich die volle Zuneigung des kunſtliebenden brittiſchen Sonderlings. Er kaufte mehrere ſeiner Bilder, wollte ihm Aufträge über Aufträge geben, und bot ihm eine Verlängerung der Reiſepenſion von 100 Duc. jährlich auf unbeſtimmte Zeit an. Voll Freude meldete der junge Künſtler dieſen Antrag ſeinem Freunde, mit dem er aus Italien nach Deutſchland gewandert war, und der ſich damals in Lauſanne aufhielt. Allein derſelbe kam ihm mit dem dringenden Wunſche entgegen, er ſolle mit ihm nach Riga reiſen, wo er als Kind in ſeiner Eltern Hauſe alles Liebe erfahren werde. Dieſer Plan lag dem jungen Liefländer ſo ſehr am Herzen, daß er erklärte, er wolle nur mit ſeinem Freunde, oder nie ſeiner Eltern Haus wieder betreten. Der junge Künſtler ſtand jetzt an einem dunkeln Scheidewege. Dort riefen ihn zu ſich ſein Bruder und Italien, hier ein Freund und ein unbekanntes Land. Aber dieſer Freund hatte im Augenblicke der Noth mit ihm ſein Reiſegeld wie ein Bruder getheilt, und da er die lange beſchwerliche Reiſe mit der vollen Summe bequem im Wagen hätte machen können, war er dem Freunde zu Liebe mit ihm den ganzen Weg zu Fuße gegangen. Der Künſtler entſchloß ſich, erſt den Freund in ſeine Heimath zu begleiten, und dann ſein Schickſal von der Zukunft zu erwarten. Da er während ſeines vierteljährigen Aufenthalts in München viele Miniaturportraits gemalt hatte, ſo fehlte es ihm nicht an Mitteln zu der weiten Reiſe. Im September 1795 kamen beide Freunde in Riga an, wo Kügelgen die liebreichſte Aufnahme fand. Unterdeſſen hatte ſein Bruder Karl in Rom die Aufträge des Lords Briſtol vollendet; da ihm aber die Revolutionszeiten den längern Aufenthalt in Italien verleideten, ſo folgte auch er der Einladung Gerhards nach Riga, wo er ebenfalls bei den kunſtſinnigen und edelfühlenden Bewohnern dieſer Stadt eine liebevolle Aufnahme und viel Beſchäftigung fand. Nach einem Aufenthalte von mehrern Jahren wollten die Zwillinge, vor der Rückkehr in ihr vom Revolutionskriege noch immer ſchwer bedrücktes Vaterland, auch St. Petersburg beſuchen. Die Kälte von 32 Grad, welche ſie bei ihrer Ankunft in dieſer Stadt im December 1799 ſehr unfreundlich empfing, ließ die

Brüder nicht das Erfreuliche hoffen, welches alles ſie dort beglücken ſollte. Den Portraitmaler beſchäftigten ehrenvolle und belohnende Aufträge vom daſigen Kaiſerhofe, und der Landſchaftmaler wurde vom Kaiſer Paul, der ihm mehrere Bilder abkaufte, mit einem Gehalte von 3000 Rubeln angeſtellt. Nach wenig Jahren ſahen ſie ſich in der Lage, um die Hand von zwei Schweſtern anzuhalten, welche ſie auf der Reiſe nach St. Petersburg in Reval kennen gelernt hatten. Da dieſe aus adeligem Geſchlechte waren, ſo hielt man es für anſtändig, daß auch die zwei Brüder den Adel ihrer Familie wieder herſtellten, dem gemäß ſie von ihrem erworbenen Vermögen nun leben konnten. Als hierauf Karl von Kügelgen im J. 1803 eine Reiſe nach der Krim machte, um in der Anſicht der daſigen ſchönen Natur ſeiner Kunſt zu leben, beſuchte Gerhard von K. die noch lebende Mutter in Coblenz, und ließ unter ihrem Schutze Frau und Kind, um bei den aus aller Welt zuſammengeraubten Kunſtſchätzen in dem pariſer Muſeum zu verweilen. Bald nach ſeiner Rückkehr von Paris ſtarb ſeine Mutter. Betrübt durch dieſen Verluſt verließ der Künſtler ſein ihm durch das franzöſiſche Leben fremd gewordenes Vaterland nicht ohne Wehmuth, und wählte zu ſeinem Aufenthalte Deutſchlands Florenz, das kunſtreiche Dresden. Hier lebt er mit ſeiner trefflichen Gattin und liebenswürdigen Familie ſeit dem Mai 1795. Die daſelbſt jedem Gebildeten offen ſtehenden Kunſtſammlungen gaben und geben ihm noch ſtets neue Veranlaſſung zur fernern Entwickelung ſeines Kunſtſtrebens, von welchem er dem Publikum ſowol in den öffentlichen Ausſtellungen der Akademie, als in Privatausſtellungen, willkommene und erfreuende Beweiſe gibt. Zuweilen führt ihn die Kunſt nach Weimar oder Ballenſtädt. Seine Wohnung aber iſt Dresden. Der Landſchaftmaler lebt noch in Rußland und hat ſeinen Aufenthalt an der Wolga in den Umgebungen einer freundlich milden Natur gewählt. Die Werke des Hiſtorien- und Portraitmalers Gerhards v. K. wollen wir nach den Orten, wo ſie entſtanden ſind, anführen. In Bonn iſt des Künſtlers Gerhard eigenes Bild in Lebensgröße, halbe Figur, im Saale der daſigen Leſegeſellſchaft als Andenken aufgeſtellt. Im Rom entſtanden deſſelben erſte hiſtoriſche Bilder in den J. 1793 und 1794: David, als Hirte, die Harfe ſpielend, und als Gegenſtück eine Cäcilie, die Orgel ſpielend, beide in halber Figur, Ovalform und nicht ganz halber Lebensgröße. Jenes erhielt der Kurfürſt von Kölln, Maximilian Franz von Oeſterreich; dieſes Lord Briſtol; ein Doppelportrait aber, die Zwillinge in halber Lebensgröße, auf Holz, iſt im Beſitze der Mad. Holthof in Coblenz. In München: ein ſterbender Adonis, ein Drittel Lebensgröße, auf Holz, für Lord Briſtol. In Riga: eine Pharaobank in halben Figuren von ein Viertel Lebensgröße, meiſtens Portraits mit des Künſtlers eigenem Bilde, im Beſitze des Herrn Thomas Zuckerbecker. In St. Petersburg: mehrere Bruſtbilder der Kaiſerin Maria in Trauerflor, nach Kaiſer Pauls Tode; die ganze kaiſerl. Familie auf einem Bilde, in halber Lebensgröße; auch mehrere Bruſtbilder der Großfürſtinnen, in dem Luſtſchloſſe der Kaiſerin in Paulowsky; das Bild des Kaiſers Alexander, als Stifters der Univerſität zu Dorpat, ganze Figur, in Lebensgröße, im Univerſitätsgebäude zu Dorpat. In Dresden: Apollo, der den ſterbenden Hyacinth in ſeinen Armen hält, Figuren in Lebensgröße, gemalt im Jahr 1806. Diana und Endymion, als Gegenſtück, gemalt im J. 1814, beide (echt antike und künſtleriſch ſchöne Darſtellungen des Todes und des Schlafes) ſind im Beſitze des Künſtlers; Michael, der den Satan bekämpft, Figuren, halbe Lebensgröße; Ga-

nymed vom Adler in den Olymp getragen, ein Viertel Lebensgröße und drei kleine Bilder, ein Chriſtuskopf und zwei Phariſäer, ſind im Beſitze des Etatsraths von Slobin in Wolsky, und gemalt im Jahr 1808. David vor Saul die Harfe ſpielend, und Beliſar mit dem Knaben, als Gegenſtück, Figuren halbe Lebensgr., gemalt 1807; der verwundete Adonis, die Figur etwa 8 Zoll lang, aufs fleißigſte ausgeführt, im J. 1806; das Mädchen von Orleans, Bruſtbild in Oel, 5 Zoll hoch, ebenfalls ſehr ausgeführt; Agnes Sorel und Karl VII. auf Pergament, in Waſſerfarbe von derſelben Größe, im J. 1807; Chriſtus, Moſes und Muhamed, Bruſtbilder in Lebensgröße, nebſt einer Sibylle und einem Johannes, Bruſtbilder in coloſſaler Größe, gemalt im J. 1808 u. folg.; zwei kleine Madonnenbilder mit dem Jeſuskinde, 5 Zoll hoch, in Oel, nebſt zwei Chriſtusköpfen, Copien von der Dresdner Gallerie, nach Caracci und Guido, befinden ſich ſämmtlich im Cabinet des Hrn. von Klein in Riga. Eine Wiederholung von Saul und David, nebſt einem Moſeskopf, ſind im Beſitze des Kunſthändlers Hrn. Ritter in Dresden, v. J. 1808. Eine andere Darſtellung von Chriſtus, Moſes und Muhamed, drei Bilder des J. 1809, beſitzt Hr. D. Volkmann in Leipz. Ein Chriſtus, halbe Figur in Lebensgröße, als Jüngling, hinter ihm vier Phariſäer, gemalt im J. 1810, beſitzt Herr Klein in Ronneburg. Eine Nemeſis, halbe Fig. und Jaſon, ganze Figur, Cabinetsbilder, fleißig ausgeführt, ſind in Halle. Maria und Gabriel, der verkündigte Jeſus dämmert als Kind durch eine Wolke im Hintergrunde, Figuren in halber Lebensgröße, befinden ſich im Wohnzimmer des Königs von Preußen in Berlin. Eine Andromeda am Felſen, ein Cabinetsſtück, iſt ebenfalls in Berlin. Ein Cyklus von einzelnen allegoriſch-ſymboliſchen Figuren, in ein Viertel Lebensgröße, welche die verſchiedenen Gemüthsbewegungen in Schmerz und Freude darſtellen, verdient vorzüglich die Aufmerkſamkeit des Kenners. Dieſe ſchönen Reihen der Kunſt und der Lebensphiloſophie führen an die Begeiſterung, als ſchaffende Kraft, in der einen Hand die Lyra, mit der andern das Chaos ordnend; ihr folgen der Genius des Guten und der des Böſen, als die erſten Geber der Freude und des Schmerzes; dann Pandora, wie ſie über das aus der Büchſe über die Welt ſich ſtürzende Unglück erſchrickt; dann die vom Geliebten verlaſſene klagende Ariadne, und der von den Gefährten verlaſſene duldende Philottet; hierauf der an den Felſen geſchmiedete Prometheus, der ſelbſt in Feſſeln den Göttern trotzt, und die in ſtiller Wehmuth duldende, an den Felſen geſchmiedete Andromeda. Dieſe acht ſchönen ſinnvollen Bilder, von den J. 1808 — 10, beſitzt Hr. v. Bethmann in Frankfurt. Vier andre, welche in dieſen Cyclus gehören, ſind in des Künſtlers Werkſtätte; eine Nemeſis als ausgleichende Vergelterin; Penelope und Ulyſſes trauernd, mit den Waffen deſſelben; ferner Ulyſſes auf der Inſel der Circe, nach Ithaka ſich ſehnend; endlich die Geburt der Venus Anadyomene, welche in ſtiller Pracht des himmliſchen Liebesreizes aus dem dunkeln Meere nach oben aufblickt. In zwölf andern Gemälden gedenkt der Künſtler die freudigern Gemüthszuſtände aus dem menſchlichen Leben in Bildern nach der Mythen- und Fabelwelt darzuſtellen. Ein Chriſtuskind auf der Weltkugel, ein Viertel Lebensgröße, gemalt 1811, iſt im Beſitze des Herzogs von Anhalt Bernburg; eine ähnliche Darſtellung in kleinern Verhältniſſen, v. J. 1814, iſt in München beim Hrn. Baron v. Freyberg. Zwei hiſtoriſche Gemälde, ein Drittel Lebensgröße: die Heimſuchung, Maria bei Eliſabeth, und Beſuch der Eliſabeth bei Maria und Joſeph, mit den Kindern Jeſus und Johannes,

fanden kürzlich in Dresden allgemeinen Beifall. Dieſe eben ſo ſchön componirten als kunſtreich und gefällig ausgeführten Bilder von den J. 1813 und 1814 befinden ſich in den Zimmern der Herzogin von Anhalt-Bernburg zu Ballenſtädt. Eine Madonna als Bruſtbild, iſt im Beſitze des Erbprinzen von Sachſen-Weimar. Eine (vortreffliche) Copie von der Madonna von Raphael (der ſogenannte große Raphael, das Juwel der Dresdner Gallerie) in der Größe des Originals, gemalt 1807 und 1808; Moſes auf dem Horeb vor dem brennenden Buſche, Figuren halbe Lebensgr., vom J. 1811. Ein Chriſtuskopf, ein Johannes und eine Magdalena, Werke der reinſten und innigſten Begeiſterung, ebenfalls Bruſtbilder. Eine Madonna und als Gegenſtück der Engel Gabriel, Bruſtbilder. Eine Pſyche, ein kleines ſehr ausgeführtes Bild, mit einer blühenden Senſitiva, ſind größtentheils in Dresden gemalt. Dieſe Werke, ſo wie zwei kleine, ebenfalls ſehr ausgeführte Madonnenbilder, mit dem Chriſtuskinde, ein Amor in einem Roſenſtrauche, der mit geſpanntem Bogen zielt; eine Copie in der Größe des Kupferſtichs von Dorigné nach Raphaels Transſiguration im Pariſer Muſeum, vom J. 1804, ein überaus zart ausgeführtes inhaltreiches Bild, und fünf Portraits von Göthe, Wieland, Schiller, Herder, Böttiger, u. a., die eben ſo ſchön als geiſtvoll Gemüth und Seele athmen, befinden ſich noch im Beſitze des Künſtlers, ſo wie ein bedeutungsvolles, und in allen, auch den kleinſten Beiwerken, deutlich ſich ausſprechendes, allegoriſches Bild, der Sieg des guten Princips über das Böſe, in der Scene des Engels Michael, als Genius der verbündeten Mächte charakteriſirt, und Satan als Napoleon auf den erſten Blick zu erkennen iſt. Ueber dieſen prophetiſchen Tyrannenſturz, der ſchon im März 1814 gemalt worden war, findet man eine geiſtvolle Beurtheilung in den deutſchen Blättern, ſo wie dieſes berühmten Künſtlers größere Werke überhaupt in dem Morgenblatte und in dem Weimarſchen Journal für Literatur, Kunſt, Luxus und Mode, ſeit den J. 1806 bis 1814, ausführlich angezeigt und gewürdigt worden ſind. Ideale Formen, ſinnvolle dichteriſche Compoſition, der weichſte und innigſte Ausdruck des innerſten Lebens, künſtleriſche Darſtellung, und ein ſchönes Colorit zeichnen im Allgemeinen die Werke Gerhards von Kügelgen aus. Es iſt ſchwer, die beſten darunter zu nennen. Seine Magdalena und ſein Johannes möchten wohl jedem Nachbildner unerreichbar ſeyn. — Die Werke des Landſchaftmalers Karl von Kügelgen, welche er in Italien gemalt hat, befanden ſich größtentheils in dem Beſitze des ſeitdem verſtorbenen Lords Briſtol. Auch befinden ſich Gemälde von ihm und Zeichnungen in Sepia von ihm in Berlin und Riga; ſo wie in St. Petersburg in der Bilderſammlung der Eremitage, in den Pallästen der Grafen Tolſtoy, Golowkin und Nariſchkin, auch in der Düval'ſchen Gemäldeſammlung, und vorzüglich in der Slowin'ſchen Sammlung in Wolskoy. Ein großer, noch nicht geendigter Atlas von Zeichnungen und Bildern, welche Gegenden der Krim darſtellen, iſt noch im Beſitze dieſes ausgezeichneten Künſtlers, von dem wir in einer künftigen Ausgabe ein genaues Verzeichniß der einzelnen Werke deſſelben geben zu können hoffen dürfen. Cü

Kuh (Ephraim Moſes) wurde 1731 zu Breslau von jüdiſchen Eltern geboren und zeigte ſchon frühzeitig ein ungemein ſtarkes Gedächtniß, eine große Lebhaftigkeit des Geiſtes und immer rege Wißbegierde. In der Folge beſtimmte ihn ſein Vater, ein begüterter Kaufmann, für die jüdiſche Gelehrſamkeit und das theologiſche Studium des Moſaismus. Doch entſprach der Erfolg den Erwartungen des Vaters

keinesweges; denn obgleich der junge Ephraim jeden wiſſenſchaftlichen Zweig des Judenthums mit ſeltener Begierde erlernte; ſo war doch niemand im Stande, ihm für die ſcholaſtiſche Dogmatik, für die ſophiſtiſchen Hypothesen, für die erkünſtelten Subtilitäten, kurz, für den langen Wuſt der jüdiſchen Theologie Geſchmack beizubringen. Deswegen wollte ihn der Vater darauf zum Kaufmann bilden, und ließ ihm Unterricht in der franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Sprache ertheilen. Durch die Erlernung dieſer Sprachen gewann der junge Kuh am Ende Geſchmack an der Lectüre und mit ihr Kenntniß der neuern Literatur und Poeſie. Nach dem Tode ſeines Vaters ging er nach Berlin, wo er für eine bedeutende Beſoldung als erſter Commis in die Handlung ſeines Onkels trat. Hier war es, wo er ſich durch ſeine Talente die Bekanntſchaft und Freundſchaft Mendelsſohn's, Ramler's, Leſſings und anderer berliniſcher Gelehrten erwarb, durch deren Umgang jetzt auch ſein poetiſches Talent ſich in ihm zu entwickeln begann. Da er, außer ſeinem bedeutenden Gehalte, ein anſehnliches Vermögen beſaß, ſo hätte er, allem Anſehn nach, zu Berlin in angenehmern Verhältniſſen leben müſſen: aber eine zu weit getriebene Gutherzigkeit, die nicht allein dem Nothleidenden mit Hülfe beiſprang, ſondern auch die Beute des liſtigen Betrügers wurde, verbunden mit einer an Verſchwendung grenzenden Bücherliebhaberei, hatten in wenigen Jahren ſowohl ſein Vermögen als ſeinen übrigen Erwerb, faſt gänzlich erſchöpft. Er verließ Berlin, durchreiſte Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutſchland, und gerieth am Ende in eine ſo hülfloſe Lage, daß ſich die Familie ſeiner annehmen und ihm ein Capital zu ſeinem Unterhalte ausſetzen mußte. Eine Folge dieſer unangenehmen Ereigniſſe, die er tief und ſchmerzlich fühlte, war eine gewiſſe Schwermuth, die nach und nach in wirklichen Wahnſinn ausartete, von der er nur durch die raſtloſe Thätigkeit eines geſchickten Arztes gerettet werden konnte. In den lichten Zwiſchenräumen, welche ihm in dieſer Periode des Wahnſinns übrig blieben, war es gerade, wo ſeine beſten Gedichte ihre Entſtehung erhielten. Nach ſeiner Wiederherſtellung ward er 1785 durch einen Schlagfluß gelähmt und ſogar der Sprache beraubt, worauf er endlich am 5. April 1790 mit Tode abging. So endete Kuh ein der Wiſſenſchaft und Philoſophie gewidmetes Leben unter Umſtänden, die beweiſen, daß auch oft den würdigſten Menſchen durch eine Kette ſonderbarer Zufälle ein Schickſal zubereitet werden kann, welches ſonſt wohl nur dem verwegenſten Böſewichte zu Theil werden dürfte. Seine Gedichte erſchienen nach ſeinem Tode unter dem Titel: Hinterlaſſene Gedichte von Ephraim Moſes Kuh. 2 Thle. Zürch 1792.

Kuhblattern, eine bei den Kühen vorkommende Krankheit, bei welcher ſie Blattern an dem Euter bekommen. Man unterſcheidet bis jetzt die Windblattern, weißen, gelben, ſchwarzen und blauen Kuhblattern. Die letztere Art derſelben, die blauen Kuhblattern, kommen zuweilen bei friſchmelkenden Kühen, beſonders im Holſteiniſchen, in England epizootiſch vor, und ſind durch ihre Eigenſchaft, ſich bei den Menſchen durch örtliche Anſteckung fortzupflanzen, und diejenigen, welche dergleichen Blattern gehabt haben, vor der Anſteckung der Menſchenblattern zu ſichern, beſonders merkwürdig geworden. Das Weitere hierüber enthalten die Artikel Inoculation, Impfen, Jenner. H.

Kuhlichan (Tahmaſp) auch Schah Nadir genannt, geboren im J. 1687, einer der größten und ausgezeichnetſten Männer, aber auch der abſcheulichſten Monarchen, welche die Geſchichte alter und neuerer Zeiten aufzuweiſen hat. Er hieß eigentlich Nadir und war anfänglich

ſiſcher Feldherr, verließ aber bald den Militärdienſt und wurde Anführer einer mörderiſchen und gefährlichen Räuberbande. Der König von Perſien, Tahmaſp, ließ ihm gänzliche Verzeihung angedeihen, und erhob ihn nach und nach wegen ſeiner großen militäriſchen Talente zum oberſten Feldherrn aller perſiſchen Truppen. Bald aber empfand der König die Folgen dieſes unvorſichtigen Schritts. Denn Nadir, der ſich nun auf Befehl des Königs ſelbſt Tahmaſp Kuli (Sclav des Tahmaſp) mit dem Zuſatze des Titels Chan (des größten Ehrentitels, den ihm der König geben konnte) nannte, hatte das ganze Heer für ſich eingenommen, entthronte ſeinen Wohlthäter, als dieſer ohne ihn mit den Türken Frieden geſchloſſen hatte, bemächtigte ſich hierauf im Namen des jungen Prinzen, der noch in der Wiege lag, als deſſen Vormund, der Regentſchaft und ward ſogar im J. 1735, nach einer blutigen, aber glücklich wider die Türken gewonnenen Hauptſchlacht, und nachdem ſein Mündel geſtorben war, zum Könige von Perſien erwählt. Seit dieſer Zeit ward er Shah Nadir genannt. Seine Waffen waren überall ſiegreich; allein er vergoß zahlreiche Ströme Bluts, ließ einen Haufen Ueberwundener hinrichten und ihre Länder in Einöden verwandeln. Ja er wüthete ſelbſt gegen ſeine eigenen Unterthanen mit der empörendſten Grauſamkeit. Seine Soldaten waren durch die vielen Kriege und dabei verübten Plünderungen ausnehmend bereichert worden, und waren ihm daher ſo ergeben, daß es niemand wagen durfte, dem blutdürſtigen Tyrannen die Spitze zu bieten. Selbſt der Haß der Geiſtlichkeit, der er viele Einkünfte entzogen hatte, vermochte nichts gegen ihn, und alle Pläne, ihn vom Throne zu ſtoßen, wurden auch ſchon bei ihrer Entſtehung zu Schanden gemacht. Sein größter, aber auch zugleich abſcheulichſter Feldzug war derjenige, welchen er im J. 1739 gegen den Großmogul von Hindoſtan unternahm. Shah Nadir wußte ſich theils durch ſeine überall ſiegreichen Waffen, theils durch Verrätherei den Beſitz aller Länder deſſelben zu verſchaffen, plünderte und brandſchatzte, ließ die Hauptſtadt Delhi einäſchern und über zweihunderttauſend Einwohner niederhauen, wobei er noch die Bosheit beging, ſich ſelbſt für eine von Gott geſandte Strafe der Völker zu erklären. Doch endlich hatte die Stunde geſchlagen, die ſeinen Laſterthaten ein heilſames Ziel ſetzen ſollte; im J. 1747 wurde nämlich die Welt von dieſem Wütherich befreit. Es ward nämlich eine Verſchwörung gegen ihn geſtiftet, an deren Spitze ſein Neffe und noch ein anderer Statthalter ſtanden. Als die Verbündeten auf ihn eindrangen, flehte er um Gnade; allein man rief ihm zu, daß derjenige, welcher niemals in ſeinem Leben Gnade ertheilt habe, auch keine zu empfangen werth ſey. Und ſo hauchte Schah Nadir unter den Streichen der Mörder ſeine boshafte Seele aus.

Kunkellehn (von Kunkel, die Spindel, oder auch das Spinnrad) heißt dasjenige Lehn, welches entweder Weibern verliehen iſt, oder auf Weiber forterben kann. Reines Kunkellehn, welches nur auf Weiber forterbt, giebt es nicht; denn ſobald männliche Erben da ſind, fällt das Lehn auf dieſe. In demſelben Sinne heißt Kunkeladel ein ſolcher Adel, der, bei einem unadligen Vater, von der Mutter herſtammt.

Kunſt. I. Im weiteſten Sinne. Alle Kunſt iſt etwas Practiſches, d. h. auf freien Kraftäußerungen vernünftig-ſinnlicher Weſen in der Sinnenwelt Beruhendes; denn ſie iſt (ſubjectiv) die Geſchicklichkeit oder Fertigkeit vernünftig-ſinnlicher Weſen, gewiſſe, nach freien Zwecken beſtimmte, regelmäßige Wirkungen hervorzubringen; oder (objectiv) das

ganze Gebiet der äußern Wirkungen und ſelbſtſtändigen Erzeugniſſe dieſer freien Thätigkeit in der Sinnenwelt. Die Aeußerungen ſind aber und mithin dieſe Wirkſamkeit ſelbſt, um ſo vollkommener, je mehr durch ſie etwas für ſich beſtehendes, ein ſelbſtſtändiges, zu jenen Zwecken in allen ſeinen Theilen übereinſtimmendes Werk hervorgebracht wird, welches wir in ſo fern Werk der Kunſt im eigentlichen Sinne des Worts, oder Kunſtwerk nennen, unterſchieden von Kunſtſtück, welches ſeinem innern Werthe nach von weniger Bedeutung iſt, und in der Regel nur den Zweck hat, eine überraſchende Fertigkeit im Hervorbringen flüchtiger und vorübergehender Wirkungen durch kluge Uebung erworben, oder nur auf Sinnenſchein und Täuſchung gegründet (Blendwerk), an den Tag zu legen. Durch jene Beſtimmung iſt nun die Kunſt von der Natur und ihren Erzeugniſſen (Naturproducten) unterſchieden, die wir nur uneigentlich, und durch gewiſſe auffallende Aehnlichkeiten an den äußern Erſcheinungen geleitet, Künſtlerin und künſtlich nennen (ſ. den Art. Kunſttriebe): denn die Natur wirkt, ob ſie gleich wie die Kunſt hervorbringt, nach nothwendigen Geſetzen bewußtlos ihre Erſcheinungen. Von der andern Seite wird die Kunſt durch Natur begründet, und durch ſie allein möglich gemacht. Sie ſetzt einen Stoff voraus, den ſie geſtaltet, und der ſich auf die Erſcheinungen der Natur unmittelbar oder mittelbar bezieht. Der Menſch kann nämlich, wie ſchöpferiſch auch ſeine Einbildung wirke, dennoch keinen Stoff im eigentlichen Sinne erſchaffen. Seine Schöpfung bezieht ſich alſo auf Formgebung; die höchſte iſt eine originelle Combination. Er empfängt den Stoff, in welchen er bildet, von der Natur und Geſchichte; und dieſer Stoff muß eben ſo wohl der Bildung zu vernünftigen Zwecken fähig, als der Menſch für die Auffaſſung, Wahrnehmung und Bearbeitung deſſelben empfänglich gedacht werden. In Hinſicht auf deſſen Kunſtfähigkeit insbeſondere iſt die Kunſt ſchon dadurch von der Natur abhängig, daß der Menſch zugleich naturfeſter iſt, und die Natur in ihm die höchſte uns bekannte Stuffe der Vollkommenheit und Bildung erreicht hat. Vermittelſt letzterer faßt er die Natur auf, lernt ihre Geſetze kennen, und auf dieſelbe geſetzmäßig zur Erreichung ſeiner Zwecke einwirken. Die Geſetze, nach welchen er Werke der Kunſt hervorbringt, ſind daher zugleich Naturgeſetze, oder in ſeiner Anſchauung der Natur gegründet; aber er verfolgt ſie mit Bewußtſeyn und Willkür. Von der Wiſſenſchaft aber iſt die Kunſt hauptſächlich dadurch verſchieden, daß jene Erkenntniß der Natur und des Zuſammenhanges der Dinge iſt, und als höchſte Wiſſenſchaft (Wiſſenſchaft ſchlechthin, oder Philoſophie) die nothwendigen Geſetze des Denkens und Seyns aufſucht, und über die Erſcheinung hinausgehend, den Grund der Erſcheinungen und ihren Zuſammenhang zu erforſchen ſtrebt. Die Wiſſenſchaft alſo beruht auf dem Wiſſen, oder beſteht in deſſen Ausbildung, und iſt mithin auf die theoretiſche Thätigkeit des Geiſtes gegründet. Die Kunſt hat es zu thun mit etwas, das weder ſelbſt ein Wiſſen iſt, noch blos oder unmittelbar durch das Wiſſen um einen Gegenſtand (ohne Fertigkeit und Kraftübung) hervorgebracht werden kann, obgleich es auch nicht ohne alles Bewußtſeyn und ohne Anwendung des Verſtandes hervorzubringen möglich iſt. Darum war es falſch, wenn man ſonſt einige ſchöne Künſte, z. B. die Poeſie, weil ſie die geiſtigſte iſt, und ſich, wie die Wiſſenſchaft, zu ihrem Darſtellungsmittel der Sprache bedient, ſchöne Wiſſenſchaften nannte. Dadurch aber ſind Wiſſenſchaft und Kunſt wiederum verbunden, daß letztere, wie eben angedeutet wur-

de, eine Art der Erkenntniß überhaupt (Wiſſenſchaft im weiteſten Sinne) bei aller Kunſtübung vorausſetzt, daß ferner auch die Wiſſenſchaft, als Product und Reſultat der ausgebildeten Erkenntniß gedacht, eine gewiſſe Fertigkeit oder Geſchicklichkeit (Kunſt im weitern Sinne), den Zuſammenhang der Gedanken nach Ideen zu leiten und zweckmäßig anzuordnen erfodert, daß endlich auch die Wiſſenſchaft, in ſo fern ſie ſich in ſelbſtſtändigen, und von dem Innern, worin ſie erzeugt worden, abſondernden Werken darzuſtellen und mitzutheilen ſtrebt, in dieſen Darſtellungen Kunſt iſt, wenn gleich dieſe Kunſtform nicht die Form der *ſchönen* Kunſt iſt, der ſie ſich jedoch in verſchiedenen Darſtellungen mehr oder weniger annähern darf. Denn die Kunſt äußert ſich vorzüglich als die vom Geiſt ausgehende Fertigkeit, in irgend einem Gebiete etwas ſelbſtſtändiges hervorzubringen, oder für andere darzuſtellen. Wiederum wird auch die Kunſt durch Wiſſenſchaft erkannt und in ihren Werken beurtheilt. Daher die *Kunſtphiloſophie* und alle Theorie der Künſte. Wir ſprechen dieß Verhältniß in der Kürze alſo aus: Die Kunſt iſt, ihrem Weſen nach, *Darſtellung*, ſie will etwas Inneres zur Erſcheinung bringen, und nicht das Wiſſen iſt bei ihr die Hauptſache, ſondern das äußerlich Hervorgebrachte; die Wiſſenſchaft weilt im Kreiſe des Allgemeinen, der Geſetze und des Zuſammenhangs der Dinge, bei ihr iſt die Darſtellung nicht die Hauptſache, ſondern das Bewußtwerden geiſtiger Wahrheiten durch Begriffe und deren Verbindungen. Wollen wir aber das Weſen der Kunſt genauer betrachten, ſo müſſen wir auf das Bedürfniß zurückgehen, welches den Menſchen überhaupt antreibt, durch Bearbeitung des von der Natur empfangenen Stoffs, und Umbildung vorhandener Formen, Veränderungen in der Erſcheinungswelt hervorzubringen, und die Natur zu ſeinen Zwecken zu behandeln. Das Bedürfniß, welches ihn hierzu treibt, iſt die Wahrnehmung oder das Gefühl, daß die einzelnen Umgebungen und Erſcheinungen der Natur und des Menſchenlebens mit den ihm eigenthümlichen, oder mit andern gemeinſchaftlichen Zwecken, nicht immer übereinſtimmen. In wiefern er nun theils den Drang, zu wirken, lebhaft in ſich fühlt, theils die Natur nach ihren Geſetzen erkannt, und mithin auf ſie geſetzlich zu wirken, ſie zu bilden und behandeln, gelernt hat, in ſo fern ſucht er auch den ſelbſtthätig vorgeſetzten oder ihm gegebenen Zweck, und die vorhandenen Mittel, ihn zu erreichen, vergleichend, das noch Mangelnde durch Combination zu ergänzen, und erzeugt dadurch in ſich die Vorſtellung von etwas Aeußerem, das als Mittel, die Foderung des Gedankens oder ſeiner innern Welt überhaupt, mit den äußern und vorhandenen Erſcheinungen zu verbinden, eintreten ſoll: er *erfindet* und *dichtet*. Herrſchaft des Geiſtes über die Natur iſt ſomit aller Kunſt Weſen und Kennzeichen, und aller Kunſtbeſtrebungen letzter Zweck und Erfolg beruht darauf, daß mit dem wachſenden geiſtigen Bedürfniß des Menſchen die Natur und ſeine Umgebung zu ſeinen idealen Foderungen immer mehr erhoben werden. II. *Künſte. Freie Künſte.* Durch ihre nächſten Zwecke, und das nächſte Bedürfniß, worauf ſich die Werke der Kunſt gründen, ſo wie durch die herrſchenden Kräfte, welche bei ihrer Hervorbringung wirkſam ſind, und die Art, wie ſie dabei in Wirkſamkeit geſetzt werden, unterſcheidet man *Gebiete* oder oder Klaſſen der Kunſt oder *Künſte*. Jene Zwecke ſind nämlich, in Beziehung auf die Idee der Humanität, *niedere* oder *relative*; ſie finden nur in Beziehung auf die höchſten ſtatt, und ſind ihnen in Beziehung auf die Beſtimmung des Menſchen untergeordnet (ſolche ſind z. B. Vergnügen, Nutzen), und ſomit ſind auch die Bedürfniſſe

niedere oder höhere; *äußere*, welche ſich auf den Körper und die Sinnlichkeit beziehen, oder *innere*, aus dem Gemüthe ſelbſt hervorgehende. Einige ſetzen ferner mehr die Kräfte des Körpers, andere mehr die geiſtigen Kräfte, und zwar einſeitig (z. B. den Sinn, den Verſtand ꝛc.), oder allſeitig in Bewegung. Endlich die Wirkſamkeit dieſer Kräfte iſt mehr mechaniſch und mit Anſtrengung verbunden (Arbeit), oder freie, leicht von Statten gehende Thätigkeit, die in ihrer Aeußerung ihren eigenen Genuß findet, und ſich ſelbſt zur Vollendung ihrer Werke anreizt (Spiel); und hiernach ſind die Künſte *gebundene* (mechaniſche), oder *freie Künſte*. Beiläufig muß hier bemerkt werden, daß man freie Künſte (artes ingenuae, liberales, bonae) diejenigen Kenntniſſe und Fertigkeiten nannte, welche zu dem Unterrichte des Freigebornen gehörten, und die man eines freien Mannes würdig achtete, entgegengeſetzt den Beſchäftigungen der Sclaven (artes serviles), worunter man größtentheils mechaniſche Arbeiten verſtand. Man nahm dabei den Ausdruck *Kunſt* nicht ſo ſtreng, und rechnete daher auch Wiſſenſchaften hinzu. Gewöhnlich redet man von *ſieben* freien Künſten, nämlich Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Muſik, Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie, nach dem bekannten alten Memorialverſe:

> **Gram** loquitur, **Dia** verba docet, **Rhe** verba ministrat,
> **Mus** canit, **Ar** numerat, **Ge** ponderat, **As** colit astra.

Dieſe Gegenſtände machten den allgemeinen Lehrcurſus in der Erziehung der Alten aus. In ſpätern Zeiten wurden freie Künſte auch die unzünftigen Gewerbe genannt, und den zunftmäßigen entgegengeſetzt. Die freien Künſte in unſerem Sinne nun, ſelbſt die, welche auf edleren Bedürfniſſen beruhen, haben entweder einen außer ihren Werken liegenden Zweck, zu welchem ſie Verſtand oder Willen hinleiten wollen, und zu deſſen Erreichung alſo ſie nur Mittel ſind, weshalb ſie auch nicht rein für ſich ſelbſt gefallen (ſie können daher *relative* Künſte genannt werden, und zu ihnen gehört z. B. ſelbſt die Redekunſt); oder ſie ſind ſolche, deren Werke nur die Erſcheinungen des begeiſterten Gemüths darſtellen, und als ſolche Darſtellungen durch ſich ſelbſt gefallen. Ihnen liegt das höhere Bedürfniß und der Wunſch zum Grunde, die Momente innerer Anſchauungsfülle, die Ideale der Phantaſie, ſo wie die Momente der vollkommenſten, idealſten Wirklichkeit gleichſam für Ewigkeit feſtzuhalten, und in ſelbſtſtändigen, in ſich abgeſchloſſenen, der Anſchauung durch ſich ſelbſt würdigen Formen auszuprägen. Dieſe Künſte werden wir daher *abſolute* Künſte, oder vorzugsweiſe *Künſte*, und ihre Werke *Kunſtwerke* nennen. Denn die Darſtellung, welche der Kunſt Kennzeichen iſt, wird hier auf das höchſte gebracht, zu etwas Abſolutem erhoben, indem in der Darſtellung ſelbſt das Ideale auf eigenthümliche Weiſe und in allen ihren Theilen zur vollkommenſten Anſchauung gebracht wird, oder zur Erſcheinung kommen ſoll. Dieſes geſchieht dadurch, daß die Idee ſich mit der dargeſtellten Form unzertrennlich verbindet, ſo daß dieſe gleichſam um ihrer ſelbſt willen da iſt. Nun aber beſteht die Schönheit, welche nebſt der Wahrheit und Güte zu den höchſten Ideen der Menſchheit gehört, in der Uebereinſtimmung des Sinnlichen und Individuellen mit dem Idealen, als deſſen vollendete Form es erſcheint, oder kürzer, in der Vollkommenheit der Erſcheinung. Die abſoluten Künſte ſind alſo keine andere, als die ſogenannten ſchönen Künſte; und darum werden dieſe eben vorzugsweiſe *Künſte*, ihr Inbegriff *Kunſt* ſchlechthin, ſo wie ihre Werke *Kunſtwerke* genannt. Denn in ihnen herrſcht die Schönheit, die durch

ſich ſelbſt gefällt, ohne fremde Beziehung, und ihren Zweck in ſich ſelbſt trägt; dahingegen die Werke der relativen und niedern Kunſt dem Nutzen und der Brauchbarkeit huldigen, nicht einzeln und für ſich, ſondern nur in ihrer Geſammtheit, und auf ihren höchſten Gipfel erhoben, auf Schönheit, als letzten Zweck aller Hervorbringungen, hinzielen, indem nämlich das Nützliche und Zweckmäßige mit der fortſchreitenden Bildung der Menſchen, immer mehr ſich mit dem Gefälligen und durch ſeine Form Bedeutſamen vereint, ja mit dem allmälig verminderten Widerſtande des äußern Stoffs, das Arbeiten und Bilden des Menſchen in demſelben immer leichter, freier und geiſtiger wird. III. Schöne Kunſt, oder Kunſt vorzugsweiſe; Kunſtwerk; deſſen Erforderniſſe; Künſtler. Die Kunſt, von welcher wir hier ſprechen, iſt alſo die freie Darſtellung des Schönen in ſelbſtſtändigen, anſchaulichen Werken, und das Kunſtwerk eine einzelne Darſtellung, ein Werk dieſer Art. Man hat oft die Kunſt Nachahmung der Natur genannt; allein ſofern wir unter Natur, wie dieſer Ausdruck am gewöhnlichſten genommen wird, nur die uns umgebenden Dinge, oder die Erſcheinungen und Veränderungen der Natur verſtehen, ſo ſteht die Kunſt, als Eigenthum des freien Weſens, höher als dieſe, und die Schönheit iſt dem Kunſtwerke, das nach Ideen erzeugt wird, weſentlich und nothwendig, d. h. ſie gehört zu ſeinem Begriff, und ohne Belebung durch Schönheit kann von keinem wahren Kunſtwerke die Rede ſeyn; den einzelnen Naturerſcheinungen, welche aus dem Individuellen bewußtlos entſtehen, iſt hingegen die Schönheit nur zufällig. Der Menſch, als höheres Naturweſen, vermag daher Werke hervorzubringen, die ihrer Bedeutung nach die einzelne Naturerſcheinung weit übertreffen. Die Kunſt kann daher auch in dieſem Sinne nicht Nachahmerin der Natur ſeyn. Aber in einem höheren Sinne iſt die Natur, oder die Welt, ſelbſt die höchſte lebendige Schönheit; indem ſie als allumfaſſende Mannichfaltigkeit ſinnlicher Erſcheinungen in Wechſelwirkung mit dem Geiſte, oder indem ſich der Geiſt in ihr vollkommen offenbart, auch das vollkommenſte Ganze bildet, in welchem die höchſte Mannichfaltigkeit und Einheit, die höchſte Ruhe und Bewegung ſich verbinden, und alle ſtreitenden Gegenſätze vereinen. In dieſem Geiſte gedacht, ferner als die nimmer ruhende, bei keiner Bildung ſtehen bleibende, bildende Kraft, als raſtloſe Erzeugerin der unendlichen Fülle endlicher Producte und Geſtalten, ſchwebt ſie als Vorbild über dem menſchlichen Kunſtwerke, und nach ihrer Idee werden die einzelnen äußern Erſcheinungen von uns beurtheilt. Denn vermöge jener Fähigkeit, von der äußern Welt allſeitig berührt zu werden, welche an ein beſonderes Syſtem fein gebildeter Organe geknüpft iſt, und indem ſich im Menſchen die Elemente der ganzen uns ſichtbaren Welt ſo innig vereinen, daß die beſeelte Menſchengeſtalt uns ſelbſt als das vollkommenſte Sinnbild der Welt (als eine Welt im Kleinen) erſcheint, ſpiegelt ſich im Geiſte gleichſam die Natur; und wie der Menſch ſich als das Ebenbild der Gottheit erkennt, ſo iſt auch das anſchauliche Werk, was in dieſem Geiſte empfangen wird, Nachſchöpfung, oder ein Sinnbild der lebendigen Welt, abgeſchloſſen und ſelbſtſtändig wie ſie, und die mannichfaltigen Geſtalten und Wirkungen der Natur erhalten einen höheren Glanz, wenn ſie in geiſtiger Beziehung, wie Strahlen in einem Spiegel, aufgefaßt, und in einem idealen Bilde zurückgeworfen werden. Auch vermag der Menſch den Sinn und die Idee der Naturerſcheinungen, und die Veränderungen der Natur ſelbſt auf denjenigen Puncte aufzufaſſen, wo ſie am meiſten der Idee ſich nähern. Und in dieſem Sinne kann man von

Nachahmung der Natur, nicht ihrer einzelnen ſinnlichen Erſcheinungen, reden, da ohnehin nicht dieſe allein, ſondern auch das innere Leben der Menſchheit, und deſſen Einwirkung auf die äußere Umgebung, ſofern es ſich der Einbildungskraft anſchaulich vorſtellbar, als abgeſchloſſenes Bild in mannichfaltigen Charakteren und Gruppen, Thaten und Schickſalen der Menſchen, überſchauen läßt, mithin als Geſchichte zu einem Gegenſtande der Kunſt erhoben wird. Die freie Darſtellung des Schönen, wie wir die Kunſt nannten, iſt aber zugleich Darſtellung des Lebens; denn das Schöne iſt etwas Lebendiges, und darſtellen läßt ſich nur etwas Inneres, was zum Leben gehört, oder das Leben ausmacht. Das Kunſtwerk ſoll aber vollendete Darſtellung ſeyn, mithin das vollendete Leben, oder die Erſcheinungen, Aeußerungen und Regungen eines genialen Gemüths, d. i. eines ſolchen, in dem die höchſten Kräfte, vorzüglich aber Vernunft, Phantaſie und Gefühl in einem natürlichen Gleichgewichte ſtehen, und das von einem höheren Geiſte, dem Geiſte der Welt, gleichſam bewegt wird, mithin zugleich die Idee des menſchlichen Lebens in ſeinen verſchiedenen Geſtalten und Aeußerungen in einem organiſchen Bilde zur äußern Anſchauung bringen. Das Kunſtwerk iſt alſo gleichſam das Zeichen, durch welches dieſes innere Leben feſtgehalten werden ſoll, und das Product eines lebendigen Dranges; mithin zwar nicht das (innere oder äußere) Leben ſelbſt (dadurch ſteht es auch in gewiſſer Hinſicht hinter der Naturerſcheinung zurück), ſondern nur der Schein, oder die vollkommenſte Erſcheinung deſſelben, (wodurch es ſich über die Naturerſcheinung erhebt). Aber der Künſtler muß daſſelbe in ſich tragen, und es darzuſtellen wiſſen als den eigentlichen Gegenſtand des Kunſtwerks: ſo wird er auch das Schöne darſtellen. Ferner iſt das Kunſtwerk ein endliches und individuelles Werk, die Schönheit Idee; die nähere Beſtimmung iſt alſo: 1) die Schönheit iſt das Geſetz des Kunſtwerks, die Beziehung auf dieſelbe dem Kunſtwerke weſentlich; aber 2) das Kunſtwerk, als einzelnes Werk, umfaßt nicht die Schönheit, ſchließt nicht die höchſte Schönheit ein (ſie iſt unendliche Aufgabe aller Kunſtwerke, und wird nur durch die ganze Kunſt, d. i. durch das unendliche Ganze aller Kunſtwerke aller Zeiten und Völker fortſchreitend realiſirt), ſondern es ſtellt nur 3) das Schöne dar, d. h. die Schönheit an einem einzelnen, individuellen Gegenſtande, oder das Ideale (das Leben) in individueller Geſtalt. In letzterer Beziehung nehmen die Kunſtwerke, wie die Naturerſcheinungen, nach der Verſchiedenheit der Ideen, die in den Dingen waltet, bald mehr den Charakter des Erhabenen (gleichſam des männlich Schönen; (ſ. d. Art. Erhaben), bald mehr den Charakter des Reizenden, der Anmuth, der Grazie (oder des weiblich Schönen), und alle andere Modificationen (z. B. des Ernſtes und Scherzes) an, deren das innere Leben und ſeine Aeußerung, wie überhaupt die Schönheit fähig iſt (ſ. d. Art. Schönheit). In erſterer Beziehung, oder in ſo fern die Schönheit Geſetz und Aufgabe der Kunſt iſt, muß jedes Kunſtwerk ideal (von einer Idee belebt), individuell (dieſe Idee in eigenthümlichen, mannichfaltigen Zügen ausdrückend — in Beziehung auf gewiſſe darzuſtellende Gegenſtände auch charakteriſtiſch genannt) und beides in inniger Durchdringung (mithin harmoniſch überhaupt, zergliedert in ſeinen einzelnen Theilen, und abgeſchloſſen wie eine eigene Welt, oder organiſch), in Beziehung auf den Künſtler und ſeine innere Anſchauung, welche als rein menſchliche Anſchauung zur äußern Erſcheinung gebracht werden ſoll, objectiv (keine zufällige, mit der rein menſchlichen Anſchauung nicht beſtehende Subjectivität des Darſtellenden verrathend, ſondern gegenſtändlich und ſelbſt-

ſtändig) frei und originell (aus dem Innern ſelbſtthätig, ohne ſichtbare Mühe, nicht aus Nachahmung, oder bloßer Reflexion, ſondern aus einem eigenthümlichen Drange des genialen Menſchen entſprungen), endlich in Beziehung auf den regelmäßigen Gebrauch der Darſtellungsmittel auch correct (ſ. d. Art. Correctheit) ſeyn. Denn die Schönheit, als Vollkommenheit der Erſcheinung, iſt ja in ſich ſelbſt die höchſte, vollkommenſte Harmonie des Idealen und Individuellen in der Erſcheinung, die Offenbarung des Göttlichen in ſinnlich vollendeter Hülle; in welcher Anſicht die eben angegebenen Erforderniſſe des Kunſtwerks, d. i. Idealität, Individualität, Organismus, Objectivität, Originalität, Correctheit u ſ. w. eingeſchloſſen ſind, und das Geſetz der Kunſt: Idee und Form, ſollen in dem Kunſtwerke unzertrennlich eins ſeyn, ausgeſprochen iſt. Was wir von dem Kunſtwerke, der Idee der Kunſt gemäß, fodern, dazu muß der Künſtler die Fähigkeit in ſich tragen. Das Leben ſoll er darſtellen, was ſich im Gleichgewichte des Geiſtigen und Sinnlichen als vollendet zeigt: die höchſten geiſtigen Lebensthätigkeiten alſo, vornehmlich die, durch welche wir der Ideen und ihrer Wallung in anſchaulichen Sinnbildern des Lebens fähig ſind (Vernunft und Phantaſie) müſſen mit hoher Energie in unzertrennlicher Verbindung alſo wirkſam ſeyn, daß das innere Leben, als rein menſchliches, leicht ſeinen entſprechenden Ausdruck, die Idee ihre harmoniſch ausgebildete Form und Hülle finde, und in dieſer Wirkſamkeit das innerſte Gefühl ſein Ideal belebe. Eine ſolche Beſchaffenheit des Gemüths, deren herrſchendes Organ, weil hier von Darſtellung, als dem Weſentlichen der ſchönen Kunſt, die Rede iſt, die von dem Gefühle des Unendlichen angeregte Phantaſie ſeyn muß; eine ſolche glückliche Harmonie der höchſten Kräfte des Gemüths, iſt nicht Sache der Freiheit allein, nicht des Fleißes und der Anſtrengung, nicht durch Klarheit des Wiſſens erreichbar; jene Originalität des Kunſtwerks ſetzt vielmehr eine eine Originalität des Künſtlers, und zwar die Originalitat der Schöpfungskraft, mit einem Worte die Genialität voraus, welche als Anlage angeboren, durch Freiheit nur entwickelt und ausgebildet wird (ſ. Genie). Ja das wahre Kunſtwerk wird nur durch Genialität hervorgebracht, daher man das Kunſtgenie auch vorzugsweiſe Genie genannt hat. In der Wirklichkeit giebt es aber unendliche Verſchiedenheit der Genialität, und Grade der Künſtlerkraft, deren niedere wir mit dem Namen der einzelnen Kunſttalente belegen, die ſich bald auf das Innere, bald mehr auf das Aeußere beziehen, und dann techniſche Fertigkeiten genannt werden, die ſich mit dem Genie leicht verbinden. Denn wir unterſcheiden beim Bilden des Werks ſelbſt wiederum den Entwurf von ſeiner Ausführung, und von der Darſtellung im engſten Sinne (ſ. Darſtellung). Wie nun dem Künſtler, kraft der in ihm herrſchenden idealen Phantaſie, eine begeiſterte Weltanſchauung eigen iſt, welche ihm die Dinge ſelbſt von ihrer bedeutſamen Seite zeigt, durch welche er den Naturgeiſt ergreift, den Sinn des Menſchenlebens deutet, und eine neu entdeckte Welt aus ſeinem Innern hervorgehen läßt; ſo iſt auch die Stimmung ſelbſt, in welcher das vollendete Werk der Kunſt entſpringt, immer eine begeiſterte — Begeiſterung (ſ. d. Art. Begeiſterung). In dieſer Begeiſterung offenbart ſich uns die höhere ausgezeichnete, gleichſam von der Gottheit angeregte Natur des Künſtlers dadurch, daß er mit einer faſt inſtinctmäßigen Nothwendigkeit, bei welcher die Rückſichten auf das Aeußere, auf ſeine Perſönlichkeit und alle einſeitige Reflexion ganz verſchwinden, obgleich auch nicht ohne höhere Beſonnenheit und ungetheilte Aufmerkſamkeit auf das ihm vorſchwebende

Ideal, etwas hervorbringt, was ſich nach ſeiner inneren Bedeutung dem einzelnen Naturproducte keck entgegenſtellt, weil es ein unmittelbares Abbild der Idee iſt, die in dem Gemüthe waltet. Und in dieſer ſeltenen Zuſammenſtimmung und Harmonie einer bewußten und bewußtloſen Thätigkeit im Künſtler, in jener Sicherheit und Nothwendigkeit, mit welcher der Künſtler das Geſetz lebendig übt, ohne an daſſelbe zu denken, das Ideale darſtellt, ohne ſich der Idee abgeſondert von der Geſtalt bewußt zu ſeyn: hierin liegt eben das Wunderbare und Räthſelhafte des Genius. Nicht minder auch in deſſen geheimen und tiefen Entwickelung, ſo wie in ſeiner ſchnellen Aeußerung. Die Genialität des Künſtlers begreift aber auch eine glückliche äußere Organiſation, namentlich in Beziehung auf diejenigen Sinne, welche die Organe ſind, durch welche wir die vollendeten Formen der Erſcheinungswelt auffaſſen und darſtellen (Schönheitsſinne), auf deren Gegenſtände ſich die Phantaſie bezieht, und von welchen ſie gleichſam die Elemente ihrer Darſtellungen empfängt. Nächſtdem bedarf der Künſtler auch gewiſſer erworbener, wenn auch durch ſeine Natur ihm erleichterter techniſcher Fertigkeiten, der Uebung in der Welt- und Lebensanſchauung, und im Gebrauch beſonderer Darſtellungsmittel (denn jede Kunſt hat als Darſtellung ihre beſondern techniſchen Grundlagen, und folgt den durch die Natur beſtimmten Geſetzen, nach welchen ein beſonderer Stoff bearbeitet wird) und dieſes iſt das eigentliche Erlernbare in der Kunſt. Dieſer erwerblichen Fertigkeiten und Kenntniſſe bemächtigt ſich der genielle Geiſt bei der Darſtellung, und handhabt ſie frei, jedoch zweckmäßig, um das im Zwecke Vollendete auch äußerlich vor die Anſchauung zu bringen. Der mechaniſche Künſtler aber beſitzt nur dieſe Fertigkeiten, der correcte folgt nur der Regel, nicht dem innern Drange, der blos talentvolle ſchafft glänzende Einzelnheiten, aber kein Ganzes, ſetzt leicht und glücklich Gegebenes zuſammen, bildet auch wohl originell und neu, aber nicht aus voller Kraft, ein gediegenes organiſches Werk, von hoher Muſterhaftigkeit und unſterblicher Dauer. IV. Schöne Künſte. Eintheilung derſelben. Die Kunſt iſt ihrem Weſen nach Eine, und umfaßt ein unendliches Gebiet von Darſtellungen. In dieſem unendlichen Gebiete unterſcheiden wir Claſſen der Darſtellungen, in welche wir die allgemeine künſtleriſche Thätigkeit unter gewiſſen Modificationen oder beſtimmten Beſchränkungen wirken ſehen. Die Eintheilung dieſer Claſſen iſt verſchieden, nach verſchiedenem Zweck und Bedürfniß. Eine äſthetiſche, mithin wiſſenſchaftliche Eintheilung der ſchönen Kunſt in ſchöne Künſte, welche von Verſchiedenheit handeln ſoll, die ſich auf die Schönheit der Kunſtdarſtellungen, oder das innere Weſen der Kunſt ſelbſt beziehen, muß von der nothwendigen Verſchiedenheit der Darſtellungsmittel ausgehen, deren ſich der Menſch als vernünftig-ſinnliches Weſen bedienen kann, die das ganze Kunſtgebiet leicht überſehen laſſen, und die Verwandtſchaft des Einzelnen andeuten. Nun heißt aber darſtellen zur Erſcheinung bringen: die ihrem Weſen nach verſchiedenen Darſtellungsmittel beziehen ſich alſo auf die verſchiedenen Gebiete der Erſcheinungswelt, und die Organe für die Auffaſſung und Darſtellung derſelben. Wie wir nun eine innere und äußere Erſcheinungswelt, einen innern und äußern Sinn unterſcheiden, ſo unterſcheiden wir auch Künſte des äußeren Sinnes und Kunſt des inneren Sinnes. Nun können die Darſtellungsmittel der ſchönen Künſte erſterer Art nur auf den Empfindungen der edleren Sinne (oder der Schönheitsſinne, d. h. derjenigen, vermittelſt deren wir ſelbſtſtändige äußere Formen in ihrem Beſtehen und in ihren Verhältniſſen zu einander, mit einem Gefühle

der Luft wahrnehmen) gegründet ſeyn. Dieſes ſind aber Geſicht und Gehör. Auf dieſe beziehen ſich alſo die bildende und die tönende Kunſt. Jene ſtellt unter der Form des Sichtbaren, dieſe unter der Form des Hörbaren dar. Alle Sinnenempfindungen aber umfaßt der Gedanke mittelſt der Einbildungskraft (der individuelle Gedanke). Diejenige Kunſt alſo, welche das Leben durch Gegenſtände des inneren Sinnes, d. i. durch die Vorſtellungen der Einbildungskraft, zunächſt für die Einbildungskraft darſtellt, oder die Kunſt des inneren Sinnes, iſt die Poeſie (ποίησις Dichtkunſt vorzugsweiſe). Das allgemeine Organ der Schöpfungskraft ſchöner Kunſtwerke iſt ihr eigenthümliches, und ſie bezieht ſich erſt mittelſt deſſelben auf die äußeren Sinne. Sie iſt daher die mittelbarſte und geiſtigſte Kunſt, bedarf daher aber auch für ihre Darſtellungsmittel noch beſonderer äußerer Zeichen, der Worte, als der eigenthümlichen Zeichen der Gedanken; doch beruht nicht in den Worten, noch in den Tönen für ſich, das Weſen der Poeſie, weshalb ſie auch fälſchlich zu den tönenden Künſten gerechnet worden iſt. Dieſes aber ſind die drei Elementar- oder Stammkünſte. Andere ſind abgeleitete, und zwar entweder einfache abgeleitete, untergeordnete, wie die Malerei *), Bildhauerkunſt (Plaſtik, Sculptur) und Baukunſt; oder zuſammengeſetzte abgeleitete, welche man auch Uebergangskünſte nennen könnte. Letztere ſind die Declamation und Mimik, von denen die erſtere von der Poeſie zur tönenden Kunſt, dieſe von der Poeſie zur bildenden Kunſt den Uebergang macht; aus Declamation und Mimik entſpringt die Schauſpielkunſt; die Tanzkunſt aber bildet den Uebergang von der Mimik zur tönenden Kunſt. (Andere Eintheilungen der ſchönen Künſte mag man in W. T. Krugs Verſuch einer ſyſtematiſchen Encyklopädie der ſchönen Künſte, Leipzig 1802, §. 15. u. f. f. nachſehen.) Wie nun die ſchönen Künſte unter einander verſchieden ſind, ſo weichen auch die Erforderniſſe des Künſtlers, in Hinſicht auf dieſe verſchiedenen Gebiete der Kunſt, von einander ab, und es iſt die Genialität (des bildenden Künſtlers, oder des Tonkünſtlers z. B.) durch das beſondere Darſtellungsmittel, die natürliche Anlage, welche der Gebrauch deſſelben vorausſetzt, und die vorwaltende Beziehung deſſelben auf gewiſſe Thätigkeiten des Geiſtes (z. B. des Hörbaren auf das Gefühl, des Sichtbaren auf die Beurtheilungskraft) genauer modificirt. V. Kunſtphiloſophie, Theorie der ſchönen Künſte. Die Wiſſenſchaft von der ſchönen Kunſt, und den beſondern Gebieten derſelben (ſchönen Künſten), kann man die Kunſtwiſſenſchaft nennen. Handelt ſie von der ſchönen Kunſt, und den Künſten überhaupt, ihrer Idee nach, oder in unmittelbarer Beziehung auf die Idee der Schönheit, welche durch ſie verſchieden dargeſtellt wird, ſo iſt ſie Kunſtphiloſophie, und macht einen Haupttheil der Aeſthetik aus (ſ. d. Art. Aeſthetik). Als Kunſtphiloſophie handelt ſie von der ſchönen Kunſt überhaupt (allgemeine Kunſtphiloſophie, wovon wir hier einen kleinen Umriß gegeben haben), und von den einzelnen ſchönen Künſten in der angegebenen Beziehung. Letzterer Theil der Kunſtphiloſophie wird auch die äſthetiſche Theorie der ſchönen Künſte genannt, und macht die angewandte, oder beſondere Aeſthetik aus. Da aber jede Kunſt, wie oben geſagt worden iſt, ihre äußere Grundlage, oder ihr eigentlich Techniſches hat, ſo giebt es auch eine technologiſche Theorie der ſchönen Künſte, oder eine Technologie der einzelnen ſchönen Künſte; dieſe iſt empiriſchen Urſprungs, und giebt

*) Ihr analog, jedoch mit Rückſicht auf die ſucceſſive Erſcheinung eines Kunſtgartens, wird die Gartenkunſt als ſchöne Kunſt betrachtet.

Anleitung zur zweckmaßigen mechaniſchen Behandlung der jedesmaligen Kunſtmittel. VI. **Kunſtſinn, Kunſtgeſchmack, Kunſtkenntniß, Kunſtkritik, Kunſtrichter, Kunſtfreund.** Das Kunſtwerk, welches aus einem reichen Inneren entſprungen iſt, erfodert auch, um würdig aufgenommen zu werden, ein verwandtes Gemüth, einen reifen und mündigen Geiſt, der den Sinn des Lebens verſteht, und das lebendige Werk nicht von einzelnen Seiten und mit einzelnen Kräften auffaßt. Dieſelben Kräfte alſo, wenn auch nicht in demſelben Maaße, und mit derſelben Productivität, welche zum geiſtigen Hervorbringen des Werks erfordert wurden, werden daher auch bei dem vollkommenen Genuſſe des Werks in Thätigkeit geſetzt. Gewöhnlich aber ſetzt man den Genuß des Kunſtwerks bald in das durch die Anſchauung zunächſt erregte, oft ſehr unbeſtimmte Gefühl, ſo z. B. der oberflächliche Liebhaber (Dilettant) der Kunſt; bald in die Beurtheilung nach beſtimmten Regeln, oder das Reflectiren über das Werk, wie der kalte Kunſtrichter. Bei der wahren Auffaſſung aber verbindet ſich beides, das Gefühl des Anſchauenden löſet ſich in Urtheil auf, und iſt dem ideenmäßigen Urtheil ganz entſprechend. Es iſt daher einleuchtend, daß zur wahren Auffaſſung eines Werkes nicht blos der allgemeine Kunſtſinn (Empfänglichkeit für Eindrücke der Kunſt, Intereſſe für Kunſtwerke und Leichtigkeit, ſich in der Kunſt zu orientiren), ſondern die individuelle unbefangene Anſchauung deſſelben vor allen Dingen, und zu ſeiner wahren Würdigung Kunſtgeſchmack, d. i. ein feines Beurtheilungsvermögen, nach der bewußten oder bewußtlos vorſchwebenden Idee des Schönen, oder eine Leichtigkeit, das Kunſtſchöne von dem Kunſtwidrigen zu unterſcheiden, und daher auch Kunſtkenntniß, d. i. Kenntniß des Weſens der Kunſt und der Künſte, insbeſondere auch des Techniſchen der Künſte, ſo wie der Geſchichte der Kunſt erforderlich iſt: denn nur mit dieſen Eigenſchaften ausgerüſtet, wird man einem Kunſtwerke ſeinen wahren Platz in dem großen Gebiete der Kunſt, in Beziehung auf die in demſelben zu realiſirende Idee der Kunſt, anweiſen können, welches der letzte Zweck der Kunſtkritik iſt. Die Kunſtkritik (ſ. **Kritik**) ſetzt alſo in ihrer Vollkommenheit voraus: 1) unbefangene Anſchauungskraft; 2) Kunſtſinn und Kunſtgeſchmack (dieſer iſt nach ſeinem Umfange in den Künſten, und in Beziehung auf die Werke verſchiedener Völker und Zeiten, mehr oder minder ausgebreitet oder beſchränkt, ſeinem Urſprunge nach natürlich oder ausgebildet, durch Uebung im Anſchauen aber von dem Naturgeſchmack, oder der Beurtheilung des Schönen in der Natur, immer durch höhere Bildung verſchieden; ſ. d. Art. **Kunſtbildung und Geſchmack**); 3) wiſſenſchaftliche und geſchichtliche Kenntniß der Kunſt (Kunſtphiloſophie, Theorie der Künſte, Technologie, Kunſtgeſchichte, wozu auch Archäologie der Kunſt gehört): denn bei allem Urtheilen wendet man Geſetze auf die zu beurtheilenden Gegenſtände an. Alles dieſes ſind daher auch nothwendige Eigenſchaften des wahren Kunſtrichters. Daraus geht aber auch hervor, daß die bloße Eigenſchaft des Kunſtkenners noch nicht zum Kunſtrichter macht, indem dieſe Kennerſchaft bald mehr auf die Theorie des innern, bald mehr auf die Theorie des äußeren, oder das Geſchichtliche der Kunſt geht, und der Beſitz dieſer Grundſätze noch nicht die Fähigkeit ſie anzuwenden gewährt. Auch mangelt dem Kunſtkenner, ſo wie dem feinen Geſchmack, oft das warme und lebendige Intereſſe des Kunſtſinnigen, oder des Kunſtfreundes, welches das innere Leben des verwandten Kunſtwerks aufſchließt. T.

Kunſtausſtellung, ſ. d. Art. **Ausſtellung**.

Kunſtbildung heißt: 1) der natürlichen entgegengeſetzt, die durch Erziehung, Umgang und andere Verhältniſſe, vornemlich aber durch methodiſche Einwirkung erlangte, oder abſichtlich erworbene Bildung, was man auch oft Cultur in einem engeren Sinne nennt. Zu dieſer gehört auch 2) die auf der Kunſt, vorzüglich auf jeder ſchönen Kunſt beruhende Bildung. Sie mag nun auf Kunſtausübung ſich gründen, und mithin mehr thätiger Art, oder nur aus Kunſtgenuß und Kunſtanſchauung hervorgegangen, mithin mehr paſſiver Art ſeyn; in beiden Fällen iſt ſie, wenn ſie gründlich iſt, eine Bildung, welche gemäß der Idee der Kunſt, die doppelte Anlage des Menſchen, die ſinnliche und geiſtige, in einen gewiſſen Einklang ſetzt, ſie gleichmäßig anregt, und eben darum eine ächt menſchliche Bildung, welche von Sinnlichkeit eben ſo weit, als von dem einſeitigen Gedankenleben entfernt iſt, das uns der Welt entzieht, ſondern das Ideale und die Wirklichkeit liebend verbindet und gleichſam verſöhnt. Kunſtbildung iſt daher nicht Kunſtſchwärmerei, obgleich der genielle Künſtler und der wahre Kunſtfreund ſich in das Werk ihrer Anſchauung ſo verlieren, daß ſie ihre äußere Perſönlichkeit darüber ganz vergeſſen, und obgleich die ungetheilte Aufmerkſamkeit und Energie, mit welcher der begeiſterte Künſtler und Kunſtfreund ſchafft und anſchaut, von dem für die hohe Bedeutung des Kunſtwerks Unempfänglichen für planloſes, willkührliches Schweben und Regen des Gefühls und der Einbildungskraft (Schwärmerei) angeſehen wird, und davon oft den äußeren Anſchein hat. Kunſtbildung äußert ſich auch nicht durch Kunſtgeſchwätz, d. i. ein Raiſonnement über Kunſtwerke, von der Oberfläche derſelben, oder ihrer Theorie abgeſchöpft, denn ſelbſt der Kritiker erkennt es an, daß das Weſen der Kunſt und das Höchſte der Kunſtwerke unausſprechlich iſt; ſie ſetzt überhaupt Talente und Fertigkeiten voraus, welche nicht jedem eigenthümlich ſind (ſ. d. Art. Kunſt V.). Weil ferner die Kunſt Darſtellung des Schönen iſt; ſo gehört die Kunſtbildung, im angegebenen Sinne, jeder äſthetiſchen Bildung (ſ. d. Art.), aber auch der Geſchmack an dem Schönen in der Natur gehört zu dieſer. Von letzterem unterſcheidet ſich die Kunſtbildung aber dadurch, daß die Natur, ohne viel vorausgeſetzte Erforderniſſe, leicht von uns verſtanden wird, der Kunſt Verſtändniß aber eine gewiſſe Bildung, Uebung eines an ſich geſunden Sinnes bis zur Fertigkeit, Lebensanſichten und Reife des Urtheils immer erfordert. Daher hat derjenige, welcher Naturgeſchmack beſitzt, noch nicht den Kunſtgeſchmack, noch weniger die Bildung, welche erſt durch Kunſt erworben wird, und es verhält ſich der Naturgeſchmack zur Kunſtbildung, wie der geſunde oder gemeine Menſchenverſtand zu dem wiſſenſchaftlich ausgebildeten Verſtand des Philoſophen und ſeiner tieferen Lebensanſicht. Wenn wir uns aber fragen, wie es kommt, daß es in der Kunſt ſo viele Naturaliſten gibt, d. h. die ohne tiefere und durch Uebung erworbene Kunſtbildung in dem Kreiſe der Kunſt producirend oder urtheilend auftreten, und warum in keinem Gebiete die Kritik ſo ſehr in leeres Geſchwätz ausarte, ſo ſind die vornehmſten Urſachen dieſe. Die Kunſt hat eine ſinnliche Seite, welche für jeden leicht zugänglich iſt, der die unſichtbare Seite derſelben nicht wahrnimmt. Dieſe gleichſam populäre Seite zieht ſeine Sinnlichkeit, und was damit in Verbindung ſteht, Luſtſucht, Eitelkeit ꝛc. vorzüglich an. Wem nun die Kunſt nur etwas Sinnliches iſt, der wird ſich in dem Gebiete, was ihm mit Augen, Ohren zugänglich iſt, ferner in den Darſtellungen der Sprache, weil er ſich letzterer von Jugend bedient, und worin er nur die Nachahmung der Wirklichkeit erblickt, eingerich-

tet einen verfeinerten Sinnenreitz hervorzubringen, oder in wechſelnde dunkle Gefühle der Luſt zu verſetzen, leicht den Verſuch, leicht ein Wort erlauben. Das Gefühl an ſich fragt nicht nach Gründen; vor ihm gilt jedes Urtheil; die Forderungen der Sinnlichkeit und des Wirklichen (etwa höchſtens durch das geſellige Leben modificirt) ſind auszumeſſen. Aber die Tiefe der Kunſt, die das Himmliſche und Irdiſche verbindet, und das Individuelle zur bedeutſamen Hülle des Idealen erhebt, erfordert tiefere Bildung und tiefere Einſicht, und das Leben iſt nicht die gemeine Wirklichkeit. T.

Künſtler, ſ. Kunſt.

Kunſtwerk, ſ. d. A. Kunſt.

Kunſtfertigkeit, ſ. d. Art. Virtuoſität.

Kunſttriebe. Kunſt iſt nur da möglich, wo Freiheit iſt; ſie ſteht der Natur entgegen, und dieſe kann nur in ſofern Künſtlerin genannt werden, als wir in ihren Producten Zweckmäßigkeit ſuchen und finden. Namentlich treffen wir bei den Geſchöpfen, die durch den Charakter der Thierheit mit uns verwandt ſind, gewiſſe Erſcheinungen an, die wir den zweckmäſſigen Wirkungen, welche der Menſch hervorbringt, darin ähnlich finden, daß ſie den beſondern Bedürfniſſen des Thieres vollkommen entſprechen, Producte ihrer Wirkſamkeit, welche, gleichſam als menſchliche Werke betrachtet, einen hohen Grad von Geſchicklichkeit (Kunſt) und Uebung erfordern würden. Nun nennen wir die Regungen eines innern urſprünglichen Bedürfniſſes eines organiſchen Körpers Triebe, (bei dem Thiere gewöhnlicher Inſtinct, in ſofern hier die Triebe, durch Empfindung beſtimmt, mit willkührlicher Bewegung mächtiger ſich äußern), man nennt daher die Triebe der Thiere, deren äußere Producte wir in einem auffallenden Grade zweckmäßig und wunderbar finden, Kunſttriebe, und ſie ſind Handlungsweiſen des Inſtinkts, oder ihres nothwendig beſtimmten Begehrens. So ſchreiben wir z. B. dem Biber bei dem Bau ſeines Hauſes einen Kunſttrieb zu, und nennen dieſen Bau auch künſtlich. Abgeſehen aber von der Zweckmäßigkeit, welche in den Aeußerungen dieſer Art Statt zu finden ſcheint, offenbart ſich die mechaniſche Nothwendigkeit des Inſtincts, durch welche ſie ſich von den Kunſtwerken des Menſchen unterſcheiden, in der unüberwindlichen Einförmigkeit dieſer Producte, an welchen die Wahl, und mithin die Willkühr keinen Theil hat. Vergl. Reimarus über die Triebe der Thiere, 1798, 2 Thle., und d. Art. Trieb, Inſtinct, Thier. T.

Kunſtwort (terminus technicus) heißt, im Allgemeinen, jede Benennung, deren man ſich bedient, um damit in den mechaniſchen Handarbeiten die verſchiedenen Theile eines mechaniſchen Kunſtwerks, oder Gewerbproducts, und in den Künſten und Wiſſenſchaften die Begriffe der einzelnen Theile der ſyſtematiſchen Theorieen zu bezeichnen. Das Studium der Kunſtwörter (Terminologie) iſt von großer Wichtigkeit und um ſo unerlaßlicher, als durch den Mißbrauch eines Kunſtworts, der gewöhnlich aus dem Mißverſtändniſſe deſſelben hervorgeht, beſonders im abſtracten Wiſſen, nicht ſelten auch in den materiellen Wiſſenſchaften und Künſten, große Irrthümer und Verwirrungen entſtehen können, wobei denn die Zeit, welche zu fortgeſetzten Entdeckungen in dem gegebenen wiſſenſchaftlichen oder Kunſtgebiete auf eine höchſt nützliche Weiſe angewandt werden könnte, zur Beilegung und Vermittelung des Streits, der aus dem Mißverſtehen dieſes oder jenen Kunſtworts entſtanden iſt, dienen muß. Die Kunſtwörter ſelbſt ſind von der höchſten Nothwendigkeit, oder vielmehr ganz unentbehrlich, weil man, ohne deren Hülfe, zu einer ordentlichen Beſchreibung des gegebenen Ge-

genſtandes oder Begriffs, der jedesmal eine Verſchwendung von mehr oder weniger Worten nach ſich ziehen würde, ſeine Zuflucht nehmen müßte. So wie nun aber einerſeits denjenigen, die eine Wiſſenſchaft ſtudiren, die Pflicht obliegt, ſich mit dem eigentlichen Sinne der in derſelben vorhandenen Kunſtwörter ſo vollkommen als möglich bekannt zu machen; ſo iſt es von der andern Seite auch die Pflicht jedes Erfinders oder Begründers einer Wiſſenſchaft, die Terminologie derſelben ſo beſtimmt als möglich aufzuſtellen, d. h. einmal, die Begriffe möglichſt ſtreng und abgeſchloſſen von einander zu trennen, alſo nichts Heterogenes in ein und daſſelbe Kunſtwort zu faſſen, und zweitens den Begriff dieſes Kunſtworts in der höchſten Klarheit zu entwickeln und durchaus und in keinem Falle Ausnahmen in demſelben zu geſtatten. Nur dann, wann dieſe Regeln mit ſteter Umſichtigkeit beobachtet ſind, kann es den Leſern möglich werden, das aufgeſtellte Syſtem von allen Seiten zu verſtehen und gründlich zu durchſchauen. Wir wiederholen, daß es von der größten Nothwendigkeit iſt, die Begriffe, ſo viel wie möglich, zu vereinfachen und keine ſich widerſtrebende Eigenſchaften unter ein Kunſtwort zu ſubſumiren. Pq.

Kunz von Kaufungen, deſſen Geburtsjahr und frühere Jugendgeſchichte völlig unbekannt ſind, ward auf der Burg Kaufungen bei Penig, und nicht wie von Vielen irrig angegeben wird, in Krotendorf geboren. Ob er gleich ſchon im Huſſitenkriege mit Auszeichnung gefochten haben ſoll, ſo wird ſeiner doch erſt bei Gelegenheit der Fehde, welche die Stadt Nürnberg mit dem Markgrafen Albert 1449 hatte, namentlich gedacht. Kunz, der für die Nürnberger kämpfte, hatte das Glück, den Markgrafen gefangen zu nehmen, ließ ihn aber, ſtatt ihn pflichtmäßig der Stadt zu übergeben, gegen ein hohes Löſegeld wieder los. Kurz darauf trat er in des Kurfürſten von Sachſen, Friedrichs des Sanftmüthigen, Dienſte und ward, als er in dem Kriege, den dieſer gegen ſeinen Bruder führte, zum Entſatz von Gera abgeſchickt worden, nebſt dem andern Anführer, Niclas von Pflug, von den böhmiſchen Hülfsvölkern des Herzogs Wilhelm gefangen genommen und nach Böhmen geführt, wo beide ſich um 4000 Goldgulden loskaufen mußten. Kunz foderte den Erſatz dieſes Löſegeldes, aber der Kurfürſt verweigerte ihn, weil Kunz nicht ſein Lehnsmann ſey, ſondern ihm nur als Söldner gedient habe. Noch ein andrer Umſtand trat ein, um Kunzens Unzufriedenheit zu vermehren und ihn zu dem Entſchluß einer höchſt frevelhaften Rache zu treiben. Der Kurfürſt hatte ihm nämlich zur einſtweiligen Entſchädigung bis zum Frieden, für ſeine verwüſteten Beſitzungen in Thüringen, verſchiedene Vitzthumſche, in Meißen gelegene Güter gegeben, und foderte ſie jetzt nach geſchloſſenem Frieden zurück. Kunz machte auch aus dieſem Grunde große Anſprüche an den Kurfürſten, welcher den Streit zu Altenburg durch Schiedsrichter entſcheiden laſſen wollte. Ohne jedoch dieſe Entſcheidung abzuwarten, entwarf Kunz einen Plan, ſich ſelbſt Hülfe oder mindeſtens Rache zu verſchaffen. Er beſchloß, die beiden Söhne des Kurfürſten zu rauben, um im Beſitz dieſer koſtbaren Unterpfänder dem Vater Geſetze vorzuſchreiben. Nachdem er ſich mit einigen andern Edelleuten, von denen wir nur Wilhelm von Moſen und Wilhelm von Schönfels nennen, verbunden, und mit dem Küchenbedienten des Kurfürſten, Namens Schwalbe, ein Einverſtändniß angeknüpft hatte, erſchien er, eine Reiſe des Kurfürſten nach Leipzig benutzend, von mehrern Rittern und Reiſigen begleitet, in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 vor dem Schloſſe zu Altenburg, auf welchem ſich außer der Kurfürſtin und den beiden Prin-

zen nur wenige Perſonen befanden, indem die meiſten bei einem Schmauſe in der Stadt waren. Durch Schwalbens Beihülfe wurden an einem geöffneten Fenſter Steigleitern befeſtigt, auf welchen Kunz nebſt 9 ſeiner kühnſten Begleiter in das Schloß gelangte, Als vormaliger Schloßhauptmann kannte er alle Zimmer und Gänge. Nachdem ſie die Gemächer der Kurfürſtin und ihrer Frauen durch Anwürfe von außen verſchloſſen hatten, drangen ſie in das Zimmer, wo die Prinzen mit einer alten Kammerfrau der Kurfürſtin ſchliefen. Kunz entführte den älteſten Prinzen Ernſt, und trug Wilhelm von Moſen auf, ihm den jüngern, Albert, nachzubringen. Dieſer aber hatte Zeit gefunden, ſich zu verſtecken, und ſtatt ſeiner bemächtigte ſich Moſen des jungen Grafen von Barby, der mit dem Prinzen in Einem Bette ſchlief. Man war ſchon auf dem Schloßhofe, als Kunz den Irrthum gewahr wurde. Er übergab ſogleich den Prinzen Ernſt ſeinen Gefährten, und holte ſelbſt den Prinzen Albert. Unterdeß war im Schloße Lärm geworden, und die Kurfürſtin, welche aus dem Fenſter Zeugin des Vorgangs war und Kunz erkannte, flehte um Schonung und begleitete ihre Bitten mit den größten Verſprechungen, ohne Gehör zu finden. Ihrer Verabredung gemäß trennten ſich die Verſchwornen, um auf verſchiedenen Wegen nach Böhmen zu gehen. Kunz eilte mit dem Prinzen Albert auf dem kürzeſten Wege der böhmiſchen Gränze zu, während Schönfels und Moſen mit dem Prinzen Ernſt auf einem Umwege dahin zu gelangen ſuchten. Mit Schnelligkeit verbreitete ſich jetzt die Nachricht von dem geſchehenen Raube; allenthalben ertönte die Sturmglocke, das ganze Land war in Bewegung. Kunz hörte den Sturm aus der Ferne und beflügelte ſeine Flucht. Er war durch die Rabenſteiner Wälder und die Gegend des in der obern Grafſchaft Hartenſtein gelegenen Schatzenſteins in die Gegend von Elterlein und Grünhain gekommen. Kaum war er noch eine kleine Meile von ſeinem Ziele entfernt. Dieſe Nähe flößte ihm Sicherheit ein; es war ſchon Mittag vorüber, die Sonne brannte gewaltig und der Prinz klagte, daß er vor Durſt verſchmachten müſſe. Nachgiebig hielt Kunz, der bis auf ſeinen Knecht Schweinitz und noch einen andern ſeine übrigen Begleiter auf Kundſchaft vorausgeſchickt hatte, ſein Roß an, und Alle ſtiegen ab, um einige Beeren zu pflücken. Ein Köhler, Namens Schmidt, der in der Nähe ſeinen Mittagsſchlaf in Geſellſchaft ſeines Hundes hielt, erwachte von dem Geräuſch. Er hatte die Sturmglocken aus der Ferne gehört, und der Anblick gewappneter Männer weckte in ihm Verdacht. Er näherte ſich mit ſeinem Schürbaum und fragte Kunz, wer er ſey. Während des Geſprächs verwickelte ſich Kunz mit ſeinen Spornen im Geſtrippe und fiel hin. Dieſen Augenblick benutzte der Prinz, ſich dem Köhler zu erkennen zu geben, welcher mit ſeinem Schürbaume die Knechte niederſchlug, Kunz, der ſich nicht ſo ſchnell aufraffen konnte, feſt nahm, und mit Hülfe herbeigerufener Köhler ſich ſämmtlicher Räuber bemächtigte. Hätte der Prinz nicht ſelbſt für Kunz gebeten, ſo würde der Köhler ihn unfehlbar todtgeſchlagen haben. Der Prinz wurde hierauf mit Milch, Brod und Waſſer gelabt, die Gefangnen aber dem Abt Liborius in Grünhain übergeben, der ſie dem Vogt von Zwickau, Veit von Schönburg zuſandte. Am folgenden Tage wurde der Prinz, unter Schmidts Anführung, von vielen Köhlern und Kloſterknechten begleitet, im Triumph nach Altenburg geführt und der Kurfürſtin übergeben, welche ſogleich mit ihm und ſeinem Befreier zu ihrem Gemahl nach Chemnitz abreiſete. In ſeiner Erzählung, die der Köhler dem Kurfürſten machte, ſagte er unter andern: daß er den Kunz mit ſeinem Schür-

baum weidlich getrillt habe. Davon nahm der Kurfürſt Gelegenheit, ihm den Namen Triller beizulegen. Auf die Frage, was er zum Lohn begehre, war des beſcheidenen Mannes Verlangen nichts mehr als freies Holz zum Kohlenbrennen. Der Kurfürſt fügte noch ein Freigut und ein jährliches Deputat an Korn hinzu, das die Familie bis auf die neueſten Zeiten erhoben hat. — Moſen und Schönfels waren indeß mit dem Prinzen Ernſt über Callenberg bis in die Gegend von Hartenſtein gekommen, und hatten ſich hier in einer Höhle an der Mulde verſteckt, wo ſie ſo lange bleiben wollten, bis Alles ruhig geworden, um dann im Verborgenen weiter zu ziehen. Aus dem Geſpräche von Holzhauern, die ſie behorchten, erfuhren ſie Kunzens Schickſal. Muthlos beſchloſſen ſie, für ihre Rettung zu ſorgen. In dieſer Abſicht ſchrieben ſie an den Amtshauptmann, Friedrich von Schönburg, nach Hartenſtein, und erboten ſich, den Prinzen auszuliefern, wenn ihnen Begnadigung zugeſichert würde, im entgegengeſetzten Fall drohten ſie den Prinzen zu ermorden. Schönburg, um den Prinzen zu retten, bewilligte ihre Forderung. Dieß geſchah am 11. July, und ſchon am folgenden Tage war auch der Prinz Ernſt ſeinen bekümmerten Eltern wiedergegeben. Leicht hätten Kunzens Genoſſen auch für ihn Begnadigung ausbedingen können; ſie hatten es jedoch verſäumt, und ſo wurde Kunz, der indeß nach Freiberg gebracht worden, nach einem kurzen ſummariſchen Prozeß am 14. July daſelbſt mit dem Schwerdte gerichtet. — Ausführliche Nachrichten von dieſem berühmten Ereigniſſe enthält Schreiters Geſchichte des Prinzenraubes, worauf wir verweiſen.

Kunzen (Johann Paul), Stammvater der berühmten Künſtlerfamilie dieſes Namens, Organiſt zu Lübeck, ward am 30. Auguſt 1696 zu Leipzig geboren. Vom 7. Jahre an ſang er in der Kirche und und verſah bald darauf, als der Organiſt auf einige Zeit verreiſt war, den Dienſt deſſelben zur vollkommenen Zufriedenheit der ganzen Gemeinde. Im 9. Jahre ward er in Freiberg als Soloſänger in dem dortigen Chore aufgenommen. Als er ſich daſelbſt ſowohl in den Wiſſenſchaften, wie in der Muſik hinlänglich vorbereitet hatte, ging er im J. 1716, mit einem Gulden in der Taſche, auf die Univerſität zu Leipzig. Nachdem er ſich hier durch ſeine Talente bemerkbar gemacht hatte, ward er nicht nur als erſter Violiniſt für das dortige Concert angeſtellt, ſondern er verſah auch während einer langen Zeit die Organiſtenſtelle an der St. Nicolaikirche, wodurch er in den umliegenden Gegenden ebenfalls bekannt wurde. Hierauf begab er ſich nach Wittenberg, wo er 1719 ein öffentliches Concert errichtete, welches ſehr beſucht wurde, und wo er ſich auch verheirathete. Nachdem er hier einige Jahre verlebt und während der Zeit mehrere Reiſen in Deutſchland gemacht hatte, war ihm der Staatsrath von Wichmannshauſen, deſſen Bekanntſchaft er gemacht, dazu behülflich, ihm Freunde und Protection in Dresden zu verſchaffen. Hier machte Kunzen mit allen vorzüglichen Muſikern Bekanntſchaft, nützte ihre Belehrungen, vervollkommnete ſeinen Geſchmack und führte endlich, durch ſeine dortigen Freunde unterſtützt, mehrere ſeiner Compoſitionen auf, die einen ſolchen Beifall erhielten, daß die Königin ſich entſchloß, ihn zu ihrem Capellmeiſter zu ernennen. Warum dieß unterblieb, iſt nicht bekannt, nur ſo viel weiß man, daß Kunzen bald darauf Dresden verließ und ſich 1723 nach Hamburg begab, wohin er als Componiſt an das dortige Operntheater berufen worden war. Hier ſetzte er im folgenden Jahre die Sinfonien, Chöre und Recitative, ſo wie auch einige Arien zu der Oper: Romulus und Remus. Im Jahre 1725 componirte er daſelbſt noch die

beiden Opern: Kritik des Theaters zu Hamburg, und Kadmus. Nachdem ſein Engagement mit der dortigen Opern-Direction abgelaufen war, privatiſirte er in Hamburg, gab Unterricht und componirte. Von ſeinen Werken erhielt beſonders ein Paſſions-Oratorium allgemeinen Beifall. Sein Sohn, Carl Adolph, der unterdeſſen 8 Jahre alt geworden war, hatte bereits ſo erſtaunenswürdige Fortſchritte in der Muſik gemacht, daß der Vater ſich im J. 1728 entſchloß, mit demſelben eine Reiſe nach England und Holland zu unternehmen. Er kehrte darauf im folgenden Jahre nach Hamburg zurück, von wo er als Organiſt nach Lübeck berufen wurde, welche Stelle er Oſtern 1733 mit einem Oratorium antrat, das für 3 Chöre componirt war. Er wird übrigens unter die geſchickteſten Organiſten ſeiner Zeit gezählt. Die Nachrichten, die wir von ihm haben, gehen nur bis zum J. 1740, und wir kennen ſeit dieſer Zeit weder die Ereigniſſe ſeines Lebens, noch das Jahr, in welchem er geſtorben iſt. — Kunzen (Carl Adolph, oder nach Andern, Johann Adolph), Sohn des vorigen, von dem bereits die Rede geweſen iſt, Muſikdirector zu Lübeck, ward am 22. Sept. 1720 zu Wittenberg geboren. Die außerordentlichen Talente, welche er ſchon als Knabe von 8 Jahren in der Muſik, beſonders im Clavierſpielen zeigte, wurden der Gegenſtand einer ſo allgemeinen Bewunderung zu Hamburg, daß ſich der Vater, wie wir bereits oben geſehen haben, entſchloß, mit demſelben eine Reiſe nach Holland und England zu machen. Sie reiſten am 11. Aug. 1728 von Hamburg ab und wurden zu Aurich, wo ſich damals der däniſche Hof aufhielt, dem Könige von Dänemark vorgeſtellt, der ſie mit Gunſtbezeugungen überhäufte. Von dort reiſten ſie durch Holland, wo ſich der junge Carl Adolph überall hören ließ und die Bewunderung aller Kenner und Liebhaber erregte. Am 4. Oct. deſſelben Jahrs trafen ſie zu London ein, wo der junge Kunzen nicht weniger Bewunderung erregte als in Holland, ja ſogar von dem gelehrten Magnus Blaſe in einem Gedichte beſungen wurde. Nach einem eben ſo ehrenvollen als belohnenden Aufenthalte von 6 Monaten zu London, kehrte Vater und Sohn am 7. Mai 1729 nach Hamburg zurück. Dieß ſind die letzten Nachrichten, die wir von den Jugendumſtänden des Carl Adolph Kunzen, ſo wie von den Fortſchritten deſſelben in der Muſik beſitzen. Erſt im Jahre 1750 finden wir ihn als Capellmeiſter zu Schwerin wieder, von wo er 1757 als Organiſt an die Stelle ſeines Vaters nach Lübeck berufen wurde. Er ward damals für den geſchickteſten Clavierſpieler ſeiner Zeit gehalten. Im Jahre 1771 rührte ihn der Schlag, wodurch er des Gebrauchs ſeiner Hände beraubt wurde. Außer mehrern Inſtrumentalcompoſitionen für verſchiedene Inſtrumente zeichnet ſich unter ſeinen größern Singemuſiken eine Paſſionsmuſik: die göttliche Berufung des Glaubens Abrahams, zu ihrem Vortheile aus. Auch enthält das muſikaliſche Werk, welches Cramer im J. 1787 unter dem Titel: Flora, herausgab, mehrere Compoſitionen von Carl Adolph Kunzen. — Kunzen (Friedrich Ludewig Emil), Sohn des vorigen, anfangs privatiſirender Muſicus zu Hamburg, ſeit 1795 königl. däniſcher Capellmeiſter zu Copenhagen, ward 1763 zu Lübeck geboren, und ſtudirte 1784 in Kiel, wo er viel mit dem nachher in Paris verſtorbenen Cramer und mit Schulz zuſammenlebte. Schon damals zeichnete er ſich durch fertiges Clavierſpielen, ſchnelles Notenleſen, brillantes und geſchmackvolles Phantaſiren und durch ſeine gründlichen Einſichten in die Compoſition aus, welche letztere er ſich durch eignen Fleiß erworben hatte, ſo, daß jedermann bereitwillig war, ſein großes Genie zu bewundern. In Copenhagen, wohin er von Kiel gegan-

gen war und wo 1787 Schulz mit ihm zuſammentraf, wollte es ihm nicht gelingen, die erſte Accompagniſtenſtelle, um welche er ſich bei der dortigen Capelle bemühte, zu erhalten. Er blieb deſſenungeachtet da, weil ein angenehmer Cirkel von Freunden, unter welchen ſich auch Schulz befand, ihn an Copenhagen feſſelte. Er nutzte dort ſeine Zeit, immer größere Vollkommenheit in der Compoſition zu erhalten, ſtudirte fleißig Partituren und componirte verſchiedene Gelegenheitsmuſiken, in denen ein größerer Aufwand von Kunſt und Fleiß hörbar war, als man in ſolchen Muſiken gewöhnlich zu ſuchen und zu finden pflegt. Sein erſter theatraliſcher Verſuch war die Oper: Holger Danske (oder Oberon) von Baggeſen, die 1789 unter Schulzens Direction auf dem Nationaltheater zu Copenhagen aufgeführt und vom Februar bis zum Julius deſſelben Jahrs mit großem und immer gleichem Beifalle aufgenommen wurde. In dieſer Oper, in welcher das Pathetiſche und Lyriſche mit dem Hoch- und Niedrig-Komiſchen abwechſelt, legte Kunzen ſchon einen Beweis ab von ſeinem richtigen Urtheile und Gefühle, von ſeiner Kenntniß des Theater-Effects und von ſeiner fruchtbaren Erfindung. Ein ſolcher Verſuch ließ den künftigen Meiſter ahnen. Da ihm aber in Copenhagen die Ausſichten zu einer beſtimmten Anſetzung benommen waren, und das Unterrichtgeben ihm ſehr läſtig ward, ſo entſchloß er ſich, ſein Glück anderswo zu ſuchen. Auf Schulzens Anrathen ging er im Julius 1790 nach Berlin, wo Reichardt ihn mit offenen Armen aufnahm und alles Mögliche that, ihm den dortigen Aufenthalt angenehm und nutzbar zu machen. Seine Begierde zu arbeiten war Urſache, daß er ein Singſtück von einem dortigen Schauſpieler in Muſik ſetzte, welches aber, wahrſcheinlich wegen des geringhaltigen Werths des Textes, bei der Aufführung kein Glück machte. Bald nachher fand er Gelegenheit, mit einem Gehalte von 900 Gulden bei dem neuerrichteten Nationaltheater in Frankfurt a. M. angeſtellt zu werden. In dieſer Stelle hatte er Gelegenheit, ſich auf das genaueſte mit dem Geiſte der Mozartſchen Werke bekannt zu machen. Dieſem Vorbilde hatte er ſo viel zu verdanken, und er arbeitete demſelben mit ſo glücklichem Erfolge nach, daß, als er einige Jahre nachher, ebenfalls als Muſikdirector bei der Schauſpielergeſellſchaft in Prag, ſein Winzerfeſt auf das dortige Theater brachte, das Prager Publicum dieſe Arbeit mit dem lauteſten Beifalle aufnahm, ungeachtet daſſelbe dergeſtalt durch die Mozartſchen Werke war verwöhnt worden, daß in langer Zeit keine fremde Muſik daſelbſt hatte aufkommen können. Um dieſe Zeit geſchah es, daß Schulz in Copenhagen wegen Kränklichkeit um ſeinen Abſchied anhalten mußte. Da es der König ihm anheim ſtellte, einen Nachfolger zu ernennen, ſo ſchlug dieſer Kunzen vor, der auch an ſeine Stelle zum Capellmeiſter ernannt wurde und dieſem Poſten ſeit der Zeit zur Zufriedenheit des Hofes und des Publicums mit Ehren vorſteht. Seine Werke für den Geſang ſind folgende: Holger Danske (Oberon); die Weinleſe, für Prag 1793 geſchrieben; das Geheimniß (däniſch), 1796; Lieder mit Begleitung des Claviers, Zürich 1794; Hymne auf die Harmonie, für das Clavier, Zürich 1794; die Auferſtehung, ein Oratorium (däniſch); ein anderes Oratorium (däniſch); Dragedukken, däniſche Oper, 1797; Jokeyen, desgl., 1797; Erik Eiegad, eine große däniſche Oper, 1798; ein Hallelujah (däniſch); die Stimme der Natur (däniſch), Oper, 1799; Oſſians Harfe, große deutſche Oper, 1799; Hymne auf Gott; Trauercantate auf Capellmeiſter Schulzens Tod, 1800; Cantate zur Feier des neuen Jahrhunderts für die däniſche Hofkirche, 1801; die Heimkunft, eine Oper (däniſch), 1802; der Eroberer und

der Friedensfürſt, eine Cantate (däniſch). Für Inſtrumente: Ouvertüre nach dem Thema der Ouvertüre zur Zauberflöte, Leipzig Kühnel; VI. Clavierſonaten, Berlin 1792; Phantaſie nebſt Variationen über: „ohne Lieb' und ohne Wein"; II. Clavierconcerte.

Kupfer (in der Sprache der Alchymiſten **Nerus**) gehört zwar zu den unedlen, d. h. nicht feuerbeſtändigen Metallen, iſt aber deſſen ungeachtet von großem Nutzen. Es iſt härter und elaſtiſcher, als das Silber, klingt auch ſtärker, iſt aber weniger geſchmeidig. Dem Eiſen ſteht es an Härte, Elaſticität und Zähigkeit nach. Es läßt ſich, ſo fein wie ein Haar, zu Drath ziehen und beinahe zu eben ſo dünnen Blättchen ſchlagen, wie das Silber. Nach Muſchenbroek trägt ein Kupferdrath von ein Zehntel Zoll Durchmeſſer ein Gewicht von zweihundert neun und neunzig ein Viertel Pfund. Die Feſtigkeit, oder Zähigkeit des Kupfers wäre demnach noch größer, als die des Goldes. Es ſchmilzt nur bei einem ſehr hohen Grade von Hitze und iſt im Fluſſe mit einer grünlichen Flamme bedeckt, bei vermehrter Hitze verwandelt es ſich in Gas. Soda und Pottaſche löſen bei gehöriger Temperatur das Kupfer auf. Mit dem Golde verbunden, liefert es den Semilor; mit dem Zinne das ſogenannte Glockengut (Glockenſpeiſe); mit dem Zink das Meſſing und den Tombach; mit dem Nickel den chineſiſchen Packfong und mit Arſenik diejenige Maſſe, die zu Teleſcopſpiegeln u. dergl. angewendet wird. In den Kupfergebirgen findet man das Kupfer theils gediegen, theils vererzt, theils kalkförmig. Gediegen iſt es roth, grau oder ſchwärzlich, mehr oder weniger mit Gold, Silber, Eiſen und andern Subſtanzen vermiſcht. Dann und wann werden auch große feſte Maſſen gediegenen Kupfers in den Kupfergebirgen gefunden; meiſtentheils aber zeigt es ſich entweder gekörnt, oder auch kryſtalliſirt. Nordamerika liefert ohnſtreitig das meiſte gediegene Kupfer; die Kupferinſel in der Nähe von Kamtſchatka erhielt den Namen von der Menge gediegener Kupferkörner, die man an ihrem Geſtade fand. Vererzt wird das Kupfer unter mancherlei Geſtalt gefunden. Sibirien hat ſehr viele reichhaltige Kupferbergwerke, deren feines Kupfer nur dem japaniſchen nachſteht. Auch Schweden, Norwegen, England, Ungarn, Tyrol, Bayern, Schwaben, Franken, Böhmen, Schleſien, das Mannsfeldiſche und der Harz ſind mehr oder weniger reichlich damit verſehen.

Kupferſtecherkunſt iſt die Kunſt, durch Striche und Puncte die Formen, Lichter und Schatten von Gegenſtänden in Kupfer darzuſtellen, welche Darſtellungen dann vermittelſt des Drucks vervielfältigt werden. Der Kupferſtecher verhält ſich zu dem Maler, wie ein Ueberſetzer zu ſeinem Autor; ſo wie es aber unmöglich iſt, eine gute Ueberſetzung von einem geiſtvollen Produkt zu liefern, ohne ſelbſt Geiſt zu haben und die Kunſt der Compoſition in ihren feinſten Theilen zu verſtehen; ſo wird auch von einem guten Kupferſtecher erfordert, daß er in die Geheimniſſe der Zeichenkunſt eingeweiht ſey, damit er nicht kalte, leere Darſtellungen der bloßen Formen, Lichter und Schatten ſeines Gemähldes, ſondern in dem eigenthümlichen Geiſte ſeines Originals Darſtellungen liefere, in welchen der Charakter der Gegenſtände frei und leicht aufgefaßt, das rauhe, glänzende oder matte Gewand derſelben wiedergegeben und zugleich die eigenthümliche Farbe derſelben angedeutet werde. Bedenkt man, daß der Kupferſtecher zu dieſem allen kein Mittel hat als Puncte und Striche, ſo wird man gewiß keinen Augenblick anſtehen, dem Talent eines guten Kupferſtechers die ehrenvolle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, die daſſelbe verdient. Es iſt zu gleicher Zeit ſonderbar und zu bedauern, daß die Griechen gar nicht auf den

Kupferſtich fielen, da ſie doch die Kunſt in Edelſteine zu ſchneiden kannten, auch ſogar Siegel hatten, die ſie in Wachs abdrückten; wir würden dadurch mehrere Meiſterſtücke der Malerei von den größten Künſtlern des Alterthums aufbewahrt erhalten haben. Dieſe Kunſt wurde in Europa erſt in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts erfunden; die Chineſer ſollen dieſelbe ſchon lange vorher gekannt haben. Unter den europäiſchen Völkern ſtreiten die Deutſchen, die Italiener und die Holländer um dieſe Erfindung; jedoch ſcheint bis jetzt die Sache für die Deutſchen entſchieden zu ſeyn. Der erſte namhafte Kupferſtecher iſt ein Deutſcher, Martin Schön (geſtorben ums Jahr 1486); man hat noch viele Blätter von ihm. Aber es giebt noch eine Menge anderer Kupferſtiche, welche zwar ohne Jahrszahl und Namen, aber doch älter als Schöns Blätter zu ſeyn ſcheinen. Die Kupferſtecherkunſt entwickelte ſich unſtreitig aus dem Formſchneiden, und die erſten Abdrücke ſind wahrſcheinlich von Arbeiten der Goldſchmiede und Silberſtecher gemacht worden. Von eigentlichen Kupferſtichen iſt die Arbeit mit dem Grabſtichel die älteſte; die andern Methoden oder Manieren der Kupferſtecherkunſt ſind erſt nachher erfunden worden. Ich werde die vorzüglichſten dieſer Manieren anführen, und zwar in der Ordnung, wie ſie nach und nach aufgekommen ſind, wobei ich jedoch bemerken muß, daß man oft mehrere dieſer Manieren mit einander zu verbinden pflegt. — I. Das Kupferſtechen mit dem Grabſtichel, oder die Kupferſtecherkunſt im engeren Sinne des Worts. Man zeichnet die Umriſſe und Formen ſeines Stoffs mit einer ſpitzen Nadel, welche die kalte Nadel genannt wird, in das Kupfer, und ſchneidet nachher vermittelſt des Grab-Stichels mehr oder weniger große und tiefe Furchen, welche Furchen Taillen (Schraffirungen) genannt werden. Dieſe Manier iſt der größten Nettigkeit und Präciſion fähig, auch iſt ſie die ſchwerſte unter allen. So wie aber alle mittelmäßige Arbeit hierin ſehr unangenehm ausfällt, ſo iſt auch die zu genaue Regelmäßigkeit und Schärfe des Strichs in derſelben nicht für alle Dinge in der Natur paſſend. Bauſe, Bloemaert, Edelink, Sharp, Wille u. a. ſind vorzügliche Meiſter in derſelben. II. Das Aetzen oder Radiren. Dieſe Manier kam nach der eben beſchriebenen auf. Man überzieht die Kupferplatte mit dem ſogenannten Radirgrunde, welcher in einem gewiſſen Firniß beſteht, und den man am beſten mit Wachsruß anlaufen läßt; dieſer Grund wird nach der darzuſtellenden Zeichnung mit der Radirnadel bis auf das Kupfer aufgeriſſen, auch wohl etwas in das Kupfer hineingeritzt; hierauf zieht man rings um die Kupfertafel herum einen Rand von Wachs, und gießt Scheidewaſſer darauf, welches in die vom Aetzgrunde entblößten Stellen eindringt, dieſelben vertieft und ſo die Figuren in Kupfer darſtellt. Außer dem Talent der Zeichnung wird zu dieſer Manier vorzüglich die Kenntniß, mit dem Scheidewaſſer (welches Diderot ſehr glücklich das Entzücken und die Verzweiflung des Künſtlers nennt) wohl umzugehen erfordert. Uebrigens kann den geätzten Platten durch den Grabſtichel (welcher ſehr bald mit der Radirnadel vereinigt wurde) die gehörige Vollendung in Rückſicht auf Reinheit und Kraft gegeben werden. Die Aetz- oder Radirmanier iſt die bequemſte Art, auf Kupferplatten zu zeichnen. In Rückſicht auf ihre Wirkung macht ſie zwar weniger Effect als andere Manieren, iſt aber doch für alles, wo es auf treffende Darſtellung des Süjets, auf richtige Zeichnung der Formen und auf Ausdruck der Charaktere ankommt, beinahe ganz hinreichend, dem wahren Kenner das Weſentliche zu geben; beſonders kann in Landſchaft überhaupt, und in

allen ihren Haupt-Beſtandtheilen zu einem hohen Grade von Ausführung geätzt werden. Ohne ſich eigentlich mit der Kupferſtecherkunſt zu beſchäftigen, haben mehrere große Maler Werke von ſich radirt; und dieſe Arbeiten werden vorzüglich hochgeſchätzt. Stephan della Bella, Callot, die Carrache, Daniel Chodowiecki, le Clerk, Cochin, Albrecht Dürer (welchen letzten man für den Erfinder der Aetzkunſt hält, welches jedoch nicht ſo ausgemacht iſt, als daß er dieſe Kunſt ſehr vervollkommnet hat), Geyſer, Hogarth, Meil, Mathias Merian, Rembrandt, Salvator Roſa u. a. ſind diejenigen Künſtler, deren radirte Arbeiten am höchſten geſchätzt werden. III. Die Punctirmanier, mit dem Hammer, oder Punſen, und mit dem Roulet (Opus mallei). Da die Kupferſtecherkunſt von den Goldſchmieden ausging, ſo iſt zwar der Hammer der Goldſchmiede gleich anfangs dabei gebraucht worden; allein die gehämmerte Arbeit kam vorzüglich im ſechszehnten Jahrhunderte auf, wo man mit einem Spitzhammer feine Puncte in die Platte ſchlug, und ſo die Figuren herausbrachte, dabei aber gewöhnlich zugleich mit dem Grabſtichel nachhalf. Im engeren Sinne des Worts heißt jedoch gegenwärtig punctirte Manier diejenige Vervollkommnung derſelben, an welcher Bartolozzi in England wo nicht den erſten, doch den vorzüglichſten Antheil hat. Sie iſt eine Zuſammenſetzung von Puncten und Schraffirungen, in welcher aber die Puncte der herrſchende Theil und gewöhnlich in dem Fleiſchigen und den Gründen angebracht ſind. Man kann ſich dazu des Scheidewaſſers bedienen oder nicht. Die Manier iſt, wie der Grabſtichel, mühſam und langwierig, giebt weniger Beſtimmtheit als dieſer, aber mehr Sanftheit. Mit Bartolozzi zugleich und nach ihm haben Burke, Collyer, der unglückliche Ryland u. a. und unter den Deutſchen Daniel Berger, C. Feller, G. Fr. Schmidt u. a. in dieſer Manier gearbeitet. Uebrigens ſind in derſelben auch rothe und bunte Abdrücke vorhanden. Wahrſcheinlich iſt die eben erwähnte punctirte Manier, die ſich vorzugsweiſe in den Händen der engliſchen Künſtler befindet, aus der ſogenannten Crayon-Manier entſtanden, welche auch zur Punctirmanier gehört, mit dem Roulet und andern Werkzeugen gearbeitet wird, und Handriſſe von ſchwarzer und rother Kreide nachahmt. Sie wurde in der Mitte des vorigen Jahrhund. von Francois erfunden und von Desmarteaux zur Vollkommenheit gebracht. Sie iſt vorzüglich geſchickt, angehenden Künſtlern Muſter zum Copiren zu liefern; denn derjenige, der nach Kupferſtichen zeichnet, gewöhnt ſich an eine harte und ſteife Manier. IV. Die ſchwarze Kunſt (Schabemanier) von den Engländern, wiewohl nicht ganz richtig, auch Mezzotinto genannt; eine Manier, deren Erfindung ungefähr in das Jahr 1643 fällt, und dem berühmten pfälziſchen Prinzen Ruppert, der in England lebte, zugeſchrieben wird, die aber erſt in unſern Tagen in England ihre wahre Vollkommenheit erlangt hat, und daher auch die engliſche Manier genannt zu werden pflegt. Die ſchwarze Kunſt iſt von der Manier mit dem Grabſtichel und der Radirnadel gänzlich verſchieden. Die Kupferplatte wird bei der ſchwarzen Kunſt ſo bearbeitet, daß ſie ganz rauch und kraus wird, ſo daß ſie abgedruckt einen durchaus ſchwarzen Abdruck geben würde. Auf dieſen Grund wird nun die Zeichnung gemacht, und derſelbe nach Verhältniß des Lichts, das man über ſein Blatt verbreiten will, nach und nach hinweggeſchabt. Anſtatt daß man alſo in jenen beiden genannten Manieren von dem Lichte zum Schatten übergeht, indem man ſeiner Platte nach und nach Farbe und Wirkung giebt, geht

man in der ſchwarzen Kunſt im Gegentheil von den Schatten zu den Lichtern über. Bei der ſchwarzen Kunſt findet eine ſehr feine und geſchwinde Behandlung Statt; die Weichheit, die ſie in die Arbeit bringt, iſt für viele Gegenſtände zweckmäßig, für andre hingegen weniger gut; und das dominirende Schwarz (daher der Name dieſer Manier) macht ſie für alles, was für auffallenden Effect des Lichts gearbeitet iſt, ſehr brauchbar. Wo aber Schönheit und Beſtimmtheit der Umriſſe und Klarheit der Farbengebung das vorzüglichſte Verdienſt ausmachen, da wird ſie das nicht leiſten, was man wünſchen kann. Die berühmteſten Meiſter in der ſchwarzen Kunſt ſind engliſche Künſtler, vorzüglich Burke, Collyer, Dixon, die beiden Green, Jones, Polland, Watſon u. a. V. Die Tuſchmanier (Aquatinta) ahmt getuſchte Handriſſe in Kupfer nach. Dieſe Manier ſcheint in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Verſchiedenen zugleich auf verſchiedne Art erfunden worden zu ſeyn. Le Prince vervollkommnete ſie ums J. 1770, und ſie erhielt ſeinen Nam[illegible] Er bediente ſich weder des Grabſtichels noch der Radirnadel, ſondern bloß einer Beitze, die er vermittelſt des Pinſels auf die Kupferplatte trug, und deren Geheimniß er ſeiner Nichte hinterließ. Durch den Engländer Paul Sandby wurde dieſe Manier noch weiter gebracht; und ſie erhielt den Namen gewaſchene Manier (Aquatinta). Dieſe Manier iſt ganz dazu gemacht, Zeichnungen mit dem Pinſel in Tuſch, Biſtre, Sepia u. dgl. recht glücklich nachzuahmen, beſonders wo der Effect eigentlich durch Hauptmaſſen, und folglich mit wenigen Tönen, hervorgebracht werden ſoll. Neben Sandby, welcher in dieſer Manier unerreichbar iſt, haben ſich der Maler Barry, der Kupferſtecher Jukes, die Geſchwiſter Green u. a. mit gutem Erfolg darin verſucht. Was VI. die bunten Kupfer betrifft, welche, wiewohl nicht zum Vortheil der ächten Kunſt, in England ſo ſehr Mode geworden ſind, ſo muß man illuminirte Kupfer von bunten Abdrücken unterſcheiden, welche letztere theils mit mehr als einer Platte, theils mit einer einzigen gemacht werden. Bunte Abdrücke mit mehr als einer Platte wurden ſchon im vorigen Jahrhunderte, beſonders zu Anfange des gegenwärtigen von Le Blond verſucht; ſeit 12 bis 15 Jahren aber hat man vorzüglich in England ſich mit bunten Abdrücken beſchäftigt, unter denen die mit einer Platte die beſten, aber auch die theuerſten ſind.

Kuppel (ital. cupola, franz. coupole) iſt ein ſphäriſches, oder halbkugelrundes Gewölbe, welches runden Gewölben zur Decke dient und oben gemeiniglich eine runde Oeffnung behält, durch welche das zur Beleuchtung nöthige Licht herein fällt, welche Oeffnung entweder ganz frei bleibt, oder mit einem kleinen, an den Seiten offenen Thürmchen überbaut wird, welches man eine Laterne nennt. Die Alten, welche oft runde Tempel bauten, ſind die Erfinder der Kuppeln, von welchen uns noch das ehemalige Pantheum, die jetzige Santa Maria Rotonda zu Rom übrig iſt. Die Kuppeln werden inwendig mit Eintheilungen in Felder, mit vergoldeten Stäben u. ſ. w., oder auch mit Gemälden verziert, und ſind dazu beſtimmt, den Gebäuden von außen ein großes und prächtiges Anſehen zu geben, welches ſie durch hohe Thürme ſchwerlich erlangen dürften.

Küraß (franz. cuirasse, von cuir (Leder) und dies wieder aus dem Lateiniſchen von corium) iſt ein Panzer von Eiſenblech, welches den ſchweren Cavalleriſten vorn zum Schutz gegen Musketenkugeln gegeben wird. Da die älteſten Küraſſe von Leder waren; ſo erhielten ſie daher ihren Namen. Küraſſier (cuirassier) ſind eine Gattung Rei-

ter, die mit einem Bruſtpanzer (Küraß) und einer Sturmhaube bewaffnet und vom ſchwediſchen Könige Guſtav Adolph eingeführt worden ſind. Dieſer verwandelte nämlich zuerſt die bis dahin gebräuchlichen ganzen Harniſche der Reiter in bloße Bruſtharniſche und Sturmhauben.

Kurbel, im Allgemeinen, eine krumm oder nach einem Winkel gebogene Handhabe, welche dazu dient, etwas damit herumzudrehen, z. B. an der Kaffeemühle. Kurbel (Gorbel an der Buchdruckerpreſſe) iſt die eiſerne Stange mit der Kurbel, welche durch die Walze läuft, vermittelſt deren Wendung das Laufbrett mit dem ſogenannten Karren (den tiefen viereckigen Kaſten mit der feſt verkeilten Form oder geſetzten Schrift) rück- und vorwärts geſchoben wird.

Kuriliſche Inſeln, im 18ten Jahrhunderte nach und nach von den Ruſſen entdeckt, erſtrecken ſich in geringer Entfernung von einander, von Kamtſchatka bis an Japan und die chineſiſche Küſte. Sie heißen, von Kamtſchatka aus gegen Süden betrachtet, Schoumtſchu, Poromuſchyr, Schirinki, Makan Kur Aſſy, Onekotan, Ar Amakutan, Syaſſkutan, Jegarma, Tſchirinkutan, Muſſyr, Rakkoke, Mutowa, Raſſagu, Uſchiſchir, Ketoi, Schimuſchir, Tſcherpoi, Urup, Jetorpu, Kunaſir, Tſchikota und Matsmai, die ſüdlichſte und größte, welche nur etwas über vier deutſche Meilen von Japan entfernt iſt. Dieſe Inſeln ſind, was ihre Zahl, Benennung, Größe und Beſchaffenheit anlangt, bei weitem noch nicht alle bekannt. Obige zwei und zwanzig haben Namen, und die großen ſind alle, die kleinen hingegen gar nicht bewohnt. Die nördlichen haben Lerchenbäume und Fichten; die ſüdlichen ſpaniſches Rohr, Bambus und Weinſtöcke. Die Bewohner derſelben, welche ebenfalls Kurilen genannt werden (unter denen man aber auch die Bewohner der angrenzenden Küſte von Aſien und des ſüdlichen Kamtſchatkas verſteht), ſind Heiden, und einige derſelben kommen an Sprache, Geſtalt und Sitten den Japanern nahe, andere hingegen den Kamtſchadalen, von denen viele, bei der Eroberung des Landes durch die Ruſſen, ſich nach den kuriliſchen Inſeln flüchteten. Einige der Inſeln haben von beiden Stammvölkern Einwohner. Die ſüdlichen Kurilen ſtehen unter japaniſcher Herrſchaft; viele davon aber ſind ganz unabhängig; die nördlichen hingegen ſind nur gewiſſermaßen dem ruſſiſchen Reiche unterworfen, und geben, meiſtens nur wann ſie erſt dazu gezwungen worden, Geiſſeln, Meerottern, Füchſe und anderes Pelzwerk.

Kurzſichtig, nennt man denjenigen, welcher beſſer in die Nähe als in die Ferne hin ſieht. Wenn nämlich das Auge einen Gegenſtand deutlich ſehen ſoll, ſo gehört dazu, daß die von jedem Punct deſſelben kommenden, und im Auge ſich brechenden Lichtſtrahlen (ſ. d. Art. Auge) genau auf der Netzhaut des Auges wieder in einen Punct ſich ſammeln, und daſelbſt das deutliche Bild des Gegenſtandes darſtellen. Bei ſolchen Augen, deren Hornhaut zu convex gebaut iſt, die Feuchtigkeiten des Auges ſelbſt vielleicht zu viel Brechungsfähigkeit haben, die Linſe ſehr convex iſt, werden die Lichtſtrahlen zu ſehr gebrochen, ſo daß ſie ſich ſchneller einander nähern, und der Vereinigungspunct derſelben vor die Netzhaut fällt, wodurch ſie nun auf dieſe Lichtſtrahlen erſt dann kommen, indem ſie wieder von einander abweichen und einen Kreis bilden, ſo daß alſo von dem Gegenſtand kein deutliches, ſondern ein verworrenes Bild auf der Netzhaut entſteht. Dieß geſchieht von entfernten Gegenſtänden um ſo mehr, weil die einzelnen Lichtſtrahlen eines auf das Auge fallenden Strahlenkegels ſchon um ſo näher zuſammenfallen, (con-

vergiren) je entfernter der Punct, oder die Spitze des Kegels iſt, von dem ſie herkommen, alſo auch deswegen ihr Vereinigungspunct im Auge um ſo entfernter vor der Netzhaut fallen muß, folglich die wieder auseinandergehenden Lichtſtrahlen ein um ſo deutlicheres Bild auf der Netzhaut darſtellen können. Ganz nahe befindliche Gegenſtände hingegen bilden aus entgegengeſetztem Grunde ein ganz deutliches Bild auf der Netzhaut, werden folglich auch deutlich geſehen. Einem kurzſichtigen Auge kommt man alſo dadurch zu Hülfe, daß man den Gegenſtand, welchen man deutlich ſehen will, dem Auge ſo nahe rückt, als es ſeiner Fähigkeit, die Lichtſtrahlen zu brechen, angemeſſen iſt. Dieſe Entfernung, welche bei dem geſunden Auge gewöhnlich auf acht Zoll beträgt, muß bei dem kurzſichtigen Auge oft auf ſechs, ja bis auf vier Zoll verringert werden. Will oder kann man dies nicht, ſo muß man dem Auge ein hohlgeſchliffenes Glas vorhalten, welches die Lichtſtrahlen des Strahlenkegels, ehe er auf das Auge fällt, um ſo viel von einander entfernt, als es das Auge zu ſehr bricht. Wird dieß Verhältniß richtig getroffen, ſo ſieht das kurzſichtige Auge alsdann eben ſo in die Ferne, als ein geſundes. Hieraus erhellt, daß nicht jedes Glas für jedes Auge paſſend iſt, und man oft unter einer großen Menge ſuchen muß, um eins zu finden, mit dem man deutlich ſehen kann. Ein Kurzſichtiger heißt auch Myops, von dem griechiſchen Worte Mys die Maus und ops das Geſicht. Uneigentlich nennt man auch denjenigen kurzſichtig, welcher nicht im Stande iſt, mit den Augen des Geiſtes einen weiten Geſichtskreis zu umfaſſen, auf einen höhern Standpunct geſtellt, den Zuſammenhang ganzer Begebenheiten zu überſehen, ſondern welcher nur einen beſchränkten Zirkel von ihm nahe liegenden Umſtänden und Begebenheiten beurtheilen kann. Wie ſoll man aber diejenige nennen, welche bei völliger Geſundheit der Augen aus Modeſucht mit der Brille auf der Naſe allenthalben herumſpazieren, ohne das, was doch ſogar ſo nahe liegt, zu ſehen, daß nämlich die Nachahmung eines Naturfehlers nur von einem verdorbenen Geſchmack für ſchön gehalten werden kann. H.

Kutſchen unterſcheiden ſich von andern Fuhrwerken am meiſten durch einen bedeckten und in Riemen hängenden Kaſten. Schon in den älteſten Zeiten hatten die Könige und Fürſten beſondere Wagen, deren ſie ſich bei feierlichen Gelegenheiten bedienten, welche aber ganz unbedeckt waren: in der Bibel werden deren bereits zu Joſephs Zeiten in Aegypten erwähnt. Doch ſcheinen auch die bedeckten Wagen von einem hohen Alter zu ſeyn. Denn ſchon zu Moſis Zeiten gab es bedeckte Laſtwagen, und die Scythen hatten, nach Juſtinus, mit Leder bedeckte Wagen, um ſich vor der Sonne und der übeln Witterung zu ſchützen; ſo auch die Spartaner, die einen ſolchen Wagen Kanathron nannten. Eben ſo iſt der Sitz des Kutſchers eine uralte Erfindung des Aetoliers Oxilus, welcher um 2881 das Königreich Elis in Beſitz nahm. Auch die Römer hatten offene und bedeckte Wagen; auf den letztern ſchafte man kranke Soldaten und alte Leute fort. Später wurde der bedeckte Wagen, welcher caruca hieß, deſſen Plinius zuerſt gedenkt, erfunden: dieſer wurde von Elfenbein, Erz, und endlich gar von Silber und Gold gemacht, weswegen auch nur Magiſtratsperſonen und Vornehme beiderlei Geſchlechts ſich deſſelben bedienten. Er wurde von Mauleſeln gezogen. Bedeckte Wagen waren alſo den Alten bekannt, aber hängende Wagen oder Kutſchen noch nicht. Dieſe ſollen in Ungarn erfunden und ihre Benennung, welche in der Sprache dieſes Landes ſo viel wie bedecken heißt, ebenfalls ungariſchen Urſprungs ſeyn. Andere leiten das

Wort von Gutſche ab, welches ehemals ein Ruhebett hieß. Carl V. ſoll ſich bereits während des Podagra's eines ſolchen fahrenden Ruhebetts bedient und in demſelben ſogar geſchlafen haben. Die Erfindung der Kutſchen in Ungarn wird auf das Jahr 1457 geſetzt; doch ſoll bereits Iſabella, die Gemahlin Carls VI. von Frankreich, im J. 1405 in einem bedeckten, in Riemen hängenden Wagen ihren Einzug in Paris gehalten haben. Da ſich anfangs nur Frauenzimmer dergleichen Wagen in Frankreich bedienten; ſo nannte man ſie aus dieſem Grunde auch chariots damerets. Unter Franz I. erhielten die Kutſchen die gehörige Einrichtung: man nannte ſie carosses, und verſah die Oeffnungen derſelben mit ledernen Vorhängen. Die erſte Mannsperſon, welche ſich einer ſolchen Karoſſe bediente, war Raymond von Laval, ein Hofcavalier Franz I., der ſo dick war, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte. Seine und der berühmten Diane von Poitiers, Herzogin von Valentinois, Maitreſſe Franz I., Kutſche waren gegen 1540 die erſten dergleichen hängende Fuhrwerke in Paris, und zehn Jahre ſpäter zählte man deren noch immer nicht mehr als drei. Unter Carl IX. (1560 — 1574) ſuchte der erſte Parlementspräſident, der ſich vergebens bei dem Könige für die Abſchaffung der Kutſchen verwandt hatte, den Gebrauch derſelben durch ſein eignes Beiſpiel einzuſchränken, indem er, wenn er auf's Land reiſte, ſeine Gemahlin und Tochter in einem ſchlechten, mit Stroh angefüllten Wagen fahren ließ und auf einem Maulthiere nebenbei ritt. Unter Heinrich III. (1574 — 1589) ward die vierte Kutſche und zwar von einer Privatperſon gehalten, denn bis dahin war es nur ein Vorrecht des königlichen Hauſes geweſen. Heinrich IV., der bekanntlich 1610 in einer Kutſche ermordet wurde, hatte nebſt ſeiner Gemahlin nur eine Karoſſe, deren ſie ſich gemeinſchaftlich bedienten, wie aus einem Briefe erhellt, in welchem er ſein Ausbleiben bei einem Freunde damit entſchuldigt, daß ſeine Gemahlin die Kutſche gebraucht habe. Noch zu ſeiner Zeit pflegte Nicole von Aubeſpine, eine Dame vom höchſten Range in Paris, wenn ſie Beſuche machte, auf einem Maulthiere hinter ihres Mannes Secretär zu reiten. Der Marſchall Franz von Baſſompierre brachte 1599 aus Italien die erſte Kutſche mit Glasfenſtern nach Frankreich. Ludwig XIV. (1642) hielt ſeinen Einzug in einem hängenden Wagen, und 1658 waren ſchon 320 Kutſchen in Paris, deren Zahl nun immer höher ſtieg. In Deutſchland bedienten ſich die Kaiſer und Fürſten bereits im 15ten Jahrhunderte der Kutſchen: ſo kam Kaiſer Friedrich III. 1474 in einem hängenden Wagen nach Frankfurt. 1509 hatte die Gemahlin des Kurfürſten Joachim I. von Brandenburg einen ganz vergoldeten Wagen und zwölf andere mit Carmoiſin beſchlagene Kutſchen. Der Markgraf Johann Sigismund von Brandenburg fuhr 1594 mit 36 Kutſchen, deren jede mit ſechs Pferden beſpannt war. In Spanien ſoll man 1546, und in Schweden in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die erſte Kutſche geſehen haben. In England flüchtete bereits 1350 die Mutter König Richards II. in einem Fuhrwerke, welche man Wirlicotes nannte, aber erſt 1580 unter der Eliſabeth kamen die eigentlichen Kutſchen aus Deutſchland nach England und waren daſelbſt 1605 bereits allgemein. In der Schweiz waren ſie 1650 noch eine Seltenheit, aber in Petersburg ſchon im Anfange des 17ten Jahrhunderts etwas ſehr gewöhnliches. Die Miethskutſchen (fiacres) ſollen 1650 zu Paris von Nicolaus Sauvage erfunden ſeyn, welcher in der Straße St. Antoine in einem Hauſe wohnte, an welchem der heilige Fiakre, König von Schottland, aus dem 7ten Jahrhunderte, als Schild gemalt war. Daher erhielten dieſe Kutſchen

ſowohl, wie ihre Führer, den Namen fiacres, und der heilige Fiakre ward zugleich der Schutzpatron derſelben.

Kutuſow von Golenitſchef-Smolenskoi (Fürſt), ruſſiſcher Feldmarſchall, Ritter des St. Andreas- und andrer Orden, machte mit Auszeichnung den Türkenkrieg unter Potemkin und Suwarow mit und ward bei der Einnahme von Otſchakow auf die ſonderbarſte Art verwundet: eine Flintenkugel ging ihm nämlich von einem Schlafe bis zum andern durch den Kopf, ohne ihn gefährlich zu verletzen. Unter Paul I. ward er zum Generalgouverneur von Litthauen ernannt und reſidirte als ſolcher lange in Willna. Im J. 1805 erhielt er, ſchon damals ein Greis, vom Kaiſer Alexander das Commando des erſten ruſſiſchen Armeecorps gegen die Franzoſen. Er führte ſein Corps gegen den Inn und traf daſelbſt nach der unvorhergeſehenen Capitulation von Ulm ein. Er zog das kleine öſterreichiſche Corps des Generals Kienmayer an ſich und hielt den ganzen Andrang der franzöſiſchen Armee auf. Auf dem rechten Donauufer, auf welches er überging, wurde er von den Franzoſen lebhaft verfolgt und mußte mehrere Gefechte, namentlich den 18. und 19. Nov. das glückliche bei Dürnſtein gegen den Marſchall Mortier beſtehen. Der deutſche Kaiſer ſchickte ihm zur Belohnung ſeines Benehmens bei dieſer Gelegenheit das Großkreuz des Marie-Thereſienordens. Nachdem er ſich hierauf mit den andern ruſſiſchen Corps vereinigt hatte, commandirte er unter dem Kaiſer Alexander die alliirte Armee bei Auſterlitz, wo er verwundet wurde und zugleich ſeinen Schwiegerſohn, einen hoffnungsvollen jungen Mann, verlor. In dem letzten Türkenkriege ward ihm vom Kaiſer Alexander der Auftrag ertheilt, den Kampf an der Donau zu beendigen. Nachdem dieß geſchehen und Kutuſow nach Rußland zurückgekehrt war, erhielt er, ein ſiebenzigjähriger Greis, das Obercommando über die ruſſiſche Armee in dem ruſſiſch-franzöſiſchen Kriege von 1812. In der Schlacht bei Moſaisk (von den Ruſſen die Schlacht bei Borodino genannt), welche hartnäckig und mörderiſch mit abwechſelndem Glücke 10 Stunden gedauert hatte, gab er, nachdem die Widerſtandskraft der Ruſſen erſchöpft war, das Zeichen zum Rückzuge und marſchirte auf Moskau zu, damit ihm dahin der Feind folgen möchte. Kaum hatte er dieſe Stadt erreicht, als auch ſein Gegner bereits vor den Thoren derſelben erſchien. Kutuſow verließ ſeine genommene Stellung und richtete, während Napoleon meinte, er werde ſich nach Aſien wenden, ſeinen Marſch nach Süden, wo er ſich bei Tula und Kaluga in der Flanke der franzöſiſchen Armee von neuem aufſtellte. Unterdeß nöthigte der Brand von Moskau, durch welchen Napoleon die Grundlage des zu unterhandelnden Friedens verloren hatte, dieſen zum Rückzuge. Vorher wollte er aber noch verſuchen, welche Vortheile ihm eine betrügeriſche Verſchlagenheit in den angeknüpften Unterhandlungen gewähren dürfte: aber Kutuſow begegnete jeder von Napoleon angewandten Liſt mit wahrhaft ſcharfſinniger Würdigung der obwaltenden Verhältniſſe und gewann dadurch den unſchätzbaren Vortheil, daß die Jahreszeit vorrückte und der Eintritt des Winters die natürliche Stärke der Ruſſen vermehrte. Als endlich kein Augenblick mehr zu verlieren war, hatte Napoleon kaum das Zeichen zum Aufbruche gegeben, als Kutuſow's rechter Flügel die franzöſiſche Reiterei bei Tarutino überfiel und einen großen Theil derſelben vernichtete. Bei Malo-Jaroslawetz wollte Napoleon Kutuſow's linken Flügel aufreiben, damit der Rückzug der Franzoſen auf Smolensk deſto gefahrloſer bewerkſtelligt werden könnte; allein Kutuſow leiſtete einen Widerſtand, der die Abſichten des franzöſiſchen Kaiſers ver-

eitelte, und hatte, ehe Napoleon über Smolensk bei Krasnoe anlangen konnte, dieſe Gegend bereits durch einen Flankenmarſch gewonnen, wo er mit Ungeduld ſeinen Gegner erwartete. Kaum war demnach dieſer angelangt, als von beiden Seiten mit erneuerter Erbitterung gekämpft wurde. Kutuſow ſchlug an dem einen Tage die Armee des Fürſten von Eckmühl, am folgenden die Arrieregarde des Herzogs von Elchingen. Mehr als 20,000 Gefangene, Beute ohne Maaß, und unter dieſer mehrere franzöſiſche Adler, waren der Lohn von Kutuſow's Anſtrengungen. Er ſtellte dann die Verfolgung des Feindes für einige Tage ein. Zur Verewigung dieſer Siege erhielt er von dem Kaiſer Alexander den Beinamen des Smolenskers. Da er wußte, welches Schickſal den fliehenden Feind an den Ufern der Bereſina erwartete; ſo folgte er nur langſam, und der Feldzug war bereits beendigt, als er bei Willna anlangte, wo er ſeinen Kaiſer empfieng. Dieſer Feldzug hatte Kutuſow's körperliche Kräfte erſchöpft; für die Fortſetzung deſſelben war er nicht geſtimmt: denn ihm, dem mehr als ſiebenzigjährigen Greiſe, ſchien es ein allzu kühner Gedanke, den Feind in dem Wohnſitze ſeiner Macht anzugreifen. Nachdem er noch die merkwürdige ruſſiſche Proclamation, in welcher die Sache Europa's und der allgemeinen Menſchheit mit ſo eindringlicher Beredſamkeit geführt war, erlaſſen hatte, ſtarb er zu Bunzlau am 28ten April 1813 und ward als der Held betrauert, der durch ſeinen Sieg bei Smolensk den entſcheidendſten Einfluß auf den Ausgang des franzöſiſch-ruſſiſchen Feldzugs, und auf die ſegensreiche Befreiung des ganzen Europa, gehabt hatte.

Kuxe (die Benennung jedes der hundert acht und zwanzig Theile, in welche ein Bergwerk oder eine Zeche (Schmelzhüttte) eingetheilt wird) ſoll aus der ſlavoniſchen Sprache abſtammen, wo Kukus ein Theil, und Kutſen theilen heißt. Andere leiten dieſen Namen von einem Schneeberger her, der Kux geheiſſen und die Eintheilung der Zechen zuerſt aufgebracht haben ſoll. Zuweilen wird eine Zeche auch in Schichte getheilt, wo alsdann zwei und dreißig Kuxe eine Schicht ausmachen. Vier Kuxe heißen ein Stamm, oder ein Zweiunddreißigtheil, und folglich machen zwei und dreißig Stamm eine ganze Zeche oder hundert acht und zwanzig Kuxe aus. Eine Erbkuxe (Erb- oder Ackertheil) iſt eine ſolche, welche demjenigen, auf deſſen Grund und Boden das Bergwerk liegt, frei gebaut wird und gewöhnlich aus vier Kuxen beſteht, wogegen aber der Grundherr verpflichtet iſt, das nöthige Holz zu den Schachten, Gruben und Stollen, aber nicht zu den Häuſern, Schmelz- und Kohlenhütten, unentgeldlich zu liefern. Eine Kuxe wird, wenn das Ganze in Geſellſchaft gebaut und unter die einzelnen Theilnehmer vertheilt iſt, in dieſem Falle zu den liegenden Gründen des jedesmaligen Beſitzers gerechnet.

Kyau (Friedrich Wilhelm, Freiherr von) erregte zu ſeiner Zeit durch ſeine unerſchöpfliche Laune viel Aufmerkſamkeit, und hat ſich durch ſeine witzigen Einfälle auch bis jetzt noch ſtets in lebhaftem Andenken erhalten. Er war 1654 zu Oberſtrohwalde geboren, diente von ſeinem 17ten Jahre an unter der brandenburgiſchen Armee als Gemeiner, avancirte erſt nach zehn Jahren zu dem Poſten eines Unterofficiers und Fähndrichs, und wurde ſchon damals als ein aufgeweckter Kopf bekannt; allein eine verunglückte Poſſe zog ihm Arreſt in Spandau zu. Als er auf Vorbitten der Kurfürſtin von Brandenburg losgelaſſen worden war, nöthigte ihn ein Duell, nach Sachſen zu fliehen und Kriegsdienſte zu nehmen. Seine frohe und ſatyriſche Laune machte ihn bald am Hofe des Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, Augußts II. be-

liebt: er ſtieg in kurzem bis zum Poſten eines Generaladjutanten des Königs, und mußte daher beſtändig bei demſelben ſein; endlich erhielt er auf ſeine Bitte die Stelle eines Generallieutenants und Commandanten zu Königſtein, die er auch bis an ſeinen Tod, 1733 verwaltete. Sein Charakter war brav; er haßte alle Schmeichelei, und rügte begangene Fehler mit der größten Freimüthigkeit. Ohne den Namen eines Spaßmachers zu führen, diente er dem ganzen Hofe zur Beluſtigung, und behauptete deſſen ungeachtet ſeine Würde, da er weniger ſich, als Andere, zum Gegenſtand des Gelächters machte. Wenn er auch bisweilen kindiſche oder unanſtändige Scherze trieb, ſo war dieß theils Fehler ſeines Zeitalters, theils erreichte er dadurch oft am ſicherſten ſeinen Zweck, ſich gegen den Muthwillen Anderer zu ſchützen; und Niemand fühlte ſeine Geißel mehr, als die Höflinge, die auf ihren Adel ſtolz waren. Noch in den neueſten Zeiten hat man dieſen Mann einer beſondern Aufmerkſamkeit gewürdigt und zwei verſchiedene Lebensbeſchreibungen deſſelben geliefert, deren eine 1796 zu Freiſtadt, die andere, von Wilhelmi, 1797 zu Leipzig erſchienen iſt.

L.

L hat, wenn es ſich in lateiniſchen Inſcriptionen befindet, verſchiedene Bedeutungen. Steht es allein; ſo heißt es legio, lustrum; L. A. heißt libenti animo; L. C., locus concessus; L. D., larum divinorum; L. D. D. C., locus datus decreto Curionum; L. E. L. M. D. S., libens et lubens merito de suis: L. H. L. D., locus hic liber datus; L. L. P. E., libertis libertabus posteris eorum; L. P., locus publicus; L. S. M. C., locum sibi monumento coepit; Leg., legatus; L. L., libentissime. Auf den Münzen bedeutet L., Lucius; LAT., latinus; LEG., legatus, LEG. PROPR., legatus propraetorius; LEG. II., legio secunda, LEP., Lepidus; LENT. CUR. X. F., Lentulus curavit deniarum faciendum; LIBERO P., Libero patri; LIC., Licinius; LUD. SAEC. F., ludosaeculares fecit.

Laar (Laer, Peter von), mit dem Zunamen Bamboche (Marionetten-Geſicht), ein Maler geboren 1613 zu Laar, einem Dorfe, nahe bei Naarden in Holland, ſtarb zu Harlem im J. 1675. Den Zunamen, Marionetten-Geſicht, erhielt er theils ſeiner ſonderbaren Geſichtsbildung wegen, theils auch vielleicht, weil er der Erfinder der Gattung von Figuren iſt, welche man Marionetten genannt hat. Schon in ſeiner früheſten Jugend war er ſtets damit beſchäftigt, alle Gegenſtände, die ihm zu Geſichte kamen, abzuzeichnen. Sein Gedächtniß leiſtete ihm dabei ſo vortreffliche Dienſte, daß er im Stande war, Gegenſtände, die er vor langer Zeit, oder auch nur ein einziges Mal, geſehen hatte, mit der größten Aehnlichkeit wieder darzuſtellen. Uebrigens war er auch einer der größten Muſiker ſeiner Zeit. Der Kummer, welchen er darüber empfand, daß man den Werken des Wouvenardes vor den ſeinigen den Vorzug gab, wurde die Urſache ſeines Todes. Er hat ſich nur in kleinen Gegenſtänden, als in Jahrmärkten, Kinderſpielen, Jagden, Landſchaften und dergleichen verſucht. Aber dennoch herrſcht in ſeinen Gemälden ein beträchtlicher Aufwand von Kraft, Geiſt und Annehmlichkeit. Das pariſer Muſeum beſaß mehrere ſeiner Arbeiten.

Labé (und nicht Labbé, wie man gewöhnlich zu ſchreiben pflegt, Louiſe), bekannt unter dem Namen der ſchönen Seilerin (la belle

Cordière), wurde 1526 (1527) zu Lyon geboren. Ihr Vater ließ ihr eine ſehr ſorgfältige Erziehung geben: ſie lernte Muſik, mehrere Sprachen, und erhielt, was nicht gewöhnlich war, ſogar Unterricht im Reiten und andern militäriſchen Uebungen. So kam es, daß ſie ſich für den Soldatenſtand beſtimmte und ſchon im 16ten Jahre (1543) mit der übrigen franzöſiſchen Armee der Belagerung von Perpignan beiwohnte. Ihr Kriegsname war Capitaine Loys. Unter den Lobſprüchen, welche ihr gleichzeitige Schriftſteller ertheilten, rühmen ſie beſonders die Stärke ihres Arms, ihren Muth und ihre kriegeriſchen Thaten. Aber ſchon der erſte Feldzug, den Louiſe Labé mitmachte, fiel nicht glücklich aus: die Franzoſen waren genöthigt, die Belagerung von Perpignan aufzuheben. Nun leiſtete Louiſe auf den Militärdienſt Verzicht, um ſich ganz dem Studium der Wiſſenſchaften, der Poeſie und nicht minder den Liebeshändeln zu widmen. Sie heirathete einen gewiſſen Ennemond Perrin, einen ſehr reichen Seiler, und nun konnte ſie ihrer Neigung zur Literatur Genüge leiſten. Mit mehrern angenehmen Talenten verband ſie eine nicht mittelmäßige Kenntniß der griechiſchen, lateiniſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Sprache. Ihr Haus ward zum Sammelplatz aller liebenswürdigen Leute und ſchönen Geiſter, und ſie ſelbſt erregte und verdiente auch in gewiſſer Rückſicht die Bewunderung der gleichzeitigen Dichter, welche ſie unter die Muſen zählten: aber auch den Neid der Frauen zu Lyon zog ſie ſich zu, welche ihr ihre Liebeshändel zum Vorwurfe machten, um ſich auf dieſe Weiſe dafür an ihr zu rächen, daß ſie ihnen ihre Männer und Liebhaber untreu machte. Einige ihrer Gedichte beweiſen, daß ſie weder für das Lob ihrer Schmeichler, noch für die Spöttereien ihrer Nebenbuhlerin gleichgültig war. Sie war eine Freundin Clementias von Bourges, die gleichfalls durch ihre Gedichte nicht minder berühmt iſt, wie durch ihre Liebeshändel: aber beide Frauen wurden die tödtlichſten Feindinnen. Clementia hatte nämlich Louiſen die Geheimniſſe ihres Herzens anvertraut und Louiſe machte ihr darauf ihren Liebhaber ungetreu. Sie ſtarb im März 1566. Gleichzeitige Schriftſteller haben verſchiedene Meinungen über die Tugend der ſchönen Seilerin geäußert: einige haben ihre Keuſchheit gerühmt, andere ihr Ausſchweifungen vorgeworfen. Sie ſcheint überhaupt die Leontium oder Ninon ihrer Zeit geweſen zu ſeyn. Verdier ſagt von ihr, ſie habe Fürſten, Grafen, Edelleuten und andern Perſonen von Verdienſt den Zutritt in ihrem Hauſe geſtattet, und ſie mit geiſtreicher Unterhaltung, mit Vocal- und Inſtrumentalmuſik, mit Leſung lateiniſcher, ſpaniſcher und italieniſcher Bücher, mit auserleſenen Gerichten und dergleichen bewirthet; ſetzt aber auch mit der Offenheit und Derbheit, die ſein Jahrhundert charakteriſiren, hinzu, ſie habe ſich denjenigen, die im Stande geweſen wären, zu zahlen, hingegeben, doch aber nicht jedermann, und beſonders keinen gemeinen und ſchlechten Leuten, ſo viel Geld ihr auch dieſe verſprochen haben möchten, wobei ſie den Gelehrten dem größten Fürſten vorgezogen und oft dem liebenswürdigen und verdienten Manne umſonſt zugeſtanden, was ſie dem reichen Dummkopfe für große Summen verweigert habe. Uebrigens ſagen mehrere ihrer Poeſien, und beſonders das achtzehnte Sonnett gegen ihre Keuſchheit aus. Sie ſcheint nach und nach alle Perioden der Liebe durchlaufen zu ſeyn: anfangs treue und leidenſchaftliche Geliebte, hernach gefallſüchtige Coquette, ward ſie endlich im weiteſten Umfange des Worts zur Buhlerin. Hierbei gereicht es ihr zur Entſchuldigung, daß ſie zu einer Zeit lebte, wo die Galanterie als eine Ehrenſache betrachtet wurde und wo ſie ſelbſt von einem Schwarme liebenswürdiger Wüſtlinge um-

geben war. Hätte ſie ſo vielen Anlockungen zur Liebe widerſtehen können, ſo wäre ſie eine wahre Heldin geweſen. Ihre Großherzigkeit, ihr Geſchmack für die Wiſſenſchaften, ſo wie ihre mannigfaltigen und für ihre Zeit ſehr ungewöhnlichen Talente, verwiſchen jedoch in den Augen der meiſten ihrer Zeitgenoſſen jene Flecken ihrer Lebensweiſe gänzlich. Die großen und zahlreichen Beweiſe von Achtung und Verehrung, welche ihr gleichzeitige Schriftſteller gegeben haben, ſo wie die Straße in Lyon, wo ihr Haus befindlich war und welche noch jetzt ihren Namen führt, alles dieß zeugt von der hohen Achtung, in welcher ſie zu ihrer Zeit ſtand. In einer Geſchichte von Lyon wird gar geſagt, es ſcheine, als ſei ſie von Gott dazu beſtimmt geweſen, wie ein Wunder unter den Sterblichen angeſtaunt zu werden. Dichter haben auch ihre Schönheit ausnehmend gerühmt, proſaiſche Schriftſteller hingegen behauptet, ſie ſey weniger ſchön, als liebenswürdig geweſen. Alle ſtimmen jedoch darin überein, daß die Annehmlichkeit ihres Umganges, ihr Geiſt, ihr Wiſſen, ihre Talente, die Verſe, welche ſie dichtete und unter Begleitung der Laute ſang, daß alles dieſes ihre zahlreichen und ausgezeichneten Anbeter mit unwiderſtehlichen Banden an ſie gefeſſelt habe. Ihre Werke ſind folgende: *Epiſtel an Clementia von Bourges*, welche mit vielem Geiſte geſchrieben; *der Kampf der Liebe und der Thorheit*, in Proſa, worin Reiz und Erfindung herrſcht; *drei Elegieen*; *vier und zwanzig Sonnette*, von denen das erſte in italieniſcher Sprache abgefaßt iſt. Die erſte Ausgabe dieſer Schriften erſchien im Jahre 1555.

Labedoyre (Karl Angelique Hugo de) Obriſt des ſiebenten Linieninfanterieregiments, merkwürdig als das erſte Opfer der Strafgerechtigkeit, welche die franzöſiſche Regierung gegen diejenigen ausübte, die im J. 18·5 zu Napoleons Unternehmen mitgewirkt hatten. Als der Uſurpator am 7ten März gegen Grenoble heran zog, ging Labedoyre mit ſeinem Regimente ihm entgegen, und ſchloß ſich zwiſchen Vizille und Grenoble, an die Truppe des Uſurpators an. Umſonſt war ſein General ihm nachgeeilt, um ihn durch Bitten und Flehen zur Umkehr zu bewegen. Bald nach der Rückkunft der Bourbons wurde er eingezogen. Es gelang ihm zwar dem Verhafte zu entſpringen; aber am 3ten Auguſt fiel er in der Pariſer Vorſtadt Poiſſoniere der Polizey abermals in die Hände. Am 14ten wurde er vor die zweite Section des Pariſer Kriegsgerichts geſtellt, und daſelbſt des Hochverraths, des Aufruhrs und Falſchwerberey angeklagt. Als ein junger, ſchöner Mann von 29 Jahren, der in den Kriegen Napoleons immer mit Auszeichnung gedient hatte, überdieß als Haupt einer liebenswürdigen Familie, fand er ſehr viele Theilnahme bey dem Publicum. Die Anzahl der Zuſchauer war deßhalb bei dem Kriegsgerichte auſſerordentlich groß. Man bemerkte unter denſelben auch viele Fremde von Rang, namentlich den Kronprinzen von Preußen und den Prinzen von Oranien. Der Angeklagte führte ſeine Vertheidigung ſelbſt, nachdem ſein Sachwalter erklärt hatte, daß er ihn für vollkommen fähig dazu halte. Indeß konnte er nichts weiter zu ſeiner Rechtfertigung vorbringen, als: er habe geglaubt, nach der Lage der damaligen Umſtände, und nach der Stimmung ſeines Vaterlandes ſo handeln zu müſſen, und ſeine Abſichten ſeyen die reinſten geweſen. Nachdem die Richter die Sache erwogen hatten, ſprach der Präſident das Urtheil aus: daß er, des Hochverraths und der Rebellion überwieſen, zur Todesſtrafe, nach vorhergegangener Degradirung als Obriſt und Mitglied der Ehrenlegion, und zur Bezahlung der Proceßkoſten verdammt ſey. Doch wurde ihm eine

Zeit von 24 Stunden gelaſſen, um die Reviſion zu ergreifen. Dieß Rechtsmittel führte aber nicht zu dem bezielten Erfolge. Auch war es umſonſt, daß ſich die Gemahlin des Verurtheilten dem Könige zu Füſſen warf, und um Gnade flehte. „Wenn, ſprach der Monarch, Herr von Labedoyre mich allein beleidigt hätte, würde er begnadigt werden; aber ganz Frankreich verlangt die Beſtrafung des Mannes, der alle Geiſſeln des Kriegs über es gebracht hat. Nie iſt es mir ſchmerzhafter geweſen, in der Nothwendigkeit zu ſeyn, eine Bitte abzuſchlagen.“ Auch die Mutter des Oberſten ſuchte in tiefer Trauer bis zum Könige zu gelangen; aber ſie wurde nicht vorgelaſſen. Die Vollziehung des Todesurtheils hatte am 19ten ſtatt. Labedoyre wurde Abends um 6 Uhr, in einer Kutſche, in der ſein Beichtvater bey ihm ſaß, begleitet von zahlreichen Gensdarmerieabtheilungen und mehrern Compagnien Veteranen, aus dem Abteygefängniſſe auf die Ebene von Grenelle gebracht, wo eine große Menge Menſchen verſammelt war. Nachdem er, das Geſicht gegen die Mauer gerichtet, und knieend, ein langes Gebet verrichtet, und den Segen des Prieſters empfangen hatte, ſtand er auf, und ſtellte ſich den Veteranen gegen über, die auf ihn feuern ſollten. Er ließ ſich nicht nur nicht die Augen verbinden, ſondern beſtand auch darauf, ſelbſt „Feuer!“ commandiren zu dürfen. Die erſten Schüſſe ſtrekten ihn todt darnieder. Sein Leichnam wurde auf den Kirchhof Vaugirard gebracht, und daſelbſt beerdigt.

Labrador (Eſtotiland, Terra de Labrador, Neubritannien, das Land der Eskimos) eine große Halbinſel des nördlichen America, iſt gegen Norden durch die Hudſonsbay und Hudſons-Meerenge von den Ländern unter dem Nordpole abgeſondert und wird gegen Morgen durch das Nordmeer, gegen Süden durch Canada und gegen Weſten durch noch unbekannte Länder begrenzt. Es gehört den Engländern und wird gegen Süden von den Eskimos (ſ. d. Art.), einer wilden Nation bewohnt. Die Luft daſelbſt iſt überaus kalt, und das Land wegen ſeiner großen Gebirge und Wälder nur an den Küſten bekannt. Es giebt hier einige Factoreien engliſcher Kaufleute von der Hudſonsbay-Compagnie, deren eigentlicher Sitz in London iſt. Pelz- und Seethiere ſind nebſt dem bekannten Labradorſteine die einzigen Gegenſtände des hieſigen Handels. In den neuern Zeiten haben ſich auch Miſſionen von evangeliſchen Brüdern hier niedergelaſſen. Schon im Jahre 1500 ward dieſe Halbinſel von dem Portugieſen, Caſpar Cortereal, entdeckt. 1796 ſind die meiſten dortigen Etabliſſements vom franzöſiſchen Admiral Richery zerſtört worden, welcher darauf eine ähnliche Unternehmung auf Neufundland ausführte.

Labyrinth war bei den Alten ein Gebäude, welches eine ſolche Menge Gänge und Zimmer enthielt, daß man ſich darin verirren konnte. Es ſind vorzüglich drei Labyrinthe der Alten merkwürdig: das ägyptiſche Labyrinth, unter allen das berühmteſte, befand ſich in Mittelägypten, oberhalb des Sees Möris, nicht weit von Krokodilopolis, in der Gegend, welche jetzt Feium heißt. Nach einigen ſoll es von den zwölf Fürſten (650 v. Chr.), nach andern von Pſammitichus, nach andern von Ismandes, der daſelbſt auch begraben liege, erbaut worden ſeyn. Es iſt allem Vermuthen nach nichts anders, als ein Grabmahl geweſen. Das Gebäude war eins der ſchönſten der alten Welt, und ſoll unter einem gemeinſchaftlichen Dache zwölf, nach andern ſieben und zwanzig verſchiedene große Säle, oder Palläſte, ſechs gegen Süden und ſechs gegen Norden, enthalten haben. Alle dieſe Säle waren von einer gemeinſchaftlichen Mauer eingeſchloſſen und ringsherum mit Säulen

umgeben, die Wege aber, welche zu den Palläſten führten, ſo verwickelt angelegt, daß kein Fremder ohne Führer ſich wieder herausfinden konnte. Die Länge betrug über ein Stadium, und ſämmtliche Palläſte enthielten drei tauſend Zimmer, von denen ſich die eine Hälfte über, und die andere unter der Erde befand. In letztern ſollen die Särge der Erbauer des Labyrinths und der heiligen Crocodile aufbewahrt worden ſeyn, die obern Zimmer aber an Kunſt und Pracht alle andere menſchliche Werke übertroffen haben. Jetzt ſollen in dieſem Labyrinthe nur noch hundert und funfzig Zimmer zugangbar ſeyn, Schutt und Finſterniß aber den Eingang in alle übrige verbieten. Das kretenſiſche Labyrinth iſt faſt noch weniger bekannt, als das vorhergehende. Alte Schriftſteller meinten, es ſey von Dädalus nach einem verjüngten Maaßſtabe des ägyptiſchen, auf Befehl des Minos, der hier den Minotaurus einſperrte, erbaut worden. Schon zu Diodors und Plinius Zeiten war dieß Labyrinth nicht mehr vorhanden: ja, man wußte nicht einmal die Zeit ſeiner Zerſtörung. Der innere Bau, ſo wie überhaupt die Beſtimmung des Gebäudes ſelbſt, iſt uns, wie geſagt, völlig unbekannt. Das Labyrinth zu Cluſium war vom Könige Porſenna, wahrſcheinlich zu ſeinem eignen Grabmahle, erbaut worden. Es war viereckig, von Stein und hatte fünfzig Fuß in der Höhe, und dreißig an jeder Seite in der Breite. Auf jeder Ecke ſtand eine Pyramide, und eine in der Mitte: jede derſelben war hundert und funfzig Fuß hoch, und unten fünf und ſiebenzig breit. Noch iſt hier im Allgemeinen anzumerken, daß es durchaus nicht der Zweck der Alten war, die Labyrinthe des Verirrens wegen zu erbauen, ſondern daß dieß nur eine zufällige Eigenſchaft derſelben ausmachte.

Lacedämon, nach einer alten Mythe ein Sohn Jupiters und der Nymphe Taygete, heirathete die Sparta, des Königs der Leleger, Eurotas, Tochter, ward ſein Nachfolger in der Regierung und gab dem Lande ſeinen Namen Lacedämon, ſo wie der von ihm erbauten Stadt den Namen ſeiner Gemahlin Sparta. Nach der gewöhnlichen Zeitrechnung muß aber dieſer Lacedämon wenigſtens 150 Jahre ſpäter als Eurotas gelebt haben. Uebrigens ſchließt man aus der ihm beigelegten Abkunft von Jupiter und der Nymphe Taygete, daß er, wie alle Hellenen, ein Abkömmling Deukalions, und eines von den Häuptern der achäiſchen Colonie geweſen ſey, welche Archander und Architeles, die Enkel des Xuthus, nach ihrer Vertreibung aus Phthiotis, nach Lakonien führten, woſelbſt es Lacedämon geglückt habe, wo nicht die Eingebornen vollkommen zu unterwerfen, ſie doch aber zu bereden, die Colonie unter ſich aufzunehmen, und ſich mit ihr unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Lacedämonier zu vereinigen. Unter Lacedämons Nachfolgern iſt vorzüglich Tyndarus (Tyndareus) merkwürdig, in deſſen Söhnen, Caſtor und Pollux, das männliche Geſchlecht Lacedämons ausſtarb, und der Thron an die weibliche Linie deſſelben kam, indem Helena durch ihre Verheirathung an den Menelaus, zwiſchen welchem und Lacedämon fünf Könige über Sparta geherrſcht hatten, dieſen zum Könige von Lacedämon machte. Menelaus hinterließ nach ſeinem Tode nur zwei uneheliche Söhne, Nicoſtratus und Megapenthes; die Lacedämonier erwählten daher Agamemnons Sohn, Oreſtes, welcher Menelaus Tochter, Hermione, geheirathet hatte, zum Könige, und dieſer vereinigte Argos und Mycene mit ſeinem neuen Reiche. Unter ſeinem Sohne und Nachfolger, Tiſamenus, wurde Lacedämon im J. der Welt 2881 von den Herakliden erobert, welche daſelbſt eine Dyarchie, d. h. eine Regierung von zwei Königen, er-

richteten. Da nämlich über die Erſtgeburt der beiden Zwillingsſöhne des Ariſtodemus, Euryſthenes und Prokles, weder die Mutter, noch das delphiſche Orakel entſcheiden wollten; ſo bekamen beide die Provinz Lakonien, welches eigentlich eine Provinz von Lacedämon war, nachher aber auch für dieſes ſelbſt genommen wurde, gemeinſchaftlich, wobei man beſtimmte, daß auch ihre Nachkommen vereint herrſchen ſollten. Einſtweilen ſtanden ſie unter der Vormundſchaft ihres mütterlichen Oheims Theras. Indeſſen hatten die Lacedämonier wenig Urſache, ſich über die Ankunft dieſer Fremdlinge zu freuen, deren wilde Tapferkeit unter ſieben Regenten aus den beiden Häuſern, in einem Zeitraume von beinahe 200 Jahren das ganze Land verwüſtete, und ſich am Ende ſelbſt aufrieb. Die ſieben Regenten unter den Euriſtheniden (Agiden) hießen: Euriſthenes, Agis, Echeſtratus, Labotas, Doryſſus, Ageſilaus und Archelaus; die der Prokliden (Eurypontiden) waren: Prokles, Sous, Eurypon, Prytanis, Eunomus, Polydektes und Charilaus. Dieſe Könige lebten nun nicht allein mit ihren Nachbaren, beſonders mit den Argivern, in ſteten Kriegen, ſondern behandelten ſich auch unter ſich ſelbſt feindſelig. Schon Euryſthenes und Prokles waren nie einig mit einander, und dieſe Zwietracht trug ſich auch auf ihre Nachkommen über. Die Folge davon war, daß die königliche Gewalt geſchwächt, und die des Volks immer größer wurde. Aus einer beſchränkten Monarchie, oder vielmehr Dyarchie, ward in kurzem eine verworrene Ochlokratie. Jetzt ward, zum Heile von Lacedämon, Lykurgus geboren. Er war der jüngſte Sohn des Königs Eunomus; ſein älterer Bruder Polydectes folgte dem Vater in der Regierung, ſtarb aber bald, und hinterließ alſo das Reich ſeinem Bruder Lycurgus. Bald darauf ward bekannt, daß die hinterlaſſene Gemahlin des Polydectes ſchwanger ſey. Jetzt legte Lykurgus freiwillig die Regierung nieder, und erklärte ſich zum Vormunde des künftigen Thronerben. Da ihn die Königin wiſſen ließ, daß ſie, wenn er ſie zu heirathen verſpräche, ihr Kind ohne Anſtand tödten würde; ſo ſchmeichelte ihr Lycurg mit der Erfüllung ihres Wunſches. Auf dieſe Weiſe bekam er den Knaben, den die Königin bald darauf gebar, in ſeine Gewalt, und zeigte ihn dem ſpartaniſchen Volke, welches ſich ſowol über die Geburt deſſelben, als über die edle Handlung des Lycurg ausnehmend freute, weswegen der Knabe von dieſem Charilaus (die Freude des Volks) benannt wurde. Nichts deſtoweniger hatte ſich Lycurg durch dieſe Großmuth, ſo wie durch die bereits von ihm gemachten weiſen Einrichtungen, die Feindſchaft einiger Neider zugezogen, mit denen ſich die Königin, aus Rache über ihre fehlgeſchlagene Hoffnung, gegen Lycurg verband, indem ſie Beſorgniſſe darüber äußerte, das Leben des jungen Prinzen einem Manne anzuvertrauen, dem an dem Tode deſſelben am meiſten gelegen ſeyn dürfte. Kaum hatte dieß Lycurg erfahren, als er den Entſchluß faßte, ſein Vaterland zu verlaſſen, und die vormundſchaftliche Regierung freiwillig niederzulegen. Er begab ſich nach Kreta, um ſich daſelbſt mit den Geſetzen des weiſen Minos bekannt zu machen. Nachdem er ſich von dort in die joniſchen Colonien, an den Küſten Kleinaſiens, begeben hatte, wo er, wie man erzählt, die homeriſchen Gedichte fand; und dann noch nach dem Berichte einiger Schriftſteller, Aegypten und Indien durchreiſt war, kehrte er nach Lacedämon zurück, welches von großen Unruhen zerrüttet wurde. Da nämlich die beiden Könige, Archelaus und Charilaus, weder bei dem Volke noch bei den Großen in Achtung ſtanden, und auch keine Geſetze vorhanden waren, die die allgemeine Ruhe hätten aufrecht erhalten können; ſo nahmen die Bedrückungen der Großen

und der Uebermuth des Volks immer mehr überhand. Lycurg, welcher der einzige Mann war, zu welchem jetzt alle Parteien Zutrauen hatten, gründete, ſelbſt unter dem Beiſtande der Götter, deren Orakel er hatte befragen laſſen, eine neue Staatsverfaſſung in Lacedämon, und ward beſonders durch ſeine Geſetzgebung der Wiederherſteller und Wohlthäter ſeines Vaterlandes. Nachdem nun Lacedämon durch den Lycurg zu neuen Kräften gekommen war, und neue Energie erhalten hatte; ergoß es dieſe bald in neue Kämpfe gegen ihre Nachbarn. Vorzüglich aber bewies ſich die erhöhte innere Kraft Sparta's in den beiden langwierigen Kriegen mit den Meſſeniern, die ſich endlich mit der gänzlichen Eroberung des Landes und der Unterjochung dieſes tapfern Volks endigten. Endlich erlangte Sparta unter ſeinem Könige Leonidas, durch deſſen Kampf bei Thermopylä, den höchſten Ruhm und die Hochachtung aller griechiſchen Völker ſo ſehr, daß ſelbſt Athen es ſich gefallen ließ, den Spartanern den Oberbefehl über alle verbündete griechiſche Völker, ſowol zu Lande als zu Waſſer, zuzugeſtehen. In der That ſtellten auch die Spartaner in dem perſiſchen Kriege eine ſehr anſehnliche Landmacht auf, welche in Vereinigung mit Athen und den übrigen griechiſchen Bundesgenoſſen, unter Anführung des Pauſanias, der ſtatt des jungen Pliſtarch, des Leonidas Sohn, die obervormundſchaftliche Regierung führte, die berühmte Schlacht bei Platäa gewann. Mit gleichem Glücke focht auch die griechiſche Flotte, unter Anführung des ſpartaniſchen Königs Leotychides und des athenienſiſchen Feldherrn Xantippus, gegen die Perſer, und ſchlug dieſe bei Mykale in einem Treffen zu Lande, dem die Vernichtung ihrer ganzen Flotte folgte. Sparta's politiſche Macht hatte jetzt nicht nur einen hohen Grad von Zuwachs erhalten; ſondern es begann auch, ſich im geſellſchaftlichen Leben zu cultiviren, und Kunſtfleiß und Kunſtgeſchicklichkeit auszuüben. Zu gleicher Zeit ward aber auch die Gewalt der Könige ſehr eingeſchränkt, wogegen die Ephoren die ihrige immer weiter auszudehnen begannen. Nachdem nun aber der gemeinſchaftliche Feind, Perſien, beſiegt war; fingen die griechiſchen Staaten, die einmal an Krieg gewöhnt worden waren, an, ſich unter einander anzufeinden. Beſonders erwachte Sparta's Eiferſucht gegen Athen, und ging am Ende ſo weit, daß die Lacedämonier es wagten, unter dem Vorwande, die Perſer ſollten bei einem etwaigen neuen Kriege keinen feſten und haltbaren Ort in Griechenland beſitzen, Athen von der Aufbauung ihrer Mauern und der Befeſtigung des Piräus abhalten zu wollen. Themiſtokles, der die wahren Beweggründe dieſer Anmaßung wol kannte, täuſchte Sparta durch eine Liſt, welche jedoch den Unwillen und die Eiferſucht dieſes Staats gegen Athen noch immer mehr reizte. Hierzu kam noch, daß Pauſanias Uebermuth und tyranniſches Betragen gegen die Bundesgenoſſen, das Mistrauen aller griechiſchen Staaten gegen Sparta auf den höchſten Grad brachte. Die meiſten Bundesgenoſſen fielen daher ab von Sparta, und unterwarfen ſich dem Oberbefehle der Athenienſer. Sparta betrug ſich hierbei mit einer Mäßigkeit, die nun wieder die Athenienſer zu einem Uebermuthe reizte, der ſeinerſeits nun auch die Verbündeten von Athen abwendig machte, und ſie wiederum den Spartanern zuführte. Dieſe rüſteten ſich jetzt insgeheim; Athen hingegen hob das Bündniß mit Sparta öffentlich und förmlich auf, und fing endlich die Feindſeligkeiten zuerſt an. Nun begann der peloponneſiſche Krieg, deſſen Ausgang Sparta auf den höchſten Gipfel der Macht und des Anſehens erhob, und Athen gänzlich demüthigte. Bald aber wurde durch die Eiferſucht zwiſchen Lyſander und dem ſpartaniſchen Könige Pauſanias

die Revolution, welche Athen von den dreißig Tyrannen befreiete, glücklich zu Stande gebracht. Hierauf standen die Spartaner dem jüngeren Cyrus nachdrücklich gegen ſeinen Bruder Artaxerxes Mnemon bei. Dem unglücklichen Ausgange dieſer Empörung folgte ein neuer Krieg zwiſchen Sparta und Artaxerxes, welchen erſteres unter ſeinen Feldherrn Derovllidas und Ageſilaus mit einem Glücke führte, wodurch der perſiſche Thron bis in ſeine Grundfeſte erſchüttert wurde. Aber was die Tapferkeit der Perſer nicht vermochte, das bewirkte ihre Politik. Durch ungeheure Beſtechungen hetzten ſie Athen, Theben, Korinth und einige peloponneſiſche Völker gegen Sparta auf, und erregten auf dieſe Weiſe einen Krieg gegen letzteres, der es nöthigte, den großen Age... us nach Hauſe zu rufen. Dieſer ſiegte auf ſeinem Rückmarſche bei Koronäa über die Böotier; der athenienſiſche Feldherr Konon hingegen ſchlug die ſpartaniſche Flotte, unter ihrem Anführer Piſander, bei Cindos, und eroberte funfzig Galeeren. Dieſer unter dem Namen des korinthiſchen oder böotiſchen bekannte Krieg dauerte acht Jahre, in welchem Sparta weniger glücklich war, Athen hingegen durch die Siege ſeines Admirals Konon und deſſen glückliche Unternehmungen an den ſpartaniſchen Küſten, und gegen einige Inſeln im ägäiſchen Meere, neuen Ruhm und einen bedeutenden Zuwachs ſeiner Macht erwarb. Sparta ſandte nun den klugen Antalcidas an den König von Perſien, um Frieden zu erhalten, und ihn von dem Bunde mit Athen abwendig zu machen. Da Athen ſelbſt durch ſein übermüthiges Betragen die Perſer gegen ſich aufgebracht hatte; ſo erreichte Antalcidas ſeinen Zweck, und ſchloß im J. 388 v. Chr. Geb. den berühmten, nach ihm benannten Frieden, der für Perſien freilich ſehr vortheilhaft war, aber doch Sparta von ſeinen Feinden befreiete. Die unlautern und ehrgeizigen Abſichten Sparta's bei Abſchließung dieſes Friedens zeigten ſich bald: es fuhr fort, ſeine Bundesgenoſſen zu unterdrücken, und überall Zwietracht zu erregen, um nachher die richterliche Entſcheidung ſich anmaßen zu können. Außer mehreren von demſelben verübten Gewaltthätigkeiten, fiel es ohne Urſache die Stadt und Feſtung Theben an, bemächtigte ſich derſelben und führte daſelbſt eine ariſtokratiſche Regierung ein. Da Theben ſich durch eine Revolution wieder frei machte; ſo kam es zu dem berühmten thebaniſchen Kriege, an dem auch Athen Theil nahm, und zwar anfangs gegen, nachher aber für Sparta. Dieß wurde durch dieſen Krieg dergeſtalt geſchwächt, daß es von da an aufhörte, eine bedeutende Rolle in Griechenland zu ſpielen. Da jetzt kein Staat mehr in Griechenland Macht genug beſaß, um ſich an die Spitze der übrigen ſtellen zu können; ſo gelang es dem macedoniſchen Könige Philipp um ſo eher, ſich zum Oberherrn von ganz Griechenland aufwerfen zu können. Nachdem nun bereits faſt ganz Griechenland dieſe Oberherrſchaft des macedoniſchen Königs anerkannt hatte, wagte es noch Agis, König von Sparta, der ein geſchworner Feind der Macedonier war, ſich dieſen zu widerſetzen. Sein muthiger Sinn ward jedoch nicht vom Glücke begünſtigt; er verlor ſein Leben in einer Schlacht gegen Antipater, hinterließ jedoch den Ruhm eines der tapferſten und tugendhafteſten ſpartaniſchen Fürſten. Archidamus IV. wurde von Demetrius Poliorcetes bekriegt, und Sparta nur mit Mühe gerettet. Gleich darauf ereigneten ſich neue gefährliche Unruhen. Kleonymus, ein Neffe des Königs Areus, faßte verderbliche Anſchläge gegen ſein Vaterland, und rief den Pyrrhus herbei. Der Anſchlag mislang, theils durch die Langſamkeit deſſelben, theils durch die Tapferkeit der Spartaner. Sittenverderbniß und Luxus nahmen jedoch immer mehr bei dieſen über-

fand. Mehrere auf einander folgende Könige machten Verſuche, die lycurgiſche Verfaſſung in ihrer Reinheit wieder herzuſtellen, beſonders aber die übermäßige Macht der Ephoren zu vernichten. Kleomenes ſetzte dieſen Plan zwar durch; aber weder die Umſtände, noch der Charakter und die Sitten der Spartaner konnten dieſe Reform dauerhaft machen. Kleomenes mußte nach einem hartnäckigen und zuletzt ſehr unglücklichen Kriege mit den Achäern und mit Antigonus von Macedonien, ſein Reich verlaſſen und nach Aegypten fliehen, wo er ſeinen Tod fand. Nun blieb Sparta drei ganzer Jahre lang ohne Oberhaupt, wurde darauf von den Tyrannen Machanidas und Nabis beherrſcht, von denen der letzte die abſcheulichſten Gräuel beging. Durch die Römer und den achäiſchen Bund wurde die Macht des Staats, welchen Nabis auf kurze Zeit wieder emporgehoben hatte, ganz vernichtet. Sparta mußte zum achäiſchen Bunde übertreten, und kam endlich, nach Beſiegung deſſelben, unter die Herrſchaft der Römer. — Lacedämon (Sparta), die Hauptſtadt Lakoniens und des ſpartaniſchen Staats, lag am Weſtufer des Fluſſes Eurotas, und ward im erſten Jahre der neun und ſiebenzigſten Olympiade durch ein Erdbeben außerordentlich verwüſtet. Der Umfang der Stadt betrug 48 Stadien, oder eine und eine Viertel Meile. Sie war nicht regelmäßig an einander gebaut, ſondern ſie beſtand eigentlich aus mehreren einzelnen Bezirken, die noch in der hundert und zwanzigſten Olympiade durch keine gemeinſchaftliche Mauer eingeſchloſſen waren. Von den vielen Gebäuden und Merkwürdigkeiten, die uns Pauſanias nennt, bemerken wir folgende: der Marktplatz enthielt die ſämmtlichen Verſammlungshäuſer der angeſehenſten Obrigkeiten, und ſeine ſchönſte Zierde machte der berühmte Säulengang (Perſike) aus, welcher von der den Perſern abgenommenen Beute erbaut worden, und mit den Bildſäulen der angeſehenſten Perſer, aus weißem Marmor, geſchmückt war; der Chor, ein Ort auf dem Markte, der mit den Bildſäulen Apollos, Dianens und Latonens prangte, auf welchem an den Gymnopädien die Epheben ihre Tänze aufführten; die Baroneta, das Wohnhaus der Könige aus der Familie des Euryſthenes, in der Straße Apheta (Aphetais), welches deswegen ſo hieß, weil es das Volk von der Wittwe Polydors für eine Rinderheerde eingehandelt hatte; die Leſchen, oder öffentliche Verſammlungshäuſer, in welchen ſich die Bürger über die Angelegenheiten des Staats zu unterreden pflegten, deren es zwei gab, von welchen die Leſche der Krotanen in der Nähe der Gräber der Agiden war, und die Leſche Pöcile; der Tempel der Minerva Poliuchos (Calciöcas), welcher auf der Akropolis, oder dem hervorragendſten Theile Sparta's lag, u. a. m. — Die Lacedämonier (Spartaner) zeichneten ſich durch ihre Sitten, Gebräuche und Staatsverfaſſung, von denen wir hier kürzlich einige Hauptmomente anführen wollen, vor allen übrigen Völkern Griechenlands aus. Was die Staatsverfaſſung anbetraf; ſo waren die Könige daſelbſt nichts weniger als unabhängig, und regierten nur mit und durch den Willen des Volks, indem ſie keiner andern Vorrechte genoſſen, als die erſten Rathgeber in den Volksverſammlungen, die Schiedsrichter bei entſtandenen Streitigkeiten und die Führer des Heeres zu ſeyn, auch keine andere Belohnungen empfiengen, als ein anſehnliches Landeigenthum und einen vorzüglichen Antheil von der Beute, und endlich den oberſten Sitz in Zuſammenkünften und bei Mahlzeiten einnahmen. Die Spartaner (d. h. die Nachkommen der Dorier, welche unter Anführung der Herakliden ſich der Landſchaft Lakonien bemächtigten) beſchäftigten ſich nur mit

dem Kriege und mit der Jagd, und überließen den Ackerbau den Heloten (den Einwohnern von Helos, welche Stadt ſich den einwandernden Doriern, oder Spartanern, widerſetzt hatte, und welcher dafür von dieſen das Joch der Sclaverei auferlegt worden war) den Lacedämoniern, oder Periöken (d. h. den alten Bewohnern des Landes) den Handel, die Verfertigung des Purpurs, die Schifffahrt, die Waffen- und Eiſenfabriken. Wenn nun die Spartaner, als die mächtigen Beſieger des Landes, an Sitten und Cultur vor den Lacedämoniern den Vorzug hatten; ſo blühete dagegen unter letztern das ganze Gebiet des Gewerbfleißes, und nur an die Lacedämonier muß man denken, wenn von lakoniſchen Wollenfabriken, Purpur, Gewehrfabriken u. ſ. w. die Rede iſt. Sie, die Lacedämonier, machten mit ihren Oberherren, den Spartanern, ſpäterhin gleichſam ein einziges Volk aus, waren aber bei weitem viel zahlreicher, als die Spartaner, mit denen ſie ſich nach und nach jedoch vermiſchten. Beide ſtanden gewiſſermaßen in einem Bunde, und machten zuſammen einen Freiſtaat aus, der eigne Nationalverſammlungen hatte, welche die Städte durch Abgeordnete beſchickten. Die Beiträge zum Kriege, ſowohl an Geld, als an Truppen, machten die Hauptausgaben aus, welche die freien Lacedämonier ihren Unterjochern, den Spartanern (Doriern) zu entrichten hatten. Die Lacedämonier waren oft eiferſüchtig auf die Spartaner, und im thebaniſchen Kriege zogen ſogar mehrere Städte ihre Truppen von den Spartanern zurück, und ließen ſie zu dem Epaminondas ſtoßen. Da man bei den jetzigen Mainotten, den Nachkommen der Lacedämonier, noch viele Spuren der alten ſpartaniſchen Verfaſſung antrifft; ſo ſchließt man daraus, daß jene von dieſen, als ihren Oberherren, vieles angenommen haben müſſen. In Betreff des Charakters müſſen wir beſonders von den Spartanern rühmen, daß ſie ſchon von den älteſten Zeiten an eine ſeltene Standhaftigkeit und Beharrlichkeit zeigten, welche in der Folge viel zur Erhebung ihres Staates beitrugen. Durch kein Unglück, durch keine Niederlagen konnten ſie muthlos gemacht werden; vielmehr gingen ſie auf das einmal vorgeſetzte Ziel mit unbeſiegbarer Feſtigkeit los, bis ſie daſſelbe erreicht hatten. Mit Unwillen bemerkt man aber auch ihre Treuloſigkeit und verrätheriſche Hinterliſt. Dieſe bewieſen ſie in den meſſeniſchen Kriegen, wo ſie nicht allein den arkadiſchen König Ariſtokrates durch Beſtechung zur ſchändlichſten Verrätherei an den Meſſeniern verleiteten, ſondern auch offenbar mit dem delphiſchen Orakel einverſtanden waren, und ſich deſſelben bedienten, um den Meſſeniern zu ſchaden. Von den Sitten und Gebräuchen derſelben wollen wir nur kürzlich Folgendes melden. Das Alter, in welchem die Spartaner ihre Ehebündniſſe ſchloſſen, war durch die lycurgiſchen Geſetze bei den Männern auf das dreißigſte, und bei den Weibern auf das zwanzigſte Jahr beſtimmt. Wenn eine Spartanerin ſchwanger war, mußten, nach eben dieſen Geſetzen, in dem Zimmer derſelben Gemälde von den ſchönſten Jünglingen aufgehangen werden, damit dadurch ein glücklicher Eindruck auf die Leibesfrucht gemacht werde. Die Spartanerinnen gebaren wahrſcheinlich ohne Hülfe einer Hebamme, dahingegen in Athen das Geſchäft der Geburtshülfe anfangs von den Aerzten, nachher von beſonders dazu eingeſetzten Hebammen ausgeübt wurde. Die Spartanerinnen gebaren, wie man ſagt, über einem Schilde, und das Kind, wenn es ein Knabe war, wurde in einen Schild gelegt und ihm die Worte zugerufen: ä tan, ä epi tan (entweder mit dieſem, oder auf dieſem). Wenn die andern Griechen das neugeborene Kind mit Waſſer abwuſchen, und es nachher (was auch die Sparta-

ner zuweilen thaten) mit Oel einrieben; ſo badeten dieſe hingegen ihre Kinder in Wein, um hierdurch gleich anfangs die Stärke ihrer Leibesbeſchaffenheit zu prüfen. Sie glaubten nämlich, ein Weinbad ziehe ſchwächlichen Kindern gichtiſche Verzuckungen, ja ſelbſt den Tod zu, verleihe den Starken hingegen eine dauerhafte Geſundheit. Wurde das Kind nun für geſund und ſtark befunden; ſo nahm es der Staat unter die Zahl ſeiner Bürger auf. Im entgegengeſetzten Falle wurde daſſelbe dem Tode überliefert, und in eine am Berge Taygetus befindliche Kluft geworfen. Bei allen übrigen griechiſchen Staaten war die Ausſetzung der Kinder Mode, in Athen durfte ſogar, nach Solons Geſetzen, der Vater das Kind bis zum fünften Tage tödten; bei den Spartanern hingegen war die Ausſetzung verboten. Schon in den älteſten Zeiten fand, wie aus dem Homer erhellt, auch in Sparta der Gebrauch der Ammen Statt, damit den Weibern die reizende Form des Buſens erhalten werden möchte. Die Ammen wurden nachher als Theile der Familie angeſehen und als ſolche geachtet. Die Kinder der Spartaner wurden zu einer harten und freien Lebensart gewöhnt: ungewickelt wurden ſie, damit ſie den freien Gebrauch der Glieder behalten ſollten, in den Schild gelegt. Schnürbrüſte, von denen man bei andern griechiſchen Völkern eine Spur findet, kannten die Spartaner durchaus nicht. Doch findet man bei ihnen eine Art des Wiegens, welches vermöge eines Rüttelns mit dem Schilde geſchah; doch ſteckten ſie nicht, wie die übrigen Griechen, dem ſchreienden Kinde einen in Honig getränkten Schwamm in den Mund. Man gab ihnen eine Klapper, oder auch einen Ball in die Hand, damit ſie ſich ſtets mit etwas beſchäftigen mußten. Um ſie zur Ertragung des Hungers zu gewöhnen, bekamen ſie nur immer ſehr leichte und wenige Speiſe; hungerten ſie zu heftig, ſo konnten ſie etwas Speiſe ſtehlen; nur mußten ſie ſich nicht dabei ertappen laſſen, ſonſt wurden ſie für ihre Unvorſichtigkeit ſehr empfindlich beſtraft. Alle zehn Tage mußten ſie ſich von den Ephoren beſichtigen laſſen, und wer alsdann zu fett befunden wurde, der erhielt ebenfalls eine Züchtigung. Wein ward überhaupt in ganz Griechenland nur den Mädchen verſagt; den Knaben hingegen ward er ſchon von der früheſten Kindheit an gegeben. In Sparta wurden den Knaben die Haare abgeſchoren; und erſt mit dem Eintritte in das männliche Alter durften ſie dieſelben wachſen laſſen. Sie liefen die meiſte Zeit nackend, und waren gewöhnlich ſchmutzig, weil ſie ſich nicht wuſchen und ſalbten, wie die übrigen Griechen. Sie ſetzten eine Ehre darein, wenn ihre Körper mit blauen Flecken, Striemen und Narben bedeckt waren. Nur bei üblem Wetter trugen ſie einen Oberrock, und erſt mit dem zwölften Jahre bekamen ſie jährlich ein neues Oberkleid. Schuhe trugen ſie auch bei der ſtrengſten Kälte nicht. Ihre Lagerſtätte mußten ſie ſich vom Schilfe aus dem Fluſſe Eurotas ſelbſt bereiten. Unter ihren Jugendſpielen zeichnete ſich beſonders eins aus, welches Epostrakismos hieß, und darin beſtand, daß die Knaben Scherben oder kleine flache Steine ins Waſſer warfen, und die Sprünge derſelben zählten. Dieſes Spiel iſt auch noch unter unſern Kindern im Gebrauche. Auch unſer heutiges Blindekuhſpiel kannten ſie, und nannten es Münda. Die Kindheit der Spartaner dauerte bis ins ſiebente Jahr, und ſo lange blieben ſie in dem Gynäceum unter der Aufſicht der Weiber. Von dieſer Zeit an bis ins achtzehnte Jahr hießen ſie Knaben (Protäres), von da an ins dreißigſte Ephäboi (Jünglinge), und vom dreißigſten Jahre an traten ſie in den Stand der Männer und genoſſen der vollen Rechte eines Bürgers. Wenn die Kinder in Sparta

das ſiebente Jahr erreicht hatten; ſo wurden ſie der väterlichen Sorgfalt entzogen, und der öffentlichen anvertraut. Hier wurden ſie ſämmtlich nach einem gewiſſen Plane erzogen, und erhielten durchaus ohne Unterſchied des Standes und Vermögens eine und ebendieſelbe Erziehung. Wer ſeinen Sohn der öffentlichen Erziehung nicht anvertrauen wollte, wurde ſeines Bürgerrechts für verluſtig erklärt. Der wichtigſte Gegenſtand der phyſiſchen Erziehung während des Knaben- und Jünglingsalters war die Ausbildung des Körpers (Gymnaſtik), welche durch Laufen, Springen, Jagen, Werfen des Discus, Ringen, den Fauſtkampf und das Pancratium, eine aus dem Ringen und Fauſtkampfe zuſammengeſetzte Uebung, bewirkt wurde. Dieſe Uebungen geſchahen in beſondern Gebäuden, welche Gymnaſien hießen, und zwar nackend. Außer der Gymnaſtik gehörte auch noch zur phyſiſchen Bildung die Tactik und Orcheſtik. Jene begriff den Unterricht in allen zum Kriege nöthigen körperlichen Fertigkeiten, letztere den Unterricht in der Tanzkunſt. In dieſem Unterrichte war gewiſſermaßen die jährliche Geißelung am Feſte der Diana Orthia (Diamaſtigoſis), welche darin beſtand, daß die Knaben vor dem Altar dieſer Göttin, in Gegenwart einer großen Menge von Zuſchauern, gegeißelt wurden. Die Abſicht dieſes Gebrauchs war unſtreitig, daß die Knaben ſich dadurch gegen körperlichen Schmerz abhärten ſollten. Dieſe Geißelung war ſo heftig, daß nicht nur der Altar mit Blut beſpritzt wurde, ſondern daß auch manche dabei ihr Leben einbüßten. Die dabeiſtehende Prieſterin hielt ein kleines, ſehr leichtes hölzernes Dianenbild in den Händen. Bemerkte ſie nun, daß dieſer oder jener Knabe geſchont wurde, ſo rief ſie, daß ſie das Bild vor Schwere nicht mehr tragen könne, worauf alsdann ſogleich die Schläge verdoppelt wurden. Die Eltern, welche daneben ſtanden, riefen ihren Söhnen unaufhörlich Muth zu; ja, dieſe ſtritten ſelbſt um den Vorzug, wer die Prüfung mit der größten Standhaftigkeit ertragen könnte. Wer nur die geringſte Klage ausſtieß, verlor den Sieg und ward beſchimpft; wer aber mit ruhiger Stirn den Quaalen trotzte, wurde gekrönt und erhielt die Lobpreiſungen der ganzen Stadt. Wer unter den Streichen ſein Leben aushauchte, erhielt zum ewigen Andenken des erlangten Ruhms eine Statüe. Nach einigen ſoll dieſer Gebrauch ſchon vom Lykurg, nach andern aber erſt von der Zeit der Schlacht bei Platäa herrühren. Um nun auch die Jugend zur Liſt, zur Wachſamkeit und Behendigkeit zu gewöhnen, geſtattete man ihr gewiſſermaßen das Stehlen, d. h. man erlaubte denen, die hungrig waren, Lebensmittel von geringem Werthe zu ſtehlen. Ließen ſie ſich dabei ertappen; ſo wurden ſie entweder gegeißelt, oder man ließ ſie hungern, oder man beſtrafte ſie auch dadurch, daß ſie ſelbſt um einen Altar herumtanzen und Spottlieder gegen ſich ſelbſt abſingen mußten. Die Furcht vor der Schande, bei einem ſolchen leichten Diebſtahle entdeckt zu werden, bewirkte oft die außerordentlichſten Handlungen. So erzählt man von einem Knaben, der einen jungen Fuchs geſtohlen und dieſen unter ſein Unterkleid verborgen hatte, daß ihm von demſelben der Leib und ſelbſt die Eingeweide zerbiſſen worden wären, ohne daß er durch den wüthenden Schmerz ſich hätte bewegen laſſen, den Fuchs hervorzuziehen und ſeinen Diebſtahl bekannt zu machen. Uebrigens wurde das Schwimmen für eine unerlaßliche Eigenſchaft eines Spartaners angeſehen; daher pflegte man von einem ganz unbrauchbaren Menſchen zu ſagen: „Er kann nicht einmal ſchwimmen.“ Einen ſehr großen Einfluß auf die moraliſche Bildung der Jugend ſchrieben die Griechen der Muſik zu. Sie war ein weſentlicher Theil der Erziehung, und

deswegen bekam auch alles, was ſich auf die moraliſche Bildung bezog, den Namen Muſik. Man konnte in allen Wiſſenſchaften unerfahren ſeyn, ohne daß es jemanden zur Schande gereichte; aber die Muſik nicht zu verſtehen, war ſchimpflich. Auch die Malerei ſah man als ein Hülfsmittel bei der Erziehung an; und um die Zeiten Philipps von Macedonien kam es auf, daß alle freigeborenen Kinder in ganz Griechenland ſich dieſer Kunſt befleißigen mußten. Beſonders aber war die Beſcheidenheit ein Gegenſtand des Unterrichts bei den Spartanern. Auf der Straße mußten die Knaben die Hände in den Mantel ſtecken, und mit langſamen Schritten und niedergeſchlagenen Augen einhergehen; im Reden ſich aber der äußerſten Kürze befleißigen. Die Spartaner waren übrigens unter allen Griechen die einzigen, welche die Wiſſenſchaften gefliſſentlich verachteten und ganz aus der Erziehung der Jugend hinwegließen. Ihre ganze Wiſſenſchaft war, den Befehlen ihrer Vorgeſetzten zu gehorchen, alle mögliche Beſchwerden zu ertragen und im Kriege zu ſiegen und zu ſterben. Was nun endlich die politiſche Erziehung bei den Spartanern, ſo wie überhaupt bei allen Griechen, betraf; ſo ſuchte man die Jugend ſehr ſorgfältig mit den Geſetzen ihres Vaterlandes bekannt zu machen. Da nun daſelbſt keine geſchriebene Geſetze vorhanden waren; ſo wurden ſie der Jugend mündlich gelehrt. Auch die Ehrbegierde ward bei ihnen vorzugsweiſe als eine der nothwendigſten Leidenſchaften im Menſchen, durch die zweckmäßigſten Mittel zu bewirken, und die ſtärkſte Empfindlichkeit gegen Ehre und Schande in dem jungen Zöglinge zu erwecken geſucht. Die Erziehung der Mädchen in Sparta wich von der athenienſiſchen gänzlich ab. Statt, wie in Athen, zu Hauſe zu bleiben, Wolle zu ſpinnen, und ſich des Weins und zu ſtarker Nahrung zu enthalten, lehrte man die Mädchen in Sparta tanzen, ſingen, mit einander ringen, auf der Rennbahn laufen, den Discus werfen u. ſ. w. Dies geſchah öffentlich und halb nackend. Die Spartanerinnen machten überhaupt in ihren gymnaſtiſchen Uebungen faſt eben ſo große Fortſchritte, wie die Jünglinge. Die Urſache, warum Lykurg das weibliche Geſchlecht faſt eben ſo, wie das männliche, zu erziehen befahl, war unſtreitig die, daß dadurch für die künftige Nachkommenſchaft deſto beſſer geſorgt werde.

Lacepede, Ex-Senator, Großkanzler der Ehrenlegion und Graf, ward zu Agen am 26. Dec. 1756 geboren. Dieſer berühmte Naturforſcher, ein Zögling Büffon's und Daubenton's, war vor der Revolution Aufſeher des königlichen Cabinets in dem botaniſchen Garten zu Paris, und Mitglied mehrerer Academieen. Bei dem Ausbruche der Unruhen ward er Mitglied des Departements von Paris, und 1791 deſſen Deputirter bei der Geſetzgebung, wo er nach einander zum Secretär und dann zum Präſidenten erwählt wurde. Nachdem er in das National-Inſtitut getreten war, nahm er am 20. Jan. 1796 im Namen der Deputation dieſes Corps das Wort, als ſie im Rathe der Fünfhundert dem Haſſe des Königthums den Eid ablegte. Im J. 1799 berief ihn Bonaparte in den Erhaltungsſenat. Er hielt darin die Gedächtnißreden auf Daubenton und Dolomieu, und wurde 1801 Präſident deſſelben. Im J. 1803 ernannte ihn Bonaparte zum Großkanzler der Ehrenlegion, 1804 erhielt er die Senatorie von Paris und im Februar das rothe Band. Als der Uſurpator im März 1815 wieder kam, ernannte er ihn zum Großmeiſter der Univerſität. Der zweyte Sturz deſſelben hatte aber für ſeine äuſſern Verhältniſſe keine nachtheilige Folgen, wie er denn 1816 bei der Reformation des Inſtituts wieder als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften erſchien. Man ge-

ſteht Lacepede gründliche Kenntniſſe und die Kunſt zu, die trockenſten Gegenſtände ſeiner Wiſſenſchaft mit den Annehmlichkeiten eines glänzenden Styls auszuſchmücken. Sein wichtigſtes Werk iſt ſeine Ausgabe des Büffon, den er mit der histoire des quadrupèdes oripares et serpents fortgeſetzt hat.

Lachen (Anthropologie und Aeſthetik) wird im eigentlichen Verſtande nur dem Menſchen zugeſchrieben, weswegen auch einige alte Philoſophen die Fähigkeit zum Lachen als ein unterſcheidendes Merkmal des Menſchen von den Thieren anſahen, und den Menſchen durch ein mit der Fähigkeit zum Lachen begabtes Geſchöpf definirten. In ſo fern es nun auch unſtreitig wahr iſt, daß der Menſch vorzugsweiſe vor den Thieren zu beurtheilen vermag, was komiſch, alſo folglich lächerlich iſt, in ſo fern hatten die alten Philoſophen mit jener Erklärung nicht ganz unrecht. Im uneigentlichen Verſtande gebrauchen es die Dichter von der lebloſen Natur, und laſſen Blumen, Wieſen und Fluren lachen. Unter dem eigentlichen Lachen verſtehen wir diejenige körperliche Handlung, die ſich durch eine ſtoßweiſe, gleichſam convulſiviſche Ausathmung der Luft, mehrentheils mit gleichartigen Tönen der Stimme und fröhlichen Geſichtszügen verbunden, zu erkennen gibt, und wodurch eine zwar ſittſame, aber doch nicht unangenehme fröhliche Gemüthsbewegung angedeutet wird. Steigt das Lachen bis zum Affect; ſo iſt es, mit Kant zu reden, eine convulſiviſche Fröhlichkeit. Es iſt eine ausgemachte Sache, daß das Lachen in der Vorſtellungskraft ſeine Begründung hat. Es geht demſelben jederzeit ein Urtheil von etwas Ungereimten, Widerſprechenden, überhaupt von etwas abſolut Zweckwidrigen vorher. Und eben dieß Zweckwidrige iſt es, was als das wahre Komiſche Lachen erregt. Ein Beiſpiel ſoll unſere Behauptung näher erläutern. Man nehme an, ein junges, ſchönes, gebildetes Mädchen wird von einem jungen, ſchönen, gebildeten Jünglinge geliebt, und dieſer ſucht auf einem vernünftigen, d. h. durch paſſende Mittel zum Zwecke führenden Wege, die Gegenliebe des Mädchens zu erwerben. Dieß iſt etwas ſehr Ernſtes, und durchaus nichts, was dem Character des Lächerlichen anheim fallen könnte. Wird jedoch dieſes Mädchen der Gegenſtand der Bewerbung eines alten, häßlichen, lächerlichen Greiſes, deſſen Gemüths-Neigungen mit denen des Mädchens im abſoluteſten Widerſpruche ſtehen; ſo erſcheint uns das Beſtreben dieſes Mannes komiſch oder lächerlich. Was iſt alſo das Ernſte und was iſt das Lächerliche? Ernſt ſind diejenigen Handlungen, welche auf eine zweckmäßige, nicht widerſprechende, und auf dem rechten Wege zum vorgeſetzten Ziele führende Art vollbracht werden. Lächerlich oder komiſch iſt hingegen dasjenige, was auf die entgegengeſetzte Art gethan wird, d. h. wo gerade die widerſprechendſten und widerſinnigſten Mittel angewandt werden, um zum Endzwecke zu gelangen. (S. Schauſpieler-Studien von Sievers, p. 34.) Daher ſcheint es auch gänzlich ungegründet zu ſeyn, wenn behauptet wird, daß das Lachen, welches durch Zweckwidrigkeit an ehrwürdigen Dingen oder Perſonen hervorgebracht wird, unmoraliſch ſey, und daß wohldenkende Menſchen, wenn ſie Zeugen davon ſeyn müſſen, ein Mißvergnügen dabei empfinden, wodurch das Lächerliche überwogen, oder gar verdrängt wird. Doch wollen wir nicht in Abrede ſeyn, daß bei ehrfurchterweckenden Gegenſtänden, wenn ſich in ihnen eine Zweckwidrigkeit ereignet, das Lachen allerdings durch die Achtung, welche wir vor denſelben haben, unterdrückt werden könne. Bei dieſer Gelegenheit führt Loſſius zwei Fälle an, durch welche das Unerlaubte des Lachens dargethan werden ſoll: beide ſind von Voltaire.

Dieſer ſtellte einſtmals einem Fremden, der ihn beſuchen wollte, ſeinen Secretär, der Adam hieß, mit folgenden Worten vor: Voilà Mr. Adam; mais ce n'est pas le premier homme du monde (Das iſt Herr Adam, aber nicht der erſte Mann [Menſch] auf der Welt). Ein anderes Mal rief er, als ihn ein Deutſcher beſuchte, ſeinem Bedienten zu: Apportez à boire: c'est un Allemand (bring was zu trinken her: es iſt ein Deutſcher da). Daß aber das Zweckwidrige, Ungereimte und Widerſprechende nicht immer unſchädlich und unnachtheilig ſeyn müſſe, um ein erlaubtes Lachen zu erregen, das haben wir in dem Art. Komiſch (ſ. dieſen) mit zwei Beiſpielen zu beweiſen geſucht. Beſonders können ſolche Gegenſtände, bei denen der Nachtheil nicht geradezu beabſichtigt geweſen iſt, ſondern nur vom Zufall herbeigeführt wird, unbeſchadet der Moralität, belacht werden. Ein Beiſpiel mag dieß beweiſen. Einſt gratulirte man in einer Geſellſchaft einem jungen Geiſtlichen, der zum erſten Male Beichte gehört hatte. Dieſer dankte; ſetzte aber hinzu, es zeuge von keiner guten Vorbedeutung für ihn, daß gerade ſeine erſte Beichttochter eine Ehebrecherin geweſen ſey. Hierbei nannte er jedoch, wie ſich von ſelbſt verſteht, den Namen derſelben nicht. Nicht lange darauf trat eine Dame in das Zimmer, und freute ſich ſehr, den Geiſtlichen hier zu finden. Man fragte ſie, ob ſie den Herrn kenne. „Ei freilich, antwortete ſie, ich bin ja ſein erſtes Beichtkind geweſen.“ Hier konnte ſich niemand des Lachens enthalten. Uebrigens wird aber die Wahrnehmung der unſchädlichen, unſchuldigen Ungereimtheit urplötzlich vom Lachen begleitet. Geſchehen und lachen ſcheint ein Moment zu ſeyn, und je ſtärker man daſſelbe oft verbeißen will, deſto gewaltſamer und unwiderſtehlicher bricht daſſelbe nachmals hervor. Wir deuten dieß blos deßwegen an, um darauf aufmerkſam zu machen, welch' eine große und bisher noch unerklärbare Gewalt die Einbildungskraft auf den Körper haben muß. Das Ja und Nein zu gleicher Zeit ſcheint eigentlich, wenn wir plötzlich davon überraſcht werden, das Charakteriſtiſche des Lächerlichen zu ſeyn. Wir werden veranlaßt, dasjenige Urtheil, welches wir kurz zuvor gefaßt haben, ſchnell wieder zu ändern. Die Wahrheit zu ſagen, belachen wir eigentlich eine ſolche Erſcheinung wie unſern eignen Gemüthszuſtand, oder wie unſere eigene innere Situation, und der Contraſt, welcher durch die ſchnelle Abwechſelung entgegengeſetzter Situationen in uns entſteht, bewirkt eigentlich das Lachen. Da wir aber die Urſache hiervon in einem Objecte außer uns finden; ſo ſehen wir das Object ſelbſt als lächerlich an. Man hat ſich die körperlichen Veränderungen und Bewegungen, wodurch das Lachen phyſiſch bewirkt wird, folgendermaßen erklärt. Das fünfte Nervenpaar erſtreckt ſich durch das ganze Angeſicht des Menſchen, und hängt in ſo fern, als es zwei oder drei Aeſte oder Zweige in das Zwergfell ſendet, mit dieſem zuſammen. Durch eine angenehme Bewegung, die die Einbildungskraft hervorbringt, wird durch die Zuſammenkunft der Nerven das Zwergfell zugleich mit dem Herzen in die Höhe gehoben, und gleichſam zu wiederholtem Aufhüpfen gereizt. Dieſe Bewegung theilt ſich in ſofern auch der Lunge mit, als dadurch das Blut aus dem Herzen häufiger nach der Lunge getrieben wird. Daher das ſtoßweiſe, convulſiviſche, wiederholte Ausathmen der Lunge, daher, wegen des Zuſammenhanges der Nerven des Diaphrageas mit den Geſichtsnerven, die Uebereinſtimmung des Mundes, der Stimme, des Angeſichts und der Gebärden, mit dem Lachen der Bruſt. Auf dieſe Weiſe hat man auch das ſogenannte ſardoniſche Lachen, oder das Lachen wider Willen, erklärt, welches oft in den größten Schmerzen unaufhaltbar iſt. Von der Art

war das Lachen jenes Prälaten, der, wie man ſagt, an einem unheilbaren Halsgeſchwüre litt, und auch daran hätte ſterben müſſen, wenn nicht ſein Affe die Inful deſſelben aufgeſetzt und ſich darin im Spiegel beſchaut hätte, worüber der Prälat ſo heftig lachen mußte, daß ſein Geſchwür von der Erſchütterung aufplatzte. Es giebt Menſchen, die über alles lachen, und Menſchen, die nur wenig und ſelten lachen, und wiederum andere, welche heute viel und morgen wenig, oder gar über nichts lachen. Dieſer Unterſchied läßt ſich, wie wir glauben, folgendermaßen erklären. Die Dinge, worüber wir lachen, oder eigentlicher, die Situationen der Seele, welche das Lachen veranlaſſen, haben allemal, nach unſerem Urtheile, etwas Komiſch-Ungereimtes, Widerſprechendes, oder ſcheinbar Unmögliches zum Grunde, und der ſeltſame Zuſtand unſeres Gemüths entſteht aus der Ungewißheit unſeres Urtheils, nach welchem zwei widerſprechende Dinge gleich wahr erſcheinen. Mangel an Einſicht des Verſtandes, verbunden mit lebhafter Einbildungskraft und einem reizbaren Nervenſyſteme, können daher bei einigen Perſonen die Urſache werden, über jede Kleinigkeit zu lachen. Sie können ſich das Räthſelhafte auch in dem geringſten komiſchen Gegenſtande nicht erklären, und begnügen ſich damit, wenn ſie nur durch fröhliche Abwechſelungen ihrer Gemüths-Situationen angenehm unterhalten werden. Größere Einſicht des Verſtandes hingegen, mit einem gebildetern Geſchmack verbunden, würdigt höchſtens das unerwartet Komiſche, das complicirte Ungereimte mit gemäßigter Fröhlichkeit zu belachen. Iſt die Seele durch unangenehme Ereigniſſe nicht zur Empfänglichkeit des Fröhlichen geſtimmt; ſo erregt das Lächerliche, wie natürlich, ſtatt des Lachens, Ekel und Verdruß. Außer dem eigentlichen Komiſchen, welches wir bereits oben erklärt haben, iſt nun noch das ſogenannte Witzige eine Urſache des Lachens. Wenn das Komiſche das völlig Zweckwidrige in der Handlung iſt; ſo ſcheint die Natur des Witzigen in dem Zweckwidrigen, welches in einem bloßen Urtheile liegt, begründet zu ſeyn. Obenerwähntes Bonmot Voltaire's bei der Vorſtellung ſeines Secretärs Adam enthält nichts Komiſches, ſondern etwas Witziges, weil eben das Zweckwidrige nicht in einer Handlung, ſondern in einem Urtheile liegt. Man erwartet nämlich nicht, daß Voltaire bei ſeinem Secretär, der zufällig Adam heißt, an den erſten Menſchen Adam denken, und beide, ſo zweckwidrig wie möglich, in eine Vergleichung mit einander bringen werde. Hier alſo enthält nicht die Handlung, ſondern das Urtheil das, was wir lächerlich finden. Das komiſche Lächerliche liegt auch in demjenigen Zweckwidrigen, welches durch Mißdeutung, oder Mißverſtehen der Worte hervorgebracht wird. Im Sebaldus Nothanker von Nicolai will ein Herrnhuter einen rohen Menſchen bekehren, und bittet ihn ſehr beweglich, er möchte ſich doch zum Lamme wenden. „Ach, antwortet dieſer, ich komme ſo eben aus dem Lamme, da iſt ſauer Bier.“ Diejenige Art des Lachens, welche aus dem eigentlichen phyſiſchen Kitzel entſteht, hat weder Urtheil noch Vorſtellung zum Grunde. Es iſt ein bloßer körperlich erzwungener, convulſiviſcher Reiz, mit dem der Verſtand in gar keiner Berührung ſteht. Der Kitzel ſelbſt iſt eine ſchmerzhaft angenehme Empfindung (dolorifera voluptas), und das Lachen ein unwillkührliches Lachen. Uebrigens rechnet Kant das Lachen unter die Affecte, durch welche die Natur die Geſundheit mechaniſch befördert. Das gutmüthige Lachen ſoll, nach ihm, durch die heilſame Bewegung des Zwergfells das Gefühl der Lebenskraft ſtärken. Er hält das Lachen für eine Schwingung der Muskeln, die zur Verdauung gehören, welche, wie er meint, dadurch beſſer befördert wird, als

oft durch dazu angewandte Heilmittel. S. Burlesk und Komiſch. Fq.

Lächerlich. Dieſen Ausdruck hat man in der Aeſthetik bald in weiterem, bald in engerem Sinne genommen. In weiterem Sinne begriff man darunter die ganze Gattung des Schönen, deren Wirkung ſich als ein leichtes, frohes Spiel der Lebens- und Gemüthskräfte äußert, in jener Stimmung, die das Lachen hervorbringt und begünſtigt. In engerem Sinne verſtand man unter Lächerlich nur eine ſolche Beſchaffenheit, die durch irgend ein anhaftendes Fehlerhaftes das Lachen des Spottes und die Verſpottung ſelbſt reizt, kurz jeden ſpottfähigen und ſpottverdienenden Gegenſtand. Ich würde ein eigenes Buch ſchreiben müſſen, wenn ich zeigen wollte, zu welchen Verirrungen und Verwirrungen nur allein dieſe doppelte Bedeutung veranlaßt hat, und begnüge mich daher zu bemerken, daß man dadurch verhindert wurde, die Grenzſtreitigkeiten zwiſchen dem Komiſchen und Satyriſchen beizulegen, und den reinen Gegenſatz des Komiſchen und Tragiſchen zu finden. Weit richtiger ſahen die, welche unter Belachenswerthem, Belachlichem und dem Lächerlichen unterſchieden, und dieſes, als eine Art, jenem, als der Gattung, unterordneten. Aber auch der Ausdruck belachenswerth dürfte noch nicht der angemeſſenſte ſeyn, weil dieſes wenigſtens in unſerer Sprache von dem Verlachenswerthen nicht gänzlich unterſchieden iſt, und weil die Verwandtſchaft mit dem Schönen, auf die es am Ende doch ankommt, nicht ſogleich einleuchtet. Genauere Unterſuchung zeigt uns, daß wir von dem reizenden Schönen auszugehen haben, welches unmittelbar angenehme Empfindungen und jene Art des Frohſeyns bewirkt, die ſich durch den Ausdruck des Lächelns im Geſichte ankündigt. Das Lächeln iſt unſtreitig die feinſte Art, mit welcher das erfreuliche Gefühl ſich im Geſichte malt. Dieſes wird nur von einem ſolchen äſthetiſchen Gefühle bewirkt, das mit dem Gefühle für das Idealſchöne äußerſt nahe verwandt iſt. Seelenvolles Leben und alles, was ein ſolches ausdrückt, iſt die Urſache des Lächelns. Die Natürlichkeit an den Perſonen einer idylliſchen Unſchuldswelt, Naivetät, Schalkhaftigkeit, Munterkeit, ſüße Neckerei, unſchuldiger Muthwille, frohe Laune, artiger Scherz, munterer, nicht beleidigender Witz, feiner, unſchädlicher Spott, Ironie; alle dieſe Eigenſchaften, über die eine Art Liebreiz ausgegoſſen iſt, d. h. die uns faſt nöthigen, ſie liebzugewinnen, bewirken ein Lächeln, da ſie alle unſere Gemüthskräfte in das lieblichſte Spiel ſetzen. Aber freilich bewirken ſie es nicht bei allen, ſondern nur wo Empfänglichkeit für ſie vorhanden iſt. Nur gebildete, zartere Seelen ſind dieſes Genuſſes fähig. Der nur weiß zu lächeln, der die Grazien kennt, die Göttinnen der ſittlichen Anmuth. Je unſchuldiger, reiner und zarter eine Seele iſt, um ſo mehr wird dieſer Geſchmack bei ihr herrſchen. Die Stimmung der Seele bei ſolchen Gefühlen iſt Heiterkeit, welche nur aus einem Wohlgefallen an unſchuldigen Vorſtellungen, die die Einbildungskraft verſchönerte, entſpringt, und jenes anmuthige Lächeln iſt in ſo fern ein Verdienſt, als es auf ein gebildetes Herz ſchließen läßt, worin ſich Reinheit und Wohlwollen vereinigen. Perſonen dieſer Art bemächtigen ſich daher leicht unſeres Zutrauens und unſerer Freundſchaft, denn ſie ſind liebenswürdig. Frauen mit dieſem Ausdruck der Seele im Geſichte nennt man Holdſelige, Huldinnen. Anmuthig, holdſelig, liebenswürdig iſt nur die Unſchuld. Von dem Lächeln der Grazie kommen wir zu dem Lachen der Fröhlichkeit und dem Gelächter, welches Geſchmack an dem Lächerlichen vorausſetzt. Fröhliche Menſchen ſuchen gern alles

auf, was Lachen erregen kann, das Lächerliche. Der Gegenſtand der angenehmen Empfindung, die das Lächerliche bewirkt, iſt allezeit etwas Widerſinniges, Zweck- und Verhältnißwidriges, welches wir an einer Perſon bemerken, und als eine Wirkung ihrer Freiheit betrachten. Urſprünglich findet ſich alſo das Lächerliche nur am Menſchen, aber auch bei dieſem lacht man nicht über Eigenthümlichkeiten, welche er durch die Natur bekam, wenn man ſie nicht durch eine Täuſchung als frei erworben denkt. Bleibende Charakterzüge, Angewohnheiten, erworbene Geſichtsmienen, Arten des Tragens des Körpers, erſcheinen uns nur lächerlich, wiefern ſie mittelbar durch die Freiheit da ſind. Das Lächerliche wird demnach, als Product der Freiheit, demjenigen, an dem es ſich findet, zugerechnet. Schon hieraus ergiebt ſich unter Menſchen von dieſer Art äſthetiſcher Gefühle, und denen der vorigen Arten, ein bedeutender Unterſchied. Wenn jenen Stille und Ruhe zuſagt, wenn ſie die Einſamkeit lieben und ſuchen, weil ſie theils nur ſich zum Geſellſchafter brauchen, theils auch Befriedigung bei der Natur finden; ſo iſt *Geſellſchaft* hergegen das ausſchließliche Element von dieſen, denn nur hier können ſie lachen und Lachen erregen, weil hier nur die Sphäre des Lächerlichen iſt. Davon wird man aber bald unterſcheiden ein Lächerliches in der Geſinnung und in der Handlung. Wiefern ſich das Lächerliche in Handlungen zeigt, oder in den Geſinnungen ſinnlich ausdrückt, alſo in Handlung übergeht, heißt es *komiſch*, welches (mehr moraliſch als äſthetiſch richtig) in das Edel- und Niedrig-Komiſche eingetheilt wird. Das Poſſirliche, Drollige, Schnackſche, Schnurrige, der Schwank, das Burleske und Groteske, ſind Arten des Komiſchen. Die Darſtellung des Lächerlichen fällt mithin ganz allein in das Gebiet des Komikers, welches man ſich nur nicht auf die Komödie, das Luſtſpiel, eingeſchränkt denken darf; denn die dramatiſche Art der Darſtellung des Komiſchen iſt ja nicht die einzige. Daß ſich das Komiſche auch epiſch darſtellen laſſe, bezeugen die komiſchen Epopöen, Erzählungen, Novellen und Romane; daß es ſich didactiſch darſtellen laſſe, die Sinngedichte, Epiſteln, und eine gewiſſe Art der Satyren, z. B. von Horaz und Rabener, die aber keine Satyren ſind; daß es ſich lyriſch darſtellen laſſe, die Parodieen, Traveſtirungen u. a., vor allen aber die humoriſtiſchen Werke. Der Spielarten will ich gar nicht gedenken. Der Unterſchied liegt nur darin, daß in der einen Form mehr das Lächerliche der Geſinnung, in der andern der Handlung, in der dritten des Gefühls ſich ausdrücken läßt. Danach ſind denn auch die Wirkungen verſchieden. Bei gewiſſen Arten des Komiſchen intereſſirt uns der Witz, der ſich in den Handlungen des Thoren zeigt, bei andern ein gewiſſer Anſtrich von Naivetät. Eine reiche Quelle des Lächerlichen eröffnet der Contraſt, auf welchem z. B. alle Wirkung des Sinngedichts, das ich vom Epigramme unterſcheide, und jeder ironiſchen Darſtellung beruht. Ja man kann in gewiſſer Hinſicht ſogar behaupten, daß alles Lächerliche auf einem Contraſt beruhe, denn das Gefühl des Lächerlichen entſpringt aus dem unerwarteten Contraſte der Ungereimtheit gegen die Vernunft und Wahrheit, eines Mißverhältniſſes zwiſchen Urſache und Wirkung, Grund und Folge, Mittel und Zweck. In den Fällen, wo es durch die Naivetät der Geſinnung bewirkt wird, und durch den Contraſt zwiſchen der Darſtellung und ihrem Urheber einen neuen Reiz erhält, entſteht das eigne Gefühl eines mit Rührung gemiſchten Lächerlichen und Komiſchen. Durch den idealiſirenden Humor entſteht ſogar ein wahrer tragikomiſcher Pathos, wenn die Verkehrtheit der Welt, wie ſie iſt, komiſch in der Idealität ſich ſpiegelt. In dieſem komiſchen Con-

traſte erſcheint, wie Bouterweck ſehr richtig bemerkt, die menſchliche Natur ſo klein, daß ſich das Lachen in ein inniges Mitleid und zugleich in eine ſchmerzliche Weltverachtung auflöſet, deren tragikomiſche Kraft bis zum Schauderhaften ausgeführt iſt im Charakter des Jean-Paul-ſchen Schoppe. Uebrigens iſt vielleicht die Bemerkung nicht ganz überflüſſig, daß überall nur das Dargeſtellte lächerlich erſcheinen, nicht aber die Darſtellung ſelbſt lächerlich ſeyn ſoll. Deshalb ſpricht man auch zwar wohl von einem komiſchen Gedichte, nicht aber von einem lächerlichen, außer zum tadelnden Vorwurf. Daraus geht nun aber von ſelbſt hervor, daß alles, was die Darſtellung des Lächerlichen betrifft, unter Komiſch abgehandelt werden muß. dd.

Lācheſis, ſ. Parcen.

Lachter (Berglachter, Klafter) iſt das Maaß, nach welchem gewöhnlich in den Bergwerken gemeſſen wird. Es beträgt ungefähr viertehalb meißniſche Ellen (etwa 7 bis 8 Schuh) und zerfällt wiederum in 80 Zoll.

Lackington, Buchhändler zu London, Beſitzer eines unermeßlichen Vermögens und Eigenthümer einer der ſchönſten Buchläden, die es vielleicht in Europa giebt, war in ſeiner Jugend Schuhmachergeſell, und verwandte ſeinen geringen Erwerb faſt ausſchließlich auf den Ankauf von Büchern. Dieſe Eigenheit ward am Ende zur Leidenſchaft bei ihm, welche weder von ſeiner Dürftigkeit, noch von ſeiner Verheiratung getilgt werden konnte. Endlich verließ er ſein Handwerk und eröffnete 1774 eine Art von Buchladen, in welchem er alte Bücher verkaufte. Da er ſich ſtets mit einem kleinen Gewinne behalf und ſich noch außerdem den Ruf eines rechtſchaffenen und einſichtsvollen Mannes zu erwerben wußte; ſo ward es ihm möglich, 1779 einen Catalog von 12,000, und 1784 einen andern von 30,000 Bänden drucken zu laſſen. So wuchs ſein Vermögen von Jahr zu Jahr, und gegenwärtig iſt er der reichſte Buchhändler in Europa. Unter der Kupfermünze, welche dann und wann, bei einem Mangel derſelben, mit Erlaubniß der engliſchen Regierung, von Privatperſonen geſchlagen wird, zeichnet ſich die ſeinige dadurch aus, daß ſie, außer ſeinem Bildniſſe auf der einen Seite, auf der andern eine Fama darſtellt, mit der Unterſchrift: the cheapest bookseller in the world (der wohlfeilſte Buchhändler in der Welt).

Laclos (Pierre-Ambroiſe-François Chauderlos de), 1741 zu Amiens geboren, Artillerieofficier und Privatſecretär des Herzogs von Orleans, wurde in einem an ſich ſchon unſittlichen Jahrhunderte als ein Wunder von Unſittlichkeit betrachtet. Schon vor der Revolution hatte er ſich durch ſeinen Roman, les liaisons dangereuses (die gefährlichen Verbindungen), welcher zuerſt 1782 zu Paris in vier Duodezbänden erſchien, bekannt gemacht. Dieß Gemälde der neuern Galanterie, welches jungen Leuten und ſittlichen Gemüthern auf immer hätte verborgen bleiben ſollen, macht, man muß es geſtehen, unſerm Jahrhunderte keine Ehre. Wenn wir nun gleich den Verfaſſer dieſes Gemäldes tadeln müſſen; ſo geſtehen wir nichts deſtoweniger, daß das Gemälde ſelbſt oft mit Lebhaftigkeit und Wahrheit geſchrieben iſt. Laclos, einer der Vertrauten des Herzogs von Orleans, trug viel dazu bei, dieſen nicht ſowohl zum Böſen zu verleiten, als vielmehr ihn zum Anführer einer Partei zu machen. Laclos war wenigſtens eines der thätigſten Mitglieder der orleaniſchen Partei, und, wie man meint, der Urheber der fable des brigands, vermittelſt welcher man in weniger als 24 Stunden ganz Frankreich unter die Waffen brachte. Bei den Ausſagen, welche im

Châtelet über die Ereigniſſe des 5. und 6. Octobers gemacht wurden, war er es, den man am meiſten beſchuldigte. Dieſen Ausſagen zufolge ſollte er, vor ſeiner Verbindung mit dem Herzog von Orleans, es verſucht haben, bei Monſieur (dem älteſten Bruder des Königs) Zutritt zu erhalten, da ihm aber dieſes mißlungen, ein Vertrauter des Herzogs von Orleans geworden, in Weibertracht gehüllt, an die Spitze desjenigen Theils des Volks, welches das Schloß von Verſailles geſtürmt habe, getreten, und bei dieſer Gelegenheit, braun gekleidet, unter den Gruppen von Weibern, die von Paris kamen, geſehen worden ſeyn. Als die Folgen dieſes Tages den Herzog von Orleans zwangen, ſich nach London zu begeben, begleitete ihn Laclos dahin, führte von dorther mit den Anhängern deſſelben den nöthigen Briefwechſel und gab dem Latouche die Mittel an die Hand, den Nachforſchungen, welche das Châtelet in Betreff jener Ereigniſſe angeſtellt hatte, Einhalt zu thun, oder ihnen doch wenigſtens auszuweichen. Im J. 1791 glänzte er im Jacobinerclubb, wo er alles Mögliche anwandte, um gegen Ludwig XVI., nachdem dieſer zu Varennes arretirt worden war, zu wirken, ſo wie er auch der Urheber desjenigen Auflaufs auf dem Marsfelde war, gegen welchen Lafayette ſeine Truppen marſchiren ließ. Nachdem er im folgenden Jahre zum Obriſten der Artillerie ernannt und Lucknern zum Rathe an die Seite geſetzt worden war, ſah er ſich in den Fall des Herzogs von Orleans, der 1793 arretirt wurde, verwickelt und ins Gefängniß geworfen. Indeſſen gelang es ihm, wie man ſagt, durch eine klug angewandte Geſchmeidigkeit ſein Leben zu friſten und er entwarf aus ſeinem Gefängniſſe die meiſten Reden, welche Robespierre in dieſer Zeit öffentlich hielt. Nach dem Sturze dieſes Tyrannen erhielt er ſeine Freiheit wieder und wußte ſeine Laſter und ſeine Schande in eine gewiſſe Dunkelheit zu verbergen. In der Folge trat er wieder in Dienſt und ward unter der Conſularregierung zum Generalinſpector der Artillerie bei der Armee zu Neapel ernannt. Er ſtarb am 5. Sept. 1803 zu Tarent und hinterließ einige Werke über die Kriegskunſt. Laclos beſaß übrigens große Liebenswürdigkeit im Umgange und hatte um ſo mehr einen Weiberverführer ſchildern können, als er ſelbſt ſowohl an Sitten, wie an Charakter, einem ſolchen vollkommen ähnlich war. Seine Geſichtsbildung verrieth vielen Geiſt, den er auch wirklich beſaß, ob er ihn gleich zur Schilderung der Laſter und Schändlichkeiten einer gewiſſen Claſſe Menſchen angewandt hat, die nur Haß und Verachtung verdienen.

Lâcrimä Chriſti (auf deutſch Chriſti Thränen) auch Thränenwein genannt, der vorzüglichſte unter den italieniſchen Weinen, von dunkelrother Farbe, wächſt am Fuße des Veſuv bei Neapel. Der Name dieſes Weins kömmt daher, weil er, ehe noch die Trauben gepreßt werden, in Geſtalt von Thränen aus der Kelter läuft. Auch auf mehrern griechiſchen Inſeln wird eine Art Thränenwein gezogen.

Lactanz (Lucius Cäcilius Firmianus Lactantius), einer der berühmteſten Lehrer der lateiniſchen Kirche. Sein Vaterland iſt ungewiß. Lange Zeit lebte er zu Nicomedien als Rhetor d. h. als Lehrer der Beredſamkeit, bis er Conſtantin dem Großen bekannt ward, welcher ihn an ſeinen Hof rief und ihm die Unterweiſung ſeines älteſten Sohnes Crispus auftrug. Er ſtarb um das J. 325. Seine Schriften zeichnen ſich beſonders durch eine lichtvolle und angenehme Darſtellung aus, und er iſt wegen ſeiner reinen und beredten Schreibart häufig der chriſtliche Cicero genannt worden. Beſonders berühmt ſind ſeine VII Bücher in-

ſtitutionum divinarum. In der Ausgabe ſeiner Werke von le Brün (2 Thle. 1748, 4.) befindet ſich die Lebensbeſchreibung des Lactanz. N.

Lady (ſprich Lädi) iſt in England der geſetzmäßige Titel der Gemalin eines Lords, Baronets oder Ritters. Den Töchtern derſelben kömmt eigentlich nur der Titel Miß zu: indeſſen nennt man auch dieſe aus Höflichkeit Lady.

Laertes, einziger Sohn des Akriſius und der Chalkomethuſa, wohnte der kaledoniſchen Jagd und dem Argonautenzuge bei, und heirathete nachher die Tochter des Autolykus, Euryklea, mit welcher er, außer mehrern Töchtern, einen einzigen Sohn, den Ulyſſes, zeugte. Er erreichte ein hohes Alter, und erlebte noch die Rückkehr ſeines Sohnes aus Troja, über deſſen Abweſenheit er in die tiefſte Trauer verſunken war, ſich aber bei ſeinem Anblicke dergeſtalt wieder vergnügte, daß er noch an dem Kampfe gegen die aufrühreriſchen Ithacenſer Theil nehmen konnte.

Lafare (Charles-Auguſte, Marquis de), auf dem Schloſſe Valgorge im Vivarrois 1644 geboren, ward Gardecapitain bei Monſieur (dem älteſten Bruder des Königs) und nachher bei ſeinem Sohne, dem nachmaligen Regent des Königreichs. Letzterer liebte ihn beſonders ſeiner heitern Laune und der Annehmlichkeit ſeines Charakters wegen. Lafare's poetiſches Talent entwickelte ſich, nach Voltaire, erſt in ſeinem 60ſten Jahre, und zwar für die Frau von Caylus, auf welche er ſeine erſten Verſe machte. Seine Poeſieen verrathen eine gewiße angenehme Ungezwungenheit, eine liebenswürdige Nachläſſigkeit: doch iſt der Styl derſelben oft incorrect und ohne Beſtimmtheit. Ueberhaupt ſcheint er mehr vom Amor und vom Bacchus, als vom Apollo ſelbſt begeiſtert worden zu ſeyn. Die Früchte ſeiner Muſe ſind in der Ausgabe von Saint-Marc den Poeſieen des Abbé von Chaulieu, ſeines Freundes, angehangen. Dieſem hatte Lafare unſtreitig ſeinen Geſchmack für jene leichte Dichtungsart, ſo wie für eine gewiſſe epicuräiſche Nachläſſigkeit, welche ſich in den meiſten ſeiner Gedichte offenbart, zu verdanken. Dieſe beiden Männer waren übrigens ganz für einander gemacht: ſie theilten dieſelben Neigungen, denſelben Hang zum Vergnügen, dieſelbe Denkungsart und daſſelbe Genie mit einander. Es herrſchte in ihren Tugenden ſowohl, wie in ihren Fehlern, eine vollkommene Uebereinſtimmung. Als der Marquis de Lafare 1712 geſtorben war, ſchrieb der Abbé von Chaulieu an die Frau von Bouillon: „Lafare iſt nicht mehr: durch den Tod dieſes zärtlichſten und treueſten Freundes hat der Schmerz meines Lebens den höchſten Grad erreicht. Während 40 Jahren hat der Verſtand eine Vereinigung verſucht und gebilligt, welche einem unbewußten, zufälligen Hange ihre Entſtehung zu verdanken hatte.“ Außer den Poeſieen hat man noch Memoiren und Betrachtungen über die vornehmſten Ereigniſſe, welche ſich unter der Regierung Ludwigs XIV. zugetragen haben. Letztere ſind mit viel Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit geſchrieben; doch ſcheint beides ein wenig zu weit darin getrieben zu ſeyn. Denn Lafare, der in ſeinem perſönlichen Umgange die Nachſicht ſelbſt war, hat dennoch in jenen Betrachtungen faſt nichts weiter als eine Spottſchrift geliefert. Mit dem Hofe unzufrieden, verlebte er ſeine Zeit in Umgebungen, die ſich ein Verdienſt daraus machten, alle Schritte deſſelben zu tadeln. Und eben dieſe Umgebungen machten aus einem liebenswürdigen einen oft ſehr ungerechten Geſchichtsſchreiber. In dieſem Werke handelt der Verfaſſer nur etwa auf zwölf Seiten von der Fronde, aber dieſe zwölf Seiten wiegen ein ganzes Buch über denſelben Gegenſtand auf, weil ſie

mit eindringendem Geiſte geſchrieben ſind. Es iſt nur ein Ueberblick, aber der Ueberblick eines Adlers. Noch hat man von ihm den Text zu der Oper, Panthée, welche der Herzog von Orleans zum Theile in Muſik ſetzte.

Laffete (franz. l'affûte) heißt in der Artillerie ein hölzernes Geſtell von zwei großen Wänden (Laffetenwände), auf welchem die Kanone liegt. Im Deutſchen ſagt man: Stückwagen, auch Stückgeſtell.

Lafontaine (Aug.) iſt den 6. Febr. 1756 in Braunſchweig geboren. Sein Vater war ein Maler und braver Künſtler. Auguſt war in Braunſchweig und Schöningen auf Schulen und ſtudirte in Helmſtädt Theologie. Er hatte keine Neigung zum Pfarrer und wurde 1786 in Halle beim General von Thadden Erzieher ſeiner Kinder. Im J. 1789 wurde er Feldprediger. 1792 gieng er als ſolcher mit der preuß. Armee nach der Champagne. Nach dieſem Feldzuge oder baſeler Frieden kehrte er nach Halle zurück und privatiſirte dort ſeit dieſer Zeit ununterbrochen. Der König von Preußen ſchenkte ihm eine Anwartſchaft auf eine Domherrn-Präbende in Magdeburg, von welcher er aber bis jetzt keine Früchte bezogen hat. Das Urtheil über dieſen fruchtbaren und beliebten Romanſchriftſteller iſt jetzt ziemlich gleichlautend folgendes: Bei Fertigung ſeiner Liebesgeſchichte iſt es dieſem Schriftſteller weder um Aufſtellung des eigentlichen Romans im höhern Sinne, noch um Kunſtwerth überhaupt zu thun. Er will nur angenehm und rührend unterhalten; und dieſen Zweck erreicht er faſt immer. Seine Phantaſie iſt nicht glühend, aber lebhaft, ſeine Darſtellungsart beweiſet viel Geſchick und Gewandtheit, Plan und Ausführung ſind ſehr flüchtig, aber meiſtens gut, der Styl iſt dieſem allen angemeſſen, und die Moral, welche er einwebt, läßt auf das reine Herz des Verfaſſers ſchließen. Doch hat er eine überwiegende Neigung, den Menſchen von Seiten ſeiner Schwäche und Gebrechlichkeit zu ſchildern; auch iſt er hierin weit glücklicher, als im Darſtellen der edeln Menſchennatur, darum gelingen ihm große Charaktere ſo wenig. Seine Menſchen ſind ein Mittelſchlag, und die Liebe quält ſie oft von Kindesbeinen an. Eine Scene des peinigenden Kampfes der Pflicht mit der Leidenſchaft folgt auf die andere; die unglückliche, ſich ſelbſt verzehrende, unaufhörlich zwiſchen Entziehen und Verzweiflung ſchwebende Liebe wird mit überſättigender Ausführlichkeit und mit entnervender Empfindſeligkeit geſchildert. Feuchte Augen, glänzende Thränen, paarende Herzen und tiefe Seufzer ſind daher Hauptingredienzen ſeiner Romane. Die Tugend bleibt zwar trotz den ewigen Kämpfen und der nahen Gefahr des Unterliegens, meiſtens durch Zufall am Ende Siegerin; aber ihres Sieges kann man nicht recht froh werden, da die von vielem Gram, Schmerz und Kummer zerweichte Empfindung kein Gefühl von Erhebung und Freude zuläßt. Daß übrigens in ſeinen bürgerlichen und Familiengemälden eine große Familienähnlichkeit herrſcht, welche in den neueſten ſeiner Schriften faſt zur Einförmigkeit geworden iſt, iſt anerkannt, ſo daß wer einige ſeiner Romane, beſonders die ältern (z. B. den Sonderling, Quinctius Heymeran von Flamming u. a.) welche an Friſche der Empfindung und reiner Naivetät alle ſpätere weit übertreffen, geleſen hat, und nicht blos Leſer iſt, die übrigen entbehren kann; daher ihr Publicum ſchon nicht mehr ſo groß als ehemals iſt; wozu wohl auch der Umſtand beiträgt, daß viele ſeiner aus der bürgerlichen Wirklichkeit genommene Charactere nun zu altern anfangen, weil ſie in eine frühere Zeit gehören, oder weil die Ueberſpanntheit der Em-

pfindung zur Ehre unſerer Zeit und unſerer Nation, dem kräftigern Thatentriebe weicht. Uebrigens ſcheint Lafontaine's Individualität mit ſeinen Schriften in einem ſeltſamen Contraſte zu ſtehen; denn man findet an dem launigen und jovialunterhaltenden Geſellſchafter ſchwerlich eine Spur von der in ſeinen Romanen herrſchenden Empfindſamkeit. Um ſo mehr iſt ſeine Biederkeit geachtet, und von allen, die ihn kennen, anerkannt.

Lagerkunſt, ſ. Krieg und Caſtrameation.

Lagunen machen denjenigen Theil der Küſte am adriatiſchen Meere aus, den daſſelbe durch Einreißung eines von der Natur gemachten Dammes durchbrochen und überſchwemmt hat, woraus hernach viele kleine Inſeln und Seen entſtanden ſind. Venedig ſelbſt iſt auf ſechzig ſolcher Inſeln erbauet worden. Die Seen ſelbſt, welche vorzugsweiſe Lagunen heißen, ſchwellen bei einem hohen Stande des Mondes außerordentlich an, werden aber auch zuweilen ſo ſeicht, daß ſie durch ihre unangenehme Ausdünſtung der Geſundheit gefährlich werden. S. Venedig.

Laien werden in der catholiſchen Kirche die Weltlichen, im Gegenſatze gegen die Cleriker oder Geiſtlichen genannt. Unter den Proteſtanten, wo die Geiſtlichen nicht durch eine ſo ſcharfgezogene Grenze, wie bei den Catholiken, von den Weltlichen geſchieden ſind, braucht man dieſes Wort nicht leicht in ſeiner eigentlichen Bedeutung. Da im Mittelalter die Geiſtlichen die einzigen Gelehrten waren, ſo bedeutet Laie oft ſo viel als einen Ungelehrten. Daher kömmt es, daß man ſich dieſes Worts noch bedient, um einen einer Sache Unkundigen zu bezeichnen; denn Laie in einer Wiſſenſchaft oder Kunſt ſeyn, heißt ſo viel, als einer Wiſſenſchaft oder Kunſt unkundig ſeyn.

Laireſſe (Gérard de), Maler und Kupferſtecher, wurde 1640 zu Lüttich geboren und ſtarb 1711 zu Amſterdam. Muſik und Dichtkunſt machten abwechſelnd ſeine Erholung, die Malerei hingegen ſeine eigentliche Beſchäftigung aus. Sein Vater unterrichtete ihn im Zeichnen, und ſchon im fünfzehnten Jahre war der junge Laireſſe im Stande, ſich vom Portraitmalen zu nähren. Mit Leichtigkeit verdiente er Geld, brachte es aber mit Leichtigkeit wieder durch. Die Liebe machte das Glück, aber auch die Qualen ſeiner Jugend, denn einſtens wäre er bald von einer Geliebten, die er verlaſſen hatte, umgebracht worden. Da er im Jahre 1690 blind geworden war, dictirte er einem andern ſein Werk über die Maler in die Feder, welches von Janſen (Paris 1787. 2 Vol. in 4to) ins Franzöſiſche überſetzt worden iſt. Den poetiſchen Theil der Malerei verſtand Laireſſe vollkommen: ſeine Gedanken ſind reizend, erhaben; er erfand mit Leichtigkeit und zeichnete ſich beſonders in großen, zuſammengeſetzten Gemälden aus. In den Werken ſeiner Nation hatte er jene Wahrheit des Colorits und jenen Reiz der Ausführung geſchöpft, durch welche ſich die niederländiſche Schule ſo ſehr zu ihrem Vortheile auszeichnet; aber er übertraf jene Werke durch die Genauigkeit der Zeichnung, durch die Wahl und Erhabenheit der Gegenſtände, und durch die Würde im Ausdrucke. Jedoch iſt er weit davon entfernt, die Simplicität der Griechen und den erhabenen Ernſt der römiſchen Schule zu erreichen. Wenn man aber bedenkt, daß er nie in Italien geweſen iſt, und daß er keine andern Hülfsmittel zum Studium ſeiner Kunſt hatte, als einige Gemälde von Pouſſin, und die Kupferſtiche von den Werken dieſes Meiſters, ſo wie von denen des Pietro Teſta; ſo iſt man gezwungen, die Ueberlegenheit ſeines Genies anzuerkennen. Glücklich in ſeinen Erfindungen, wußte er ſie ſtets mit ſorg-

fältigem, markigem und leichtem Pinſel auszuführen. Alle Theile ſeiner Kunſt waren ihm gleich ſehr geläufig, und daher wurde er mit Recht der Pouſſin ſeiner Nation genannt. Man macht ihm jedoch den Vorwurf, zu kurze und zu wenig graziöſe Figuren gemacht zu haben. Er hat viele geätzte Kupferſtiche hinterlaſſen, von welchen viele nachgeſtochen worden ſind. Eins ſeiner vorzüglichſten Gemälde iſt Antiochus und Stratonice, welches 1781 der berüchtigte Tronchin zu Delices nahe bei Genf beſaß. Viele ſeiner übrigen Gemälde befinden ſich im Muſeum zu Paris. Er hatte drei Söhne und drei Brüder, die ebenfalls Maler waren. Von den letztern waren Ernſt und Johann Laireſſe gute Viehmaler, und Jacob Laireſſe ein guter Blumenmaler. Letzterer hat in flamänniſcher Sprache ein Werk über die practiſche Malerei geſchrieben. Gérard Laireſſe hatte Pouſſin zu ſeinem Vorbilde genommen, und erreichte ihn in der Wahl und Anordnung der Gegenſtände, aber nicht in der Tiefe des Studiums, nicht in der Vortrefflichkeit der Gedanken und eben ſo wenig in der Kenntniß des Antiken. Er arbeitete zu ſchnell, davon zeugt ſein Apollo und die neun Muſen, welches er in einem einzigen Tage vollendete. Uebrigens war er vollkommen in der Mythologie und in der Geſchichte bewandert, und beobachtete das Coſtum und die Schicklichkeit mit Genauigkeit. Sein Colorit iſt angenehm und ſeine Zeichnung, ohne gerade vollkommen richtig zu ſeyn, empfiehlt ſich durch eine gewiſſe Nettigkeit. In der Bildergallerie zu Dresden befindet ſich von ihm: Der Parnaß oder Apollo und die neun Muſen, ein Sujet, welches er oft gemalt hat; und im Muſeum zu Paris: Eine Himmelfahrt der Mutter Maria; Antiochus und Stratonice; Achilles zu Scyros; der Tod des Germanicus; Hercules am Scheidewege. Bei der Gemäldeausſtellung zu Paris im J. 1807 war ein allerliebſtes Stück von ihm: Ein Feſt zu Ehren des Bacchus.

Lais, eine berüchtigte Buhlerin, wurde zu Hyccara in Sicilien geboren, und von dort nach Griechenland geführt, als Nicias, der athenienſiſche Feldherr, ihr Vaterland verwüſtete. Corinth war der erſte Schauplatz, auf welchem ſie ihr Talent zur Galanterie entwickelte: hier huldigten Fürſten, Redner und Philoſophen ihren Reizen. Demoſthenes machte eigends ihrentwegen eine Reiſe nach Corinth, kehrte jedoch, da ihm Lais eine Summe von etwa 1000 Thalern für ihre Gunſtbezeigungen abgefordert hatte, ungeſchehener Dinge nach Hauſe zurück, indem er ſagte: „So theuer will ich keine Reue erkaufen.“ Da ſie ſich überhaupt nur zu einem ſehr hohen Preiſe den Umarmungen ihrer Anbeter Preis gab: ſo konnten auch nur wenig Leute auf dieſelben Anſpruch machen. Dieß gab Anlaß zu dem lateiniſchen Sprichworte: Non licet omnibus adire Corinthum (nicht jedermann iſt es erlaubt nach Corinth zu gehen). Doch hatten die Reize dieſer Buhlerin durchaus keine Gewalt über den Philoſophen Xenokrates. Da er nicht zu ihr kommen wollte: ſo ging ſie zu ihm; aber die Philoſophie trug über die Buhlerei den Sieg davon. Ueberhaupt fühlte Lais eine beſondere Vorliebe für die Philoſophie; auch der cyniſche und eckelerregende Diogenes gefiel ihr und erhielt alles von ihr, was er wollte. Ariſtippus hingegen, obgleich weit liebenswürdiger wie Diogenes, der noch dazu einen großen Theil ſeines Vermögens mit ihr verzehrt hatte, gefiel ihr weniger, wie jener. Als er ihr mehrere Werke zugeeignet hatte, und man ihn deshalb aufzog, ſagte er: „Wahrſcheinlich lieben die Fiſche und der Wein mich auch nicht, und doch genieße ich beide mit großem Wohlgefallen.

Ich beſitze Lais, aber ſie beſitzt mich nicht." Sie ſpottete oft über die Schwäche derjenigen Leute, die ſich weiſe nannten, und pflegte zu ſagen: „Ich begreife nicht recht wohl, was man unter der Enthaltſamkeit der Philoſophen verſteht; wenigſtens ſehe ich ſie eben ſo häufig vor meiner Thür, als die übrigen Athenienſer." Als der Bildhauer Myron einſtens ſchlecht von ihr aufgenommen worden war, glaubte er, ſeine weißen Haare ſeyen Schuld daran. Er färbte ſie ſich alſo ſchwarz; ſie empfing ihn aber um nichts freundlicher, und ſagte zu ihm: „Dummkopf! du verlangſt etwas von mir, was ich geſtern deinem Vater verweigert habe." Nachdem ſie einen großen Theil der jungen Leute zu Corinth verführt hatte, begab ſie ſich nach Theſſalien zu einem jungen Manne, in den ſie ſich verliebt hatte. Hier ſoll ſie im J. 340 vor der chriſtlichen Zeitrechnung von einigen Weibern, aus Eiferſucht über ihre Schönheit, in dem Tempel der Venus ermordet worden ſeyn. Man errichtete ihr öffentliche Denkmäler, und ſetzte folgende Schrift auf ihr Grab, welches ſich an den Ufern des Peneus befand: „Griechenland, glorreich und unüberwindlich, ward ein Sclav der himmliſchen Schönheit der Lais, welche von der Liebe erzeugt, und von Corinth genährt wurde. Sie ruht in den reizenden Gefilden Theſſaliens." Gleichfalls wurde ihr zu Corinth in der Vorſtadt, welche Kramion hieß, ein Cenotaphium errichtet, von welchem uns Pauſanias in ſeiner Beſchreibung von Corinth meldet, daß man auf demſelben eine Löwin, welche einen Widder in ihren Klauen hielt, abgebildet geſehen hätte. — Lais, nach dem Pauſanias, eine Tochter des Damaſander, war eine eben ſo berüchtigte Buhlerin, wie die vorhergehende.

Lálage, eine römiſche Schöne, welche Horaz in der 22ſten Ode des erſten Buchs beſingt.

Lalande (Joſeph-Jerôme Le François), Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, des Längenbüreaus, Profeſſor der Aſtronomie im Collegium von Frankreich, Mitglied der Ehrenlegion, und Mitglied aller gelehrten Akademien, ward am 11. July 1732 zu Bourg in Breſſe von rechtlichen Eltern geboren. Von ſeinem Vater für die Rechtsgelehrſamkeit beſtimmt, kam Lalande nach Paris, um ſich dieſer Wiſſenſchaft zu widmen. Während er jedoch dieſelbe mit Eifer ſtudirte, bekam er beim Anblicke des Obſervatoriums eine unüberwindliche Neigung zur Mathematik und Aſtronomie, welche hernach zur Leidenſchaft für ſein ganzes Leben wurde. Er ſtudirte nun dieſe Wiſſenſchaften unter dem berühmten Aſtronomen Le Monnier und nützte bei ſeinem ihm angebohrnen Talente den Unterricht deſſelben mit ſolchem Erfolge, daß er kurz nachher zum Abgeſandten der Akademie nach Berlin ernannt wurde, um daſelbſt die Parallaxe des Mondes zu beſtimmen, während La Caille, in Vereinigung mit demſelben in einer ähnlichen Abſicht nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung reiſte. Friedrich der Große konnte beim Anblicke eines ſo jungen Aſtronomen, der kaum neunzehn Jahr alt war, ſeine Verwunderung nicht verbergen. Als ſich jedoch Lalande der Wahl der pariſer Akademie würdig gezeigt hatte, ward ihm nicht nur der Zutritt bei Hofe geſtattet, ſondern die Akademie zu Berlin nahm ihn auch zum Mitgliede auf, ſo wie es ſich die ausgezeichnetſten Familien daſelbſt angelegen ſeyn ließen, ihm mit Auszeichnung und Artigkeit entgegenzukommen. Zu Paris öffnete ihm die Art und Weiſe, wie er ſeine Sendung zu Berlin ausgerichtet hatte, die Thüren der Akademie der Wiſſenſchaften. Von dieſem Augenblicke an bis zur Aufhebung derſelben erſchien kein Band dieſer Akademie, in welchem nicht irgend ein wichtiger Aufſatz von ihm enthalten geweſen

wäre: doch beſchränkte ſich der thätige Antheil, den er an den Arbeiten der Akademie nahm, nicht blos auf aſtronomiſche Gegenſtände. Ihm haben die Franzoſen die Ueberſetzung der Halleyſchen Tabellen, ſo wie die Geſchichte des Cometen von 1759 zu verdanken. Zur Beſtimmung dieſes merkwürdigen Planeten lieferte er Clairault die tiefſten und ſcharfſinnigſten Berechnungen. Nachdem er 1760 mit der Unterſuchung der Zeit beauftragt worden war, änderte er den Plan und die Einrichtung dieſes nützlichen Werks durchaus um und ging dadurch ſeinen Nachfolgern mit einem guten Beiſpiele voran. 1764 gab er ſeinen aſtronomiſchen Tractat heraus, ein berühmtes Werk, das hernach für claſſiſch gehalten und in drei Quartbänden gedruckt worden iſt. Er war der Verfaſſer aller aſtronomiſchen Artikel für die Encyklopädie, welche zu Yverdün erſchien; und arbeitete dieſe jedoch hernach für die methodiſche Encyklopädie noch einmal gänzlich um. Zu ſeinen ſchriftlichen Unterweiſungen fügte er während 46 Jahren noch den mündlichen Unterricht hinzu: denn ſchon ſeit 1761 war er ſeinem erſten Lehrer, Le Monnier, in der aſtronomiſchen Profeſſur am Collegium von Frankreich gefolgt, wo er ſeinen öffentlichen Vorleſungen einen ganz neuen Reiz zu geben wußte. Sein Hörſaal ward eine Art von Pflanzſchule, aus welcher eine Menge ſeiner Schüler zu Vorſtehern einheimiſcher und ausländiſcher Obſervatorien angeſtellt wurden. Noch haben wir unter der Zahl ſeiner Werke, die von Lalande's fruchtbarem Genie zeugen, deſſen Reiſe nach Italien in den Jahren 1765 und 1766 (8 Duodezbände) nicht genannt, welches Werk, obgleich er die Reiſe ſelbſt gleichſam im Laufe machte, die ſchätzbarſten Nachrichten enthält, welche auf einer Reiſe nach Italien zu Rathe gezogen werden können. So müſſen wir auch noch ſein Werk: Des canaux de navigation et spécialement du canal de Languedoc, 1778. in Fol. (über die ſchiffbaren Canäle und beſonders über den Canal von Languedoc) erwähnen. Es enthält eine allgemeine Geſchichte aller alten und neuen Canäle, die bisher auf der ganzen Erde unternommen, vollendet oder auch blos entworfen ſind. Ein ſolches Werk hatte bis dahin noch gefehlt und iſt ſpäterhin den Ingenieurs von dem größten Nutzen geweſen. Seine Bibliographie astronomique, 1 Vol. in 4to, iſt ein unendlich ausführliches Verzeichniß aller über die Aſtronomie erſchienenen Werke. Da er Mitglied aller bekannten Akademien war; ſo machte er gleichſam das gemeinſchaftliche Band aus, durch welches ſie zuſammenhingen, indem er von der einen auf die andere übertrug, was eine jede Merkwürdiges hervorgebracht hatte. Auch machte er ſich ein Verdienſt daraus, ſeinen wirklich allgemein verbreiteten Ruf zum Wohle der Wiſſenſchaften, ſo wie zum Nutzen der Gelehrten zu verwenden. Mit dem glühenden Eifer, welcher ihn beſeelte, mit der bewundernswürdigen Thätigkeit, die ihn auszeichnete, verband er eine Wahrheitsliebe, die oft in einen wahren Fanatismus ausartete. Jede ſchonende Rückſicht ſchien ihm eines freien und rechtlichen Mannes unwerth zu ſeyn. Er äußerte alſo, ohne irgend eine Art von Rückhalt, ſeine Gedanken, ſeine Meinungen, überhaupt alles, was er für wahr und recht hielt. Daher begreift man, wie er, während ſeiner langen Laufbahn, manche Eigenliebe verletzt haben mag, beſonders, da er glaubte, ſich wohl dann und wann des Uebergewichts, welches ihm ſeine Verdienſte gäben, bedienen zu können. Wenn dieß gewiſſermaßen ein Unrecht von ſeiner Seite war; ſo beſaß er wenigſtens Billigkeit genug, es auf jede Weiſe wieder gut zu machen. Durch ſeine Arbeiten, ſeine Schriften, ſein Beiſpiel, ſeine Schüler, ſeinen Einfluß und ſeinen Brief-

wechſel ſchon bei ſeinem Leben der Aſtronomie nützlich, iſt er es noch nach ſeinem Tode durch eine Medaille, die einem Vermächtniſſe von ihm zu Folge, jährlich dem Verfaſſer der beſten aſtronomiſchen Abhandlung oder der merkwürdigſten Beobachtung zuerkannt wird. Ein ſo raſtloſes und ruhmvolles Streben ſchien dazu geeignet zu ſeyn, ihm ein unveränderliches Glück zuzuſichern: und in der That war er lange Zeit im Beſitz des glänzendſten Rufs. Mit ein wenig mehr Nachſichtigkeit würde er dieſen Ruf ungeſtört und bis ans Ende ſeines Lebens genoſſen haben. Aber ſeine unkluge Freimüthigkeit, die Unerſchrockenheit, mit welcher er ſelbſt in den ſtürmiſchſten Zeiten ſeine Meinungen geäußert hatte, die oft beleidigende Strenge, mit welcher er gegen ſolche Syſteme, deren Mangel an wiſſenſchaftlicher Kunde höchſtens hätte ſein Mitleid erregen ſollen, auszuüben pflegte, die Gewohnheit, ſelbſt da, wo es ihm geſtattet war, ſeine Meinung zu verſchweigen, oder vielmehr gar keine zu haben, ohne Unterlaß ſeine Geſinnungen zu offenbaren, alles dieſes reizte eine Menge von Unzufriedenen gegen ihn auf, die ihn verfolgten und denen es ſogar gelang, ihm ſeine wirklichen Verdienſte ſtreitig zu machen. So glaubte man, ſeine langen und dauernden Verdienſte vergeſſen zu müſſen, um ſich nur an ſein vorübergehendes oder ganz unbedeutendes Vergehen zu halten. Uebrigens war ſein Charakter ein ſonderbares Gemiſch von großen, empfehlungswürdigen Eigenſchaften, und von oft lächerlichen Sonderbarkeiten. Unter letztern zeichnete ſich ſein Atheismus aus, der ihm viele Feinde zuzog. Aber ungeachtet dieſer Sonderbarkeiten, war Lalande gütig, großmüthig und gefühlvoll. Nach den Begebenheiten des 10. Aug. 1792 geſtattete einer ſeiner Zöglinge, welchem Lalande die Schlüſſel und die Oberaufſicht über das Obſervatorium des Quatre-Nations anvertraut hatte, einem Flüchtlinge einen Zufluchtsort auf demſelben, und verſah ihn daſelbſt mit den nöthigſten Lebensmitteln. Als nun dieſer Zögling durch einen Aufruf der Nation zum Marſchiren gezwungen worden war, brachte Lalande ſelbſt jenem Flüchtlinge regelmäßig täglich ſein Eſſen; dieß konnte er, ſo gut wie ſein Zögling, nur mit Gefahr ſeines eignen Lebens thun. Lalande war überhaupt religiöſer, als er es ſelbſt zu ſeyn glaubte: denn ſtets hat er ſich als einen gütigen, ehrliebenden, rechtſchaffenen, muthigen und für alles Nützliche raſtlos thätigen Mann gezeigt, welcher voll Liebe und Eifer für das ganze Menſchengeſchlecht beſeelt war. Den großen, wohlthätigen Weltſchöpfer nachahmen, heißt das nicht, der unendlichen Güte und der höchſten Weisheit, welche die Welt regiert, ſeine Huldigung bezeigen? Indem er aus ſeinem Vermögen arme Kinder, die zum erſten Male zum heiligen Abendmahle gehen ſollten, kleidete, und zu allen Gaben, welche die Religion gebietet, willig und gern beitrug, bewies er dadurch nicht, daß jener Atheismus nicht in ſeinem Herzen wohnte? Er ſtarb am 4. April 1807. Außer den Werken, die bereits im Laufe dieſes Artikels von ihm angeführt ſind, hat er noch herausgegeben: Exposition des calculs astronomiques. Paris. 1762. in 8vo (Darſtellung der aſtronomiſchen Berechnungen); Etrennes historiques à l'usage de la province de Bresse. Paris. 1756. in 8vo (Hiſtoriſches Weihnachtsgeſchenk zum Gebrauche der Provinz Breſſe); Dissertation sur la cause de l'élévation des liqueurs dans les tubes capillaires. Paris. 1770. in 8vo (Abhandlung über die Urſache warum ꝛc.); L'esprit de justice assure la gloire et la durée des empires. Marseille. 1757 (Der Geiſt der Gerechtigkeit ſichert den Ruhm und die Dauer der Reiche). Die Abhandlung erhielt den Preis der Akademie zu Marſeille; Discours sur la douceur,

Bourg en Bresse. 1780 Abhandlung über die Sanftmuth); Abrégé d'astronomie (Abriß der Astronomie.) Dieſes Werk iſt in Holland und nachher zu Paris nachgedruckt, einmal ins Deutſche und zweimal ins Italieniſche überſetzt worden; Réflexions sur les comètes, qui peuvent approcher de la terre. 1775 (Betrachtungen über die Cometen, die ſich der Erde nähern können); Ephémérides des mouvemens célestes, depuis 1775 jusqu'en 1800. 4 Vol. in 4to (Ephemeriden des Himmelsbewegungen ſeit 1775 bis 1800); Traité des flux et reflux de la mer, avec des supplémens d'astronomie (Abhandlung über die Ebbe und Fluth des Meers mit einem aſtronomiſchen Anhange), welches Werk den vierten Theil ſeiner Aſtronomie und nebſt den Leçons de la Caille zugleich eine neue Ausgabe nebſt Anmerkungen ausmacht; Astronomie des dames 1786 in 12. (Aſtronomie für Damen). Lalande hat auch die Histoire des mathématiques de Montucla, welche dieſer bei ſeinem Tode nur bis zum Anfange des dritten Bandes gebracht hatte, beendigt. Außerdem iſt er der Verfaſſer einer Menge literariſcher und wiſſenſchaftlicher Abhandlungen, welche in verſchiedenen Journalen und in der Encyklopädie abgedruckt ſind.

Lälius (C.), war der Sohn des C. Lälius, welchen letztern man nicht weiter kennt, ob er gleich vielleicht der Stammvater des berühmten plebejiſchen Geſchlechts gleiches Namens (der Laelia gens) iſt. Der Sohn, C. Lälius, ein vertrauter Freund des Scipio Africanus, commandirte im zweiten puniſchen Kriege die römiſche Flotte in Spanien. Er half ſeinem Freunde Neukarthago erobern, indem er mit ſeiner Flotte den Hafen ſperrte, während Scipio die Stadt von der Landſeite angriff. Nach der Eroberung der Stadt wurde Lälius als Commandant derſelben angeſetzt. Hierauf erhielt er den Befehl, mit ſeiner Flotte in Africa zu landen, woſelbſt er große Verwüſtungen anrichtete, ſich doch aber, aus Furcht, von der karthaginenſiſchen Flotte abgeſchnitten zu werden, nach einem kurzen Aufenthalte nach Sicilien begeben mußte, wohin er jedoch eine unermeßliche Beute mitbrachte. Bald nachher aber landete er abermals, in Verbindung mit Scipio, in Africa, um daſelbſt im Innern von Karthago den Krieg zu führen. Mit Maſiniſſa vereinigt, bekriegte er Syphax, Karthagos Bundesgenoſſen, eroberte deſſen Land, und machte ihn, nach einer ſiegreichen Schlacht, zum Kriegsgefangenen. Nach dieſen glorreichen Thaten ward Lälius zuerſt Aedilis Curulis, darauf Prätor und zuletzt im J. der Stadt Rom 563 Conſul mit L. Cornelius Scipio Aſiaticus. — Lälius (C.) ein Sohn, oder nach andern, ein Enkel des vorigen, ſtand mit dem Conſul Scipio Aemilianus, der den letzten Krieg gegen Karthago mit ſo vielem Glücke führte, in eben ſo freundſchaftlichen Verhältniſſen, wie ſein Vater mit dem Scipio Africanus. Er ſoll mit ſeinem Freunde Scipio Aemilianus Theil an der Ausarbeitung der Luſtſpiele gehabt haben, die unter Terenz Namen bekannt ſind. Als Unterbefehlshaber ging er mit ſeinem großen Freunde nach Africa, wo er ſich zu ſeinem Ruhme auszeichnete. Nachdem Karthago zerſtört worden war, ſchickte ihn der Senat mit einer Flotte gegen Viriathus in Luſitanien, welchen er beſiegte. Zuletzt wurde er nebſt Q. Servilius Cäpio zum Conſul ernannt. Uebrigens iſt dieſer der nämliche, deſſen Namen Cicero ſeiner Abhandlung de amicitia vorgeſetzt hat, um dadurch der Freundſchaft deſſelben mit Scipio ein Denkmal zu ſtiften.

Lally (Thomas-Arthur, Graf von), General-Lieutenant und Großkreuz des St. Ludwigordens, war ein irrländiſcher Edelmann,

deſſen Vorfahren Jacob II., als dieſer in Frankreich einen Zufluchtsort ſuchte, gefolgt waren. Lally zeichnete ſich ſchon frühzeitig durch Muth und Unerſchrockenheit aus; beſonders geſchah dieß in der Schlacht von Fontenoi, unter dem Auge Ludwigs XV., welcher ihn auf dem Schlachtfelde zum Brigadier ernannte. Im folgenden Jahre (1746) entwarf Lally einen Plan, auf den engliſchen Küſten zu landen, und würde, wenn der Prinz Eduard bei Culloden nicht geſchlagen worden wäre, unter dem Marſchall von Richelieu einen Theil der Landungsarmee commandirt haben. Als im J. 1755 das engliſche Cabinet den Krieg auf dem feſten Lande erregt hatte, hielt man ihn für fähig, die franzöſiſchen Beſitzungen in Oſtindien theils zu beſchützen, theils wieder zu erobern, weswegen er im December 1756 zum Gouverneur derſelben ernannt wurde. Seine daſige Verwaltung zog ihm den berüchtigten Proceß zu, der zu ſeiner Zeit ganz Europa beſchäftigt hat. Wir halten es daher für unſere Pflicht, uns ausführlicher über denſelben zu verbreiten. Lally ſchiffte ſich zu l'Orient am 2. Mai 1757 ein, und kam am 28. April 1758 zu Pondichery an. Frankreich hatte damals in Oſtindien eine größere Land- und Seemacht, als England; und deſſen dortige Lage war ſehr vortheilhaft. Hatten die Engländer gleich den Franzoſen Mahe und Chandernagor weggenommen, ſo hatten dieſe dafür jene von der Küſte von Orixa vertrieben, auf welcher Frankreich Provinzen beſaß, die theils wegen ihrer Lage, theils wegen ihrer Reichthümer, Frankreich ſehr wichtig waren. An demſelben Tage, wo Lally zu Pondichery ſich ausſchiffte, begab er ſich auf den Marſch, um Goudelor zu belagern, welches ſich auch nebſt dem Fort St. David nach einem kurzen Widerſtande ergab. Aber nun unternahm er, ganz gegen ſeine Inſtruction, einen Feldzug gegen den König von Tanjaour, der jedoch den glänzenden Unternehmungen, mit welchen er in Oſtindien begonnen hatte, durchaus nicht entſprach. Nachdem er nach Pondichery zurückgekehrt war, belagerte er Madras, zu welchem Endzwecke der Rath, im Einverſtändniſſe mit ihm, große Summen zuſammenhäufte, um jenem Plane mit Nachdruck begegnen zu können. Aber während der Zubereitungen dazu ward die franzöſiſche Armee von Orixa, deren vortrefflichen Anführer, den berühmten Büſſy, Lally unglücklicherweiſe abgerufen hatte, gänzlich in die Flucht geſchlagen, und zwar von einem, ſowohl an Mannſchaft als an Geſchütz, weit ſchwächern engliſchen Corps. Damit noch nicht zufrieden, übergab der neue General der dortigen franzöſiſchen Armee, Lallys Freund, kurz nachher auch die wichtige Feſtung Maſulipatnam, und nun verſchwand die franzöſiſche Macht im Norden von Indien wie ein eitler, trügeriſcher Glanz. Indeſſen war Lally dennoch im December 1758 vor Madras angelangt, hatte ſich der ſchwarzen Stadt, die völlig offen war, bemächtigt, und vor dem Fort St. Georg die Laufgräben eröffnen laſſen. Aber der Angriff auf daſſelbe, der ſchlecht geleitet wurde, mislang; die franzöſiſche Armee, im Rücken unaufhörlich beunruhigt, litt, durch ein abermaliges Verſehen Lallys, ſelbſt an dem Unentbehrlichſten Noth; die Belagerung ward nach 40tägiger Eröffnung der Laufgräben aufgehoben, und das franzöſiſche Belagerungscorps war gezwungen, ſich ſchimpflich zurückzuziehen. Nun fingen auch die Soldaten, die ſeit 10 Monaten keine Löhnung bekommen hatten, Meutereien an; nach vielen vergeblichen Bemühungen, den Aufruhr zu ſtillen, ſah ſich der Rath von Pondichery gezwungen, ſein Silberzeug in die Münze zu ſchicken, ſo wie Lally, ſeine Caſſe zu leeren, um die Soldaten zu befriedigen. Nun kehrte alles zur Ruhe zurück, und ein Jahr verfloß, ohne daß ſich zu Lande etwas von Bedeutung ereignete. Zur

See ward jedoch die franzöſiſche Escadre nach lebhaften Gefechten gezwungen, ſich nach Isle de France zu begeben, von wo ſie nicht wieder zurückkehrte. Ihre Abweſenheit, mit dem Rückzuge des Belagerungscorps vor Madras verbunden, hatte die Engländer ihrerſeits in den Stand geſetzt, angriffsweiſe zu verfahren. Sie belagerten daher Vandavachy, ſchlugen am 22. Jan. 1760 unter den Mauern dieſer Feſtung Lallys Armee aufs Haupt, und machten Büſſy zum Kriegsgefangenen. Nach dieſer unglücklichen Schlacht folgte ein Unglück auf das andere; Lally ließ ſich ſogar das Fort Valdaour nehmen, weil er, wie er ſagte, unzufrieden mit dem Hofe wäre. Er zog ſich nach Pondichery zurück und ſeine Armee folgte ihm dahin. Nun entſtand daſelbſt eine Hungersnoth, deſſen Unglück noch durch das Mißverſtändniß vermehrt wurde, welches zwiſchen dem dortigen Rathe und Lally faſt vom erſten Augenblicke ſeiner dortigen Ankunft an geherrſcht, und oft ſehr lebhafte Scenen veranlaßt hatte. Ueberhaupt konnte Lally ſeine Inſtructionen nicht vollkommener verletzen, als er es bis dahin gethan hatte. Pondichery ging verloren, und der Mangel an Proviant, der daſelbſt herrſchte, war die vornehmſte Urſach davon; Lally hatte dieſen Zweig der Verwaltung mit der äußerſten Nachläſſigkeit betrieben. So ließ er ſich eine Zufuhr Lebensmittel wegnehmen, weil er nicht für Mittel und Wege geſorgt hatte, ſie in die Stadt zu ſchaffen. Er weigerte ſich ſogar, von gewiſſen Vorſchlägen, die man ihm zur Herbeiſchaffung von Proviant gethan hatte, Gebrauch zu machen. Ja, endlich wollte er ſogar nicht einmal, daß die Colonie von Pondichery den Troſt einer ehrenvollen Capitulation haben ſollte; denn er ergab ſich am 15. Jan. 1761 den Engländern auf Discretion, und dieſe zerſtörten von Grund aus eine Stadt, deren Wohlſtand und Glanz noch kurz zuvor jedermann in Erſtaunen geſetzt hatte. Der Rath von Pondichery, ſo wie alle franzöſiſche Gefangene, und unter ihnen auch Lally, wurden nach Europa zurückgeführt. Alle hatten ihre gegenſeitigen Beſchwerden vor ſich hergehen laſſen; klagte Lally ſeinerſeits über alle übrigen, ſo klagten die übrigen wieder über ihn. Der Kriegsminiſter, welcher die wahre Urſache von dem Verluſte Pondicherys erfahren wollte, ließ Lally arretiren, ihm den Proceß machen, und beſchloß, dem Gange des Rechts freien Lauf zu laſſen. Dieß geſchah mit eben ſo viel Genauigkeit, als Unparteilichkeit, wie Lally in ſeinen aus der Baſtille geſchriebenen Briefen ſelbſt geſteht. Am 6. Mai 1766 wurde die Sentenz geſprochen, und Lally, da er überführt ſey, das Intereſſe ſeines Königs, des Staats und der indiſchen Compagnie verrathen, und gegen die Unterthanen des Königs ſowohl, wie Fremde ſeine Macht misbraucht zu haben, des Todes ſchuldig erklärt und ſeine Güter confiscirt. Das Urtheil wurde vollzogen, und Lally endigte im 68ſten Jahre ſein Leben auf dem Schaffotte. Ob nun gleich einige vorzügliche Rechtsgelehrte der Meinung waren, Lally habe die Todesſtrafe nicht verdient; ſo ſchien doch, im Ganzen genommen, das über denſelben geſprochene Urtheil auf den Grundſätzen des Rechts zu beruhen. Nichts deſtoweniger ſuchten einige Jahre nachher mehrere Schriftſteller, unter andern Voltaire, über die Rechtmäßigkeit jenes Urtheils ein nachtheiliges Licht zu verbreiten, und brachten es endlich dahin, daß der Staatsrath daſſelbe am 25. Mai 1778 caſſirte, und es dem Parlemente von Rouen von neuem zur Durchſicht überſandte. Da jedoch bei dieſer Gelegenheit Lallys Sohn, Lally-Tolendal, den Herrn von Leyrit, damaligen Gouverneur von Pondichery, in ſeinen darüber abgefaßten Memoiren heftig angegriffen hatte: ſo erhob ſich dagegen der Neveu deſſelben, Herr von Epremesnil, und wurde auch

von dem dortigen Parlemente als Gegenpartei angenommen. Da jedoch der Herr von Lally-Tolendal die Ausſagen dieſes neuen Gegners fürchten zu müſſen glaubte: ſo appellirte er von neuem an das Parlement von Dijon, welches jedoch den Ausſpruch des Parlements zu Paris beſtätigte, und das Andenken Lallys verurtheilte (condamna la mémoire de Lally). Lally-Tolendal behauptete, das Parlement von Dijon habe aus Dummheit denjenigen Mord gut geheißen, den das Parlement von Paris aus Grauſamkeit begangen habe, und wendete ſein Möglichſtes an, jenes Urtheil des Parlements von Paris noch einmal caſſiren zu laſſen: aber vergebens. Und in der That, wie war es auch möglich, nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren und zum dritten Male einen Proceß zu revidiren, bei welchem es auf nichts Geringeres, als auf das Leben von achtzehen Perſonen, die ſich faſt alle nicht mehr unter den Lebendigen befanden, angekommen war, und dieß alles eines Mannes wegen, der in Indien verabſcheut, und in Europa während zweier ſo langer Zwiſchenräume von zwei Ober-Gerichtshöfen zum Tode verurtheilt worden war? Uebrigens ſcheint Lally keine von den Eigenſchaften beſeſſen zu haben, die zu einem oberſten Heerführer erforderlich ſind, obgleich ſein Todesurtheil nicht einmal auf Militärverbrechen begründet war, mit denen ſich das Parlement, da ſchon genug Civilbeſchwerden gegen ihn vorhanden waren, nicht einmal beſchäftigen zu müſſen glaubte. Man hat geſagt (und beſonders iſt dieß Voltaires Meinung), wenn Lally mit den Engländern einverſtanden geweſen wäre, ſo hätte er ſich nicht wieder nach Frankreich begeben. Aber dieſem Einwurfe fehlt es gänzlich an innerer Haltbarkeit. Iſt es nicht eine gewöhnliche Erſcheinung, daß ein Verbrecher, der eine mächtige Protection hat, jeden Beweis auszeichnen zu können glaubt? Als Lally nach Europa zurückkehrte, war die Pompadour, die ihm das Commando in Indien verſchafft hatte, noch am Leben. Er durfte auf die Diſcretion Englands mit Sicherheit rechnen, und glaubte der Unterſtützung ſeiner Gönnerin geſichert zu ſeyn. Ueberdieß konnte er, nach Beendigung ſeines Proceſſes, in Frankreich mit Ehre leben; ſein Aufenthalt in England würde ihn jedoch, ſelbſt wenn keine offenbare Beweiſe gegen ihn vorhanden geweſen wären, mit Schande gebrandmarkt haben. Auch wurde er wirklich erſt nach Verlauf von zwei Jahren, nachdem vorher die ſorgfältigſten Nachforſchungen über ſeine Vergehungen angeſtellt worden waren und erſt, nachdem ihn die Pompadour ſeinem Schickſale überlaſſen hatte, ins Gefängniß geworfen. Um den letzten Zug zu Lallys Charakter zu entwerfen, wollen wir nur anführen, daß in Oſtindien noch nach zwanzig Jahren Eltern, die mit ihren Kindern unzufrieden waren, auszurufen pflegten, nachdem ſie alle übrigen Ermahnungen erſchöpft hatten: „Ungeheuer! du willſt alſo durchaus ein Lally werden!“ Voltaires bekanntes Urtheil über Lally, daß jedermann, außer dem Henker, hätte ſeine Hand an ihn legen ſollen, zeichnet ſich, wie viele Urtheile dieſes großen Mannes, durch eine ſeltene und abſolute Nichtsbedeutendheit aus.

Lamballe (Marie Thereſe Louiſe von Carignan, Prinzeſſin von), ſtammte aus Savoyen, welches ſchon aus frühern Zeiten durch Familienbande mit dem franzöſiſchen Königshauſe vereinigt war. Der Prinz von Carignan, der am Hofe zu Turin mit dem Herzog von Orleans in Frankreich gleichen Rang hatte, war mit einer heſſiſchen Prinzeſſin vermählt. Marie Thereſe, die vierte Tochter dieſer Ehe, ward am 8ten Septemb. 1749 zu Turin geboren. Schon von ihrer früheſten Kindheit an gab ſie Beweiſe, daß ſie einſtens zu den Reizendſten und Gebildetſten

ihres Geſchlechts gebhören würde. Mit Zuſtimmung Ludwigs XV. mußte ſich der Prinz von Lamballe um ſie bewerben, und ſie ward ihm in ihrem achtzehnten Jahre durch Procuration angetraut. Einige Zeit genoſſen beide des ehelichen Glücks in gegenſeitiger Zufriedenheit; bald aber fiel der Prinz in die Bande des Herzogs von Orleans zurück, mit welchen dieſer ihn ſchon früher umſtrickt gehalten hatte. Orleans nämlich wollte den Prinzen verderben, um mit deſſen Schweſter das unermeßliche Vermögen des Herzogs von Panthievre, deſſen Sohn der Prinz von Lamballe war, zu erheirathen. Es gelang ihm nur zu gut: der Prinz, von ihm zu den empörendſten Ausſchweifungen verleitet, ſtarb im zwanzigſten Jahre in der Blüthe ſeines Lebens. Nun ward die Prinzeſſin zu einem Plane auserſehen, der dem Hofe ſeine Tugend und der Nation ihr Glück zurückgeben ſollte: ſie ſollte, da die Königin und auch die Pompadour unter der Zeit geſtorben waren, Ludwig XV. heirathen. Hierbei iſt ſchwer zu beſtimmen, in wiefern die Prinzeſſin in der Blüthe ihrer Jahre den Plan, die Gemahlin eines ſechzigjährigen entnervten Königs zu werden, begünſtigt oder verworfen haben mag: nur das weiß man, daß ſie es ſtandhaft und fortdauernd unter ihrer Würde fand, durch irgend eine Art von Buhlerkünſten den ſinnlichen König zu feſſeln und jenen Plan begünſtigen zu ſuchen. Wenn ſie auf ihn wirkte, ſo geſchah dieß durch den natürlichen Zauber ihrer Schönheit und durch die Grazie ihres Umganges, der unzertrennbar von ihr war. Um dieſe Zeit brachte der Herzog von Orleans, eben der, welcher den Prinzen von Lamballe zu Grunde gerichtet hatte, ſeinen Wunſch, ſich mit der Schweſter deſſelben zu vermählen, vor den König. Der König verweigerte anfangs ſeine Einwilligung, weil er, ſo regellos auch ſeine eigenen Sitten waren, es dennoch nicht zugeben wollte, daß eine junge, tugendhafte und reizende Prinzeſſin einem Wüſtlinge, der ſchon damals ſeine Laſter zur Schau trug, geopfert würde. Orleans ließ aber nicht nach, und der König willigte endlich unter der Bedingung ein, daß die Wahl der Prinzeſſin ganz frei bleiben ſolle. Der Herzog von Panthievre, ſo ein rechtſchaffener und vernünftiger Mann er auch war, fand ſich dennoch von der Idee geſchmeichelt, daß ſeine Tochter mit dem erſten Prinzen von Geblüte vermählt werden ſollte, und die Tochter ſelbſt hatte ſchon längſt an dem gewandten Orleans ein großes Wohlgefallen gefunden. Die Vermählung ward alſo beſchloſſen und mit großem Pompe vollzogen. Unterdeſſen hatte Choiſeul, der von dem Einfluſſe einer jungen, reizenden und klugen Königin auf den alten, entnervten Ludwig XV. den Untergang ſeiner eignen Macht befürchten zu müſſen glaubte, alle ſeine Künſte angewandt, um die Prinzeſſin Lamballe von dem Könige zu entfernen. Dieß war ihm auch ſo wohl gerathen, daß nach einiger Zeit die berüchtigte Mademoiſelle Lange, nachmalige Gräfin du Barry als erklärte Maitreſſe an den Hof kam. Unterdeſſen war auch der Dauphin, nachmaliger Ludwig XVI. mit Marie Antoinette von Oeſterreich vermählt worden, welche letztere an der Prinzeſſin von Lamballe ein großes Behagen fand, und ſie beſonders von dem Augenblicke an auszeichnete, wo ſie ſelbſt den Thron beſtieg. Hätte die Prinzeſſin nur die geringſte Anlage zu Hofkabalen und Intriguen gehabt und nicht durchaus alle Einmiſchung in Geſchäfte verſchmäht; ſo hätte ſie eine große Rolle ſpielen können. Aber ſie wandte ihren Einfluß nie zu etwas Anderm an, als Fürſprecherin unglücklicher Menſchen zu werden. Die Königin, der ihre Oberhofmeiſterin, die Herzogin von Noailles, immer läſtiger wurde, wußte es endlich dahin zu bringen, die Stelle einer Oberaufſeherin (Surintendante de la maison de la Reine) wiederher-

zuſtellen, wozu die Prinzeſſin Lamballe ernannt ward. Kurz darauf leiſtete ſie dem Könige einen weſentlichen Dienſt. Es waren nämlich in der Normandie Unruhen ausgebrochen, die gefährliche Folgen befürchten ließen. Der Herzog von Panthievre erhielt daher den Auftrag, ſich dorthin zu begeben und jene Unruhen beizulegen zu ſuchen. Dabei machte es dieſer zur Bedingung, ſeine Schwiegertochter zur Begleiterin zu haben, damit dieſe, während er auf die Männer wirke, durch ihre unwiderſtehliche Sanftmuth und Güte die Frauen ſtimmen könne. Beide waren über Erwartung glücklich in ihrem Unternehmen, und erwarben ſich dadurch die höchſte Zufriedenheit des Königs. Nach der Zurückkunft war die Prinzeſſin noch unzertrennlicher von der Königin, wie zuvor. Der Zeitpunct rückte jetzt immer näher, wo Frankreich jene in ihrer Art faſt einzige Kataſtrophe, die Revolution erfahren ſollte. Es iſt hier nicht der Ort, die nähern oder entferntern Veranlaſſungen, welche ſie nach und nach herbeiführten, zu entwickeln. Die Prinzeſſin, von der Natur mit einem ſeltenen Scharfblicke verſehen, ahnete das Ungewitter, welches ſich über dem ganzen königlichen Hauſe zuſammenzog; ſie hatte beſonders die boshaften Anſchläge des Herzogs von Orleans ausgeſpäht und warnte die Königin vor ihm, wie vor ihrem geſchworenſten Feinde. Dieſer ließ durch ſeinen Anhang, an deſſen Spitze ſehr talentvolle, obwohl verbrecheriſche Menſchen, wie z. B. ein Mirabeau, ein Laclos, ſtanden, die entehrendſten Pasquille gegen die Königin verbreiten: dieſe mußte dabei die ſchreckliche Erfahrung machen, daß ſie, wie auch die Zeiten der Revolution gezeigt haben, noch mehr, als der König ſelbſt, von der Nation gehaßt wurde. Trotz der drohenden Gefahren verließ jedoch die Prinzeſſin die unglückliche Königin nicht. Die Freunde des Königs dachten jetzt ernſtlicher als je darauf, ihn und ſeine ganze Familie der Tyrannei zu entreißen, in welcher dieſe gehalten wurde. Der Plan zu der Flucht wurde verabredet, ſcheiterte aber, wie bekannt, und das Schickſal des Königs verſchlimmerte ſich noch unendlich mehr. Da nun auch die Prinzeſſin Lamballe dem Volke verdächtig geworden war und man ſie beſchuldigte, ſie ſtehe mit der dü Barry, die ſich nach Ludwigs XV. Tode nach England begeben hatte, in Briefwechſel, ſie habe ihren Leuten befohlen, weiße Cocarden zu tragen; ſo wirkten am Ende die eindringenden Bitten ihrer Freunde und Bekannten, und die Prinzeſſin reiſte unter dem Vorwande, ihre Geſundheit erfodere den Gebrauch der Bäder zu Bath, im Auguſt 1791 nach England, wo ſie mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde. Da in dieſer Zeit das Schickſal des Königs eine günſtigere Wendung zu nehmen ſchien, indem er ſelbſt theils die Conſtitution annahm, theils auch eine Partei der Beſſern in der Nation ſich für ihn erklärte; ſo ſchien das allgemeine Zutrauen zurückkehren zu wollen. Die Prinzeſſin verließ daher England, kehrte nach Paris zurück und bezog die Tuilerieen, um der königlichen Familie deſto näher zu ſeyn. Da die Freunde der Conſtitution die einzigen waren, auf deren Beiſtand der König noch rechnen konnte; ſo mußte die Prinzeſſin die Frauen derſelben zum Thee laden, bei welchem dann die Königin und die Prinzeſſin Eliſabeth ſich ebenfalls einfanden. Doch auch dieß entging den Feinden des Königs nicht. Man ſtreute das Gerücht aus, es bilde ſich eine öſterreichiſche Partei, und bei der Prinzeſſin Lamballe würden die Zuſammenkünfte gehalten. Beſonders wandte Orleans alle mögliche Kunſtgriffe an, um dieſem Gerüchte Glauben zu verſchaffen. Anfangs verachtete die Prinzeſſin dieſe Verläumdungen; da ſie aber immer zunahmen, ſo hörte alle Geſellſchaft bei ihr auf, und ſie ging mit niemanden um, als mit der königlichen Familie. Leider

war dieſe Vorſicht zu ſpät. Auf die ſchrecklichen Scenen, wo man bewaffnet in das Innere des Schloſſes eindrang, dem Könige die Freiheitsmütze aufſetzte und die Königin bis in ihr Gemach verfolgte, folgte endlich der ſchreckliche Volksaufruhr, und der König, der das Schloß bedroht ſah, ſtatt noch immer ſein Anſehn als König zu gebrauchen und jenem Aufruhr Gewalt und Entſchloſſenheit entgegen zu ſtellen, machte ſein Teſtament und ſchickte ſich mit einer unköniglichen Gelaſſenheit zum Tode an. Noch hätte ſich die Prinzeſſin retten können: aber nichts war im Stande, ſie von der Königin zu trennen. Sie begleitete dieſe und den König, welche beide in dem Saale der geſetzgebenden Verſammlung Schutz und Sicherheit für ſich und ihre Familie ſuchten. Bis zum Abend blieben ſie hier in der peinlichſten Lage und für die Nacht wurde ihnen ein Zimmer bei den Feuillans angewieſen, worin einige Matratzen ausgebreitet waren. Am 13. Jul. 1792 ward dieſer angſtvolle Aufenthalt mit dem Tempel verwechſelt. Orleans, welcher der Prinzeſſin eine jährliche Summe von achtzigtauſend Thaler auszuzahlen hatte und der ganz richtig vorausſah, daß der Herzog von Panthievre bei ſeinem bevorſtehenden Tode derſelben eine noch bedeutendere Penſion ausſetzen würde, haßte ſeine Schwägerin faſt noch mehr, als die königliche Familie. Er ließ daher durch ſeine Creaturen alle Mittel und Wege anwenden, die Prinzeſſin verdächtig zu machen, was ihm auch in ſo fern vortrefflich gelang, als ſie kurz darauf vor einen Ausſchuß der geſetzgebenden Verſammlung geführt und daſelbſt über ihre vermeinten Verbrechen verhört wurde. In Folge dieſes Verhörs ward ſie förmlich arretirt und in die Force geführt. Hier ſollte ſie nebſt den andern Schlachtopfern hingerichtet werden, als der Herzog von Panthievre, der von der Gefahr, in welcher ſeine Schwiegertochter ſchwebte, gehört hatte, den berüchtigten Manüel mit 40,000 Thalern beſtach, der für dieſe Summe das Leben der Prinzeſſin zu retten verſprach. Orleans, der von dem geheimen Einverſtändniſſe des Herzogs mit Manüel gehört hatte, ſetzte alle Maſchinen in Bewegung, um die Prinzeſſin dem Beile der Henker zu überliefern. Manüel gab mit ſichtbarem Widerſtreben nach, weil er ſelbſt fürchten mußte, verrathen zu werden. Die Prinzeſſin ward nun am 3. Sept. vor die Commiſſion geführt, welche ſich unten in dem Gefängniſſe verſammelt hatte. Sie ward gewaltſam beim Arme durch den kleinen Hof, in welchem jedoch noch keine Spur von Hinrichtung zu ſehen war, in den großen Hof geſchleppt. Als ſie hier den Boden mit Blut bedeckt ſah, ſank ſie ohnmächtig in die Kniee, und zwei ihrer Henker unterſtützten ſie. Man führte ſie an den Ort, wo die Blutmenſchen mit aufgeſtreiften blutigen Armen und mit Waffen in der Hand, eben Volksgericht hielten. Nach einigen unbedeutenden Fragen, die ſie beantworten mußte, befahl man ihr, Freiheit, Gleichheit, und Haß dem Könige, der Königin und dem Königthum zu ſchwören. Sie willigte ein, Freiheit und Gleichheit, verweigerte aber den Haß gegen die königliche Familie zu ſchwören. Augenblicklich that der Richter den Ausſpruch: „Madame kann abtreten!“ Dieſe Redensart hieß in den damaligen Blutgerichten ſo viel, als: „ſie ſoll hingerichtet werden.“ Im Abgehen giebt ihr der Richter gleichwohl, vielleicht um ſie zu retten, den Rath, „es lebe die Nation!“ zu rufen. Aber bei dem erſten Schritte aus der Gefängnißthür erblickt ſie die Zuckungen einiger Sterbenden, die man eben ermordet hat, und tritt in ihr Blut. Unwillkührlich ruft ſie aus: Ah! quelle horreur! (Ach, welch ein Gräuel!) Dieß war das Signal, durch welches der Pöbel gegen ſie aufgebracht wurde. „Ich bin verloren!“ Dieß waren ihre letzten Worte. Die Hen-

ker ſchleppen ſie fort: einer verwundet ſie über den Augen; ſie blutet. Nun erhält ſie einen Schlag mit einem Knotenſtock über den Kopf; zwanzig Ungeheuer werfen ſich über ſie und enden mit Pikenſtichen ihr Leben. Man ſchleppt den Leichnam auf einen Haufen anderer Getödteter in die St. Antoine Straße. Hier werden ihr die Kleider abgeſtreift, die Brüſte abgeſchnitten, das Herz aus dem Leibe geriſſen; der vom Rumpfe getrennte Kopf wird nebſt dem Herzen zu einem Weinhändler getragen, in den Laden geſetzt, und jener gezwungen, den Mördern Wein zu geben und ſelbſt mit ihnen zu trinken. Darauf wird das Haupt auf eine Pike gepflanzt und durch die Straßen getragen, und der zerſtümmelte Leichnam an einem Seile nachgeſchleppt. Es wurden von den Freunden des Panthievreſchen Hauſes allerlei Verſuche gemacht, die Ueberreſte der Prinzeſſin zu retten, aber vergebens. Endlich bemächtigte ſich ein Fleiſcher des Herzens, zerhackte es und bot es feil. Da ſich keine Käufer dazu fanden, warf er die Stücke den Hunden vor. Endlich warf man Haupt und Körper auf einen Haufen Ermordeter, der im Gerichtshofe des Chatelet lag und nachher auf Karren nach dem Steinbruche von Mont-Rouge abgeführt ward. Da liegt nun die Aſche einer Prinzeſſin, welche zu den Schönſten, Liebenswürdigſten und Edelſten ihres Geſchlechts gehörte.

Lambert (Joh. Heinrich), einer der größten Philoſophen und Mathematiker des 18ten Jahrhunderts. Er gehört unter diejenigen merkwürdigen Menſchen, welche ſich aus niederm Stande und unter vielen Schwierigkeiten zu einer bedeutenden Größe emporgeſchwungen haben. Er war geboren den 29. Aug. 1728 zu Mühlhauſen im Sundgau, wo ſein Vater Lucas ein Schneider war. Bis ins 12te Jahr wurde er auf Koſten des Magiſtrats unterrichtet; da ihm aber zu ſeinem weitern Studiren die nöthige Unterſtützung fehlte, ſo beſtimmte ihn ſein Vater zum Schneiderhandwerke. Um jedoch dabei ſeine Wißbegierde zu befriedigen, ſtudirte er des Nachts, wobei er ſeine jungen Geſchwiſter mit dem Fuße wiegen mußte. Um ſich das dazu nöthige Licht erkaufen zu können, verfertigte er auch kleine Handzeichnungen und verkaufte ſie. Mathematiſche Schriften zogen ihn ganz vorzüglich an. Sein Eifer für die Wiſſenſchaften bewog bald biedere Menſchen, ihn darin zu unterſtützen und unentgeltlich unterrichten zu laſſen. Kenntniß der Mathematik, der Philoſophie und morgenländiſchen Sprachen und eine zierliche Handſchrift erwarb er ſich nun in ſeiner Vaterſtadt. Die letztere verſchafte ihm eine Copiſtenſtelle und im 15ten Jahr ward er Buchhalter im Eiſenwerk des Herrn de la Lampe. Hier lernte er Franzöſiſch. 17 Jahre alt kam er als Secretär zu Iſelin in Baſel (damals Redacteur der Zeitung); allein die mechaniſchen Geſchäfte dieſes Amtes befriedigten ſeinen denkenden Geiſt zu wenig. Daher empfahl ihn Iſelin dem Präſidenten von Salis als Hofmeiſter, bei welchem er, von einer guten Bibliothek unterſtützt, ſich in allen Wiſſenſchaften vervollkommnete. Hier zeigte ſich beſonders ſein mathematiſches Genie, welches nun ſeine gelehrten Schriften und Erfindungen entwickelte. Nach einem achtjährigen Aufenthalte in Chur begleitete er 1756 ſeine Zöglinge nach Göttingen, wo er Correſpondent der Societät der Wiſſenſchaften wurde, von da 1757 nach Utrecht, und 1758 nach Paris, Marſeille und über Turin nach Chur zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte in ſeiner Vaterſtadt begab er ſich 1759 nach Augsburg, wo er ſein Werk über die Photometrie (Meſſung der Stärke des Lichts und der Farben) drucken ließ. Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Bayern mit 800 Gulden Gehalt war er nur kurze Zeit, weil er ſich nicht in Mün-

chen aufhalten wollte. Er begab ſich nach Erlangen. In dieſer Zeit gab er ſeine cosmologiſchen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues heraus, welche die Tiefe ſeines Geiſtes beurkunden. 1763 machte er eine Reiſe nach Veltelin und Cläven und wurde Mitglied einer Geſellſchaft zur Berichtigung der Grenzen zwiſchen Mailand und der Republik. Im December deſſelben Jahres ging er nach Leipzig, und, nachdem er hier ſein neues Organon herausgegeben hatte, im Februar 1764 nach Berlin. Hier lernte ihn Friedrich II. kennen, welcher ihn mit einem anſehnlichen Gehalte zum Oberbaurath und zu einem Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften machte. Lambert ſtarb auch daſelbſt den 25. Sept. 1777, und der König ließ ſich bei ſeinem Tode gar deutlich merken, wie ſehr er den Verluſt eines Mannes bedaure, welcher von früh 5 Uhr bis um Mitternacht unermüdet geweſen ſey. Lambert war ein Mann von aufrichtigem, redlichem Herzen, frei von allem ungeraden Weſen, ſo wie von allen falſchen Wegen fern, in einem hohen Grade mitleidig, theilnehmend, wohlthätig und friedliebend, und von einer unſtörbaren Ruhe des Gemüths und des Gewiſſens. Es iſt fürwahr ein eben ſo ſchöner als ſeltener Genuß, mit dieſen Eigenſchaften das ausgezeichnetſte Genie ſeiner Zeit verbunden zu ſehen. Denn, hatte er auch in einigen Wiſſenſchaften nur mittelmäßige Kenntniſſe, ſo war er in der Mathematik, in der Logik und Metaphyſik damals der größte Analytiker, und unterſtützte ſeine Talente mit einem bewundernswürdigen Fleiße. M. L.

Lamoignon-Malesherbes (Chrétien-Guillaume) ward am 16. Dec. 1721 zu Paris geboren, wo ſein Vater, Guillaume de Lamoignon, Kanzler von Frankreich war. Nach vollendeten Studien, die von einer ſehr ſorgfältigen Erziehung im väterlichen Hauſe unterſtützt waren, widmete er ſich der practiſchen Rechtswiſſenſchaft, ward darauf Subſtitut des General-Procurators, dann Parlementsrath und endlich im Jahr 1750 erſter Präſident bei der erſten Steuerkammer (à la cour des aides). In den fünf und zwanzig Jahren, während welcher er dieſe letzte Stelle bekleidete, widerſetzte er ſich mit Muth ſowohl dem Uebermaße unheilbringender Auflagen, als auch der Raubgier der Generalpächter. Eine Menge Discours (Reden) und Remontrances (Erinnerungen), welche er während dieſes langen Kampfes gegen den Despotismus verfertigte, ſind, als Meiſterſtücke von Abhandlungen über die Finanzverwaltung, 1779 gedruckt worden. In dieſen Werken verbreitete er ſich auch über den Mißbrauch der ſogenannten Lettres de cachet (Verhaftsbefehle). Als im April 1771 die oberſte Steuerkammer aufgehoben wurde, zog ſich Lamoignon auf ſeine Landgüter zurück, wo er durch Unterricht und Wohlthun der Beglücker ſeiner Unterthanen wurde. Nachdem er im J. 1774, bei Wiederherſtellung jenes Gerichtshofes, von neuem für einige Zeit an die Spitze der Oberſteuer-Kammer getreten war, ward er bei der Thronbeſteigung Ludwigs XVI., welcher nur von den rechtſchaffenſten Männern ſeiner Nation umgeben ſeyn wollte, im J. 1775 zum Miniſter des Innern erwählt. Nachdem er dieſe Stelle zum Wohl ſeines Vaterlandes etwa ein Jahr bekleidet hatte, nahm er bei der Entlaſſung Türgots aus dem Miniſterium Gelegenheit, auch die ſeinige zu verlangen, und begab ſich wiederum auf ſeine Landgüter, wo er jedoch bald den Entſchluß faßte, auf Reiſen zu gehen, und dieſen Entſchluß auch ſogleich in Ausübung brachte. Nachdem er auf dieſe Weiſe unter erborgtem Namen einen großen Theil Frankreichs, der Schweiz und Hollands durchreiſt war, und allenthalben über Künſte und Induſtrie die zweckmäßigſten Nachforſchungen angeſtellt hatte, kehrte er zu Anfang der Revolution, welche er mit Selbſtgefallen betrachtete, nach

Frankreich zurück. Bald aber änderte er ſeine Meinung, als er die Art und Weiſe ſah, wie dieſe Revolution von den damaligen Machthabern Frankreichs gehandhabt wurde. Als Ludwig XVI. vor Gericht geſtellt werden ſollte, erbot ſich Lamoignon von ſelbſt, der Vertheidiger deſſelben zu werden, welches ehrenvollen Amtes er ſich auch zur Zufriedenheit aller Parteien entledigte. In Folge der Verbrechen, welche während der Revolution begangen wurden, konnte es nicht fehlen, daß auch Lamoignon den Verdacht der Tyrannen erregte: er ward, nebſt ſeiner Tochter und Enkelin, ins Gefängniß geworfen, zum Tode verurtheilt und am 24. April 1793 hingerichtet. Sokrates Heiterkeit und Kato's Standhaftigkeit verließen ihn auch im Tode nicht. Lamoignon ward im J. 1750 zum Mitglied der Akademie, und 1759 der ſchönen Künſte und Inſchriften (des belles lettres et inscriptions) ernannt. Als Director des Buchhandels wußte er der Preſſe alle Freiheit zu verſchaffen, welche Weisheit und Ordnungsliebe in einem gut organiſirten Staate geſtatten dürfen: die größten Anhänger der Preßfreiheit, Rouſſeau und Voltaire, geben ihm dieß ehrenvolle Zeugniß. Die meiſten ſeiner ſchriftſtelleriſchen Werke ſind dem Ackerbau und der Naturkunde gewidmet. Außer dieſen hat man noch von ihm: Deux mémoires sur l'état civil des protestans, 1785 und 1787; und Pensées et Maximes, Paris, l'an 10, in 12. Uebrigens zeichnete ſich das ganze Leben Lamoignon's durch reine Menſchenliebe und ungemeines Wohlthun vor allen andern aus.

Lamothe Valois (Gräfin de la), berüchtigte Theilnehmerin an der weltkundigen Halsbandgeſchichte, gab ſich für einen Sprößling aus der Familie der Valois aus, aus welcher ſie durch einen Baſtard von Heinrich II. abſtammen wollte. Bis zu dem Augenblicke, wo ſie durch jenen Proceß die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf ſich zog, hatte ſie, trotz ihrer vorgegebenen Abkunft, in Elend und Verachtung gelebt, ob ſie gleich in alle Künſte der Sittenloſigkeit und der Intrigue eingeweiht, kein Mittel unverſucht gelaſſen, ſich Anſehn und Reichthum zu verſchaffen. Von dieſer Seite einem großen Theile des Adels zu Verſailles und Paris bekannt, ſetzte ſie alle, die von ihren Glücksumſtänden unterrichtet waren, in Erſtaunen, als ſie plötzlich im J. 1784 einen Aufwand zu machen begann, der auf einen ungeheuren Reichthum ſchließen ließ. Kaum hatte man jedoch Zeit gehabt, dieſe auffallende Verwandlung ihrer Verworfenheit zuzuſchreiben, als ein leiſes Gemurmel von einer Intrigue ruchbar wurde, die ganz Europa mit Erſtaunen erfüllte. Da über dieſe Begebenheit noch immer der Schleier des Geheimniſſes verbreitet iſt, der auch, da alle Theilnehmer an derſelben todt ſind, wohl niemals gelüftet werden dürfte; ſo wollen wir uns begnügen, den Hergang der Sache, ſo wie er durch die öffentlichen Verhandlungen zur Kunde des Publicums gekommen iſt, aufzuzählen, ohne ſelbſt über die eine noch über die andere Partei irgend ein eigenes Urtheil zu fällen. Der Fürſt Ludwig von Rohan, Cardinal, Biſchoff von Straßburg, Groß-Almoſenier und eine der vornehmſten Perſonen des Reichs, war, aus nicht hinlänglich bekannten Gründen, in die Ungnade des Hofs verfallen, ohne innere Großherzigkeit zu beſitzen, dieſe Ungnade ertragen zu können. Die Gräfin de la Mothe, von dem Beſtreben des Cardinals, um jeden Preis wieder in Gunſt zu kommen, unterrichtet, hatte dem Cardinal vorgeſpiegelt, ſie wiſſe, daß die Königin, bei der ſie bedeutenden, obgleich zur Zeit noch geheimen Einfluß habe, einen gewiſſen koſtbaren Halsſchmuck, der ihr zu Kauf angeboten, zu beſitzen wünſche, ohne, daß ſie jedoch für den Augenblick im Stande ſey, die Kaufſum-

me aus ihren eignen Mitteln zu beſtreiten; und darauf dem Cardinal zu verſtehen gegeben, es biete ſich ihm jetzt, wenn er jenes Halsband in ſeinem Namen kaufen und der Königin abſchlägliche Zahlung geſtatten würde, die beſte Gelegenheit dar, die Gunſt derſelben wieder zu erlangen. Der Cardinal war in dieſe Schlingen gefallen, hatte das Halsband gekauft und es der Gräfin de Lamothe zur Einhändigung an die Königin ausgeliefert, wogegen ihm ein von der Königin fälſchlich unterſchriebener Revers, der die Termine der Rückzahlung bemerkte, zu deſſen Sicherheit übergeben worden war. Damit noch nicht zufrieden, hatte die Gräfin, um den Cardinal deſto vollkommener zu täuſchen, eine ihrer Creaturen die Königin vorſtellen, ſie im Auguſt 1784 dem Cardinal im Garten von Verſailles erſcheinen, und eine Roſe zu deſſen Füßen werfen laſſen. Der Termin, an welchem der Cardinal das Halsband zu bezahlen verſprochen, war erſchienen, und er, der einer ſo großen Summe nicht Meiſter geweſen, hatte den Juwelierern offenbart, die Königin habe ihr Halsband gekauft. Als die Juweliere, nach langem Warten, immer noch keine Bezahlung hatten erhalten können, waren ſie unmittelbar an den König gegangen und hatten ſomit Veranlaſſung zur Entdeckung des geſpielten Betrugs gegeben. Durch den Spruch des Parlaments ward der Cardinal aller ſeiner Würden entſetzt, und die Gräfin de Lamothe, die überwieſen worden, das Halsband untergeſchlagen und verkauft zu haben, zu Brandmark, Staubbeſen und ewigem Gefängniſſe verurtheilt. Aus dieſem entkam ſie nach einigen Jahren, worauf ſie nach England entfloh, und dort in Vereinigung mit ihrem Gemahle, der daſelbſt das Halsband verkauft hatte, eine Schandſchrift gegen den Hof von Verſailles, beſonders gegen die Königin, erſcheinen ließ. Dieß die actenmäßige Geſchichte des berüchtigten Halsbandes, deren Ruchbarwerdung als die wichtigſte Urſache zur Herabwürdigung der königlichen Familie und aller daraus erfolgten Ereigniſſe betrachtet worden iſt. Man hielt dafür, der König habe die ganze Begebenheit unterdrücken und den dabei intereſſirten Perſonen auf die eine oder die andere Weiſe ein ewiges Stillſchweigen auferlegen müſſen. Pq.

Lampen ſind wahrſcheinlich von den Aegyptiern erfunden worden; ſchon an dem Feſte, welches von uralten Zeiten her zu Sais in Niederägypten, der Minerva zu Ehren, gefeiert wurde, brannten eine Menge Lampen. Zu Hiobs und Moſes Zeiten waren ſie ſchon bekannt. Die Aegyptier waren auch die erſten, welche brennende Lampen als ein Sinnbild der Unſterblichkeit der Seele in die Gräber zu den Leichnamen ſetzten. Dieß ſoll der Urſprung der ſogenannten ewigen Lampen ſeyn, deren Docht und Nahrung unverzehrbar war, dergleichen hernach der Minerva zu Ehren erfunden wurden, von denen die des Callimachus aber nur ein Jahr brannte. Neuerdings ſoll der Prinz von San Severo, welcher 1771 geſtorben iſt, die Kunſt, ewige Lampen zu verfertigen, wieder erfunden haben. Daß Lampen nicht etwa eine längere Zeit, als die gewöhnlichen, ſondern vielmehr Jahrtauſende, ohne zu verlöſchen, brennen ſollten, iſt billig unter die Fabeln zu rechnen. Von den Aegyptiern kamen die Lampen zu den Griechen, welche ſie der Minerva, als der Göttin der Wiſſenſchaften, widmeten, weil ſich die Gelehrten beim nächtlichen Studiren der Lampen bedienten. Ehe die Römer die Lampen von den Griechen kennen lernten, hatten ſie Lichter. Die Studirlampen ſind bekannt. Die vortheilhafteſte Lampe erfand Argand zu Genf und machte ſie 1783 bekannt (ſ. Argandiſche Lampe). Die Entdeckung, daß ſich die brennbare Luft durch den electriſchen Funken entzünden laſſe, leitete Fürſtenberger in Baſel auf die Erfindung einer

electriſchen Lampe, durch welche man leicht und ſicher und ohne Feuerzeug ein Licht anzünden kann. Dieſe Lampe ward hernach von Brander in Augsburg, de Gabriel in Straßburg, Ingenhauß und Pikkel bedeutend verbeſſert. Auch Langenbucher, die beiden Ehrmann und der Profeſſor Stegmann in Caſſel erfanden um 1780 electriſche Lampen.

Landau, eine wichtige Feſtung und ehemalige Reichsſtadt in einer ſchönen Aue am Fluſſe Queich, in der baierſchen Rheinprovinz; hat eine den Lutheranern und Katholiken gemeinſchaftliche Collegiatkirche, einen Canal, vermittelſt deſſen alle Bedürfniße der Stadt zu Waſſer herbeigeſchaft werden können. Im J. 1800 hatte die Stadt, mit Ausſchluß des Militärs, 5123 Einwohner. Im ſpaniſchen Succeſſionskriege ward ſie 1702 durch die kaiſerliche und Reichsarmee den Franzoſen, und von dieſen wiederum 1703 den Deutſchen, iedoch 1704 abermals von den Kaiſerlichen und Alliirten den Franzoſen abgenommen, worauf ſie wiederum eine Reichsſtadt wurde. Nachdem im J. 1713 die Franzoſen ſie abermals erobert hatten, ward ſie ihnen 1714 im badenſchen Frieden mit allem Zubehör förmlich überlaſſen. Der Pariſer Friede von 1814 beſtätigte ſie nicht nur in ihrem Beſitze, ſondern that auch noch eine kleine Strecke Landes hinzu, um Landau mit dem Elſaß zuſammenzuhängen. In der Pariſer Convention vom 20. Nov. 1815 aber ward beſtimmt, daß mit dem linken Ufer der Lauter auch dieſer Platz wieder an Deutſchland fallen ſoll. Bei der unter den verbündeten Souverainen verabredeten Vertheilung der eroberten Länder kam der ſüdliche Theil des linken Rheinufers in den Beſitz von Oeſterreich, welche Macht denſelben durch den Münchner Vertrag vom 14ten Apr. 1816 an Baiern abtrat, mit der Beſtimmung, daß Landau eine Bundesfeſtung, in Gemäßheit der Stipulation vom 3. Nov. 1815 bleiben ſollte.

Landbau, auch Ackerbau, Feldbau und Feldwirthſchaft genannt, beſchäftigt ſich mit der vortheilhaften Erbauung und Gewinnung der ſogenannten Feldfrüchte auf den eigentlich ſogenannten Aeckern oder Feldern im Großen. Zu den Feldfrüchten, die man auch Feldpflanzen nennt, gehören ausſchließlich alle Getreidearten, alle Handels- oder Manufacturpflanzen, welche theils als Materialien zu und in Manufacturen gebraucht werden, theils auch ſogleich als Waaren in den Handel kommen, und einige Arten von Kohl, Knollen- und Wurzelgewächſen, z. B. Kartoffeln, Kohlrüben, Runkelrüben, Möhren ꝛc. Der Landbau iſt ſo alt, als das Menſchengeſchlecht, ob wir ſchon einen beſtimmten Erfinder nicht angeben können. X.

Landbaukunſt oder landwirthſchaftliche Baukunſt iſt diejenige Wiſſenſchaft, welche zunächſt von der vortheilhafteſten und bequemſten Einrichtung und Erbauung derjenigen Gebäude handelt, welche der Landwirth ſowohl im Kleinen als im Großen zu den verſchiedenen Zweigen der Bewirthſchaftung ſeiner Güter unumgänglich nöthig hat. Dieſe Gebäude führen den allgemeinen Namen Wirthſchaftsgebäude, Haushaltungsgebäude, und wir rechnen folgende dazu: Wohnungen für Menſchen; Stallungen für das Zug- und Nutzvieh; Vorrathsgebäude, z. B. Scheunen, Schuppen ꝛc., Brauhäuſer, Branntweinbrennereihäuſer, Backhäuſer und Backöfen, Waſchhäuſer, Schlachthäuſer, Schmiede- und Mühlengebäude, Spritzenhäuſer, Eſſigbrauerei- und Stärkemachereigebäude, Ziegelbrennerei- und Kalkbrennereigebäude; nebſt noch mehrern andern nützlichen Bequemlichkeitsanſtalten, z. B. Miſtſtätten, Viehſchwemmen, Brunnen ꝛc. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß die landwirthſchaftlichen Gebäude überhaupt genommen, entweder zu einem

Bauergehöfte, oder zu einem Vorwerke, zu einer Meierei oder zu der Hoferöthe eines anſehnlichen Landguts und eines Ritterguts gehören, nur daß zu einem mehr nöthig ſind als zu dem andern, und daß ſie bei dem einem größer als bei dem andern ſeyn müſſen. Alle Haushaltungsgebäude aber müſſen Feſtigkeit, Regelmäßigkeit und Bequemlichkeit als Haupteigenſchaften beſitzen, welchen noch, ſoweit es den Koſtenaufwand nicht zu ſtark vermehrt, Schönheit, Ebenmaaß, gute und geſchmackvolle Formen beigefügt werden können. Endlich müſſen ſie beſtändig der Größe des Landguts angemeſſen ſeyn, damit es auch bei der ergiebigſten Erndte nicht an Raum fehle. X.

Landeshoheit. Das Wort Landeshoheit, in den neueſten Zeiten allgemein mit Souveränität gleichbedeutend, wird in verſchiedenen Bedeutungen gebraucht. In der vormaligen deutſchen Reichsverfaſſung war Landes- oder Territorialhoheit, der Reichshoheit oder Reichsſouveränität entgegengeſetzt und es ward darunter der Inbegriff ſämmtlicher Regierungs- und Hoheitsrechte, die über alle innerhalb der Gränzen eines beſondern Territoriums befindliche Perſonen und Güter, in Abhängigkeit von der Reichsſtaatsgewalt, geübt wurden, verſtanden. Es konnte alſo hier von einer Souveränität, wenn man auch nur darunter vollkommene Unabhängigkeit in allem, was die innere Organiſation und Verwaltung betrifft, verſtehen will, keine Rede ſeyn. Dagegen ward durch die Aufhebung des deutſchen Reichs und ſeiner Verfaſſung, der Ausdruck Landeshoheit mit dem der Souveränität, in dem eben angegebenen Sinne gleichbedeutend. Ueberhaupt aber wird das Wort Landeshoheit gleichbedeutend mit Souveränität gebraucht und bezeichnet daher entweder im Allgemeinen die höchſte Staatsgewalt, oder im Beſondern die oben angeführte innere ſowohl als auch die äußere Souveränität, die vollkommene rechtliche Unabhängigkeit im Verhältniſſe zu andern Staaten. Auch ſelbſt nach der Aufhebung der deutſchen Reichsverfaſſung erhielten die dem Rheinbunde beigetretenen Staaten nur die erſtere, wenigſtens ſollten ſie dieſelbe erhalten, denn factiſch ward ſie nicht ſelten verletzt; die letztere aber, oder die äußere Souveränität, beſaßen ſie nicht einmal rechtlich, viel weniger factiſch. — Die Landeshoheit kann Einem, ſie kann aber auch Mehrern zuſtehen; eine getheilte Landeshoheit aber giebt es ſtreng genommen nicht; ſie iſt ihrem Weſen nach nur eine. An den Mißbrauch, der während der Dauer der franzöſiſchen Präpotenz mit dem Worte Souveränität getrieben wurde, brauchen wir kaum zu erinnern. Während man aller Orten die Hoheitsrechte verbündeter und nicht verbündeter Fürſten aufs ſchamloſeſte bei jeder Gelegenheit verletzte, ſprach man nichts deſtoweniger fortdauernd von ihrer Souveränität, die am Ende ſich nur darauf beſchränkte, daß man im Innern der verbündeten Staaten alle Hinderniſſe aus dem Wege räumte, die vielleicht den Fürſten noch einen Vorwand hätten gewähren können, ſich nicht in allen Stücken unbedingt in den deſpotiſchen Willen des Univerſalmonarchen zu fügen. Cz.

Landfriede. Uralt iſt bei den Deutſchen die Sitte, Beleidigungen ſelbſt zu rächen und Streitigkeiten durch Kampf abzuthun, und ſie ſchreibt ſich wahrſcheinlich aus Zeiten her, wo eine öffentliche Gewalt, der ſie dieſe Abthuung übertragen können, nicht beſtand. Aber auch als die Kriege unter ihnen ſelbſt und mit den Römern, endlich die Züge der Völkerwanderung die deutſchen Völker in eine Art von Staatsverbindungen nöthigten, ja ſelbſt als ſie Theile der fränkiſchen Monarchie wurden, wollten ſie von jener trotzigen Sitte nicht laſſen

und achteten das Anſehen richterlicher Hülfe für den Mann entwürdigend. Die fränkiſchen Könige, wohl einſehend, daß dieſe Gewohnheit nicht auszurotten ſey, ſuchten ſie lieber zu mildern und verpönten wenigſtens die Gewaltthätigkeit gegen den, der ſich (ebenfalls nach alter deutſcher Sitte) von der Fehde (Privatrache) loszukaufen (Wehrgeld, Buße zu bezahlen) bereit war. Aus derſelben Sitte ſchreiben ſich die Kampfgerichte her, Zweikämpfe, die vor Gericht geſchahen, um nach dem Ausgang, den man für ein Orakel Gottes hielt, zweifelhafte Fälle zu entſcheiden. Auch dieſe mußten die Könige beibehalten, als dem Geiſte deutſcher Nation zu weſentlich. (S. davon den Art. Ordalien.) — Die Prieſterſchaft, ebenfalls an der gänzlichen Abſchaffung der Privatfehden, wie ſehr ſie ihr heidniſcher Greuel dünkten, verzweifelnd, ſuchte ſie durch die wohlthätige Macht des Chriſtenthums wenigſtens zu mildern. Sie ſtellte es als ſündhaft dar, an den Tagen der Woche, die der Tod und die Auferſtehung des Erlöſers heiligt, unchriſtliche Gewalt zu üben. Zuerſt, ſo viel wir wiſſen, in Südfrankreich und Burgund, nach dem Jahre 1030, gelang es durch Vorgebung einer göttlichen Inſpiration, die einem Biſchoff geſchehen, dieſer heiligen Schau allgemeinen Eingang zu verſchaffen, und über ganz Europa verbreitete ſich bald dieſe Beſchränkung der Fehden, um ſo willkommener, als ſie einen gütlichen Vergleich zwiſchen Gewiſſen und Leidenſchaft darbot und die Zügelloſigkeit des einen Tages durch die Mäßigung des andern zu rechtfertigen ſchien. Wer vom Donnerſtag Abend bis zum Montag früh Gewaltthätigkeiten übte, fiel als ein Gottloſer in Bann. Dieſe wöchentliche Waffenruhe nannte man den Gottesfrieden (Treuga Dei, Trêve de Dieu) auch hin und wieder den St. Petersfrieden. Montag, Dienſtag, Mittwoch und Donnerſtag blieben zur Ausübung des, den germaniſchen Völkern ſo werthen, Rechts der Privatkriege frei. Erſt durch Lehre und Gewohnheit eingeführt und heilig gehalten, wurde der Gottesfriede auf den Concilien zu Narbonne (1054) Troyes (1093) Clermont (1095) Rouen (1096) Nordhauſen (1105) Rheims (1136) St. Johann v. Lateran (1139 u. 1179) und Montpellier (1195) durch ausdrückliche Satzungen beſtätigt und eingeſchärft. Später ward er hin und wieder auch auf den Donnerſtag ausgedehnt, ja die Befehdung, um ſie immer mehr zu beſchneiden, zu gewiſſen heiligen Zeiten von mehrern Wochen ganz verboten oder vielmehr verdammt, z. B. vom erſten Adventsſonntag bis zum Feſte der Erſcheinung Chriſti, vom Aſchermittwoch bis zum Montag nach Trinitatis, überdieß an den Quatembern, Marien- und Apoſteltagen ꝛc. Es wurden auch gewiſſe Oerter, als Kirchen, Klöſter, Spitäler, Gottesäcker ꝛc. und gewiſſe Menſchen, als: die Geiſtlichen, die Ackerleute auf dem Felde, überhaupt alle Wehrloſe, beſonders aber, auf dem Concilium zu Clermont (1095), die Kreuzfahrer durch Kirchengeſetze gefriedigt. So gelang, was der weltliche Arm kaum zu unternehmen wagte, wenigſtens zum großen Theil der geiſtlichen Macht, weil ſie klüglich nicht mehr verſuchte, als zu erhalten möglich war, und die ſtörrigen Zeitgenoſſen bei ihrer einzigen weichen Seite, der Religioſität, angriff; wiewol man ſich nicht vorſtellen darf, daß jene geheiligten Schranken nie von der Leidenſchaftlichkeit überſchritten worden. Vielmehr klagen über Verletzungen des Gottesfriedens viele Concilien, viele klöſterliche Chroniſten. Aber ſie blieben doch immer nur allgemein verabſcheute Ausnahmen. Mehr als ſie trieb wol die Unzulänglichkeit des Gottesfriedens an ſich die deutſchen Kaiſer, durch bürgerliche Geſetze für den Frieden des Reichs zu ſorgen und der Selbſthülfe, wie dem ſogenannten Fauſtrecht, in das ſie ausartete, Schranken zu ſetzen.

Denn die Gewalt, einmal im Fall der Rache und Genugthuung erlaubt, wurde bald zu Unbilden aller Art gemißbraucht, und jeder hielt für rechtmäßig, was er mit ſeiner Fauſt vermochte. Daher allenthalben Räubereien und Wegelagerungen, zum großen Nachtheil des Verkehrs; denn keine Straße war ſicher vor den anwohnenden und herumſchweifenden Gewaltthätern. Schon Conrad II. und Heinrich III. gaben Geſetze gegen dieſen Unfug, doch wahrſcheinlich nur gegen die ungerechten Angriffe, nicht gegen die Selbſthülfe aus gerechter Urſache. Des Letzten Energie wußte ſeinen Geſetzen einen für die damalige Zeit beiſpielloſen Gehorſam zu verſchaffen; allein in den Bürgerkriegen unter ſeinen Nachfolgern und bei der gänzlichen Verwirrung der Gerichtsverfaſſung, ihrer Folge, wurden die Privatfehden wieder häufiger und die Straßen wieder unſicherer als je. Die hohenſtaufiſchen Kaiſer, zu Unterdrückung der Selbſthülfe ebenfalls zu ſchwach, begnügten ſich, und es gelang ihnen durch Eingehen in den Geiſt der Zeit, ſie der öffentlichen Sicherheit ſo unſchädlich als möglich zu machen. Friedrich I. befahl auf dem Reichstage zu Nürnberg 1187 den, den man aus gerechter Urſache befehden wollte, bei Strafe der Ehrloſigkeit, wenigſtens 3 Tage vorher davon zu benachrichtigen. Dieß nannte man abſagen, widerſagen (diffidare oder diffiduciare, d. i. das Vertrauen auf den Frieden benehmen). Das Abſagen geſchah durch den Fehdebrief, der, nach Anführung der Urſachen, die Formel enthielt: „Darum will ich euer und eurer Helfer und Helfershelfer Feind ſeyn, und, ſo ihr drob Schaden nehmet, des meine Ehre gegen euch und die euern verwahrt haben.“ — Eine ſolche Vorſchrift fand in damaliger Zeit am leichteſten Eingang, der es ritterlich und edel ſchien, nur den zum Kampfe Vorbereiteten anzugreifen. Die Sicherheit, die dadurch Jedem, dem nicht vorher abgeſagt worden, gewährt wurde, nannte man den Landfrieden. Dieß war Alles, was damals die deutſchen Könige von ihrem Volke für die öffentliche Sicherheit erlangen konnten; ſelbſt was die kräftigere königliche Machthabung in Frankreich einführte, daß während der König Krieg hatte, alle Privatfehden ruhen mußten, das konnte bei den zügelloſen Deutſchen nicht durchgeſetzt werden, höchſtens vermochte man die Fehder von kaiſerlichen (und andern neutralen) Burgen entfernt zu halten (Burgfrieden) ſo wie von fremden Häuſern (Hausfrieden). — Eine mittelbare drückende Folge des Fauſtrechts waren für die Reiſenden die Erpreſſungen unter dem Namen des Geleites. Manche Fürſten und Edle machten nämlich ein Gewerbe daraus, Wanderern und Fuhrleuten, zur Sicherung vor räuberiſchen Anfällen, Bedeckungen von Gewaffneten auf den Weg mitzugeben und zwangen ihnen dafür oft große Summen Geldes ab, wodurch dieſe an ſich wohlthätige Einrichtung, da es gar nicht im freien Willen des Reiſenden ſtand, ſich geleiten zu laſſen, eine ſchwere Laſt wurde. Ja ſelbſt ohne ſich die Mühe des Geleites zu geben, heiſchten viele Burgherren an den Straßen und Flüſſen, die bei ihren Sitzen vorüberführten, Zölle von den Reiſenden, eigentlich Loskaufungen der Plünderung, die ſie ihnen bloß darum drohten, weil ſie an dieſem Orte in ihrer Macht ſtand. Als König Philipp im Jahre 1201 ein neues Geſetz gegen die Friedbrüche (d. i. gegen die unverkündeten Fehden) gab, — ein deutlicher Beweis der wenigſtens nicht allgemeinen Befolgung des erſten — verbot er zugleich aufs ſtrengſte jene Erpreſſungen. Aehnliche Verbote zur nothwendigen Einſchärfung dieſer zu leicht vergeſſenen Verfügungen, erließen Otto IV. 1209 zu Oldenburg, Friedrich II. 1234 zu Frankfurt und 1236 zu Mainz, bei Abhauung der Hand. Aber die Unruhe des Reichs

verhinderte dieſe Kaiſer, ihren Geſetzen Nachdruck zu geben, und in den ſtürmiſchen Zeiten nach Friedrichs Tode kamen ſie faſt gänzlich in Vergeſſenheit. Da mußten die Unterthanen ſelbſt darauf bedacht ſeyn, dieſem Uebel zu ſteuern. Den Städten, die in dieſem Zeitraume zuerſt durch den Handel zu blühendem Wohlſtand und achtunggebietender Macht ſich erhoben, war an der Sicherheit des Verkehrs am meiſten gelegen. Schon im J. 1247 traten alle am Rhein gelegene Städte, und viele benachbarte, mit den 3 Erzbiſchöffen und einigen Fürſten in den rheiniſchen Bund zuſammen. Sie vereinigten ſich, zu Worms, allen Wegelagerungen und Straßenräubereien, Zoll- und Geleitserpreſſungen in der Rheingegend mit gemeinſamer Macht zu widerſtreben, den Frieden in ihren Gauen mit Gewalt zu erhalten, und es gelang ihnen, die benachbarten Herren und Edeln zur Abſchaffung ihrer unbefugten Rheinzölle, ja ſogar viele zum Beitritt zu dieſem Friedensbunde zu zwingen. König Wilhelm beſtätigte 1255 zu Oppenheim dieſen Verein, und befahl, bei vorkommenden Streitigkeiten erſt Hülfe bei ihm und ſeinen Richtern zu ſuchen und nur wenn dieſe verweigert würde, oder unwirkſam bliebe, im Namen und unterm Banner des Bundes Gewalt gegen den Ungerechten zu brauchen. Vortreflich und bei jener Schwäche der Staatsgewalt einzig zur Gewähr öffentlicher Sicherheit geeignet war jenes Bündniß, das an den Ufern des Rheins einen bis dahin unerhörten Frieden bewirkte, aber die Uneinigkeit aller Reichsſtände im Zwiſchenreich ſchwächte auch ſeine Wirkſamkeit, und die Fehden der Factionen gaben der Habſucht und Erbitterung der Einzelnen neuen Vorwand und Spielraum. In den Landen, wo die Herzöge und Markgrafen die Landeshoheit auszuüben ſchon damals anfingen, und mit Nachdruck herrſchten, gelang es ihnen auch ſo ziemlich, die Räuber und Gewaltthäter zu bändigen. So in Bayern, Meißen, Thüringen, Brandenburg. Aber in Schwaben, Franken, Sachſen und am Rhein, wo mit der kaiſerlichen Gewalt auch die herzogliche fehlte, ſtieg die Unordnung und Unſicherheit aufs Aeuſſerſte, ſo daß viele hunderte von Edeln nur vom Raube lebten. Rudolf von Habsburg, des Reichs Wiederherſteller, ſuchte ihm auch den Frieden wiederzugeben. Zum ewigen Aufgeben des Rechts der Waffen die Deutſchen zu bringen, daran war nicht zu denken; es gelang aber Rudolfen, auf dem Reichstage zu Würzburg, 1287, einen Landfrieden auf drei Jahre von den Ständen genehmigen und im Reiche verkünden zu laſſen. Dieſen verlängerte er 1291 zu Speier auf ſechs Jahre, aber mit ſeinem Tode war er vergeſſen. Sein Nachfolger Adolf befeſtigte ihn 1293 zu Kölln von neuem auf drei Jahre. Albrecht I. gab zu Nürnberg ein ausführliches und ſtrenges Geſetz gegen die Friedbrecher, welches unter dem Namen der erneuerten Satzung König Albrechts bekannt iſt. Ludwig der Bayer beſchwor bei ſeiner Thronbeſteigung nebſt den Reichsſtänden dieſe Satzung und ſchärfte ſie 1333 auf dem Reichstage zu Speier von neuem ein. Die häufigen Wiederholungen dieſer Geſetze beweiſen nur ihre ſchlechte Befolgung, wiewol man von Carl IV. rühmt, daß es ihm ſo ziemlich gelungen ſey, ſeinem im J. 1354 auf dem Reichstage zu Mainz publicirten Landfrieden Gehorſam zu verſchaffen. — Dieſe Geſetze machten alſo neue Verbindungen zu Bewahrung der öffentlichen Sicherheit, wie ſie auch nun häufig bald mit kaiſerlicher Beſtätigung, bald ohne ſie geſchloſſen wurden, keineswegs überflüßig; denn die vollziehende Gewalt war in Zeiten, wo Alles die Waffen führte, gar zu kraftlos. Solche Bündniſſe nannte man, nach ihrem Zweck und Geiſt, ſelbſt Landfrieden. Die Bun-

desglieder verhießen einander deſſen Aufrechterhaltung, Beiſtand gegen jeden Gewaltthäter, und geſtanden ſich, um ſich in jedem Falle Zufluchtsörter zu ſichern, gewöhnlich das Oeffnungsrecht in ihren Städten und Burgen zu. Wenn Bundesglieder mit einander Streit bekamen, der nur durch die Waffen zu ſchlichten war, ſo mußten ſie ihn in andern Gegenden (außerhalb der Landfriedenszieler) ausfechten. Albrecht I. beſtätigte 1307 zu Speier einen ſolchen Landfrieden der ſchwäbiſchen Grafen und Städte, auf zwei Jahr, und zwar ſo, daß, wer dieſem Bunde nicht beitreten wollte, im allgemeinen Landfrieden keinen Schirm finden ſollte. Die rheiniſchen Städte errichteten 1319 einen neuen Bund, der den Landfrieden aufs nachdrücklichſte handhabte; denn welchen Ritter und Edeln ihre Gewaffneten „im Schaden des Landes" begriffen fingen, der ward in der nächſten Stadt ohne Gnade enthauptet. 1332 ward dieſer Bund erneuert. Außerdem errichteten viele Städte, auch Fürſten, in einzelnen Gegenden, dergleichen Bündniſſe von weniger Theilhabern. So beſtanden im Elſaß zwei dergleichen, der obere und der untere Landfriede im Elſaß genannt. So gab es dergleichen kleinere Verbindungen oder Landfrieden in Bayern, Franken, Schwaben, der Wetterau, Lothringen, Sachſen (dem heutigen Braunſchweig). In Weſtphalen gab es zwei dergleichen, die Geſellſchaft vom Roſenkranz und die von den Roßkammen. Ueberall ſetzten dieſe Verabredungen die Todesſtrafe auf den Landfriedensbruch und vollzogen ſie ſelbſt. Dieſer kleinern Verbindungen Mitglieder hielten noch feſter zuſammen als die der größern, und behielten ſich beim Eintritt in dieſe gewöhnlich vor, nicht gegen einander zu fechten (nahmen einander aus). — Das Hauptübel, die hauptſächliche Urſache jenes Krieges Aller gegen Alle, lag immer in dem Mangel einer ſtrengen und wohlgeordneten Gerichtsverfaſſung, verbunden mit der Abneigung der Deutſchen gegen gerichtliches Ausmachen ihrer Uneinigkeiten. Daher vereinigten ſich die Städte, die in ſolche Bündniſſe zuſammentraten, gewöhnlich dahin, ihre Zwiſte durch ſchiedsrichterliche Ausſprüche (Austräge) entſcheiden zu laſſen. Dieß geſchah namentlich in einem neuen Bunde, den die ſchwäbiſchen Städte 1331 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwigs des Bayers eingingen, dem die Pfalzgrafen bei Rhein und andere Herren beitraten und den Ludwig 1340 beſtätigte. Als Carls IV. Landfriede von 1354 zu Ende gegangen war, ſchloſſen die ſchwäbiſchen Städte (1356) unter kaiſerlicher Beſtätigung abermals einen Friedensbund, doch nur auf anderthalb Jahr. — Dieſe Verbindungen, wie zahlreich und wie oft erneuert, vermochten doch die Sicherheit des Reichs nicht überall zu erhalten. Ja ſie arteten ſelbſt, beſonders gegen das Ende des 14. Jahrhunderts, auf das Verderblichſte aus. Zu Erhaltung des Friedens aufgerichtet, dienten ſie bald nur, die Fehden allgemeiner und ernſthafter zu machen, indem ſie vom Schutz zum Trutz übergingen und die Eidgenoſſen einander in allen und jeden, auch ungerechten und friedbrecheriſchen Zügen beiſtanden. Diejenigen Bünde, welche aus Fürſten und Städten, die ein ſo ſehr verſchiednes Intereſſe hatten, beſtanden, löſten ſich bald in zwei Parteien auf, die ſich nun um deſto erbitterter bekriegten. Denn immer blieben unerledigt die Klagen der Städte über die Fürſten, wegen der Bedrückungen des Handels durch Zoll und Geleite, die der Fürſten über die Städte wegen Aufnahme von Pfahlbürgern u. a. m., die hier zu erzählen nicht der Ort iſt. So wenig läßt ſich ein Staat durch die Waffen der Bürger in Ruhe erhalten, das Verderbniß ſelbſt zum Heilmittel des Verderbens brauchen. Wo die kraftloſe Regierung die vollziehende Gewalt in die

Hände des Volks legen muß, da iſt der Staat in ſeinen erſten Grundlagen ermorſcht, und jene traurige Auskunft muß ſeine Auflöſung beſchleunigen. — Gegen Gerhard, Biſchoff von Worms, die Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg und Kraft von Hohenlohe ſchloſſen die ſchwäbiſchen Städte 1376 den ſogenannten großen Bund, und führten offnen und heftigen Krieg gegen ſie. Carl IV. ſetzte kurz vor ſeinem Tode (1378) zu Nürnberg zwiſchen den feindlichen Parteien den Pfalzgrafen Friedrich bei Rhein, Landvogt in Schwaben, und den Ulrich Beſſerer, des Raths zu Ulm, zu Schiedsrichtern, die 1379 den Span verglichen, worauf die Städte mit dem Pfalzgrafen bei Rhein und dem Markgrafen zu Baden einen Bund auf fünf Jahre errichteten, doch wieder nicht ſowol zu Erhaltung des Friedens, als zum Schutz und Trutz gegen ihre Feinde; doch verhießen ſie ſich, Streitigkeiten unter ihren Unterthanen auf dem Wege Rechtens auszugleichen. Die Fürſten und Herren, eiferſüchtig und argwöhniſch gegen die Macht der Städte und erbittert über die Bündniſſe derſelben, beſonders da auch landſäßige Städte, oft, ohne ihre Unterthanenpflicht vorzubehalten, dazu traten, ſchloſſen ihrerſeits ebenfalls Bündniſſe zum Schutz ihrer Gerechtſame, unter dem Namen Geſellſchaften, wie die Geſellſchaft vom Leuen, die von St. Wilhelm und St. Georg, die mit den Hörnern, nach ihren gewählten Wahrzeichen ſo genannt. Bisweilen traten dieſe Geſellſchaften auch wohl mit den Städten in Bündniß, wie z. B. 1382 mit denen des ſchwäbiſchen Bundes auf ein und drei Viertel Jahr; aber dieſe unnatürlichen Verbindungen waren nie von Dauer. — König Wenzel, der die Fürſten fürchtete, ſoll es ſelbſt gern geſehen haben, wenn die Städte, durch Bündniſſe geſtärkt, ein Gegengewicht gegen ſie bildeten. Es ſchloſſen, gegen die Frieden ſtörenden Edeln und zu Erhaltung ihrer Freiheit und Rechte, ſieben der vornehmſten Städte am Rhein im J. 1381 einen ſolchen Bund, der ſich bald mit dem ſchwäbiſchen vereinigte, ſo daß die ſtädtiſche Conföderation in Jahresfriſt auf ein und vierzig Städte anwuchs; bis zum J. 1384 aber traten ihr faſt alle Städte in Bayern, Franken, Schwaben und am Rhein bei. Der Bund war eigentlich ſtillſchweigend gegen die Fürſten gerichtet; es wurden anfangs gewiſſe Fürſten namentlich ausgenommen, aber bald dieſe Ausnahmen ausdrücklich wieder aufgehoben. Dennoch verbündeten ſich, auf kaiſerl. Befehl, im J. 1384, viele Fürſten auf vier Jahr mit dieſem Städtebunde, und 1387, wo er zu Mergentheim auf einige Jahre erneuert ward, faſt alle, ſo daß durch die Allgemeinheit des Bündniſſes der Friede, den es eigentlich nicht zum Zwecke hatte, befördert wurde. So that Wenzel wohl eigentlich alles für die öffentliche Sicherheit, was er, nach der zügelloſen Ungebundenheit damaliger Zeit, thun konnte. Bei allem dem ſahen die Städte immer ihre Verbindung unter einander für enger an, als die mit den Fürſten, erneuerten jene oft und nahmen neue Städte auf, ohne Zuziehung dieſer, ſo daß der Saame der Zwietracht unerſtickt blieb. Ueberdieß erlaubten ſich nicht nur die Fürſten immmerfort widerrechtliche Anmaßungen, ſondern auch die Söldner der Städte Unordnungen und Gewaltthätigkeiten, die ſchlecht ſtimmten mit den friedlichen Abſichten, welche die Städte vorgaben, wohinter ſie aber oft nicht weniger Ehrgeiz und Habſucht, als den Fürſten zur Laſt fiel, verbargen, übermüthig durch die Stärke ihres Bundes, zumal da König Wenzel 1387 den Städten beſonders ſeinen Schutz gegen Jedermann, der ſie kränken würde, verſprach. Vornehmlich erbitterte die Fürſten der Beiſtand, den der ſchwäbiſche Bund 1386 den Schweizern gegen Herzog Leopold

von Oeſterreich leiſtete. So brachen im J. 1388 offene Feindſeligkeiten zwiſchen den Städten und Fürſten aus. Der Krieg ward mit abwechſelndem Glück geführt. König Wenzel nahm ſich dabei anfangs der Städte ſehr an, und erklärte ſich öffentlich für ſie; bald aber ließ der Unbeſtändige ſelbſt ſeine Völker zum Fürſtenheere ſtoßen. Die Städte wurden durch Uebermacht und die Unerſchwinglichkeit der Kriegskoſten gezwungen, nachzugeben. Der Bürgerkrieg in ſeiner furchtbarſten Geſtalt hatte endlich den ernſtlichen Wunſch nach Frieden erregt. Es ward 1389 der Landfriede zu Eger auf 6 Jahr errichtet, wodurch alle ſtädtiſche, und, ſofern die Städte nicht ferner widerſpenſtig ſeyn würden, auch die fürſtlichen Bündniſſe für aufgehoben, todt und ab erklärt wurden. Dieſer Landfriede erhielt aber, da die meiſten Städte ſich nicht gleich fügen wollten, erſt durch den Vertrag zu Heidelberg, in demſelben Jahr, ſeine Wirkung. Es wurden hier für jeden der vier Bezirke: Schwaben, Bayern, Franken und Elſaß, oder Rheinland, ſchiedsrichterliche Ausſchüſſe beſtellt, um fernere Streitigkeiten zu ſchlichten, aus vier fürſtlichen und vier ſtädtiſchen Abgeordneten, unter einem Obmann, vom Kaiſer ernannt, beſtehend. So half man ſich wie man konnte, ohne jedoch eine ordentliche feſte Gerichtsverfaſſung, zu deren Einführung es hier an Luſt, dort an Kraft fehlte, erſetzen zu können. Nach Ablauf des Egerſchen Friedens, nach Erholung der erſchöpften Kräfte kehrte die alte Zwietracht wieder, wenn ſie auch nicht wieder in ſo lichte Flammen ausſchlug. Oft verſuchten die Städte im 15. Jahrhundert, ſich von neuem zu verbünden, aber die Fürſten wußten es immer zu hintertreiben. Dagegen wurden von einzelnen Städten unter einander und mit den Fürſten Bündniſſe zu Erhaltung des Landfriedens geſchloſſen, wie auch von den Fürſten allein. Im Anfange dieſes Jahrhunderts verbanden ſich die ſchwäbiſchen Prälaten, Grafen, Herren und Edeln in eine Einung, von ihrem Wahrzeichen die Geſellſchaft von St. Georgen Schild genannt, und da K. Siegmund im J. 1422 Bündniſſe für den Landfrieden zu ſchließen vergünſtigte und aufmunterte, gewann dieſer Bund mehr Ausdehnung und Feſtigkeit, ſo daß er in der älteſten, 1431 zum Huſſitenkriege gefertigten Reichsmatrikel, als eine öffentlich anerkannte Gemeinheit (gleichſam als Surrogat des Herzogthums Schwaben) mit einem gemeinſamen Contingent angeſetzt iſt. 1431 ward er, weil zu zahlreich, in drei Theile getheilt, die Partei in Oberſchwaben, Niederſchwaben und im Hegau. Andrerſeits verbot Kaiſer Siegmund alle Bündniſſe, „ohne des Reichs Wiſſen, Gunſt, Urlaub und Willen." Ueberhaupt aber waren die Stände in dieſem Jahrhundert doch geneigter zum Frieden, und wurden es deſto mehr, je dringender deſſen Nothwendigkeit, durch die gemeinſame Gefahr von den Huſſiten, und dann von den Türken, erſchien. Es errichtete Kaiſer Siegmund 1431 einen allgemeinen Landfrieden auf die Dauer des Huſſitenkriegs. 1433 ward zu Baſel von neuem über den Landfrieden gerathſchlagt, aber wenig bewirkt. Albrecht II. war der erſte, dem es gelang, dem Namen nach einen ewigen Landfrieden durchzuſetzen. Er führte in ſelbigem (1438) zuerſt geſetzliche Austräge oder Schiedsrichter ein und theilte das Reich in 4 Kreiſe, deren jedem er einen Landfriedenshauptmann vorſetzte. Aber dieſer ewige Landfriede ward bald übertreten und vergeſſen, denn er war noch nicht an der Zeit. Friedrich III. mußte wieder, um nur zum Türkenkriege Luft zu bekommen, ſich begnügen, den Landfrieden, wie ſeine Vorgänger, auf etliche Jahre zu befeſtigen, wie z. B. zu Frankfurt 1467 auf 5 Jahr, 1471 zu Regensburg auf 4 Jahr geſchah, wel-

cher letztere Landfriede 1474 zu Augsburg auf 6 Jahre verlängert wurde. Der Kaiſer hatte die Abſicht, alle Verbündungen unter den Ständen ganz zu verbieten, konnte aber mit dieſem, wie mit ſo manchem andern Entwurfe zu Verbeſſerung der Verfaſſung, nicht durchdringen. Vielmehr vermochte er jene Landfrieden ſelbſt nur in Form von freien Bündniſſen durchzuſetzen. Alle Fürſten, Herren und Edle, wie alle Stadträthe, ja oft alle einzelne Bürger der Städte, mußten ſie jedesmal feierlich beſchwören. Wer nicht ſchwören wollte, ward echt- und rechtlos erklärt. Bei jedem ſolchem auf Zeit errichteten Landfrieden wurden gewiſſe Friedensgerichte (Landgerichte) niedergeſetzt, nicht ſowohl zu Entſcheidung von Streitigkeiten, als zu Beſtrafung der Friedbrecher. Ein Reichsgraf oder Dynaſt, genannt Landfriedenshauptmann, und, wo der Kaiſer den Frieden geſetzt und ihn ernannt, Reichsvogt, auch, da ſeine Macht ſich gewöhnlich nur über einzelne Landſchaften erſtreckte, Landvogt, führte dabei den Vorſitz, und die Beiſitzer beſtanden aus Abgeordneten der Ritterſchaft und Städte. Bei Verbindungen einzelner Stände des Landfriedens wegen, wie ſie immer noch häufig waren, ernannten die Bundesglieder den Hauptmann, der dann nicht Vogt, ſondern Obmann, auch Mundmann, (von Mund, Schutz) hieß. Zu Gewährung ſichern Geleits, wie zu Feldzügen gegen die Friedbrecher, bei denen er befehligte, konnte der Hauptmann die Eidgenoſſen aufmahnen. Der Hülfsbedürftige benachrichtigte die Verbündeten von ſeiner Noth durch Lärmfeuer, Sturmfahnen und Sturmläuten. Die Gerichte hielten gewöhnlich viermal des Jahrs, die Sonntage nach den vier Quatembern, ihre ordentlichen Sitzungen, außerordentliche, ſo oft es Noth that. Die Strafe des Friedbrechers war die Acht, wozu die Kirche gewöhnlich noch den geiſtlichen Bann fügte, auch das Hundetragen. — Im J. 1486 wurde zu Frankfurt der letzte Landfriede auf Zeit errichtet, nämlich auf zehn Jahre, eine bisher unerhört lange Friſt, die auf den ewigen, der folgenden Regierung vorbehaltenen, vorbereitete. Hier wurden von neuem regelmäßige Austräge verordnet, und an ſie und die Reichshofgerichte die Streitigkeiten der Stände gewieſen, dagegen alle Befehdungen ſcharf verboten. Um dieſem Frieden beſonders in Schwaben, das, ohne Herzog, und in viele kleine Gebiete getheilt, immer der meiſten Fehden Schauplatz war, Sicherung zu verſchaffen (aber auch zugleich, um gegen die Herzöge von Bayern und gegen die Schweizer ſich nachdrückliche Hülfe zu ſchaffen), veranlaßte nun Friedrich ſelbſt, auf Anrathen Bertholds, Kurfürſten von Mainz, die, hundert Jahr lang verhinderte Wiederherſtellung des ſchwäbiſchen Bundes. Dieſer wurde 1488 zu Eßlingen gebildet, indem die ſchwäbiſchen Städte mit der Geſellſchaft von St. Georgen Schild auf acht Jahr in eine Verbindniß traten, der Bund im Land zu Schwaben, auch im folgenden Jahrhundert überhaupt die Geſellſchaft von St. Georgen Schild genannt. Zugleich verbot der Kaiſer alle Bündniſſe der Reichsſtände, worin der ſchwäbiſche Bund nicht ausdrücklich ausgenommen, d. i. gegen ihn nicht zu fechten, vorbehalten würde. Durch den Beitritt des Kurfürſten von Mainz, des Biſchoffs von Augsburg, der Herzoge von Wirtemberg und der Markgrafen von Brandenburg (wegen Anſpach), und Baden, ſo wie der Löwengeſellſchaft, wurde der Bund ſehr mächtig. Ein Hauptgrundſatz darin war die Feſtſetzung von Austrägen. Die St. Georgenſchilds-Geſellſchaft, ein Theil des Bundes, wurde nun in vier Bezirke getheilt, deren jedem ein Hauptmann und ein Bundesrath vorgeſetzt war, am Kocher, am Nekar, an der Donau, im Hegau und am Bodenſee; der

ganze Bund aber, die Städte einbegriffen, hatte zwei **gemeine Hauptleute**, einen von der Geſellſchaft und einen von den Städten, und einen gemeinen Bundesrath von acht Räthen. Dieſe waren die Austrägalobrigkeit und hatten eine förmliche Gerichtsordnung. Das ganze Bundesheer betrug im J. 1500, 9000 Mann Fußvolk und 1250 Mann Reiterei. — Maximilian verlängerte den zehnjährigen Landfrieden im J. 1494 erſt nur um drei Jahre. Aber die Erfahrung hatte die Nation die Mißlichkeit und Unzulänglichkeit der zeitwierigen Landfrieden immer mehr einſehen, ſo wie die in dieſem Jahrhundert immer mehr gediehene Civiliſation ſie die Aufopferung des barbariſchen Rechts der Selbſthülfe gering achten und feſt verbürgte bürgerliche Ordnung vermiſſen gelehrt, ſo daß dieſe nun faſt allgemeiner Wunſch, allgemeine Stimme ward, gegen welche das Murren weniger trotziger fauſtſtolzer Edeln nicht aufkommen konnte. So vermochte denn endlich **Maximilian I.** auf dem **Reichstage** zu Worms im J. 1495 das Geſetz zu Stande zu bringen, das ſchlechthin der **Reichslandfriede** genannt wird, und das mehr dem Gange der Nationalcultur, als ſeiner Energie zuzuſchreiben iſt; denn ſonſt wäre es wohl manchem Vorgänger eher als ihm gelungen. Die Reichsſtände ſelbſt, von der Nothwendigkeit einer ſolchen Anordnung durchdrungen, zwangen den Kaiſer, dem mehr als der Landfriede der Krieg gegen die Türken und in Italien am Herzen lag, ſie zu Stande zu bringen, indem ſie, bevor nicht der Friede des Reichs geſichert, Geld- und Waffenhülfe zu dieſen Feldzügen dem ſtets bedürftigen Kaiſer verweigerten. Es wurde alſo aus den Kurfürſten, Fürſten und Städten ein Ausſchuß zu Abfaſſung des ewigen Landfriedens niedergeſetzt, der ſolche ſehr geſchwind vollendete, ſo daß, nach Vorbringen und Berückſichtigung verſchiedener königlicher und ſtändiſcher Erinnerungen, das Geſetz am 25ten Juli 1495 publicirt wurde. Darin wurde jede Art der Selbſthülfe auf ewige Zeiten verboten, bei Strafe von 2000 Mark löthigen Goldes. Die Fürſten verpflichteten ſich unterm 7. Auguſt noch durch eine beſondere Urkunde, der die Städte ſpäter beitraten, „zu Handhabung des Friedens, Rechts und der Ordnung." Die Stände ſollten darnach jährlich ſich verſammeln, um des Landfriedens Behauptung, ſo wie die etwa vorgefallenen Uebertretungen, in Erwägung zu ziehen. Um die verbotenen Fehden auch unnöthig und überflüßig zu machen, ward ein ſtehendes Gericht, aus Beiſitzern vom Kaiſer und den Reichsſtänden gewählt, eingerichtet, das **Reichskammergericht** zu Speier, und durch ein beſonderes Geſetz die **Reichskammergerichtsordnung**, Verfaſſung und Verfahren deſſelben feſt beſtimmt. (S. d. Art. Reichskammergericht.) Kürzere Dauer als dieſes, hat das ebenfalls damals errichtete **Reichsregiment** gehabt, ein permanentes Collegium oder Senat, welchem die oberſte Leitung der Reichsangelegenheiten und die Erhaltung des Landfriedens im Namen des Kaiſers anvertraut wurde; denn theils durch die Eiferſucht des Kaiſers und der Fürſten, die darin eine Beſchränkung ihrer Rechte ſahen, theils aus Mangel an Unterſtützung, zerſchlug es ſich nach wenig Jahrzehenden. — Die nachdrücklichſte Handhabung des Landfriedens mußte immer noch die bewaffnete Macht gewähren, die mehr in der Stände als in des Kaiſers und Reichs Händen war. Es dauerte bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts, und bis das Gedächtniß der alten Zeit ausgeſtorben war, ehe die deutſchen Edelleute bewogen werden konnten, ſich ihres theuern Fauſt- und Kolbenrechts ganz zu entſchlagen. Viele Bündniſſe wurden daher für des Landfriedens Handhabung neu geſchloſſen, viele alte erneuert, aber alle, nach dem Geſetze Fried-

richs III. mit ausdrücklicher Ausnahme und Vorbehalt des ſchwäbiſchen Bundes. Dieſer wurde 1496 auf 3 Jahr verlängert, dann 1500 auf 12 Jahr, 1511 auf 10 Jahr, endlich 1522 auf 11 Jahr. Im Jahr 1523 zerſtörte er 23 Burgen von Rittern, die den bloßen Verdacht des Friedbruchs, (da man die Thäter gewiſſer verübter Gewaltſtreiche nicht kannte) eidlich ablehnen nicht konnten oder nicht wollten. Ums Jahr 1530 löſte der Bund ſich auf, trotz der Bemühungen des Kaiſers, ihn zu erneuern, da inzwiſchen der ſchmalkaldiſche Bund entſtanden war, und die proteſtantiſchen Fürſten, jenen als eine Stütze der erneuerten Macht fürchtend, die Erneuerung hintertrieben, überdieß aber der Geiſt des Inſtituts ausgeartet war, und der Bund den Privatabſichten der Häupter dienen mußte, ſo daß die ſchweren Koſten, von denen nur die Fürſten den Nutzen zogen, den Städten den Bund verleideten. Dagegen haben der ewige Landfriede und das Reichskammergericht bis auf die Auflöſung des deutſchen Reichs im Unglücksjahr 1806 beſtanden und vielfach wohlthätig gewirkt. H. L.

Landgut, ein, iſt die Vereinigung mehrerer aus Aeckern, Wieſen, Gärten, Weideplätzen, bisweilen auch Holzungen, Teichen ꝛc. beſtehenden Grundſtücke und Sachen zur Betreibung des Landbaues und der Viehzucht. Je mehr nun Theile zuſammenkommen, deſto größer wird auch das Ganze, daher der kleinſte Theil davon ein Gegenſtand der Sorgfalt des Landwirths ſeyn muß. In landwirthſchaftlicher Rückſicht ſind die Landgüter ſehr ungleich und verſchieden. Man theilt ſie daher in vollſtändige und unvollſtändige, je nachdem alle landwirthſchaftlichen Erforderniſſe dabei anzutreffen ſind, oder mehrere derſelben ermangeln. Eben ſo ungleich ſind dieſelben in rechtlicher Hinſicht. In Beziehung auf das Eigenthum befinden ſie ſich entweder in einem unbeſchränkten oder beſchränkten, in einem privativen oder Geſammteigenthume; ſie ſtehen ferner in dem Eigenthume des Landes, des Landesherrn, oder einer einzelnen Perſon, Familie, oder aber einer moraliſchen Perſon, z. B. Kirche, Stift, Kloſter, Gemeine. In Rückſicht auf die Befreiungen und gewöhnliche Beſchwerden ſind ſie entweder freie oder pflichtige; und jene wiederum entweder mit beſondern Vorzügen und Vorrechten, z. B. Gerichtsbarkeit, Landſtandſchaft, Jagd ꝛc. verſehen oder nicht. Es gibt daher nach der Natur der Sache ſehr von einander verſchiedene Gattungen von Landgütern, unter welchen ſich die Allodial-, Lehn-, Stamm- und Fideicommißgüter; die Domainen-, Cammer-, Pfarr- und Kirchengüter; die Frei- und Rittergüter, die Gemeindegüter, und die ſteuer-, zins- und dienſtpflichtigen verſchiedentlich benamten Bauergüter beſonders auszeichnen. Auf eigenen Landgütern iſt ein Jeder, der Grundeigenthum beſitzt und beſitzen darf, im rechtlichen Sinne landwirthſchaftsfähig; auf fremden Gütern aber können nur diejenigen Perſonen Landwirthſchaft treiben, welchen es die Geſetze erlauben, und die außerdem fähig ſind, einen Landwirthſchafts-Pachtcontract einzugehen. X.

Landcharten ſind Verſinnlichungen der Erdoberfläche durch die zeichnende Kunſt. Sie ſind entweder **Planiglobien**, d. i. auf eine ebene Fläche gezeichnete Erdkörper, welche man auch Weltcharten, Mappemonde, nennt, oder ſie ſtellen nur einen Theil der Erde dar, und zwar die **Universalcharten** eine Halbkugel, die **Particularcharten** einen Haupttheil der Erde. Die **Generalcharten** ſtellen ganze Staaten, die **Specialcharten** einzelne Provinzen, die **topographiſchen** Charten einzelne Bezirke derſelben dar. **Orographi-**

ſche Charten ſtellen blos die Gebirge und deren Züge, hydrographiſche die Gewäſſer dar. Außerdem hat man Producten-, Kunſt-, zoologiſche, anthropologiſche, Kriegs-, Poſt- und Reiſe- Seecharten u. a. Um geographiſche Gegenſtände auf Flächen zur Anſchauung aufzutragen, muß man dieſe Flächen nach eigenen Theorien dazu vorbereiten. Man zeichnet zu dieſem Behufe darauf Netze und Roſte, d. i. die einander durchkreuzenden Beſtimmungslinien der Längen- und Breitengrade und der kleineren Gradtheile, wozu ein gedoppelter 12—14,000 theiliger Maasſtab und logarithmiſche Rechnungen erfodert werden. Iſt dieß geſchehen, ſo werden die Gegenſtände nach Maasgabe der gefundenen Länge und Breite in die Netze und Roſte eingetragen. So ſind denn alle geographiſchen Charten proſpectiviſche Zeichnungen eines Theils der Erde, mit den dazu gehörigen Meridianen und Parallelkreiſen. Man hat zu ihrer Entwerfung mehrere Arten von Projectionen. Bei Special- oder topographiſchen Charten, die gewöhnlich nur einen kleinen Theil der Erdfläche enthalten, der alſo eine unmerkliche Krümmung hat, nimmt man dieſen Theil als eine ebene Fläche an. Bei großen Stücken der Erde, bei denen die Krümmung merklich iſt, und welche folglich nach den Geſetzen der Perſpective auf einer Fläche entworfen werden müſſen, können gar viele Stellungen der perſpectiviſchen Tafel möglich ſeyn. Weil es aber unmöglich iſt, die Stellen einer Kugelfläche alle in umgeänderten Lagen auf einer Ebene zu entwerfen; ſo hat ohne Zweifel diejenige Projectionsart den Vorzug, welche die größtmögliche Aehnlichkeit beibehält. Man ſtellt ſich vor, das Auge befinde ſich in irgend einem Puncte auf der Oberfläche einer Kugel, und die perſpectiviſche Tafel ſey die Ebene eines größten Kreiſes, in deren Mittelpunkt die Geſichtsaxe fällt. Dieſe Art iſt die ſtereographiſche Projection des Kugelſchnittes. Hierbei laſſen ſich nun folgende Fälle gedenken. Die perſpectiviſche Tafel iſt nämlich entweder der Aequator, und das Auge hat im Pole ſeine Stelle, oder die perſpectiviſche Tafel iſt irgend ein Meridian, und das Auge befindet ſich in der Peripherie des Aequators, oder endlich die perſpectiviſche Tafel iſt ein jeder anderer größter Kreis, und das Auge erhält ſeine Stelle in dem Pole der zu dieſem Kreiſe gehörigen Axe. Nach dieſen Fällen entſtehen 1) die Polar-, 2) die äquatoriſche und 3) die ſtereographiſche Horizontal-Projection. Nimmt man aber das Auge von der Kugel unendlich weit an, ſo entſteht die orthographiſche Projection. Man ſieht, die Kunſt, genaue Landcharten zu entwerfen, erfodert mannichfaltige mathematiſche Kenntniſſe und Fertigkeiten bei großen Summen geographiſcher Kunde, und wird hieraus ſelbſt den Schluß leicht auf die Unvollkommenheit der erſten Verſuche in dieſer Kunſt machen. Die Geſchichte der Producte der zeichnenden Geographie kann man in 3 Perioden abtheilen. Die erſte geht von dem Anfange der erſten Verſuche bis auf Agathodämon, welcher im fünften Jahrhunderte nach Chr. zu der Geographie des Claud. Ptolomäus Charten lieferte. Hier ſind unter den früheren Arbeiten die von Anaximander (500 J. v. Chr.) die berühmteſten. Die zweite Periode erſtreckt ſich von Agathodämon bis auf den Nürnberger Martin Behaim und den Veroneſer Hieron. Fracaſtor im 16. Jahrhundert nach Chr., welche in neuerer Zeit auch die erſten Erdkugeln verfertigten. Im achten und den folgenden Jahrhunderten hatte man in einzelnen fürſtlichen Bibliotheken metallene Planiglobien und Landcharten. Karl der Große beſaß eine ſolche von Silber, und Roger I. von Sicilien im 11. Jahrhundert einen ſilbernen 100 Mark ſchweren Globus. Die

dritte Periode geht von Behaim bis auf unſere Zeit. Die Gebrüder Appian verfertigten 1513 eine Weltcharte mit Darſtellung der ſogenannten neuen Welt. Gemma Friſius lieferte die erſte Weltcharte mit den Entdeckungen in Oſt- und Weſt-Indien. Alle bisher geſtochenen Charten machen eine Sammlung von ungefähr 23,000 Stücken, unter denen aber kaum 4,500 Originale ſich befinden. Joh. Matthias Haſe, Prof. zu Wittenberg, fing unter den Deutſchen zuerſt an, die Landcharten nach mathematiſchen und geographiſchen Gründen zu verbeſſern. Welche Verdienſte ſich Homann erworben, hat ein eigener Artikel gezeigt. Noch immer beſteht die homanniſche Officin, und mit ihr wetteifern das geographiſche Inſtitut zu Weimar, Schrämbl und Mollo in Wien, Schropp in Berlin u. a. In Haubers Verſuche einer umſtändlichen Hiſtorie der Landcharten (Ulm 1724), mit den Zuſätzen in deſſen Discours von dem gegenwärtigen Zuſtande der Geographie (Ulm 1727), Hübners Museum geograph., Käſtners Geſchichte der Mathematik und Fabri's Geographie für alle Stände (Thl. I. Bd. I. S. 71.) wird man ausführlichere Belehrung finden. Angaben auch nur der vorzüglichen Charten für jeden Staat wird man um ſo weniger hier erwarten, da faſt jedes Lehr- und Handbuch der Geographie dieſes Bedürfniß befriedigt. Chartenſammler, die ihr Cabinet gern ordnen, oder ein neues anlegen möchten, finden ein brauchbares Hülfsmittel in des geogr. Inſtit. zu Weimar ſyſtematiſchem Sortiments-Catalog von Landcharten, der ſich nicht blos auf eignen Verlag beſchränkt. dd.

Landrecht nannte man im Mittelalter den Inbegriff der Rechtsgewohnheiten, die in jedem Lande gleich Geſetzen befolgt wurden. Weil das Lehnrecht von allgemeinerer Gültigkeit und größerer Gleichförmigkeit, als jene Particularrechte, war, ſo entſtand der Gebrauch, alles Privatrecht, das nicht Lehnrecht war, Landrecht zu nennen. Daher iſt auch der Ausdruck: *Landerben*, d. i. Allodialerben, oder Erben nach Landrecht, den Lehnserben entgegengeſetzt. Die deutſchen Rechtsgewohnheiten im Mittelalter theilten ſich in zwei Hauptzweige, das *fränkiſche Recht* im ſüdlichen, und das *ſächſiſche Recht* im nördlichen Deutſchland. (S. auch den Art. *Reichsvicariat*). Von beiden wurden im dreizehnten Jahrhundert durch Privatleute Sammlungen veranſtaltet. Die ſächſiſchen Gewohnheitsrechte trug, unter dem Titel: *Sächſiſches Landrecht*, zwiſchen den Jahren 1215 und 1218, der ſächſiſche Edelmann *Fike von Repgow* zuſammen, und dieſes Werk bildet den erſten Theil ſeines *Sachſenſpiegels*, deſſen zweiter Theil das ſächſiſche Lehnrecht iſt, und der Jahrhunderte lang in den Gerichten Norddeutſchlands, Preußens, Polens ꝛc. als Geſetzbuch betrachtet wurde. Ein ungenannter Nachahmer Repgows verfertigte zwiſchen den Jahren 1268 und 1282 den *Schwabenſpiegel*, deſſen erſter Theil das *ſchwäbiſche Landrecht* iſt. Außer dieſen beiden berühmteſten Privat-Sammlungen wurden noch auf Befehl einzelner Landesfürſten die Gewohnheitsrechte ihrer Länder zuſammengetragen, namentlich ſchon im dreizehnten Jahrhundert das *öſterreichiſche* und älteſte *frieſiſche* oder *ruſtringer* Landrecht, in dem vierzehnten ein anderes *altfrieſiſches* Landrecht, das *emſiger* Landrecht vom Jahre 1312, die *obſtalboomſchen* Geſetze von 1323, das *femariſche* Landrecht von 1326, und das *bayeriſche* von 1346; im funfzehnten das *nordfrieſiſche* von 1426, und das *ditmarſiſche* von 1447. In neueren Zeiten hat Friedrich II. ſeinem neuen Geſetzbuche den Namen *preußiſches Landrecht* gegeben. H. L.

Landſchaft kann man eigentlich nicht jede An- oder Ausſicht

im Freien der Natur nennen, ſondern nur dann bezeichnet man Theile der Natur mit dem Namen der Landſchaften, wenn ſich 1) alles Mannichfaltige der Anſchauung, ohne irgend einen bewußten Einfluß unſerer Dichtungskraft, zu einem harmoniſchen Totalbilde vereinigt, welches ſich als ſolches jedem Betrachter darbeut, und wenn 2) alles Mannichfaltige der Anſchauung zuſammenwirkt, um in dem Gemüthe des Anſchauenden eine gewiſſe Stimmung zum Gedankenſpiel, zu Beſtrebungen und Gefühlen hervorzubringen. Zunächſt iſt es alſo ein äſthetiſcher Charakter, welcher eine Gegend zur Landſchaft macht, wodurch dann analoge Gefühle in der Seele des Betrachters erweckt werden, und dieſe eine dem Charakter der Landſchaft angemeſſene Stimmung erhält. Die Stoffe, woraus dieſe Naturſchönheiten beſtehen, ſind: Berge, Seen, Flüſſe, vom Grün entblößte Stellen des Erdbodens, Wald, Felſen, Waſſerfälle, Thäler, Wieſen. Bei den Bergen kommt ihr Standort, ihr Umriß, die Gegenſtände, die ſeine Oberfläche zieren, ſeine Tinten, ſeine Beleuchtung und Schatten in Betrachtung. Der ſchönſte Standort iſt unſtreitig die Ferne, weil nur im Hintergrunde ihre verjüngte Unermeßlichkeit vom Auge gefaßt werden kann, ihre ungeheuern Züge das Ungeſtaltete verlieren, und ein faßliches, wohl gar ſanftes Anſehn erhalten. Indeß ſoll er nicht blos dienen, eine weite Ausſicht zu ſchließen, ſondern kann unter gewiſſen Modificationen ſchicklich in dem Mittelgrunde, ja zum Theil ſelbſt in dem Vorgrunde eine Stelle einnehmen. Ein großer Theil der Charakteriſtik der Berge hängt von ihren Umriſſen ab. Bald thürmen ſie ſich piramidenförmig, bald in abgeriſſenen Zacken auf, wie die Alpen, bald zeigen ſie einen Sattelrücken, bald einen runden, ununterbrochen anſchwellenden, bald einen ſanft abändernden Umriß, bald ſteigen ſie in klumpichten Formen auf, bald laufen ſie parallel neben einander hin, und erſcheinen ſo freier oder ſchwerfälliger, rauher oder ſanfter, kühner oder gemächlicher, wozu ihre Bloßheit oder Bekleidung mit Gehölz, Raſen, Haide, Moos von mannichfaltigen Farben, nicht wenig beiträgt. Des Berges Schönheit erwächſt größtentheils aus ſeinen Tinten, deren man zwar von allen Farben ſieht, doch ſind die herrſchendſten die gelbe und Purpurfarbe, worein ſich das zwiſchen dem Auge und dem Gegenſtande befindliche Blau der Luft ſanft verſchmilzt. Von der Jahreszeit, der Tageszeit, der trocknen oder feuchten Luft, hängt die Mannichfaltigkeit dieſer Tinten ab. Licht und Schatten über das Ganze, und die Theile gehörig vertheilt, vollenden den Eindruck. Bei den Seen hat man Rückſicht zu nehmen auf ihre Begränzung, Inſeln, die ſich darin bilden, und die verſchiedenen Erſcheinungen auf ihrer Oberfläche, die zum Theil von Himmel und der Luft abhängen. Macht nun der Berg den Hintergrund, der See mit ſeinen Beiwerken den Mittelgrund, ſo fehlt jetzt nur der Vorgrund noch, und dieſen bilden die noch weiter angegebenen Stoffe. Mag nun die Ausſicht in eine weite Ferne, oder in eine einſame geſchloſſene Gegend gehen, ſo wirkt, wenn das Einzelne zum Ganzen ſich vereinigt, der Anblick einer ſolchen erhabenen oder anmuthigen, ernſten oder heitern, ruhigen oder bewegten Naturſcene äſthetiſch auf das Gemüth. Seitdem die der chriſtlichen Zeit eigene Sentimentalität den Menſchen näher mit der Natur befreundete, fing darum auch die ſchöne Kunſt an, durch ſolche Naturbetrachtung ihr Gebiet zu erweitern, und es entſtand die **Landſchaftsmalerei**. Wie dieſe ſich ausgebildet hatte, nannte man wohl auch das Landſchaftsgemälde eine Landſchaft. Solch eine Landſchaft iſt entweder treu der Wirklichkeit nachgebildet, **Proſpectma-**

lerei, oder dichteriſch erfunden, *Darſtellung idealer Naturſcenen*. Welches von beiden ſie ſey, ſo iſt ſie in jedem Fall an die Bedingungen gebunden, ohne welche ſie der Wahrheit und des Effects ermangeln würde, und dahin gehören denn zunächſt Beobachtung der Perſpective und aller der Eigenſchaften, welche an den Gegenſtänden der Geſichtsſinn unter mannichfaltigen Modificationen wahrnimmt. Zu dieſen muß man die Abſtufung der Nähe und Ferne, nicht blos in mathematiſcher Proportion, ſondern auch in maleriſcher Wirkung rechnen, alſo die gegenſeitigen Verhältniſſe des Vorder-, Mittel- und Hintergrundes. Der herrſchende Charakter der Ferne iſt Weichheit, der des Vorgrundes hergegen beſteht in Kraft und Reichthum. Kraft entſteht aus dem ſtarken Contraſte der Farbengebung, des Schattens und des Lichts, Reichthum in der Mannichfaltigkeit der Partieen und der warmen Tinten. In gewiſſem Grade findet Reichthum auch in der Ferne ſtatt, doch nie mit Kraft vereinigt; denn obgleich in der Ferne die Lichter ſtark und die Partieen mannichfaltig ſeyn können, ſo werden doch die Schatten und Tinten immer gedämpft und ſanft ſeyn. So ſtark aber auch dieſer Contraſt im Vorgrunde iſt, ſo muß er doch den herrſchenden Maſſen des Lichts und Schattens und der Farbengebung allezeit untergeordnet ſeyn, denn dieſe bringen Harmonie ins Ganze, deren Wirkung Maſſe und Ruhe, das Gegentheil Zerſtreuung und Verwirrung iſt. Auf ſolche Weiſe iſt das Techniſche oder Practiſche des Landſchaftgemäldes, das Pittoreske oder Maleriſche, bedingt. Dieß kann aber auf einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht ſeyn, ohne daß die Landſchaft dadurch im eigentlichen Sinne äſthetiſch geworden wäre. Soll es dieſes werden, ſo muß es ſo erfunden, angeordnet und ausgeführt ſeyn, daß durch Darſtellung idealer Naturſcenen eine äſthetiſche Stimmung bewirkt wird. Um dieſen Zweck zu erreichen, muß die dargeſtellte Naturſcene einen beſtimmten äſthetiſchen Charakter haben, und in irgend einer das Gemüth anſprechenden Situation erſcheinen. Die Werke der Landſchaftmalerei laſſen ſich verſchiedentlich claſſificiren, je nachdem man dabei entweder auf den Charakter der landſchaftlichen Natur in verſchiedenen Gegenden und Ländern, und auf die Situation, in welcher die Natur in dem dargeſtellten Moment erſcheint, oder auf die Art des Eindrucks und der Stimmung, die ſie bewirken, Rückſicht nimmt. In dem erſten Falle claſſificirt man ſie nach ihrem *natürlichen*, im zweiten nach ihrem *äſthetiſchen*, im dritten nach ihrem *poetiſchen* Charakter. Nach der erſten Abtheilungsart unterſcheidet man die Landſchaften nördlicher und ſüdlicher Länder, der flachen und Gebirgs-Gegenden, der freien und geſperrten Ausſicht, der ruhigen und bewegten Situationen u. ſ. w. Der äſthetiſche Charakter beſtimmt die verſchiedenen Arten des Styls in der Landſchaftsmalerei. Der Styl einer Landſchaft iſt in der Compoſition der landſchaftlichen Scene ſelbſt enthalten, und hängt von der dem Ganzen zum Grunde liegenden Idee, von der Wahl, Vertheilung und Verbindung des Einzelnen, und von der Zuſammenſtimmung des Ganzen ab. Das Mannichfaltige der Formen und Maſſen wird durch die Compoſition, das Mannichfaltige der Farben und Töne durch den Hauptton des Colorits zur Einheit verbunden. Beide finden ihren höheren, gemeinſchaftlichen Vereinigungspunct in der dem Werke zum Grunde liegenden Idee, und aus ihrer Vereinigung geht die Harmonie des Ganzen, oder die äſthetiſche Einheit der Landſchaft hervor, die auch im Geſammtausdruck als Eindruck aufgefaßt wird, und deren äſthetiſcher Charakter ſich durch die Stimmung ankündigt, welche der Geſammteindruck be-

wirkt. Der äſthetiſche Charakter der Landſchaftmalerei iſt ſo vieler Modificationen fähig, als verſchiedener Art die äſthetiſche Stimmung iſt, in die eine landſchaftliche Naturſcene verſetzen kann. Alle aber laſſen ſich auf die beiden Hauptmodificationen des ſchönen und des großen Styls zurückführen; jener iſt immer mit Reiz und Anmuth verbunden, dieſer zeigt die Natur bald in ſtiller, ruhiger Größe, bald in furchtbarer Erhabenheit. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß dem äſthetiſchen Character der Landſchaft, der natürliche zum Grunde liegen muß, denn auch hier iſt das Wahre und Charakteriſtiſche die Grundlage des Schönen. Zum natürlichen Charakter einer Landſchaft gehört auch die Situation, oder der Zuſtand, in welchem ſich die Natur in dem gewählten Momente der Darſtellung zeigt. Sie iſt entweder ruhig oder bewegt, aber immer von einem gewiſſen über die ganze Scene verbreiteten Effect begleitet, der ſie näher characteriſirt. Die beſondern Effecte in einer Landſchaft, welche keine Situation, ſondern blos eine auffallende Naturerſcheinung anzeigen, machen eine beſondere Claſſe landſchaftlicher Darſtellungen aus: die Effektſtücke, z. B. Sonnen-Auf- oder Untergang, Nacht, Sturm, Gewitter, Brand, Mondſcheinſcene u. ſ. w. Nicht immer aber erſcheint die Natur in beſtimmten Zuſtänden, und nicht immer will ſie der Künſtler darin zeigen. Oft iſt blos die Darſtellung einer intereſſanten Idee, eines charakteriſtiſchen Bildes aus der Natur, das ihn ſelbſtgerührt und begeiſtert hat, ſeine Abſicht. Die Natur iſt unerſchöpflich an Motiven aller Art, aber ſie fodert, daß ihr eine dichteriſche Phantaſie begegne: ein geübter Kunſtſinn, der ſie lebendig auffaſſe; ein Geiſt, der den rohen Stoff zu einer idealen Schöpfung ausbilde. Merkwürdig iſt es, daß ſich ſchon früh die Kunſt der Landſchaftmalerei in zwei Schulen theilte. Die ältere, mit Tizian an der Spitze, in deſſen Fußtapfen Girolamo Muziano, Ann. Caracci, Nic. u. Caſp. Pouſſin, Viola, Franc. Grimaldi und Salvator Roſa traten, bildete den großen Styl, und richtete ihre Aufmerkſamkeit mehr auf die Compoſition, als die Ausführung, mehr auf das Ganze, als das Einzelne, mehr auf das Große, Ernſte, Bedeutende. Die andere Schule, von dem Niederländer Paul Brill in Italien gebildet, und welcher Breughel, Agoſtino Taſſi, Claude Gelée, Swanevelt, Both u. a. angehören, richtete ihr Studium beſonders auf das Mannichfaltige der einzelnen Gegenſtände in ihren Formen und Farben, auf wahre Localtöne, auf Wirkungen des Lichts und der Luft in den verſchiedenen Tageszeiten, auf Haltung, Harmonie und ſorgfältige Ausführung, ſtrebte mehr nach Schönheit, Anmuth und Reiz, als nach Bedeutſamkeit und Größe. Unter den neueren Künſtlern wandelten auf eigenen Wegen Hackert, Dietrich, Mechau, Reinhart, Boguet, Heß, Friedrich. Was nun aber auf allen dieſen Wegen die Kunſt von der Natur gewonnen hatte, das ſuchte eine andere Kunſt der Natur zurückzugeben, die Gartenkunſt nämlich. Unter mehreren brittiſchen Garten-Aeſthetikern hat ſich vornehmlich der Domherr und Prediger Wilh. Gilpin durch mehrere Schriften über maleriſche Naturſchönheit hierum ein bedeutendes Verdienſt erworben, indem er ſowohl das Pittoreske, als das Aeſthetiſche der Landſchaftmalerei auf die wirkliche Landſchaft übertrug, ſey es, um die vorhandene Natur durch Anwendung der Kunſt zu verſchönern, oder bei Kunſtanlagen eine ideale Schöpfung darzuſtellen, welche Natur ſcheine. Das Höchſte der Gartenkunſt konnte gewiß nur auf dieſem Wege erreicht werden, denn ſo erhielt man nicht blos Schönheit im

Einzelnen, ſondern Einheit des Mannichfaltigen, Harmonie der Theile, Zuſammenſtimmung zum Ganzen, mochte dieſes nun für den bleibenden Geſichtspunkt des Anſchauenden, oder für auf einander folgende Geſichtspuncte des wandelnden Betrachters dargeſtellt ſeyn. Was die Natur angedeutet hatte, vollendete die Kunſt, denn jede Kunſtlandſchaft iſt nur dann wahrhaft was ſie ſeyn ſoll, wenn ſie durch äſthetiſchen Charakter eine äſthetiſche Stimmung hervorbringt. Der Gartenkünſtler hat ſich demnach bei der Anlegung ſeines Planes dahin zu beſtreben, alle Theile ſeines Ganzen ſo zu ordnen, daß er nicht blos viele wohlgefällige maleriſche Aſpecten gebe, ſondern daß alle Theile in ihrer Aufeinanderfolge ſich in ſeiner Phantaſie ſo aneinander reihen, daß dadurch, wenn auch nicht ein Totalbild, doch ein Geſammteindruck hervorgebracht werde, welcher das Gemüth in eine harmoniſche Stimmung verſetzt. Hat der Landſchaftmaler bei ſeiner Darſtellung eine größere, freiere Wahl und, wenigſtens in den meiſten Fällen, den Vorzug der Geſammtanſicht vor dem Gartenkünſtler voraus, ſo wird dieſer jenen wiederum durch das ſeine Darſtellung durchwebende und durchdringende Leben, den ſtillen aber mächtig wirkenden Beiſtand der Natur, übertreffen. Der Gartenkünſtler bewirkt, daß die Natur ſelbſt uns als von ſchöpferiſcher Phantaſie beſeelt begegne, daß ſie, indem er ihre Motiven verſtändlicher ausſpricht, in die Wirklichkeit eine ideale Schöpfung geſetzt zu haben ſcheine. Daß dieß des Gartenkünſtlers Triumph ſey, ſpringt in die Augen; nur als Schüler des Landſchaftmalers aber konnte er dieſen Triumph vereinigen. dd.

Landſchulen ſind zu unterſcheiden von Landesſchulen. Unter dieſen verſteht man Unterrichtsanſtalten, welche die Regierung für Zöglinge aus allen Provinzen eines Landes errichtet und unterhält, wie die Fürſtenſchulen in Sachſen, Ilefeld im Hannöverſchen, ehedem Kloſter Bergen bei Magdeburg u. a. m. Landſchulen dagegen werden die Schulen auf den Dörfern genannt. Sie ſind ſpäteren Urſprungs, als die Stadt- und Kloſterſchulen; denn da die Bildung überall von den höheren Ständen zu den niederen herabſteigt, konnte nicht eher an den Unterricht der Jugend auf dem Lande gedacht werden, als es beſondere Lehrer für dieſe Volksclaſſe gab. In der vorchriſtlichen Zeit wuchs ſie daher ohne andern als zufälligen Unterricht auf, und erſt das Chriſtenthum hat durch die Anordnung eines beſtimmten Lehrſtandes für dieſes Bedürfniß geſorgt. Denn ſeit die Dorfſchaften eigene Pfarren erhielten, fingen dieſe an, ſich mit der Belehrung der Jugend in ihren Parochieen zu beſchäftigen. Carl der Große und Alfred von England machten in ihren Staaten den Parochen die Unterweiſung des Landvolks im Leſen, Schreiben, Latein und Kirchengeſang zur Pflicht. Aber ſchon in den Jahrhunderten, wo der Klerus den prieſterlichen Charakter annahm, und ſich aus Trägheit und Unwiſſenheit ſeinem Berufe zum Lehren entzog, gehörten Landpfarren, welche Unterricht ertheilten, unter die Seltenheiten, und bei der immer ſchlafferen Aufſicht der Biſchöffe und Grundherren, kamen die guten Einrichtungen jener Könige bald wieder in Verfall. Den Pfarrern genügte, wenn die Landjugend vor dem erſten Abendmahlsgenuſſe das Glaubensbekenntniß nothdürftig herſagen konnte, und ſie wäre ganz verlaſſen geweſen, wenn ſich nicht hier und da lehrhafte Mönche ihrer angenommen hätten. Erſt ſeit dem 15ten Jahrhundert zeigen ſich Spuren, daß die Gewohnheit der Pfarrer und Obrigkeiten in den Städten, Schulmeiſter für die Jugend der niedern Volksclaſſe auf eine gewiſſe Zeit anzuſtellen, auch in den Dörfern nachgeahmt worden iſt. Die Gründung beſtehender

Dorfſchulen aber war dem Zeitater der Reformation vorbehalten, wo die Buchdruckerkunſt durch die Verbreitung von Lehrbüchern in der Mutterſprache gemeinnützig zu werden anfieng. Nun erſt konnten Abcbücher, Katechismen und Bibeln in die Hände der Landjugend kommen, und für den früher nur mündlichen, der Willkühr des Lehrers überlaſſenen Unterricht, einen angemeſſenen Stoff darbieten. Freilich blieb auch dieſer Volksunterricht immer noch ſehr dürftig, und konnte wegen Mangel an tauglichen Lehrern bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts keine merkliche Fortſchritte zum Beſſern machen, denn von Speners und Franke's Einfluß ging, wo er eindrang, auf das, aus Handwerkern, abgedankten Bedienten, Schreibern und Soldaten beſtehende Landſchullehrerperſonale kaum etwas mehr, als die Miene der Frömmigkeit über. Eben darum wurde auch durch die Landſchulordnungen mehrerer proteſtantiſchen Regierungen im nördlichen Deutſchland wenig gebeſſert. Höchſt verdienſtlich war dagegen das Beiſpiel des edeln Domherrn von Rochow, der 1772 die Schulen auf ſeinen Dörfern in der Mark durch Anſtellung geſchickter Lehrer, und Anwendung zweckmäßiger Unterrichtsmethoden, zu wahren Bildungsanſtalten für ſeine Unterthanen umſchuf. Um dieſelbe Zeit fieng ein edler Wetteifer der Regierungen zur Verbeſſerung des Landſchulweſens ſich zu regen an. Der Dechant von Schulenſtein und der Abt von Felbiger wurden die Reformatoren des Volksunterrichts der Katholiſchen in Böhmen und Schleſien (vergl. d. Art. Normalſchulen). Beſondere Bildungsanſtalten für Landſchullehrer, die ſogenannten Seminarien, entſtanden in mehreren Staaten Deutſchlands, ſo wie in Holland, Dänemark und Schweden, und von jedem Fortſchritte der Pädagogik konnten nun die Früchte durch beſſer gebildete Lehrer auch der Jugend auf dem Lande zu Statten kommen. Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts iſt die Reform der Landſchulen immer mehr ein Gegenſtand öffentlicher Verhandlungen in Zeitſchriften und auf ſtändiſchen Landtagen geworden; auch die Regierungen, welche an der alten Maxime des Despotismus, den Landmann in ſeiner Roheit zu laſſen, noch am längſten hingen, oder den Einfluß der Volksbildung auf das Wohl des Staats überhaupt ganz überſehen hatten, mußten endlich liberalere Geſinnungen annehmen, und es gibt jetzt in Deutſchland keine Gegend, in der nicht neuerdings etwas für dieſe wichtige Angelegenheit gethan worden wäre. Der Norden iſt dabei dem Süden von Europa weit vorausgeeilt, und Cüvier und Noel mußten in ihrem Berichte über die Reviſion des öffentlichen Unterrichts in den 1810 und 1811 mit Frankreich vereinigten Provinzen, ſelbſt den holländiſchen und niederdeutſchen Dorfſchulen die Ehre des Vorzugs vor den franzöſiſchen zugeſtehen. Denn dieſe letzteren, die ſogenannten Primärſchulen in Frankreich, ſind während der Revolution und durch die Seculariſation aller kirchlichen Fonds, an den meiſten Orten eingegangen, und die kaiſerliche Univerſität, von der ſie abhängig gemacht wurden, hat ſie bei weitem nicht an allen Orten wiederherſtellen können, ſo daß es noch jetzt eine Menge nicht unbedeutender Landgemeinden in Frankreich gibt, wo die Jugend entweder gar nicht unterrichtet, oder umherwandernden Schulmeiſtern, die die Eltern auf eine Zeit lang dingen, preisgegeben wird. Freilich blieb auch in Deutſchland noch mancher zweckmäßige Vorſchlag in Anſehung der Dorfſchulen aus Mangel an Fonds und gutem Willen unausgeführt, und mancher hindernde Uebelſtand beim Alten. Die den Grundherren zu leiſtenden Frohn- oder Hofdienſte der Eltern ſind, wo ſie noch beſtehen, eine Urſache häufiger Schulverſäumniſſe ihrer Kin-

der, die Armen werden im Winter durch Blöße, und im Sommer durch allzufrühe Anſtrengung zum Broterwerb, von der Schule abgehalten, denn Induſtrieſchulen, wo den Schülern nach dem Unterrichte zugleich Gelegenheit zu einigem Erwerb gegeben wird, wurden noch an wenigen Orten verſucht. Ueberdieß ſind die Schulmeiſter immer noch durch Ueberladung mit fremdartigen Nebenämtern in der Verwaltung ihres Hauptberufs geſtört, und ſelbſt diejenigen, welche wirklich das Beſſere kennen und anwenden wollen, müſſen ſich oft in ihrem Streben durch eigenſinnige Vorgeſetzte und unempfängliche Gemeinden gehindert ſehen. Nirgend indeß ſind Verbeſſerungen ſchwerer und langſamer ins Werk zu ſetzen, als in dem weiten und erſt ſeit einigen Jahrzehnden urbar gewordenen Gebiete des Landſchulweſens, und da durch die Einrichtung guter Seminarien ſchon viel zur Bildung geſchickter Lehrer geleiſtet wird, muß man ſich mit dem, was die Regierungen zur Reform der Schulen ſelbſt, und zur Verbeſſerung der Lehrergehalte in der Noth der gegenwärtigen Zeiten gethan haben und noch thun, zufriedenſtellen, und von den bevorſtehenden Jahren des Friedens hoffen, daß eine ſo wichtige Nationalangelegenheit immer eifrigere Beförder erfinden werde. Zweckmäßige Methoden und Lehrmittel zu den dem Landmanne nothwendigen Kenntniſſen und Fertigkeiten, müſſen dabei nach den bisher von den Nachtheilen der Viel- und Halbwiſſerei gemachten Erfahrungen natürlich mehr in Betracht kommen, als eine die Zeit zerſtückelnde Vervielfältigung der Lehrgegenſtände, und am wenigſten darf, wie noch häufig bei öffentlich veranſtalteten Landſchulverbeſſerungen zu geſchehen pflegt, auf glänzenden Auſſenſchein und Bewunderung hingearbeitet werden.

Landsdown (Lord), Sohn des Grafen Shelburne, ward noch ſehr jung Lieutenant unter der königlichen Garde, und machte unter dem Herzoge von Braunſchweig, als Freiwilliger, den ſiebenjährigen Krieg mit. Im J. 1763 ward er General-Major, 1772 General-Lieutenant und 1783 zum General ernannt. Von Jugend auf mit dem großen Chatam innig verbunden, machte er die politiſchen Grundſätze deſſelben zu den ſeinigen. Am 16ten April 1762 ward er zum erſten Lord der Schatzkammer und zum geheimen Rath, und am 30. Jul. 1766 an die Stelle des Herzogs von Richmont zum Staatsſecretair erwählt. Nun ſpielte er, in Vereinigung mit Lord Chatam, welcher Kanzler war, unter dem Namen Lord Shelburne, eine wichtige Rolle im Miniſterium, welche jedoch nur eine kurze Zeit dauerte; Lord Chatam nahm zuerſt, und dann auch, durch ſein Beiſpiel gereizt, Lord Shelburne ſeinen Abſchied. Von dieſem Augenblicke an bis zum Jahr 1782 widerſetzte er ſich den Maßregeln der Regierung, ohne ſich jedoch von den einmal angenommenen Grundſätzen zu entfernen. Beſonders erhob er ſich gegen den Krieg mit Amerika, widerſetzte ſich dem immer wachſenden Einfluſſe des Königs, und ſtellte, um die Nationalſchuld zu vermindern, den Grundſatz auf, die öffentlichen Ausgaben müſſen einer ſtrengen Unterſuchung unterworfen, zweckloſe Aemter eingezogen und ein regelmäßigeres politiſch-ökonomiſches Syſtem aufgeſtellt werden. Nach dem Sturze des Lords North ward Lord Shelburne 1782 Secretair der auswärtigen Angelegenheiten, ſchloß, als ſolcher, mit Frankreich Friede, und erkannte die Unabhängigkeit Englands an, ward aber ſchon nach neun Monaten von Pitt, der, kaum 24 Jahr alt, bereits Großſchatzmeiſter und Kanzler der Schatzkammer war, aus dem Miniſterium entfernt. Nun begab ſich Shelburne auf ſeine Güter, von wo ihn jedoch die Folgen der franzöſiſchen Revolution wieder auf den öffentlichen

Schauplatz zögen. Hier zeichnete er ſich unter der Oppoſition aus, und machte im Januar 1793 den Vorſchlag, einen Geſandten nach Frankreich zu ſenden, der ſich zu Gunſten Ludwigs XVI. verwenden ſollte, und aus den 10,000 franzöſiſcher Ausgewanderter, welche ſich gleichfalls in England befanden, eine Colonie zu Canada zu bilden. Er ſtimmte ſtets gegen den Krieg mit Frankreich, widerſetzte ſich, dem zu Folge, im Juni 1794 den Subſidien, welche man Preußen bewilligt hatte, und trug gar im April 1798 auf Entlaſſung der Miniſter an. Hierauf erklärte er ſich wiederholt für den Frieden und gegen die Vereinigung mit England, und ſtarb im Auguſt 1805 im 71ſten Jahre ſeines Alters. Noch bis an ſeinen Tod zeigte er die nämliche Lebhaftigkeit und den nämlichen Scharfſinn, welche ihn in ſeinen jüngern Jahren ſo bemerkungswerth gemacht hatten. Er liebte und ſchätzte die Künſte; davon zeugte ſein Pallaſt, der einer der geſchmackvollſten und koſtbarſten in ganz England iſt. Eine Sammlung Gemälde von den erſten Meiſtern, ein Mobiliare, 100,000 Pf. Sterling an Werth, eine Bibliothek aus 10,000 Bänden der koſtbarſten Werke, unter welchen ſich eine vollſtändige Sammlung aller in Frankreich und England über die franzöſiſche Revolution erſchienenen Schriften befindet, machen jenen Pallaſt zu einem Gegenſtande der öffentlichen Wißbegierde. Als einziger Erbe von dem ungeheuern Vermögen ſeines Großvaters zeigte er ſich ſtets als den großmüthigen Beſchützer der Gelehrten und Künſtler.

Landshut, eine wohlgebaute Stadt in Niederbayern mit 6000 Einwohnern, wird durch die Iſer, die in zwei Armen vorbeifließt, zu einer Inſel gemacht. Auf dem nächſtgelegenen Berge iſt das unbewohnte, ehemals feſte Schloß Trausnitz befindlich, welches 124 Zimmer enthält, und jetzt zu einer Sternwarte beſtimmt iſt, wo auch Herzog Friedrich von Oeſterreich gefangen geſeſſen hat. In der Stadt ſelbſt iſt ein herzoglicher Pallaſt, der neue Bau genannt, eine Landesregierung und das Landſchaftshaus. Der Kirchthurm bei dem Collegiatſtifte St. Martini iſt einer der höchſten in ganz Deutſchland von 456 Fuß, und hat 603 Stufen. Im J. 1802 wurde die Verlegung der Landesuniverſität von Ingolſtadt nach Landshut bewerkſtelliget, am 4ten Juni die feierliche Einweihung derſelben gehalten, und ihr von ihrem zweiten Stifter der Name Ludwig-Maximilians-Univerſität beigelegt. Es befinden ſich ungefähr 600 Studenten auf derſelben. Die ehemaligen unverhältnißmäßig vielen Klöſter in Landshut, acht an der Zahl, ſind zum Theil zum Beſten der Univerſität aufgehoben worden. — Landshut, ein Schloß nebſt Vogtei im Canton Bern. — Landshut, Stadt am Bober im ſchleſiſchen Fürſtenthume Schweidnitz mit 2966 Einwohnern und 458 Häuſern. — Landshut (Lancut), Stadt in Gallicien, im Samborer Kreiſe an der ungariſchen Grenze.

Landſtände und deren Eintheilung in zwei, hernach in drei Curien, waren die natürlichen Reſultate des älteſten Nationalzuſtandes der germaniſchen Völker, beſonders aber derer, die das nördliche Deutſchland vom Rheine bis zur Elbe und Oder bewohnten, und die ſämmtlich als Zweige des alten Stammes der Landſaſſen, welche zu Tacitus Zeiten, unter der Benennung Cherusker, Bructerer, Angrivarier u. ſ. f., in der Geſchichte ihre Rollen ſpielen, zu betrachten ſind. Des ehemaligen monarchiſchen Frankreichs Etats-généraux und Schwedens Reichsſtände in vier Curien ſind Abarten jenes echt-deutſchen Inſtituts, mit ihm jedoch aus einer Quelle entſprungen. Um hiſtoriſch zu begreifen, wie ſolche Stände, welche in keinem Lande bis auf unſere Zeiten als wahre Volksrepräſentanten zu betrachten ſind, entſtanden, ihre Rechte

erweiterten, weſentlichen Antheil an der Landesregierung errangen, und in neuern Zeiten größtentheils durch die landesherrliche Souverainetät wieder unterdrückt wurden, bedarf es hier nur einiger Grundzüge der alten Steuer- und Repräſentationsverfaſſung der deutſchen Staaten. Tiefere Einſicht in das Weſen der alten Landſtände kann hier nicht gegeben werden. Unſere älteſten Vorfahren und Ahnherren waren freie Männer und geborne Soldaten. Die Geſammtmaſſe der Nation bildete ein ungeheures, ſich ſelbſt ergänzendes Heer, wobei die natürliche Verfügung getroffen war, daß der in der Heimath bleibende Theil der Nation, zur Unterhaltung und Verpflegung des im Felde ſtehenden Theils, das Erforderliche lieferte. Dies iſt die erſte, rohe, blos dem Zeit- und Kriegsbedürfniſſe angepaßte Steuerverfaſſung aller ſüd- und norddeutſchen Völkerſchaften. Sie beſtand früher unter den Schwaben (Sueven) als unter den Saſſen, weil jene früher als dieſe mit auswärtigen Ländern, beſonders mit den Römern, in langwierige Kriege geriethen. Die Saſſen brachten anfänglich ihren Fürſten zur Führung des Krieges nur freiwillige Gaben, die meiſtens in Naturalien beſtanden; allein ſolche erbetene Gaben (Baten, Banden) verlangten in der Folge auch die Geleitsführer, welche mit ihren Geſellen dafür die Pflicht übernahmen, die Nationalfehden auszufechten; der erſte Keim ſtehender Heere und deren Beſoldung von der Nation! Schon dadurch ward manches Allode (freie Gut) mit Laſten beſchwert, wovon die älteſte einfache Verfaſſung nichts wußte, als noch jeder Wehr im Heerbanne zur Vertheidigung ſeines Heeres auszog, während Weib, Kinder und Knechte die Wirthſchaft zu Hauſe fortſetzten. In dieſer Zeit war die Nationalrepräſentation durchaus perſönlich; denn jeder freie Mann erſchien in der Verſammlung ſtimmfähig, und der Edelinge, ſelbſt der Fürſten Stimme, galt nicht mehr, als die der Gemeinfreien. Im Namen des unſichtbaren Gottes leitete vielmehr der Prieſter, als Gottes Stellvertreter, durch Zeichen (Wiehern der heiligen Roſſe, Looſe u. ſ. f.) das Ganze nach den Abſichten der Großen, mit denen er einverſtanden war. Die zweite Hauptepoche der deutſchen Steuerverfaſſung trat ein, als Carl der Große auch Norddeutſchland unters fränkiſche Joch gezwungen hatte. Die Heerbannspflichtigen mußten ſich nun jährlich dreimal dem Edelvoigte zur Muſterung ſtellen, und dabei ihm ein gewiſſes Maaß Proviantkorn, den Batepfennig oder ein Huhn u. ſ. f. liefern. Dieß waren die erſten ordentlichen und ſtehenden Steuern, die dem Volke aufgebürdet wurden. Bald folgten die Charitativen oder Auxiliengelder für den König; die Heerſteuern und Hoſtendienſte von allen fränklichen Leuten, die nicht mit ins Feld ziehen konnten; die Heerbannsbrüche derer, welche ſich dem Aufgebote nicht ſtellten; die Sendgelder für den königlichen Sendgrafen und für die Biſchöffe, welche zum Landgerichte und zur Kirchenviſitation im Lande herumreiſeten; der Tribut, Inferenda genannt, und die königlichen Zölle, welche Steuern auf allen Landeigenthümern ohne Unterſchied des Standes lagen, und wobei der Adel gar nicht, die Geiſtlichkeit nur in ſofern verſchont blieb, daß jeder Kirche ein ſteuerfreier Hof verwilligt wurde. Die Unfreien waren dagegen zur Frohne, zur Entrichtung des Königs-Pfennigs, des Grafenſchatzes und des Zehnten verbunden; auch hatte obenein der königliche Sendgraf die Befugniß, beim Ausbruche des Krieges in ſeinem ganzen Gau auf zwei Drittheile des im Felde ſtehenden Getreides Beſchlag zu legen, und ſolches als Magazinkorn fürs Heer zu benutzen. Die dritte Hauptveränderung erlitt das Steuerweſen, als der Heerbann einſchlief und der Dienſt-Lehnsmannſchaft weichen mußte. Nun galt der Grundſatz: wer

keine perſönliche Kriegsdienſte leiſtet, wird mit einer ordentlichen Steuer belegt; Stifter und Klöſter müſſen dagegen die geringern Kriegslaſten des Heerwagens, der Herberge und der erſten Bade tragen. Jetzt war ſchon die Maſſe der Nation unfrei; Adel und Geiſtlichkeit repräſentirten das Ganze. Die Nationalverſammlungen verſchwanden, und an ihre Stelle traten Landtage, wo der Fürſt dem Adel und der Geiſtlichkeit ſeine Wünſche und Foderungen vorlegte, dazu ihre Beiſtimmung und die Bewilligung der Banden (Steuern), deren er bedurfte, erbat. Natürlich ſchob nun der Adel ſowohl als die Geiſtlichkeit die ſchwerſten Laſten auf ſeine Hinterſaſſen, immer jedoch die letztere vorſichtiger als der erſtere, welcher gewöhnlich ſeine Eigenen nur in ſo weit ſchonte, daß ſie die ihm zu leiſtenden Leibespflichten und Dienſte, die Beſthaupts-, Bademunds-, Wildfangs- und andere perſönliche Abgaben nach wie vor entrichten konnten. Ruinirte aber der Edeling ſeine Hörigen gänzlich, ſo entliefen ſie ihm; der Acker blieb unbebaut und der Gutshaushalt verfiel. Alſo ward der ganze unfreie Theil der Nation nur in ſofern durch die beiden Stände geſchützt oder repräſentirt, als es ihr eigener unmittelbarer Vortheil erheiſchte. Wäre der Bauer frei geblieben, und der Hof, den er bauete, ſein Eigenthum geweſen, ſo würde ſich der rohe Adel ſicher nicht darum gekümmert haben, ob der Bauer zu Grunde gerichtet werde oder nicht. Nun aber trat mit dem Aufblühen der Städte ein dritter Stand in die Schranken, der auf mancherlei Weiſe mit den beiden erſten Ständen bei Steuerbewilligungen in ſtete Reibung gerieth. Der Bürger wurde nämlich durch Handel und Induſtrie wohlhabend, durch Wohlhabenheit keck, durch das Gefühl ſeiner Ueberlegenheit zur Freiheit reif, und bald auf dieſem Wege wirklich frei. Dabei hatte der Krieg durch die Einführung der Söldnermiliz gleichfalls einen neuen Charakter angenommen. Die Fürſten geriethen dadurch in Schulden; das unkluge Syſtem der Ländertheilung ſchwächte ihre Macht noch mehr, und ſie bedurften reichlicher ſtädtiſcher Beiſteuern. Aber ſie vermochten nicht, die befeſtigten Städte mit Gewalt zu zwingen, mußten alſo, wie ſehr ſich ihr eigner Stolz und der des Adels auch dagegen ſtemmte, den Städtebewohnern das Recht einräumen, gleichfalls auf den Landtagen durch ihre Vorſteher zu erſcheinen, die dann das ſtädtiſche Gemeinweſen repräſentirten, und ihre freie Zuſtimmung zur Bewilligung der erfoderlichen Steuern gaben. Aus der Art, wie dieſe Repräſentationsbefugniß des dritten Standes entſtand, läßt ſich ſchon abnehmen, daß die kleinern Städte weit länger unter dem Drucke willkührlicher Gewalt ſeufzen mußten, als die größern, welche früher die Macht in Händen hatten, Ja oder Nein zu ſagen. Es iſt eben daraus klar, warum die kleinen Städte weit ſpäter zum Repräſentantenrechte gelangten, als die großen, und ſie würden vielleicht nie dazu gelangt ſeyn, wenn nicht die Fürſten endlich begriffen hätten, es ſey ihr eigener Vortheil, das ſtädtiſche Gemeinweſen gegen den raubſüchtigen trotzigen Adel zu begünſtigen, damit, wenn dieſer dem Fürſten Gehorſam verweigerte, der Fürſt an den Städten ein Gegengewicht habe, wodurch er den Adel zur Erfüllung ſeiner Schuldigkeit zwingen könnte. So weit war faſt in allen Staaten deutſchen Urſprungs die Sache um die Mitte des 15ten Jahrhunderts gediehen. Mit der Söldnermiliz traten die Schatz- und Viehſteuern, die Land- und Noth-Banden, das Gewerff-Geld, das Umgeld, der Handlohn und die Fräulein-Steuer ein; Steuern, die ſämmtlich von den Banden des vorigen Zeitraums dadurch abwichen, daß jene ohne Maaßgabe vorübergehender Bedürfniſſe periodiſch auf das Grundeigenthum gelegt, dieſe aber bleibende Vermögens-

und Conſumtionsſteuern wurden, die zum Behufe bleibender Staatsbedürfniſſe erhoben werden mußten. Im Laufe der Zeiten nach dem 15ten Jahrhunderte entwickelte ſich hieraus mehr und mehr die ſtändiſche Verfaſſung, und ſie erhielt völlige Conſiſtenz, ſobald der Gebrauch aufkam, daß der Landesherr den zuſammenberufenen Prälaten, Rittern und Städteabgeordneten feierlich die Summe anzeigte, welche ſein außerordentliches Bedürfniß erheiſchte, und dann die Stände begierig für die Befriedigung deſſelben Sorge zu tragen. Bei dergleichen Steuerbewilligungen konnte nun gar nicht fehlen, daß der dritte Stand mit dem Adel und der Geiſtlichkeit in heftige Reibung gerieth. Denn Adel und Geiſtlichkeit mochten immer lieber Steuern bewilligen, als Städteabgeordnete, weil das Verwilligte nicht unmittelbar von des Adels und der Prälaten Gütern kam, da hingegen der ſtädtiſche Deputirte von ſeinem eigenen Gute unmittelbar zahlen, auch obenein ſeinen Committenten (dem Rathe und den Gilden) für ſeine Bewilligung verantwortlich ſeyn mußte. Es lag ferner in der Natur der Sache, daß der Adel, welcher ausſchließlich den Fürſten umgab, dieſen gewöhnlich anreizte, den Trotz der Städte zu brechen, in das ſtädtiſche Recht und die Verfaſſung, ſobald nur Gelegenheit dazu vorhanden war, Gewaltgriffe zu verſuchen, und den beſpöttelten Bürgerſtolz zu demüthigen. Die höhere Geiſtlichkeit, welche ihre Pfründen vom Regenten erhalten hatte, ſtimmte des lieben Friedens willen meiſtens in jene Zuhetzungen mit ein. Es war endlich eine nothwendige Folge dieſer Einrichtung, daß der Fürſt ſeine Stände am unumſchränkteſten beherrſchte, der ihrer Geldbewilligungen am wenigſten bedurfte; daß hingegen die Stände ihre Anſprüche und Rechte unter ſolchen Regierungen am meiſten erweiterten, welche durch Schuldennoth, durch außerordentliche Ausgaben für den Krieg oder für den Glanz des Hofs u. ſ. f. gezwungen waren, die Stände häufig um Bewilligung neuer Steuern anzugehen. Adel und Geiſtlichkeit waren unter ſolchen Umſtänden faſt immer auf Koſten des dritten Standes einig. Ihre Bewilligungen geſchahen nur unter dem Titel freiwillig übernommener Zuſchüſſe, oder gar unter dem Namen von Geſchenken, wobei ſtets reſervirt ward, daß daraus für den Landesherrn kein Recht, und für ſie keine Pflicht in ähnlichen Fällen erwachſen ſolle. Unter ſolchen Umſtänden kam denn auch, da man die Städte nicht geradezu indigniren durfte, keine Einrichtung früher zur Reife, als die des ſtändiſchen Ausſchuſſes, welcher die Eintreibung der bewilligten Gelder und deren Verwendung zur Abtragung der Schulden beſorgen, einen Schatzeinnehmer und Schatzſchreiber wählen und die Controlle führen mußte. Dieſer ſtändiſche Ausſchuß erhielt faſt in allen deutſchen Ländern gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts Einfluß auf die Geſetzgebung. Er hatte bei der Erbfolge im Fürſtenhauſe eine entſcheidende Stimme, und wachte über die Landesgeſetze. Durch ihn wurden die Landesbeſchwerden an den Fürſten gebracht, und ſelbſt bei Vermählungen fürſtlicher Söhne und Töchter verlangte er zu Rathe gezogen zu werden. Er behauptete ſogar das Recht zu beſitzen, ſich in das Schul-, Kirchen- und Erziehungsweſen des Landes zu miſchen, über Krieg und Frieden mit zu entſcheiden, oder wenigſtens bei Vermehrung und Verwendung der Kriegesmacht zu Rathe gezogen zu werden. Endlich foderte er die Befugniß, ſich, ſobald es des Landes Nothdurft erheiſche, ſelbſt ohne Einwilligung des Fürſten verſammeln zu dürfen. Eine Folge davon war, daß die meiſten deutſchen Fürſten, ehe ſie Macht genug hatten, ihren Ständen offenbar die Spitze zu bieten, ſich gegen deren Einmiſchung in Regierungsangelegenheiten dadurch zu ſichern ſuchten, daß ſie die Re-

gierungsbehörden, von deren Wirkſamkeit die Behauptung der Landeshoheit abhing, vollkommen organiſirten, und dadurch ein Gegengewicht jener Anmaßungen bewirkten. Auf dieſem Wege haben die Geheimeraths-, Cammer-, Kriegs- und Finanz-Collegien ihre Ausbildung erhalten. In wiefern nun dadurch die landesherrliche Macht mehr und mehr freien Spielraum gewann, in ſofern gewann auch der bis jetzt leibeigene Bauer an Freiheit, Wohlſtand und froherem Lebensgenuſſe. Denn die fürſtlichen Räthe waren klug genug, ihren Herren klar zu machen, daß, je mehr der Bauer der Plackereien und der geſetzloſen Willkühr der Gutsherren entzogen werde, um ſo mehr könne er auch zu den allgemeinen Staatsbedürfniſſen beitragen, und eben dadurch dem Landesherrn ein mächtiges Uebergewicht gegen die beiden erſten Stände verſchaffen. Wo der Landesherr dieß begriffen hatte, und durch fortdauernde Geldnoth nicht von den Ständen abhängig blieb, wurde überall das Schickſal des Bauernſtandes erleichtert und die Leibeigenſchaft allmählig abgeſchaft. Wo das Gegentheil Statt fand, oder wo die Stände (beſonders der Adel) dominirten, da gelangte der Bauer zu keinem feſten Eigenthume, nicht einmal zur perſönlichen Freiheit. Man vergleiche nur Mecklenburg mit Braunſchweig, oder Churſachſen mit den benachbarten preußiſchen Provinzen u. ſ. f., ſo wird dieſer Behauptung Wahrheit durch unleugbare Thatſachen genugſam erhärtet ſeyn! Das Aufſtreben der deutſchen Fürſten zur vollendeten Souverainetät, wobei jedoch wegen der Reichsgerichte keine völlig geſetzloſe Willkühr Statt finden konnte, hat nirgend der Verbeſſerung des Zuſtandes der Bürger und Bauern ſo viele Hinderniſſe in den Weg gelegt, als die ſelbſtſüchtige Politik der beiden erſten Stände. Nirgend iſt (man denke nur an den letzten und vorletzten Landtag in Sachſen!) eine gerechte und gleichförmige Beſteurung aller Volksclaſſen länger aufgehalten worden, als wo die privilegirten Stände, ſey es wegen der Noth oder wegen der Gutmüthigkeit des Landesherrn, die Gewalt behielten, darüber eine entſcheidende Stimme abzugeben. Nirgend haben verbeſſerte Schul- und Erziehungsanſtalten fürs Volk größere Hinderniſſe gefunden, als wo die Stände bei dergleichen Entwürfen mit einreden durften. Man denke nur an die ärgerlichen Streithändel im Herzogthume Braunſchweig bei Gelegenheit der projectirten Einführung einer zweckmäßigen Liturgie und eines allgemeinen Schulcollegiums! Der Esprit du corps (man darf dieß nicht durch Gemeingeiſt überſetzen) hat aller Orten unſere Landſtände geleitet, und ſo lag es auch in dem Gange der Entſtehung und Ausbildung dieſes altdeutſchen Inſtituts. Von der Wiedereinſetzung der Landſtände nach alter Form darf alſo kein unbefangener Forſcher vaterländiſcher Geſchichte Heilung der tiefen Wunden, welche ein verruchter Feind uns ſchlug, erwarten. Sie waren nie wahre Repräſentanten der Nation, und konnten es auch in ihrer Zuſammenſetzung nicht ſeyn. Sie waren, ſobald der Fürſt und ſeine Räthe nur Energie, Gewandheit und Klugheit genug beſaßen, nicht einmal kräftige Bollwerke willkührlicher Gewalt. Sie mußten mit der Zeit (wäre Deutſchland auch nicht in Frankreichs Feſſeln gerathen) eben ſo gut ein bloßer Popanz werden, als die weſtphäliſchen Reichsſtände es geworden waren. Eine wahre, auf Intelligenz, Vaterlandsſinn und Grundeigenthum gegründete Volksrepräſentation iſt uns nöthig, wenn Deutſchland wieder zum neuen Leben, zur Nationalfreiheit, zur Nationalehre und zum Nationalwohlſtande aus dem ſiebenjährigen Schlafe der Knechtſchaft erſtehen ſoll. Das Volk, nicht der Adel, hat den Staat gerettet, die Feſſeln zerbrochen, der Fürſten Macht und Ehre

kräftig wieder hergeſtellt. Das ganze Volk muß alſo repräſentirt werden, nicht die adliche Hufe, nicht das geiſtliche Stift, nicht die ſtädtiſchen Gemeinheiten allein. Solche Stände thun uns nicht noth, ſolcher bedarf der Fürſt nicht. Möge alſo nicht von uns mit Recht geſagt werden: „Das iſt aber das Gericht, daß das Licht kommen iſt in die Welt, und die Menſchen liebten die Finſterniß mehr als das Licht u. ſ. f.“ Z. Z.

Landſtraßen (Heerſtraßen) mußten ſowohl wegen des Handels, als auch wegen des Krieges und der mit beiden ſo nothwendig verbundenen Reiſen, ſehr frühzeitig angelegt werden. So ſoll ſchon Semiramis durch ihr ganzes weitläufiges Reich Straßen gebaut haben. Auch bei den Chineſen ſind die Straßen ſehr alt; denn man erzählt, daß bereits der Kaiſer Chao-hao, der in den fabelhaften Zeiten lebte, die Wege habe eben machen laſſen, um die Berge zu überſteigen. Bei den Griechen war Hermes (Mercur) der Schutzgott der Landſtraßen, weswegen man auch deſſen Säulen (Hermä), welche außer dem Kopf keine weitern Gliedmaßen enthielten, auf die Kreuzwege ſetzte. Außer Hermes ſtanden auch noch Diana und Apollo den Wegen vor. Die erſten wirklich gepflaſterten Straßen ſchreibt man den Karthaginenſern zu; die Römer folgten ihnen nach, und der erſte Weg, welchen ſie anlegten, war der ſogenannte Königliche, welcher von Rom nach Capua führte, und von Appius Claudius, 188 nach Erb. R. angelegt wurde. Nachher wurden die Aedilen mit der Aufſicht über die Straßen beauftragt, welche 459 nach Erb. R. den Weg vom Marstempel, der außer der Stadt lag, bis zu dem Orte Bovillä, und vom capeniniſchen Thore bis wieder zum Marstempel pflaſtern ließen. Im J. 512 nach Erb. R. ließ Cajus Aurelius Cotta und nachher Flaminius die nach ihnen benannten Wege anlegen. Während des letzten africaniſchen Krieges baueten die Römer einen gepflaſterten Weg, der durch Spanien und Gallien bis zu den Alpen führte. So fuhren die Römer fort, durch die ihnen unterworfenen Länder immer mehr öffentliche Straßen anzulegen. Nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte ahmten zuerſt die Franzoſen die alten Heerſtraßen der Römer nach, woraus die heutigen Chauſſeen entſtanden. Carl der Große war der erſte, der wieder an den Straßen arbeiten, die alten Wege verbeſſern und neue anlegen ließ. Um das J. 1200—66 fing man darauf auch in Deutſchland an, Landſtraßen zu pflaſtern. In Schweden legte der König Birger Jarl, der von 1250—1266 regierte, zuerſt Heerſtraßen an. S. Chauſſeen.

Landtage beſtanden in den Reichsprovinzen in einer allgemeinen Verſammlung der Landesfürſten und der Stände, um über die Angelegenheiten des Landes zu berathſchlagen. Sie waren entweder allgemeine Landtage, wenn alle Landſtände, oder Ausſchußtage, wenn nur die Vornehmſten der Ritterſchaft und der Kreis- oder ausſchreibenden Städte, zuſammenberufen wurden. Die Beſchlüſſe, welche auf den Landtagen gefaßt wurden, hießen Landtagsabſchiede oder Receſſe, und hatten die Kraft einer Landesconſtitution. — Landtage in Polen wurden in jeder Woywodſchaft vor Anfang der allgemeinen Reichstage gehalten und auf denſelben nicht allein die Landboten erwählt, ſondern auch berathſchlagt, was auf dem Reichstage vorgetragen werden ſolle, und ſomit die Landboten mit nöthiger Inſtruction verſehen. — Landtage in Sachſen ſind eine allgemeine Verſammlung der Landſtände von Ritterſchaft und Städten, die der König als Landesherr durch den geheimen Rath ausſchreiben läßt. Die Stände theilen ſich im Allgemeinen in zwei Klaſſen: die erſte faßt die Prälaten (wozu

die Univerſitäten gehören), Grafen, Freiherren und den übrigen Adel die zweite, die Städte in ſich. Die erſte Klaſſe theilt ſich wieder in zwei Collegia, zu deren erſtern die Prälaten, Grafen und Freiherren gehören; die Ritterſchaft, welche ſtets einen Erbmarſchall aus der Löſerſchen Familie, und hiernächſt ihre Kreisdirectoren hat, macht das zweite Collegium aus und theilt ſich in den engern und weitern Ausſchuß und in die allgemeine Ritterſchaft. Der Abgang des engern Ausſchuſſes wird aus dem weitern, und der Abgang des letztern aus der allgemeinen Ritterſchaft erſetzt. Bei den Städten führt Leipzig das Directorium; ſie theilen ſich ebenfalls in den engern und weitern Ausſchuß und in die gemeinen Städte. Die Stände haben ein Votum consultativum, und müſſen erſcheinen, wann und wohin ſie der Landesfürſt beſcheidet, von deſſen Willen auch die Zeit, wie lange ein Landtag dauern ſoll, abhängt. Der Länderverluſt, den das Königreich Sachſen neuerlich erlitten, muß nothwendig in dem Organismus der Landesrepräſentation weſentliche Veränderungen zur Folge haben.

Landwehr und Landſturm ſind eine uralte Einrichtung und haben Jahrhunderte hindurch bei dem deutſchen Volke beſtanden, bis, da nach und nach die eigentlichen ſtehenden Heere eingeführt worden ſind, die meiſten Regierungen geglaubt haben, es bedürfe der Landwehr nicht mehr, und die Völker ſeyen durch die Heere ſicher genug vor dem Einbruche auswärtiger Feinde. Je mehr die Geſchichte der letzten fünf und zwanzig Jahre die Nichtigkeit dieſes Glaubens bewieſen hat, je weniger kann unſer Vorhaben, in einigen Zügen die Einrichtung und den wahren Zweck der Landwehr anſchaulich zu machen, gleichgültig oder wohl gar entbehrlich ſcheinen. Landwehr und Landſturm beſtehen in einer allgemeinen Volksbewaffnung, welche alle wehrhafte Männer, die nicht durch Aemter oder wirkliche körperliche Gebrechen am Dienſte gehindert werden, vom zwanzigſten bis zum fünf und ſechzigſten Jahre verſammeln muß. Die Landwehr beſteht aus den jüngern Männern vom zwanzigſten bis zum fünf und vierzigſten Jahre, welche eigentlich ſoldatiſch geübt und bewaffnet werden. Sie ſind beſtimmt, nicht bloß den eigenen Boden zu vertheidigen, ſondern auch allenthalben ſich hinzubegeben, wo der Schutz des Vaterlandes ihre Gegenwart heiſchen dürfte. Der Landſturm wird, außer der Landwehr, aus allen waffenfähigen Männern ohne Unterſchied des Standes und des Alters gewählt, welche noch nicht ihr ſechzigſtes Jahr erreicht haben, und iſt beſtimmt, die Landſchaft und den nächſten eigenen Heerd zu beſchützen. Wo immer der Feind ein- oder andringt, da ſammelt ſich der Landſturm, ſtellt ſich ihm entgegen, umringt ihn, ſchneidet ihn ab, überfällt ſeine Recruten und Zufuhren, erſchlägt ſeine Couriere, Boten, Kundſchafter und Späher, mit einem Worte, thut ihm allen Schaden und Abbruch, der ihm möglicher Weiſe zugefügt werden kann. Da die Männer des Landſturms Kenntniß der Wege und Stege und jeglicher Schlupfwinkel des Landes haben, ſo müſſen ſie dem Feinde ein furchtbares Heer ſeyn, weit furchtbarer, als ordentliche Soldaten, weil ſie allenthalben erſcheinen und allenthalben wieder verſchwinden können. Aber nur, wann der Feind da iſt, ſteht der Landſturm auf; iſt die Gefahr vorüber, ſo kehrt jeder, nach Gefallen, zu ſeinem gewohnten Geſchäfte zurück. Im Kampfe ſelbſt bedient der Landſturm ſich aller Waffen, womit er ſeine Verfolger auszurotten vermag: Büchſen, Flinten, Speere, Keulen, Senſen u. ſ. w; auch iſt ihm jeder Betrug, jede Hinterliſt gegen ſeinen Bedrücker erlaubt. Aber um der Landwehr ſowohl, wie dem Landſturm, ſeine volle Kraft, ſeine eigentliche Wirkſam-

keit zu geben, muß jeder einzelne deutſche Mann an ſeinem Theile arbeiten, was er vermag. Beſonders ſoll der Adel voranſtehen und vorangehen, um ſich mit Ehre, Stolz und Seelenhoheit dem Vaterlande zu opfern und fürs Vaterland zu ſterben, damit die Kleinen dem Beiſpiele der Großen folgen, und im Nothfalle jeder Einzelne ſein Leben für die Freiheit Aller wage. Die Beamten, groß und klein, müſſen bedenken, daß ſie nur darum an ihrem Platze ſtehen, damit Gerechtigkeit und Tugend in der Welt ſey, und daß ſie lieber tauſendmal umkommen ſollen, als gegen ihr Volk und ihres Volkes Ehre helfen, anordnen und befehlen. Die Gelehrten, die Prieſter und Lehrer des Volks und der Jugend ſollen nicht vergeſſen, daß ſie, nächſt den Herrſchern, das höchſte Amt verwalten, und daß auch ſie, wenn nicht ſtets durch die That, doch mit dem Worte den Feind zu vernichten ſtreben müſſen. Wird ſo in Kraft und Einſicht von Landwehr und Landſturm für Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes geſtritten; ſo iſt kein Heer auf der Welt (oder es müßten ſolcher feindlichen Schaaren mehrere Millionen auf einmal ins Land dringen, welches doch nicht möglich iſt) im Stande, das Land zu unterjochen, ſondern es muß entweder eines ſchmählichen Todes ſterben, oder ſein erbärmliches Heil in einer noch erbärmlichern Flucht ſuchen. Die Anſtalt der Landwehr würde ſeit der im J. 1812 entſtandenen Reaction gegen Napoleons Weltherrſchaft in den meiſten europäiſchen Staaten realiſirt, aber nirgends erreichte ſie einen ſo hohen Grad von Ausbildung, und nirgends ward durch ſie ſo kräftig gewirkt, als in der preußiſchen Monarchie. Die allenthalben gefühlte Nothwendigkeit, die ſtehenden Heere zur Erleichterung der Länder zu vermindern, und die durch die gemachten Erfahrungen hervorgebrachte Ueberzeugung, welche Stärke und Sicherheit eine Nation durch eine wohlorganiſirte Landwehr erlange, hat die meiſten Regierungen vermocht, dieß Inſtitut auch im Frieden aufrecht zu erhalten, und für ſeine fortgeſetzte Ausbildung zu ſorgen. Sehr zweckmäßig ſind die in dieſer Hinſicht von der preußiſchen Regierung getroffenen Verfügungen und Einrichtungen. Die Mannſchaft der Landwehr iſt zwar überall ihren Gewerben und dem bürgerlichen Leben wieder gegeben, aber ſie bleibt in ihre Regimenter und Bataillons geordnet, ſetzt ihre Waffenübungen fort, und iſt ſtets bereit zum wirklichen Dienſte. Da ihr ganzes Officiercorps im Frieden nicht beſoldet werden kann, ſo iſt daſſelbe, die Zeit der jährlichen Uebungen ausgenommen, beurlaubt, jedoch dergeſtalt, daß ein beſoldeter Stab, ungefähr in derſelben Art, wie bei den engliſchen Militzregimentern gebildet wird. Der Stab eines Bataillons des erſten Aufgebots in Friedenszeiten beſteht aus einem Commandeur, einem Adjutanten, der auch Rechnungsführer iſt, einem Bataillonschirurg, einem Bataillonsſchreiber und einem Büchſenſchmid. Für ein Bataillon des zweiten Aufgebots beſteht der Stab nur aus einem Commandeur und einem Adjutanten. Außerdem werden noch beſoldet und bleiben im Dienſte ein Feldwaibel, ein Capitain d'Armes und zwei Gefreite. Die Auswahl zu Offiziers muß immer auf die achtungswertheſten Landwehrpflichtigen des Kreiſes fallen, und dieß als eine Ehrenſache der gebildeten Klaſſe angeſehen werden. Die Auswahl der Regiments- oder Bataillons-Commandeurs behält ſich der König ſelbſt bevor. „Auf dieſe Art, bemerkt eine dießfallſige Bekanntmachung, iſt mit möglichſter Schonung der bürgerlichen Verhältniſſe, mit der dem preußiſchen Staate eigenen heilſamen Erſparniß in allen Zweigen des öffentlichen Dienſtes, und zugleich mit Liberalität und Humanität für die Aufrechthaltung eines Nationalmilitärs geſorgt worden, welches ſich in der Zeit der

Gefahr, dem Aufrufe des geliebten Monarchen gemäß, mit dem regſten Vaterlandsſinn bildete, und in der Zeit der Sicherheit und Selbſtſtändigkeit des Staats ſtets gerüſtet, bewaffnet und kriegsgeübt bleibt, um den Frieden zu ſichern, ihn aber auch auf den erſten Wink, gegen jeden Feind, der ihn verletzen möchte, zu behaupten.“

Landwirthſchaft (die), auch ſchlechtweg Oekonomie genannt, iſt theils ein Gewerbe, theils eine Wiſſenſchaft. Bei der Landwirthſchaft als Gewerbe, wendet der Landwirth zur Erreichung ſeines Zweckes alle Anſtalten und Bemühungen dergeſtalt an, daß er durch den geringſten Aufwand von Zeit, Raum, Koſten und Arbeit die nützlichſten Pflanzen und Thiere in ihrer größten Güte und Vollkommenheit hervorbringen, ſeine Erzeugniſſe bis zum Verbrauche gut aufbewahren, und nach Abzug der Hervorbringungskoſten unter allen Orts- und Zeitverhältniſſen den höchſten reinen Ertrag daraus gewinnen kann. Allein die Landwirthſchaft als Wiſſenſchaft lehrt die beſten, gewiſſeſten, auf Erfahrung und Vernunft gegründeten Regeln in einer logiſchen Ordnung, wie jene erwähnten Anſtalten und Bemühungen des Landwirths eingerichtet werden müſſen, damit der Zweck der Landwirthſchaft auf die geſchwindeſte, eichteſte, vollkommenſte und angenehmſte Art erlangt werden möge. Nach dieſen Beziehungen beſchäftigt ſich die Landwirthſchaft in der weitläufigſten Bedeutung mit Wieſen-, Feld-, Garten- und Waldbau, mit der Viehzucht, Bienenzucht, Fiſcherei, Brauerei, Brennerei ꝛc. und mit der Landhaushaltungskunſt. In Rückſicht auf die Erlernung derſelben theilt man ſie in die theoretiſche, d. h. wiſſenſchaftliche, oder nach dem von einigen Neuern angenommenen Sprachgebrauche, rationelle, und in die practiſch-empiriſche ein. Da die Ausübung der Landwirthſchaft nicht nach Willkühr geſchehen darf, ſo iſt nach und nach auch ein Landwirthſchaftsrecht entſtanden. Dieſes beſteht, allgemein genommen, in dem Inbegriffe der Rechte und Verbindlichkeiten oder Rechtswahrheiten, die einen unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß auf die Landwirthſchaftsführung haben. Die Gegenſtände ſind daher von großem Umfange, und ſofern daſſelbe die verſchiedenen Arten und Rechte der Landgüter, die Verhältniſſe der Gutsherren und der Bauern, die beſondern Rechte und Privilegien derſelben, die Gerichts- und Polizeiverfaſſung auf den Dörfern, die mit der Landwirthſchaft in engerer Verbindung ſtehenden Contracte ꝛc. betrifft, greift das Oekonomierecht in verſchiedene Haupt- und Nebentheile der Rechtswiſſenſchaften, namentlich in das römiſche und deutſche Privatrecht, in das Dorf- und Bauernrecht, in das Cameral- und Polizeirecht ein. X.

Länge (geographiſche) bezeichnet denjenigen Bogen des Aequators, welcher zwiſchen einem angenommenen Anfangspuncte deſſelben und dem Mittagskreiſe des Orts enthalten iſt. Dieſer Bogen wird durch Grade, Minuten und Secunden des Aequators ausgedrückt, welche von dem genommenen Anfangspuncte deſſelben immer weiter gegen Morgen zu gerechnet werden; daher die Länge eines Orts gegen 365 Grade betragen kann. Ein ſolcher Anfangspunct, von welchem man nämlich beginnt, die Entfernung der Oerter unter einander von Oſten nach Weſten, oder umgekehrt, zu berechnen, iſt gleichgültig, und kann von jedem beliebigen Orte genommen werden. Gewöhnlich wird er aber ſo beſtimmt, daß, von ihm an gerechnet, die pariſer Sternwarte gerade 20 Grad entfernt iſt, das heißt, ſo daß die pariſer Sternwarte gerade 20 Grad Länge beträgt. Der Kreis nuн, welcher vermittelſt des Mittagskreiſes durch jenen angenommenen Punct von Norden zum Aequator

gezogen wird, heißt, weil man von ihm zu zählen anfängt, der erſte Mittagskreis oder der Meridian, (ſ. d. Art.). Die Länge oder die Beſtimmung, wie weit ein Ort von dem andern von Oſten nach Weſten entfernt iſt, iſt neben der Breite oder der Beſtimmung, wie weit der Ort vom Aequator abſteht, zur Auffindung der wahren Lage eines Orts auf der Erde unumgänglich nothwendig und auf ſie gründet ſich die Erdbeſchreibung und die Verzeichnung der Landkarten. Ob nun gleich die größten Aſtronomen zu allen Zeiten und in allen cultivirten Ländern der Erde von jeher unabläſſig bemüht geweſen ſind, die Methoden zu vervollkommnen, nach welchen die Längen zu finden ſind; ſo hat es damit immer noch ſeine unüberſteiglichen Schwierigkeiten gehabt. Die Aufgabe iſt nämlich folgende. Da die Sonne durch ihre ſcheinbare tägliche Bewegung von Oſten nach Weſten einen Kreis um die Erde beſchreibt und hierbei alſo die Oerter, welche nach Morgen liegen, ... r berührt, als die Oerter, welche nach Abend liegen; ſo giebt der Unterſchied der Zeit, um welche der Mittag eines Orts (das heißt der Augenblick, in welchem die Sonne dem Scheitelpuncte am nächſten ſteht) früher einfällt, als an einem andern Orte, der weiter nach Abend liegt, den Unterſchied der Entfernung des einen Orts von dem andern an. Wenn man z. B. weiß, daß an dem einen Orte die Sonne den höchſten Standpunct am Himmel eine Stunde früher erreicht, als an dem andern; ſo kann man danach berechnen, wie weit von Oſten bis nach Weſten dieſer Ort von dem andern entfernt liegt. Dieſe Stunde wird dann in Grade getheilt, wobei man 1 Min. für 15 nimmt. Nun beſteht aber die Schwierigkeit darin, auszuforſchen, um wie viel der eine Ort früher Mittag hat, als der andere, oder, mit andern Worten, die gleichzeitigen Augenblicke an zwei verſchiedenen Orten der Erde zu entdecken. Dieſe Streitigkeit iſt bis jetzt durchaus noch nicht nach Wunſch gehoben worden. Für das feſte Land hilft man ſich in nicht zu weiten Entfernungen durch Signale mit Bomben, Raketen, Pulverentzündungen u. dgl.; allein bei großen Entfernungen, und beſonders auf dem Meere, fallen dieſe Hülfsmittel weg. Hier bleibt nichts übrig, als Zeichen oder Erſcheinungen am Himmel aufzuſuchen, welche in einem und demſelben Augenblicke an verſchiedenen und ſehr von einander entfernten Orten der Erde geſehen werden. Hierzu ſind vorzüglich der Anfang und das Ende der Mondsfinſterniſſe, die Ein- und Austritte der Mondsflecken in und aus dem Erdſchatten, und die Ein- und Austritte der Jupiters-Monde in den Schatten ihres Hauptplaneten brauchbar. Dieſe Himmelsbegebenheiten geben an zwei verſchiedenen Orten der Erde, nach dem Augenblicke des Mittags betrachtet und mit einander verglichen, den Unterſchied der Zeit, in welcher es an den beiden Orten Mittag iſt. Aber auch Sonnenfinſterniſſe, Bedeckungen der Fixſterne von Planeten und die Durchgänge der Venus und des Mercur durch die Sonnenſcheibe, dienen hierzu. Denn wenn auch dieſe Himmelsbegebenheiten an jedem Orte nicht zu einer und eben derſelben Zeit ſichtbar ſind, ſo können ſie doch durch Berechnung leicht auf diejenige Zeit zurückgeführt werden, in welcher man ſie vom Mittelpuncte der Erde in der Zeit eines jeden Orts beobachtet haben würde. Nichts deſto weniger ſind alle dieſe Mittel, die Längen der Oerter zu finden, ſelbſt auf dem feſten Lande noch mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Da nun aber die Schifffahrt unglaublich gewinnen würde, wenn man ein ſicheres Mittel kennte, die Meereslänge ſicher und ohne große Schwierigkeit zu beſtimmen: ſo haben alle ſchifffahrttreibende Nationen auf die Entdeckung eines ſolchen Mittels anſehnliche Preiſe geſetzt. Man hat dazu

die Magnetnadel und deren Abweichung in Vorſchlag gebracht. Allein, alle andere Schwierigkeiten abgerechnet, ſteht der Anwendung derſelben die große Ungewißheit entgegen, in welcher ſich noch jetzt die Theorie dieſes Phänomens befindet. Einen größern Nutzen gewähren die Längenuhren oder Zeitmeſſer (Chronometer), deren man ſich nun jetzt zu jenem Endzwecke bedient. Iſt z. B. eine ſolche Uhr in London nach der Sonne geſtellt, und vergleicht man dann die Zeit der Uhr mit derjenigen, welche es auf dem Meere iſt; ſo wird der Unterſchied der Zeit, in welcher jene Himmelserſcheinungen ſich auf dem Meere ereignen, in Vergleichung mit der Zeit, in welcher ſie zu London eintreffen, und welche letztere man natürlich ſchon vorher kennt, die Länge des Orts angeben. Soll nun aber das Mittel, durch Uhren die Meereslänge zu erfahren, einigermaßen Genüge leiſten; ſo begreift man leicht, daß die Uhren ſelbſt zu einem höhern Grade von Vollkommenheit gebracht werden müſſen, als es bisher der Fall geweſen iſt. In unſern Zeiten ſind nun auch wirklich mehrere Künſtler ungemein weit in Bearbeitung derſelben gekommen. Insbeſondere hat Thomas Mudge eine dergleichen verfertigt, welche nach einer Ueberfahrt von vier Wochen die Länge von St. John bis auf 6 Secunden und nach einer ſtürmiſchen Rückreiſe bis auf 9 Secunden angab. Außerdem aber, daß nicht ein jedes Schiff eine ſolche Uhr beſitzt; ſo können auch bei den beſten Inſtrumenten dieſer Art ſo vielerlei Unfälle eintreten, und unvermerkt ſo viele Fehler einſchleichen, daß man dadurch zu ſehr groben Irrthümern verleitet werden kann. Aus dieſem Grunde bleiben die Himmelsbewegungen immer noch die unentbehrlichſten Hülfsmittel zur Beſtimmung der Meereslängen. Da nun aber die Verfinſterungen und Bedeckungen u. ſ. w. ſo ſelten und ſo ſchwer zu beobachten ſind; ſo hat man die Diſtanzen des Monds von der Sonne oder von andern bekannten Fixſternen zur Beſtimmung der Länge vorgeſchlagen. Dieſe können nämlich in den meiſten Nächten gemeſſen werden. Nur wird dazu erfordert, daß man mit dem Mondeslaufe vollkommen bekannt iſt. Die mühſamen und ſchwierigen Berechnungen, welche dabei vorfallen, können nach den bekannten vortrefflichen Mondstafeln von Tobias Mayer, Shepher und Margett auch ſelbſt von ungelehrten Seefahrern ſehr leicht bewerkſtelligt werden.

Lannes, Herzog von Montebello, franzöſiſcher Reichsmarſchall, Großkreuz und Chef der neunten Cohorte der Ehrenlegion, ward zu Lectoure im Departement du Gers im ſüdlichen Frankreich geboren. Für die Wiſſenſchaft erzogen, wollte er ſich den juriſtiſchen Studien widmen, als der ausbrechende Revolutionskrieg die Söhne des Vaterlandes zur Vertheidigung aufrief. Vom Sergeant-Major ſtieg er hier ſogleich bis zum Brigadechef. Ungeachtet ſeiner bewieſenen Tapferkeit ward er nach einiger Zeit entlaſſen, eilte aber kurz darauf als Freiwilliger nach Italien, wo er, der ſchon einiger Renommee genoß, dem Obergeneral Bonaparte vorgeſtellt wurde, der ihn bald würdigen lernte. Als Brigadechef bei dem General Bonel angeſtellt, zeichnete ſich Lannes in der Schlacht von Milleſimo ſo vortheilhaft aus, daß er zum Brigadechef eines Regiments ernannt wurde. Nach mehrern Beweiſen ſeiner Tapferkeit trug er auch in der Schlacht bei Lodi vieles zum Siege bei. Nachdem er darauf in Vereinigung mit mehrern Generalen Pavia, welches einen Aufſtand erregt, mit Sturm eingenommen hatte, ward er zum Brigadegeneral ernannt. Mit 600 Grenadieren nahm er, bei der Belagerung von Mantua, die Vorſtadt St. Georg ein und bemächtigte ſich mit dem Bayonnette des daneben gelegenen Brückenkopfs. In der Folge marſchirte er mit ſeiner Brigade nach Rom, wo er, nach geſchloſ-

ſenem Frieden, vom Papſte mit Auszeichnung empfangen wurde. Vom Directorium zum Diviſionsgeneral erhoben, folgte er Bonaparte nach Aegypten, wo er die ausgezeichnetſten Dienſte leiſtete, und beſonders die Redoute vor Abukir erſtürmte, wodurch dieſe Stadt in die Gewalt der Franzoſen gerieth. Da er in Aegypten mehrmals verwundet war, mußte er, bei ſeiner Rückkehr nach Paris im Herbſt 1799, noch auf Krücken gehen. Am 9. und 10. Nov., als an den merkwürdigen Tagen des Sturzes der Directoren, commandirte er anfangs in den Tuillerien und nachher vor dem Saale des Raths der Alten. Im nächſten Frühjahre ward er zum Befehlshaber und Inſpector der Garde der Conſuln ernannt. Als Commandant der Avantgarde des Heers, welches Bonaparte gegen Oeſterreich führte, errang Lannes ſchnelle Vortheile; beſonders zeichnete er ſich in der Schlacht von Marengo aus, wofür ihm von der Regierung ein Ehrenſäbel mit einer Inſchrift gegeben wurde. Nach dem Frieden wurde Lannes im Nov. 1801 als Geſandter nach Liſſabon geſchickt, kehrte jedoch 1805 bei dem Wiederausbruche des Krieges gegen Oeſterreich und Rußland auf den Kriegsſchauplatz zurück, nachdem er bereits in Liſſabon zum Marſchall des Reichs, Großkreuz und Chef der neunten Cohorte der Ehrenlegion ernannt worden war. In der Schlacht bei Auſterlitz am 2. Dec. 1805 erhielt er den Oberbefehl über den linken Flügel und alle ſeine Angriffe waren ſiegreich. Der franzöſiſch-preußiſche Krieg eröffnete dem Marſchall Lannes im Herbſt 1806 ein neues Feld rühmlicher Thätigkeit. Er war es, der in Vereinigung mit Augereau am 10. Oct. bei Saalfeld durch Vernichtung des linken preußiſchen Flügels unter dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen den erſten Grund zu dem Mißglücke der preußiſchen Waffen legte. In der Schlacht bei Jena am 14. Oct. befand er ſich mit ſeinem Corps im Centrum des franzöſiſchen Heers, und hier war es, wo der ſchnell begonnene Kampf auch zu einem ſchnellen Siege führte. Er ließ darauf am 25. Oct. Spandau capituliren, lieferte ein hitziges Treffen bei Pultusk gegen die Ruſſen und commandirte in der Schlacht bei Friedland das Centrum der Armee. Als Herzog von Montebello, zu welchem er bald hierauf erhoben ward, eroberte er das ſich mit Verzweiflung vertheidigende Saragoſſa durch unterirdiſche Minen am 21. Febr. 1809. Von Spanien aus folgte er dem Kaiſer Napoleon nach Deutſchland, ſtürmte am 23. April Regensburg und erreichte endlich in der Schlacht von Eßlingen das Ziel ſeines thatenreichen Lebens, wo ihm eine Kanonenkugel ein Bein fortriß. Er ward nur 37 Jahr alt und hatte zu vierzehn verſchiedenen Malen bedeutende Verwundungen erhalten, an deren letztern und gefährlichſten er ſein Leben verlor.

Laokoon, ein Prieſter Neptuns zu Troja, war nach dem Abzuge der Griechen ſo eben damit beſchäftigt, auf einem am Meere errichteten Altare dem Neptun einen Stier zu opfern, als auf einmal von der Inſel Tenedos her zwei ungeheure Schlangen über das Meer geſchwommen kamen und ſich gegen den Opferaltar hinwälzten. Die erſchrockenen Zuſchauer fliehen, Laokoon und ſeine Söhne werden ihr Opfer. Zuerſt werden die letztern von ihnen umſchlungen und ſie verſetzen dem jüngſten tödtliche Biſſe; dann ergreifen ſie auch den Vater, der ſeinen Kindern mit einem Pfeile zu Hülfe eilen will, umſchlingen mehreremale ſeinen Körper und ſtrecken ihre Köpfe hoch über das Haupt des Unglücklichen empor. Er bemüht ſich die Schlangen von ſich abzureißen, und ſtößt vor Schmerz das ſchrecklichſte Geſchrei aus. Nun entfliehen die beiden Schlangen und eilen zum Tempel der Pallas, wo ſie ſich zu den Füßen der Göttin lagern, und ſich unter ihrem Schilde verſtecken. Das

ganze Volk fühlt jetzt nicht Mitleiden, ſondern Abſcheu gegen den Unglücklichen, weil Laokoon früher ihr Heiligthum, das hölzerne Bild entehrt und es mit einem Speere durchbohrt habe. Dieß die Geſchichte des Laokoon, wie ſie uns von Virgil erzählt wird. Andere Schriftſteller erzählen ſie auf eine von dieſer verſchiedene Weiſe, obgleich in der Hauptſache übereinſtimmend. Sie hat zu einem Werke der bildenden Kunſt Veranlaſſung gegeben, welches uns noch aus dem Alterthum übrig iſt. Dies iſt die berühmte Gruppe des Laokoon, welche im Jahre 1506 beim Nachgraben in einem Weingarten gefunden und dem Papſte Julius II. für eine jährliche Penſion überlaſſen wurde, der ſie darauf im Belvedere aufſtellen ließ, wo er, nach zurückgelegter franzöſiſcher Wanderung, noch zu ſehen iſt. Dieß Werk iſt vollkommen gut erhalten worden, obgleich ihm der rechte Arm fehlte, welcher von einem geſchickten Schüler des Michel Angelo ergänzt wurde. Von den berühmteſten Urtheilen, welche über dies Kunſtwerk gefällt worden ſind, wollen wir hier nur dasjenige zuſammenſtellen, was von Heyne und in den göthiſchen Propyläen darüber geſagt worden iſt. Die Gruppe des Laocoon erfüllt, nach der Meinung dieſer Schriftſteller, alle Bedingungen, die man von einem vollkommenen Kunſtwerke fordert: richtige Kenntniß des menſchlichen Körpers, Charakter, Idealität, Anmuth, Schönheit u. ſ. w. Alle dazu gehörigen Figuren ſind nackend vorgeſtellt. Der Zuſtand der Figuren iſt folgender: Laokoon ſelbſt hat die eine Schlange mit beiden Händen angefaßt, mit dem ausgeſtreckten rechten Arme den untern und mit der linken Hand den obern Theil, indem eben die Schlange ihren Zahn über die Hälfte einſetzt. Der Kopf dieſer Schlange an der Gruppe, wie ſie jetzt vorhanden, iſt reſtaurirt und zwar nicht ganz glücklich, indem die Stelle des eigentlichen Biſſes nicht recht angegeben iſt; aber es haben ſich noch die Reſte der beiden Kinnladen in dem hintern Theile der Statüe erhalten, ſo, daß uns über die Abſicht des alten Künſtlers keine Zweifel übrig bleiben. Außerdem leidet Laokoon noch eine Beklemmung durch eine neue Umwickelung am dicken Beine und am untern Arme. Der Hauptausdruck bei ihm iſt augenblickliches Gefühl der Wunde. Die Schlange hat nicht gebiſſen, ſondern ſie beißt vielmehr jetzt noch und zwar an dem empfindlichſten Theile des Körpers, wo ſchon der geringſte Kitzel eine ähnliche Bewegung hervorbringt, wie wir ſie hier ſehen. Der Körper entweicht auf die entgegengeſetzte Seite, der Leib zieht ſich ein, die Schulter drängt ſich herunter, die Bruſt tritt hervor, der Kopf ſenkt ſich nach der berührten Seite. Außer dem leidenden Ausdruck des Schmerzes, ſieht man bei ihm auch das thätige Beſtreben, ſich von dem furchtbaren Feinde loszumachen und ſich und ſeine Kinder mit Gewalt zu befreien. Er preßt die Schlange, und eben dadurch gereizt, beißt ſie. In den ringenden Armen und den von der Schlange noch umwundenen Füßen zeigt ſich der Ueberreſt der vorhergehenden Situation, wo die Schlange ſich um den Unglücklichen wand und er ſie mit den Händen faßte, und ſo entſteht eine Zuſammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anſtrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Zugleich ſind auch, außer dem körperlichen Schmerze, die geiſtigen Leiden des Mannes auf der höchſten Stufe vorgeſtellt. Angſt, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung ſind nicht weniger kennbar, als der körperliche Schmerz ausgedrückt. Von den Söhnen iſt der jüngſte an Füßen und Armen von der andern Schlange umwunden, beſonders iſt ihm die Bruſt zuſammengeſchnürt. Durch die Bewegung des rechten Arms ſucht er ſich Luft zu machen;

mit der linken Hand drängt er ſanft den Kopf der Schlange zurück, um ſie abzuhalten, daß ſie nicht noch einen Ring um die Bruſt ziehe. Sie iſt im Begriff, unter der Hand wegzuſchlüpfen; keineswegs aber beißt ſie, wie man ſonſt geglaubt hat. Er ſtrebt ohnmächtig und iſt geängſtigt, aber noch nicht verletzt. Der älteſte Sohn iſt am leichteſten verſtrickt, indem ihm die Schlange nur den rechten, gegen den Vater ausgeſtreckten Arm und der hintere Theil der andern ſein linkes Bein umwindet. Er fühlt weder Beklemmung, noch Schmerz, erſchrickt aber über die augenblickliche Verwundung ſeines Vaters und ſchreit auf, indem er die Schlange von dem linken Fuße abzuſtreifen ſucht. Die Wirkungen der Schlange ſind ſtufenweiſe angegeben: die eine umſchlingt nur, die andere wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Eben ſo iſt die Macht der drei Menſchen ſehr weiſe: Laokoon iſt ein ſtarker, wohlgebauter Mann, aber ſchon über die Jahre der Energie hinaus, weniger fähig, Schmerz und Leiden zu widerſtehen. Einen rüſtigen Jüngling an ſeine Stelle gedacht, und die Gruppe würde ihren ganzen Werth verlieren. Die beiden mit ihm leidenden Knaben ſind auch dem Maße nach gegen den Vater klein gehalten, um dieſen, als Hauptgegenſtand der Gruppe, deſto mehr auszuzeichnen. Der älteſte, am wenigſten verſtrickte Sohn iſt zugleich auch der Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und ſo erhält das Werk dadurch die vollkommenſte Vollendung. Es iſt nicht zu leugnen, daß der gewählte Gegenſtand an ſich ſelbſt einer der glücklichſten für die bildende Kunſt iſt, weil es nichts Ausdrucksvolleres geben kann, als Menſchen mit gefährlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Maſſen und Gewalten, ſondern als einzelne, vertheilte Kräfte wirken, und die daher nicht einen zuſammengefaßten, auf einen Punkt vereinten, ſondern einen vertheilten Widerſtand fordern und die vermöge ihres Baues fähig ſind, drei Menſchen, mehr oder weniger, ohne Verletzung in einen Zuſtand der Lähmung zu verſetzen. Eben durch dieſes Mittel der Lähmung wird über das Ganze, ungeachtet der großen Bewegung, eine gewiſſe Ruhe und Einheit verbreitet. Aber ſo wie nun der Gegenſtand an ſich ſelbſt ſehr gewählt iſt, ſo konnte der Moment der ganzen Gruppe ebenfalls nicht glücklicher ſeyn. Dieſer iſt geſteigert: der eine Körper wird durch Umwindung wehrlos gemacht; der andere iſt zwar wehrhaft, aber verletzt, und dem dritten bleibt Hoffnung zur Flucht übrig. Im erſten Falle iſt der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, und im dritten der ältere Sohn. In Rückſicht des gewählten Moments iſt auch noch zu bemerken, daß, wenn ein Werk der bildenden Kunſt ſich merklich vor dem Auge bewegen ſoll, ein vorübergehender Moment gewählt werden, und jeder Theil vor und nachher eine andere Lage haben muß. Dieſes Erforderniß erfüllt Laokoon vollkommen. Wenn man ſich dies recht anſchaulich machen will, ſo ſtelle man ſich in gehöriger Entfernung mit verſchloſſenen Augen vor das Werk, öffne ſie und ſchließe ſie ſogleich wieder. Dann wird man den ganzen Marmor in Bewegung erblicken und fürchten, bei Wiedereröffnung der Augen die ganze Gruppe verändert zu finden. Dieſelbe Wirkung entſteht, wenn man ſie des Nachts bei Fackelſchein betrachtet. Aber auch die mechaniſchen Vollkommenheiten dieſes Werks ſetzen den Kenner in Erſtaunen: die vollkommene Richtigkeit der Zeichnung, die ſchönen, genauen, ſanften, fließenden Umriſſe der Körper, die höchſte anatomiſche Kenntniß, das Spiel der Muskeln, die Wirkung des körperlichen Schmerzes auf alle Glieder. Hierzu kommt noch die meiſterhafte Ausführung des Ganzen, die Behandlung des Marmors und das ganze Mechaniſche der Bearbeitung, welches alles nur ein

Künſtler von Profeſſion einzuſehen im Stande iſt. Alle Figuren ſind, ungeachtet des heftigen Schmerzes, ein Ideal der ſchönen Natur, ohne daß jedoch dadurch der Ausdruck dieſes Schmerzes und die Folgen vom Drucke der Schlangen ganz unterdrückt ſind. Verfertigt wurde dieſes Werk, wie man nach dem Plinius annimmt, aus einem einzigen Steine von den Bildhauern Ageſander, Polydorus und Athenodorus, alle drei aus Rhodus gebürtig, von denen die beiden Letztern wahrſcheinlich die Söhne des Erſtern geweſen ſind. Ueber das Zeitalter, worin das Werk verfertigt worden, iſt bisher noch ein Zweifel geweſen: Mouſſei ſetzt ſie in die acht und achtzigſte Olympiade, oder in die erſten Jahre des peloponeſiſchen Krieges; Winkelmann in das Zeitalter Lyſipps und Alexanders, und Leſſing macht es wahrſcheinlich, daß jene drei Künſtler unter den erſten Kaiſern gelebt haben. Aber man muß billig ſogar zweifeln, ob die Statüe, von der Plinius mit ſo enthuſiaſtiſchem Lobe ſpricht, eine und eben dieſelbe mit derjenigen ſey, welche wir jetzt beſitzen. Plinius ſagt von der ſeinigen, daß ſie aus einem einzigen Stücke gearbeitet geweſen; die unſrige hingegen iſt, nach der Bemerkung verſtändiger Beobachter, aus mehrern Blöcken zuſammengeſetzt, obgleich die Fugen ſehr künſtlich verſteckt ſind. Man kann dieß freilich auch ſo erklären, daß die Fugen, da zu Plinius Zeiten die Gruppe noch gar nichts gelitten hatte, ſo künſtlich verſteckt und verkleidet ſeyn konnten, daß auch der geübteſte Beobachter glauben mußte, ſie ſey aus einem einzigen Steine verfertigt geweſen. Sind doch ſelbſt jetzt noch die Fugen nur dem geübten Auge ſichtbar. Ein anderer, weit wichtigerer Grund gegen die Meinung, daß Plinius Laokoon und der unſrige ein und daſſelbe Werk ſey, iſt jedoch, daß man, verſchiedenen Nachrichten zufolge, Bruchſtücke von einem andern Laokoon gefunden hat, der ebenfalls in Rom geweſen ſeyn muß. Da aber dieſe Bruchſtücke jetzt gänzlich verſchwunden ſind, ſo läßt ſich daraus weder für noch gegen jene Meinung etwas herleiten. Man hat vom Laokoon verſchiedene Copieen neuerer Künſtler, unter andern eine von Bacio Bandinelli um 1525, die zu Florenz in der mediceiſchen Gallerie aufgeſtellt iſt; ferner eine andere von Bronze gegoſſen nach einem Modell von Jacopo Tatti oder Sanſuvino, der ebenfalls im Anfange des 16ten Jahrhunderts lebte. Dieſe Copie kam nach Frankreich. Die Gruppe des Laokoon ſelbſt ſteht auf einem ungefähr mannshohen Piedeſtal. Dieſe Aufſtellung ſcheint zu niedrig zu ſeyn, da die Hauptfigur über Lebensgröße hat. Wahrſcheinlich hatte dieſes Werk ehemals eine höhere und vortheilhaftere Stellung.

Laon, eine Stadt im franzöſiſchen Departement de l'Aisne, auf einer ſteilen Höhe gelegen, mit 1625 Feuerſtellen und 6091 Einwohnern, welche wichtige Manufacturen in Hüten, Strümpfen, Leder, Leinwand und Baumwollenwaaren betreiben. Sie iſt in unſern Tagen beſonders durch das Treffen merkwürdig geworden, welches in ihrer Nähe Napoleon dem Feldmarſchall Blücher am 9. März 1814 geliefert hat. Nach dem Treffen bei Bar für Aube (ſ. d. Art.) am 27. Febr. ergriffen die Verbündeten, nachdem ſie zuvor bis Chaumont zurück gewichen waren, die Offenſive wieder. Auch Blücher, nachdem er ſeine vereinzelten Corps in Chalons vereinigt hatte, fieng an wieder vorzurücken. Sein ganzes Heer war aber kaum 45,000 Mann ſtark; dagegen zogen die Corps von Bülow, Winzingerode und Woronzow aus den Niederlanden hervor, um ſich mit ihm zu vereinigen, wodurch ſich ſeine Macht verdoppelte. Napoleon, der die Schwäche der ſchleſiſchen Armee kannte, beſchloß erſt ſie aufzureiben, und dann ſeine Hauptmacht gegen Schwar-

zenberg zu lenken. Aber Blücher wußte ihm durch geſchickte Bewegungen auszuweichen, ging über die Marne, und brachte am 3. März die Vereinigung mit Bülow und Winzingerode, in Soiſſons, glücklich zu Stande. Deßungeachtet ſetzte Napoleon ſeine offenſive Operation fort, nahm Rheims durch Ueberfall, und ging bei Berry au Bac über den Fluß. Es erfolgte am 7ten ein heftiges Treffen bei Craonne, wo die Corps von Winzingerode und Sacken, die von den andern nicht unterſtützt werden konnten, einen ſchweren Kampf mit der ganzen feindlichen Armee, ſtandhaft und tapfer, aber nicht ohne bedeutenden Verluſt, erſtanden. Blücher concentrirte nun ſeine ganze Macht hinter Laon, wo er entſchloſſen war, die Schlacht anzunehmen. Bülow beſetzte die Stadt und die Bergebene; die Corps von Langeron, Sacken und Winzingerode bildeten den rechten, die von York und von Kleiſt den linken Flügel. Der Feind war am 8. Abends von Soiſſons vorgerückt, den andern Morgen drängte ſeine Infanterie, während eines ſtarken Nebels, die Poſten der Verbündeten zurück, und nahm die Dörfer Semilly und Ardon. Als aber um 11 Uhr der Nebel gefallen war, ließ der Feldmarſchall die Corps von Winzingerode in die Offenſive übergehen; die Dörfer wurden wieder genommen, und der Feind bis Laslicourt zurück geworfen. Unterdeſſen hatte der Feind ſeine Hauptmacht gegen den linken Flügel gerichtet, und rückte mit derſelben auf der Straße von Rheims vor. Sobald Blücher von dieſer Bewegung Nachricht erhalten hatte, ſandte er die Corps von Sacken und Langeron zur Verſtärkung des linken Flügels ab, und gab dem General York Befehl, nach Ankunft derſelben mit Kraft über den Feind herzufallen. Mittlerweile war dieſer General ſchon ins Gefecht gekommen, das beſonders in der Umgebung des Dorfes Athis mit Heftigkeit fortgeſetzt wurde. Schon fieng es an dunkel zu werden, als die Verſtärkung heran zog. Sogleich ſetzten die Befehlshaber des linken Flügels alle ihre Colonnen zum Angriffe in Bewegung. Ihre Anordnungen wurden mit Kühnheit und Präciſion ausgeführt. Unaufhaltſam drangen die Bataillone, durch das Schlagen aller Tamboure und die Signale der Hörner in der Dunkelheit zuſammen gehalten, vor, und fielen, ohne auf das ihnen entgegen wirkende Kartätſchenfeuer zu achten, ohne einen Schuß zu thun, mit dem Bajonette, ſtürmend über den Feind her. Zu gleicher Zeit warf ſich der General Ziethen, den Säbel in der Hand, auf die feindliche Cavallerie. Die Zuverſicht und das Ungeſtüm der Stürmenden, das Unerwartete des Angriffs und die Schrecken, die einen nächtlichen Ueberfall begleiten, brachten die Franzoſen in Verwirrung. Ihre Linien wurden über den Haufen geworfen, ihr Geſchütz genommen und ihre Stellung erobert. Bald war ihre Niederlage allgemein, und alles überließ ſich der Flucht. Bis um 1 Uhr in der Nacht verfolgten die Sieger die erkämpften Vortheile und drangen bis Maiſon-rouge vor. 46 Kanonen, über 50 Munitionswagen, und mehrere tauſend Gefangene waren die Trophäen dieſes Tages, und man hatte ſie mit einem verhältnißmäßig geringen Verluſt erkämpft. Das größte Verdienſt unter den Heerführern hatte ſich der Prinz Wilhelm von Preußen und der General Ziethen erworben; jener durch den kühnen, ſiegreichen Angriff auf die Infanterie, womit er das Treffen eröffnete, dieſer aber durch das meiſterhafte Cavalleriemanöuvre, durch das er die feindliche Niederlage vollendete. Während am folgenden Tage der linke Flügel fortfuhr ſeine Vortheile zu verfolgen, rückte der Feind, um den Geſchlagenen Luft zu machen, gegen die Corps der Generale Winzingerode und Bülow an, beſchäftigte durch Kanonen- und Tirailleurfeuer die Fronte derſelben den

ganzen Tag, und machte ſogar noch einen Angriff auf die Stadt Laon. Da er aber alle ſeine Anſtrengungen an dem Widerſtande der Verbündeten ſcheitern ſah, trat er in der Nacht ſeinen Rückzug an, und Napoleon verlegte ſein Hauptquartier nach Soiſſons. Sein Plan, Blüchers Armee zu überwältigen, war nun, zu ſeinem großen Nachtheile, gänzlich vereitelt; die Verbindungen zwiſchen Blüchern und der großen Armee waren aufs Neue geſichert; man konnte nun die entſcheidenden Bewegungen beginnen, die nachher den gänzlichen Untergang des Feindes zur Folge hatten.

Laperouſe ſ. Perouſe.

Lapidarſchrift iſt eine ſolche, welche gewöhnlich auf ſteinernen Denkmählern gebraucht wird. Da nun dieſe Schrift, wegen der Beſchränktheit des Raumes, immer ſehr kurz und beſchränkt ſeyn muß; ſo iſt darum auch der ſogenannte Lapidarſtyl als ein Muſter von bündiger Schreibart betrachtet worden.

Lapis Lazuli (Laſurſtein) wird gewöhnlich zu dem Kieſelgeſchlechte gerechnet. Sein Name iſt perſiſch und bedeutet deutſch blau. Er iſt von ſchöner himmelblauer Farbe, welche von den, ihm beigemiſchten Eiſentheilen herrührt; iſt durchſichtig; auf dem Bruche matt und faſt erdig, und mit Puncten von Schwefelkies verſehen. Er iſt ſtets ungeformt und enthält Kieſelerde (von dieſer am meiſten), Thonerde, kohlenſaure und ſchwefelſaure Kalkerde oder Gyps, Waſſer und Eiſenkalk. Er bricht im ſüdlichen Sibirien am mittäglichen Ende des Baikal, und in der Bucharei; auch in China, Tibet, Perſien und Natolien. Wahrſcheinlich iſt er der Sapphir der Alten, auf deſſen Beſchreibung er, aber nicht unſer Sapphir, paßt. Er wird zu dem ſogenannten Ultramarin, der bekannten koſtbaren Malerfarbe, gebraucht, welche die theuerſte unter allen iſt: denn die Unze wird mit vier Thalern bezahlt. Doch gebraucht man ſtatt deren jezt die feinſte Schmalte, welche faſt deren Stelle vertritt. Es giebt auch einen unechten Laſurſtein (armeniſcher Stein), der aber im Feuer die Farbe verliert, am Stahle keinen Funken von ſich giebt und ſich nicht poliren läßt. Er wird zum Bergblau gebraucht, und ziemlich häufig in Armenien gefunden.

Laplace, einer der berühmteſten und um ihre Wiſſenſchaft ſehr verdienten jetzt lebenden Aſtronomen, und gegenwärtig (1814) ein Greis von beinah 80 Jahren, war zu Beaumont geboren, und lehrte einige Zeit an der dortigen Militärſchule die Mathematik. Später begab er ſich nach Paris und widmete ſeine Thätigkeit der Aſtronomie, die von ihm bedeutend erweitert wurde. So wandte er das Geſetz Newtons, nach welchem die Weltkörper auf einander wirken, und durch dieſes Wirken gegenſeitig gewiſſe Störungen in ihren Bahnen veranlaſſen, auf die Aſtronomie an, und gab die Formel, nach welcher dieſe Störungen zu berechnen ſind. Aber auch der Senat nahm ſeine Thätigkeit in Anſpruch. Von den Conſuln zum Miniſter des Innern ernannt, ward er bald in dieſem Poſten von Lucian Bonaparte abgelöſt. Im Dec. 1799 trat er in den Erhaltungsſenat, ward 1803 zum Vicepräſidenten und im Sept. zum Kanzler deſſelben erwählt, außerdem noch in den Grafenſtand erhoben und mit dem großen Bande der Ehrenlegion beſchenkt. Von ſeinen Schriften, die zum Theil in den Memoiren der Akademie zerſtreut ſind, iſt vielleicht die wichtigſte ſein Mécanique céleste.

Lappland (Sameland), eine große Landſchaft in Europa, grenzt gegen Norden an das Eismeer, gegen Süden an Finnland, gegen Oſten an das weiße Meer und gegen Weſten an Norwegen. Sie

wird eingetheilt 1) in das norwegiſche Lappland (Finnmarken), 2) in das ruſſiſche Finnland und 3) in das ſchwediſche Lappland. Das erſtere Lappland wird zu dem norwegiſchen Stifte Drontheim gerechnet. Das ruſſiſche Lappland wird in Muremanns-Leporie, in Terskoy-Leporie und Bellamoreskoy-Leporie eingetheilt. Das ſchwediſche Lappland iſt größer, als die andern beiden zuſammengenommen und wird in ſieben Lappmarken eingetheilt: a) Jäneslands-Lappmark, b) Angermannslans- (Aſeln-) Lappmark, c) Umeolappmark, d) Piteolappmark, e) Luleo-Lappmark, f) Torneo-Lappmark und g) Kemi-Lappmark. Das ganze ſchwediſche Lappland hat keine Städte, ſondern nur 31 Dorfſchaften oder Flecken mit ungefähr 8000 Einwohnern. In dieſen Dörfern befinden ſich 11 Kirchen, welche nur aus Balken und Brettern zuſammengefügt ſind. Man findet im Lande Eiſen, Blei, Kupfer, Kryſtall, Magnete, Queckſilber, Zinnober und andere Mineralien. Es hat viele Felſen und Berge, iſt überaus kalt und hat ſchöne Zobel, Hermeline, Marder und anderes koſtbares Pelzwerk. Die Einwohner ſind finniſcher Abkunft, und theilen ſich in Gebirg- und Seelappen. Jene, die von ihren Rennthieren leben, ſind reicher; dieſe hingegen genießen meiſtens nichts als Fiſche. Sie ſind verzagt, von mittler Größe und mehrentheils bräunlich. Ihre Kleidung iſt grobes Tuch und Pelzwerk; ihr größter Reichthum beſteht in Rennthieren. Ob man gleich Kirchen und Schulen errichtet und verſchiedene Bücher in lappländiſcher Sprache hat drucken laſſen; ſo bleiben die Einwohner doch noch hin und wieder der Abgötterei zugethan. Im Sommer ſind die Tage ſo lang, daß auch in der Nacht die Sonne nicht untergeht, im Winter hingegen ſehr kurz. Dann werden die Nächte aber theils vom Schnee, vom Monde und von den Sternen, theils von dem ſogenannten Nordlichte ſo ſehr erleuchtet, daß man ohne Licht ſehen kann.

Laren (Lares), Kinder der Lara (Larunda) und des Mercur, waren die Hausgötter der Römer. Eigentlich verſtanden dieſe wohl unter Laren daſſelbe, was die Griechen Heroen nannten, das heißt, vergötterte Menſchen, die Manen verſtorbener frommer Freunde und Verwandten. Man kann die Laren überhaupt mit zu den Genien rechnen. Außer ihrer beſondern Beſtimmung als Hausgötter, ſtanden ſie auch den Straßen, Wegen, Feldern, ja wohl ganzen Städten u. ſ. w. vor. Man hatte daher Lares viales, compitales, publici, domestici, praestites, familiares, militares, marini, rustici u. a. m. Sie waren erblich, ſo, daß jede Familie die ihrigen ſtets behielt. Man bildete ſie in Knabengeſtalt von Wachs, mit einem Hundesfelle umhangen, ab, und ſtellte ſie ſo um den Heerd des Hauſes her, weswegen ſie auch genii focorum und dii laterini (weil die Heerde von Ziegeln gemauert waren) hießen. Mit den Penaten wurden ſie häufig verwechſelt, waren aber dadurch von dieſen verſchieden, daß die Laren menſchlichen, die Penaten hingegen göttlichen Urſprungs waren, und daß letztere bloß in dem innerſten Theile des Hauſes verehrt wurden, die Laren aber auch, wie ſchon oben angemerkt worden, auf öffentlicher Straße u. ſ. w. aufgeſtellt waren. Die Laren, welche oft, zum Beweiſe ihrer ſchützenden Macht, einen Hund neben ſich hatten, wurden ſehr ſorgfältig von den Römern verehrt. Täglich goß man etwas Wein vor ihnen aus, zündete Weihrauch an und verbrannte einiges Getraide vor ihnen. Auch von den Speiſen ſetzte man ihnen in einer hölzernen Schüſſel (patella) etwas auf den Heerd und verbrannte es. Am erſten Mai ſteckte man vor ihnen grüne friſche Blumenkränze auf; auch hing man ihnen zu Ehren in dem, ihnen heiligen Camin einen größern Kranz auf. An Feſttagen,

auch bei Hochzeitfeſten u. ſ. w. zierte man ſie noch außerdem mit Kränzen von Blumen und opferte ihnen mehr Weihrauch wie gewöhnlich. Man brachte ihnen auch die Erſtlinge der Früchte, dann und wann ein Schwein, Lamm oder Kalb, und zu gewiſſen Zeiten auch Honig, Kuchen und Weintrauben dar. Kam der Hausvater von einer Reiſe zurück, ſo begrüßte er zuerſt die Laren und opferte ihnen. Wer ein neues Haus bezog, nahm ſie mit und brachte ihnen alsdann ein Opfer. Ihre öffentlichen Feſte hießen Compitalia. Außer den verſchiedenen Arten Laren, welche wir bereits oben angeführt haben, gab es noch Lares hostilii, welchen man opferte, weil man glaubte, daß ſie die Feinde abzuhalten vermöchten; Lares grundules, welchen man opferte, weil ſie die Fruchtbarkeit der Schweine befördern ſollten. Als nämlich die Hirten dem Romulus und Remus die Herrſchaft ihres kleinen Staats übergeben hatten, warf eine Sau dreißig Junge auf einmal. Zum Andenken dieſes Wunders widmeten ſie dieſen Laren einen Tempel; endlich waren auch noch Lares querquetulani vorhanden, die vielleicht den Eichenwäldern vorſtanden. Nach einigen ſollen dieß Nymphen geweſen ſeyn, welche die Schutzgöttinnen eines Eichwaldes waren, der ſich in alten Zeiten bei der Porta querquetuliana in Rom befand.

Largo (in der Muſik) bedeutet die langſamſte Bewegung des Tempo's. Ein Stück, welches dieſes Zeitmaaß zur Ueberſchrift hat, muß von kurzer Dauer ſeyn, weil es nicht wohl möglich iſt, den äußerſten Grad von Aufmerkſamkeit, welcher zu deſſen Anhörung erfordert wird, auf eine längere Zeit auszuhalten.

Larive, einer der berühmteſten tragiſchen Schauſpieler der Franzoſen, ward zu Decize geboren, und verrieth ſchon in ſeiner früheſten Jugend einen Hang zum Außerordentlichen. Denn kaum neun Jahr alt, entwich er ſeinen Eltern und begab ſich in ein Mönchskloſter in Bourbonnais, um daſelbſt, nach Erlangung des geſetzlichen Alters, in den Orden von La Trappe aufgenommen zu werden. Von dort wieder in das väterliche Haus zurückgeführt, zeigte er neben einem ungewöhnlichen Talente zur Nachahmung, eine ſo große Leidenſchaft für ſchauſpielkünſtleriſche Vorſtellungen, daß ſich ſeine Eltern genöthigt ſahen, ihm den Beſuch des Theaters zu verbieten. Durch dieſen Zwang ward jene Leidenſchaft in ihm nur noch immer heftiger geweckt. Man that ihn nach Paris in eine Penſion, welche er jedoch, kaum ſechszehn Jahr alt, aus Liebe zu einem jungen Mädchen heimlich verließ und dieſer nach Honfleur folgte. Hier hatte er ſich während fünfzehn Monate durch Unterricht den nothwendigſten Lebensunterhalt zu verſchaffen geſucht, als ſeine Eltern den Aufenthaltsort des Sohns in Erfahrung brachten, und ihn zur Beſtrafung nach Domingo einſchiffen ließen. Bei der Ueberfahrt dahin ſowohl, als während ſeines vorigen Aufenthalts zu Honfleur, war es, nach Larive's eigener Angabe, wo er an den ſo verſchiedenartigen Menſchen, welche ihm zu Geſichte kamen, und an der Aeußerung der Leidenſchaften, welche dieſe ihm zeigten, Menſchendarſtellung zu ſtudiren begann. So gab ihm, wie er ebenfalls ſelbſt berichtet, der heftige Zorn, in welchen er bei einer gewiſſen Veranlaſſung auf dem Schiffe gerieth, das wahre Schema für die Darſtellung des zornigen Achilles in der Iphigenie, und er behauptet, daß er dieſe Scene, ohne jene Veranlaſſung, die Aeußerung des Zorns an ſich ſelbſt zu ſtudiren, bei weitem nicht mit der nämlichen Natur und Wahrheit geſpielt haben würde. Folgende Anecdote, welche er in ſeiner Lebensbeſchreibung von ſich ſelbſt erzählt, möge beweiſen, welche Wirkungen die bloße Stimme und der jedesmalige Charakter, welcher in ihr verborgen zu liegen ſcheint, her-

vorzubringen im Stande iſt. Eine ſeiner vorzüglichſten Rollen war bekanntlich Orosman in Voltaire's Zaire. Als er nach der Vorſtellung dieſer Tragödie einſt zu einer Kaufmannsfrau in ein Gewölbe trat, um etwas zu kaufen, gerieth dieſe Frau bei dem Klange ſeiner Stimme in die heftigſte Wallung. Dieſe erreichte nach und nach einen ſo heftigen Grad, daß Larive, der nicht wußte, was er aus der Frau machen ſollte, ſo eben ihr Gewölbe verlaſſen wollte, als dieſe ihn beſchwor, ſich zu nennen, weil ſeine Stimme einen entſetzlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht habe, und ſie ſich doch nicht erinnern könne, ihn jemals geſehen zu haben. Larive hatte ſich, faſt wider ſeinen Willen, kaum genannt, als ihn die Frau mit heftiger Empfindung in ihre Arme ſchloß und ausrief: „So ſind Sie es alſo, Unglücklicher, der Zairen umgebracht hat!“ Die Art und Weiſe, wie es Lariven endlich gelang, ſeinen Wunſch, Schauſpieler zu werden, in Erfüllung gehen zu ſehen, wird von ihm ſelbſt folgender Geſtalt erzählt. Nach ſeiner Zurückkunft von St. Domingo hatte er nichts Eiligeres zu thun, als ſich dem berühmten Lekain vorzuſtellen, und dieſem ſein Verlangen, Schauſpieler zu werden, zu erkennen zu geben. Lekain, wahrſcheinlich nur in der Abſicht, ſobald als möglich des jungen Menſchen wieder los zu werden, hörte eine Rolle von ihm declamiren, und gab ihm dann den zweideutigen Rath, nur ſo fortzufahren, und es werde dann ſicher ein großer Schauſpieler aus ihm werden. Larive verließ, von dieſer Erklärung geſchmeichelt, den erſten Held der tragiſchen franzöſiſchen Bühne, ohne daß dieſer ſich eben weiter für ihn zu intereſſiren ſchien, und ging ſtehendes Fußes zur Demoiſelle Montanſier, die wahrſcheinlich eine beſſere Meinung von ſeinen Talenten bekam: denn ſie engagirte ihn ſogleich mit einem jährlichen Gehalte von 1600 Livres bei ihrer Geſellſchaft. Da dieſe in dem Augenblicke in Tours ſpielte, ſo begab ſich Larive zu Fuße dahin. Er gefiel bei ſeinem erſten Auftreten, und ſah ſich nach zweijähriger Uebung im Stande, auch auf dem Theater der Hauptſtadt auftreten zu können. Hier leitete ihn die berühmte Clairon, und Larive trat daſelbſt im J. 1770 in der Rolle des Zamor auf. Ob nun gleich ſein Debüt daſelbſt nichts weniger als unglücklich ausgefallen war; ſo kehrte er dennoch nach einigen Monaten in die Provinz zurück, um daſelbſt mehr Gelegenheit zur vollendeten Ausbildung ſeines Talents zu bekommen. Lekain war während der Zeit auf Reiſen geweſen, und hatte Larive alſo nicht zu Paris geſehen. Nachdem nun dieſer nach und nach einen bedeutenden Ruf erhalten hatte, rief ihn Lekain ſelbſt nach Paris, ohne im geringſten zu ahnen, daß Larive jener junge Americaner (denn für einen ſolchen hatte ſich dieſer, ohne ſich weiter zu nennen, damals ausgegeben) ſey, der ihm vor mehreren Jahren eine Rolle vordeclamirt habe. Dießmal ward Larive vom pariſer Publikum mit Enthuſiasmus aufgenommen und bei der franzöſiſchen Bühne als Stellvertreter Lekain's angeſetzt. Nun konnte Larive der Begierde nicht länger widerſtehen, ſich dieſem zu erkennen zu geben. Er lud ihn zum Mittagseſſen ein und brachte das Geſpräch auf jenen jungen Americaner. „Ei, ſagte Lekain, deſſen erinnere ich mich noch recht wohl. Dem Narren ſah man es an, daß er, wo nicht aus einer andern Welt, doch wenigſtens aus einem andern Welttheile kam. Denn ſtellen Sie ſich vor: er hatte nichts geringeres im Sinne, als in größter Geſchwindigkeit mein Stellvertreter zu werden.“ (Dieſen Ausdruck hatte Larive gebraucht). Man denke ſich die Beſtürzung, in welche Lekain gerieth, als nun Larive, ihm zutrinkend, folgendes ſagte: „Und doch hat er ſein Wort gehalten; dieſer Narr von Americaner bin ich.“ Mit der Aufzeichnung

eines andern Zuſammentreffens beider großer Schauſpieler, welches nicht minder intereſſant iſt, wollen wir dieſen Aufſatz ſchließen. Larive ſpielte ſo eben mit enthuſiaſtiſchem Beifalle zu Lyon, als auch, wider Vermuthen, Lekain daſelbſt erſchien und ſogleich ſeine Vorſtellungen begann. Anfangs machte man Larive den Antrag, für dieſe Zeit neben Lekain, alſo in zweiten Rollen, zu ſpielen. Nach einiger Weigerung nahm Larive den Vorſchlag an; Lekain war aber nicht dazu zu bewegen, die angekündigte Vorſtellung, Adelheid von Guesclin, noch einige Tage auszuſetzen: Larive mußte alſo in der Nacht, die der Vorſtellung vorangieng, die Rolle des Nemours ſtudiren. Die Vorſtellung begann, und die gegenſeitige Eiferſucht brachte eine ſolche bewunderungswürdige Nacheiferung und eine ſolche hinreißende lebendige Wahrheit in die Darſtellung beider Schauſpieler, daß das entzückte Publikum vor Wonne erbebte und, unter Erbietung des doppelten Logegeldes, eine Wiederholung der Vorſtellung verlangte, zu welcher aber Lekain auf keine Weiſe zu bewegen war. Noch in unſern Tagen erinnert man ſich zu Lyon des Aufſehens, welches dieſe merkwürdige Vorſtellung damals gemacht hat.

Laroche (Marie Sophie) ward am 6. Dec. 1730 zu Kaufbeuren geboren, wo ihr Vater, der Arzt Gutermann, damals lebte, ſich nachher aber als erſter Stadtphyſicus nach Augsburg begab. Im achtzehnten Jahre mit dem ſächſiſchen Leibarzt Bianconi verlobt, der viel für ihre Bildung gethan hatte, brach ſie mit ihm, weil er ſie nur als Katholikin heirathen wollte, und vermählte ſich mit dem kurtrierſchen Kanzler und Staatsrath von Laroche, von welchem ſie jedoch, nach einer unglücklichen Ehe von einigen Jahren, wiederum geſchieden wurde. Seitdem lebte ſie auf Reiſen, oder zu Speyer, Offenbach, Frankfurt am Main und Schönebeck im Magdeburgiſchen. Die 1771 von Wieland, den ſie bereits vor ihrer Verheirathung mit Laroche geliebt hatte, herausgegebene Geſchichte des Fräuleins von Sternheim, eröffnete ihr die ſchriftſtelleriſche Laufbahn, welche ſie mit **Meluſinens Sommerabende** beſchloß; eine würdige Laufbahn, auf welcher ſie, mehrere Romane ungerechnet, durch die **Briefe an Roſalie und an Lina**, ſo wie durch ihre **moraliſchen Erzählungen** und andere Schriften, vorzüglich ihrem Geſchlechte ſehr nützlich geworden iſt. Wieland blieb ihr ſteter Freund und Rathgeber bei allen Vorfällen ihres nicht ganz glücklichen Lebens. Sie ſtarb am 18. Febr. 1807 zu Offenbach am Main im ſieben und ſiebenzigſten Jahre.

Larva (in der Archäologie) bedeutete urſprünglich einen Geiſt, ein Geſpenſt, beſonders ein ſchädliches; dann aber auch das Skelet eines Todten, oder eine Abbildung davon, dergleichen man, nach Art der Aegyptier, bei Gaſtmählern ins Zimmer zu bringen pflegte, um die Gäſte an das Leben und an den frohen Genuß deſſelben zu erinnern. Endlich bedeutete Larva auch eine Maske oder Larve. Dieſe Masken wurden bei Prozeſſionen, Einweihungen in die Orgien des Bachus und beſonders auf dem Theater gebraucht. Auf dem letzteren entſtanden ſie, indem die Schauſpieler das mit Weinhefen bemalte Geſicht der Poſſenreißer, welche das Ernte- und Weinfeſt verherrlichten, künſtlich durch eine eben ſo gemalte Maske nachzuahmen ſuchten.

Larve (in der Naturgeſchichte) iſt der Name, welchen alle der Verwandlung unterworfene Inſecten in der erſten Lebensperiode, alſo gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Eie, führen. (S. Inſect.)

Lascy (Feldmarſchall Graf), 1724 aus einem der edeln Geſchlechter entſproſſen, welche einſt Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt waren, diente zuerſt als Hauptmann und Volontär in dem Euc-

ceſſionskriege der Marie Thereſie, und zog durch die ungemeine Thätigkeit, mit welcher er dem Feinde zu ſchaden bemüht war, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, ſo daß ſelbſt Friedrich der Große einmal in der Folge ſeinen Generalen ſchrieb, ſie könnten ſich ruhig verhalten, während Lascy in Wien ſey, ſollten aber um deſto aufmerkſamer bei ſeiner Rückkehr ſeyn, weil er ſicher einen neuen Angriffsplan ausgeſchmiedet hätte. Seinen ungemeinen Kriegskenntniſſen hatte es Lascy zu verdanken, daß er ſchon im neun und dreißigſten Jahre zum Feldmarſchall ernannt wurde. Als ſolcher wurde ihm die Ehre zu Theil, den Plan entworfen zu haben, durch deſſen Ausführung Friedrich II. bei Hochkirch in ſeinem Lager überfallen und geſchlagen wurde und 100 Kanonen verlor. Nach dem ſiebenjährigen Kriege ward er, damit man den möglichſt größten Gewinn von ſeinen Talenten ziehen möchte, zum Präſidenten des Hofkriegsraths ernannt, und als ſolcher brachte er in dieſen Zweig der öffentlichen Kriegsverwaltung eine Einheit, eine Lebendigkeit und Thätigkeit, von welchen man bis dahin noch keinen Begriff gehabt hatte. Er war die veranlaſſende Urſache, daß, obgleich nicht ſchon nach dem ſiebenjährigen Kriege, doch wenigſtens nach dem teſchner Frieden zu Pleß, bei Nachod an der ſchleſiſchen Gränze, eine Feſtung angelegt wurde, und dieſe Feſtung wurde Joſephſtadt genannt. Im Innern derſelben ließ Kaiſer Joſeph Lascy's Bildniß mit der paſſenden Inſchrift: De tutissimae arcis fundandae consilio et loco, und ein gleiches im Saale des Hofkriegsraths zu Wien, mit der Inſchrift: Qui belli aeque ac pacis artibus peritus, illis vincere, his patriam invictam reddere docuit. Suo amico posuit, aufſtellen. Im J. 1788 ſtellte ſich der Feldmarſchall Lascy zum letztenmale an die Spitze der öſterreichiſchen Armeen, und zwar nicht als Befehlshaber, ſondern nur als Lieutenant des Kaiſers. Die Eroberung Sabac's war eine Folge ſeines kräftigen Einwirkens auf die Operation gegen dieſe Feſtung. Dieſer große Krieger überlebte ſeinen Kaiſer zwölf Jahre, und ſtarb am 30ten Nov. 1801 in ſeinem ſieben und ſiebenzigſten Jahre.

Laſt, als Kornmaß im Norden, enthält 60 Scheffel. Es bedeutet auch das größte Schiffsgewicht, 30 bis 45 Centner enthaltend; gleichfalls ein anderes Schiffsmaaß, nach welchem die Holländer rechnen, und wo eine Laſt 2 Tonnen beträgt. Uebrigens iſt die Laſt, in Betreff ihres Gewichts, ſehr verſchieden, und wird beinahe an jedem großen Handelsorte anders berechnet.

Laſter (in der Moral) iſt eine Fertigkeit, dem erkannten moraliſchen Geſetze willkührlich entgegen zu handeln. Der Menſch wird zwar nicht laſterhaft geboren: da er aber auf der einen Seite ein Sinnenweſen iſt, ſo hat er in der erſten Zeit ſeines Daſeyns, wo ſeine Vernunft noch nicht die gehörige Reife erlangt hat, einen Hang, ſeine ſinnlichen Neigungen und Begierden ohne Unterſchied zu befriedigen. Seine Triebe ſind hier ſein einziges Geſetz. Sobald ihm aber in der Folge die Vernunft das Sittengeſetz ankündigt, und unbedingt von ihm fordert, alle ſeine Neigungen dieſem Geſetze zu unterwerfen; ſo entſteht zwiſchen den Forderungen des Geſetzes und dem Hange der ſinnlichen Neigungen ein Kampf, ohne weitere Unterſuchung, ob die Befriedigung der letztern ſittlicher Weiſe geſchehen könne, oder nicht. Iſt nun der Kampf ſo ſtark, daß der Menſch alle Anforderungen des Geſetzes von ſich zurückweiſet, und dieſes gegen die Neigung nichts ausrichten kann, ſondern dadurch vielmehr daſſelbe hintangeſetzt und der Neigung die Oberhand zugeſtanden wird; ſo kehrt der Menſch die moraliſche Ordnung um. Im Falle nun durch öftere Wiederholung dieſe Handlungs-

weiſe bei ihm zu einer ſolchen Fertigkeit wird, daß er ſich in allen vorkommenden Fällen darnach beſtimmt; ſo wird man ihn im eigentlichen Verſtande laſterhaft nennen können. Dasjenige im Menſchen, was ihm die pflichtwidrigen Handlungen erleichtert, ihn dazu reizt, und im Gegentheile die Ausübung pflichtmäßiger Handlungen erſchwert, heißt natürliche Anlage zum Laſter. So wie es etwas Angeborenes in der Tugend giebt, ſo giebt es auch etwas Angeborenes im Laſter. Es thut daſſelbe dadurch dem Laſter Vorſchub, daß es die ſinnlichen Reize und natürlichen Neigungen befriedigt, welche, ohne das Sittengeſetz um Rath zu fragen, befriedigt ſeyn wollen. Dieſe Anlagen können von tauſend zufälligen Urſachen herrühren, die nicht in der Gewalt des Menſchen geſtanden haben, und können daher, als ſolche, und in ſofern der Menſch durch ſeine Willkühr zu deren Entſtehung nichts beigetragen hat, demſelben auch nicht zugerechnet werden. Aber da das moraliſche Geſetz unbedingt gebietet, daß alle Neigungen von dem oberſten Grundſatze aller Sittlichkeit abhängig gemacht, und die Reize der Sinnlichkeit und der Neigung nicht anders, als auf eine moraliſche Weiſe befriedigt, oder, wenn dieſes nicht möglich ſeyn dürfte, gänzlich abgewieſen werden ſollen; ſo muß es auch in der Gewalt des Menſchen ſtehen, ſelbſt mit vielen Anlagen zum Laſter, dennoch tugendhaft zu ſeyn. Dieſe Anlagen zum Laſter liegen ſowohl in den natürlichen Erkenntniß- und Begehrungskräften, als in dem Baue des Körpers, in dem Temperamente deſſelben, in ſeiner natürlichen Schwäche, im Mangel oder Ueberfluß der Säfte u. ſ. w. Außer dieſen natürlichen Neigungen zum Laſter giebt es noch viele andere äußere Veranlaſſungen zu demſelben. Dahin gehören Erziehung, Beiſpiele, Umgang, Modeton und gegebene Aergerniſſe. Allen dieſen entgegen zu arbeiten, iſt der Zweck der Sittenlehre. Ohne uns hier weiter in eine Vergleichung der Sittlichkeit und Tugend der Vorzeit und Gegenwart einzulaſſen, glauben wir dreiſt behaupten zu können, daß unter den ſogenannten policirten Völkern die Tugend ſtets im umgekehrten Verhältniſſe mit deren Verfeinerung geſtanden habe. Je eindringender es nämlich den Menſchen gelehrt wird, nur immer nach Glückſeligkeit zu ſtreben, je ſicherer ihm dieſe von den Religionslehrern wo nicht hier, doch wenigſtens in jener Welt verheißen wird, je weniger dabei natürlich von dem einzig wahren und einzig ſtatthaften Sittengeſetze: **Entbehre**, die Rede iſt, je mehr muß, bei dieſem unmäßigen Streben nach Glückſeligkeit, Selbſtſucht und Neid erregt, alſo folglich das Laſter, welches eben darin beſteht, daß es nur immer genießen will, befördert werden. Dieſes Streben nach Glückſeligkeit muß überhaupt zur Uebervortheilung des Nächſten führen: denn wo jedermann nach Glück ſtrebt und nie entbehren, ſondern nur ſtets genießen will, da müſſen nothwendige Colliſionen entſtehen, die mehr oder weniger zur widerrechtlichen Benutzung der Mittel, um zum Zwecke zu gelangen, führen werden. Mit der erhöhten Verfeinerung der Sitten alſo, die im Allgemeinen ſtets zu moraliſcher und phyſiſcher Verderbtheit geführt hat und ihrer Natur nach auch führen muß, wird das Laſter ſtets über die Tugend den Sieg davon tragen. Auch wird es ewig in der Schwäche der menſchlichen Natur begründet ſeyn, daß die Menge des Laſters ſtets größer iſt, als die Menge der Tugend. Geſetzt auch, die Tugend gelangte endlich dazu, allgemein und ohne alle Einſchränkung auf der Erde verbreitet zu werden, würde ſie dann nicht, eben weil ihr der Gegenſatz, und mit ihm jedes Streben nach innerer Conſequenz und Haltbarkeit fehlte, bald wieder in ihr Nichts aufgelöſt werden und zum Laſter herabſinken? Nur durch Wirkung und Gegenwir-

kung kann ſowohl die phyſiſche als die moraliſche Natur beſtehen, und darum muß auch das Laſter zum Schöpfer der Tugend werden, ſo wie die Nacht den Tag, und dieſer wiederum jene erzeugt. Es iſt und bleibt deshalb eine unſtatthafte Forderung der Religions- und Tugendlehrer, die Tugend allgemein machen zu wollen. Alles, was ihnen erlaubt iſt zu thun, und was zugleich vom höchſten Zwecke zeigen würde, iſt, die Tugend nicht in der Quantität (denn dieſe wird ſtets dieſelbe bleiben), ſondern vielmehr in der Qualität zu befördern zu ſuchen, und dabei den einzig wahrhaft ſittlichen Grundſatz, deſſen wir ſchon oben erwähnt haben: entbehre, zur Norm zu machen. Dadurch vermag die Tugend, in ſich ſelbſt ſtets heiliger zu werden und gegen das Laſter mit Erfolg ankämpfen zu können. Pq.

Laſurſtein, ſ. Lapis Lazuli.

Lateiner (Latini), das bekannte uralte Volk, welches die Landſchaft Latium in Italien bewohnte, war aus einer Vermiſchung der Aboriginer mit arcadiſch-pelasgiſchen und trojaniſchen Abkömmlingen entſtanden. Woher der Name Lateiner kömmt, iſt ungewiß; daß er vom Könige Latinus herſtammen ſoll, iſt nicht wahrſcheinlich. Als die älteſten Könige der Lateiner werden die fabelhaften Perſonen Janus, Saturnus, Picus und Faunus angegeben, welche auch zugleich den Rang der Götter bei ihnen hatten. Urſprünglich waren dieſe Namen vielleicht nichts anders, als Benennungen alter pelasgiſcher Gottheiten, welche mit den Pelasgiern zu den Aboriginern gekommen waren. Unter Faunus ſoll Hercules und Evander angekommen ſeyn, und letzterer die Aboriginer die Buchſtabenſchrift, Muſik und andere nützliche Einrichtungen des bürgerlichen Lebens gelehrt haben, auch dem Faunus in der Regierung gefolgt ſeyn. Etwa ſechzig Jahre danach lebte der König Latinus, zu welchem Aeneas kam, nachdem er Troja verlaſſen hatte, und ihm in der Regierung folgte. Vom Ascanius, dem Sohne des Aeneas, wurde die Stadt Alba Longa erbaut und zum Sitze der lateiniſchen Könige gemacht. Von da an bietet die Geſchichte Latiums, in dem alle Könige den Beinamen Sylvius führten, nichts als Dunkelheit dar, bis auf den Zeitpunct, wo Romulus und Remus einen neuen Staat gründeten. Eiferſucht entzündete nun zwiſchen den beiden verſchwiſterten Staaten, dem lateiniſchen und römiſchen, einen Krieg, der ſich mit der Unterjochung der Lateiner und mit der Zerſtörung ihrer Hauptſtadt ſehr glücklich für Rom endigte. Rom ward endlich die Hauptſtadt von ganz Latium, als der König Servius die Lateiner durch ein feſtes Bündniß mit Rom vereinigte. Von dieſem Zeitpuncte kann man den Anfang von Roms Größe und Macht rechnen: denn ohne die Tapferkeit und Freundſchaft der Lateiner würde Rom wahrſcheinlich nie zu dem Gipfel ſeiner nachmaligen Weltherrſchaft emporgeſtiegen ſeyn. Tarquinius Superbus ſuchte dieſes Bündniß der Römer mit den Lateinern noch enger zu knüpfen, reizte ſie aber, nach ſeiner Vertreibung, zum Aufſtand gegen Rom. Dieſer erſte Krieg der Römer mit den Lateinern ſeit dem geſchloſſenen Bündniſſe ward durch die Tapferkeit ſeiner Dictatoren ſiegreich für Rom beendigt, und darauf das alte Bündniß unter beiden Völkern wieder erneuert. Im J. Roms 414 entſtand jedoch ein neuer und weit gefährlicherer Bruch zwiſchen den Römern und Lateinern: letztere fingen nämlich einen Krieg mit den Samnitern an, und dieſe riefen die Römer zu Hülfe. Dadurch entſtand eine Zwietracht zwiſchen Rom und Latium, in welcher letzteres endlich ſogar forderte, Rom ſollte den einen Conſul und die Hälfte des Senats aus den Lateinern erwählen. Dieſes an ſich ſehr billige Begehren ward von dem

römiſchen Stolze mit Muth und Entſchloſſenheit verworfen. In dem nun entſtandenen Kriege gegen den tapferſten und furchtbarſten Feind, konnten die Römer nur mit der äußerſten Anſtrengung den Sieg erfechten: Latium kam nun unter gänzliche, unmittelbare Bothmäßigkeit der Römer. Späterhin, als die Römer beinahe ſchon die Herrſchaft der Welt erlangt hatten, machten die Lateiner durch ihre Theilnahme an dem Bundesgenoſſenkriege (im J. Roms 663) einen nochmaligen Verſuch, ihre Freiheit wiederzuerlangen, welches ihnen wenigſtens in ſo fern gelang, als ihnen von den Römern manche ihrer verlorenen Vorrechte wieder eingeräumt wurden. — Die lateiniſche Sprache iſt in Betreff ihres Urſprungs ſehr dunkel: der Mangel an ſchriftlichen Nachrichten, ſo wie überhaupt auch der Umſtand, daß die früheren Bewohner Roms nicht im Stande waren, über die Abſtammung ihrer Sprache philoſophiſche Unterſuchungen anzuſtellen, machen jenen Urſprung durchaus ungewiß. So viel ſcheint gewiß zu ſeyn, daß ſchon in den älteſten Zeiten eine allgemeine, nur durch Dialecte verſchiedene Sprache in Italien geherrſcht hat, von der die lateiniſche Sprache gerade ein ſolcher Dialect geweſen ſeyn mag, welcher von der dort ebenfalls herrſchenden griechiſchen Sprache, welche die eingewanderten griechiſchen Colonieen eingeführt hatten, Regeln und Geſetze annahm. Auch bei ihrer nachmaligen Ausdehnung über ganz Italien und über die eroberten Provinzen, blieb die lateiniſche Sprache immer noch vielen Veränderungen unterworfen, weil es ihr ſowohl an gelehrten Sprachforſchern, wie an vaterländiſchen Schriftſtellern fehlte. Größere Ausbildung und Feſtigkeit, überhaupt eine gänzliche Veränderung, erhielt ſie, als die Römer mit den Griechen bekannt wurden. Daher verſtand man ſchon zu den Zeiten des Cicero und Quinctilian die alten heiligen Geſänge der Salier nicht mehr. Spuren von der alten lateiniſchen Sprache findet man noch in den Geſetzen der zwölf Tafeln; in den Fragmenten der älteſten Dichter und ſelbſt in den Komödien des Plautus. Vom zweiten puniſchen Kriege bis auf den Tod des Auguſtus rechnet man das goldene; von da bis auf den Tod Trajans das ſilberne; bis auf die Zerſtörung Roms durch die Gothen das eherne, und bis zur Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im 15ten Jahrhunderte das eiſerne Zeitalter der lateiniſchen Sprache.

Lateran heißt ein Platz in Rom von der altrömiſchen lateraniſchen Familie, welcher er mit ſeinen Gebäuden bis auf die Zeiten Neros gehörte. Dieſer Kaiſer ließ den letzten Beſitzer Plautius Lateranus hinrichten und eignete ſich ſeine Güter zu, wodurch der lateraniſche Pallaſt ein kaiſerliches Eigenthum und von Conſtantin d. Gr. den Päpſten geſchenkt wurde, denen er lange Zeit zur Wohnung diente. Die von Conſtantin an dieſem Pallaſte erbaute Kirche des heil. Johannes vom Lateran iſt die biſchöffliche des Papſtes und die Hauptkirche in Rom, daher die Inſchrift über ihrer Hauptthüre: omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput. Ihr hohes Alterthum, das Andenken von 11. Kirchenverſammlungen, die in ihr gehalten worden ſind, die ſeltnen Reliquien, die ſie aufbewahrt und ihr prächtiger Bau machen ſie vor andern merkwürdig. An ihrem Portal ſieht man den Balcon, von wo der Papſt dem Volke den Segen ertheilt. Beim Hauptaltare darf nur der Papſt Meſſe leſen, denn in dieſem Altare befindet ſich ein alter hölzerner, an dem ſchon der Apoſtel Petrus Meſſe geleſen haben ſoll. In dieſer Kirche ſah man auch ſonſt die beiden Stühle von rothem Marmor, welche in der Mitte des Sitzes eine Oeffnung haben und nach der Sage zur Erforſchung des Geſchlechts

der neuerwählten Päpſte gebraucht worden ſeyn ſollen, aber wahrſcheinlich in den Bädern des Caracalla, wo man ſie vorfand, zu ganz andrem Behufe gedient haben mögen. Noch jetzt nimmt jeder neuerwählte Papſt feierlich durch die Cavalcate (eine Proceſſion zu Pferde) von dieſer Kirche Beſitz. Auf dem Lateranplatze ſteht übrigens noch in einer Kapelle, welche die Scala santa, eine Treppe von 28 Stufen, die aus dem Hauſe des Pilatus herrühren ſoll und auf der die Gläubigen knieend hinaufrutſchen, umſchließt, und die vom Kaiſer Conſtantin erbaute Kapelle S. Giovanni in fonte, deren Kuppel von 8 porphyrnen Säulen getragen wird, welche für die ſchönſten in Rom gelten. E.

Laterne, ſ. Kuppel.

Latium, die Hauptprovinz des alten Italiens, war der Wohnſitz der Lateiner. Die Grenzen deſſelben, welche ſehr verſchieden geweſen zu ſeyn ſcheinen, rechnet man gewöhnlich, aber vielleicht noch zu ausgedehnt, von der Tiber bis an das Vorgebirge Circeji (Monte Cirilli). Aber nach Strabo ſollen in dieſem Zwiſchenraume, außer den Lateinern, noch die Rutuler, Volsker, Herniker und Aequer gewohnt haben. Der eigentliche Umfang Latiums zur Zeit der Erbauung Roms dürfte alſo höchſtens zehn Meilen im Durchſchnitte groß und die wirklichen Grenzen deſſelben weſtwärts die Tiber, nördlich der Anio, öſtlich der Berg Algidus und ſüdlich die, hundert ſechzig Stadien von Rom belegene Stadt Ardea geweſen ſeyn. In der Folge erſtreckte ſich Latium bis an den Fluß Liris (jetzt Garigliano); die Nord- und Oſtgrenzen aber blieben die nämlichen. In den älteſten Zeiten traf man an der Küſte, wenn man von der Tiber ausging, einen ſtarken Lorbeerwald an, der ſich bis an die Stadt Laurentum erſtreckte. Nicht nur dieſe hatte davon den Namen, ſondern auch die ganze Gegend hieß davon Laurentinus ager und die Einwohner Laurentes. Dieſer Wald ſoll noch zu den Zeiten des Kaiſers Commodus geſtanden haben. Zwiſchen der Tiber und der Stadt Laurentum hatte Aeneas ſein Lager aufgeſchlagen, welches den Namen Troja führte. Oeſtlich von demſelben, vier und zwanzig Stadien von der Tiber, lag die Stadt Laurentum; weiter hin traf man auf den kleinen Fluß Numicus und auf den Quell der Juturna, und noch weiter öſtlich, eine halbe geographiſche Meile vom Meere, auf die Stadt Lavinium. Jenſeits der Quelle des Numicus und der Juturna befand ſich der Berg, auf welchem dreißig Jahre nach der Erbauung von Lavinium, die Stadt Alba Longa gegründet wurde. Hinter derſelben, gegen die Herniker zu, lag Aricia; weiter oberhalb im äußerſten, nordöſtlichſten Winkel Latiums, die Stadt Präneſte; am nördlichen Ende deſſelben aber die Stadt Tibur, und zwiſchen dieſen beiden Städten und Rom, Gabii und Tusculum. Alle dieſe Städte waren Colonieen von Alba Longa. Die erſte Colonie der Römer unter Ancus Martius war Oſtia, unterhalb Rom. Die Flüſſe Latiums waren: die Tiber, der Liris, der Anio, Numicus, Ufens, Amaſenus und Almo. Der Ufens floß durch die pontiniſchen Sümpfe. Dieſe waren ſchon von den älteſten Zeiten her berühmt und breiteten ſich zwiſchen den Flüſſen Ufens und Nymphäus in einem ungeheuren Umfange aus. Außer dieſen Sümpfen hatte auch Latium noch einige Seen, unter denen der Lacus Regillus beſonders berühmt iſt. Die Berge Latiums waren eigentlich nur Hügel, einige ausgenommen, z. B. der albaniſche Berg und der Algidus. Latium führt jetzt den Namen Patrimonium Petri.

Latôna (Letho), eine Tochter des Zeus und der Phöbe, oder des Saturnus, oder auch des Polus, gebar vom Jupiter den Apollo und

die Diana. Während ihrer Schwangerſchaft ward ſie von der Juno auf das heftigſte verfolgt: denn auf ihren Befehl mußte der ſchreckliche Drache Pytho ihr allenthalben Tod und Verderben drohen, und die Erde, durch einen Eid verpflichtet, ihr keinen Ruheplatz, welchen die Sonne beſchiene, zur Niederkunft gewähren. Lange irrte ſie unſtät und flüchtig auf der Erde herum, bis endlich die Götter ſich ihrer erbarmten und Neptun die Inſel Delos aus dem Meere hervorgehen ließ, wo Latona, ohne daß dadurch der Eidſchwur der Erde verletzt wurde, niederkommen konnte. Auch ſoll ſich Latona vorher ſchon in eine Wachtel verwandelt haben, um deſto beſſer verborgen bleiben zu können. Nachher ſuchte der Rieſe Tityus ſie gewaltſam zur Liebe zu zwingen, ward aber dafür vom Apollo und der Diana getödtet. Nach einigen ſoll dieſer Rieſe ſchon vor ihrer Schwangerſchaft vom Jupiter mit dem Blitze erſchlagen worden ſeyn. Auch verwandelte er einige Bauern Lyciens, die ſie auf ihrer Flucht aus Delos, von wo ſie von der Juno wieder verjagt worden war, nicht aus einem See wollten trinken laſſen, auf ihre Bitte in Fröſche. Da ſich Niobe, aus Stolz auf ihre vielen Kinder, über ſie erheben wollte; ſo erſchoſſen Apollo und Diana die Söhne und Töchter derſelben. Sie wird als eine ſanftmüthige, freundliche Göttin in meerfarbenem Gewande geſchildert. Sie heilte mit der Diana den verwundeten Aeneas und krönte ihn mit Ruhm. Als Diana, von der Juno gemißhandelt, nach dem Olymp floh, trug ihr Latona die zurückgelaſſenen Pfeile und Köcher nach. In dem Göttergefechte in dem Kriege zwiſchen den Griechen und Trojanern, ſtand ſie gegen Mercur, der ſie aber unangefochten nach dem Olymp zurückkehren ließ. Als Mutter des Apollo und der Diana wird ſie von einigen zu den höhern Gottheiten gezählt. Oerter ihrer Verehrung waren vorzüglich: Lycien, Delos, Athen und andere Städte Griechenlands. In Creta ward ihr zu Ehren ein beſonderes Feſt gefeiert, welches Ekdyſia hieß. Bisweilen nimmt man ſie für das Symbol der Nacht, weil die Sonne gleichſam aus der Nacht hervorgeht. Daher wird auch ihr Name von dem griechiſchen Worte lanthanein (verbergen) hergeleitet.

Lattaignant (Gabriel-Charles von) ward zu Paris gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts geboren und von ſeinen Eltern zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Obgleich in der Folge Canonicus zu Rheims und Parlementsrath zu Paris, wußte er dennoch mit dem Ernſte dieſer Würden eine gewiſſe fröhliche Liebenswürdigkeit, einen lebendigen Hang zum Vergnügen und eine nicht geringe Anlage zur leichten Poeſie zu vereinigen. Durch die Leichtigkeit, mit welcher er ſeine oft ſehr gelungenen Lieder und Tiſchgeſänge auf der Stelle zu verfertigen wußte, wurde er als der geſuchteſte Gaſt jedes Feſtes betrachtet, und ſomit ſtand er während dreißig Jahre in dem Rufe, der glücklichſte Liederdichter zu ſeyn. Ob er gleich von Natur keine Anlage zur Satyre hatte; ſo glaubte er dergleichen doch in einigen Vaudevilles anbringen zu müſſen, welche ihm aber, wie man ſagt, beſonders von Seiten des Grafen Clermont-Tonnere, fühlbare Unannehmlichkeiten zuzogen. Ja, eines Tages trug es ſich ſogar zu, daß jemand, der von ihm beleidigt war, ſich in der Perſon irrte und einem andern Canonicus von Rheims, der Lattaignant glich, diejenige Belohnung zuertheilte, welche diesem zugedacht war. Lattaignant nannte nun jenen Canonicus fortan einen Einnehmer. Nachdem er übrigens alle Freuden des Lebens genoſſen hatte, glaubte er, bei herannahendem Alter, ſich der Frömmigkeit widmen zu müſſen und begab ſich deshalb in ein Mönchskloſter, wo er am

10. Jan. 1779 ſtarb. Der Zufall wollte, daß die Bekehrung Lattaignants von dem Abbé Gauthier, der auch Voltaire's Beichtvater war, ins Werk gerichtet wurde. Seine Gedichte erſchienen in vier Duodezbänden, welchen nach ſeinem Tode noch ſeine Lieder und ſeine hinterlaſſenen Werke gefolgt ſind. Mit Ausnahme von etwa zwanzig ſeiner Lieder, können wir die übrigen dichteriſchen Verſuche des Abbé von Lattaignant nicht anders als unbedeutend, ſchwach und kraftlos nennen. Im J. 1810 iſt ein Choix des poésies de l'Abbé de Lattaignant (Auswahl der Gedichte des Abbé von Lattaignant) in einem Octodezbändchen erſchienen. Lattaignant hat übrigens, wie bekannt, zu der Perſon gleiches Namens Anlaß gegeben, welche in dem franzöſiſchen Vaudeville, Fanchon la vielleuse (Fanchon das Leiermädchen), vorkommt. Auch dem deutſchen Publicum iſt dieſer Charakter aus Kotzebue's Ueberſetzung jenes Vaudevilles bekannt.

Latüde (H. Mazers von) wurde im J. 1724 zu Montagnac in Languedoc geboren und im 20ſten Jahre ſeines Alters unter Ludwig XV. in die Baſtille geſperrt, weil er, wie man ſagte, der Pompadour von einem, angeblich gegen ihr Leben angeſtifteten Complotte, welches aber nicht vorhanden war, eine falſche Anzeige gemacht hatte. Er gedachte nämlich durch dieſen erdichteten Eifer die Protection der königlichen Maitreſſe zu erhalten und zeigte ihr an, ſie werde eine mit dem feinſten Gifte angefüllte Schachtel empfangen: doch enthielt dieſe Schachtel, die er ſelbſt zubereitet hatte, nichts als ein wenig Aſche. Ein langes Gefängniß ward darauf die Strafe dieſes Betrugs. Mehrere Male ſuchte er zu entweichen; aber ſtets dienten dieſe Verſuche nur dazu, ihn nur noch enger einzukerkern. So ward er theils in der Baſtille, theils zu Vincennes und im Bicêtre 35 Jahre gefangen gehalten. Als er endlich zu Anfange der Revolution in Freiheit geſetzt wurde, gab er ſeine Denkwürdigkeiten heraus, die, außer intereſſanten Zügen, noch den Beweis liefern, daß von 20 Perſonen, die unter Ludwig XV. in die Baſtille geworfen wurden, ſtets 19 dieſe Strafe verdient hatten und nur durch Verwendung ihrer wichtigen Familien dem Galgen oder der Galeeren-Strafe entgangen waren. Und doch wurden dieſe Denkwürdigkeiten in den Händen der Revolutionspartei eine gefährliche Waffe gegen die königliche Familie und gegen die Anhänger derſelben. Nachdem die Nationalverſammlung dem Latüde 1790 eine Penſion bewilligt hatte, dieſe aber nachher eingezogen worden war, wurden die Erben Amelot's und der Pompadour durch die Geſetze verurtheilt, dem Latüde einen Schadenerſatz zu geben. Von ihnen erhielt er einige Meiereien, die ihm bis an ſein Ende anſtändigen Unterhalt verſchafften. Die Strickleitern und übrigen Geräthſchaften, deren er ſich, wie er ſagte, mit unglaublicher Geduld und Geſchicklichkeit bei ſeinen Entweichungen bedient hatte, ſind lange Zeit dem Publicum zur Anſicht dargeboten worden. Ein Schiffsjunge, der angeklagt war, ein engliſcher Spion zu ſeyn, und ebenfalls in der Baſtille ſaß, hatte jene Geräthſchaften verfertigt. Latüde ſtarb zu Paris im December 1804 in einem Alter von 80 Jahren.

Lauchſtädt, ein Städtchen im vormaligen Stifte Merſeburg, von ungefähr 130 Häuſern und mehr als 700 Einwohnern, mit einem Schloß und Amte, iſt wegen des berühmten Bades daſelbſt im Sommer der Aufenthaltsort vieler bedeutender Perſonen und Luſtgeſellſchaften, welche letztere ſich dort beſonders Sonntags aus allen nahgelegenen größern und kleinern Orten zu verſammeln pflegen. Eine Viertelſtunde davon liegt das anſehnliche Dorf Kleinlauchſtädt.

Laudon ſ. Loudon.

Lauenburg, Herzogthum im niederſächſiſchen Kreiſe, an der Elbe, zwiſchen dem mecklenburgiſchen, lüneburgiſchen und holſteiniſchen Gebiete, hatte ehemals ſeine eigenen Herzöge aus dem Hauſe Ascanien; dieſe ſind aber 1689 mit dem Herzoge Julius Franz ausgeſtorben. Von dortan wurde es vom Kurhauſe Braunſchweig als ein Stück der Länder Heinrichs des Löwen, und zu Folge eines zwiſchen den Herzögen von Braunſchweig und Lauenburg 1369 geſchloſſenen Vertrags, beſeſſen, nachdem Kurſachſen ſeine Befugniſſe auf dieſes Herzogthum, die ſich auf eine Anwartſchaft von 1507 und auf eine Erbverbrüderung von 1671 gründete, im J. 1697 mit Vorbehalt der Mitbelehnſchaft, demſelben überlaſſen hatte. Das Land hat 27 Quadratmeilen und ungefähr 50,000 Einwohner. Dieſe treiben Ackerbau, Viehzucht, Fiſcherei, Obſt- und Flachsbau, Bienenzucht und führen beträchtliches Holz aus. Ueberdieß gibt die ſtarke Paſſage nach Hamburg beträchtlichen Verdienſt durch Fuhrwerk. Es hat ſeine eigene Regierung, Hofgericht und Conſiſtorium, und beſteht aus 3 Städten, 1 Flecken, 133 Dörfern und 27 Rittergütern. Nach der Beſitznahme des Herzogthums Lauenburg ließ der Kaiſer Napoleon daſſelbe auch da noch für eigene Rechnung verwalten, als er ſchon die übrigen braunſchweigiſchen Staaten 1806 und 1810 mit dem Königreiche Weſtphalen vereinigt hatte. Am Ende des J. 1810 fügte er es zu ſeinem Departement der Elbmündungen hinzu. Nach Vertreibung Napoleons vom franzöſiſchen Throne fiel Lauenburg ſeinem vorigen rechtmäßigen Herrn, dem Kurhauſe Braunſchweig, wieder anheim. Allein vermöge des 4. Art. des in Wien am 29. Mai 1815 zwiſchen Preuſſen und Großbrittanien abgeſchloſſenen Vertrags überließ die letztere Macht das Land, mit Ausnahme des kleinen auf dem linken Elbeufer liegenden Theils, an die erſtere. Durch den Wiener Vertrag vom 4. Juni 1815 aber trat Preuſſen daſſelbe an Dänemark ab, von welcher Abtretung jedoch das zwiſchen der Elbe und Mecklenburg liegende Amt Neuhaus, ſo wie die an dies Amt gränzenden und davon eingeſchloſſenen Lauenburgiſchen Dörfer ausgenommen blieben. Lauenburg, die Hauptſtadt, liegt auf einem Berge an der Elbe, und hat ungleichen Bau und ungleiche Straſſen, 460 Häuſer und 3,300 Einwohner. Es werden hier viele auf der Elbe ankommende Güter auf der Stecknitz nach Lübeck geſchafft, welches einen beträchtlichen Zoll von beinahe 50,000 Rthlr. einbringt.

Laufgraben (approches, tranchées) ſind Graben, welche ſchief und durch allerlei Umwege gegen eine belagerte Feſtung geführt werden, und zwar ſo, daß die aufgeworfene Erde nach der Feſtung zu ſtets eine Art Wall bildet, damit ſich in denſelben die Belagerer der Feſtung ohne Gefahr nähern können. Um dieſe Laufgraben, welche gewöhnlich 4 — 7 Fuß tief und 11 — 12 Fuß breit ſind, zu zernichten, machen die Belagerten oft Gegenlaufgraben (contre-approches). Im Allgemeinen werden unter Laufgraben alle Arten von Werken verſtanden, welche die Belagerer vor einer Feſtung aufwerfen, um dieſe in ihre Gewalt zu bekommen. Die Laufgraben eröffnen (ouvrir les tranchées) bedeutet demnach ſo viel, als ſolche Werke anzulegen beginnen. Der Marſchall de Vauban (geb. 1635, geſt. 1707) war der Erfinder derſelben.

Laugenſalze, ſ. Alkali.

Laune. Das Wort Laune, ſagt Garve (Sammlung einiger Abhandlungen, Leipz. 1802, B. 2. S. 29 ff.), iſt ohne Zweifel ein altes deutſches Wort, welches wahrſcheinlich von luna herkommt, und auf

ſolche Gemüthsſtimmungen hinweiſet, die entweder ſo wandelbar als der Mond ſind, oder unter ſeinem Einfluſſe ſtehen, weil man ſie ſonſt nicht zu erklären weiß. Daraus ergiebt ſich die, wie ich glaube, älteſte und allgemeinſte Bedeutung des Worts Laune, nach welcher es eine zufällige, unerklärliche, eigenſinnige und vorübergehende Diſpoſition des Gemüths in ſeinem denkenden ſowohl, als in ſeinem empfindenden Theile bedeutet. Denn ſie iſt zwei andern Arten der Seelenzuſtände und der Seelenthätigkeiten entgegengeſetzt, ſolchen, die ſich aus bekannten Urſachen herleiten laſſen, und ſolchen, die auf begreifliche oder ſichtbare Endzwecke hinzielen. Die Launen nun, eben weil man ſie nicht zu erklären gewußt hat, weder aus den wirkenden Urſachen, noch aus den Abſichten, haben alle Nationen außerordentlichen, gewöhnlich phyſiſchen Einflüſſen zugeſchrieben: der Deutſche dem Mond; andere europäiſche Nationen dem Laufe oder der Beſchaffenheit der Säfte; letztere haben ſie daher humores genannt. Das franzöſiſche humeur und das engliſche humour waren daher urſprünglich bei weitem nicht ſo ſehr in ihrer Bedeutung unterſchieden, als ſie es jetzt, beſonders im äſthetiſchen Sinne ſind. Beide zeigten nämlich eine eigene, dem Menſchen nicht ganz gewöhnliche Stimmung des Gemüths an, die von dem Laufe und der Beſchaffenheit der Säfte, oder von einem Uebermaaße der Trockenheit und Feuchtigkeit des Körpers, oder von irgend einem in die Blutmaſſe ſich miſchenden unbekannten Stoffe abhingen. In ſo fern waren alſo beide Wörter mit dem deutſchen Worte Laune auch gleichlautend, und noch jetzt werden beide in gewiſſen Redensarten auf dieſelbe Weiſe gebraucht. Etre de bonne et de mauvaise humeur iſt nicht mehr und nicht weniger als: wohl- oder übellaunig ſeyn. To be in good or bad humour iſt im Engliſchen eine eben ſo geläufige Redensart. Die humori der Italiener ſagen etwas Aehnliches, und ſelbſt humorista iſt ihnen nicht fremd. In der Folge haben beide Worte humeur und humour, abſolut und ohne alles Beiwort gebraucht, eine ſehr verſchiedene Bedeutung erhalten. Humeur für ſich heißt immer üble Laune, oder vielmehr Unwille, Anfall von Zorn; humour hingegen wird in dieſem Falle mehr für die Stimmung zu einer gewiſſen Art des Scherzes, zu ſonderbaren, aber doch beluſtigenden Einfällen, zu Auffindung des Lächerlichen an andern, oder zu einer naiven Darſtellung ſeiner eigenen lächerlichen Seiten gehalten; Dinge, welche ohne einen gewiſſen Frohſinn, ſicher auch mit etwas Schmerz oder Uebelbehagen vermiſcht, nicht beſtehen können. Und vielleicht, ſetzt Garve hinzu, macht das Bitterſüße in der Empfindung, die man ausdrückt, etwas von dem Eigenthümlichen humoriſtiſcher Einfälle aus. Von der franzöſiſchen humeur unterſcheidet ſich die deutſche Laune darin, daß ſie nicht bloß einen unangenehmen, verdrießlichen Zuſtand andeutet (l'humeur, ſagt Trublet, est un mal physique, qui occasionne un mal moral, und ſonderbar iſt es, daß die Franzoſen für die gute Laune keinen eignen Ausdruck haben), ſondern die wandelbare Stimmung überhaupt, welche ſich von angenehmer oder unangenehmer Seite zeigen kann, je nachdem die wirkenden Urſachen verſchieden ſind, oder den unwillführlichen (unbewußten), regelloſen Wechſel angenehmer und unangenehmer Gefühle und Stimmungen, ja ſelbſt die daher entſpringende Unbeſtändigkeit der Meinungen und Geſinnungen. Denn wer ſich von den Gefühlen beherrſchen läßt, ändert letztere leicht. Carus ſagt daher: im allgemeinſten Sinne würde Laune überhaupt das unwillführliche Spiel der noch unbeſtimmten Triebe ſeyn, ſofern man ſich ihm

überläßt: dann das Gefühl, oder die Gemüthsſtimmung, von welcher wir uns keines Grundes bewußt ſind. Wechſel iſt zwar immer in den Gefühlen, aber zur Laune wird derſelbe, zu einem unnatürlichen, der Beſonnenheit und dem männlichen Charakter entgegengeſetzten Wechſel dadurch, daß er bloß leidentlich und ohne thätige Mitwirkung erfolgt, daß die beſtimmte und feſte Richtung mangelt; und daß er mehr oder minder plötzlich, ohne beſtimmbare Uebergänge erſcheint. Natürlich aber iſt die Laune noch im Kinde, ſo lange die Periode des unbeſtimmten Lebens und Träumens dauert, und das Kind ſich jenem Spiele der Kräfte leidend überlaſſen muß. Die Herrſchaft der Laune kann ſo weit gehen, daß man ſich oft über ſich ſelbſt ärgert, und doch der Laune folgt, dieß trifft aber vorzüglich nur die üble Laune, weil der Menſch in den Zuſtänden der Luſt ſich immer freier und thätiger zu verhalten pflegt. Man unterſcheidet aber im Deutſchen die gute Laune von der üblen nicht nur durch den Beiſatz, ſondern beſitzt auch in dem Beiworte zur Bezeichnung dieſer Verſchiedenheit verſchiedene Beugungen, nämlich die Ausdrücke launig und launiſch, welche man von denen gebraucht, bei welchen dieſe Zuſtände herrſchend ſind. Je nachdem man in einem dieſer Zuſtände iſt, ſieht man die Gegenſtände verſchieden an, fühlt anders bei ihnen, urtheilt anders über ſie, milder oder ſchärfer, heiterer oder düſterer. Der Uebelgelaunte deutet alle Gegenſtände übel, und wird dadurch ſich ſelbſt und andern läſtig. Die üble Laune iſt daher nicht für die Geſellſchaft. Der Launiſche läßt ſich von einer Empfindung beherrſchen, die keinen objectiven Grund hat, oder bei der er ſich wenigſtens eines ſolchen nicht bewußt iſt. Er iſt mürriſch und beträgt ſich auch gegen den unſchuldigſten Gegenſtand gerade ſo, als wenn ſeine unangenehme Empfindung durch dieſen bewirkt wäre. Ein ſolcher Gemüthszuſtand kann durch die Einbildungen erzeugt werden, die ſich mit einem Gegenſtande vergeſellſchaftet haben, von denen die meiſten dunkel bleiben. Die böſe Laune, beſonders in ſo fern ſie herrſchend iſt, heißt bei den Engländern der Spleen. Die gute, heitere Laune, der gute Humor, iſt die ſubjective Stimmung, die Dinge lächerlich oder beluſtigend zu finden. Wer ſie hat, heißt gut gelaunt, und in wem ſie herrſchend iſt, launig; daher redet man auch von launigem Weſen, launiger Manier. Sie iſt dem nothwendig, welcher ſich der komiſchen Darſtellung widmet, und gehört in ſo fern mit zu dem komiſchen Talent. Sie iſt ferner zwar bei dem Dichter und Darſteller mehr willkührlich, indem dieſer ſeine Stimmung zu ſeinem Zwecke zu beherrſchen fähig ſeyn muß, um ein freies und harmoniſches Product der Kunſt aufzuſtellen, aber keinesweges hinreichend, ein ſolches Product hervorzubringen, wenn ſie ſich nicht mit andern Talenten verbindet. Der Launige iſt und macht luſtig, er verliert ſich oft ins Bizarre und Barocke, und kann Gegenſtänden, durch Witz, den Schein der Lächerlichkeit geben, aber ſelbſt die Laune mit Witz verbunden, oder die witzige Laune, iſt noch nicht zur komiſchen Production hinreichend. Der bloß witzigen Laune iſt es nur um Einfälle zu thun, daher ſind ihre Producte momentan. Die komiſche Production verlangt Phantaſie zur Ausbildung eines Ganzen. Die Laune iſt daher auch noch nicht der Humor (humour) im äſthetiſchen Sinne, oder die humoriſtiſche Laune der Engländer. Der Humor, in dieſer ſtrengſten Bedeutung, iſt von jener, beſonders wo ſie ſich als Perſiflage, oder feine ſatyriſche Laune zeigt, nicht bloß dadurch verſchieden, daß er mit Gefühl und Rührung gern verbunden iſt, und

mithin anzieht und erwärmt, während jene oft beleidigt, abſtößt und erkältet, ſondern hat noch mehrere eigenthümliche Züge, z. B., daß er mit Gutmüthigkeit und Naivetät, und einer ungemeinen Vorliebe zu dem Sonderbaren verbunden, daß er wechſelnd und phantaſtiſch iſt, daß der Ernſt oft dazwiſchen tritt, wobei doch immer der Scherz die Oberhand behält; vor allem aber, daß der Humor mit Phantaſie verſchmolzen weniger beſchränkt nicht auf einzelne Gegenſtände, ſondern immer auf das Ganze gerichtet iſt, lebendig individualiſirt u. ſ. w. Das Weitere hierüber, ſiehe in dem Artikel *Humor*, und in Jean Paul F. Richters, dieſes wahren deutſchen Humoriſten, Vorſchule des Aeſthetik (VI Programmen), wo dieſer Unterſchied, obwohl nicht völlig klar, ausgeführt und mit Beiſpielen belegt wird. Daß aber in letzterm der äſthetiſche Humor, oder der darſtellende, individualiſirende gemeint werde, liegt am Tage. Die antiken Darſtellungen, welche durchaus mehr nach *Objectivität* hinſtrebten, beſitzen ihn nicht. In der *neuern* Zeit aber iſt die Laune in den komiſchen Darſtellungen, wie das *Lyriſche* überhaupt, vorherrſchend, daher vielleicht Jean Paul das Humoriſtiſche das Romantiſch-Komiſche nennt. Von dem *Launigen* und *Launiſchen* unterſcheiden wir endlich noch den *Launenhaften*, oder den, welcher der Laune im erſten Sinne, d. i. dem Launenwechſel unterworfen iſt, der ſich ſelbſt zu beherrſchen unfähig, ſtatt in ſeinen Entſchlüſſen von einem feſten Willen und beſonnener Prüfung geleitet zu werden, unſtät wie die Meereswoge, der wandelbaren Stimmung ſeines Gemüths folgt. Eine ſolche Abweichung von dem völlig geſunden, oder völlig *vernünftigen* Zuſtande, grenzt mehr oder weniger an das Ungereimte, und führt dadurch das Lächerliche herbei; daher iſt die Laune mit dem Komiſchen verwandt und zeigt ſich oft in demſelben, ſo daß man ſie ſogar als *Unterart des Lächerlichen* betrachtet hat. Der *launiſche* und der *launenhafte* Charakter können nämlich von einer ſehr lächerlichen Seite betrachtet werden; die (gute) *Laune* und der *Launige* aber iſt beluſtigend oder *macht* lächerlich und gehört zur Darſtellung des Lächerlichen. T.

Laura, die berühmte Geliebte des großen Petrarcha, von der man lange nichts Beſtimmtes wußte, und ſich mit Mährchen trug, über welche aber der Herr von Sade in ſeinen Mémoires pour la vie de Fr. Petrarque aus Familiennachrichten beſtimmtere Kunde gegeben hat. Sie ſtammte aus einem vornehmen provenzaliſchen Geſchlechte, und war Tochter eines Syndikus, Audibert von Noves. Geboren ward ſie zu Avignon um 1307, und vermählt 1325 mit Hugo von Sade. Am 6. April 1327 erblickte ſie in der Kirche zur heil. Clara bei einem Morgengebete ein ſchöner 23jähriger Jüngling, der eben von der Univerſität Bologna zurückgekommen war. Dieß war der nachmals ſo berühmte Petrarcha. Erblicken die Herrliche und ſie mit der höchſten Begeiſterung lieben, war eins bei ihm. Da ſie ſchon vermählt war, konnte ſie die Seinige nicht werden; wohl aber durfte er ſie, nach dem Geiſte jener Zeit, laut feiern als die Geliebte ſeines Herzens. Seine Liebe war entzückte Begeiſterung und platoniſche Schwärmerei. Madonna Laura mag auch ſeiner Feier werth geweſen ſeyn; denn, obgleich die Blüthe ihrer Schönheit bald durch Krankheiten und Entbindungen ihren Schimmer verloren hatte, ſo blieb doch ihre Anmuth, ſo ſtieg doch ihre Geiſtes- und Herzensbildung. Petrarcha's Schriften ſind voll von dem Lobe dieſer geiſtreichen und liebenswürdigen Frau; mit entzücktem Lobe preiſet er ihre himmliſch lieblichen Augen, ihren ſanften Blick, ihren Mund voll Perlen und Roſen, ihr Engelslächeln, ihre ſüße Rede,

ihre blonden Locken, ihre ſchönen Thränen und zarten Seufzer, ihre unbeſchreibliche Anmuth, ihre majeſtätiſche Haltung, ihr faſt übermenſchliches Weſen. Eine ſinnige Miene war verbunden mit einer heitern Seele, großer Verſtand mit reinem Herzen, Frucht des Alters mit Blüthe der Jugend; und bei allen ihren Vorzügen war ſie beſcheiden, nicht irdiſch, ſondern himmliſch geſinnt. Darum glaubte er bei ihrem Anſchauen Göttliches zu ſehn. Sie war ihm ein Ideal der Schönheit ſowohl als der Tugend. Darum wandelte ihm ihre Nähe, die er nicht oft genoß, die Erde in ein Paradies; darum veredelte ſeine Liebe ſein Herz zu ſeinem Ideale. Sie benahm ſich äußerſt fein gegen ihn. Liebreich, wollte ſie den guten Schwärmer, der ſie feierte, nicht niederſchlagen; aber auch ihrer Tugend nichts vergeben. Seine Flamme wußte ſie zu mäßigen durch ihre Blicke und durch ſchüchterne Zurückhaltung; ſeine Schwermuth aber wieder durch einen freundlichen Blick zu verſcheuchen. Am 6. April 1348 ward ſie von der Peſt hingerafft. (Ihr Grabmal hat die franzöſiſche Revolution zerſtört.) Petrarcha war faſt untröſtlich über das Hinſcheiden der Göttlichen, und wie er ſie im Leben an 20 Jahre gefeiert hatte, ſo auch 20 Jahre nach ihrem Tode, da er ſie wieder auf neue Weiſe beſang. Unter ſeinen vielen Sonetten und Canzonen auf Laura ſind manche vortrefflich, ſo wie auch das, was ſich in ſeinem trionfo del morte (wo wir, ſo wie in ſeinen lateiniſchen Briefen, Aufſchlüſſe über ihr Verhältniß zu ihm erhalten) auf ſie bezieht. Seine ſüſſen wohllautsvollen Lieder auf Laura ſind immer ſchön für jeden, der Sinn hat für zarte Liebe. Laura hat darum zufällig großes Verdienſt um die Bildung der italieniſchen Sprache und Poeſie, denn ohne ſie hätte Petrarcha nur lateiniſch gedichtet.

Lauſanne, eine angenehme Stadt auf drei Hügeln, im Canton Watland (Pays de Vaud) in der Schweiz, eine halbe Stunde vom Genferſee, hat ſeit 1536 ein Gymnaſium, welches 1806 zu einem akademiſchen Inſtitute mit 14 Profeſſoren und einem Rector erhoben iſt, und zählt 1500 Häuſer und wenigſtens über 8000 Einwohner. Die ehemaligen hieſigen Gold- und Silberarbeiter ſo wie die vielen Buchdruckereien, haben in der letzten Zeit bedeutend abgenommen; auch beſitzt die Stadt einigen Handel mit eigenen Weinen. Ihren vorzüglichſten Erwerbzweig haben die Einwohner jedoch von den vielen Fremden, welche wegen der ſchönen Lage, ſo wie in der Abſicht, ſich in der franzöſiſchen Sprache und im geſellſchaftlichen Tone der feinen Welt auszubilden, aus allen Gegenden Europa's nach Lauſanne kommen. Sie ſtand ehemals unter dem Canton Bern, deſſen Landvoigt auf dem biſchöflichen Schloſſe reſidirte, und über das umliegende Land zu gebieten hatte. Der Biſchoff, welcher 1716 zum Reichsfürſten erhoben war, hielt ſich, ſeit die Stadt die reformirte Religion angenommen hatte, nicht mehr zu Lauſanne, ſondern zu Freyburg auf.

Lauſitz heißt das vor Alters ſlaviſche, jetzt deutſche Land, welches im Oſten an Schleſien, im Süden an Böhmen, im Weſten an Meißen und den ſächſiſchen Kurkreis und im Norden an die Mark Brandenburg grenzt. Es zerfällt in die Oberlauſitz, oder den ſüdlichen, und die Niederlauſitz, oder den nördlichen Theil, obwohl der wendiſche Name Lauſitz, ein Marſchland bedeutend, bis ins 15. Jahrhundert nur der Niederlauſitz, auf die er auch allein paßt, eigen war. Die Oberlauſitz hatte vor alten Zeiten keinen beſondern Namen, ſpäterhin hieß ſie die ſechs Lande und Städte. So werden auch beide Theile Markgrafthümer genannt, obgleich nur die Niederlauſitz eines iſt. Nach Süden an die Sudeten ſich anlehnend, und von da durch

fruchtbare Felder gegen die Niederungen der Niederlauſitz ablaufend, bietet die Oberlauſitz eine anziehende Abwechſelung ebener und bergiger Gegenden, und allenthalben den Anblick des durch Wohlſtand belohnten ſorgfältigen Anbaues. Getreide iſt das hauptſächlichſte Product der Ebene, der dagegen Holz mangelt, welches in dem Gebirge und in den nordweſtlichen Gegenden in Ueberfluß iſt. In letztern wird aber auch viel Heidekorn gebauet. Die Niederlauſitz, ein waldiges, von vielen Flüſſen und kleinen Seen bewäſſertes Land, worin moraſtiger Boden mit vorherrſchendem Sande wechſelt, iſt dem Ackerbau weniger günſtig; da hingegen die Obſtcultur hier ausgezeichnet iſt, und freiwillige Erzeugniſſe der Natur, als Holz, Wild, Fiſche, ſich im Ueberfluß finden. Die Spree, die auf den Sudeten entſpringt, und in gerader Richtung nach Norden der Mark Brandenburg zuſtrömmt, kann als der Hauptfluß beider Lauſitzen betrachtet werden, und der Hauptwald der Niederlauſitz heißt von ihr der Spreewald. Die Neiße und der Queiß, ſo wie der der Lauſitz nur wenig angehörige Bober gehören zum Flußgebiete der Oder, welche die Niederlauſitz am äußerſten Nordoſten ſo ſtreift, daß nur *ein* lauſitzer Dorf (Schiolo) auf ihrem rechten Ufer liegt, welches, mit dem daſigen bedeutenden Oderzoll, zwar im hubertsburger Frieden an Preußen abgetreten wurde, aber nie übergeben worden iſt. Die Bevölkerung beider Lauſitzen beträgt eine halbe Million Menſchen. Die ſorbiſchen Wenden, die im 7ten Jahrhundert von dieſen Landen Beſitz genommen, machen noch die Mehrzahl der Landbewohner aus. Eine beſondere Tracht iſt ihnen eigen, und ſie haben den alten Nationalhaß gegen die Deutſchen noch bewahrt. Dagegen wohnen in den Städten faſt lauter Deutſche. Die wendiſche Sprache iſt in der Ober- und Niederlauſitz, bis zur Mühſamkeit des gegenſeitigen Verſtehens, verſchieden. Die Lauſitzer ſind ein Volk von großer Betriebſamkeit in vielen Zweigen des Fabrikfleißes, beſonders aber iſt die Tuchfabrikation, deren Hauptſitz Görlitz, und die Leinweberei merkwürdig. Letztere erſtrekt ſich über alle Sorten Leinwand und Tafelzeuge von den gröbſten bis zu den feinſten, und beſchäftigt allein viele große Dörfer, die von ſolcher Ausdehnung nur hier gefunden werden. Beide Manufacturzweige begründen einen Großhandel von der größten Wichtigkeit nach England, Spanien und America. Die Verfaſſung beider Lauſitzen war bisher von einander ſehr verſchieden, die Achtung der ſtändiſchen Gerechtſame jedoch in beiden groß, wiewohl größer in der Oberlauſitz. Die Stände beider Markgrafthümer theilten ſich in Land und Städte, und die Landſtände wieder in Herren, oder Standesherren, Prälaten und Ritterſchaft. Die Erſtern waren in der Oberlauſitz die 4 Herrſchaften Hoyerswerda, Königsbrück, Mußkau und Seidenberg, die Prälaten des Domcapitels zu Budißin, die Klöſter Marienſtern, Marienthal und zu Lauban (ſämmtlich katholiſch). Die Ritterſchaft hatte das Recht, Bürgerliche vom Ankaufe von oberlauſitziſchen Rittergütern auszuſchließen. Die Städte, die den zweiten Stand ausmachten, waren in der Oberlauſitz folgende ſechs: Budißin (Bautzen), die das Directorium führt, Görlitz, Zittau, Lauban, Camenz, Löbau, und hießen die Sechsſtädte. Sie hatten im Mittelalter einen Bund gegen die Herren und die Ritterſchaft, ihre Feinde, und hatten die unmittelbare Abhängigkeit vom Landesherrn behauptet, dahingegen die übrigen Städte den Herren und Prälaten gehören. Ohne Zuziehung dieſer Stände konnte in der Oberlauſitz keine Steuer auferlegt werden. Man nannte dort die Steuern, freiwillige und gutherzige Bewilligungen, und ſie wurden von den Ständen ſelbſt erhoben. Die Oberlauſitz

war in zwei Kreiſe getheilt, den Budiſſinſchen und Görlitziſchen, zu deren jedem drei der Sechsſtädte, zwei Herrſchaften und eben ſo viel Prälaten gehörten. Die Stelle des Landvoigts oder landesherrlichen Statthalters wurde ehedem gewöhnlich von Prinzen aus dem kurfürſtl. Hauſe bekleidet, iſt aber ſeit Kurfürſt Friedrich Chriſtian unbeſetzt geblieben. Er hatte die Aufſicht über alle Juſtiz-, Polizei- und Wohlfahrtsangelegenheiten des ganzen Markgrafthums, ſo wie der Landeshauptmann über alle Finanzſachen. Dem Landvoigt und dem Landeshauptmann waren in jedem der beiden Kreiſe ein Amtshauptmann und zwei Landesälteſte untergeordnet. Der Amtshauptmann des budiſſiniſchen Kreiſes verſah aber die vacante Stelle des Landvoigts, hieß deßwegen Oberamtsverwalter, und hatte dazu wieder einen Stellvertreter in dem erſten Landesälteſten des bauzner Kreiſes. Die Landesälteſten wurden von den Ständen ihres Kreiſes, der Oberamtsverwalter, der Landeshauptmann und der Amtshauptmann von Görlitz vom Landesherrn, jedoch aus ſechs Candidaten, welche die Landſtände (beim Amtshauptmann nur die des görlitzer Kreiſes) ihm vorſchlugen, gewählt. Dieſe höchſten Beamten bildeten nebſt zehn Deputirten der Sechsſtädte, in ein Collegium vereinigt, zugleich das höchſte Gericht des Landes, Oberamt genannt. Der Kanzlei dieſes Gerichts war ein Oberamtskanzler vorgeſetzt. Auch die erſten Inſtanzen für Unterthanen, die nicht unter Patrimonialgerichten ſtanden, oder die Aemter der beiden Kreiſe wurden von den Ständen beſetzt, die ſolchergeſtalt (was in keinem deutſchen Lande je der Fall geweſen iſt, oder bis auf die neueſten Zeiten geblieben ſeyn würde) die richterliche Gewalt im Staate ausübten; doch ſetzte der Landesherr in jedem Kreiſe ein Hofgericht, welches mit dem Amte in der Gerichtsbarkeit concurrirte. In den Sechsſtädten wurde die Gerichtsbarkeit erſter Inſtanz von den Stadträthen ausgeübt, und ſie ſtanden unmittelbar unter dem Oberamte. Die Landeshauptmannſchaft oder oberſte Finanzſtelle beſtand aus dem Landeshauptmann, dem Controlleur deſſelben (Gegenhändler), nebſt einigen Subalternen. Auf den oberlauſitzer Landtagen hatten die Landſtände zuſammen Eine Stimme, und die Städte zuſammen die andere. Der Landesherr berief die Landtage durch das Oberamt, welche (ſtändiſche) Behörde jedoch auch das seltene Recht hatte, die Stände ohne landesherrliche Verordnung zu verſammeln. Zu den Landtagsbeſchlüſſen war nur dann, wenn das landesherrliche Intereſſe ins Spiel kam, die landesherrliche Beſtätigung erfoderlich. Faſt dieſelbe merkwürdige freie Verfaſſung hatte ehedem die Niederlauſitz, bis Herzog Chriſtian I. von Sachſen-Merſeburg, dem, nach dem Teſtamente Johann Georgs I., die Niederlauſitz mit zugefallen war, dort das ſtändiſche Regiment abſchafte, eine Oberamtsregierung und ein Conſiſtorium einſetzte, und nur die Landeshauptmannſchaft beſtehen ließ. Doch hatten die Stände nicht nur das Recht, einige Oberamtsregierungsräthe zu ernennen, ſondern auch ſo freie Steuerverfaſſung, als in der Oberlauſitz, erhalten. Auf den Landtagen hatte auch hier das Land Eine und das ſtädtiſche Collegium eine Stimme. Unter den Ständen der Niederlauſitz waren zwei Prälaten, der katholiſche Abt von Neuenzelle und der Johannitermeiſter zu Sonnenburg wegen Friedland und Schenkendorf, und 12 Standesherren. Der landtagsfähigen Städte waren nur vier: Luckau, Lübben, Guben und Calau. Die Landtage wurden in der Niederlauſitz durch die Oberamtsregierung berufen; doch nie ohne landesherrlichen Befehl; ſo wie auch die Landtagsbeſchlüſſe ohne Unterſchied erſt durch landesherrliche Beſtätigung Kraft erhielten. In Hinſicht auf den Beſitz von Rittergütern galt in der Niederlauſitz das Indigenat, doch waren Oberlauſitzer nicht

davon ausgeſchloſſen. Die Oberlauſitz war zu Heinrichs I. Zeiten von den Milzinnerſlaven bewohnt, die ſchon zu ſehr frühen Zeiten den Herzogen von Böhmen unterworfen worden ſind. Durch Heirathen kam die Oberlauſitz auf eine Zeitlang an Brandenburg, indem Mechtilde, Tochter Conrads II., Markgrafen von der Niederlauſitz, und Eliſabeth der Wittwe König Sobieslavs II. von Böhmen, im J. 1205 dem Markgrafen Albrecht II. von Brandenburg Camenz und Ruhland, die ſie von ihrer Mutter, als deren von Sobieslav ausgeſetztes Witthum, ererbt, zubrachte; ſo wie Beatrix, Tochter Königs Wenzel I., 1231 dem Markgrafen Otto III. den Reſt des Landes, außer Zittau. Nach dem Tode Kurfürſt Waldemars von Brandenburg und dem damit eingetretenen Abgange des askaniſchen Mannsſtammes (1319) machte Herzog Heinrich von Jauer, aus dem Rechte ſeiner Gemahlin, Mechtilde von Brandenburg, Anſprüche auf die Oberlauſitz; aber die Stände kehrten zu Böhmen zurück, und unterwarfen ſich freiwillig dem König Johann, der nach Heinrichs Entſagung die kaiſerliche Belehnung erhielt. In dieſer freiwilligen Unterwerfung liegt der erſte Grund der großen Freiheiten, deren, wie wir geſehen, die oberlauſitziſchen Stände genoßen. Um dieſelbe Zeit, wo in ganz Deutſchland der ſtädtiſche Geiſt die Jahrhunderte lang gereifte Kraft am lebhafteſten zu fühlen und am ſtärkſten zu äußern begann, im J. 1337 ſchloſſen auch die ſechs Städte einen Bund, der Uebermacht des Adels die Wage zu halten, was ihnen ſo glücklich gelang, daß ſie bis auf unſre Zeiten das Landesregiment zur Hälfte in Händen hatten. Carl IV. verleibte 1355 die Oberlauſitz durch eine förmliche Urkunde dem Königreiche Böhmen ein, zertheilte ſie aber ſelbſt, indem er das Land Görlitz ſeinem dritten Sohne Johann gab, der Herzog von Görlitz hieß, nach deſſen Tode (1395) jedoch dieſer Landestheil an Böhmen zurückfiel. Im olmützer Frieden (20. July 1479) trat König Wladislav V. von Böhmen die Lauſitz nebſt Schleſien und Mähren an Matthias Corvinus von Ungarn auf Lebenszeit ab; ſeit deſſen Tode aber iſt ſie unzertrennlich bei Böhmen geblieben, und mit ihm 1526 an Oeſterreich gefallen, unter deſſen Kaiſer Rudolf II. im J. 1562 den Ständen einen Freiheits- und Gnadenbrief ausſtellte, der noch jetzt, unter dem Namen der Obergerichtsgnade, die Hauptbaſis ihrer Vorrechte iſt. In der Niederlauſitz ſtiftete zuerſt Otto I., nach Bezwingung der lauſitzer Slaven, eine Markgrafſchaft unter dem Namen der öſtlichen Mark, auch die Mark Lauſitz genannt. Der erſte bekannte Markgraf, Gero, führte viele Kriege mit den Wenden, und vererbte die markgräfliche Würde auf ſein Haus, das 1075 mit Otto ausſtarb. Dieſem folgte Dedo aus dem wettiniſchen Hauſe der nachherigen Markgrafen von Meiſſen, und dieſem der Herzog Wratislav von Böhmen, welcher ſie aber gegen Dedo's Sohn, Heinrich den Aeltern von Meiſſen, nicht behaupten konnte. Dem Sohne des letztern, Heinrich dem Jüngern, entrieß die Niederlauſitz 1123 Graf Wieprecht von Greitzſch. Ihn verdrängte wiederum Albrecht von Ballenſtädt, mußte ſie aber Wieprechts Sohn, Heinrich, 1131 wieder überlaſſen, nach deſſen unbeerbtem Tode (1136) Kaiſer Lothar II. den Markgraf Conrad den Großen von Meiſſen damit belehnte. Dieß Land blieb nun mit Meiſſen verbunden, bis Friedrich mit der gebiſſenen Wange es in dem Vergleich zu Tangermünde (1312) an Brandenburg abtreten mußte, wodurch Waldemar von Brandenburg beide Lauſitzen auf kurze Zeit vereinigte. Nach Ausſterben der askaniſchen Markgrafen von Brandenburg (1319) nahm der askaniſche Kurfürſt Rudolf der III. von Sachſen Brandenburg und Lauſitz in Anſpruch, und ſuchte ſich in Beſitz der letztern zu ſetzen;

mußte aber bald dem neuen Kurfürſten Ludwig von Brandenburg, Sohn Kaiſers Ludwigs des Bayern, weichen. Deſſen Brüder, Ludwig der Römer und Otto verpfändeten die Niederlauſitz 1361 an die Markgrafen von Meiſſen, Friedrich den Strengen, Balthaſar und Wilhelm. Kaiſer Carl IV. kaufte 1364 dem brandenburgiſchen Hauſe alle ſeine Rechte auf die Niederlauſitz ab, löſete ſie von den Markgrafen ein, und gab ſie dem Herzog Bolko von Jauer und Schweidnitz zu Lehn (1368). Als aber dieſer ſchon nach zwei Jahren unbeerbt ſtarb, vereinigte Carl ſie mit Böhmen. Seitdem hat ſie ſtets das Schickſal Böhmens, und namentlich der Oberlauſitz getheilt, indem ſie 1479 mit an Ungarn, und 1526 an Oeſterreich gekommen. Als im Anfange des 30jährigen Krieges die Lauſitzen und Schleſien ſich gegen Ferdinand II. und ſeinen Religionszwang empört, und der proteſtantiſche Kurfürſt Johann Georg I. von Sachſen die Gefälligkeit gehabt hatte, dieſe Länder mit gewaffneter Hand zum Gehorſam des Kaiſers zurückzubringen, (1621) verpfändete ihm dieſer die Lauſitzen für ſechs Millionen Gulden, als ſo hoch die Koſten dieſes Zuges berechnet worden. (1623) Als derſelbe Kurfürſt, indeß des Kaiſers Feind und Guſtav Adolfs Bundesgenoſſe geworden, 1635 von den Schweden und der Sache ſeiner Religion wieder abfiel, und mit Oeſterreich den prager Frieden ſchloß, erwarb er von Ferdinand die Lauſitzen für ſein Haus erb- und eigenthümlich als ein böhmiſches Lehn, ſo daß Oeſterreich ſich nur eine Schutzgerechtigkeit über die katholiſchen Stifter vorbehielt. Von der erneſtiniſchen Linie ward nur den (nun ausgeſtorbenen) Herzogen von Sachſen-Altenburg, nach deren Abgang aber den Nachkommen der Töchter Johann Georgs ein Erbfolgerecht zugeſichert; doch ſollten beide Markgrafthümer ſtets ungetrennt bleiben. Die Nachkommen der Töchter Johann Georgs ſind das großherzogl. heßiſche und das herzogl. oldenburgiſche Haus. Nach dem poſener Frieden wurde der von Preußen abgetretene, mitten in der Niederlauſitz liegende, cottbuſſer Kreis damit vereiniget, in Finanzſachen jedoch unmittelbar dem Finanz-Collegium zu Dresden unterworfen. Dieſe Eroberung ging aber durch den ſiegreichen Feldzug von 1813 wieder verlohren; und auch mit dem frühern Beſitzthum hatten tief eingreifende Veränderungen ſtatt. Der König von Sachſen mußte ſeine beharrliche Anhänglichkeit an Napoleon durch große Länderabtretungen büſſen, und die Wiener Verhandlungen gaben ihm darüber Geſetze, deren Annahme er ſich nicht entziehen konnte. Die Lage der beiden Lauſitzen, welche ein Vorland vor dem Innern der Monarchie bilden, und Schleſien mit der Elbe in Zuſammenhang bringen, ließ erwarten, daß Preußen bei ſeinen Erwerbungsplanen vorzüglich auf ſie ſein Augenmerk richten werde. So geſchah es denn auch, daß nicht nur die ganze Niederlauſitz, mit 143,921 Seelen, ſondern auch der größere nördliche Theil der Oberlauſitz, mit 151,586 Seelen, mit der preußiſchen Monarchie vereinigt wurde. Blos der ſüdliche Theil der letztern, mit den Städten Zittau, Löbau, Bautzen und Camenz, und einer Bevölkerung von ungefähr 200,000 Einwohnern blieb bei dem Königreiche Sachſen. H. L.

Laute hat ihren italieniſchen Namen (il liuto), ſo wie ihren franzöſiſchen (le luth), wahrſcheinlich vom deutſchen erhalten, und iſt aus der alten Lyra (ſ. d. Art.) entſtanden. Bei den Lateinern heißt ſie Chelys oder Testudo. Dieß Inſtrument hat einen gewölbten Bauch (Corpus) von ſehr dünnen Spänen zuſammengeſetzt, einen Reſonanzboden (Dach) von tannenem Holze, einen Stiel von anſehnlicher Länge, welcher Griff heißt, und an deſſen Ende der Hals befindlich iſt, woran

die Töne durch Bände gezeichnet ſind, und oben einen krumm heruntergebogenen Kopf (Kragen), woran die Saiten (welche mit der linken Hand, wie ungefähr bei der Guitarre, gegriffen, und mit der rechten Hand angeſchlagen werden) durch Wirbel befeſtiget ſind. Gemeiniglich hat dieß Inſtrument zwölf bis dreizehn Chore (Doppelſaiten), welche jedesmal nach der Tonart, aus welcher man ſpielen will, geſtimmt werden müſſen. Die Noten, nach welchen man dieſes Inſtrument ſpielt, pflegen nicht, wie gewöhnlich, auf fünf, ſondern auf ſechs Linien geſchrieben zu werden. Man hatte ehemals folgende verſchiedene Lauten: Die kleine Octav-Laute, die kleine Discant-Laute, die Choriſt-(Alt-) Laute, die Tenor-Laute, die Baß-Laute und die Großoctavbaß-Laute. Wahrſcheinlich iſt die ungemeine Schwierigkeit, mit welcher dieſes Inſtrument theils geſtimmt, theils geſpielt wird und die unaufhörliche Verſtimmung deſſelben, der Grund, warum die Laute kein gangbares Inſtrument mehr iſt. Um einen Begriff von der Verſtimmung derſelben zu geben, kann die Antwort eines berühmten Lautenſpielers dienen. Als dieſer einſtens gefragt ward, wie lange er die Laute geſpielt habe: ſo gab er gerade den vierten Theil der Zeit an, während welcher er dieſes Inſtrument wirklich ausgeübt hatte. Man bezeigte ihm ſeine Verwunderung darüber, und nun ſagte er, die übrige Zeit habe er geſtimmt. Uebrigens iſt der Bezug der Laute auch ſo koſtbar, daß Matthiſſon von ihr behauptet, es koſte zu Paris einerlei Geld, ein Pferd oder eine Laute zu halten.

Lauterbrunnen, ein ſchweizeriſches Pfarrdorf in einem engen Thale, im deutſchen Theile des Cantons Bern, iſt wegen des ſchönen Waſſerfalles, der Staubbach, berühmt, welcher ſich von einer Höhe von 925 Fuß herabſtürzt. Das reizende Thal, in welchem das Dorf liegt, iſt von tauſend Fuß hohen, ſenkrechten Felſen begrenzt, und im Hintergrunde von den ewigen Schneegebirgen eingeſchloſſen. Von einer dieſer Felſenwände ſtürzt ſich der Staubbach herunter, und zerſtäubt ſchon (daher der Name), nachdem er 300 Fuß gefallen iſt. Da das Dorf nur 2500 Fuß über der Meeresfläche liegt, ſo iſt daſelbſt noch eine vortreffliche Vegetation vorhanden.

Läuterung (in der Rechtswiſſenſchaft) beſteht darin, daß man über ein dunkles oder unbilliges Urtheil Beſchwerde führt, mit Bitte, der Richter wolle ſolches ändern oder erklären. Zuweilen fügt man die Appellation (ſ. dieſen Art.) ſogleich bei, auf den Fall, wo etwa der Richter jene Bitte nicht geſtatten würde. Nach ſächſiſchen Rechten muß jedoch eine ſolche Läuterung innerhalb zehn Tagen geſchehen, d. h. ehe das vom Richter ausgeſprochene Urtheil rechtskräftig wird. In dem ſächſiſchen Appellationsgerichte zu Dresden iſt außer der erſten Läuterung noch eine Oberläuterung zugelaſſen.

Lava, ſ. Vulcan.

Lavalette (Maria Chamans Graf von) Generalpoſtdirector in Paris, hat durch ſein Betragen in der Epoche von 1815, durch den ihm darüber gemachten Proceß und durch ſeine unerwartete Rettung aus dem Verhafte die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſenſchaft erregt. Er war im J. 1769 geboren worden. 1789 fing er das Studium des des Rechts an, das er aber nach dem Ausbruche der Revolution wieder aufgab. Um den Verfolgungen zu entgehen, die er ſich durch ſeine royaliſtiſche Denkart zugezogen, betrat er die militäriſche Laufbahn, auf der er bei ſeiner Erziehung, ſeinen Talenten und ſeinem Dienſteifer ſchnelle Fortſchritte machte. Er wurde Officier im Generalſtabe Cuſtine's, und 1795 Adjutant des Generals Baraguay-d'Hilliers, der für

ſeine Beförderung thätig ſorgte, und ihm noch ſterbend einen ſehr ſchmeichelhaften Beweis ſeiner Achtung gab, indem er ihn zum Vormund ſeiner Kinder einſetzte. Am Tage nach der Schlacht von Arcole nahm ihn Bonaparte unter ſeine Adjutanten auf; im folgenden Jahre (1797) wohnte er, als Secretair, den Friedensunterhandlungen zu Leoben bei; im nämlichen Jahre, zur Zeit des Kampfs des geſetzgebenden Körpers gegen das Directorium, wurde er von Bonaparte nach Paris geſchickt, um die Lage der Dinge einzuſehen. Er ſchloß ſich dann an die Expedition von Egypten an, nachdem er ſich zuvor mit einer Nichte der erſten Gemahlin Bonaparte's vermählt hatte. Nach der Rückkehr aus den egyptiſchen und ſyriſchen Feldzügen wurde er nach Deutſchland geſandt, um mit den ſächſiſchen, heſſiſchen und andern Höfen zu unterhandeln, welche Unterhandlungen aber durch den Sieg von Hohenlinden unnöthig geworden. In der Folge trat er von der militäriſchen Laufbahn ab, und wurde nach und nach von Napoleon zum Adminiſtrator der Amortiſationskaſſe, zum Generalpoſtdirector und zum Staatsrath erhoben. Deßgleichen ward er Großofficier der Ehrenlegion und Commandeur des Reunionsordens. Nach der Wiederherſtellung der Bourbons 1814 verlor er die wichtige und einträgliche Stelle eines Generalpoſtdirectors. Hierdurch disguſtirt, durch ſeine bisherige Laufbahn Napoleon perſönlich anhänglich und durch ſeine Gemahlin in Verwandtſchaft mit ihm ſtehend, war die Wiederkunft des Uſurpators für ihn eine erwünſchte Erſcheinung, und es mochte ihm ſchwer ſeyn, voreilige Schritte zu vermeiden. Als er Napoleons Unternehmen gelingen ſah, begab er ſich am 20. März Morgens, alſo noch vor der Ankunft deſſelben in Paris, in Begleitung des Generals Sebaſtiani, auf die Poſt, und erklärte dem Director Ferrand, daß ſeine Functionen ein Ende haben, und er im Namen des Kaiſers ſein Amt wieder antrete. Er ſtellte ſich dann dem Generalſecretär und den Generalverwaltern als Generalpoſtdirector dar. Hierauf unterzeichnete er drei Befehle, durch deren erſten er die Verſendung aller Journale und folglich auch des Amtsblatts, in welchem die königl. Proclamation enthalten war, durch den zweiten das Abſchiken der Briefſchaften der Miniſter und des Seinepräfekten verboten, und durch den dritten den von Ferrand aufgehobenen Poſtenlauf nach Lyon wieder hergeſtellt hat. Deßgleichen erließ er den nämlichen Tag ein Umlaufſchreiben an alle Poſtdirectoren, worin er ihnen ſagte: der Kaiſer werde in 3 Stunden, vielleicht noch früher, in Paris ſeyn, die Stadt ſey voll Enthuſiasmus für ihn, und es werde keinen Bürgerkrieg geben. Ueberdieß ſchikte er dem Uſurpator, durch einen Eilboten, ein Schreiben nach Fontainebleau, nach deſſen Leſung derſelbe ausgerufen: „Das iſt gut! Man erwartet mich in Paris.“ Solche Aeußerungen der Anhänglichkeit an Napoleon konnten, bei dem Mißlingen ſeines Unternehmens, nicht ungeſtraft bleiben. Bald nach der Rückkehr des Königs wurde Lavalette arretirt, und der Proceß gegen ihn eingeleitet. Am 20. Nov. erſchien er vor den Schranken des Aſſiſenhofs zu Paris, welcher ihn am folgenden Tage zum Tode verdammte. Das Caſſationsgericht, auf das er ſich berufen hatte, beſtätigte dieß Erkenntniß. Der 21. Dec. war zu ſeiner Hinrichtung beſtimmt. Den Tag zuvor kam die Gemahlin des Verurtheilten in das Gefängniß der Conciergerie, um mit ihm zu Mittag zu ſpeiſen. Sie hatte ihre zwölfjährige Tochter und eine Magd bei ſich. Um 7 Uhr Abends kamen die zwei letztern an das Gitterthor, um fort zu gehn. Sie ſchienen die Frau v. Lavalette unter den Armen zu führen, welche in ihren Pelz eingehüllt war, einen großen Hut auf dem Kopfe hatte,

und ein Saktuch vor die Augen hielt. Alle Angeſtellten im Gefängniße waren gegenwärtig. Die Thüren wurden geöffnet und die beſagten Perſonen traten hinaus. Drei Minuten ſpäter begab ſich der Thurmhüter in die Kammer. Er fand die Frau von Lavalette allein; ihr Gemahl war verſchwunden. Von der äußerſten Beſtürzung ergriffen, rief er aus: „Was haben Sie gethan? Ich bin verloren!“ Er wollte forteilen; aber Madame Lavalette hielt ihn, damit der Entflohene Zeit gewinne, ſich zu entfernen. Als er ſich von ihr losgemacht hatte, ſchikte er alle ſeine Leute auf die Straſſen aus. Sie ereilten auch auf dem Pont neuf die Sänfte, in welcher die Frau von Lavalette angekommen war; aber ſie fanden ſie leer. Kaum war dieſe Entweichung den Miniſtern und der Policey gemeldet, als allenthalben die ſorgfältigſten Nachſuchungen angeſtellt wurden. Alle Thore wurden geſperrt. Der Miniſter der allgemeinen Policey und der Policeypräfect kamen ſelbſt in die Conciergerie. Sämmtliche Angeſtellte wurden verhört, der Thurmhüter und ein Beſchlieſſer verhaftet. Auf allen Straſſen des Königreichs gingen Staffetten aus, mit der Perſonalbeſchreibung des Entflohenen. Erſt am folgenden Tage frühe um 8 Uhr durften wieder Wagen zu den Thoren hinaus gehen. Alle Einwohner der Hauptſtadt erhielten Befehl, eine Declaration von den Individuen zu machen, die, ohne mit regelmäßigen Scheinen verſehen zu ſeyn, bei ihnen wohnten. Aber ſo thätig und zwekmäßig die Policey auch wirkte, ſo kam ſie doch auf keine Spur des Entwichenen. Die Frau von Lavalette blieb indeſſen im Verhafte in der Conciergerie, während das ganze Publicum die Klugheit und den aufopfernden Muth bewunderte und pries, womit ſie ihre eheliche Liebe und Treue bewährt hatte. Auch die Regierung ließ ihr Gerechtigkeit wiederfahren, indem ſie ſie am Ende des Januars, gegen eine von dem Geſetze geforderte Bürgſchaft auf freyen Fuß ſtellte. Lavalette ſelbſt war, nach ſeiner Entweichung aus dem Gefängniſſe, noch über 14 Tage im Verborgenen in Paris geblieben. Da er ſich aber nur jenſeits der franzöſiſchen Gränze für ſicher halten konnte, ſo mußte er auf Mittel ſinnen, um unentdekt das Ausland zu erreichen. Zu dieſem Ende wandte er ſich, im Vertrauen auf den brittiſchen Edelmuth, an einen in der Georgenſtraſſe wohnenden engliſchen Edelmann Michael Bruce, der wegen des Antheils, den er an dem Unglük des Marſchalls Ney genommen hatte, bekannt war, und bat ihn um ſeine Hülfe. Bruce eröffnete die Sache ſeinem gleichfalls zu Paris wohnenden Landsmann Robert Thomas Wilſon, engliſchem General-Major auſſer Dienſt, und verabredete mit ihm einen Plan, deſſen Ausführung der leztere übernahm. Während eine engliſche Uniform für den Grafen Lavalette verfertigt wurde, ließ ſich Wilſon von dem brittiſchen Geſandten in Paris Päſſe für den General Wallis und den Obriſt Losneka geben. Am 7. Jan. Abends 10 Uhr fand ſich der Entwichene bei dem in der Helderſtraſſe wohnenden engliſchen Capitän John Elias Hutchinſon ein, der gleichfalls in das Geheimniß eingeweiht war. Auch Wilſon, Bruce und ein anderer engliſcher Officier kamen dahin. Den andern Morgen um halb 8 Uhr, holte Wilſon den Grafen mit einem Cabriolet ab. Hutchinſon und ein Bedienter zu Pferde folgten ihnen zur Barriere hinaus nach. So fuhren ſie bis Compiegne, wo Elliſer mit dem Reiſewagen nachkam, in den ſich dann Wilſon und der Graf wohl bewaffnet ſezten. Von Paris bis Compiegne hatten mehrere Gensdarmes, mit Lavalettes Signalement in den Händen, um ſie herum geſtreift. Unterwegs wurden ſie auf allen Stationen ausgefragt; aber der Obriſt Losneka blieb im-

mer hinterwärts ſitzen, was um ſo nöthiger war, da den Generalpoſtdirector alle Poſtmeiſter und alle Poſtknechte kannten. In Cambray und in Valenciennes wurden die Reiſenden einige Stunden aufgehalten. Doch halfen ihnen der engliſche Wagen und der engliſche General überall durch, bis ſie endlich glüklich zu Mons ankamen. Am 1? Abends war Wilſon ſchon wieder in Paris. Er hatte der Rükweg über Maubeuge und Soiſſons genommen. Welchen Weg aber Lavalette von Mons aus eingeſchlagen, ſo wie der nachherige Aufenthalt, in den er ſich gerettet, iſt bis jetzt nicht ſicher bekannt geworden. Kaum war Wilſon wieder zurückgekommen, als er, auf Befehl des Polizeyminiſters, der durch aufgefangene Briefe hinter ſein Geheimniß gekommen war, mit Bruce und Hutchinſon verhaftet, und in die Policeypräfectur und dann in das Gefängniß Laforce geſetzt wurde. Ihr Proceß ward dem Aſſiſenhofe des Seinedepartements in Paris zugewieſen, der die Verhandlungen am 22. April 1816 eröffnete, und am 25. das Erkenntniß ausſprach: daß die beſagten 3 Engländer zur Einſperrung auf drei Monate lang verurtheilt ſeyn ſollten: der Thurmhüter Eberle wurde, als der Nachläßigkeit ſchuldig, zu zweijähriger Einſperrung verdammt. Die Frau von Lavalette war zuvor ſchon (15. März) durch den königl. Obergerichtshof von aller Anklage frei geſprochen worden.

Lavater (Johann Kaspar) ragt unter den Männern, die in der Culturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts Epoche machen, noch mehr durch das, was er war, als durch das, was er leiſtete, hervor. Er wurde den 15ten Nov. 1741 zu Zürich geboren, wo ſein Vater als Arzt und rechtlicher Bürger in Achtung ſtand. Die Mutter, eine lebhafte Frau von gutem Verſtande und ſtarken Leidenſchaften, hielt das ohnehin mehr zarte als kräftige Naturell des jungen Joh. Kaspar durch launenhafte Strenge nieder, und er wurde unter ihrer Ruthe ein weinerlicher, furchtſamer Knabe, der blöde unter ſeinen Geſpielen, ungelehrig in der Schule, am behaglichſten in ſtillen Träumereien, mit denen es immer auf geheime Wirkungen ins Große hinauslief, und im einſamen Spiel mit allerlei Wachspüppchen, die er ſich ſelbſt geſtaltete, Anlagen der Phantaſie und des Bildungstriebes, doch ſonſt nichts Bedeutendes verrieth. Dabei nahm ſein hülfeſuchendes Herz früh die Richtung auf Gott; Bibelleſen und Gebet wurden ihm Bedürfniß, und ſchon als Schüler der untern Gymnaſialclaſſen fingen ſeine Erfahrungen von der Erhörung ſeiner beſtimmteſten Bittgebete an, womit es meiſt ſehr natürlich zuging. *) Merklicher gedieh die Entwickelung ſeines Geiſtes in den höhern Claſſen, wo er Breitingers und Bodmers Unterricht genoß. Die ihm von Kindheit an eigne Flüchtigkeit und Eile von einer Sache zur andern, ließ es zu einem tieferen Eindringen in philologiſche Studien freilich nicht kommen, ſeine Kenntniß des claſſiſchen Alterthums blieb oberflächlich; früh hervorſtechend aber war ſeine Neigung und Fertigkeit, ſich der Beſtimmung des von ihm erwählten geiſtlichen Stan-

*) Er hatte z. B. eine lateiniſche Probearbeit, von der ſein Claſſenrang abhing, dem Lehrer ſchon übergeben, als er ſich erinnerte, darin einmal relata ſtatt revelata geſchrieben zu haben. Er bat daher Gott inbrünſtig, dieſen Schnitzer, eh' ihn der Lehrer bemerkte, noch mit ſchwarzer Dinte zu corrigiren. Und wirklich fand er nach Rückgabe der ſonſt fehlerfreien Arbeit das ve mit ſchwarzer Dinte hinzugeſetzt, was nach ſeinem damaligen kindiſchen Glauben niemand anders als Gott gethan haben konnte, aber im Grunde nur eine Nachhülfe des Lehrers war, der Doctor Lavaters Sohn partheiiſch begünſtigen wollte.

des gemäß über alles, was er empfand und dachte, auszudrucken und redſelig mitzutheilen. Er nährte und übte ſie in den ernſten Freundſchaftsbündniſſen, die er um dieſe Zeit mit mehreren edlen Jünglingen aus den berühmten züricher Familien Heß und Füßli anknüpfte. Menſchen beobachten, in ſich gehen, über ſeinen und anderer Seelenzuſtand wachen, lehren und zur Frömmigkeit ermuntern, wurde das Lieblingsgeſchäft, das er an und mit ſeinen Freunden betrieb. Als ein 21jähriger Jüngling ſprach er ſich durch eine auffallende Probe von Thatkraft und Unerſchrockenheit mündig. Den Landvogt Grebel, einen durch hohe Verbindungen geſchützten Beamten, deſſen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rügen niemand gewagt hatte, klagte er in Gemeinſchaft mit Heinrich Füßli, dem nachher in England berühmt gewordenen Maler, 1762 erſt anonym, und dann öffentlich bei der Regierung an. Nichts als Gerechtigkeits= und Vaterlandsliebe hatte ihn zu dieſem Unternehmen angetrieben, und es gelang. Die Uebervortheilten wurden vermöge eines Beſchluſſes der Regierung von Grebeln entſchädigt, und die muthigen Rächer des Unrechts mit auszeichnender Achtung belohnt. In Geſellſchaft dieſes Füßli reiſete Lavater 1763 über Leipzig und Berlin, wo er die bedeutendſten Gelehrten jener Zeit kennen lernte, zu Spalding nach Barth in Schwediſch=Pommern, um ſeine Bildung zum Geiſtlichen im Umgange dieſes von ihm vor andern geachteten Theologen zu vollenden. Mehrere Monate vergingen ihm hier unter theologiſchen und äſthetiſchen Studien ſehr genußreich, und konnte auch Spaldings Ruhe und Klarheit nicht auf ſein feuriger treibendes Weſen übergehen; ſo verdankte er dieſem Aufenthalte doch manchen Wink über die würdige Verwaltung des Predigtamtes, und dieſer Reiſe überhaupt eine nähere Bekanntſchaft mit der deutſchen Literatur. Dieß zeigte ſich bald nach ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt, 1764, wo er nun ſeine Zeit zwiſchen jener freundſchaftlichen Seelſorge, bibliſchen Studien und poetiſchen Verſuchen theilte. Klopſtocks und Bodmers Muſen hatten ſein nicht gemeines Dichtertalent angeregt, das ſich nun täglich in Liedern ergoß und gleich die ernſte Richtung auf Religion und Vaterland nahm, in der es ſein ganzes Leben hindurch fortgearbeitet hat. Seine anerkannt trefflichen und gediegenen Schweizerlieder, die 1767, und die Ausſichten in die Ewigkeit, die 1768 zuerſt erſchienen, begründeten ſeinen Ruhm und erwarben ihm eine große Menge Verehrer, die hingeriſſen von dem Zauber ſeiner phantaſiereichen Darſtellung ihm nachſahen, daß er in den Ausſichten ſich oft in kühne Muthmaßungen verlor, und die Aufſchlüſſe über das Jenſeits ſchuldig blieb, die ſein zuverſichtlicher Ton zu verſprechen ſchien. So wirkte er ſchon in einem ausgebreiteten Kreiſe, als ihn die Sorgen des häuslichen Lebens (ſeit 1766 war er mit der beſcheidenen, frommen Gattin, die ihn überlebte, verbunden) und die Pflichten des geiſtlichen Amtes, in das er 1769 als Diaconus an der Waiſenhauskirche zu Zürich eintrat, in Anſpruch nahmen. Doch der Trieb und die Fähigkeit, Vielen Vieles zu ſeyn, war ihm nun einmal eigen, und während die außerordentliche Wirkung ſeiner Predigten, die voll Geiſt, Leben und Glaubenszuverſicht durch eine ſtarke, herzgewinnende Sprache und einen rührenden Vortrag den rauſchendſten Beifall fanden, die anziehende Kraft ſeines Umganges, in dem er Menſchen aus allen Ständen zu genügen und ſich zugleich lehrreich und angenehm zu machen wußte, die ſittliche Reinheit und Einfachheit ſeines Lebenswandels, durch den er ſein Chriſtenthum ohne alle Affectation und Kopfhängerei practiſch bewährte, und die unermüdete, aufopfernde Herzensgüte, mit der er überall zu nützen

ſuchte, und beſonders in der Wohlthätigkeit gegen Arme eher zu viel als zu wenig that, ihn recht eigentlich zum Manne des Volks und zum Liebling ſeiner Gemeinde machte; gingen die in ſeinem immer geſchäftigen Kopfe ſich drängenden Pläne und Projecte auf ein von Jahr zu Jahr ſich erweiterndes Wirken hinaus. Seine Predigten, deren mehrere Bände ſeit 1772 gedruckt wurden, fanden auch im Auslande bald ein großes Publikum, ſein Sittenbüchlein für Dienſtboten füllte eine mit Unrecht überſehene Lücke in der Volksliteratur ſehr zweckmäßig aus, und die Gedichte, die er von Zeit zu Zeit herausgab, dienten, wie weit auch die meiſten hinter der körnichten Simplicität und Lebensfriſche ſeiner Schweizerlieder zurückblieben, doch wegen ihrer Herzlichkeit und religiöſen Wärme, Vielen zur Stärkung und Freude. Nur bei einer und gerade der geräuſchvollſten und vielverſprechendſten ſeiner Unternehmungen, wich er, ohne es zu wiſſen, etwas aus der Bahn ſeines ſonſt rein religiöſen Wirkens: wir meinen ſeine Phyſiognomik. Seine früh geübte Beobachtungsgabe und ſeine Menſchenkenntniß hatte ihn in Stand geſetzt, ſich von Perſonen jeder Art nach einigem Umgange bald ein treffendes Bild ihres Naturells und Charakters abzunehmen, und da dieß Bild in ſeinem alles zur Anſchauung geſtaltenden Gemüthe leicht mit der Vorſtellung ihrer Geſichtszüge zuſammenſchmolz, war es kein Wunder, daß er ſich nach und nach von einer nothwendigeren Uebereinſtimmung des äußeren Menſchen mit dem inneren überzeugte, als die behutſame Menſchenkunde erfahrener Weltleute anzunehmen wagt. Es glückte ihm auch in vielen Fällen, ſeinen Schluß von dem erſten Anblicke einer Perſon oder ihres Porträts, ja nur ihres Schattenriſſes, auf ihre geiſtige und moraliſche Individualität, bei näherer Erkundigung beſtätigt zu finden. Ueberall gewohnt vom Einzelnen ſchnell aufs Allgemeine zu folgern, und jede Erſcheinung, ſo gut es ſich thun ließ, zu generaliſiren, kam er daher auf den Einfall, die Linien des Menſchenprofils für zuverläſſige Merkmale des Charakters zu erklären, und die Phyſiognomik, die bisher, was ſie noch iſt, nur ein Aggregat beſcheidener, auf analoge Fälle gegründeter Vermuthungen geweſen war, zur Wiſſenſchaft zu erheben und in Regeln zu bringen. Seit 1770 hing Lavater an dieſer Idee und ſammelte aus allen Gegenden, die ſeine ausgebreitete, alles was damals berühmt war, in den Zauberkreis ſeines Unternehmens hineinziehende Correſpondenz erreichen konnte, Schattenriſſe bekannter Perſonen als Hülfsmittel und Beweisthümer ſeiner pſychologiſchen Analyſe des Menſchengeſichts. Beſonders ging er auf Chriſtusköpfe aus, und jeder Bekannte, der etwas zeichnen konnte, mußte ihm ein ſelbſterfundenes Chriſtusprofil liefern. Denn mit der chriſtlichen Grundidee ſeines Strebens, die Menſchheit, an die er kindlich glaubte, nach dem ſittlichen Vorbilde Jeſu herzuſtellen, hing in ſeinem menſchenfreundlichen Herzen die Charakterkunde aus den Geſichtszügen, als eine Vorarbeit zur zweckmäßigeren Einwirkung auf die Gemüther, eng zuſammen. In die Zeit dieſes phyſiognomiſchen Treibens fällt 1774 ſeine Reiſe ins emſer Bad, der wir eine höchſt anmuthige Epiſode in Göthe's Leben *) verdanken. Mit Göthe, der ſchon unter ſeine Correſpondenten gehörte, mit Baſedow, Jung-Stilling, Jacobi und andern bedeutenden Genien Deutſchlands befreundete Lavater ſich auf der emſer Reiſe näher, und nicht anders, als man großen Virtuoſen zu thun pflegt, wurde er ſchon damals, wohin er kam, von Hohen und Niedern geſucht, bewundert und gefeiert. Eine Celebrität, wie we-

*) Vergl. Göthe, aus meinem Leben, 3ter Bd.

nig deutſche Gelehrte, erlangte er aber in und außer Deutſchland, als die Frucht ſeiner phyſiognomiſchen Studien, ein Prachtwerk in 4 Quartbänden, unter dem beſcheidenen Titel: Phyſiognomiſche Fragmente, 1775 und die folgenden Jahre ans Licht kam. Eine Menge von Chodowiecky, Lips, Schellenberg und andern jungen Künſtlern, denen er dadurch Brot und Aufmunterung verſchaffte, nett geſtochener und meiſt wohlgetroffener Porträts und Schattenriſſe merkwürdiger Perſonen, empfahl dieſes Werk, und wie eine Sprache der Götter imponirte der Schwung des ſchwülſtigen, in poetiſchen Kraftworten und enthuſiaſtiſchen Exclamationen hinrollenden Styles, in dem Lavater die Bilder commentirte und das Geheimniß der Phyſiognomik enthüllte. Eine franzöſiſche Ueberſetzung wurde bald nöthig, und was in jener für geheime Wiſſenſchaften noch ſehr empfänglichen Zeit nur gelehrt, geſchmackvoll und gebildet hieß, nahm Theil an einer Entdeckung, die nichts geringeres, als ein Stein der Weiſen für das geſellige Leben zu werden verſprach. Denn wenn ſie Probe hielt, konnten nun die Eingeweihten das Innere jedes Menſchen, der ihnen vorkam, ohne große Mühe in ſeinen Zügen leſen. Beſonders erregte ſie die Aufmerkſamkeit der Großen, denen freilich ein Arcanum zur Enträthſelung der Charaktere ihrer Geſellſchafter und Subalternen am willkommenſten ſeyn mußte. Spuren des Genies, Scharfſinn, Combinationsgabe und tiefe Blicke ins menſchliche Herz ſind, wie überhaupt allem, was Lavater ſchrieb, auch ſeiner Phyſiognomik nicht abzuſprechen, nur konnte bei kälterer Prüfung die Unhaltbarkeit des ganzen Entwurfs derſelben dem ruhigen Forſcher nicht lange verborgen bleiben. Denn wenn auch jedermann ſich dazu verſtanden hätte, die Schönheit in denſelben Linien des Profils zu finden, an die ſie Lavater band (wie denn aus ſeinen künſtleriſchen Studien über die Schönheitslinie, die den camperſchen jedoch an Gründlichkeit nachſtehen, die Zeichnenkunſt wirklich einigen Vortheil zog); ſo wurde doch die voreilige Erhebung der Hypotheſe, daß äußere Schönheit und Häßlichkeit ein treuer Abdruck der innern ſey, zur phyſiognomiſchen Regel, durch eine ſo große Menge lügenſtrafender Ausnahmen verdächtig, und, wo man ihr dennoch gläubig nachging, Anlaß zu ſo vielen theils lächerlichen, theils gefährlichen Mißgriffen im Urtheil über angenehm verlarvte Sünder, auf deren Antlitz der lavaterſche Empfehlungsbrief zu leſen war, und mißgebildete Unſchuldige, denen er fehlte, daß Lichtenberg *) und andere Gegner der Phyſiognomik, ſie leicht als eine Modethorheit durchziehen und ihr das Befugniß zu der ſchönen Firma: „zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe,“ unter der ſie aufgetreten war, abſprechen konnten. Aus der darüber anhebenden heftigen literariſchen Fehde trug der hannöveriſche Leibarzt Zimmermann, der treueſte Bewunderer Lavaters, der ſich mit mehr Eifer und Zuverſicht, als Geſchick zum Ritter ſeiner Theorie aufgeworfen hatte, unheilbare Wunden, und der unbefangene Theil des Publicums die Ueberzeugung davon, daß dem Erfinder hier etwas Menſchliches begegnet, und das Princip ſeiner Phyſiognomik nur in ſeinen individuellen Gefühlen, zufolge deren er ſeine Regeln von den Geſichtszügen einzelner Menſchen, die ihm lieb oder widerwärtig waren, abzog, zu ſuchen ſey. Lavater ſelbſt ſcheint ſpäter von dem ſtarken Glauben daran zurückgekommen zu ſeyn, und, während er die Heilkunde des inneren Menſchen immer eifriger betrieb, ſeine Studien über die Züge des äußeren in eine unſchuldige Kunſtliebhaberei ver-

*) Im göttinger Taſchenkalender auf das Jahr 1778.

wandelt zu haben. Unerſchütterlich hielt er dagegen an der ihm eignen Anſicht des Chriſtenthums, die aus ſeinen Phantaſieen über die bibliſchen Lehren mehr als aus dieſen Lehren ſelbſt erwachſen, neue Deutung mit ſteifer Orthodoxie, philoſophiſches Raiſonnement mit Aberglauben wunderlich vermiſchte. Der Grundzug dieſer Anſicht war ſein Glaube an die Möglichkeit ſinnlicher Erfahrungen von den unſichtbaren Kräften, die das Chriſtenthum in der geiſtigen Welt erweckt hat. Daher ging er in ſeiner Meinung von dem Einfluſſe des verklärten Chriſtus auf die ſichtbare Welt, von der Gemeinſchaft der Gläubigen mit ihm, die ihm faſt eine phyſiſche Verwandtſchaft war, von der Allgemeinheit der außerordentlichen Gaben des h. Geiſtes, von der Kraft des Glaubens, von dem Rechte der Chriſten auf Erhörung ihrer beſtimmteſten Bittgebete, worüber er ſelbſt merkwürdige Erfahrungen gemacht hatte, überall weiter, als eine richtige Exegeſe der h. Schrift erlaubt, und auf Vorausſetzungen hin, die ſein von gelehrter Kritik ganz entblößtes Verſtändniß bibliſcher Ausſprüche und Tropen wenig begründen konnte, folgerte er oft zu ſchnell, was ſeiner Phantaſie annehmlich ſchien. Dieß zeigte ſich am auffallendſten in ſeinen größern Epopöen Jeſus Meſſias und Pontius Pilatus (1781 bis 1786), worin er ſich am getreuſten ausſpricht, und in den Erzählungen eines chriſtlichen Dichters, 1795, die insgeſammt, wie überhaupt die religiöſen und poetiſchen Schriften, in denen er dogmatiſirt, deutlich beweiſen, daß er als Theolog zu ſehr Dichter, und als Dichter zu ſehr Theolog war. Erklärlich iſt es daher, warum ihm ſeine Bekehrungsverſuche bei eigentlichen Gelehrten und ſelbſtſtändigen Männern ſo wenig glücken wollten. Wie redlich er es auch mit dem Wunſche meinte, daß jeder bedeutende Mann, der ihm werth war, ſeine Anſicht theilen möchte, wie geduldig und unverdroſſen er auch bei ſeinen Bemühungen, andere zu überzeugen, verfuhr; etwas Gewaltſames und für die Angegriffenen Peinliches lag immer in ſeiner gewohnten Manier, Andersdenkende durch die Alternative, daß ſie ihn entweder widerlegen, oder ſeinen Glauben annehmen mußten, zu unumwundenen Erklärungen zu nöthigen. Auf dieſe Art hatte er im erſten Jugendfeuer die Bekehrung des jüdiſchen Philoſophen Mendelsſohn unternommen, ein Verſuch, der natürlich fehlſchlug und ihm eine beſchämende Zurechtweiſung zuzog, ohne ihn von ähnlichen mißlichen Wagſtücken abzuhalten. Ausweichende oder derbe Repliken hatten Derbheiten auch von ſeiner Seite zur Folge, und mancher ihm ſonſt gewogene Gelehrte wurde dadurch von ihm entfernt. So kam er zum Theil durch eigne Schuld in den Ruf eines Schwärmers, der ſich in Alles miſche und ſeine Meinungen jedermann aufdringen wolle, und je bedeutender ſein Geiſt, Anſehn und Anſpruch war, deſto ſchärfer urtheilte man nun über jeden ſeiner Schritte. In der That war es ihm natürlich, an jeder öffentlichen Sache, die die Religion anzugehen ſchien, lebhaften Antheil zu nehmen; ſeine entſchiedene Neigung zum Wunderbaren, Uebernatürlichen und Geheimnißvollen verleitete ihn mehr als einmal, die Erwartung von Wundern und Offenbarungen laut werden zu laſſen, und in dem Beſtreben, etwas Unerhörtes zu entdecken und zu ſagen, ſtrich er oft nahe an das Abentheuerliche. Daher wurde es ihm hoch angerechnet, daß er von den gaßnerſchen Teufelsbeſchwörungen Kenntniß nahm, und ihnen eine gewiſſe Glaubenskraft zuſchrieb; aus ſeinem freundſchaftlichen Verkehr mit einigen katholiſchen Theologen zog man die grundloſe Beſchuldigung einer geheimen Parteilichkeit und Machination *) für den Katholicismus, den Lavater doch nur von

*) Manche hielten ihn gar für einen geheimen Obern des Jeſuiterordens.

ſeinen löblichen Seiten anerkannte, ohne ſich durch die Zumuthungen katholiſcher Eiferer, wie Sulzer in Conſtanz, die ihn zu gewinnen hofften, zu der mindeſten Annäherung bewegen zu laſſen; und als er gar von der meßmerſchen Entdeckung des Magnetismus neue Aufſchlüſſe über die Natur des Menſchen, und Erklärungen der Wunderkuren Jeſu erwartete, mußte er über ſeinen ernſtlichen Antheil an dieſer Sache Vorwürfe hören, mit denen man ihn jetzt gewiß verſchonen würde. Denn die Beſchaffenheit der Zeit, in die ſein öffentliches Wirken fiel, brachte es überhaupt mit ſich, daß man bei einem Manne wie Lavater Lob und Tadel übertrieb. Sein theoſophiſcher und poetiſcher Dogmatismus war im grellſten Contraſte mit der Skepſis, der ſich die Theologie damals 1770 bis 1790 mächtig entgegendrängte, den Aufklärern natürlich eine Thorheit, und die Leichtigkeit, mit der er, von dem gewaltigen Regen des Natur- und Freiheitsgeiſtes jener Zeit ergriffen, ſich doch auch wieder manche neue Geſtaltung erlaubte, den Orthodoxen ein Aergerniß, während eine große Schaar unkritiſcher und wohlgeſinnter Laien, die nur ihr Gefühl beſchwichtigt wiſſen wollten, grade in ſeinem humanen, das menſchliche Herz ſo vertraulich anſprechenden Chriſtenthume die willkommenſte Schutzwehr gegen den überhand nehmenden Unglauben fand. Mit einem faſt unbedingten Vertrauen überließen ſich auch außer ſeiner Gemeine gefühlvolle Halbgelehrte, troſtbedürftige Weltleute und zartſinnige Frauen, die ihn eigentlich am beſten verſtanden, ſeiner geiſtlichen Leitung, ein lebhafter Briefwechſel in Gewiſſensangelegenheiten machte ihn zum Seelſorger frommer Familien in allen Gegenden Deutſchlands, und ſeine Reiſen wurden Triumphzüge eines Propheten, an den ſich überall die Gottſeligen drängten, um das Wort des Lebens aus ſeinem Munde zu vernehmen, denn er ließ ſich leicht bewegen, in fremden Städten und an fürſtlichen Höfen, die ihn günſtig aufnahmen, Predigten und Andachtsübungen zu halten, und Gelegenheitsreden geriethen ihm immer beſonders wohl. Kein proteſtantiſcher Geiſtlicher des 18ten Jahrhunderts hat mehr Verehrung genoſſen, als Lavatern auf ſeiner Reiſe nach Bremen 1786 entgegenkam. Ein ehrenvoller Ruf zum Diaconat bei der reformirten Gemeinde in Bremen, den er aus Liebe zu ſeiner Vaterſtadt, in welcher er 1775 Pfarrer an der Waiſenkirche, und 1778 Diaconus an der Petrikirche geworden war, nicht ohne Gepränge und, wie ſich noch gegen Ende des Jahres 1786 durch ſein Einrücken in das Pfarramt bei ſeiner Kirche zeigte, auch nicht zu ſeinem Nachtheile eben ausgeſchlagen hatte, gab dieſer Reiſe eine beſondere Bedeutung. Man empfing ihn in Bremen wie einen Heiligen, Obrigkeit und Bürgerſchaft beeiferten ſich, ihn mit Beweiſen von Achtung und Ergebenheit zu überhäufen, und öffentliche Blätter berichteten, was er dort geſagt und nicht geſagt haben ſollte. In der That hatte auch ſeine Gegenwart etwas Einnehmendes, dem nicht leicht jemand widerſtand, und wer in der Ferne mit ihm unzufrieden war, befreundete ſich ihm in der Nähe. Der Adel und die ſchweizeriſche Treuherzigkeit ſeines Betragens, die ſtille Begeiſterung und tiefe Sanftmuth ſeines Blicks, die ausgezeichnete Anmuth und Lieblichkeit ſeiner Lippen, die etwas vorgebogene Haltung ſeines ſchlanken, wohlgebildeten Körpers, der Ausdruck einer Menſchenfreundlichkeit und Güte, die die Uebergewalt ſeines Geiſtes milderte, ohne ſie zu verläugnen, die jungfräuliche Reinigkeit und Zartheit ſeines ganzen Weſens gab ſeiner perſönlichen Darſtellung ſo viel Feierliches und Wohlthuendes, daß man ſich ihm gegenüber unwillkührlich von Ehrfurcht und Liebe ergriffen fühlte. Dazu kam eine ſeltene Faßlichkeit und Popularität im Geſpräch, eine geiſtige Hoheit

und Salbung, die auf der Kanzel jedem ſeiner Worte Gewicht gab, die Uebereilungen ſeines Eifers im Fluſſe der Rede bedeckte, und ſelbſt im geſelligen Umgange ungezwungen hervorblickend, keinen Spötter gegen ihn aufkommen ließ, eine ſittliche Grazie, die auch ſeine Scherze adelte, und jeden Zirkel, in den er eintrat, in Ordnung erhielt, die Originalität und Fülle ſeines Gedankenganges, die oft überraſchend und immer anregend und erwärmend auf ſeine Umgebungen wirkte, Eigenſchaften genug, um die Bewunderung und Anhänglichkeit ſeiner Verehrer begreiflich zu machen. Seine Ausſichten in die Ewigkeit hatten ihn überdieß bei der Menge längſt in den Ruf höherer Seherkräfte geſetzt, und in ſeinen aſcetiſchen Schriften waltete neben tiefer Menſchenkenntniß und ungemeiner moraliſcher Kraft, wirklich das göttliche Leben, das die Gemüther überzeugt, erquickt und tröſtet. Seine Predigten über das Buch Jonas und über die Liebe, die Handbibel und Lieder für Leidende, die Betrachtung über die wichtigſten Stellen in den Evangelien gehören zu den trefflichſten Erbauungsbüchern in der deutſchen Literatur. Auch ſein Tagebuch eines geheimen Beobachters ſeiner ſelbſt hat unſtreitig viel Gutes gewirkt, und die Argloſigkeit, mit der er es ins Publicum gehen ließ, würde ihm nie nachtheilig geworden ſeyn, wenn er nicht zu viele Particularitäten ſeines eignen Lebens hineingemiſcht hätte, die ihn dem Mißverſtande und der Verläumdung bloß ſtellen mußten. Jenes Tagebuch, die Geſchäftigkeit dienender Freunde und Zwiſchenträger, die ihn umlagerten und ſeine Offenherzigkeit nicht ſelten mißbrauchten, die Berichte der Reiſenden, die die Schweiz nicht ſehen konnten, ohne den Propheten in Zürich zu beſuchen, brachten jeden Schritt und jede Auslaſſung von ihm unter die Leute, und die Aufmerkſamkeit des Publicums erſtreckte ſich in jenen friedlichen Decennien, wo man noch Zeit hatte, das Kleine wichtig zu finden, bis auf die unbedeutendſten Vorfälle und Wendungen des lavaterſchen Lebens und Treibens. So wurde ihm das Glück einer großen Celebrität oft durch ärgerliche Klätſchereien und Händel verbittert, und er war ſelbſt zu wenig beſorgt, jeden Anlaß zu öffentlichen Verhandlungen über ſein Privatleben zu vermeiden. Seine durch allzugroßen Beifall genährte Eitelkeit verleitete ihn bisweilen zu kleinlichen Schritten und einer empfindlichen Sorgfalt für ſeinen Ruhm. Dieſer kam auch allerdings in Gefahr, da er nach einer Reiſe, die er auf Einladung des Miniſters Bernſtorf 1793 nach Kopenhagen unternommen hatte, ein Tagebuch derſelben herauszugeben anfing. Knigge machte ſich ſogleich in der Reiſe nach Fritzlar, und ein Ungenannter in dem ſatyriſchen Freudenliede der Jünger Lavaters, darüber luſtig. Ueberhaupt zeigte ſich in dieſer ſpätern Periode ſein Geiſt nicht immer kräftig genug, den Mangel einer vollendeten gelehrten Bildung, wie ſonſt, durch Originalität der Gedanken und hinreißendes Feuer der Darſtellung zu decken. Man fing an, ſeine neueren Schriften etwas langweilig zu finden, in der Anlage und metriſchen Form ſeiner Poeſieen entdeckte man unverzeihliche Nachläſſigkeiten und Ungleichheiten, die beſonders ſeine Hexameter in übeln Ruf brachten, und die Breite, mit der er ſeine Gedanken auszudehnen und ihr Mark auszuſaugen beliebte, wollte neben der Präciſion neuerer Dichter und Proſaiſten nicht mehr behagen; dem Kinderſinne ſeines Glaubens war die Zeit nun entwachſen, und die redſeligen Mittheilungen ſeiner Einfälle, Gedanken und Räthe, die er in ſeiner Handbibliothek, dem Anacharſis, dem Vermächtniß an Freunde und andern Schriftchen dieſer Art wohl nur an Freunde richtete, aber doch ins Publicum

geben ließ, hörten auf, intereſſant zu ſeyn. Die Welt war nun mit einem allgemeineren Intereſſe beſchäftigt. Auch Lavatern erfüllte die Revolution, die alles entzündete, anfangs mit republicaniſcher Freude, aber ſeit der Epoche des Königsmordes mit einem religiöſen Abſcheu, der, je mehr ihm durch neue Unthaten und Gräuel Stoff zuwuchs, ſein ganzes Weſen in eine ſteigende Thätigkeit ſetzte und die Seelengröße entwickelte, die er beim Eindringen der Revolution in die Schweiz in hohem Grade bewies. Er gehörte damals zu den wenigen Weiſen und Edeln, die den Ausgang ahneten und ſich im Gedränge ſtreitender Factionen frei und tadellos zu behaupten wußten. Dabei griff er auf der Kanzel und unter dem Volke mit einer Kühnheit, die nur der ächte Enthuſiasmus für Recht und Vaterland einflößen kann, in jede öffentliche Bewegung ein, und mit der Klugheit, Geiſtesgegenwart und Genialität, deren nur große Seelen fähig ſind, wußte er in entſcheidenden Momenten die rechten Mittel der Rettung zu zeigen, und wo es möglich war, ſelbſt zu helfen. Ihm vorzüglich hatte es Zürich zu danken, daß nicht ſchon unter den Stäfner Unruhen 1795 die Gährung allgemein zum Ausbruche kam, und ſeine unerſchrockene Freimüthigkeit und thätige Verwendung hatte großen Antheil daran, daß den Rädelsführern, in deren Sache Zürichs Ehre und Ruhe auf dem Spiele ſtand, das Leben gerettet ward. Noch unter dem Drucke der franzöſiſchen Tyrannei hatte er 1798 für alle ſeine Mitbürger den Muth, den Director Reubel in ſeinem Worte eines freien Schweizers an die große Nation, mit Unterſchrift ſeines Namens, wegen Frankreichs ſchändlichen Benehmens gegen die Schweiz zur Rechenſchaft zu ziehen, worauf eine vornehme Antwort, aber ſonſt nichts Gefährliches für ihn erfolgte. Er hörte daher nicht auf, mitten unter den heilloſen Umwälzungen ſeines Vaterlandes für Recht und Ordnung zu ſprechen und die Willkühr der Machthaber öffentlich zu rügen, und als er endlich auf den lächerlichen Argwohn einer verrätheriſchen Gemeinſchaft mit Rußland und Oeſterreich hin, während einer ſchmerzhaften Krankheit im Mai 1799 nach Baſel deportirt wurde, wunderte man ſich, daß es nicht eher geſchehen war. Die Directoren der Schweiz hörten die Wahrheit nirgend bündiger und derber, als in der Verantwortung, die er nun eingab, und als er nach einigen Monaten wieder entlaſſen, durch die franzöſiſchen Vorpoſten glücklich nach Zürich zurückgekommen war, fuhr er in ſeiner Amtsthätigkeit mit demſelben patriotiſchen Eifer fort, bis ſie endlich auf die ſchrecklichſte Weiſe gehemmt wurde. Da am 26. Sept. 1799 Maſſena Zürich wieder einnahm, und Lavater eben auf der Straße beſchäftigt war, herumſchwärmende Soldaten zu erquicken und zu beſchwichtigen, ſchoß ein franzöſiſcher Grenadier ihn meuchlings durch die Seite. Ueber ein Jahr litt er, mit wenigen Tagen eines leidlicheren Befindens, die er den Amtsgeſchäften widmete, an dieſen Wunden, und ſchrieb auf dem Krankenlager ſeine Deportationsgeſchichte, eine nachdrückliche Vorſtellung an die revolutionäre Regierung; Saulus und Paulus, eine chriſtliche Dichtung; eine Menge Briefe, unter andern auch den merkwürdigen an Stollberg, über deſſen Religionsveränderung, und die Ode „Zürich am Ende des 18ten Jahrhunderts“ die zu den vortrefflichſten Gedichten in dieſer Gattung gehört, und ſeine früheren Poeſieen weit hinter ſich läßt. Die ebenfalls ſehr herzliche Ode „Zürich am Anfange des 19ten Jahrhunderts“ war ſein Schwanengeſang. Gegen Ende des Jahres 1800 wurden ſeine Schmerzen an den immer noch offen ſtehenden Wunden immer empfindlicher, keine Stellung und Lage gab ihm mehr Ruhe, ſein Rücken war ganz

wund und gekrümmt, aber die härteſten Qualen trug er mit einer Geduld, Ergebung und Heiterkeit des Geiſtes, die jedermann zur Bewunderung hinriß, und ſelbſt ſeine Gegner überzeugen mußte, wie ſehr es ihm mit ſeinem Chriſtenthume Ernſt geweſen. So ſtarb er den 2. Januar 1801 im 60ſten Lebensjahre, von einer väterlich geleiteten Familie und allen Guten beweint, ſeiner Vaterſtadt, um die er ſo große Verdienſte hatte, unvergeßlich. Frühere und devotere Jahrhunderte, als das, in deſſen Morgenröthe ſeine Sonne unterging, hätten ihn heilig geſprochen, denn in ihm vereinigten ſich, ſelbſt den Märtyrertod nicht ausgenommen, alle die Eigenſchaften, die die Kirche von ihren Heiligen fordert, und die meiſten, die ſie verehrt, wurden von ihm an Adel des Geiſtes und Herzens und ungeheuchelter practiſcher Frömmigkeit weit übertroffen. Ein Chriſt zu ſeyn, war ſeine Wiſſenſchaft und ſein Ruhm, und daß er ſo ernſtlich nach dieſer Virtuoſität ſtrebte, hätte ihm Niemand verargen ſollen. Den Schätzen der Gelehrſamkeit verdankte er wenig, er producirte mehr, als er las, und was er war, wurde er von innen heraus. Daher das viele Sinnreiche und Erbauliche in ſeinen Schriften, das auch die Zukunft nicht unbenutzt laſſen, und ſeine ausgezeichnete Individualität, die der Betrachtung und Achtung immer werth bleiben wird. Sein ſittlicher Character war durchaus edel und redlich, nur das Uebermaaß des Beifalls machte ihn bisweilen klein, doch blieben ſeine Abſichten ſtets lauter, und er vergab gern, anſtatt zu vergelten. Glaube und Liebe waren die Grundzüge ſeiner Natur; Johannes Müller, der ihn, wohl etwas zu günſtig, den Kirchenvater unter den neuen Theologen nennt, konnte mit Recht ſagen, er kenne kaum einen, der wahrhafter und ſtärker glaubte, tiefer fühlte und inniger umfaßte, als Lavater. Der Grund ſeiner Schwächen war mehr in ſeinem, oft von zu ſtarken Phantaſieen und ausſchweifenden Plänen beſtürmten Kopfe, als in ſeinem Herzen zu ſuchen, und wenn es von der zahlreichen Jüngerſchaft, die ſein Chriſtenthum gebildet hat, noch Ueberreſte giebt, ſo haben ſie nicht Urſache darum an ihrem Meiſter irre zu werden, weil er bei großen Talenten und rühmlichen Tugenden auch menſchlich fehlen konnte. E.

Lawinen (von dem ſchweiz. Louwin, Lauwin, Lauwan, Löuwin, Löwin, Lauin, Löbin, Löbinenſtrich, Lauwer, Schneelauwin, franzöſ. Levanze, Valanze), bedeuten in der Schweizerſprache eine große Menge Schnee, welche von den hohen Bergen in die nahegelegenen Thäler herabrollen und dort oft die größten Verwüſtungen anrichten. Es giebt vornehmlich zweierlei Arten Lawinen. Die eine nennt man **Windlawinen** (Staublowelen, Staublöbeln), weil ſie vom Winde erregt werden, welcher den friſch gefallenen Schnee mit ſich fortreißt und in die Tiefe ſtürzt. Die zweite Art heißt **Schneelawinen** (Schloß- und Schlag-, auch Schrundlawinen), weil ſie aus nichts als Schnee beſtehen. Dieſe ſind zwar, wegen der Geſchwindigkeit, mit welcher ſie einherfahren, in ſofern die gefährlichſten von allen, ſonſt aber, weil ſie am luftigſten unter allen ſind und man ſich aus ihnen am leichteſten wieder emporarbeiten kann, auch nicht ſo ſehr zu fürchten. Man hat Beiſpiele, daß Leute 24 Stunden unter einer ſolchen Lawine geſteckt haben, ohne zu erſticken. Dieſe Lawinen werden nicht vom Winde fortgeriſſen, ſondern ſtürzen durch ihre eigene Schwere und rollen dann den ganzen Grund, auf welchem ſie liegen, nebſt den darauf befindlichen Bäumen, Felſen ꝛc. mit ſich fort. Sie fallen beſonders um Frühlingszeit, wann die angehende Wärme den Schnee feſter und trockner macht. Ihr Fall macht Berg und Thal erzittern und erregt einen Schall, als

ob es donnerte. Die dritte Art heißt Erdlawinen, die dann entſtehen, wann das Erdreich von lang anhaltender und tief eindringender Näſſe dergeſtalt erweicht wird, daß es mit allen darauf befindlichen Häuſern, Bäumen und ganzen Wäldern in die Tiefe ſtürzt und oft ungeheuern Schaden anrichtet.

Laviren (franz. louvoyer) bedeutet in der Schiffahrt ſo viel, als zur rechten oder linken Hand mit dem Schiffe immer hin und her fahren. Dieß thut man oft bei widrigem Winde, oder weil man mit Fleiß nicht vorwärts fahren, doch aber auch nicht zurückkommen will.

Lavoiſier (Antoine-Laurent), einer der größten Chemiker unter den Neuern, nach und nach Generalpächter, Pulver- und Schwefelverwalter, und Nationalſchatz-Commiſſarius, wurde am 26. Auguſt 1743 zu Paris geboren und überreichte ſchon in einem Alter von 23 Jahren der Akademie der Wiſſenſchaften eine Abhandlung über die beſte Weiſe, die Straßen zu beleuchten, für welche Arbeit er eine goldene Medaille empfing. Zwei Jahre darauf ward er Mitglied und einer der berühmteſten Mitarbeiter eben dieſer Akademie. Lavoiſier ſtudirte mit gleichem Erfolge mehrere Zweige der Phyſik und der Naturgeſchichte, als ein Umſtand, der Epoche in der Geſchichte der Wiſſenſchaften macht, ihn gänzlich und ausſchließlich für die Chemie beſtimmte. Die Entdekkung des elaſtiſchen Fluidums, welche man den Bemühungen Black's, Cavendiſh's, Macbride's und Prieſtley's zu verdanken hatte, hatte ein neues Licht über die ſämmtlichen Naturerſcheinungen verbreitet. Der junge Lavoiſier fühlte, durch eine Art von unbewußtem Triebe, der das Genie charakteriſirt, wie weit ihn die glänzende Laufbahn, welche ihm dieſe Wiſſenſchaft eröffnete, zu führen im Stande wäre. Er wiederholte daher jene Experimente und veränderte ſie auf tauſendfältige Weiſe. Er arbeitete mit ganz neu von ihm erfundenen Inſtrumenten, die nach ſeiner Angabe mit einer bis dahin nie gekannten Vollkommenheit verfertigt wurden. Anfangs beſtätigte er die erhaltenen Reſultate der übrigen Chemiker; bald aber dehnte er ſie weiter aus, entdeckte deren neue und bewirkte durch die Anwendung derſelben auf die Wiſſenſchaft ſelbſt eine vollkommene Umwälzung derſelben. Ein der Akademie Ende des Jahrs 1772 übergebener Aufſatz, beweiſet unwiderſprechlich, daß er ſchon damals die wahre Urſache gefunden hatte, warum die Metalle, wenn man ſie dem Feuer ausſetzt, ein größeres Gewicht erhalten. Dieſe richtige Entdeckung, die der ganzen neuern Chemie zur Baſis dient, warf jene allgemeine und unſichere Theorie des Phlogiſtons gänzlich über den Haufen. Seit der Zeit boten 40, in der Akademie während 20 Jahren von ihm vorgeleſene Denkſchriften, die er hernach in einen Band zuſammendrucken ließ, das Ganze einer Lehre dar, welche alle chemiſchen Erſcheinungen in ſich faßt. Lavoiſier ſchuf von nun an eine ganz neue Wiſſenſchaft: er veränderte in der Chemie ſowohl die Art, zu experimentiren, als die Art, zu räſonniren, mit einem Worte, er brachte ein Syſtem in dieſe Wiſſenſchaft, wie ſie es bis dahin gänzlich entbehrt hatte, und ſetzte daſſelbe mit einer ſolchen Klarheit und Beſtimmtheit, und mit einer ſo beſtimmten, nie wandelnden Hindeutung auf einen einzigen Geſichtspunct auseinander, daß man wohl ſah, er erfinde aus ſeinem eignen, ihm angebornen Genie. Dieß Syſtem ward nun von ganz Frankreich angenommen. Im J. 1789 ſtellte er ſeine ſämmtlichen neuen Entdeckungen unter einen einzigen Geſichtspunct auf und gab dieſelben unter dem beſcheidenen Titel: Traité élémentaire de chimie (Elementarabhandlung über die Chemie) in den Druck, ein ſowohl der Form als dem materiellen Inhalte nach gänzlich umgeſchaf-

ſenes Werk, welches ſtets zum Modelle ähnlicher Werke wird dienen können. Aber Lavoiſier zeichnete ſich nicht allein in der Chemie von einer ſo hervorragenden Seite aus, ſondern er bewies auch in den Geſchäftsführungen ſeiner bedeutenden Stellen eine ſo lebhafte Thätigkeit, einen ſo geübten Scharfblick, daß er auch hierin die allgemeine Bewunderung erregte. So hat er mehrere Werke über die politiſche Staatsverwaltung geſchrieben, denen eine ſeltene Erſchöpfung des Gegenſtandes beigemeſſen wird. Aber weder das hervorragende Genie, noch die mitleidigen Gefühle, mit denen Lavoiſier das Unglück jedes Hülfsbedürftigen zu erleichtern bereit war, konnten dieſen vor dem wüthenden Verfolgungsgeiſte des Nationalconvents in Sicherheit ſtellen. Als vormaliger Generalpächter erſchien er, durch eine Anklagungs-Acte vor das Revolutions-Tribunal gerufen, mit ſeinen vormaligen Mitbrüdern und ward zum Tode verurtheilt. Er bat um 14 Tage Aufſchub, damit er noch zuvor einige wichtige Experimente beenden könnte; aber man antwortete ihm, die Republik bedürfe keiner Gelehrten, und Lavoiſier betrat am 6. April 1794, im 51. Jahre ſeines Alters mit Heiterkeit das Blutgerüſt. Er hat folgende Werke herausgegeben: Opuscules chimiques et physiques (Kleine chemiſche und phyſiſche Werke), 1772, zwei Octavbände; Nouvelles Recherches sur l'existence d'un fluide élastique (Neue Nachforſchungen über das Daſeyn eines elaſtiſchen Fluidums), 1775, welches Werk ſeinem Verfaſſer den größten Ruhm verſchaft hat; Rapport des commissaires chargés de l'examen du magnétisme animal (Bericht der mit der Unterſuchung des thieriſchen Magnetismus beauftragten Commiſſion); Méthode de nomenclature chimique (Neue Methode einer chemiſchen Nomenclatur); Traité élémentaire de chimie (Elementarabhandlung über die Chemie), 1789, zwei Octavbände; Instruction sur les nitrières et sur la fabrication du salpêtre (Anweiſung zu Salpeterfabriken), 1777; De la reproduction et de la consommation comparées à la population (Ueber die Producte und deren Aufzehrung, in Vergleichung gebracht mit der Bevölkerung), welches Werk eine vortreffliche Abhandlung über Staats-Arithmetik iſt; Sur la richesse territoriale de la France (Ueber den Grundreichthum Frankreichs). Mit dieſem weitläuftigen Werke, von dem er bereits 1791 einen Auszug geliefert hatte, war er eben beſchäftigt, als er zum Schaffort geführt wurde.

Law (Johann), am 16. April 1671 zu Edinburg geboren, gab ſich, obgleich ſein Vater ein Meſſerſchmid, oder, nach andern, ein Goldſchmid geweſen war, für einen Edelmann aus. Er war groß, wohl gebaut, beſaß eine angenehme, ſogar edle Geſichtsbildung, einen durchdringenden Verſtand und ſehr feine, gebildete Sitten. Arithmetik, Algebra und Geographie waren die Studien, denen er ſich beſonders in ſeiner Jugend widmete. Schon von früher Jugend an aufmerkſam auf ſeine Perſon und geſucht in ſeinem Anzuge, zeichnete er ſich in allen Spielen aus, welche körperliche Geſchicklichkeit und geiſtiges Nachdenken erfordern. So ward er als einer der beſten Ballſpieler Schottlands gerühmt, obgleich dieſes Spiel damals beſonders in ſeinem Lande ſehr gewöhnlich war. Nachdem er die Tochter eines Lords verführt und den Bruder derſelben getödtet hatte, ward er verurtheilt, gehangen zu werden. Er rettete ſich durch die Flucht, ging nach Holland und von dort nach Italien, kehrte jedoch gegen 1700 nach England zurück und legte dem Parlamente einen Plan vor, wie dem Geldmangel Schottlands und dem bevorſtehenden Banqueroute der dortigen Bank abgeholfen werden könnte. Da jedoch weder dieſer Plan, noch ein an-

derer, in welchem er eine neue Art Papiergeld vorſchlug, vom Parlamente angenommen worden war, verließ Law abermals ſein Vaterland und begab ſich nach Brüſſel, von wo er nach Venedig und dann nach Genua ging. Allenthalben, wo er ſich verweilte, machte das Spiel den vorzüglichſten Gegenſtand ſeiner Speculationen aus, und bald war es ihm geglückt, eine Summe von 110000 Pf. St. gewonnen zu haben. Nachdem er nun auch dem Könige von Sardinien, Victor Amadeus, die obenerwähnten Finanzpläne, obgleich vergebens, vorgeſchlagen hatte, ging er nach Frankreich, wo 1709 oder 1710 der dortige General-Controleur (ſo hieß damals der Finanzminiſter) ſeinem Finanzſyſtem eine größere Aufmerkſamkeit ſchenkte. Dieß geſchah zu einer Zeit, als ein unglücklicher Krieg ganz Frankreich ruinirt und jedes öffentliche Zutrauen vernichtet hatte, und ſo fand Law endlich unter der Vormundſchaft des Herzogs von Orleans den günſtigen Zeitpunct, welcher ſeinem Syſteme den gewünſchten Eingang in Frankreich verſchaffte. Hier war eine öffentliche Schuldenlaſt von zwei Milliarden (zwei Millionen Millionen) zu tilgen, und überdem hatte es Law mit einem Prinzen und einem Volke zu thun, das in jede Neuheit verliebt war. Zuerſt errichtete er 1716 in ſeinem eignen Namen eine öffentliche Bank, die jedoch bald die allgemeine Caſſe aller Einnahmen des Königreichs wurde. Mit ihr ward bald darauf eine Handlungsgeſellſchaft nach dem Miſſiſſipi vereinigt, von welcher man ſich die größten Vortheile verſprach. Das Publicum, von dem Reize des Gewinnes gelockt, bezeigte eine wahre Wuth, die Actien dieſer Geſellſchaft und dieſer Bank zu kaufen. Das Geld, welches vorher mißtrauiſch in Kaſten verſchloſſen worden war, kam reichlich in Umlauf. Nachdem die Bank ſelbſt noch ungemein erweitert worden war, fingen endlich die Actien derſelben an, im Jahre 1719, den ganzen Werth alles im Königreiche ſich befindenden Geldes um das achtzigfache zu überſteigen. Während dieß vorging, war Law 1720 zum Finanzminiſter erhoben, vom Proteſtanten zum Katholiken, vom Abentheurer zum Herrn der ſchönſten Beſitzungen und vom Banquier zum Staatsminiſter geworden. Um das baare Geld gegen die Actien herabzuſetzen, hatte man die Mark Silber und Gold anfangs zu einem ungeheuern Preiſe ausgemünzt, ſetzte ſie aber nach und nach ſehr herunter, daß das Publicum, welches einen noch größern Verluſt am baaren Gelde befürchtete, dieſes mit der größten Begierde zur Bank brachte und gegen Papiergeld auswechſelte. Nachdem nun aber die Bank, trotz dieſer betrügeriſchen Speculationen, nicht immer im Stande war, ſeine Billets zu zahlen, ſuchte ſich Law anfangs damit zu retten, daß er ein Geſetz ergehen ließ, vermöge welches es jedermann bei Strafe der Confiſcation unterſagt war, mehr wie 500 Livres baares Geld in ſeinem Hauſe zu haben. Da dieſe Maßregel dennoch zu nichts geholfen hatte, wurden die Actien auf die Hälfte ihres wahren Werths heruntergeſetzt. Nun wurden der Nation auf einmal die Augen geöffnet: man ſah den allgemeinen Ruin erklärt voraus und das Murren ward allgemein. Die Regierung ließ, durch die allgemeine Stimme in Furcht und Ungewißheit, Beſchlüſſe über Beſchlüſſe ergehen, hob das Verbot, baares Geld bei ſich zu haben, wieder auf, erlaubte dergleichen aus dem Auslande einzuführen, und konnte dennoch dem allgemeinen Mißtrauen und der gränzenloſen Verwirrung nicht vorbeugen. Das Volk, welches kein baares Geld hatte, ſtürzte wie wüthend zur Bank, um ſeine Billets einzulöſen. Das Drängen der Menge war ſo gewaltſam, daß mehrere Menſchen ihr Leben dabei verloren. Endlich ſah ſich Law, mit dem öffentlichen Fluche belaſtet, in die Noth-

wendigkeit verſetzt, zu entfliehen, um ſein Leben vor der Wuth des Volks in Sicherheit zu bringen. Nachdem er Deutſchland, Holland, England und Dänemark durchſtreift hatte, begab er ſich nach Venedig, wo er, noch immer mit chimäriſchen Hirngeſpinſten und ungeheuern Grübeleien beſchäftigt, im Jahre 1729 ſtarb. Obgleich ſeine Reichthümer in Frankreich unermeßlich geweſen waren; ſo verſpielte er dennoch in der Folge ſein ganzes Vermögen und ſtarb faſt in Dürftigkeit.

Lazarus iſt der Name theils eines aus der h. Geſchichte bekannten Mannes, theils eines Mönchs des neunten Jahrhunderts, deſſen Gedächtniß den 20. Febr. darum von der römiſchen Kirche gefeiert wird, weil er ſich weder durch die Drohungen noch durch die Mißhandlungen des Kaiſers Theophilus zu Conſtantinopel abhalten ließ, Bilder der Heiligen zu malen. N.

Lazariſten oder Väter des h. Lazarus waren eine Congregation regulärer Geiſtlichen, welche im 17ten Jahrhunderte in Frankreich entſtand. N.

Lazur ſ. Lapis Lazuli.

Lazzaroni. Zu Neapel allein findet ſich bisher die merkwürdige Menſchenclaſſe, die unter dem Namen der Lazzaroni bekannt iſt. Man rechnete die Zahl dieſer Menſchen unter der alten Regierung auf etwa 40000 Individuen, ſämmtlich ohne Stand, ohne Beſchäftigung, ohne Haus und Heimath und ohne beſtimmten Unterhalt, von denen der größte Theil das ganze Jahr hindurch, in äußerſter Dürftigkeit, Tag und Nacht ſein Leben auf der Straße und den öffentlichen Plätzen der Stadt zubrachte. Die große Fruchtbarkeit des Landes, die den Unterhalt eines Menſchen ſo ſehr erleichtert, die außerordentliche Mäßigkeit ſeiner Bewohner, das heiße Clima und der daher entſtehende Hang zur Trägheit haben dieſer ſonderbaren Menſchenclaſſe ihre Entſtehung gegeben, die allerdings in einer gewiſſen Verbindung unter einander ſtand, und dennoch, was gewiß äußerſt auffallend erſcheinen muß, der Ruhe und Sicherheit der Stadt keineswegs gefährlich wurde. In ihrer Lebensart ſind die Lazzaroni äußerſt mäßig, ſo wie im höchſten Grade genügſam in ihrem Anzuge; das Clima macht das Bedürfniß nach Nahrung und Bekleidung weniger fühlbar und läßt es leichter befriedigen; nur die höchſte Noth vermag die Lazzaroni zur Arbeit zu treiben. Das Wenige, was ihnen zu ihrem Unterhalte unentbehrlich iſt, finden ſie leicht auf mannichfaltige Art, als Boten, Träger und Taglöhner. Allein nichts konnte ſie ehmals bewegen, durch angeſtrengte Arbeit mehr zu verdienen, als ihre genügſame Lebensart erforderte. Dabei waren ſie zugleich, trotz ihrer großen Anzahl, die ſie ſo leicht zur Inſolenz hätte verleiten können, höchſt gutmüthig und friedfertig und ertrugen geduldig Beleidigungen und Neckereien des übrigen Pöbels, was freilich auch wohl das einzige Mittel war, damit der Staat überhaupt die Exiſtenz einer ſolchen Corporation dulden konnte. Allein zu Neapel fand ſich von jeher dieſe Menſchenclaſſe; dort allein findet ſich Alles, was eine ſolche Lebensart überhaupt möglich macht, daher entfernte ſich auch nie ein Lazzaroni ohne die höchſte Noth aus dieſer Stadt. Erſt in den letztern Zeiten hat auch bei dieſen Naturmenſchen eine Art von Luxus einzureißen angefangen und auch bei ihnen iſt Geſchmack für Eigenthum und größeres Wohlleben entſtanden. Nach neuern Berichten fangen ſie an, ſich allmählig an fleißigeres Arbeiten zu gewöhnen, um einen feſten Wohnort zu erhalten und ſich an Sonn- und Feſttagen in ſeidenen und ſammetnen Feierkleidern zeigen zu können. Auch hat in den neueſten Zeiten die franzöſiſche Polizei, welche Neapel

erhalten, nicht wenig zur Verminderung dieſer Menſchenclaſſe beigetragen. C. Z.

Lazzi (ital. lazzo, lazzi), bedeutet bei den Italienern meiſtentheils das ſtumme Spiel, mit welchem die komiſchen Perſonen, während ſie ſelbſt nichts zu reden haben, die ernſthaften Scenen auszufüllen pflegen, wodurch freilich nicht ſelten die Aufmerkſamkeit auf den Gang des Stücks unterbrochen wird. Beſonders erlauben ſich die italieniſchen Komiker dieſe Lazzi während der Bravour-Arie, die dergleichen, da das Publikum bei dieſen nur zu hören braucht, auch recht wohl geſtatten. Die Benennung kommt nicht, wie einige glauben, von lacerare (zerreiſſen), ſondern von lazzo (herbe, ſcharf, beiſſend) her, weil durch die Lazzi die Scene gleichſam erſt ſchmackhaft gemacht wird. Pq.

Leander, ſ. Hero.

Leben (das), offenbart ſich uns durch Daſeyn und Thätigkeit, es ſetzt alſo einen Körper und das Vermögen deſſelben, aus eignem Antriebe Bewegungen vorzunehmen, voraus. Der Anblick einer Figur belehrt uns von ihrem Daſeyn; aber dann erſt, wenn wir Bewegung an ihr ſehen, oder ſolche Zeichen wahrnehmen, daß wir auf das Vermögen der Bewegung, innerlich oder äußerlich ſchließen können, halten wir ſie für belebt. Es giebt aber verſchiedene Stufen des Lebens. Von der Pflanze ſagen wir auch: ſie lebt; hier beſchränkt ſich die Bewegung bloß auf das Innere der Pflanzen, ſo viel zur Erhaltung, Ernährung und zum Durchlaufen ihrer Perioden des Wachsthums nöthig iſt; dieß iſt das bloß vegetative Leben. Es iſt im Thier auch vorhanden, dieſes iſt aber auch mit einem höhern begabt; das thieriſche Leben bedingt freiwillige Bewegung ſeiner äußern Theile und Ortsveränderung außer ſich. Je höher der Grad des Lebens, deſto vollkommnerer Organiſation bedarf es. Das Leben des Polypen, z. B. entfernt ſich kaum von dem Pflanzenleben, er hat die einfachſte Organiſation, dagegen das Leben der vollkommenen Thiere eine weit mannichfaltigere und zuſammengeſetztere Organiſation erfordert. Aus den Erſcheinungen des Lebens können wir wohl einen Begriff deſſelben abziehen, allein in das Innere deſſelben können wir nicht eindringen. Die Idee des Lebens ſelbſt kann nur ergriffen, nicht begriffen werden. Jedes individuelle Leben iſt nur der Ausfluß des allgemeinen, ewigen und höchſten Lebens, eine endliche Abſtufung und Darſtellung deſſelben nach unzählig mannichfachen Graden. Lebenskraft iſt die den Erſcheinungen des organiſchen Lebens zum Grunde liegende innere Urſache deſſelben. Ob es ein feiner materieller Stoff, ein ſubtiles flüſſiges Weſen, oder ob ſie bloß das Product der Organiſation und deſſen Mechanismus iſt, darüber ſind die Meinungen verſchieden. Indeſſen iſt gewiß, daß, wo wir Leben bemerken, eine beſtimmte Organiſation vorhanden iſt, welche durch ein inneres Agens in Bewegung und Thätigkeit geſetzt wird, daß ferner das Leben vernichtet iſt, ſobald die Organiſation zur Ausübung ihrer Verrichtungen untauglich iſt, oder das innere Agens fehlt. Dieſes Agens nun mögen wir mit Hufeland Lebenskraft, oder mit andern Lebensgeiſt, oder Lebensſtoff, oder mit v. Helmont Archäus, mit Stahl die Seele, mit Brown die Erregbarkeit, mit Mesmer das allgemeine magnetiſche Fluidum, oder mit andern noch anders nennen, ſo können wir doch nur die Aeuſſerungen deſſelben, die Bedingung ihrer Aeußerungen und die Geſetze derſelben kennen lernen. Das eigentliche Agens des Lebens, als innerſten Lebensreiz genommen, welcher die mannichfachen Bewegungen des feinſten Organismus erregt und erhält, nennen wir eigentlich das Le-

benſprincip. Dieſes muß das feinſte und durchdringendſte Fluidum der Natur ſeyn, das wir nur mit dem Aether, der electriſchen, magnetiſchen, und Lichtmaterie vergleichen können. Zu gewiſſen Theilen des Organismus ſcheint ſie beſondere Verwandtſchaft zu haben, beſonders im thieriſchen Körper zu den Nerven, von denen ſie zu den übrigen Theilen des Körpers geleitet wird. Sie kann in einem Körper angehäuft werden, kann in freiem, einige Zeit aber auch in einem gebundenen Zuſtande erſcheinen. Das Lebensprincip giebt der thieriſchen Faſer die Eigenſchaft, ſich zuſammenzuziehen und auszudehnen (Contractilität), und entzieht ſie zum Theil den allgemeinen phyſiſchen und chemiſchen Geſetzen der unorganiſchen Natur, daher in einem belebten Körper kein bloß mechaniſcher und chemiſcher Proceß exiſtirt. Das Lebensprincip kann durch gewiſſe ihm entgegengeſetzte Einwirkungen geſchwächt, durch andere verſtärkt werden. Unter die feindlichen Einflüſſe gehört beſonders die Kälte, gehören ſtarke Erſchütterungen, manche Gifte u. ſ. w.; unter die günſtigen Einwirkungen gehört die Wärme (in einem angemeſſenen Grade), das Licht, die Luft, beſonders der Antheil von Lebensluft (Oxygengas) in derſelben. Dieſes Lebensprincip erfüllt den ganzen Körper und erregt die Thätigkeit aller einzelnen Theile deſſelben, jedes nach ſeinem beſondern Bau und ſeiner Einrichtung, daher dann das harmoniſche zu einem Zwecke hingerichtete Streben derſelben, ihre Functionen auszuüben.

Lebensmittel ſind im Allgemeinen die zur Unterhaltung des Lebens nothwendigen Stoffe. In dieſem Sinne könnte man auch die Luft, als den unentbehrlichſten Stoff zum Leben, dahin rechnen. Insbeſondere aber verſteht man darunter diejenigen Stoffe, welche zur Nahrung des Menſchen, als Speiſe und Getränk in den Magen gebracht werden, um daſelbſt derjenigen Veränderung unterworfen zu werden, die wir Verdauung nennen (ſiehe den Art. Magen), und einen Stoff zur Organiſation und Erhaltung des Lebens abgeben. Das Weitere hierüber ſiehe bei dem Artikel Nahrungsmittel. — Lebensverlängerung, die Anwendung derjenigen Mittel und Methoden, welche das Leben des Menſchen ſeinem natürlichen Ziele am nächſten bringen. Das Leben des Menſchen iſt das vollkommenſte, bildet ſich deswegen auch die vollkommenſte Organiſation aus. Es kann der innern Möglichkeit nach eine ſehr lange Dauer (abſolute Lebensdauer) haben, die man nach Vergleichung mit ſeinem Wachsthum und ſeiner Ausbildung über hundert Jahre ſchätzen kann. Die wirkliche (relative) Dauer ſeines Lebens hängt aber von der Summe des ihm urſprünglich zugetheilten Lebensprincips, von der Beſchaffenheit ſeiner Organiſation, von der durch die Lebensthätigkeit ſelbſt bewirkten Aufzehrung (Conſumtion) des Lebensprincips ab. Ferner giebt es viele feindliche Einflüſſe auf den menſchlichen Körper, welche ſeinem Leben und ſeiner Geſundheit Gefahr drohen, z. B. ungünſtige Witterung, anſteckende Krankheitsſtoffe, Leidenſchaften u. ſ. w., welche ſeine natürliche Lebensdauer abkürzen. Da der wirklichen (relativen) Lebensdauer ſo manche Gefahren drohen, und die mögliche (abſolute) Lebensdauer doch ſo hoch ſteigen kann; da ferner durch Beobachtung gewiſſer Regeln viele Gefahren abgewendet werden können, die Verzehrung des Lebensprincips verzögert, der Erſatz deſſelben durch manche Mittel befördert werden kann; ſo läßt ſich allerdings die Möglichkeit einer Lebensverlängerung denken, in ſofern das wirkliche Leben dem Ziel der möglichen (abſoluten) Lebensdauer genähert wird. Die Anlage zum langen Leben überhaupt erfordert einen vollkommenen guten Bau des Körpers und ſeiner einzelnen Theile, ge-

ſunde Lungen, gute Verdauung, regelmäßigen Umlauf des Blutes, gehöriges Verhältniß in der Vertheilung des Lebensprincips, welches durch gutes Temperament, gleichförmige Verrichtung der Organe und behagliche Gemüthsſtimmung ſich äußert. Die beſondern Regeln der Lebensverlängerung gehören in die Geſundheitserhaltungskunde. (S. Geſundheit.)

Lebensverſicherung. Die Zeit, wie lange wahrſcheinlich ein Menſch noch zu leben hat, muß nach dem natürlichen Ziele, und nach den Reſultaten, welche Erfahrung geben, berechnet werden. Man ſollte freilich denken, daß, wenn man z. B. 90 Jahre als das natürliche Lebensziel annimmt, die Verſicherung der Lebensjahre auch hiernach könne beſtimmt werden, und alſo ein neugebohrnes Kind dieſe vollen 90 Jahre, ein Kind von 10 Jahren noch 80 Jahre u. ſ. f. wahrſcheinlich zu leben habe. Allein die mancherlei Gefahren, welche dem kindlichen Alter drohen, die Krankheiten, welche viele Menſchen in der Blüthe der Jahre wegraffen, die Beſchwerlichkeiten und Veranlaſſungen zu Beſchädigungen und Krankheiten von den mancherlei Beſchäftigungen der Menſchen, die Verſchiedenheiten des Geſchlechts, der Schade, den Luxus und Verweichlichung unter dem Menſchengeſchlecht anrichten, machen andere Berechnungen nothwendig. Die Erfahrung lehrt, daß von 100 Menſchen etwa einer das 90ſte Jahr erreicht, die Hälfte ſtirbt weg, ehe ſie das 17te Jahr erreicht haben. Die größte Sterblichkeit herrſcht unter den Kindern bis nach dem erſten Jahre, denn in dieſer Zeit ſterben von 100 Kindern 26, in dem zweiten Jahre von den übrigen 74 wieder 4; in dem dritten Jahre von den übrigen 70 wieder 8; im vierten Jahre 3, im fünften Jahre 1, im ſechſten Jahre abermals 1, im ſiebenten Jahre 1, im achten Jahre 1, im neunten Jahre 1, im zehnten Jahre iſt beinah die Hälfte ſchon geſtorben, denn von 100 Kindern ſind noch 54 übrig. Davon ſterben wieder 3 bis zum funfzehnten Jahre; nur 44 kommen bis zum dreißigſten Jahre, nur 38 bis zum vierzigſten, nur 31 bis zum fünfzigſten, nur 22 bis zum ſechzigſten, nur 13 bis zum ſiebzigſten, nur 7 bis 8 bis zum achtzigſten. Da nun bei Leibrenteninſtituten, Wittwencaſſen u. dgl. eine muthmaßliche Annahme, wie lange eine Perſon noch leben wird, nothwendig iſt, ſo hat man, auf obige Erfahrungen geſtützt, folgende Berechnung entworfen: Ein Kind von 1 Jahre wird wahrſcheinlich noch leben 41 Jahre 9 Monate; ein Kind von 3 Jahren noch 45 Jahre 7 Monate; eins von 5 Jahren noch 46 Jahre 4 Monate; eins von 10 Jahren noch 44 Jahre 9 Monate. Eine Perſon von 15 Jahren wird wahrſcheinlicher Berechnung nach noch 41 Jahre 6 Monate leben; eine von 20 Jahren noch 38 Jahre 3 Monate; eine Perſon von 25 Jahren noch 35; eine von 30 Jahren noch 32; eine von 35 Jahren noch 29; eine von 40 Jahren noch 26; eine von 45 Jahren noch 23; eine von 50 Jahren noch 20; von 55 Jahren noch 17; von 60 Jahren noch 14; von 65 Jahren noch 11; von 70 Jahren beinah noch 9; von 75 Jahren noch 6; von 80 Jahren noch 4 Jahre 10 Monate; von 85 Jahren noch 3 Jahre 3 Monate; von 90 Jahren noch 2. Es erhellt hieraus, daß Kinder, welche einmal das ſiebente Jahr erreicht haben, noch die größte Anzahl Jahre zu hoffen haben; daß man in dem Alter von 12 bis 13 Jahren den vierten Theil ſeines Lebens zurückgelegt hat; mit 28 bis 29 Jahren die Hälfte, mit 50 Jahren ungefähr drei Viertel. Die Frauenzimmer, wenn ſie gewiſſe Jahre überſtanden haben, leben alsdann gewöhnlich länger als Mannsperſonen.

Leber iſt bei dem Menſchen das größte und ſchwerſte aller Eingeweide, wo ſie den größten und oberſten Theil der Bauchhöhle einnimmt. Je jünger der Menſch, deſto größer; aber je geſunder, deſto kleiner iſt ſeine Leber, und umgekehrt. Drüber liegt der genau auf ſie paſſende Zwergmuskel, durch deſſen Sehne das Herz von ihr geſchieden iſt. Darunter befindet ſich rechts das Ende des rechten Stücks vom Grimmdarme; links das Ende des Queerſtücks deſſelben; gegen die Mitte hin, da, wo ihr die Gallenblaſe anhängt, der Anfang des Zwölffingerdarms; links der größte Theil nebſt dem Ende des Magens und des Pankreas, oder der Bauchſpeicheldrüſe; hinten die mit der rechten Niere zuſammengehefteten Nebennieren. Ihr Gewicht beträgt in einem geſunden Menſchen 2 bis 5 Pfund, und ihre Beſtimmung iſt, nach völlig entſchiedener Unterſuchung, durchaus keine andere, als die Galle aus dem Blute abzuſondern.

Leberreime ſind zweizeilige deutſche Sinngedichte, in welchen die erſte Zeile ſtets mit den Worten anfängt: die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem — hier wird ein Thier genannt, auf deſſen Namen dann die folgende Zeile reimen muß. Dieſe Reime, welche von Schävius erfunden und ehemals bei öffentlichen Gaſtereien, ſobald der Hecht aufgetragen war, beſonders in Sachſen ſehr beliebt geweſen ſind, werden jetzt nicht mehr beachtet.

Lech (**Leg**, in Schmelzhütten) iſt dasjenige, was ſich oben als ſchwarzes Kupfer angeſetzt hat und noch Metall enthält.

Leda, nach einigen des Thaſtius, eines Königs von Aetolien, oder nach andern des Glaucus und der Laophonte oder Leukippe Tochter, heirathete den ſpartaniſchen König Tyndareus, mit welchem ſie die Timandra, Clytämneſtra und Philinon (Philikonon) zeugte. Jupiter liebte ſie und verwandelte ſich, um zu ihrem Beſitze zu gelangen, in einen Schwan, oder nach andern in eine Gans, in welcher Geſtalt man ihn auch auf einem herkulaniſchen Gemälde mit ihr abgebildet findet. Er zeugte den Pollux und die Helena mit ihr und Tyndareus in der folgenden Nacht den Caſtor. Nach andern Schriftſtellern verwandelte ſie Jupiter erſt in eine Gans, ſich ſelbſt aber in einen Schwan; woher es kam, daß Leda ein Ei gebahr, aus welchem Pollux und Helena hervorgingen. Noch nach andern verwandelte ſich Jupiter bloß in einen Schwan, ließ ſich dann von der Venus in der Geſtalt eines Adlers verfolgen und nahm ſeine Zuflucht in Leda's Schooße. Während eines tiefen Schlafes, welcher ſie in dieſem Augenblicke befiel, gelangte er zum Genuſſe ihrer Reize. Wieder andere meinen, die Nemeſis ſey es geweſen, welche Jupiter auf die angezeigte Weiſe überliſtet und darauf das Ei, welches dieſe geboren, durch den Mercur der Leda habe überbringen laſſen, welche letztere es ſorgfältig aufgehoben, bis endlich die Helena daraus hervorgekommen ſey. Endlich ſoll Leda zwei Eier geboren haben, eins vom Jupiter und eins vom Tyndareus, aus jenem Pollux und Helena, und aus dieſem Caſtor und Clytämneſtra entſtanden ſeyn. Unter dieſen verſchiedenen Sagen hat diejenige das Uebergewicht behalten, nach welcher Jupiter als Schwan den Caſtor und Pollux mit der Leda zeugte. Dieſe werden nach Tyndareus, dem Gemahle der Leda, Tyndariden, und nach Jupiter, ihrem wahren Vater, Dioscuren genannt. Kein Gegenſtand der alten Mythologie iſt von den Künſtlern mit ſo vieler Vorliebe behandelt worden, als Leda mit dem Schwane: man zählt 58 beſondere Vorſtellungen von demſelben. Es ſcheint, als habe dieſe Mythe den Künſtlern, die ſich die Darſtellung der phyſiſchen Liebe zum Vorwurf ihres Werks gemacht hatten, zur beſondern Verhüllung,

und zugleich auch zur Andeutung ihrer Idee gedient und ſey deshalb ſo oft und unter ſo verſchiedenen Geſtalten von ihnen bearbeitet worden. Ein Schwan im Schoße eines Mädchens beleidigte das jungfräuliche Auge bei weitem nicht ſo ſehr, als ein Mann an eben der Stelle; die Keuſchheit ſelbſt konnte ſich noch immer mit der Unkunde ſchützen, die Bedeutung des Bildes nicht zu verſtehen, während jedoch der lüſterne Sinn des Mädchens das höchſte Wohlgefallen an der Darſtellung deſſelben fand. Aber auch die Ausführung ſelbſt gewährte dem Künſtler eine große Mannichfaltigkeit, welche daher dem Genie deſſelben ſehr willkommen ſeyn mußte. Bald konnte ſich nämlich Leda ernſtlich gegen die Zudringlichkeiten des Schwans vertheidigen, bald nur ſcheinbaren Widerſtand thun, bald konnte der Schwan die Leda durch die Luft tragen, bald bloß daneben ſtehend oder ſchmeichelnd, bald im Augenblicke der ungeſtümen Annäherung, bald im Triumphe ſelbſt abgebildet ſeyn. Da der Schwan auch zu den edlern Thieren gehörte, ſo konnte eben deswegen dieſe Verwandlung Jupiters ſo oft zum Gegenſtande der Darſtellung gewählt werden. Andere Verwandlungen Jupiters in Stiere, Pferde, Schlangen u. ſ. w. bei den Begattungen mit ſterblichen Mädchen, wären kein edler Gegenſtand der Kunſt geweſen, und wurden daher von den Künſtlern verworfen. Bei vielen Künſtlern waren es gewiß dieſe Gründe, welche dazu beitrugen, die Vorſtellungen ſo ſehr zu vervielfältigen. Aber daß es nicht die einzigen Urſachen waren, ſieht man daraus, daß gerade viele dieſer Leda-Gemmen die ſchlüpfrigſten Darſtellungen enthalten, welche man ſehen kann. Da nämlich Alles dem Mißbrauche unterworfen iſt, ſo artete nun auch die allegoriſche Darſtellung dieſer Mythe in eine gemeine phyſiſche Andeutung derſelben aus. In der That wurden in den Gynecäen (Frauenzimmergemächern) der aſiatiſchen, lesbiſchen und ioniſchen Weiber ſehr häufig Gänſe und Schwäne von dieſen zum phyſiſchen Genuſſe gemißbraucht, ſo wie denn auch noch jetzt die italieniſchen Damen ſich dieſes Mittels zur Befriedigung ihrer Leidenſchaft nicht ſelten bedienen ſollen. Es iſt uns vollkommen begreiflich, daß jene bloß formelle und allegoriſche Darſtellung des ſinnlichen Genuſſes, ſo wie ihn die griechiſchen Künſtler durch Abbildung des Schwans im Schooße der Leda darzuſtellen ſuchten, nach und nach zur gröbern Verſinnlichung jenes Begriffes Veranlaſſung gegeben und endlich in die rein materielle Darſtellung des ſinnlichen Genuſſes ausgeartet ſey. Pq.

Leder, ſ. Gerberei.

Lee (Lei, das) bedeutet in der Schifferſprache das Schiff oder Land, oder irgend einen Gegenſtand, welcher unter dem Winde liegt, d. h. welcher vom Winde abgewandt iſt. So ſagt man: das feindliche Schiff lag unter unſerm Lee; wir befanden uns unter dem Lee von Bornholm.

Leeds, die bekannte Hauptſtadt des Tuchdiſtricts in der Weſt-Riding von Yorkſhire, liegt am Fluſſe Aire und ſteht durch die inländiſche Schifffahrt in der vortheilhafteſten Verbindung mit den vornehmſten Plätzen und Häfen von Großbrittannien. Erſt in neuern Zeiten hat ſie ſich zu ihrer gegenwärtigen Größe und Wichtigkeit gebildet. Die Bevölkerung, welche noch ſtets zugenommen hat, betrug 1801 über 53,000 Einwohner. Die Stadt iſt für den Diſtrict der große Markt für das breite feine Tuch (Broad-cloth), welches die Weber theils weiß, theils ſchon in der Wolle gefärbt, und zwar in großen Vorräthen dahin bringen. Für beide Art Tücher giebt es dort große Hallen: die Weißetuch-Halle (White cloth Hall) iſt ein großes, viereckiges, in fünf Straßen

abgetheiltes und über 1200 Stände enthaltendes Gebäude; die Gefärbte-tuch-Halle (mixed cloth Hall) iſt noch größer und hat 1770 Stände. Die Markttage für letztere ſind Dienſtags und Sonnabends und für erſtere Dienſtags. Der Markt wird zu einer beſtimmten Stunde eingeläutet, dauert fünfviertel Stunden und muß bei Strafe pünktlich geſchloſſen werden.

Leere (leerer Raum) drückt den Begriff eines Raums aus, in welchem ſich kein Körper befindet. Es iſt darüber geſtritten worden, ob es leere Räume gebe; denkbar ſind ſie allerdings, nur ſchwerlich in der Natur vorhanden. Man unterſcheidet **abſolute** und **zerſtreute** leere Räume. Unter erſteren verſtand man ſchon im Alterthume eine bloß für ſich beſtehende, von aller Materie leere, einzige, unbegrenzte und unveränderliche Ausdehnung, deren Daſeyn vor der Körperwelt vorhanden geweſen ſey. Dagegen läßt ſich einwenden, daß Raum und Ausdehnung ohne Körper, die ſich ausdehnen, nicht denkbar ſind. Man hat gefragt, ob zwiſchen den großen Himmelskörpern, das heißt, da, wo ſich ihre Dunſtkreiſe begrenzen, wol noch etwas Körperliches vorhanden ſey? Wäre dieß nicht, ſo hätte ein ſolcher Raum allerdings eine abſolute Leere. Allein der Umſtand, daß das Licht dieſen Raum durchſtrömt, ihn alſo füllt, widerſtrebt dieſer Meinung ſchon von ſelbſt. Zerſtreuete leere Räume ſind die Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Theilen der Körper, welche nichts Materielles mehr in ſich ſchließen. Hier alſo gäbe es, dem Scheine nach, wenigſtens einen zerſtreueten leeren Raum. Von dieſen beiden Leeren muß die **künſtliche Leere**, welche man vermittelſt der Luftpumpe hervorbringt, unterſchieden werden. Sie iſt aber nur ein ſcheinbar leerer Raum; denn es läßt ſich durchaus nicht behaupten, daß nicht noch ſehr feine Luft oder Materie in derſelben verborgen ſeyn könne. Ein ſolcher luftleerer Raum iſt z. B. die Toricelliſche Leere, welche ſich im Barometer über dem Queckſilber befindet; aber auch hier iſt Licht, alſo kein abſolut leerer Raum vorhanden.

Legat (aus dem Lateiniſchen), iſt ein Vermächtniß, und beſonders ein Nebenvermächtniß, welches der Haupterbe, dem Teſtamente zufolge, einem Dritten auszahlen muß. Legatum ad pias causas iſt ein Vermächtniß zu milden Stiftungen, d. h. zu Kirchen, Schulen u. ſ. w.; legatum alimentorum, ein Vermächtniß, einem Dritten ſeinen Lebensunterhalt geben zu müſſen; legatum annuum oder menstruum, ein Vermächtniß, welches jährlich oder monatlich ausgezahlt werden muß; legatum dotis, Vermächtniß eines Heirathsguts; legatum fructuum annuorum, Vermächtniß der jährlichen Früchte; legatum liberationis, Vermächtniß der Schuldenerlaſſung; legatum mobilium, Vermächtniß der beweglichen Güter; legatum ornamentorum, Vermächtniß des weiblichen Schmuckes; legatum pium annale, Vermächtniß zu einer jährlichen Stiftung, z. B. zu einer jährlichen Gedächtnißpredigt, Armengabe u. ſ. w.; legatum supellectilis, Vermächtniß des Hausgeräths; legatum usus fructus, Vermächtniß des bloßen Nießbrauchs; legatum vestium, Vermächtniß der Kleider. — Legatarius, ein Legatär, einer, dem ein Legat vermacht iſt. Legator, einer, der ein Legat macht.

Legaten a latere. Legaten a latere heißen außerordentliche Geſandte, welche der Papſt in beſonders wichtigen Angelegenheiten an fremde Höfe oder als Gouverneurs in die Provinzen des Kirchenſtaats abſchickt. Sie ſtehen höher im Range als die Nuntien und werden nur aus dem Cardinals-Collegio genommen. Die Sendung ſolcher Legaten hat wegen Beſchränkung der päpſtlichen Macht in neuern Zeiten nur ſelten Statt gefunden. E.

Legato, ſ. Bepuncten.

Legende (Legenda), der Titel eines Buchs, welches die täglichen Lectionen enthielt, die beim Gottesdienſte in der alten römiſch-katholiſchen Kirche vorgeleſen zu werden pflegten. Dann wurden vorzüglich die Lebensbeſchreibungen und Geſchichten von den wunderbaren Schickſalen der Heiligen und Märtyrer, und ganze Sammlungen derſelben Legenden genannt, weil man aus dieſen ebenfalls in den Metten und in den Speiſeſälen der Klöſter Capitel vorlas, und ſie zur Unterſtützung des römiſch-katholiſchen Glaubens zu leſen ernſtlich anempfahl. Auch die römiſchen Breviarien enthalten viele Geſchichten von Heiligen und Märtyrern, welche an den Namenstagen derſelben geleſen werden ſollen. In dem Mittelalter war eine Sammlung ſolcher Heiligengeſchichten, unter dem Namen Legenda Sanctorum oder historia Lombardica bekannt. Vorzüglich berühmt war die ſogenannte **goldne Legende** (aurea legenda), deren Verf. Jacobus de Voragine († als Erzbiſchoff zu Genua 1298) iſt. Aber auch diejenigen Heiligengeſchichten, welche bloß Ueberlieferung blieben, wurden Legenden genannt. Da die Heiligengeſchichten oft allen Glauben überſtiegen, und nur als fromme Erdichtungen angeſehen werden konnten, ſo wurde der Name der Legende von Ungläubigen bald jedem Mährchen ähnlicher Art, jeder erdichteten Erzählung, die den Glauben ſtark in Anſpruch nimmt, gegeben. Valerius Augustinus, Biſchoff von Verona (blühte im 16. Jahrh.) erzählt (in ſeinem Buche de rhetorica Christiana) eine Urſache der zahlreichen Legendenfabeln, welche durch die ganze Welt verbreitet worden, ſey die in mehrern Klöſtern herrſchende Gewohnheit geweſen, die Religioſen in lateiniſchen Umſchreibungen und Ausarbeitungen über Begebenheiten aus dem Leben der Heiligen zu üben, wobei ſie die Freiheit hatten, die Tyrannen und verfolgten Heiligen auf die ihnen wahrſcheinlichſte Weiſe ſprechen und handeln zu laſſen. So entſtanden Ausſchmückungen der Geſchichte, von welchen man die gelungenſten aufbewahrte, die nachher in Klöſtern wieder aufgefunden und mit den wahren Geſchichten vermiſcht worden ſind. Ob nun gleich unter der Maſſe der Legenden viele gehaltloſe, abgeſchmackte Sagen und leere Fictionen, aus kindiſchem Wunderglauben erzeugt, oder für denſelben berechnet, zu finden ſind, ſo giebt es doch unter ihnen auch eine große Menge poetiſcher und erhebender Sagen; daher viele und große Dichter ſich mit der Bearbeitung dieſer oft nur rohen Stoffe beſchäftigt haben, ja man nennt daher jede (auch frei erfundene) poetiſche Erzählung im Tone der kirchlich-alterthümlichen Sage (ſie möge verſificirt ſeyn oder nicht), eine Legende. Wir beſitzen deren einige von Göthe, A. W. Schlegel u. a. Einige haben dieſelbe auch ſcherzhaft und komiſch behandelt, z. B. Pfeffel und Langbein. Ein Haupterforderniß der ernſten Legende iſt das Wunderbare, welches aber religiöſer Art ſeyn, oder ſich auf einen Gegenſtand der kirchlichen Tradition beziehen muß, ohne ins Kindiſche zu verfallen. Sie iſt daher ein Product der chriſtlichen Zeit, und wie die kirchliche Sage von der Mythe verſchieden. Eigenthümlich iſt ihr der ſchlichte, einfältige Ton, den die ſtille und ſanftere Begeiſterung des frommen, gläubigen Herzens erzeugt, und womit Pretioſität und poetiſche Ueberladung unverträglich iſt. Eben darum aber iſt ſie in unſern Zeiten ſo ſchwer und ſelten. **Herder** hat ſich um die Bearbeitung der Legende ſehr verdient gemacht (ſ. ſeine Abhandlung über die Legenden in ſeinen zerſtreuten Blättern Th. 6., und Adraſtea St. 3, S. 189 u. ff.) **Koſegarten** hat eine Sammlung derſelben, deren Werth ſehr gemiſcht iſt (2 Bde. 1804), herausgegeben. Ein neuer

Verſuch der Bearbeitung derſelben iſt der kürzlich von de la Motte Fouqué, und Amalia von Imhof erſchienene liebliche Sagen- und Legendenalmanach. Endlich wird auch die Schrift, beſonders die Umſchrift auf Münzen, oder auf den Rand, auf welchem ſich, um das Beſchneiden zu verhindern, öfters eine Umſchrift befindet, in der Numismatik die Legende genannt. S. Münze. T.

Legio war eine Abtheilung der römiſchen Armee, welche zu verſchiedenen Zeiten eine verſchiedene Anzahl Mannſchaft enthielt. Unter Romulus wurden aus jeder der drei Tribus 1000 Mann zu Fuß und 300 zu Pferde ausgewählt. Dieſe Auswahl (legio) betrug 3300 Mann. Zu Polybius Zeit beſtand eine Legion aus 4200 Mann, und ſo ſteigerte ſie ſich am Ende auf 6200 Mann zu Fuß. Die Soldaten einer ſolchen Legion waren alle römiſche Bürger; nur im größten Nothfalle nahm man auch Sclaven dazu. Auch durfte keiner, außer in ſehr dringenden Gefahren, unter 17 Jahre alt ſeyn. Gewöhnlich befand ſich bei einer Legion noch eine gleiche Anzahl Bundesgenoſſen, ſo daß, wenn von einer römiſchen Legion die Rede iſt, man ſtets ein Corps von 9 bis 10,000 Mann verſtehen muß. Das Fußvolk jeder Legion, als dieſe noch 3000 Mann betrug, wurde in 10 Cohorten, jede Cohorte in 3 Manipeln (Centurien, weil ſie 100 Mann enthielten) eingetheilt. Als die Legionen nachher ſtärker wurden, behielt man zwar dieſe Abtheilung bei, theilte aber noch jede Manipel in 2 Centurien, und die Centurie wiederum in 10 Decurien. Bei jeder Legion befanden ſich 6 Kriegstribunen (Kriegsoberſten), welche nach der Reihe, jeder einen Monat lang, unter dem Conſul commandirten. Die Hauptfahne einer ſolchen Legion war ein ſilberner Adler und der Name derſelben unterſchied ſich entweder nach dem Anführer derſelben (z. B. die claudianiſche Legion), oder nach dem Orte, wo ſie diente, oder nach einer Gottheit, oder nach den Vögeln, oder nach dem Ausgange irgend einer Begebenheit. Unter Auguſtus beſtand das geſammte römiſche Heer aus 25 Legionen.

Legiren (im Münzweſen) heißt edles Metall mit unedlem verſetzen (beſchicken). Die mehrſten Metalle laſſen ſich unter einander zuſammenſchmelzen; einige aber gar nicht. Bei der Verſetzung dringen die Beſtandtheile derſelben oft wechſelſeitig in ihre Zwiſchenräume ein und werden dichter, als ſie nach Verhältniß der eigenthümlichen Gewichte der Metalle, woraus ſie beſtehen, ſeyn ſollten; andere werden dagegen lockerer und daher ſpecifiſch leichter, als man nach der Mittelzahl der Dichtigkeit der verſetzten Metalle vermuthen ſollte. Verſchiedene Metalle vereinigen ſich unter einander ſchon und hängen zuſammen, wenn auch nur das eine davon in Fluß gebracht wird. Beiſpiele hiervon liefern das Vergolden, Verſilbern, Verzinnen und Verzinken.

Lehnsweſen. Ein Lehn iſt ein Beſitzthum, wovon Jemand (der Vaſall) den Beſitz und das Benutzungsrecht, auch ein beſchränktes Recht der Verfügung und Veräußerung unter der Bedingung der Lehnstreue (des Beiſtandes mit Rath und That) eingeräumt iſt, welche Treue auch gegenſeitige Pflicht des Obereigenthümers (Lehnherrn) iſt. Lehn unterſcheidet ſich von anderm Eigenthum (Allode) beſonders durch die Beſchränkung, ohne Einwilligung des Lehnherrn nicht veräußert werden zu dürfen, durch gewiſſe Leiſtungen, die der Vaſall gewöhnlich ihrentwegen übernehmen muß (Lehndienſte), und durch eine beſondere Art der Vererbung (Lehnsfolge). Die Gründe hievon und die Natur der Lehne, wird eine Herleitung derſelben von ihren Urſprüngen am beſten klar machen. Die Liebe unſerer Vorfahren zum Krieg war ſo groß und unerſättlich, daß der Krieger, um Waffenthaten zu üben, nicht abwartete,

bis ſein Volk mit einem andern in Feindſchaft gerieth. Privatfehden mußten im Frieden die Stelle des Krieges erſetzen, und fehlten auch dieſe, ſo zog der Jüngling und Mann Wochen, Monate, Jahre lang auf Abentheuer aus, und befehdete entweder für eigene Rechnung angrenzende Stämme, oder nahm Theil an den Feldzügen anderer gerade im Kriege begriffenen Nationen, die er deshalb begierig aufſuchte. Die Reichen und Mächtigen wurden auf ſolchen Zügen gewöhnlich von einer Anzahl gleich tapferer und kriegsfreudiger, aber ärmerer Jünglinge begleitet, die, von ihnen mit Lebensmitteln, wohl auch Waffen, verſehen, ihr Gefolge ausmachten. Dieſes Gefolge, welches ſchon Cäſar und Tacitus kennen, war durch feſtere Bande, als die vorübergehende Kriegsluſt, oder den wenig beſtändigen Vortheil an ſeinen Häuptling gekettet; wie denn überhaupt der alte Deutſche keine Verbindung anders, als für ewige Dauer, einzugehen pflegte. Nicht für Einen Zug ſchloß der Mann aus dem Volke ſich den vornehmen Helden an; dem, den er einmal gewählt, blieb er, wenn jener (was unerhört war) die Treue nicht gegen ihn verletzte, ſein ganzes Leben gewidmet, und ſtets, auf Entbietung, zu neuen Zügen und Abentheuern bereit; auch wenn das ganze Volk (der Heerbann) zum Kriege auszog, bildeten die Getreuen um ihren Hauptmann eine heilige unüberwindliche Schaar. Das Leben und die Freiheit des Hauptmanns ſah jeder als ein ihm vertrautes Heiligenthum an, und derjenige aus dem Gefolge, der deſſen Tod oder Gefangenſchaft überlebt hätte, würde als ein Niederträchtiger ewig beſchimpft geweſen ſeyn. Der Heerbannsherzog ſelbſt, ſtets einer der begütertſten Hofbeſitzer, hatte allemal eine zahlreiche Schaar ſolcher Gefährten um ſich. Außer Waffen, Roſſen und Lebensmitteln erhielten dieſe Gefährten (oder Geſellen, daher das ſpätere, barbariſch-lateiniſche Wort Vasallus) keinen Sold, dagegen den gebührenden Antheil der gemachten Beute, nachdem der Anführer den ſeinigen vorausgenommen (woher der Ausdruck: Vornehmen, zu leiten ſeyn dürfte). Bei den folgenloſen Zügen einzelner Abentheurer gegen nachbarliche Völker, oder auch, wo ſichs thun ließ, in die römiſchen Provinzen, beſtand dieſe Beute natürlich nur in Kleidern, Waffen, Koſtbarkeiten, Sclaven; als aber die Maſſen der Nordländer ſich erobernd gegen den Süden wälzten, und bei der Theilung des gewonnenen Landes den Königen oder Herzögen und ihren Unterbefehlshabern bedeutende Landestheile zufielen, gaben ſie davon gewiſſe Grundſtücke an ihre Getreuen, um auf Lebenszeit den Nießbrauch davon zu ziehen. Dieſe Güter hießen beneficia oder **Lehne**, weil ſie den Beſitzern nur geliehen waren, um nach ihrem Tode an den Eigenthümer zurückzufallen, der denn einen andern aus ſeinem Gefolge damit beſoldete. So iſt jene altdeutſche Sitte der wahre Urſprung des Lehnsweſens, wie auch allein aus ihr jener rein germaniſche, den alten Völkern völlig fremde Begriff der **Dienſtlehne** hervorgegangen, der ſo unberechenbaren Einfluß auf die Bildung unſerer heutigen Staaten gehabt, und die Exiſtenz von Monarchieen im heutigen Sinne möglich gemacht hat. Die Griechen und Römer, die Perſer und Aegypter kannten nur zweierlei öffentliche Verhältniſſe, Freiheit oder Zwingherrſchaft. Ein Volk, das zu wählen hatte, dachte nicht daran, ſich einen Herrn zu geben, und nie ward anders, als durch Gewalt, königliche Macht gegründet und behauptet. Die Alten fanden es natürlich, daß jeder herrſchen wollte, der es konnte, aber nicht minder, daß Niemand, der nicht mußte, ſich von ihm wollte beherrſchen laſſen; eine ſittliche Pflicht des Gehorchens, ein anderes, als gezwungenes, Verhältniß zu einem Herrn war ihnen ein Unding. Denn der unumwundenſte Egoismus

war der allgemeinen Denkart in der alten Welt innerſter Geiſt, und nur wenige Ahnungen einer andern Lebensanſicht blicken durch ihn hindurch. Die Deutſchen, denen umgekehrt die Aufopferung des eigenen Selbſt für hohe Zwecke, als das höchſte dem Menſchen Erreichbare galt, ſchufen auch die Idee von der Pflicht des freien Gehorſams, die durch die chriſtliche Religion bei ihnen befeſtiget und noch mehr geheiliget wurde. Wir kehren nach dieſer Abſchweifung (wenn es eine iſt) zu den Lehnen zurück. Da es der Sohn gewöhnlich für Pflicht hielt, oder die Noth ihm gebot, dem Herrn, deſſen Dienſte der Vater gelebt, auch ſeinen Arm zu widmen, ſo ließ der Gefolgsherr ihm in der Regel auch das Lehn ſeines Vaters, oder vielmehr, er verlieh es ihm (belehnte ihn) aufs neue. Nach und nach, durch Gewohnheit mehrer Jahrhunderte, wurde dieſer Gebrauch zum Recht, und die Entziehung des väterlichen Lehns, obgleich durch kein Geſetz verboten, erſchien als eine ſchreiende Ungerechtigkeit. Conrad II. machte endlich, für Deutſchland 1025, für Italien 1037 (oder ſchon 1026) die Erblichkeit der Lehne auf die Söhne (Weiberlehne ſind der Natur der Sache nach ſpätere Anomalieen), oder bei Geiſtlichen auf die Amtsfolger, zum ausdrücklichen Geſetz. In den Zeiten der Barbarei und Gewaltthätigkeit, die unmittelbar nach der Völkerwanderung, und von neuem nach dem Tode Carls des Großen, eintraten, in jenen rohen, nur nach außen ſtarken, eine feſte Bürgſchaft innerer Sicherheit nicht gewährenden Staaten, mußte es bald eine vortheilhafte, ja unausweichliche Maaßregel ſcheinen, ſich an einen Mächtigen anzuſchließen, um ſeines Schutzes ſich zu erfreuen. Die gewaltigen Grundherren, die reichen Biſchöfe einerſeits, die Herzöge und Grafen, der Könige Statthalter, andererſeits, bedrückten und plackten ſo lange die nachbarlichen freien Landeigenthümer und Heerbannsmänner, bis dieſe das Loos der abhängigen Lehnleute mit neidiſchen Augen anſahen, und ſich in den Schutz (Mund) des Bedrückers ſelbſt oder eines andern Großen begaben, um vor ihm und allen Mächtigen ſicher leben zu können. Ein ſolcher Schützling hieß ein **Mundmann** oder **Höriger**. Sehr viele, beſonders die Armen, die ihr Land ſelbſt bauen mußten, und es alſo ungern verließen, thaten dieß auch, ohne Gefahr der Bedrückung, bloß in der Abſicht, von der Heerbannspflichtigkeit loszukommen. Denn die Herzöge, Grafen und Vögte, denen letztere für die Biſchöffe, den Heerbann zu ſammeln und zu befehligen oblag, bedienten ſich, ſtatt dieſer ungeübtern, oft in langem Frieden der Kriegszucht entwöhnten Miliz, lieber ihres Gefolges, nun **Lehnsmannſchaft** genannt, und ließen ſich von den Heerbannspflichtigen, die ihre Mundleute werden wollten, die Verbindlichkeit, aufs Aufgebot zu erſcheinen, abkaufen. Die Kaiſer und Könige kümmerten ſich wenig darum, woher die Herzöge ihnen ihr Contingent zuführten, wenn es nur der Zahl nach die gebotene Mannſchaft hielt, ja ſie zogen die Lehnsmannſchaft, außen jenen Vortheilen, auch darum den Heerbannstruppen vor, weil dieſe bloß zur Landwehre, jene zu weniger beſchränktem, oft zu unbedingtem Dienſte verpflichtet, und folglich ihre Brauchbarkeit ausgedehnter war. So kam der Heerbann nach und nach in Verfall, und die Lehnsmiliz trat an ſeine Stelle. Einer andern nicht geringen Klaſſe von Menſchen, worunter beſonders die Reichen (ſpäter der niedere Adel genannt) gehörten, die Land durch Miethlinge oder Eigenleute baueten, lag nichts daran, vom Kriegszuge ſich loszumachen, vielmehr waren immer noch, nach der Väter Sitte, Kriegsabentheuer ihre liebſte Beſchäftigung, ihr höchſter Genuß. Aber des Schutzes der Großen konnten auch ſie nicht entbehren, und andererſeits beleidigte es ihren Stolz, unter dem

ſolchergeſtalt immer mehr geſunkenen und nicht viel höher, als jetzt ein Landſturm, geachteten Heerbanne zu dienen. Sie geizten daher nach der Ehre, in die Lehnsmannſchaften der Großen aufgenommen zu werden, und trugen deshalb dem nächſtwohnenden Herzoge, Grafen oder Biſchof ihre Güter zu Lehn auf. Oft thaten ſie auch daſſelbe aus Andacht, lieber einem Stifte oder Gotteshauſe. Auf dieſe Weiſe iſt in Deutſchland (die nordöſtlichen, ehedem ſlaviſchen, eroberten und an Vaſallen vertheilten Provinzen ausgenommen) die Mehrzahl der heutigen Lehne entſtanden. Sie wurden dadurch, wie andere Lehnleute, bei Verluſt des Lehns pflichtig, dem Lehnherrn in allen ſeinen Fehden zu folgen, außer, wenn ſie wegen verſchiedener Lehne mehrere Lehnherren hatten, gegen dieſe, und gegen Kaiſer und Reich, die aber erſt ſpäter ausdrücklich ausgenommen wurden, weil ſich dieſer Vorbehalt bei einer Dienſtpflicht, die an die Stelle der Heerbannspflicht trat, von ſelbſt zu verſtehen ſchien. Zugleich mußten ſie den Gebrauch ihrer Burgen und Veſten als offene Häuſer (das Oeffnungsrecht) in Zeiten der Kriegesnoth dem Lehnherrn einräumen. In eben demſelben Verhältniſſe ſtanden ſchon die Herzöge und Grafen, die für ihre Reichsſtatthalterſchaften, und die Biſchöffe, die für ihre geiſtlichen Aemter ebenfalls durch Lehne beſoldet waren, zum Reichsoberhaupt, und in eben daſſelbe traten nun zu jenen größern Edelleuten (denn eben hiedurch entſtand der niedere Adel) auch kleinere freie Güterbeſitzer, ja ſelbſt reichere kriegsluſtige Bauern, die den ehrenvollen Lehndienſt der friedlichen aber verachteten Schutzhörigkeit vorzogen, und deshalb entweder einem Edeln ihr Gut zu Lehn auftrugen, oder von ihm, mit Bewilligung des Oberherrn, mit einem Theile ſeines Lehns weiter belehnt wurden (Afterlehnleute, varasseurs). Die Belehnung geſchah bei den großen Statthalterlehnen ſchon ſeit den ſächſiſchen Kaiſern durch eine Fahne (das Zeichen des Oberbefehls; daher Fahnenlehn), bei den kleinern mit dem Schwerte, bei den geiſtlichen Lehnen in den älteſten Zeiten durch Ring und Stab, ſeit dem Wormſer Frieden (1122), der die Oberherrlichkeit des Kaiſers auf das Weltliche beſchränkte, mit einem Zepter (Zepterlehn). Eine beſondere Art der Kriegslehne waren die Burglehne, deren Beſitzer zu Vertheidigung irgend einer Burg des Lehnsherrn (Burghut) verpflichtet waren. Der dabei befehligende Vaſall hieß bei Reichsveſten Burggraf, bei andern Burgvogt, die übrigen nannte man Burgmänner. So ward die Lehnsmannſchaft, gleich der päpſtlichen Hierarchie und ihr gegenüber, ein Syſtem von concentriſchen Kreiſen, die jeder unter dem Einfluße des nächſten, alle um einen Mittelpunct, den König, als Oberlehnsherrn, ſich bewegten. Neben den Kriegsvaſallen entſtand und bildete ſich auch noch eine andere Claſſe von Lehnsleuten, die nicht minder bedeutend wurden. Von den älteſten Zeiten her finden wir an den Höfen der Könige und ihrer Statthalter, wie der Biſchöffe, gewiſſe Hausbeamte, die anfangs wirklich Dienſte leiſteten, ſpäter mehr zum Glanze des Hofes dienten. Die vier Aemter des Marſchalls, des Kämmerers, der Schenken und des Truchſeſſes ſind die älteſten, wie die vornehmſten, aber keinesweges die einzigen, vielmehr waren die Aemter ſo mannichfaltig, als die im Hofdienſt denkbaren Verrichtungen. Dieſe Beamten konnten, in jenen Zeiten der Geldarmuth, und nach dem altdeutſchen Begriffe, der nur den Grundeigenthümer als einen Staatsbürger, und nur den Beſitzer großer Ländereien als einen Vornehmen anſah, mit nichts füglicher beſoldet werden als mit dem Nießbrauch von Ländereien (Hoflehne), der ebenfalls auf dieſelbe Weiſe, wie bei den Kriegslehnen, doch etwas ſpäter, zumeiſt un-

ter Friedrich I., nach und nach erblich wurde. Der Glanz des Hofes und der Vortheil, welchen dieſe Bedienungen gewährten, lockte viele Edle, ſich um ſie zu bewerben. Sie wurden die Erſten in der ſolchergeſtalt ſich neu bildenden Claſſe der Dienſtleute oder Miniſterialen; neben und unter ihnen gab es aber noch eine große Menge anderer Dienſtleute, beſonders auf den Meierhöfen der Großen. Jeder Meier (villicus) ward zum Lohn der Bewirthſchaftung eines Grundſtücks mit einem andern kleinern beliehen, und es gab kaum einen Hofbedienten, der nicht für ſeine Dienſte wenigſtens ein Haus oder einen Garten in dem der Burg anliegenden Dorfe zu Lehn gehabt hätte. Die großen Miniſterialen, zu bequem, die Geſchäfte ihrer Aemter ſelbſt zu verrichten, fingen bald, mit Vergünſtigung ihrer Herren, an, dieſelben andern zu übertragen, die ſie für die Verrichtung ebenfalls durch Belehnung mit irgend einem Gute belohnten. So ſehen wir noch in den neueſten Zeiten neben den vier Reichserzämtern, die von ihnen zu Lehn herrührenden Reichserbämter, und dieſelbe doppelte Dienſtmannſchaft an dem biſchöfflich bambergiſchen Hofe, von welchem die Kurfürſten dieſelben Aemter, wie vom Reiche, hatten. Nach und nach kamen auch Lehne auf, die weder durch Kriegs- noch Hofdienſte verdient wurden, ſondern nur, zu Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit, mit gewiſſen Leiſtungen von geringer Beſchwerde verbunden waren, wie die jährliche Darbringung eines Pferdes, einer Koppel Hunde, eines Baizfalken. Ja oft wurden zum Behuf dieſer Anerkennung auch einzelne Handlungen beliebt, als das Halten des Steigbügels, das Vortreten bei gewiſſen Gelegenheiten ꝛc. Unter den Geſchenken ſowohl als den Handlungen findet man, nach dem Humor der Lehnsherren, bisweilen ſehr ſonderbare und lächerliche, als: vor dem Heere zu tanzen, irgend ein Kunſtſtück zu machen, ein Ei, einen Pfennig darzubringen ꝛc. Die Verſagung der Lehnsdienſte oder eine andere Verletzung der Lehnstreue heißt Felonie, und wurde durch Einziehung des Lehns beſtraft. Hierüber, ſo wie über andere Lehnſtreitigkeiten, als: Erbfolge-, Eröffnungs-, Veräußerungs-Verafterlehnungsfälle urtheilte der Lehnsherr in einem Gericht (Lehnshof, Mannengericht), das er mit Vaſallen, die dem Angeklagten ebenbürtig ſeyn mußten, beſetzte. Das Erſcheinen bei einem ſolchen Gericht, auf Erfodern des Lehnsherrn, und die Uebernahme einer Beiſitzerſtelle bei demſelben ward zu den Lehnspflichten gezählt. Bei Sachen, wo des Königs eigenes Intereſſe ins Spiel kam, führte an ſeiner Statt der Pfalzgraf am Rhein, als Reichsoberrichter, den Vorſitz im Reichslehngericht. Je mehr das Verhältniß der Lehnsherren und Lehnsleute als hauptſächliches im damaligen Leben, und als Quelle der heiligſten Pflichten, hervortrat, je mehr die Zahl der Lehnsleute auf Koſten der alten unmittelbaren Reichsunterthanen ſich ausbreitete, deſto mehr trat das Verhältniß dieſer in den Hintergrund und gerieth endlich ganz in Vergeſſenheit. Bald, und ſchon im zehnten und elften Jahrhunderte kannte man keine andere Unterthanenpflicht als die Lehnspflicht, das ganze Reich war nur eine große Lehnsmannſchaft, und die Begriffe Lehnsherr (suzerain) und Landesherr (souverain) gänzlich verwirrt. Wer nicht Lehnsherr oder Vaſall war, der ſchien kaum Staatsbürger, und Niemand kümmerte ſich um ſeine Sicherheit. Daher durften nur wenige große Landesherren, im Vertrauen auf ihre Macht, es wagen, ohne Lehnsabhängigkeit zu verharren. Doch auch von dieſen huldigten die Meiſten ſpäter auch dem Geiſte der Zeit und wurden königliche Vaſallen (wie die Herren von Braunſchweig und Heſſen und die Grafen in Thüringen, dann Herzöge und Landgrafen genannt), und die Kaiſer

wandten alles an, ſie dazu zu bewegen. So belehnte Friedrich I., entrüſtet, als jener ſtolze Freiherr von Krenzingen, der Niemands Vaſall war, vor ihm aufzuſtehen ſich weigerte, ihn mit dem Münzrechte, damit er des freien Mannes Herr würde. Auf der andern Seite hielt man es für Pflicht des Kaiſers, ein durch Ausſterben eines Vaſallenhauſes eröffnetes Lehn nicht einzuziehen, ſondern weiter (jedoch dieß ganz nach ſeiner Willkühr) zu verleihen, und ſo die Fortdauer des Lehnsweſens zu ſichern, von dem die des Staates abzuhängen ſchien, weil Heimfall der Lehne an den Kaiſer Tyrannei und Befreiung der Fürſten vom Lehnsbande Anarchie zur Folge haben mußte. Noch mehr; die nothwendige Verbindung der Aemter, der Statthalterſchaften, wie der Hofämter, mit den Lehnen, ließ ſie bald mit dieſen verwechſeln, und die Leiſtung, die das Lehn verdienen ſollte, für das Lehn ſelbſt anſehen, ſo daß man nicht mehr mit den Gütern als Lohn der Aemter, ſondern mit dieſen ſelbſt, gleichſam als einem durch ſein Zubehör, das Gut, fruchttragenden Capitale belohnt wurde. Die Herzöge, Biſchöffe, Vögte und Burggrafen befeſtigten, wohl eben ſo ſehr aus Unwiſſenheit, als aus Eigennutz, dieſe Verwechſelung, und machten bald keinen Unterſchied zwiſchen ihren Lehnen und den Provinzen und Burgen, für deren Verwaltung ſie ihnen gegeben worden, ſondern übten in dieſen, die ja größtentheils mit ihren Lehnsleuten angefüllt waren, dieſelbe grundherrliche Gewalt wie dort, und ſahen Abreißungen von dieſen als eben ſo ſchreiende Ungerechtigkeiten an, als Entziehung des Lehns. In den Provinzen, wo die herzogliche Gewalt früh wegfiel, wie in Franken, Schwaben und Weſtphalen, gingen die Grafen und Aebte denſelben Gang, dahingegen ſie in Bayern, Meiſſen, Thüringen, Oeſterreich und Brandenburg, mit gänzlicher Vergeſſenheit ihrer Reichsſtatthalterwürden, zu bloßen Lehnsleuten der Herzöge, Landgrafen und Markgrafen herabſanken, und kaum ihre Afterlehnsleute in Abhängigkeit erhalten konnten. Aus dem Lehnsweſen, dem einzigen Organismus der europäiſchen Staaten des Mittelalters, ging denn auch eine neue Ordnung der bürgerlichen Stände hervor. Der zwiſchen dem alten Adel (den Fürſten) und den Freien innenſtehende niedere Adel verdankt ihm, wie erwähnt, ſeine Entſtehung, und unter den Vaſallen ſelbſt bildete ſich, doch ohne Eintrag der Ebenbürtigkeit, eine Stufenleiter des Ranges. Die Claſſen derſelben nannte man Heerſchilde. Den erſten Heerſchild bildete der König allein; den zweiten die Pfaffenfürſten, Biſchöffe und unmittelbaren Aebte, den dritten die Laienfürſten, Herzöge, Landgrafen, Markgrafen und unmittelbaren Grafen (jenen nachſtehend, weil ſie alle Vaſallen der Hochſtifter waren), den vierten diejenigen Freiherren oder großen Güterbeſitzer, die ihr Land von Niemand zu Lehn hatten, aber doch, wegen kleiner Beſitungen oder Rechte, des Kaiſers Vaſallen waren; den fünften diejenigen Freien, Schöppenbaren, Semperfreien, die in eben dem Verhältniß zu dem Fürſten waren; den ſechsten deren Lehnsleute und die Dienſtmannen der Fürſten; und den ſiebenten die Beſitzer unendlicher Lehne. Dieſer Eintheilung analog iſt die italieniſche in Principes, Capitanei, Valvasores majores, Valvasores minores, Valvasini und Soldati, und die engliſche in Lords, Esquires und Copyholders, die ſpaniſche in Grandes (ricoos ombres), Escuderos, Hidalgos, die franzöſiſche in Pairs, Barons, Ecuyers und Vavasseurs. Die Benennung der Ecuyers, Escuderos, Esquires, deutſch Edelknechte, gehört jedoch mehr dem Ritterweſen an (ſ. d. Art.). Neben dieſen Ständen bildete ſich, als keinem von ihnen zugehörig, erſt nach Jahrhunderten der Bürgerſtand aus. Den Städten,

auf Gewerbfleiß und beweglichen Reichthum ausgehend, und darauf eine neue Art von Macht bauend, war der im Vorherrſchen des Grundeigenthums gegründete Geiſt des Lehnsweſens nothwendig fremd; daher erblicken wir ſie faſt immer den Edeln verhaßt und gehäßig, faſt immer in offenbarer Feindſchaft und Fehde mit ihnen. Die Grundſätze des Lehnrechts wurden von lombardiſchen Rechtsgelehrten des zwölften Jahrhunderts ausgebildet und feſtgeſtellt. Die Sammlung von Lehnsgeſetzen und Gewohnheiten, die unter dem Titel: Libri Feudorum, dem römiſchen Geſetzbuch anhingen, iſt ein Codex des Lehnrechts für halb Europa geworden. Im nördlichen Deutſchland, Dänemark, Preußen, Polen ꝛc. erhielt ſich, im Gegenſatz deſſelben, das alte deutſche Lehnrecht, deſſen hauptſächliche Abweichung vom lombardiſchen war, daß es die Erbfolge der Seitenverwandten, als ſolcher nicht anerkennt, und alles Lehnsfolgerecht nicht, wie dieſes auf die Abſtammung vom erſten Erwerber des Lehns gründete, ſondern allein durch die Gemeinſchaft und den Mitbeſitz des Lehns bedingte, ſo daß Theilungen das Succeſſionsrecht aufhoben. An der Stelle dieſer Gemeinſchaft hat man ſeit dem 13ten Jahrhunderte in den obengenannten Ländern gleiche Wirkung einem blos der Form nach bei der erſten Belehnung erlangten, und ſodann bei allen Theilungen und Sterbefällen vorbehaltenen und erneuerten Miteigenthum (Mitbelehnſchaft, geſammte Hand) beigelegt. Vortrefflich geeignet war, in Zeiten des Freiheitsgeiſtes und der Unbiegſamkeit gegen die eigentliche Staatsgewalt, die Lehnsverfaſſung, um die Zügel der im Volke zerſtreuten Maſſe von Kräften, zum Erſtarken nach Außen, und doch ohne Gefahr für die Freiheit, in die Hand des Staatsoberhaupts, als Oberlehnsherrn, zu legen. Allein wie jede menſchliche Einrichtung den Keim der Ausartung in ſich trägt, ſo litt auch die Reinheit und Wirkſamkeit der Lehnsverhältniſſe, und mit ihr die auf ſie gebauete Staatsverfaſſung nur zu bald unter einem Geiſte des Ungehorſams und der Empörung, der deſto allgemeiner ward, je mehr die Fürſten zu merken anfingen, daß nach der Natur der Lehnsverfaſſung nicht ſie vom Könige, ſondern dieſer von ihnen abhängig ſey. Denn dieſe Verfaſſung gab dem Lehnsherrn keine andere Sicherheit ihres Gehorſams, als den Lehnseid, und die Androhung von Strafen, zu deren Vollziehung vor allem Macht gehörte, während der König in den meiſten Staaten ſeine Macht entweder durch eigene Belehnungen oder die Anmaßungen der Fürſten unter dieſe vertheilt ſah. So gelang es den Kronvaſallen in Deutſchland, Italien und im ältern Frankreich, dem Könige faſt alle Gewalt, bis auf die äußere Ehre des Königthums zu entziehen, und er konnte in jenen Ländern nie, in Frankreich nur nach zufälligem Ausſterben der großen Baronengeſchlechter, zu einer neuen von der Lehnsherrlichkeit unabhängigen Königsgewalt (Souveränität) gelangen; während die glücklichen Britten allein aus dem Kampf der königlichen und der Vaſallengewalt, ein Gleichgewicht derſelben, in einer der Vollkommenheit nahen Staatsverfaſſung, hervorgehen ſahen. Als in der neuen Zeit (die eben ſo gut, als von der Reformation, von der Erfindung des Schießpulvers an gerechnet werden könnte) die Veränderung des Kriegsweſens Alles umgeſtaltet, und die Lehnsmiliz nun eben ſo völlig von den ſtehenden Heeren verdrängt wurde, als ſie ſelbſt den Heerbann verdrängt hatte, da blieb gleichwohl das Gerippe dieſes abgeſtorbenen Körpers, die in ihrem Werth nur durch die Lehndienſte bedingte Lehnsverfaſſung, ſtehen, eine Trümmer der Vorzeit, zu unnütz und unbequem, um ehrwürdig ſeyn zu können. Die Lehndienſte würden nicht mehr gefodert werden, weil ſie unbrauchbar wären; gleichwohl werden ſie mit Geld (Ritter-

pferden) abgekauft. Es darf auch Niemand wunder nehmen oder erzürnen, daß man an die Abſchaffung dieſer alten Formen nicht früher gedacht hat; denn war nicht ſo manches wohlerworbene Recht, ſo manches, wenn gleich nun zweckloſe, doch ohne deſpotiſche Willkühr nicht zu zerſchneidende Verhältniß daran geknüpft? Die Reſte des Lehnsweſens ſind mehr unbequem als ſchädlich; ihre Abſchaffung konnten Franzoſen und ihre Jünger an Orten ihrer Zwingherrſchaft leicht verfügen; (denn was iſt leichter als einem Rechte entſagen, das man nie gehabt?) jetzt würde ſie, in eben dieſen jetzt neu luſtrirten Ländern, von Seiten der wieder eingeſetzten Fürſten nur eine edle Entſagung eines Theils ihrer geachtetſten Regierungsrechte ſeyn, in andern Staaten aber, wo die Lehnsverhältniſſe unter den Unterthanen noch beſtehen, gewiß mit größerer Vorſicht, und, wo möglich, ſtets auf dem Wege billiger und zwangloſer Loskaufung vorgenommen werden müſſen, damit nicht, wie ſo oft, um den Ideen einiger Speculanten über allgemeines Recht zu genügen, die Gerechtigkeit ſelbſt mit Füßen getreten werde. H. L.

Lehrbegriff, der, iſt die entweder einer kirchlichen Geſellſchaft, oder auch einem einzelnen Lehrer eigenthümliche Anſicht von den Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens. So giebt es einen evangeliſchen, einen katholiſchen, einen ſocinianiſchen Lehrbegriff; ſo redet man von einem Lehrbegriffe des Origenes, des Athanaſius, des Auguſtin. Die philoſophiſchen Schulen, oder einzelnen Philoſophen eigenthümlichſten Anſichten pflegt man nicht Lehrbegriffe, ſondern Syſteme zu nennen. U.

Lehrgedicht, ſo nennt man insbeſondere eine größere und ausgeführtere Dichtung didactiſcher Art. Aber es iſt überhaupt noch ſtreitig, in wiefern eine didactiſche oder Lehrpoeſie als beſondere Dichtungsart aufgeführt, mit dem Begriffe und Weſen der Dichtkunſt beſtehen kann. Soll nämlich ein Gedicht den Zweck zu lehren verfolgen, und auf dieſem beſtimmten Zwecke ſein Weſen beruhen: ſo kann damit die reine und freie Begeiſterung und der abſolute Zweck der Poeſie nicht beſtehen, ja das Werk muß zu einem Producte der Reflexion werden, das höchſtens mit dem äußern Schimmer der Poeſie ausgeſchmückt iſt. Soll aber in dieſer Tendenz das Weſen des didactiſchen Gedichts nicht beruhen, wie einige mildernd ſagen: ſo iſt mehr oder weniger jedes Gedicht didactiſch zu nennen, und es kann ſomit keine beſondere didactiſche Dichtungsart geben, die mit Recht dieſen Namen führte. Will man jedoch einzelne Gedichte mit einigem Rechte didactiſch nennen: ſo würden dieſes diejenigen ſeyn, bei welchen entweder überhaupt eine Tendenz zu lehren hie und da hervortritt; ſie können übrigens epiſche (wie viele Romane) oder dramatiſche Form haben (wie z. B. Leſſings Nathan) oder ſolche, die weder einen epiſchen noch dramatiſchen Stoff zum Grunde liegen haben, ſondern gewiſſe Wahrheiten in dem Spiegel der poetiſchen Begeiſterung aufgefaßt in Allegorieen, Viſionen ꝛc. darſtellen, mithin ihrem Weſen nach durchaus lyriſch ſeyn. Hieher gehören viele lyriſche Gedichte von Schiller, namentlich die Glocke, die Hoffnung u. a., obgleich ſie die Ueberſchrift: didactiſches Gedicht, nicht tragen, und alle beſſere ſ. g. Lehrgedichte; hieher würde ſelbſt Dante's großes, allegoriſches Gedicht gehören. Im erſten Falle würde die Benennung einen Tadel in ſich ſchließen. Die Gedichte letzterer Art ſind die älteſten der Poeſie, wie die Gnomen beweiſen; das Entſtehen und die Ausbildung der eigentlich ſogenannten Lehrgedichte aber kündigt in der Regel ſchon den Verfall der Poeſie eines Volks, oder das Schwanken zwiſchen Poeſie und Reflexion an, wobei man oft glaubt, das Unpoetiſche und Allgemeine durch zufälligen Schmuck zu dem Schönen erheben zu kön-

nen. Das Eitle dieſes Beſtrebens zeigen die vorzüglichſten didactiſchen Gedichte aller Zeiten, namentlich die eigentlich ſogenannten Lehrgedichte, „welche uns, nach J. Pauls Ausdrucke, ihren zerhackten Gegenſtand Glied für Glied, obwohl jedes in einige poetiſche Goldflittern eingewickelt, zuzählen,“ z. B. des Lucrez poet. Darſtellung des epikuriſchen Syſtems in dem Gedichte de rerum natura, und die am meiſten durch poetiſche Einzelnheiten, beſonders durch Epiſoden und Bilder, glänzende Georgik des Virgil, welche den ſpätern Dichtern faſt immer zum Muſter gedient hat; Ovid's Kunſt zu lieben, geht jedoch ins ſcherzhafte über, und Horaz ſogenannte ars poetica; die engliſchen eines Davies, Dyer, Akenſide, Dryden, Derwin; die franzöſiſchen eines Boileau, Dorat, Lacombe, Delille, und die deutſchen eines Duſch, Lichtwer, Tiedge u. a. Ueberhaupt aber giebt es faſt keinen ſo unpoetiſchen Gegenſtand, den man nicht aus der der Poeſie ſo verderblichen Maxime, eben an einem ſolchen könne ſich erſt die Kunſt am meiſten zeigen, in Lehrgedichten behandelt hätte. Uebrigens rechnet man zur didactiſchen Poeſie außer dem angeführten größern Lehrgedichte, gewöhnlich auch die beſchreibenden oder malenden Gedichte (ſ. d. Art. Malerei), die poetiſche Epiſtel, welche Form dem didactiſchen jedoch nicht nothwendig iſt, die (ſogenannte äſopiſche) Fabel, und die Parabel, endlich auch die Satyre und gewiſſe Arten des Epigramms, von welchen allen einzeln in den benannten Artikeln gehandelt wird. Wir können hier nicht unterlaſſen das lebendige und geiſtvolle Urtheil J. P. Fr. Richters in ſeiner zweiten Ausgabe der Vorſchule der Aeſthetik hinzuzufügen, welches mit unſerer Anſicht ſehr übereinſtimmend iſt: das Lehrgegedicht, ſagt dieſer, gehört in die lyriſche Gattung. Es läßt auf innere geiſtige Gegenſtände den Brennpunct der Empfindung fallen, in dieſem leuchten und brennen ſie, und dieſes ſo ſehr, daß der flammende Pindar ganze Reihen kalter Lehrſätze zu ſeinem korinthiſchen Erz einſchmilzt. Reflexionen werden nicht an ſich zur Lehre, ſondern für das Herz zu Einheit der Empfindung gereicht, und als eine mit Blumenketten umwickelte Frucht dargeboten, z. B. von Young, Haller, Pope; ohne dieſes wäre ja eine Philoſophie z. B. wie die platoniſche, ein Lehrgedicht. Aus dieſer Abſicht, namentlich in Beziehung auf die Natur des Gefühls, würde auch ganz natürlich folgen, daß jedes didactiſche Gedicht von größerm Umfang nothwendig ermüdend werden müſſe. Weder, ſagt A. Schreiber, hält das Gefühl eine ſo ausdauernde Spannung aus, noch die Phantaſie eine ſo ununterbrochene Bilderjagd. Dieß iſt es, was Tiedge's Urania durchaus entgegenſteht. Ganz flach aber iſt es, wenn Aeſthetiker das didactiſche, namentlich das eigentliche Lehrgedicht, bloß negativ, aber zugleich ſo beſtimmen, daß weder der Name beibehalten werden, noch die Möglichkeit eingeſehen werden kann, wie nach dieſen negativen Beſtimmungen ein Gedicht entſtehe: z. B. das Lehrgedicht ſolle nicht unterrichten, nicht ſyſtematiſchen Zuſchnitt haben, ſondern eine glückliche Auswahl poetiſcher Gedanken enthalten, einen Gegenſtand behandeln, der der poetiſchen Form fähig ſey, oder, wie man ſich wohl ausdruckt, „einen Lehrgegenſtand in der didactiſch-poetiſchen Form herüberziehen: letzteres ſetzt die Möglichkeit einer didactiſchen Poeſie ſchon voraus. Auch die Beſtimmung, „die didactiſche Poeſie ſey nur die, welche Lehren der Wahrheit im poetiſchen Gewande darſtelle,“ welches ungefähr daſſelbe heißt, iſt zwar in obigem Sinne richtig, macht aber das didactiſche Gedicht noch nicht zu einer von der epiſchen, dramatiſchen und lyriſchen verſchiedenen Dichtungsart.

T.

Lehrſatz (theorema) iſt ein ſolcher Satz, der aus gewiſſen vorausgeſchickten Grundſätzen beweiſet, daß Etwas wahr oder falſch, möglich oder unmöglich ſey. Der pythagoräiſche Lehrſatz (theorema Pythagoricum, auch Magister matheseos) heißt derjenige, vom Pythagoras erfundene Lehrſatz, in welchem bewieſen wird, daß in einem rechtwinkligen Triangel das Quadrat der größten Seite, oder der Hypothenuſe, ſo groß ſey, wie die Quadrate der beiden übrigen Seiten zuſammen genommen.

Lehrſtyl (didactiſcher Styl), die durch den Zweck der Belehrung beſtimmte Eigenthümlichkeit in dem Gebrauche der Sprache. Er wird entgegengeſetzt dem poetiſchen und dem rhetoriſchen Styl. Im allgemeinen Sinne aber verſteht man darunter den Styl jeder proſaiſchen Mittheilung, die auf irgend eine Weiſe über etwas belehren will; im engern und höhern Sinne den Styl des Unterrichts, welcher dahin wirken ſoll, die Einſicht vorgetragener Wahrheiten zu befördern, und im engſten Sinne den Styl des wiſſenſchaftlichen, beſonders akroamatiſchen Unterrichts. Die nothwendigſten Erforderniſſe des Lehrſtyls überhaupt ſind Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Kürze, weil hier zunächſt auf den Verſtand gewirkt werden ſoll, ſparſamerer Gebrauch der Bilder zur Veranſchaulichung gewiſſer Wahrheiten; der höhere didactiſche Styl insbeſondere wird ſich durch größere Ruhe und Würde, durch die ſtrengſte Bündigkeit und Präciſion von dem erſteren unterſcheiden, welcher mehr ſubjectiv iſt, und auf leichte allgemeinere Auffaſſung Rückſicht nehmen muß, weshalb er auch der populäre didactiſche Styl genannt werden könnte. Der didactiſche Styl iſt übrigens auch nach der höhern oder geringern Bedeutung der vorzutragenden Gegenſtände, nach dem eigenthümlichen Geiſt und Inhalte und nach dem Range der vorzutragenden Wiſſenſchaften verſchieden, auch wird derſelbe durch die Eigenthümlichkeiten des mündlichen oder ſchriftlichen Vortrags und Unterrichts eigenthümlich beſtimmt. Es giebt Fälle, wo er in den redneriſchen Styl übergeht, wie z. B. in der Kanzelrede, oder Predigt, ja man könnte den redneriſchen Styl ſelbſt als eine höhere Gattung des didactiſchen betrachten, indem er ſich von der wiſſenſchaftlichen didactiſchen nur durch größere Freiheit und Ungebundenheit in der Gedankenfolge unterſcheidet. Endlich iſt auch der Styl, je nachdem die Gedankenmittheilung einſeitig oder wechſelſeitig iſt, akroamatiſch (didactiſch im eigentlichen Sinne), oder dialogiſch (Unterredungsſtyl), wie beim katechetiſchen Vortrage. Letzterer nähert ſich mehr dem leichtern Converſationsſtyl; erſterer iſt bündiger und ausführlicher, und kann ſich freier der Kunſtausdrücke (termini technici) einer Wiſſenſchaft bedienen, verfällt aber leichter in Pedanterieen; doch kann der akroamatiſche Vortrag auch in Briefform ſtatt finden, bei welcher die freiere Mittheilung und ein leichterer Gedankenzuſammenhang herrſcht. Der akroamatiſche Styl kann ferner wiederum entweder aphoriſtiſch (fragmentariſch) ſeyn, d. i. aus kurzen Sätzen, oder in einem fortlaufenden zuſammenhängenderen Vortrage beſtehen. Einige nennen auch den Styl der didactiſchen Poeſie (ſ. Lehrgedicht), welcher in der Regel auf der Grenze der Poeſie und Proſa ſteht, den didactiſchen Styl (der Poeſie), und dieſer iſt in ſo fern auch ſatyriſch, änigmatiſch, paraboliſch ꝛc.; doch kann dieſes auch der proſaiſch-didactiſche Vortrag ſeyn, der ſich bei freierer Mittheilung dem proſaiſchen nähert.

Leibeigenſchaft, die, auch Leibeigenthum genannt, begreift in ſich die Verpflichtung des Leibeigenen zu Dienſten, Zinſen und andern Obliegenheiten an ſeinen Gutsherrn, welche auf der Perſon des

Leibeigenen entweder ohne alle Rückſicht auf den Beſitz eines Gutes oder in Beziehung auf die Bauernländerei, die er in eigenem Namen inne hat, dergeſtalt haftet, daß derſelbe ohne freien Willen des Leibherrn ſich davon nicht losmachen kann, ſondern vielmehr dieſe Verbindlichkeiten überdieß auch noch mit den aus dieſem Verhältniſſe von Seiten des Leibherrn erworbenen Rechten auf ſeine Nachkommenſchaft forterbt. Der leibeigene Bauer muß alſo nicht nur wegen des Beſitzes ſeines Gutes gewiſſe Laſten tragen, ſondern auch, und zwar vorzüglich, vermöge eines auf ſeiner Perſon haftenden Eigenthumsrechtes gewiſſe Obliegenheiten erfüllen. Dieſes letzte Verhältniß unterſcheidet ihn ganz weſentlich von dem erbunterthänigen Bauer und von dem hörigen Bauer (Suls) womit man den leibeigenen Bauer eben ſo häufig verwechſelt hat, als wie mit den römiſchen Sclaven und den indiſchen Negerſclaven. Seine wahren Nebenbenennungen ſind Eigene, Halseigene, Bluteigene, Eigenbehörige, Gutseigene und Eigenarme; unrichtig aber nennt man ſie Erbunterthanen, unterthänige Bauern, Laßbauern. Der Herr des Leibeigenen heißt Erbherr, Leibherr. Da der Deutſche urſprünglich eben ſo frei war, wie jede andere Nation, ſo konnte er auch nicht Leibeigen ſeyn. Die Leibeigenſchaft unter den Deutſchen, wie unter andern Nationen, entſtand daher entweder aus den Gefangenen, die man im Kriege machte, oder aus fremden Sclaven, die man durch den Handel mit Ausländern an ſich brachte. Nach dieſem Entſtehungsgrunde betrachtete man auch die Leibeigenen nicht einmal als Mitglieder und Unterthanen des Staats; ſondern das Recht als Staatsmitglieder betrachtet zu werden, haben die Leibeigenen in manchen Staaten erſt ſpät und in den neueſten Zeiten erhalten. Daher iſt die Leibeigenſchaft in den Ländern und Provinzen, wo ſie noch widerſinniger Weiſe ſtatt hat, ſehr verſchieden, bald gelinder bald härter, ſo daß in manchem Staate der Leibherr den Leibeigenen bis zum Krüppel peinigen und ungeſtraft ſogar tödten kann. Vermöge der Leibeigenſchaft hängt der Leibeigene in Anſehung ſeiner Perſon und Haabe von der Willkühr des Leibherrn ab; er darf weder den ihm anvertrauten Hof noch ſeinen Wohnort verlaſſen; ſeine Kinder können ohne Einwilligung des Leibherrn keine andere Lebensart wählen, als worin ſie geboren worden ſind; kein Leibeigener und keine Leibeigene darf ſich ohne Vorwiſſen des Erbherrn verehelichen, und für die Einwilligung des letztern muß noch überdieß der Bedemund, Frauenzins, Hemdſchilling, Buſengeld, Buſenhuhn, entweder in Gelde oder Natura entrichtet werden; der Leibeigene iſt körperlichen Strafen und Züchtigungen unterworfen, die von der Willkühr des Leibherrn abhängen, er muß die auf ſeiner Perſon haftenden ungemeſſenen Zinſen und Dienſte leiſten; er kann in den Staaten, wo die Leibeigenſchaft noch in ihrer ganzen Strenge herrſcht, auf den Todesfall nicht über ſeinen Nachlaß etwas anordnen, ſondern alles gehört dem Leibherrn; nur in manchen Provinzen erhält der Leibherr aus dem Nachlaſſe des Leibeigenen das Mortuarium d. i. Hauptrecht, Baulebung, Sterbefall ꝛc. Heut zu Tage ſind die gewöhnlichſten Entſtehungsarten der Leibeigenſchaft folgende: Heurath eines oder einer Leibeigenen; durch die Geburt von einer Leibeigenen; durch freiwillige ausdrückliche Ergebung oder durch ſtillſchweigende, wenn man ſich Jahr und Tag in einer Gegend aufhält, in welcher die Luft eigen macht; durch Strafe wegen Verbrechen und endlich auch durch Verjährung von 30 Jahren. Das Ende erreicht die Leibeigenſchaft durch allgemeine Landesauf-

hebungs-Geſetze, welche ſeit 1096 durch die Kreuzzüge veranlaßt wurden, indem man einen jeden Leibeigenen, der den Kreuzzug mitmachte, für frei erklärte; durch ausdrückliche oder ſtillſchweigende Freilaſſung; durch richterliches Erkenntniß wegen grober Exceſſe des Leibherrn in ſolchen Staaten, wo der Leibeigene als Mitglied des Staats angeſehen wird; und endlich auch durch Verjährung von 30 Jahren. Da nun übrigens die Leibeigenſchaft weder mit den unveränderlichen Grundſätzen des Naturrechts ſich vereinigen läßt, noch dem Begriffe von einer vernünftigen bürgerlichen Freiheit angemeſſen, vielmehr dem Staatswohl nachtheilig iſt; ſo ſollten alle Staatsregierungen nach vorher getroffenen zweckmäßigen Anſtalten dieſelbe gänzlich aufheben. X.

Leibgeding (Leibgut, Leibzucht, Witthum, dotalitium, douaire) iſt nach deutſchen Rechten das einer adeligen Wittwe zuſtehende Recht, nach ihres Mannes Tode aus deſſen Lehngütern die vierfachen Zinſen ihrer eingebrachten Mitgift zu genießen. Oft wird auch der Wittwe ein Grundſtück zum Leibgedinge angewieſen, wovon ſie den Nießbrauch hat.

Leibnitz (Gottfried Wilhelm, Freiherr von). Hat je die Natur in einen einzigen Menſchen viele und große Talente vereiniget, ſo war es in dieſen gelehrten, berühmten, merkwürdigen Mann, welcher ſowohl wegen des Umfangs ſeiner Kenntniſſe, als wegen der Tiefe ſeines Verſtandes, und Größe des Genies, als wegen des raſtloſen Eifers, womit er die Aufnahme der Wiſſenſchaft und die Verbreitung einer vernünftigen Denkungsart beförderte, nicht allein die Zierde des Hofs des Fürſten war, der ihn beſaß und um ihn beneidet wurde, ſondern auch noch der Stolz der Nation iſt, aus welcher er hervorgieng. Sachſen, das Vaterland ſo vieler gelehrter und berühmter Männer, nennt auch ihn den ſeinigen. Er war geboren den 4. Juli 1646 zu Leipzig, wo ſein Vater ein Profeſſor der Philoſophie war, den er aber ſchon im 6ten Jahre verlor. Schon als Kind zeigte er auſſerordentliche Fähigkeiten, welche er durch anhaltenden Fleiß, unterſtützt von der väterlichen, vorzüglich an Claſſikern reichen Bibliothek, deren er ſich nach Gefallen bedienen konnte, vortrefflich entwickelte. Sich ſelbſt überlaſſen, las er hier, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, jedes Buch, wie es ihm vorkam, und wenn er es auch nicht verſtand, ſo wurde er durch die Neuheit der Sachen zum Nachdenken gereizt. Bis ins 15te Jahr beſuchte er die Nicolaiſchule zu Leipzig, und dann im J. 1661 wohnte er akademiſchen Vorleſungen daſelbſt bei, unter welchen ihn vorzüglich die mathematiſchen anzogen. Im folgenden Jahre begab ſich Leibnitz nach Jena, wo er hauptſächlich den damals ſehr berühmten Mathematiker Erhard Weigel, (deſſen Andenken überdieß auch ſein kunſtreiches Haus in Jena noch erhält), fleißig hörte und von ihm viel lernte. Nach ſeiner Rückkehr nach Leipzig, wo er Baccalaureus der Philoſophie und Magiſter wurde, ſtudirte er die griechiſchen Philoſophen mit ſolchem Eifer, daß er ſich oft ganze Tage in einen nahen Wald verbarg, ohne etwas zu genießen. 1666 disputirte er, wie man es nennt, pro loco, d. i. um in der Folge eine philoſophiſche Profeſſur zu erhalten, über eine mathematiſche Abhandlung (de complexionibus), aus welcher ſein Genie und tiefdenkender Geiſt zuerſt hervorleuchtete. In demſelben Jahre meldete er ſich auch zum Doctorat. Als er aber deshalb die gewöhnlichen Beſuche machte und zum Decan der Juriſtenfacultät kam, war dieſer nicht zu Hauſe; dafür aber ward er von der Frau Decanin mit ebenderſelben Amtsmiene empfangen und ihm er-

klärt, daß er zum Doctor zu jung und unfähig ſey. (Vielleicht hatte Hr. Leibnitz die Hand nicht geküßt, oder die Herren Weiber hatten, wie heut zu Tage, vorher in der Theegeſellſchaft berathſchlagt, ob er zum Doctor fähig ſey oder nicht). Mit dieſem lächerlichen Repulſe ging er nach Altdorf und wurde mit vielen Ehren Doctor. Weil ihn nun alles neue intereſſirte, ſo zog ihn der Ruf von einer alchymiſtiſchen Geſellſchaft nach Nürnberg. Ein mit alchymiſtiſchen Ausdrücken, die er ſelbſt nicht verſtand, angefüllter Aufſatz erwarb ihm den Eintritt in dieſelbe, ja es wurde ihm ſogar das Protocoll zu führen übertragen. Die Geſellſchaft glaubte von ihm in der Kunſt zu lernen, er lernte aber von ihr. Unterdeſſen wurde er hier mit dem Baron von Bonieburg, Miniſter des Kurfürſten von Mainz, bekannt, und als dieſer die außerordentlichen Kenntniſſe des jungen Gelehrten wahrgenommen hatte, bewirkte er, daß L. als kurfürſtl. Rath nach Mainz gerufen und zum Beiſitzer der Juſtizkanzlei ernannt wurde. Glück und Freundſchaft eröffneten ihm nun erſt die Wege des Ruhms. Herr von Bonieburg ſandte ihn nebſt ſeinem Sohne 1672 in Geldangelegenheiten nach Paris, wo ihm bald vieler Männer von Verdienſt und Ruhm, als la Hire, Caſſini, Huygens, Malebranche und mehrerer Belehrung, Freundſchaft und Bewunderung zu Theil wurde. Vortheilhafte Anerbieten wieß die Liebe zu ſeinem Vaterlande und zu ſeiner Religion zurück. Aber 1673 verlor er durch den Tod ſowohl den Herrn von Bonieburg, als auch den Kurfürſten von Mainz Johann Philipp von Schönborn. Jedoch auch dieſer Fall diente dazu Leibnitzens Ruhm weiter zu begründen. Er reiſete nach England, wo er mit Wallis, mit Boyle, mit Oldenburg in Verbindung und ſogar mit Newton, deſſen Namen der ganze gebildete Erdkreis mit Verehrung nennt, in Briefwechſel kam. Nach vier Jahren kehrte L. mit einem beneidenswerthen Schatze von Kenntniſſen und Beobachtungen in ſein Vaterland zurück, wohin er von dem Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg als Hofrath berufen worden war. 1676 kam er in Hannover an, wo die Einrichtung der Bibliothek ſein Hauptgeſchäft war. Den übrigen Theil der Zeit wendete er auf mathematiſche, mechaniſche und andere Erfindungen. In der Mathematik, der Wiſſenſchaft, die nur dem tiefen, dem denkenden Geiſte ihre Geheimniſſe eröffnet, zeigte ſich ſein Scharfſinn und ſein Talent zur Erfindung. Hier eröffnete er ein neues Gebiet, in welchem das, was bisher unmöglich ſchien, möglich und leicht gemacht wurde. Es war die Erfindung der Differenzialrechnung. Schon war Newton früher auf dieſe gekommen, hatte ſie aber noch nicht öffentlich mitgetheilt, als Leibnitz ihm zuvorkam und ſie im October 1684 durch den Druck bekannt machte. Auch die Verbeſſerung der Wagen und Kutſchen, der Maſchinen in den Erzgruben, der Wettergläſer, insbeſondere aber eine Rechenmaſchine (ſ. d. Art.) beſchäftigte ſeinen Geiſt außer ſeinen Arbeiten im Gebiete der Metaphyſik, in welcher er die dunkelſten Lehren aufzuhellen ſich bemühte. Vorzüglich ſuchte er die Frage zu beantworten: „wenn die Welt das Werk eines allgütigen und allweiſen Schöpfers iſt, woher kommen die Unvollkommenheiten und das Elend ſeiner Geſchöpfe?" eine Frage, welche die Weiſen aller Zeitalter beſchäftigt hat. Bayle hatte mit hinreißender Beredſamkeit die Unmöglichkeit einer befriedigenden Beantwortung zu beweiſen verſucht; Leibnitz ſetzte daher ihm ſeine Gründe entgegen in ſeinem bekannten Werke: die Theodicee, welches nach Fontenelle's Urtheile allein hinreicht: „ſich von dem Genie ſeines großen Verfaſſers eine Idee zu machen." Welche Gegenwart des Geiſtes L. auch in bürgerlichen Verhältnißen beſaß, kann

folgende Anecdote ſchon zum Beweiſe dienen. Der Herzog von Braunſchweig hatte ihm aufgetragen, die Geſchichte ſeines Hauſes zu ſchreiben. Um ſich die dazu gehörigen Documente zu verſchaffen, that er 1687 eine Reiſe nach Wien und von da nach Italien, weil die alten Markgrafen von Toscana, Ligurien und Eſte mit dem Hauſe Braunſchweig einerlei Urſprung gehabt haben. Von Venedig nach Meſola im Ferrariſchen ſchiffte er ganz allein. Es erhob ſich ein heftiger Sturm, ſo daß das Schiff in Gefahr war. Der Steuermann kam auf den Wahn, Leibnitz ſey der Grund des Ungewitters, weil er ein Ketzer ſey, auf den die Gottheit zürne. Er beſprach ſich mit ſeinen Gefährten, und ſie ſämmtlich beſchloſſen, ihn ins Waſſer zu werfen. L. aber, welcher ihre Sprache verſtand, zog in dieſer Gefahr einen Roſenkranz, den er bei ſich hatte, hervor, und drehte mit andächtiger Miene ein pater noster nach dem andern ab, wodurch jene von ihrer Meinung zurückkamen. 1690 hatte L. dieſe Reiſe vollendet und kam nach Hannover zurück. War ſchon vorher ſein Einfluß auf wiſſenſchaftliche und politiſche Angelegenheiten von Bedeutung geweſen, ſo war er es von nun an noch vielmehr. Es gelang ihm im J. 1700, daß die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin geſtiftet und er ſelbſt zum Präſidenten ernannt wurde. Daſſelbe ſuchte er auch in Dresden zu bewirken, allein der Krieg, welcher Sachſen damals drückte, hinderte es. Fruchtbarer war ſeine Unterredung mit dem Czaar zu Torgau 1711 über die Verbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften in Rußland. Der Monarch machte ihn zum geheimen Juſtizrath mit 1000 Rubeln Penſion, und bald darauf wurde er mit 2000 Gulden Gehalt von Kaiſer Carl VI. zum Reichshofrath und Baron ernannt. Er befand ſich bis 1614 in Wien, und bemühte ſich um eine neue Akademie der Wiſſenſchaften daſelbſt, bis nach dem Tode der Königin Anna von England der Kurfürſt von Hannover zum Könige erwählt wurde. Unterdeſſen entſpann ſich ein heftiger Streit zwiſchen den Verehrern Leibnitzens und Newtons. Letztere wollten L. die Erfindung der Differenzialrechnung abſprechen und beſchuldigten ihn, er habe ſich Newtons Erfindung ſchlauer Weiſe angemaßt. Es war nicht ſchwer ihn von ſolchem Verdachte zu reinigen und die Akademie zu Göttingen hat ſpäter dieſe Streitfrage einer Unterſuchung unterworfen und die Sache dahin entſchieden, daß beide Männer bei dem damaligen Zuſtande der Wiſſenſchaft, auf dieſe Erfindung gekommen ſeyn können. Mit vielen Gelehrten hatte L. Streitigkeiten anderer Art, hauptſächlich metaphyſiſche Gegenſtände betreffend. Einer ſeiner wichtigſten Pläne für die Wiſſenſchaft und Cultur des ganzen Menſchengeſchlechts war die Erfindung einer allgemeinen Charakteriſtik und philoſophiſchen Univerſalſprache, an welcher er ſein ganzes Leben hindurch gearbeitet hat. Es würde nicht allein die glänzendſte, ſondern auch die wohlthätigſte Unternehmung der Menſchheit ſeyn, *) wenn jene Idee zur Ausführung käme, wozu aber das Genie eines Leibnitz ſelbſt erforderlich zu ſeyn ſcheint. Ihr großer Urheber hat nur eine gute Anzahl ſehr intereſſanter Bruchſtücke hinterlaſſen, welche nächſtens der gelehrten Welt im Drucke mitgetheilt wird. Es endigte dieſer große Gelehrte ſein raſtloſes und berühmtes Leben den 14. Nov. 1716 im 70ſten Jahr ſeines Alters. L. war ein Mann von großem,

*) Die Wichtigkeit dieſes Plans ſcheint auch die Akademie der Wiſſenſchaften in Coppenhagen erkannt zu haben, da ſie im J. 1811 der beſten Beſchreibung dieſer Idee und der Angabe ihrer Ausführung einen Preis ausſetzte.

feſtem, aber hagerm Körperbau, bediente ſich einer ſehr einfachen Lebensart, aß ſtark und trank wenig. Er ſtudirte meiſtens des Nachts und ſtand ſehr früh auf; oft ſchlief er bloß in ſeinem Stuhle (welcher noch auf der Bibliothek zu Hannover vorhanden iſt) ohne ſich niederzulegen. Er las alles ohne Unterſchied und excerpirte ſich das Merkwürdigſte auf lauter kleine Zettelchen, welche er dann in ſeinen Excerpierſchrank legte, ohne ſie wieder anzuſehen; denn ſein vortreffliches Gedächtniß bedurfte deſſen nicht. Gleich ſtark war ſein Verſtand und ſeine Erfindungskraft. Er war ſehr beſcheiden, weder ruhmredig noch mißgünſtig; nur des Jähzorns, des Geldgeizes und in mancher Hinſicht der Eitelkeit beſchuldigt man ihn. Sein Hausweſen vernachläſſigte er gänzlich. Er war nie verheirathet, denn er gab den Grundſatz vor, man müſſe ſich erſt 40 Jahre beſinnen, bevor man dieſen Schritt thue! Im 40ſten Jahre aber, da ſich L. beſonnen hatte, ſchlug ihm die Frau, welche er eheligen wollte, den Antrag ab, weil ſie ſich beſann. Sein Geiſt war immer ſtark und heiter. So wie er ſich mit jeder Wiſſenſchaft beſchäftigte, ſo ſtand er auch mit allerlei Leuten vom Handwerker an bis zum Monarchen in Verbindung. Die meiſte Zeit wendete er auf Briefſchreiben. Seine Schriften ſind anfangs zerſtreut erſchienen, dann aber geſammelt und von L. Dutens in 6 Quartbänden herausgegeben worden. Ein ſehr großer Theil liegt noch ungedruckt in der königl. Bibliothek zu Hannover; ſeine Rechenmaſchine, die er aber auch nicht vollendet hat, befindet ſich zu Göttingen. Die dankbare Nachwelt hat dem verehrten Weiſen in den ſchönen Umgebungen Hannovers ein Denkmal errichtet, welches bloß aus einem am Ende der großen Allee errichteten Tempel beſteht, der Leibnitz's Büſte beſchirmt, und nur die Worte: Ossa Leibnitii . . . . bezeichnen den Stein, unter welchem die Hülle des Mannes ruht, den noch bei der ſpäteſten Nachwelt die deutſche Nation ihren Stolz nennen wird.

Leibrenten (Rentes viagères, Vitalitium, Annuities upon lives) ſind lebenslängliche Einkünfte eines Capitals, das der Geldreiche dem Staate im Nothſtande unter der Bedingung darleihet, daß derſelbe ihm für ſeine Perſon davon höhere, nach dem Verhältniſſe des Alters ſteigende Zinſen, als im Staate ſonſt gewöhnlich und geſetzlich ſind, bezahlt, und dafür nach dem Ableben des Geldreichen das Capital ſelbſt ererbt. Die Abſicht von Seiten des Geldreichen iſt, ſich ein größeres jährliches Einkommen ohne Arbeitsleiſtung zu verſchaffen, als er bei jedem andern Gewerbe durch Fleiß erwerben könnte. Bei Errichtung des **Leibrentenvertrages**, wie viel Einer von ſeinem Capitale Intereſſen bekommen ſoll, muß bei dem Darleiher Rückſicht genommen werden auf das Alter, den Leibes- und Geſundheitszuſtand, weil der jüngere und geſunde geringere Zinſen erhält als der alte, gebrechliche und kränkliche, indem der Tod des letztern früher zu erwarten iſt, als des erſtern. Ueberhaupt aber iſt bei Feſtſetzung der Intereſſen von dem dargeliehenen Capitale der Grundſatz: daß von **dreißig** Menſchen jährlich nur **einer** ſtirbt: nicht aus dem Auge zu laſſen, indem der Borger bloß durch ein richtiges Verhältniß der Sterbenden zu den Lebenden am Capitale gewinnen kann. Denn die Leibrente oder lebenslängliche Quantität auf beſtimmte einzelne Perſonen wird nur ſo lange bezahlt als jede einzelne Perſon lebt; dann hört die Zinſenzahlung auf und das Capital fällt dem Borger anheim, ſoweit er es nicht ſchon durch die höhern Zinſen zurückgezahlt hat. Als aber der Staatscredit immer mehr ſank und die Geldreichen auf dergleichen Leibrenten nicht mehr darleihen wollten, ſo erfand der Italiener **Lorenzo Tonti**

eine andere Art von Leibrenten, nach ihm Tontinen genannt, und führte ſie unter Ludwig XIV. zuerſt 1653 in Frankreich ein. Bei dieſer Art Leibrenten wird das Capital von einer ganzen Geſellſchaft in der Regel gegen landübliche Zinſen dargeliehen, welche unter die Mitglieder der Geſellſchaft bei gleichem Alter gleich, und bei ungleichem Alter nach Verhältniß ihres Alters, alſo ungleich bezahlt werden. Dieſe Auszahlung der Zinſen wird ſo lange fortgeſetzt, als Einer von der Geſellſchaft lebt, indem die Zinſen des Verſtorbenen immer auf die lebenden Mitglieder der Geſellſchaft forterben, bis endlich der Einzig übrigbleibende von den Mitgliedern der Geſellſchaft die ganzen Zinſen des Capitals bis an ſeinen Tod genießt. Mit dieſem erſt erſpart der Borger die Zinſen und gewinnt das Capital ſelbſt. Bei Errichtung eines Tontinenvertrags macht man in Anſehung der Mitglieder einer darleihenden Geſellſchaft wegen der Zinsbezahlung gewöhnlich neun Claſſen, nämlich: 1) von 1 bis 5 Jahren bewilligt man 3 pro Cent Zinſen; 2) von 5 bis 10 Jahren 3 1/2 pCt.; 3) von 10 bis 15 Jahren 4 pCt; 4) von 15 bis 20 Jahren 4 1/2 pCt.; 5) von 20 bis 25 Jahren 5 pCt.; 6) von 25 bis 30 Jahren 5 1/2 pCt.; 7) von 30 bis 40 Jahren 6 pCt.; 8) von 40 bis 50 Jahren 6 1/2 pCt. und endlich 9) von 50 bis 70, 80, 90 Jahren 7 pCt. Zinſen. Auf dieſe Art beſtreitet man das ganze dargeliehene Capital nur mit 5 pro Cent; und es finden ſich weit mehrere Darleiher, als wenn man gewöhnliche Leibrenten macht oder einem Jeden 5 pro Cent geben wollte. Ueberhaupt aber hat man nach und nach vier Arten von Leibrenten erfunden: a) die ordentlichen Leibrenten, b) die einfachen Tontinen, c) die aus Leibrenten, und Tontinen zuſammengeſetzten Tontinen, und endlich d) eine ganz beſondere Art von Leibrenten, wo der Rentirer gewiſſe Jahre warten muß, bis er jährlich ſo viel an Leibrenten empfängt, als der ganze Einſatz oder Einkauf beträgt. Allein es gibt kaum ein Unheil im Staate, kaum eine Zerrüttung der Familien, und Wirkungen, ähnlich denen des Sündenfalls, die man nicht aus den Leibrentenanſtalten herzuleiten gewußt hätte. Man klagt ſie an, daß ſie der Bevölkerung ſchaden, von der alles Wohl und Wehe des Staats abhänge. Man ſagt, ſie verleiten viele Tauſende dem Staate ihre Nachkommenſchaft für 7, 8, 10 pro Cent zu verkaufen; ſie ſtören das Glück einzelner Familien und entziehen ihnen das Vermögen, indem reiche Oheime und Vettern ihr ganzes Vermögen auf Leibrenten hingeben, um ſtatt 500 künftig 1500 jährlich an Zinſen einzunehmen zu haben ꝛc. Alle dieſe Beſchuldigungen aber gelten eigentlich nur in Paris entſtandenen Mißbräuchen der Leibrenten; vielmehr geben die Leibrenten ein Mittel an die Hand, durch welches einzelne Perſonen und Familien ſich vor der relativen Armuth ſichern, manche aber auch ſich in eine ſolche Lage ſetzen können, daß ſie ihren gewohnten Aufwand zu vergrößern und ſtatt eines hinreichenden Auskommens Ueberſchuß für ihre ganze Lebenszeit ſich zu verſchaffen im Stande ſind. Für den Staat ſelbſt hat die Leibrentenanſtalt überhaupt noch den großen Nutzen, ſie befördert den Geldumlauf, hilft dringenden Bedürfniſſen ſchleunigſt ab, und erſpart zum Theil die Bezahlung der Zinſen und allemal die Zurückzahlung des ganzen Capitals. X.

Leicht (in der Phyſik) iſt ein relativer Begriff, welcher das, in Vergleichung mit einem andern Körper geringere, Gewicht eines Körpers bezeichnet. Abſolut leicht würde ein Körper ſeyn, deſſen Schwere gleich Null wäre: einen ſolchen gibt es aber nicht, wenn man nicht etwa den Licht- und Wärmeſtoff für einen ſolchen halten will.

Ob wir gleich in dieſem Stoffe noch keine Schwere haben entdecken können; ſo folgt daraus aber immer noch nicht, daß er auch keine Schwere habe. Zu den leichteſten, materiellen Körpern gehören die verſchiedenen Gas- und Luftarten, Dämpfe, Ausflüſſe aus riechenden Subſtanzen u. ſ. w.

Leidenſchaft (in der Anthropologie und Seelenlehre) iſt von Kant vom Affecte unterſchieden worden. Er erklärt die Leidenſchaft für eine Neigung, welche durch ihren überwiegenden Einfluß die Vernunft verhindert, ſie, die Neigung, in Anſehung einer gewiſſen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Allein durch dieſe Definition ſcheint Leidenſchaft von Affect nicht unterſchieden zu ſeyn. Denn auch bei Affecten und mehr noch bei dieſen, als bei den Leidenſchaften, wird die Vernunft verhindert, dieſe Affecten, in Anſehung einer gewiſſen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Da die Leidenſchaften den Affecten untergeordnet zu ſeyn ſcheinen; ſo möchten wir erſtere lieber durch ſtarke Begierden erklären, welche nicht, wie die Affecten, die Vernunft gänzlich unterdrücken, ſondern derſelben noch häufig eine Wahl übrig laſſen, ob ſie gleich gewöhnlich über dieſelbe den Sieg davon tragen. Die Leidenſchaften reißen den Menſchen nicht außer ſich, wie die Affecten. Im affectvollen Zuſtande iſt keine Ueberlegung, keine Wahl möglich: die Vernunft wird von dem Affecte mit fortgeriſſen; aber die Leidenſchaft, bei welcher der Menſch immer noch bei kaltem Blute und Herr ſeiner Vernunft ſeyn kann, läßt dieſer noch immer eine Wahl übrig. Die Leidenſchaft ſcheint, als mit dem Menſchen geboren und erzogen, in den Charakter deſſelben gleichſam verſchmolzen, alſo eine alte, der Herrſchaft des Verſtandes längſt unterworfene, Angewöhnung zu ſeyn. Der Affect hingegen iſt eine momentane Aufwallung des Temperaments, die ungezügelt ihrem Zwecke entgegenſtrebt und über welche der Verſtand, da, wo ſie ſich einmal zu äußern pflegen, in den allermeiſten Fällen gar keine Herrſchaft auszuüben im Stande iſt. Die Leidenſchaft ſcheint, wie ſchon geſagt, dem Charakter, der Affect aber blos dem Temperamente anzugehören. Beziehen wir nun die Leidenſchaften auf Moralität; ſo müſſen wir allerdings behaupten, daß dieſe, wo noch, wenigſtens theilweiſe, von der Vernunft die Rede iſt, bei weitem nicht ſo ſchädlich ſind, als die Affecten, welche ſtets über die Vernunft den Sieg davon tragen. Denn die Erfahrung lehrt, daß ein Menſch, bei welchem die Jagd zur Leidenſchaft geworden iſt, unter mehrern gleichzeitigen Vergnügungen dieſer den Ausſchlag geben kann, ohne jedoch dadurch auch nur im geringſten ſeinen höhern Pflichten Abbruch zu thun. Hierbei iſt alſo ſicher an keine Schädlichkeit dieſer Leidenſchaft zu denken, die, wenn übrigens alles gleich iſt, ſehr erlaubt ſeyn kann. Nur in ſo fern könnte man ſagen, daß die Leidenſchaft der Freiheit Abbruch thue, als ſie bei der Wahl ihrer Zwecke die Vernunft zu beſtechen ſucht. Dieß thun aber mehr oder weniger alle Begierden. Da ſich aber die Vernunft zu Gunſten der Neigung nicht beſtechen läßt; ſo iſt es nur ein geheimer Betrug, den ſich das Subiect ſelbſt ſpielt, indem daſſelbe die Gründe der Vernunft, im Fall das durch die Leidenſchaft begehrte Object ſich nicht mit ihren Grundſätzen vereinigen laſſen ſollte, in den Schatten ſtellt, damit ſie vor den Scheingründen der Leidenſchaft nicht bemerkt werden mögen. Da die Leidenſchaften, vermöge ihrer Natur, alle ſinnlichen Urſprungs ſind, und ein bloßes reines Vernunftweſen gar keine Leidenſchaften haben kann; ſo ſcheint daraus zu folgen, daß die Eintheilung in ſinnliche oder vernünftige Leidenſchaften grundlos iſt. Man folgert

nämlich ſo: da alle Leidenſchaften, ob ſie gleich ſinnlich ſind, unter Aufſicht der Vernunft zu vernünftigen Zwecken geleitet werden können; ſo erhält eine ſolche durch Vernunft modificirte Leidenſchaft ein vernunftähnliches Anſehn, bleibt doch aber ſinnlichen Urſprungs. Man könnte jedoch die Eintheilung der Leidenſchaften in ſinnliche und vernünftige allerdings gelten laſſen, wenn man ſie folgendergeſtalt erklärte: ſinnliche Leidenſchaften ſind ſolche, deren Befriedigung in ſinnlichen Genüſſen beſteht; vernünftige Leidenſchaften hingegen heißen ſolche, die ſich auf den Genuß des Verſtandes beziehen. Wo demnach der Körper genießt, da wäre eine ſinnliche Leidenſchaft, und wo der Verſtand ſich Befriedigung verſchafft, eine vernünftige Leidenſchaft vorhanden. Eine Leidenſchaft, welcher der Menſch am öfterſten folgt, die alſo die übrigen an Stärke übertrifft, heißt die **Lieblings-** oder **herrſchende Leidenſchaft**. Eine ſolche iſt entweder nur vergleichungsweiſe eine ſolche, weil ſie in ihrer Wirkſamkeit ſtärker iſt, als andere, mit welchen man ſie vergleicht, und in dieſem Verſtande kann der Menſch mehr als eine herrſchende Leidenſchaft haben; oder ſie macht den ſchlechterdings höchſten Zweck des Menſchen aus, ſo, daß alle andere ihr ſubordinirt ſind und von ihr regiert werden. Dann iſt dieſe Leidenſchaft die ſchlechterdings herrſchende, oder beſſer tyranniſche Leidenſchaft.

Leihbank, Lehnbank, Leihhaus oder **Lombard** (Mons pietatis), iſt eine öffentliche Anſtalt, bei welcher Jedermann, vorzüglich aber die bedürftigen Bürger gegen Pfand kleine und große Anleihen auf kurze Zeit für billige Zinſen erhält, um dadurch zu verhüten, daß die Borger nicht dem übertriebenen Wucher unbeſchnittener und beſchnittener Juden preis gegeben ſeyn mögen. Nach Verlauf der bedungenen Schuldzeit werden die Pfänder öffentlich verſteigert und der Ueberſchuß nach Abzug der Zinſen und aller Koſten wird dem Eigenthümer zurückgegeben oder ein Jahr für ihn aufbewahrt; wenn er ſich jedoch binnen dieſer Zeit nicht zur Empfangnehmung meldet, ſo iſt alsdann der Ueberſchuß den Armenkaſſenanſtalten anheimgefallen. Die Leihbank gibt Scheine aus, in welchen der Tag der Verpfändung, die Summe des empfangenen Geldes, der Name des Verpfänders, das Folium des Leihbankbuchs und das Verzeichniß der Pfänder enthalten ſind. Wer ſich mit einem ſolchen Scheine bei der Leihbank meldet, der bekommt die Pfänder zurück, es wäre denn, daß der wahre Eigenthümer den Verluſt des Scheines bereits öffentlich bekannt gemacht hätte. Den **Anfang der Leihhäuſer** hat **Dorotheus Aſcianus** d. i. **Matthias Zimmermann**, der 1639 als Superintendent zu Meiſſen ſtarb, in die Zeit des Papſtes Pius II. oder Paulus II., der von 1464 bis 1471 regiert hat, am richtigſten geſetzt. Allein der Minorit oder Franziskaner **Barnabas Interamnenſis** legte **zuerſt** zu **Perugia** im Kirchenſtaate das **erſte Leihhaus** vor dem Jahre 1464 oder im letztern ſelbſt an, ob daſſelbe gleich erſt 1467 vom Papſt Paulus II. ſeine Beſtätigung erhielt. Ein geſchickter Juriſt zu Perugia, **Fortunatus de Coppolis**, billigte dieſen Einfall und war zu der Ausführung ſehr behülflich. Noch im J. 1464 beſtätigte auch Paulus II. das errichtete Leihhaus zu Orvieto; und **Sixtus IV.** beſtätigte ſowohl das von einem Minoriten **Franciscus de Viterbo** 1469 zu Viterbo angelegte Leihhaus 1472 als auch 1479 das an ſeinem Geburtsorte Savona nach dem Muſter von Perugia angelegte Leihhaus. So entſtanden nach und nach faſt in allen Städten Italiens während des 15ten und 16ten Jahrhunderts Leihhäuſer. In Deutſchland ward

unter Genehmigung des Kaiſers Maximilian I. zu Nürnberg 1498 das erſte Leihhaus unter dem Namen Wechſelbank angelegt. In den Niederlanden, wohin die aus der Lombardei in Italien ausgewanderten reichen Kaufleute das Geſchäft auf Pfänder zu leihen brachten, in England und Frankreich nannte man von dieſen Longobarden die Leihhäuſer zuerſt Lombarde. Gegenwärtig iſt dieſe heilſame Anſtalt faſt in allen großen volkreichen Städten in Europa aufgenommen worden. X.

Lein (Flachs) iſt der allgemeine Geſchlechtsname für wenigſtens 24 verſchiedene Pflanzen, die ſich durch den fünfblättrigen Kelch, durch die fünfblättrige Blumenkrone und durch die fünfſchaaligen Saamenkapſeln, welche in jedem ihrer zehn Fächer einen einzelnen Saamen enthalten, auszeichnen. Eine dieſer 24 Gattungen, mit welcher wir es hier allein zu thun haben, iſt der gemeine Lein (Flachs, Linum usitatissimum), deren eigentliches Vaterland man jetzt nicht mehr zu nennen weiß. Die Cultur des Flachſes iſt heut zu Tage über ganz Europa verbreitet, doch mehr im nördlichen, wie im ſüdlichen. Beſonders wird der irrländiſche Flachs allem andern vorgezogen. Nächſt dieſem wird der flandriſche für den beſten gehalten. Wenn die Stengel anfangen eine gelbliche Farbe zu bekommen, und wenn die Knoten ſich bräunlich färben, dann erndtet man den Flachs, d. h. man rauft die Stengel mit der Wurzel aus, bindet ſie in Bündel, ſtellt dieſe zum Abtrocknen auf, bringt ſie dann nach Hauſe und ſtreift die Knoten oder Saamenkapſeln davon ab. Dann werden die Stengel von neuem in Bündel gebunden und in fließendes Waſſer gelegt (in die Röſte gebracht), in welchem es ſechs bis acht Tage liegen muß. Hier ſcheidet das Waſſer die Flachsfaſern, oder den äußern Baſt, von dem holzartigen Stengel, mit welchem ſie vermittelſt einer klebrigen, gummiartigen Maſſe verbunden ſind. Dieſer bindende Stoff wird durch das Waſſer aufgelöſt. Je mehr die Röſtung von der Sonne beſchienen wird, deſto beſſer geht ſie von Statten. Die Röſtung im Thau ſcheint Vorzüge vor der im Waſſer zu haben. Nach der Röſte wird der Flachs gedörrt, damit die Stengel leicht zerbrochen und die Holzſtückchen und übrigen Theile ſich leicht von den Faſern abſondern laſſen. Das Zerbrechen der Stengel, wobei jedoch die Faſern nicht zerriſſen werden, heißt das Braken, und geſchieht auf einem einfachen hölzernen Inſtrumente, welches Brake oder Breche heißt. Dann folgen die übrigen Zubereitungsmittel, unter denen dasjenige, vermöge welches der Flachs bis zur Feinheit der Seide verarbeitet wird, allein vielleicht nicht allgemein bekannt ſeyn dürfte. Dieſe Verfeinerung des Flachſes beſteht darin, daß man die in demſelben noch vorhandenen hölzernen Theilchen durch einen Aufguß von ſiedender Aſchenlauge, in welche Leinſaamen, venetianiſche Seife, Glasgalle, gelbes Harz, Weißwurz und Kochſalz geworfen werden, von dem eigentlichen Flachſe zu ſondern ſucht. Das Leinengarn wird bekanntermaßen am meiſten zu Hemden verbraucht. Die berühmten brabanter Kanten, Batiſt, Kammertuch u. ſ. w. werden ebenfalls aus dergleichen Garn verfertigt. Da man aus einem einzigen Pfunde Flachs 7000 Gulden gewinnen kann; ſo ergibt ſich daraus, daß dieſe Art Spitzen bei weitem den Werth des Goldes übertreffen. Daß aus Leinen auch Papier verfertigt werde, bedarf hier keiner weitern Erwähnung.

Leipzig, eine der wichtigſten deutſchen Handelsſtädte und Univerſitäten, in Kurſachſen, und zwar im leipziger Kreiſe, in einer ſchönen Ebene an der Pleiße gelegen. Bis zu Anfange des 16ten Jahr-

hunderts führte ſie von den Sorben-Wenden, einer ſlaviſchen Nation, welche zuerſt das Land zwiſchen der Elbe und Saale anbauten, den ſlaviſchen Namen Lipzk, welcher einen Lindenhain bezeichnet. Von dieſem Haine ſcheinen noch jetzt die zwiſchen der Stadt und Vorſtadt belegenen ſchönen Linden-Alleen eine Spur anzudeuten. Im funfzehnten Jahrhunderte wurde Leipzig, welches an ſich keine günſtige Lage zum Handel hat, durch ein Zuſammentreffen mehrerer günſtiger Umſtände eine Handelsſtadt, nachdem es bereits ſeit 1387 eine Handelsniederlage geweſen war, und nahm in einer directen Verbindung mit Augsburg und Nürnberg, an Venedigs unermeßlichen Geſchäften Antheil. Der innere Handel, welcher gegenwärtig ſo hoch geſtiegen iſt, konnte jedoch damals nur ſehr unbedeutend ſeyn. Gegenwärtig kann der jährliche Meßhandel von Leipzig, wo drei Meſſen gehalten werden, unter denen die Oſter- und Michaelismeſſe die wichtigſten ſind, auf die runde Summe von 18 Millionen Thlr. angeſchlagen werden. Ein Hauptzweig des leipziger Handels iſt der Buchhandel, der ſich faſt ganz hier concentrirt. Zwar ſtehen die Manufacturen in Leipzig nicht im Verhältniß mit der Größe des daſigen Handels, doch gibt es mehrere Fabriken von Bedeutung daſelbſt. Man verfertigt hier Sammt, ſeidne und halbſeidne Waaren, Spielkarten, Tapeten, Leder, Tabak, Wachs-Leinewand, Stickereien u. ſ. f. Die im J. 1409 von Friedrich dem Streitbaren, auf Veranlaſſung der Unruhen auf der Univerſität zu Prag, geſtiftete Akademie behauptet bis jetzt den Ruf einer der erſten Akademieen in Deutſchland. Die Zahl der Einwohner belief ſich 1789 auf 28,250; im Oct. 1795 betrug die Volksmenge 31,152, und wird jetzt auf 36,000 Menſchen angegeben. Hierbei iſt bemerkenswerth, daß Leipzig nicht nur unter den ſächſiſchen Städten, ſondern auch gegen andre große Städte Europens die größte Mortalität hat. Eine Haupturſache hiervon iſt ohne Zweifel die auf einem ſo kleinen Raum (denn Leipzig iſt nichts weniger als groß) zuſammengedrängte Menſchenzahl, die überdieß in den beiden Meſſen ungeheuer vermehrt wird; in dieſer Rückſicht wäre es vielleicht gut, nach und nach eine Art von Neuſtadt anzulegen. Eine andere mit der erſten zum Theil zuſammenhängende Urſache, die ungeſunde Lage, iſt ſeit mehreren Jahren durch die vortrefflichen engliſchen Anlagen ſehr vermindert worden, welches, ſo wie mehrere Verſchönerungen und Verbeſſerungen, Leipzig dem Bürgermeiſter G. K. R. Müller, welcher am 28. Febr. 1801 verſtorben, verdankt, und wodurch die Luft ungemein verbeſſert worden iſt. Uebrigens zeichnet ſich Leipzig vor vielen volkreichen Städten durch eine gewiſſe unverkennbare Wohlhabenheit aus, die ſich über alle Stände verbreitet, wozu außer der eignen Induſtrie der Einwohner, vorzüglich der Handel und die Meſſen beitragen. Nur den leipziger Armen würde der Verfaſſer Hamburgs Armenanſtalten wünſchen, welche ſich von den gewöhnlichen Anſtalten dieſer Art dadurch unterſcheiden, daß dieſe die Armen zwar zu Tode füttern, jene hingegen unmittelbar auf die Vertilgung der Armuth und die Veredlung der Armen zu thätigen Menſchen hinarbeiten. Unter Leipzigs gemeinnützigen Anſtalten zeichne ich hier blos die Zeichnungs-, Malerei- und Architectur-Akademie, das Taubſtummen-Inſtitut, die Bürgerſchule und die Sternwarte aus. Das ſchöne winklerſche Gemählde-Cabinet iſt jetzt einzeln verkauft. Unter den öffentlichen Gebäuden und Anſtalten können noch genannt werden: der ſchöne Concert- und Ball-Saal (beide mit Gemählden von Oeſers Meiſterhand geziert) im Gewandhauſe; ſowohl die ebendaſelbſt befindliche ſehr ſchöne und reichlich ausgeſtattete Raths-, als im ſogenannten Paulinum befind-

liche Univerſitäts-Bibliothek; ferner die vielen neuerlich ſo ſchön aufgeführten Gebäude, worunter das jetzige Univerſitäts-Gebäude einen ſehr ausgezeichneten Platz behauptet; auch unter den Schulanſtalten die ſo löbliche Freiſchule (ſeit 1792 geſtiftet); dann das ſeit 1797 ſo zweckmäßig eingerichtete Lazareth oder Jakobsſpital, mit welchem zugleich ein kliniſches Inſtitut verbunden iſt; die durch ſogenannte Reverberes vervollkommnete Beleuchtung der Stadt, nicht minder die vielfachen hier befindlichen Manufacturen und Fabriken, unter denen die ſchon von Alters her ſo berühmte breitkopfiſche, jetzt breitkopf-härtelſche Buch- und Muſikhandlung durch die wichtigſten Schriftgießereien, durch Buch-, Noten-, Kupfer- und Steindruck, nicht minder durch eine neuerlich angelegte vorzügliche Inſtrumenten-Fabrik; ingleichen die roſtiſche Kunſtmanufactur, ſich rühmlichſt auszeichnen; endlich das phyſikaliſche Magazin des M. Tauber.

Leipzig (Schlacht bei). Um das anmuthige heitere Leipzig breitet ſich nach Mitternacht, Morgen und Mittag mit ſanften Abhängen eine weite Ebene aus, überſäet mit fröhlichen Dörfern und von der Luppe, Parthe, Elſter und Pleiſſe in vielen Windungen durchfloſſen. Auf dieſer Ebene iſt zweimal Deutſchlands Schickſal für lange Jahre hin, nämlich durch Guſtav Adolphs herrlichen Sieg über Tilly am 7. Sept. 1631, und durch den noch herrlichern Sieg der erhabenen Helden unſerer Zeit, über Napoleon Bonaparte und ſeine Raubgenoſſen, am 16., 18. und 19. Oct. 1813, entſchieden worden. Unweit dieſes denkwürdigen Schlachtfeldes bietet ſich in den Ebenen und Umgebungen von Lützen ein anderes, faſt eben ſo berühmtes Winfeld dar, wo Guſtav Adolph mit ſeinem Tode den großen Sieg über den furchtbaren Wallenſtein am 7. Nov. 1632 erkaufte; Ruſſen und Preußen aber am 2. Mai 1813 dem letzten gewaltigen Unterdrücker deutſcher Freiheit in ungleicher Schlacht ſiegreich die Spitze boten. Laßt uns dieſe großen Ereigniſſe unter einem Geſichtspuncte und in ein Bild zuſammenfaſſen! Die dankbare Erinnerung unſerer Nachkommen wird ſtets an jene großen Tage und auf dieſe ewig denkwürdigen Puncte des wieder befreieten deutſchen Bodens geheftet bleiben! — — Am 1. Sept. 1631 war zu Werben der förmliche Abſchluß des Bündniſſes zwiſchen Guſtav Adolph, der Schweden König, und Johann Georg, dem Kurfürſten von Sachſen, erfolgt. Bis zur äußerſten Noth hatte letzterer, von treuloſen Miniſtern und Generalen verführt, bei der Partei, welche damals Deutſchlands Freiheit zu zernichten ſtrebte, ausgehalten, und nur die Gewalt des Uebermuthes und frechen Trotzes ihn endlich bewogen, Hülfe und Schutz beim edlen Guſtav Adolph zu ſuchen. Der Urenkel wartete ſogar die ſchrecklich entſcheidende Kataſtrophe ab, und darum waren für beide die Folgen der großen Schlachten in Leipzigs Ebenen auch ſehr verſchieden. Die Vergleichung deſſen, was jetzt, mit dem was damals geſchah, kann keinem nachdenkenden Leſer dieſer Blätter ſchwer werden. — Nach geſchloſſenem Bündniß ging Guſtav Adolph mit ſeinem Heere am 3. Sept. bei Wittenberg über die Elbe und vereinigte ſich bei Düben mit den von Torgau dort angelangten ſächſiſchen Schaaren. Johann Georg, durch die Verwüſtung ſeines Landes von Tilly's Banden tief erſchüttert und empört, drang auf Entſcheidung durch die Schlacht; der fromme tapfere Guſtav gab nach und rückte mit dem vereinigten Heere über Delitſch am 6. Sept. bis 2 Meilen von Leipzig dem furchtbaren Tilly entgegen. Dieſem hatte Tags vorher ſich Leipzig nebſt der Pleiſſenburg ergeben, und das kaiſerlich-ligiſtiſche Heer ſtand nun unweit der Stadt zwiſchen Eutritſch und Möckern im Lager dergeſtalt,

daß Pleiſſe und Elſter im Rücken deſſelben floſſen, drei halbe Monde aber zur Befeſtigung der herrſchenden Höhen aufgeführt waren. Als Tilly erfuhr, das vereinigte ſchwediſch-ſächſiſche Heer, unter des Königs eigner Führung, ſey gegen ihn im Anzuge, berief er den Kriegsrath, ſich zu verſammlen in einem noch nicht niedergebrannten Hauſe der halliſchen Vorſtadt. Die Wände des Zimmers, worin der Rath gehalten wurde, ſah man bemalt mit Todtenbahren, Gebeinen, Schädeln und andern Sinnbildern des Todes. Es war des Todtengräbers Wohnung. Alle, ſelbſt den eiſernen Pappenheim nicht ausgenommen, wurden, als ſie dieß erfuhren, von unwillkührlichem Schauer ergriffen; denn es galt ihnen nach der Denkweiſe jener Zeiten, für ein unglückliches Vorzeichen. Doch drang der kühne Pappenheim mit ſeiner Meinung: man müſſe eine Schlacht wagen, durch, und Tilly beſtimmte die Gegend zwiſchen Breitenfeld und Seehauſen, anderthalb Meilen nordwärts von Leipzig zum Kampfplatze, wohin Pappenheim ſofort mit 4000 Pferden geſandt wurde, die vortheilhafteſten Puncte vor dem heranziehenden Feinde zu beſetzen. Zwiſchen den pappenheimiſchen Reitern und drei ſchwediſchen Dragoner-Regimentern, die über den Lober-Bach geſetzt, um ſich der vorliegenden Anhöhen beim Dorfe Podelwitz zu bemächtigen, gedieh es ſogleich zum ſcharfen Gefecht. Zuerſt wurden durch Pappenheims überlegene Reiter-Schaaren die Schweden über den Bach zurückgetrieben, als aber drei ſchottiſche Regimenter die Schweden unterſtützten, waren die Kaiſerlichen zum Rückzuge genöthigt. Die Nacht vom 6. auf den 7. Sept. brachte das ſchwediſche Heer unter freiem Himmel bei den Waffen gelagert zu. Der König ſchlummerte in ſeiner Kutſche; Horn, Banner und Teuffel ſaßen neben ihm, und er erzählte den Getreuen beim Erwachen einen deutungsvollen Traum, der Sieg verheiße. — Mit Tagesanbruch ließ Tilly ſein Heer rechts abziehen nach Breitenfeld hin; in zwei große Heerſäulen war es getheilt. Der linken gingen fünf Regimenter Kroaten und ſechs Fahnen Küraſſiere, jede 750 Pferde ſtark, vorauf. An dieſe ſchloſſen ſich 8000 Mann Fußvolk, in vier große Schlachthaufen unter dem Freiherrn von Schaumburg gebildet, und mit zwanzig Feldſtücken verſehen. Dann kam, fürs zweite Treffen beſtimmt, der Graf von Fürſtenberg mit 10,000 Mann Fußvolk, gleichfalls getheilt in vier große Schlachthaufen. Dieſem folgte die Hinterhuth von acht Regimentern in drei Haufen, zuſammen 9000 Mann bildend. Drei Reiter-Regimenter ſchloſſen den Zug. Das Fußvolk überhaupt bildete vollkommene Vierecke, nach alt-niederländiſcher Kampfweiſe. Ihrer waren hier 13, und die Stärke des ganzen Heers betrug an 40,000 Mann, worunter ſich 13,000 Reiter befanden. Als Tilly auf dem auserſehenen Schlachtfelde ankam, ſtellte er ſich am Fuße der Höhe, die südweſtlich vom Dorfe Podelwitz unmerklich aufſteigt. Das Dorf Seehauſen lag hinter ſeinem rechten Flügel, der linke endigte unweit Breitenfeld. Auf den Flügeln war die Reiterei, im Mittelpuncte das Fußvolk, und hinter der Schlachtordnung auf den beherrſchenden Höhen ſtanden in zwei Batterien 40 ſchwere Feuerſchlünde, an welche ſich rechts die Nachhuth lehnte. Die ganze umliegende Landſchaft war freie Ebene, aus welcher einzelne Dörfer hervorragten. — Guſtav Adolphs Heer ſetzte mit Anbruch des Tages über den Lober-Bach, deſſen Vertheidigung Pappenheim, nachdem er Podelwitz in Brand geſteckt, aufgeben mußte. Tilly hinderte nicht, wie er doch leicht gekonnt, den Uebergang, um die Vortheile ſeiner Stellung zu behalten, und gegen 10 Uhr Mittags brach alſo der König mit 35,000 Mann, worunter faſt 15000 Sachſen waren, gegen ihn los. Auch die Reiterei

der Verbündeten blieb auf den Flügeln; doch hatten die Schweden rechts, die Sachſen links ſich alſo zwiſchen Podelwitz und Gryſelwitz geſtellt, daß beide gleichſam zwei verſchiedene Schlachtordnungen bildeten, welche durch die von Düben nach Leipzig führende Landſtraße getrennt waren. Der ſchwediſche rechte Flügel beſtand im erſten Treffen aus fünf ſtarken Reiter-Geſchwadern, unter welche vier Haufen Fußvolk gemiſcht waren, deren Hinterhuth und Rückhalt das Regiment des Rheingrafen bildete. Im zweiten Treffen hielten ſieben Reiter-Geſchwader mit drei Abtheilungen Fußvolk. Hier befehligte der König ſelbſt, unter ihm Banner, Wunſch, Todt und Steenbock. Auf dem linken Flügel bildeten drei Reiter-Geſchwader mit Fußvolk untermiſcht das erſte, zwei Schwadern aber das zweite Treffen. Dort befehligte Guſtav Horn. Im Mittelpuncte ſtand das Fußvolk in zwei Treffen; das erſte beſtand aus vier Schlachthaufen, jeder etwa 1200 Mann ſtark, geführt von Axel Oxenſtiern, Erich Hand, Teuffel und Winkel. Vor jedem Haufen waren fünf leichte Feldſtücke aufgefahren. Im zweiten Treffen befanden ſich unter Vitzthum und Hegburn drei Schlachthaufen, und des Königs Leibwache zu Pferde unter Uslar. Drei Haufen Schotten unter Hamilton und Ramſey, mit zehn Fähnlein Dragoner bildeten die Nachhuth und ſchloſſen das Ganze. An dem ſchwediſchen linken Flügel ſtanden die Sachſen unter Arnheim. Rechts waren 1000 Küraſſiere unter Steinau und Bindauf mit drei Schwadern ſtändiſcher Reiter; im Mittelpuncte vier Fahnen Fußvolk, und auf dem linken ſächſiſchen Flügel das Reiter-Regiment des Herzogs von Sachſen-Altenburg, die kurfürſtl. Leibwache zu Pferde, und einige Geſchwader ſtändiſcher Reiterei geſtellt. Des Heeres Loſungswort war: Gott mit uns! Gegenüber im kaiſerl. Heere erſcholl das Feldgeſchrei: Jeſus Maria! — Es war 11 Uhr Mittags, am Tage Reginae den 7. Septbr., als zum Zeichen der Schlacht drei Kanonenſchüſſe vom kaiſerl. Heer herüber donnerten, welchen Gruß die Schweden aus zwei halben Karthaunen beantworteten. Nun begann das heftigſte Geſchützfeuer und brüllte fort bis 2 Uhr; da zog ſich Guſtav links vorwärts, um den furchtbaren Wirkungen der großen kaiſerl. Batterie zu entgehen, wobei noch obenein ein beſchwerlicher Südweſtwind den Schweden des Geſchützes Dampf und den Staub der friſch gepflügten Felder ins Angeſicht trieb. Doch kaum war das ſchwediſche Fußvolk des rechten Flügels durch Podelwitz gegangen, als Pappenheim mit ſeinen ſchwer geharniſchten Reitern einen wüthenden Angriff auf das zweite Treffen unternahm. Geworfen wurden die leichten ſchwediſchen Reiter, und das ſchutzlos zurückgebliebene Fußvolk fiel unter dem Schwerdte der kaiſerl. Küraſſiere. Da flog Banner mit dem rheingräfl. Regiment und 900 Musketieren herbei; der wüthende Pappenheim ward geworfen, und nach fruchtloſen wiederholten Anſtrengungen ſah er ſich ſelbſt, aus mehrern Wunden blutend, zur Flucht gezwungen. Zugleich war das kaiſerl. Infanterie-Regiment Holſtein aus der Schlachtlinie gewichen, um Pappenheims Reiter zu unterſtützen, aber Banner nahm es mit drei Geſchwadern Finnländer in die Mitte, das Regiment ward niedergehauen und der Herzog von Holſtein, tödtlich verwundet, gefangen. Unterdeſſen hatte Tilly ſeine Abſicht hauptſächlich auf die ungeübten ſächſ. Schaaren gerichtet. Fürſtenberg mußte ſich daher vom rechten kaiſerl. Flügel mit der ganzen, von ſechs Geſchwadern geharniſchter Reiter unterſtützten kroatiſchen Reiterei, auf das erſte Treffen der Sachſen ſtürzen. Beim erſten Anfall ſchon flohen die ſtändiſchen Reiter, das Regiment Altenburg folgte und riß die kurfürſtl. Leibwache mit ſich fort. Nur das ſächſiſche Fußvolk

unter Bindauf und Arnim leiſtete noch tapfern Widerſtand. Als aber Tilly mit dem größten Theile ſeines Fußvolks von den Höhen herabkam, und die kaiſerl. Reiterei zugleich auf die ſächſiſchen Haufen einbrach, da gaben ſie ſich in wilde Flucht, warfen die Gewehre weg und eilten, den Kurfürſten mit fortreißend, auf der Straße nach Eilenburg davon. Die Kroaten jagten den Fliehenden nach, oder plünderten das Gepäck der Sachſen; im ganzen kaiſerl. Heere war man des Sieges ſchon gewiß. — Guſtav Horn, der die noch fechtenden ſächſiſchen Regimenter aufgenommen hatte, kam jetzt in die gefährlichſte Lage; denn Fürſtenberg und Kronenberg mit den italieniſchen und den beſten deutſchen Reitern drohten auf ihn zu ſtürzen. Doch in dem entſcheidenden Augenblicke kamen auch, vom Könige geſandt, Hegburn und Hall mit den ſchottiſchen Regimentern herbei. Iſolani's Kroaten fielen ſie an, aber plötzlich öffneten ſich die Reihen der Schotten und ein mörderiſches Kartätſchen- und Musketenfeuer trieb die wilden Banden zurück. Guſtav ſandte nun Teuffel zur Unterſtützung der bedrängten Schotten, und Teuffel ſtürzte, von einer Musketenkugel getroffen, todt zu Boden. Da ſprengte der König zu Kollenbachs Haufen und rief eifrig: „Kollenbach brich ein! in Gottes Namen brich ein!“ Kollenbach drang vor; auch er ward im erſten Feuer niedergeſtreckt. — Nun raſete hier der Kampf fort, während er heftiger noch zwiſchen Horn und Tilly ſelbſt entbrannt war. Aber Horn hielt aus, und die ſchottiſchen Regimenter machten zum Erſtaunen Tilly's, ſtatt des damals gewöhnlichen Gliederfeuers, ein regelmäßiges Rottenfeuer. So ward Tilly aufgehalten, während Banner die fliehenden Pappenheimer auf der Straße nach Halle mit vier ſtarken Geſchwadern verfolgte. Noch hatte der größte Theil des ſchwediſchen Fußvolks im Mittelpuncte der Schlachtordnung, wie auch die ihm gegenüber ſtehenden Wallonen, der Kern des kaiſerl. Heeres, am Gefechte weiter keinen Antheil genommen, als daß ſie ſich gegenſeitig aus dem ſchweren Geſchütz beſchoſſen. Sobald indeſſen der König von Pappenheims gänzlichem Rückzuge ſichere Nachricht erhielt, eilte er mit der Reiterei des rechten Flügels, denen Todt mit zwei ſtarken Haufen Fußvolk folgte, die vorliegende Anhöhe hinauf, griff die große kaiſerl. Batterie an, eroberte die Feuerſchlünde, und ließ ſolche ſogleich auf die noch mit Horn im Gefechte begriffenen Maſſen richten. Dieß entſchied den Sieg, und obwohl Tilly's Gegenwart die weichenden Haufen zu neuen Anſtrengungen befeuerte, geriethen ſie doch endlich in Unordnung und begannen den Rückzug nach Leipzig. Nur fünf Regimenter Wallonen ſchloſſen ſich, ohne von einem höhern Befehlshaber geführt zu werden, eng zuſammen, und ſtellten ſich am Rande eines hinter ihnen liegenden Buſches, wo ſie alle Angriffe der Schweden mit dem Muthe der Verzweiflung abſchlugen. Reihenweiſe ſchmetterte das ſchwediſche Geſchütz ſie nieder, aber keiner verlangte Quartier. Der verwundete Tilly vergoß Thränen in der Mitte dieſer Tapfern, deren Leiber für ihn ein undurchdringliches Bollwerk wurden. Endlich, da alle Hoffnungen des glücklichen Erfolgs verſchwunden und die Wallonen bis auf 600 Mann niedergeſchmettert waren, führte Graf Kronenberg in ihrer Mitte den ſchwer verwundeten Feldherrn nach Halle. Die entſcheidende Schlacht war um 6 Uhr Abends gewonnen, und als Guſtav Adolph nun die geſchlagenen Feinde nach allen Seiten hin fliehen ſah, warf er ſich demüthig nieder unter einem belaubten Baum, laut ausrufend die Blicke zum Himmel gewendet: ich danke dir Gott für deinen Sieg! — In allen Dörfern erſcholl das Sturmgeläute. Viele hundert Kaiſerliche wurden noch von den ergrimmten ſächſiſchen

Bauern erſchlagen. Auch Pappenheim, der ſeine zerſprengten Geſchwader geſammlet und wieder umgekehrt war, des Heeres Ehre zu retten, fand am Abend Alles verloren, mußte umwenden und rief voll Verzweiflung aus: O warum mußte ich den unglücklichen Tag erleben! Es waren gefallen in der Schlacht von den Kaiſerlichen 8000 Mann; 3000 geriethen in ſchwediſche Gefangenſchaft; 27 Feuerſchlünde, 100 Fahnen und Standarten wurden nebſt dem ganzen Tillyſchen Lager erobert. Die Schweden zählten gegen 2000, die Sachſen 3000 Todte. Von kaiſerl. hohen Offizieren waren todt: die Oberſten Erwitte und de Grotta, der Freiherr von Schönburg und der Herzog Adolph von Holſtein. Von den Schweden blieben Teuffel, Kollenbach, Aderkat und Damitz auf dem Wahlplatze. Die Sachſen betrauerten den tapfern Bindauf, den Dieskau und zwei Starſchedel. Im kaiſerl. Heer waren die drei oberſten Führer: Tilly, Pappenheim und Fürſtenberg verwundet. Tilly hatte den Ruhm der Unüberwindlichkeit, der Kaiſer den beſten Theil ſeiner Kriegsmacht und den Gewinn eines zwölfjährigen glücklichen Krieges verloren. Die magdeburgſche Hochzeit war gerächt, des Proteſtantismus Fortdauer und Deutſchlands Freiheit geſichert. Der Kriegsruhm des Beſiegten ging auf den menſchlichern, frommen Sieger über. Das war die Schlacht bei Breitenfeld unweit Leipzig vom 7. Sept. 1631. — — Noch herrlicher und folgenreicher wird dereinſt, wenn auch der Jubel der Zeitgenoſſen verhallt iſt, in den Jahrbüchern der Geſchichte glänzen die große Völker- und Befreiungsſchlacht bei Leipzig vom 16., 18. und 19. October des verhängnißvollen Jahres 1813. — Napoleon war endlich, immer enger und feſter von klugen Gegnern in ſeinem Schlupfwinkel bei Dresden umgarnt, von dort aufgebrochen, den entſcheidenden Schlag zu vollführen, der Deutſchlands Ketten unauflöslich machen ſollte. Die Meinung mochte ſeyn: mit Haſt durch die alten Kriegskünſte die Gegner einzeln zu packen, erſt den tapfern Blücher und den vorſichtigen Carl Johann zu zermalmen, dann dem großen Heere unter Schwarzenberg Garaus zu machen. Im ſtolzen Wahne des Siegs gewiß, hatte Napoleon den Marſchall St. Cyr mit faſt 30,000 Mann und 40 Generalen in Dresden zurückgelaſſen, den frommen bethörten König der Sachſen nebſt deſſen Gemahlin und Tochter aber mit ſich genommen, und ſo war er denn auf den Ufern der Elbe hin und her, jedoch vergeblich gefahren, weil jede einzelne Heersabtheilung ſich ſeiner Uebermacht klüglich entzog, bis alle vereinigt dem furchtbar ſchnaubenden Raubthiere aufs Leben gehen könnten. Auf die Weiſe ſelbſt berückt, indem er andere berücken wollte, traf er mit der Sachſen Könige am 14. Oct. zu Leipzig ein, wo ſchon die Heersabtheilungen unter Marmont, Victor, Arrighi und Poniatowski angekommen, auch Augereau mit der Nachhülfe über den Thüringer Wald eingetroffen war. Den Plan zur entſcheidenden Schlacht dachte er ſich etwa folgendermaßen: den ſcharf vortretenden Winkel der Elſter-Niederungen, worin Leipzig liegt, wollte er feſthalten und als Keil gebrauchen, der zwiſchen der Verbündeten Heersabtheilungen hineingeſchoben werden ſollte, Leipzig aber als Riegel dem einen Heere ſeiner Feinde vorſchieben, bis er das andere geworfen hätte. Darum war am 15. Oct. das Hauptquartier, von 64 Schlachthaufen ſeiner Leibtrabanten umgeben, zu Reidnitz, eine halbe Stunde von Leipzig. Im Dorfe Lindenau ſtand die vierte Heersabtheilung unter Bertrand, und König Murat hatte mit dem zweiten, achten und fünften großen Heerhaufen ſeine Stellung dergeſtalt genommen, daß der rechte Flügel zu Dölitz, der linke zu Liebertwolkwitz ſtand. Der ſechſte Haufen behaup-

tete Lindenthal, und der ſiebente war im Marſche auf Eilenburg, um dem ſechſten die Seiten zu decken. Die Stellungen von Taucha und an der Partha, wie auch die Brücken von Wurzen und Eilenburg, blieben ſtark beſetzt. — Den furchtbaren Maſſen entgegen ſtand am 15. Oct. der alte Held Blücher mit dem ſchleſiſchen Heere bei Skeuditz, oberhalb Leipzig; Carl Johann war noch zurück bei Halle, jedoch in ſcharfem Anmarſch. Von der großen öſterreichiſchen Armee rückte Feldzeugmeiſter Giulay von Lützen gegen Lindenau vor, der Reiter-General Graf Meerveldt, und die öſterreichiſche Nachhülfe hatten den Auftrag von Pegau nach Connewitz vorzugehen, während die Heersabtheilungen, welche Wittgenſtein, Kleiſt und Klenau befehligten, ihren linken Flügel an Gröbern und den rechten an Naunhof lehnten. Bennigſen war mit ſeinem Corps nur ſo weit zurück, daß er nach anderthalb Tagen in die Linie rücken konnte, ſo auch Colloredo; Tolſtoy aber hatte Dresden eingeſchloſſen. Als Rückhalt ſtanden in kleiner Entfernung hinter den benannten Heerhaufen die ruſſiſchen Grenadiere, die ruſſiſchen und preußiſchen Leibwächter und die ruſſiſchen ſchweren Reiter, ſämmtlich befehligt von Barclay de Tolly, unter welchem der Großfürſt Conſtantin, wie auch die Generale Miloradowitſch und Rajewsky geboten. — Alle für Einen und Jeder für Alle! war des verbündeten Heeres Loſung, und am 16. Morgens begann der Kampf mit furchtbarem Donner aus tauſend Feuerſchlünden. Napoleons Abſicht war, zunächſt die Schaaren unter Schwarzenberg zu vernichten, weil ſie, Erfurt und Naumburg am nächſten ſtehend, ihm die gefährlichſten ſchienen. Bald ward alſo Schwarzenberg im Mittelpuncte und auf dem rechten Flügel ſo heftig angegriffen, daß er, um nicht durchbrochen zu werden, die Nachhülfe unter dem Prinzen von Heſſen-Homburg auf das rechte Ufer der Pleiſſe überſetzen und vor Gröbern aufmarſchiren laſſen mußte. Mit wüthendem Grimme ward nun geſtritten um die Dörfer Dölitz, Wachau und Liebertwolkwitz. Angriff folgte auf Angriff, und Napoleon verſtärkte ſeine Flügel-Enden ſo ungeheuer, daß es kaum möglich blieb, ihnen zu widerſtehen. Doch hielten Wittgenſtein, Klenau und Kleiſt, von Barclay unterſtützt, den ungleichen Kampf, bis Graf Noſtitz aus Gröbern hervorbrach, die Franzoſen nach Markkleeberg zurückwarf und ihnen 8 Kanonen abnahm. So waren alle Anſtrengungen der vorgetriebenen Maſſen unter Mortier, Macdonald, Lauriſton und Sebaſtiani dort vergeblich, ja Sebaſtiani's ungeübte Reiter wurden von den oſtpreußiſchen und brandenburgſchen ſchweren Reitern jämmerlich zuſammengehauen, und Klenau behauptete ſeine Stellung zwiſchen Großpöſtna und Seifertshain. — Während jenes Gemetzels ward auch auf dem rechten Flügel der Verbündeten wüthend gefochten. Napoleon warf hier eine gewaltige Maſſe von Küraſſieren, von Fußvolk und Geſchütz gegen Goſſa, welches etwa eine halbe Stunde von Gröbern entlegen iſt, und weil dort die Verbündeten nicht hinlänglich ſtark waren, drang die Maſſe durch und gewann 26 Feuerſchlünde. Da ging es an ein Jauchzen der durch Leipzigs Gaſſen ſprengenden Polizeireiter, die Sieg über Sieg ſchrieen. Mit allen Glocken wurde geläutet, und der König von Sachſen ſelbſt zog zur Kirche, um Gott zu danken, daß der Franzoſe nun ferner der Herr, und der Deutſche der Knecht bleiben werde. Aber das Blatt wendete ſich ſchnell; denn Alexander ſandte ſeine Garde-Koſacken unter Orlow Deniſow dem wilden Schwarme entgegen. Unterſtützt durch die ruſſiſchen Grenadiere und ein mörderiſches Geſchützfeuer trieben die braven Koſacken den durchgebrochenen Schwarm bis hinter Wachau zurück, und als der

Oberfeldherr Schwarzenberg ein allgemeines Vorrücken gegen die Berg-Ebenen von Wachau befahl, wurden am Abend die Franzoſen wirklich hinter ihre erſte Aufſtellungslinie zurückgedrängt. Fürſt Aloys Lichtenſtein behauptete ſich den ganzen Tag hindurch in ſeiner Stellung, und Giulay drang bis Lichtenau vor, wo er 2 Kanonen eroberte. Nur Meerveldt, obgleich er den Auftrag über die Pleiſſe vorzugehen mit ungeheurer Anſtrengung erfüllt hatte, wurde gegen Abend, weil ſein Pferd unter ihm geſtürzt, gefangen. Alſo ſtand hier die Schlacht. Der Sieg hatte ſich entſcheidend für keinen Theil erklärt, aber offenbar waren am Abend die Verbündeten in großem Vortheil über Napoleons zurückgedrängte Schaaren. — Auf dem Schlachtfelde Guſtav Adolphs bei Breitenfeld ſtanden 3 franzöſiſche Corps, nämlich das 4te, 6te und 7te unter Marmont; 3 ſchleſiſche Heerhaufen, die unter dem alten Helden Blücher von York, Langeron und Sacken befehligt wurden, rückten ihnen entgegen. Um 1 Uhr begann dort die Schlacht, und ward vollendet wie Blücher ſie gedacht. Langeron trieb mit ſeinen Ruſſen die Feinde aus Freirode und Radefeld, dann drang er ſiegend über den alten hochberühmten Schlachtplan bis Groß-Wetteritzſch vor. Unterdeſſen eilte York an der Elſter vorwärts und warf die Feinde aus Lütſchena, Stameln und Wahren, immer gegen Leipzig hin. Da ſchob aber Marmont ſein Fußvolk in der waldigten Gegend um Eutritzſch und Möckern in große Maſſen zuſammen, und donnerte aus 40 Feuerſchlünden mörderiſch gegen die andringenden Preußen. Die Schlacht wankte; denn gliederweiſe ſtürzten die Tapfern vor den franzöſiſchen Feuerſchlünden. Aber jetzt warf ſich der brave Major Sohr mit den brandenburgiſchen Huſaren und den reitenden freiwilligen Jägern auf das feindliche Geſchütz; ja York ſelbſt ſprengte, hoch das Schwerdt ſchwingend mit dem Ausruf: es lebe der König! den Reitern voran auf die furchtbare Batterie. Sie wurde genommen in wenigen Augenblicken, und als die Bonapartiſchen Marine-Garden in geſchloſſenen Vierecken vorbrachen, um das Geſchütz wieder zu erobern, rief York: „brandenburgiſche Huſaren hauet ein!“ Da ſtürzten dieſe mit verhängtem Zügel wie ein wilder Waldſtrom auf die Unglücklichen; Napoleons Marine-Garde hatte aufgehört zu ſeyn. — Gegen Abend allenthalben geworfen, zog ſich Marmont, nebſt Arrighi und Dombrowsky hinter die Parthe bis in die Vorſtädte von Leipzig eiligſt zurück. 1 Adler, 2 Fahnen und 43 Kanonen nebſt einigen tauſend Gefangenen, hatten ſie draußen gelaſſen. So ſchloß für heute das blutige Mordſchauſpiel. Einen bedeutenden Schritt zum Siege hatten die Verbündeten vorwärts gethan. Ihr Mittelpunct war in ſeiner vorgerückten Stellung unerſchütterlich ſtehen geblieben, und Blücher hatte ſogar den linken End- und Stützpunct des Napoleonſchen großen Bogens nach Leipzig hineingedrückt, wodurch die fernere Haltbarkeit des Ganzen gewaltig gefährdet war. — Der 17te October verſtrich den Verbündeten unter Anſtalten zum Angriff, dem großen Zwingherrn unter Vorkehrungen zur Gegenwehr und zum Rückzuge. Ahnungen eines böſen Verhängniſſes durchflogen ſein Herz. Darum ließ er den gefangenen Meerveldt kommen und geſtand: er ſey bereit, Deutſchland zu räumen, wenn man ihm keine entehrende Bedingungen vorſchreibe. Auch entließ er den General mit einem Schreiben an ſeinen Kaiſer, worauf aber die Verbündeten, ihres Sieges gewiß, nicht achteten. Sie betrieben vielmehr die Ankunft des ſchwediſchen Kronprinzen und Bennigſens auf dem Schlachtfelde, Napoleon dagegen Regniers Rückkehr aus der Gegend von Wittenberg und die Sicherung der Straße nach Weiſſenfels. Bis auf einen Punct

ruhten wie vertragsmäßig in weitem Bogen um Leipzig an dieſem Sonntage die Waffen. Hinter Eutritzſch, eine Viertelmeile von Leipzig, ließ ſich jedoch eine Linie franzöſiſchen Fußvolks und am rechten Flügel deſſelben Arrighi mit ſeinen leichten Reitern ſehen. Sofort ließ Langeron den Generallieutenant Waſiltſchikof, mit Koſacken und 4 Reiter-Regimentern zwiſchen Eutritzſch und Schönfeld vorbrechen. Die warfen ſtracks den Arrighi über den Haufen, nahmen ihm 5 Kanonen und jagten ſeine Reiter hinter dem Fußvolke weg zur Stadt hinein, an deren Thoren noch viele niedergehauen wurden. Das Fußvolk war ſtehen geblieben und feuerte nach allen Seiten, als die tapfern Ruſſen denſelben Strich bei ihm vorbei mit der Beute zurückkehrten. Daran kehrten ſich jedoch die Ruſſen nicht, ſondern machten ſogar Miene, auch auf das Fußvolk loszuſtürzen. Dieſes wandte um und zog über die Partha, während gegen Abend Bennigſen zu Naunhof, eine Meile vom Schlachtfelde eintraf und ſich dem rechten Flügel des ſchwarzenbergſchen Heers anſchloß; Carl Johann aber bei Taucha, fünf Viertelmeilen von Leipzig erſchien, und mit ſeinen Schaaren in den leeren Raum zwiſchen Blücher und Bennigſen rückte. — Als der Morgen des ewig denkwürdigen 18ten Octobers grauete, hatte Napoleon zwar ſeine beiden Flügel zurückgenommen, aber den Elſterwinkel jenſeits Leipzig hielt er durch eine ſtarke Vorhuth beſetzt. Leipzig und deſſen nächſte Umgebungen waren alſo ſein feſter inhaltſchwerer Mittelpunct. Der rechte Flügel erſtreckte ſich von da unter Ney's Oberbefehl, längs der Partha gegen Taucha hin; der linke vom connewitzer Kirchhofe über Probſtheide hinaus. Beide trafen ſenkrecht auf die Schenkel des Elſterwinkels. Nur ſcheint Napoleon bei dieſer Anordnung nicht gewußt zu haben, daß Bennigſen, Carl Johann und Colloredo beim verbündeten Heere bereits eingetroffen waren. Dieſes hatte folgende Stellung: Carl Johann, dem das Langeronſche Corps jetzt mit untergeben ward, ſchloß ſich rechts an Blüchers, links an Bennigſens Schaaren. Letzterer ſtand in Verbindung mit der Hauptarmee, deren rechter Flügel gegen Probſtheide, der linke aber gegen Connewitz ausgedehnt war. Schwarzenbergs kluger Plan war: des Feindes beide Flügel gegen einander zu werfen, dann das Ganze in Leipzig, wohin alle Heerhaufen der Verbündeten concentriſch vordrangen, hinein zu werfen. Der Angriff erfolgte zwiſchen 9 und 10 Uhr Vormittags. In 3 Heersſäulen drangen Schwarzenbergs Schaaren vor. Die äußerſte rechte unter Bennigſen und Klenau von Seifertsheim gegen Holzhauſen; die zweite unter Wittgenſtein und Kleiſt mit den ruſſiſchen und preußiſchen Garden zur Nachhülfe, von Goſſa gegen die Höhen von Wachau; die dritte unter Bianchi, Weiſſenwolf, Aloys Lichtenſtein und Noſtitz auf der Bergebene zwiſchen Döſen und Lößnig. — Nach einer heftigen Kanonade kam es bei Probſtheide und Connewitz bald zu mörderiſchen Gefechten: hier mit Joachim Murat, dort mit dem zum franzöſiſchen Marſchall geſtern ernannten Poniatowsky. Um bei Probſtheide obzuſiegen, verſtärkte Napoleon die Schaaren Murats bis zur Furchtbarkeit; aber während dort der Tod in tauſend gräßlichen Geſtalten wüthete, war Macdonald ſchon überflügelt und im harten Andrange genöthigt worden, ſich hinter Stötteritz zurückzuziehen. Unterdeſſen erſchien Carl Johann bei Paunsdorf, und Blücher ging gleichzeitig über die Partha. Das war die Kriſis. Zwar that Napoleon alles, was in ſeinen Kräften ſtand, den einbrechenden Strom abzudämmen, allein ſeine Macht reichte nicht zu; denn ſchon hatte Bennigſen von Nauenhof her zwiſchen die geöffneten Flügel der franzöſiſchen Stellung ſich eingedrängt, und nun vermochte es Ney

nicht mehr, ſich gegen die vereinigten Angriffe von Bülow, Pahlen, Winzingerode und Langeron, an der Partha zu halten. Nur von Schönfeld an bis Leipzig hatte er noch den obern Theil der Partha, etwa eine Stunde Weges hin, in der Gewalt, ſeine Flanken waren ſchon offen. Da ſtellte er zu ſeiner Rechten bei Sellersdorf, Paunsdorf und Stünz die Sachſen und Würtemberger auf, daß ſie ihm zur Schutzwehr dienen ſollten; allein die Deutſchen waren müde, für fremde Herrſchaft ſich morden zu laſſen. Alſo gingen 2 würtembergiſche Reiter-Regimenter unter dem General Normann, und 2 ſächſiſche mit 5 Füſelier-Bataillonen und 4 Batterien unter dem General Rüſſel, in gedrängter Schlachtordnung, die Reiter vorauf, zu den Verbündeten über. Nun wurden trotz Ney's gewaltiger Anſtrengung, Paunsdorf und Schönfeld genommen durch Bülows Schaaren, denen die ruſſiſchen Reiter unter Orourk, Manteuffel, Pahlen und Benkendorf zur Unterſtützung dienten. — Entſchieden war ſchon die Schlacht Nachmittags 3 Uhr; Napoleon kämpfte nur noch um den Rückzug. Er ſelbſt wandte ſich jetzt mit einem Theile ſeiner Garden nach Reidnitz und ſchickte über Mölkau ſeine ganze Reitergarde unter Nanſouty mit vielem Geſchütz dem vordringenden norddeutſchen Heere in die linke Flanke und in den Rücken. Aber General Bubna, der vor Stötteritz ſtand, ließ ſchnell eine ſolche Frontveränderung machen, daß er den wüthenden Feind auf ſich zog. Prinz Ludwig von Heſſen-Homburg, General Diedrichs und der Engländer Bogue, eilten mit ſächſiſchen und ruſſiſchen Kanonen, und mit dem unauslöſchlichen Feuer der Congreviſchen Raketen zu Hülfe. Da fuhren mit grauſem Ziſchen, Heulen und Brauſen die engliſchen Höllenbrände zwiſchen die franzöſiſchen Vierecke; es platzten deren ſieben auseinander und brennend wie Kerzen raſeten die franzöſiſchen Soldaten im Felde herum; was nicht verbrannte, fiel unter den Kugeln der Geſchütze, oder unter den Lanzen und Säbeln der nachſetzenden Reiter. Auch Stünz und Sellershauſen, Ney's letzte Zufluchtsörter, wurden von Bülows Schaaren erſtürmt. Im Beſitze von Schönfeld behauptete ſich Langeron, durch Beihülfe der tapfern Schweden, die der brave Cardell mit einem Hagel von Kartätſchen herbeiführte. Unterdeſſen war Blücher unaufhaltſam die Elſter entlang bis gegen Leipzigs Vorſtädte herangerückt und hatte, als er des Ausgangs der Schlacht gewiß geworden, den General York vom Schlachtfelde weg nach dem Zuſammenfluſſe der Saale und Unſtrut geſandt, um wo möglich noch Bertrand zu ereilen, welchen Napoleon ſchon Morgens fortgeſchickt, damit ſeine Haufen für die Flucht des Heers im Rücken eine Straße wenigſtens offen hielten. — Am Abend waren die Franzoſen vollkommen auf Leipzig zurückgeworfen, nur in Zweinaundorf und bei der Windmühle vor den Straßenhäuſern gegen Connewitz zu behaupteten ſie ſich noch in der Nacht auf den 19ten October. Wüthend angegriffen ſtürzte aber am folgenden Morgen alles, was von Franzoſen noch bei Zweinaundorf, Volkmarsdorf und bei der Mühle vor Connewitz den Zugang hatte wehren wollen, in wilder Verwirrung nach Leipzig hinein. Nun blieb Napoleon nichts übrig, als Leipzig zum Riegel gegen die Verbündeten zu machen, damit der Rückzug nicht in wilde Flucht ausarte. Daher ward den Marſchällen Macdonald und Poniatowsky befohlen, die Vorſtädte ſo lange zu vertheidigen, bis das franzöſiſche Heer durch den nach Weiſſenfels führenden Engpaß gezogen ſey. Ganz im Stillen wurde die Brücke vor dem äußern Ranſtädter Thore unterminirt, dem Leipziger Magiſtrat aber erlaubt, bei Fürſt Schwarzenberg um Schonung für die Stadt zu bitten. Am 19ten um 9 Uhr Morgens kam Napoleon in die

Stadt, um Abſchied zu nehmen vom Könige der Sachſen. Dieſer Abſchied war nicht erfreulich; denn Napoleons letzter kaltſinniger Rath ging dahin: der König müſſe ſich nun ſo gut zu helfen ſuchen, als er könne. Darauf eilte der Unüberwindliche mit Murat davon und wollte zum Ranſtädter Thor hinaus nach Lindenau, wo ſeine Garden auf ihn warteten. Allein ſchon war das Thor durch den ungeheuren flüchtenden Troß geſperrt; der Unüberwindliche mußte umkehren, und auf einem langen Umwege durch Nebengäßchen ſeinen Ausweg ſuchen durch das innere Peters- und von da durch das äußere Ranſtädter Thor. Kaum hatte er die Brücke vor dem Zollhauſe über die Pleiſſe im Rücken, als ſie aufflog. Alſo in Sicherheit, blieb der Held bis Nachmittags 3 Uhr in Lindenau, ſeine Getreuen in und bei Leipzig als Opfer ſeiner Rettung zurücklaſſend, denn nur dieſe, nicht wie er nachmals lächerlich behauptete, eines Corporals unvorſichtige Voreiligkeit, war der Brückenſprengung Urſach und Zweck. — Unterdeſſen bereiteten ſich die Verbündeten zum Sturm von Leipzig. Auf einer Anhöhe, 500 Klafter von der Stadt, hielten der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen, als ein ſächſiſcher Offizier anlangte, Leipzigs Uebergabe von Seiten Friedrich Auguſts anzubieten, wenn den franzöſiſchen Truppen freier Abzug bewilligt werde. Der Antrag wurde verworfen und der Sturm begann auf allen Seiten. Da ſprengten Macdonald, Poniatowsky und Dumouſtier, um der ſonſt unvermeidlichen Gefangenſchaft zu entgehen, auf raſchen Pferden in die Elſter; der erſte entkam, die beiden andern ertranken, und viele Hunderte, die ihnen nachgeſprungen, hatten daſſelbe Schickſal, oder wurden von den ſchußfertigen Schützen, ſo wie ſie auftauchten, niedergeſchoſſen. Im erſten Anlauf waren die Franzoſen aus den Vorſtädten geworfen und Kanonenſchläge öffneten die Thore der Stadt. Blücher drang auf das Halliſche-, Bennigſen auf das Peters- und Carl Johann auf das Grimmaiſche- und Ranſtädterthor ein. Preußen waren die erſten, welche in der Nähe des Schönfelderſchlages durch ein hölzernes Thor und dann durch eine Quergaſſe in die Stadt brachen. Ins Grimmaiſchethor zog bald hernach, da die oſtpreußiſche Landwehr, von ruſſiſchen Jägern und 6 ſchwediſchen Bataillonen unterſtützt, die franzöſiſchen Kanonen erobert hatten, Carl Johann. Zu gleicher Zeit faſt kamen Bennigſen durch das Peters- und Langeron durchs Halliſchethor. Was noch Widerſtand leiſten wollte, wurde niedergehauen und geſtochen; aber die erlöſeten Sachſen, Badner und Darmſtädter ließen luſtig ihr Feldſpiel erklingen und paradirten vor dem ſchwediſchen Erben, der zu dem Könige der Sachſen eilte, welcher mit Weib und Kind aus einem unterirdiſchen Gewölbe hervorkam. Noch war Carl Johann mit dem Troſte dieſer Unglücklichen beſchäftigt, als lauter Jubel auf den Gaſſen die Ankunft **Alexanders** und **Friedrich Wilhelms** mit ihren Helden verkündete. Auf dem Markte umarmten ſich Alexander, Friedrich und Carl Johann vor den Augen des jubelnden Volks, Friedrich Auguſt aber wurde es verſagt, mit den Rettern Deutſchlands jetzt zu reden. — So endete die Leipziger Schlacht. Gefangen wurden 23 Generale, unter dieſen die vornehmſten: Latour-Maubourg, Vial, Rochambeau, Regnier, Lauriſton, Prinz Emil von Heſſen, Prinz Adolph von Wittgenſtein, Graf Friedrich von Hochberg, Bertrand, Maudeville, Peri; Roznikzy, Kroſinsky und Malachowsky die Polen. 7 waren getödtet, unter dieſen hervorragend Poniatowsky und Dumouſtier. Von geringerm Volk wurden 30,000 im Felde und 23,000 in den Lazarethen gefangen. An Gewehren, die in Kiſten geladen, erbeutete man 30,000; 100,000 fand man auf dem Schlachtfelde,

dazu 300 Geſchütze, und ſpäter noch 100 die vergraben waren. Das Elend der Beſiegten in und um Leipzig war grenzenlos. Um es mit einem Zuge zu ſchildern, iſt hinlänglich der Ausſage von Augenzeugen zu erwähnen; daß hungernde Franzoſen auf dem Schlachtfelde die Knochen ihrer gefallenen Cameraden benagten. Alſo hatte Gott der Herr gerichtet! Geſtürzt den Gewaltigen vom eiſernen Throne und ſeine Gewalt gebrochen, womit er allen Völkern Europens die höchſten, heiligſten Güter: Ehre, Freiheit, Recht, Sprache, Tugend, Sitten und Vaterland hatte entreißen wollen. — Das war die Schlacht bei Leipzig am 16. 18. und 19. October vom Jahr 1813.

Guſtav Adolph hatte vor der Veſte Ingolſtadt die Kunde vernommen, daß Wallenſtein in Sachſen eingebrochen ſey und dort alles mit Feuer und Schwerdt verwüſte. Dem Beiſtande ſeines bedrängten Bundesgenoſſen opferte der edle Held jeden Vortheil, und brach unverzüglich aus Bayern mit 27,000 Mann, worunter über 10,000 Reiter waren, auf zur Hülfe von Johann Georg, deſſen Abfall er fürchten mußte, ſo nicht bald der wilde Wallenſtein gebändigt würde. In Erfurt nahm Guſtav Abſchied von ſeiner Gemahlin rührender als je vorher, denn ein ſchauerliches Vorgefühl ſagte ihm, daß es der letzte ſey. Der Marsch ging nun raſch fort bis Torgau; Sachſens Volk nahm den frommen König gleich einer rettenden Gottheit mit hohem Jubel auf. Als er nun während des Marſches nach Pegau durch ein aufgefangenes Schreiben erfuhr, daß Pappenheim mit ſeinen Haufen nach Halle abgeſandt ſey, faßte er den Entſchluß, weder die ſächſiſchen Hülfsvölker abzuwarten, noch Leipzig anzugreifen, ſondern geraden Weges auf Wallenſtein loszugehen. Sobald aber dieſer des Königs Anzug erfuhr, gaben drei Kanonenſchüſſe ſeinen Regimentern das Zeichen zuſammenzurücken und Eilboten gingen ab an Pappenheim, unverzüglich von Halle zurückzukommen. Am 5. Nov. 1632 ordnete Wallenſtein ſein Heer zur Schlacht zwiſchen Lützen und den Floßgraben, ſo daß der rechte Flügel ſich an die Stadt lehnte, der linke bis an den Graben ſich ausdehnte. Der linke Abzugsgraben der vorliegenden großen Straße war vertieft, die Erde nach der Feldſeite aufgeworfen; dahinter ſtanden 2 Linien Füſeliere und 1 Linie Kroaten, die von ihren Pferden über die beiden vorderſten Linien wegſchießen, dem Feinde alſo ein dreifaches Feuer entgegen ſprühen ſollten. Hinter der Straße war das Heer aufgeſtellt, vor der Fronte eine Batterie von 7 Karthaunen; auf beiden Flügeln hielt die Reiterei, im Mittelpuncte das Fußvolk in 4 große Vierecke gebildet; auch hatte der rechte Reiterflügel ein fünftes Viereck in ſeiner Mitte. Auf einer Anhöhe nahe vor Lützen waren 14 Feuerſchlünde aufgefahren und hinter den Wellerwänden um die Gärten Musketiere geſtellt, aber den linken Flügel am Floßgraben, wo Pappenheim einrücken ſollte, deckte kein Geſchütz. Auf dieſem Flügel ſchloß Forgatſch, ſo wie auf dem rechten Iſolani mit Kroaten die Schlachtlinie. So ſtanden die Kaiſerlichen 40,000 Mann ſtark; Gallas und Kronenberg befehligten den rechten, Holk den linken Flügel, Schafgotſch und Schaumburg die Mitte, Rhinach und Defurt aber die Reſerve. Das Geſchütz befehligte der Marcheſe de Grana; Wallenſtein ſelbſt übernahm die Leitung des Ganzen. — Tauſend Schritte gegenüber war das ſchwediſche Heer in Schlachtordnung aufmarſchirt mit zwei Treffen. Der linke Flügel reichte bis Lützen, der rechte über den Floßgraben hinaus, vor der Fronte zog ſich die große Leipziger Straße hin, im Rücken krümmte ſich der Floßgraben ums Heer. Auf den Flügeln hielt die Rei-

terei in 2 Treffen; in der Mitte mit 8 Schlachthaufen das Fußvolk, gleichfalls in 2 Treffen getheilt. Zwiſchen den Reiter-Geſchwadern hatte Guſtav wieder Abtheilungen von Fußvolk zu 200 bis 400 Mann geſtellt; doch gewarnt durch die Leipziger Schlacht, dieſen Feldſtücke beigegeben, um ſich kräftiger gegen die einbrechenden Reiter vertheidigen zu können. Das Geſchütz der Schweden beſtand aus 100 Feuerſchlünden, davon waren 26 der ſchwerſten in Batterien vor dem linken Flügel aufgeſtellt, außerdem vor jedem Flügel noch 20 kleinere und 5 vor jedem Schlachthaufen des Fußvolks. Der König ſelbſt führte den rechten, Herzog Bernhard den linken Flügel, die Mitte aber Kniphauſen. Unter dem Könige und dem Herzog Bernhard befehligte Fürſt Ernſt von Anhalt auf den Flanken. — Der 6. November brach an und ein dichter Nebel verfinſterte die ganze Gegend. Schon kämpften wie Nachtgeiſter einzelne Reiter-Geſchwader in der Finſterniß, als das ſchwediſche Heer, den frommen König in der Mitte, auf die Knie ſank und mit feierlicher Andacht unter Pauken- und Trompetenſchall Luthers hohes Lied: eine feſte Burg iſt unſer Gott ꝛc. anſtimmte. Dann ritt der König ernſter als ſonſt durch die Reihen und ermahnte zur Tapferkeit. Erſt um 10 Uhr verlor ſich der Nebel, die Sonne beleuchtete die weite Ebene und die Heere ſtanden ſchlagfertig einander im Geſicht. Eine halbe Stunde nachher gab Guſtav das Zeichen zum Angriff. Da brachen die Schweden gegen den von den Kaiſerlichen beſetzten Graben der Landſtraße ein, aber ein mörderiſches Musketen- und Geſchützfeuer ſtreckte die Anſtürmenden reihenweiſe zu Boden. Das ſchwediſche Fußvolk wich, aber Guſtav ſprang vom Pferde, riß einem Soldaten die Pike aus der Hand, ſtellte ſich an die Spitze der Weichenden und rief laut: Schweden, wo iſt euer Muth? Vorwärts, vorwärts! Er ſchreitet voran, ein mörderiſcher Kampf beginnt aufs neue und die Schweden dringen bis an des Grabens Rand. Mann ficht nun gegen Mann in wildem Handgemenge, da bricht Oberſt Winkel mit dem blauen Regimente vor, ſetzt unter Siegesgeſchrei über beide Graben und ihm folgt das ſchwediſche Leibregiment im haſtigen Lauf. Bald ſind die Kanonen erobert, umgedrehet und auf die kaiſerl. Vierecke gerichtet. Das erſte und zweite wird zerſprengt, aber das dritte hält noch Stand. Da ſtürmt Holk mit ſeinen Küraſſieren her, wirft die Schweden zurück und entreißt ihnen die gewonnenen Vortheile, denn die finniſche Reiterei hatte nicht ſo ſchnell dem Fußvolke, das nun ungedeckt ſtand, über die Graben folgen können. Bald kam Wallenſtein ſelbſt mit dem wiedergeordneten Fußvolk zurück, eroberte die genommenen Kanonen und trieb die Schweden wild vor ſich her bis an des Grabens Rand. Allein in eben dieſem Augenblicke war es auch den ſchwediſchen Schwadronen gelungen, über die Graben zu ſetzen; ſie ſtürzen auf Wallenſteins Reiter, werfen die vorderſten auf die hinterſten zurück, verbreiten Schrecken und Verwirrung über den ganzen linken Flügel des kaiſerlichen Heers, erobern die Geſchütze wieder und der Sieg ſcheint hier für die Schweden entſchieden. — Doch weniger günſtig ſtanden die Sachen auf dem linken ſchwediſchen Flügel, welcher von der großen kaiſerl. Batterie auf dem Windmühlenberge ſo heftig beſchoſſen wurde, daß er zu wanken und in Unordnung zu weichen begann. Dieß erſehend, übergiebt Guſtav die Führung ſeines rechten ſiegenden Flügels dem Feldmarſchall Kniphauſen und befiehlt ihm, raſch den weichenden Feind zu verfolgen; er ſelbſt eilt an der Spitze des ſmaländiſchen Regiments den Bedrängten zu Hülfe. Der König verſchwindet und ſchon hat Herzog Bernhard auf dem rechten Flügel eine ſo geſchickte Schwenkung gemacht, daß er mit einigen

Regimentern ſeinem Gegner Gallas in die Flanke fallen kann, wodurch dort, da im wilden Grimme kein Theil weichen will, ein gräßliches Gemetzel entſteht. Wehe! da rennt wiehernd des Königs Roß ohne ſeinen edlen Reiter durch die Reihen der Schweden, der Sattel iſt mit Blut bedeckt, in den Halftern ſtecken noch die abgeſchoſſenen Piſtolen. Bernhard ahnet das entſetzliche Unglück und ſendet ſtracks 100 Reiter aus, den König zu ſuchen, indeſſen verkündet er laut die Nachricht von deſſen Gefangenſchaft. Nun werden die Schweden wie wüthende Löwen, ſie ſtürzen Alles vor ſich nieder, erobern die feindliche Batterie bei den Windmühlen, drehen das Geſchütz gegen den Feind und treiben ihn hier vor ſich her, während das zweite ſchwediſche Treffen die ins Gepäck gefallenen Kroaten wüthend vor ſich her jagt, und Kniphauſen dann mit den friſchen Regimentern: Weimar, Bulacher und Goldſtein, gleichfalls über die Graben zur Verfolgung der Flüchtigen ſetzt. — Der Sieg iſt entſchieden, aber ſiehe! da erſcheint Pappenheim mit 8 friſchen Reiter-Regimentern von Halle her auf dem Kampfplatze, und eine neue Schlacht beginnt. Pappenheim ſprengt ein auf die tapfern Gelbröcke, ſtürmt ſie nieder und nimmt das zum zweitenmale eroberte Geſchütz; dann treibt er die Zerſprengten über den Graben und iſt daran ſie zu umzingeln, als Kniphauſens zweites Treffen ihm entgegen kommt. Auch darauf will er los, aber eine Falkonetkugel trifft ſeine Hüfte, geendet iſt die Siegesbahn; ein Trompeter ergreift des Roſſes Zügel und führt den widerſtrebenden Feldherrn im raſchen Lauf aus dem Getümmel. Nun wollen die entmutheten Reiter nicht mehr vorwärts, ſie gerathen in Unordnung und werden nur durch den dichten einfallenden Abendnebel vom gänzlichen Untergange gerettet. Piccolomini benutzt den glücklichen Zufall, ordnet ſie noch einmal und haut auf die Blauen ein; dieſe erfahren das Schickſal der Gelben, aber ihr Widerſtand iſt fürchterlich. Piccolomini ſelbſt erhält 6 Schüſſe, ſein Oberſtlieutenant, ſein Major und alle ſeine Rittmeiſter werden verwundet, die Reiter müſſen zurück; denn eben als der Abend ſchon dunkelt, wagt Herzog Bernhard noch einen Angriff, dringt über den Graben, erobert zum drittenmale die Batterie und jagt die Kaiſerlichen in wilder Flucht vor ſich her. Wallenſtein flucht, wüthet und befiehlt Rhinach, mit der Reſerve vorzurücken, aber dieſer, bereits von Pappenheims Schickſal unterrichtet, zaudert, und nun wird die Verwirrung allgemein. Umſonſt verſchwendet der gewaltige Wallenſtein Flüche, Drohungen und Verſprechungen, er kann ſeine Schaaren nicht wieder zum Stehen bringen. Unter Angſtgeſchrei: der Pappenheim iſt todt, die Schlacht verloren, die Schweden kommen über uns! rennen ſie in wilder Haſt davon. Nur Piccolomini's Muth, der jetzt das fünfte Pferd beſteigt und mit einigen kümmerlich geſammelten Schwadronen gegen die Schweden noch einmal anſprengt, rettet Wallenſtein und Gallas von der Gefangenſchaft. Sie verlaſſen im tiefen Dunkel der eingebrochenen Nacht den Wahlplatz, und um Mitternacht gelangt Wallenſtein mit nur 80 Reitern nach Leipzig in Sicherheit. Bernhard behauptet während der Nacht das Schlachtfeld, ſammelt die zerſtreuten Regimenter und treibt am Morgen die Kroaten, welche kommen um das Gepäck zu retten, zurück; die Beute blieb bei den Siegern. Neun Stunden hatte die merkwürdige Schlacht gedauert, ſie koſtete beiden Theilen an 9000 Todte. Die größten Schlachtopfer des blutigen Tages waren Guſtav Adolph und Pappenheim. Den erſtern fanden Bernhards ausgeſandte Kundſchafter, unweit dem bekannten großen Stein an der Landſtraße, unter einem Haufen von Todten ganz entkleidet und von den Huſen der Pferde faſt bis zur Unkenntlich-

keit zertreten. Dunkel und ungewiß ſind die nähern Umſtände ſeines Todes, doch wahrſcheinlich iſt's, daß ſchwarze Verrätherei und Rache ſeinem edlen Leben ein Ende machten. — Pappenheim ſtarb bald nachher an ſeinen in der Schlacht empfangenen Wunden. Folge der Schlacht war, daß Wallenſtein nach Böhmen entwich, der tapfere Bernhard aber noch vor des Jahres Ausgang ganz Sachſen von Feinden befreien konnte. Alſo endete die Schlacht bei Lützen am 6. November des Jahrs 1632. — — —

Ihr Gegenbild iſt die vom 2. Mai des Jahrs 1813. Am Ende Aprils hatte die ruſſiſch-preußiſche Armee unter Wittgenſteins Oberbefehl eine ſolche Stellung, daß Wittgenſtein ſich zu Deſſau, York mit dem rechten Flügel bei Köthen und Blücher mit dem linken ſich zu Pegau unterhalb Leipzig befand. Das Ganze betrug höchſtens 85,000 Mann. Napoleon aber führte dieſem Heere 120,000 Mann entgegen, wovon 70,000 über den Thüringer Wald, 30,000 aus Italien, und 20,000 aus der Gegend von Magdeburg unter Eugen Beauharnois gekommen waren. Napoleons Abſicht war unſtreitig: erſt Meiſter der Saale zu werden, dann auf Leipzig und gegen die Elbe vorzudringen. Am 1. Mai befand ſich daher ſein Hauptquartier ſchon zu Weiſſenfels; Eugen hatte das ſeinige zu Merſeburg; Marmont war zu Naumburg und Oudinot in Jena. Bei Naumburg und Weiſſenfels hatte man 6 Brücken über die Saale geſchlagen und das ganze Heer zog ſich nach der Ebene von Lützen, wohin in der Nacht auf den 2. Mai Napoleon ſein Hauptquartier verlegte, während Eugen zu Markranſtädt, Lauriſton zu Kiebersdorf, Ney zu Kaya, Marmont zu Poſerna und Oudinot auf dem Marſche von Naumburg her waren, Bertrand aber Stöſſen beſetzt hielt. — Unter dieſen Umſtänden mußten die Verbündeten eine Schlacht wagen, oder Sachſen ohne Schwerdtſtreich verlaſſen. Sie entſchieden für die Schlacht, und das preußiſche Heer mit dem ruſſiſchen vereinigt, brach in der Nacht von Zwenkau nach Pegau auf, wo beide über die Elſter ſetzten. Miloradowitſch ging zu gleicher Zeit nach Zeitz, während die ruſſiſchen Garden nebſt den Küraſſieren und Grenadieren ſich als Reſerve hinter der Armee befanden. Napoleon marſchirte denn am 2. Mai in gerader Richtung auf Leipzig, willens die Verbündeten, welche er bei Altenburg vereinigt glaubte, von der Elbe abzuſchneiden; auch focht bei Leipzig Lauriſton ſchon gegen Kleiſt um den Beſitz des Dorfes Lindenau und der dortigen Brücke. Aber während Napoleon ungeduldig den Ausgang dieſes Gefechts abwartete, um dann ſein ſtrategiſches Kunſtſtück zu vollführen, ſah er ſich ſelbſt plötzlich im Rücken angegriffen. — Bei den Dörfern Rahno, Groß- und Klein-Görſchen geſchah der Anfall auf Marmonts Corps, welches den Nachtrab bildete. In der erſten Linie ſtanden Blüchers Schaaren; in der zweiten waren Wittgenſtein und Winzingerode mit den ruſſiſchen Garden und Grenadieren in Reſerve. Der Ruſſen und Preußen Reiterei blieb jedoch rückwärts zur letzten Nachhülfe vereinigt. Oberſt Klüx ſtürmte nun auf Gr. Görſchen und ſchmetterte aus 4 Batterien gegen die vor dem Dorfe aufgeſtellten franzöſiſchen Bataillone den Tod. Dieſen Angriff hielten ſie ſtandhaft aus; als aber die Preußen, das Bajonett vor, mit wildem Ungeſtüm auf ſie eindrangen, nahmen ſie Reißaus. Doch Ney führte neue dichte Schlachthaufen zur Unterſtützung der Weichenden herbei, wildes Gemetzel begann und dabei wurden die Franzoſen immer weiter aus den Dörfern Rahno und Klein-Görſchen vertrieben. Der Kampf dauerte alſo mit gleicher Erbitterung mehrere Stunden auf dieſen Puncten fort. Wo der Verbündeten Reiter einbrechen konnten, fielen

die Franzoſen zu Hunderten, und auf einem Erdreich von etwa 1500 Schritten, welches von Dörfern, Wieſen und Gräben durchſchnitten war, focht man mit allen Waffen in ſo großer Nähe gegen einander, daß der Verluſt auf beiden Seiten entſetzlich wurde. — Ney hatte zwar durch überlegene Maſſen Klein-Görſchen wieder genommen; allein, von den Reitern unterſtützt, ſtürmte nun das preußiſche Fußvolk von neuem ein, drang durch Klein-Görſchen und ging, von der Grenadier-Reſerve verſtärkt, raſch auf Kaya los. Da trat der Feind den tapfern Stürmern mit neuen vollen Schlachthaufen entgegen, aber auch dieſe wurden im wüthender Kampfe geworfen; nur Kaya, welches ſie angezündet, konnte nicht beſetzt werden. Alſo war es 6 Uhr Abends geworden. Den Feind durfte man nicht zu Athem kommen laſſen, und doch war Blüchers ganzes Fußvolk nebſt einem großen Theile der Reiterei ſchon ins Gefecht gezogen, während auf ſeinem rechten Flügel dem Franzoſenherrſcher noch 50,000 Mann friſche Truppen zu Gebote ſtanden. Darum mußte auch die zweite Linie unter York und Borg heran, während die ruſſiſchen und preußiſchen Reſerve-Geſchwader in der Ebene ſich ſo entwickelten, daß ſie mit dem rechten an Blüchers linken Flügel reichten, ihr linker aber den Franzoſen beim Dorfe Storrſiedel gegenüber ſtand. Um jedoch nicht alle Kräfte auf einmal ins Spiel zu bringen, hielt man die ruſſiſchen Reſerven noch auf den Anhöhen außer dem Feuer. — Furchtbarer ertönte auf der ganzen Linie des Geſchützes verſtärkter Donner, denn Napoleon, der den Beſitz der fünf vor ihm liegenden Dörfer als entſcheidend betrachtete, brachte 40,000 neue Kämpfer ins Gefecht, ſo daß ungeachtet York und Borg Blüchers Schaaren auf den eroberten Punkten mächtig unterſtützten, dieſe doch nur mit äußerſter Anſtrengung erhalten werden konnten. Schon kamen, als der Tag ſich neigte, die Franzoſen in großen Maſſen links neben den Dörfern hervor, ſchon waren die Truppen der Verbündeten von der zweiten Linie (das Umgehen zu verhindern) ſehr dünn ausgedehnt worden und ſchon hatte die erſte Linie ſich ganz verſchoſſen, als Wittgenſtein befahl, das ruſſiſche Fußvolk unter Prinz Eugen von Würtemberg ſolle raſch dem gewaltigen Feinde in die Flanke fallen. Allein in eben dem Augenblicke, als dieſes kühne Wagſtück ausgeführt werden ſollte, kam Eugen mit friſchen Truppen von Merſeburg her dem Prinzen entgegen. Der Kampf fand noch einmal Statt und in der Franzoſen dichte Schlachthaufen, aus deren Mitte Feuer ſprühte, vermochten der Verbündeten Geſchwader nicht einzubrechen. Nun brach die Nacht ein und trennte die Fechtenden. — Die Verbündeten hatten über 1000 Gefangene gemacht und mehrere Kanonen genommen, auch Erdreich gewonnen. Des konnte ſich zwar der Feind nicht rühmen, aber ſeine Ueberlegenheit an Mannszahl war doch groß genug, um folgenden Tages die Schlacht zu erneuern. Noch ein Verſuch ſollte inzwiſchen gemacht werden, am dunkeln Abend durch Reiterangriffe entſcheidenden Vortheil zu gewinnen. Dazu wurden 9 Schwadronen, welche im achtſtündigen Kanonenfeuer bereits auf zwei Drittel ihrer urſprünglichen Stärke geſchmolzen, beordert. Allein es hinderte ein Hohlweg, den ſie in vollem Jagen durchrennen mußten, die Kraft des Anfalls der tapfern Reiter auf die großen franzöſ. Schlachtmaſſen, und ſo ward dann der Rückzug nach Dresden beſchloſſen. Viele tauſend Todte deckten den Wahlplatz und die Franzoſen ſelbſt gaben ihren Verluſt auf 10,000 Mann im Bombaſt ihres Siegesberichts an. Herrliche Männer verlor freilich das preußiſche Heer, den Prinzen Leopold von Heſſen-Homburg und den gelehrten, tapfern Scharnhorſt. Ueber den Rückzug der Verbündeten am andern Morgen war vielleicht

niemand mehr erſtaunt, als Napoleon ſelbſt; doch benutzte er den glücklichen Zufall und nannte ſich den Sieger von Lützen, gleich als wolle er, ein zweiter Guſtav Adolph, zu Deutſchlands Rettung erſcheinen! Unter dem Geſichtspuncte der Ehre ſchrieben ſich dagegen die Verbündeten, und das mit vollem Rechte, den Sieg zu, denn Napoleon hatte ihre Kraft jetzt wie nie vorher kennen gelernt. Sie benannten die Schlacht nach dem Dorfe Groß-Görſchen.

Leiſewitz (Johann Anton), ward am 9. Mai 1752 zu Hannover geboren, ſtudirte die Rechte zu Göttingen und lebte im freundſchaftlichen Umgange daſelbſt mit Boje, Bürger, Hölty, Miller, Stollberg, Voß u. a. Im J. 1777 wurde er zu Braunſchweig als Landſchaftsſecretär, 1790 als Hofrath bei der geheimen Kanzlei angeſtellt, 1801 zum geheimen Juſtizrathe mit Sitz und Stimme im geheimen Conſeil, und 1805 zum Präſidenten des Oberſanitäts-Collegiums angeſtellt. In allen dieſen Aemtern erwarb er ſich durch ſeine, mit der ſtrengſten Rechtſchaffenheit verbundene, und durch die gründlichſten Einſichten geleitete, geiſtvolle Thätigkeit ausgezeichnete Verdienſte. In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte ihn die Verbeſſerung des Armenweſens, wofür ihm der Segen der Nothleidenden und die Verehrung aller Redlichgeſinnten zu Theil ward. Wie theuer Leiſewitz ſeinen Mitbürgern war, davon zeugte ſeine Leichenbeſtattung, welcher der größte Theil der Einwohner Braunſchweigs beiwohnte. Als Schriftſteller hat ſich Leiſewitz durch ein einziges, aber meiſterhaftes dramatiſches Gedicht, Julius von Tarent (Leipzig, 1776), einen Ruhm erworben, der vielleicht verhältnißmäßig keinem einzigen der bisherigen Schauſpieldichter zu Theil geworden iſt. Wer dieß Trauerſpiel nach ſeinem wahren Werthe zu würdigen weiß, dem muß der Gedanke, daß Leiſewitz, ohne eine beſondere Veranlaſſung, wahrſcheinlich noch viele dergleichen verfertigt haben würde, mit Schmerz erfüllen. Dieſe Veranlaſſung ſoll, wie man für erwieſen hält, folgende geweſen ſeyn. Der berühmte Schauſpieldirector Schröder zu Hamburg hatte bei ſeiner Uebernahme der daſigen Theaterdirection einen Preis auf das beſte Trauerſpiel geſetzt, und einen Brudermord zum Sujet deſſelben aufgegeben. Leiſewitz bearbeitete ſeinen Julius von Tarent, und Klinger ſeine Zwillinge. Letztere ſchienen den Preisrichtern den Vorzug zu verdienen und erhielten alſo den ausgeſetzten Preis. Dieß kränkte Leiſewitz dergeſtalt, daß er ein Gelübde that, hinführo keine Zeile weiter für das Theater zu ſchreiben. Dieß, wie man behauptet, die Urſache, warum er, trotz ſeines glorreichen Beginnens, die dramatiſche Carriere nicht weiter verfolgt hat. Der Ausſpruch des großen Publicums berichtigte jedoch bald darauf die Meinung jener Preisrichter: die Zwillinge (obgleich an ſich ein gleichfalls ſehr verdienſtvolles Werk) erhielten eine kalte Aufnahme und verſchwanden nach einiger Zeit ganz von den deutſchen Bühnen; dahingegen Julius von Tarent ein Lieblingsſtück des Publicums geworden iſt und immerfort mit dem größten Intereſſe geſehen werden wird. Wie viele dramatiſche Talente mögen nicht ſchon bis auf den heutigen Tag von dem Irrthume der Bühnenvorſteher unterdrückt worden ſeyn! Außer Julius von Tarent hat Leiſewitz nichts herausgegeben; aber ſchon früher an einer Geſchichte des dreißigjährigen Krieges gearbeitet, wovon jedoch das Manuſcript, auf ſein ausdrückliches Verlangen, noch vor ſeinem Tode vernichtet worden iſt. Pq.

Leiter (elektriſcher), ſ. Körper (elektriſche), Elektricität, Elektriſirmaſchine und Elektrophor.

Lekain (Henri-Louis), ward am 14. April 1729, alſo in dem

ſelben Jahre geboren, in welchem Baron ſtarb. Beſtimmt, dem Vater, der ein Goldſchmidt war, in ſeinem Geſchäfte zu folgen, erhielt er eine, dieſem Zwecke angemeſſene, Erziehung. Der Beſuch des Theaters brachte ihm frühzeitig eine außerordentliche Liebe für die Schauſpielkunſt bei, und dieſer Liebe folgte bald der Trieb, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Ehe es ihm jedoch möglich wurde, dieſen Plan in Ausübung zu bringen, wollte er ſich wenigſtens auf Geſellſchaftsbühnen diejenige Routine verſchaffen, ohne welche kein Anfänger, ſelbſt mit dem hervorragendſten Talente ausgeſtattet, auf einer wirklichen Bühne Glück machen kann. Bei einer dieſer Privatvorſtellungen gelang es dem jungen Lekain, vor den Augen eines Kenners ein ſo ſeltenes Genie zu entwickeln, daß dieſer, wie von einem Wunder in Erſtaunen geſetzt, Voltaire'n auf Lekain aufmerkſam machte und von dieſem, wie von einem Talente redete, das die franzöſiſche Bühne zu verherrlichen im Stande wäre. Voltaire, der, wie alle wahrhafte Kenner, vor den Liebhabertheatern einen Widerwillen hatte, entſchloß ſich nur mit Mühe, eine jener Vorſtellungen, in welchen Lekain ſpielte, zu beſuchen. Aber, wie erſtaunte er, als er durch ſich ſelbſt beſtätigt fand, was ihm von dem Talente des jungen Mannes vorher geſagt war. Er ließ Lekain zu ſich kommen, hörte ihn mehrere Scenen declamiren, war entzückt von ihm und nahm ihn endlich ganz zu ſich ins Haus. Hier nun bildete Lekain auf einem eigends dazu erbauten Theater unter Voltaire's Augen ein Talent aus, welches einſtens ganz Frankreich, ja, ganz Europa in Verwunderung ſetzen ſollte. Kaum hatte Lekain 6 Monate dieſen Unterricht genoſſen, als ihm im J. 1750, durch Voltaire's Vermittelung, die Erlaubniß zum Debüt auf dem franzöſiſchen Theater ertheilt wurde. Dieſes Debüt fiel nicht vortheilhaft für Lekain aus, beſonders bei dem großen Haufen, der von dem Eigentlichen der Kunſt keine Begriffe hat, und nur an der phyſiſchen Perſönlichkeit Antheil nimmt, die allerdings bei Lekain nicht zu den ſchönſten gehörte. Nichts deſto weniger intereſſirte er die Männer von Geiſt, Kenntniſſen und Geſchmack, deren Urtheil auch wiederum auf das Urtheil des Publicums wirkte, ſo, daß dies endlich Lekain Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Seine Debütrollen (in Frankreich diejenigen Vorſtellungen eines Schauſpielers, der noch nicht förmlich engagirt iſt) dauerten fünf Vierteljahre. Sein Engagement erfolgte endlich nach einer Vorſtellung des Oedip, in welchem er ſo ſehr gefallen hatte, daß das Publicum, als er nach der Vorſtellung herausgerufen wurde, und mit den Worten: Messieurs, on aura l'honneur, die folgende Vorſtellung anzeigen wollte, ihn unterbrach und ihm zuſchrie: Dites, nous aurons l'honneur. — Als Lekain Anſtand nahm, den Willen des Publicums zu erfüllen, und abermals ſeine vorigen Worte wiederholen wollte, ward das Publicum noch ungeſtümer, und nun ſagte er denn, wie er ſich ausdrückte, aus bloßem Gehorſam gegen das Publikum: Nous aurons l'honneur etc. Und doch erfolgte ſeine förmliche Aufnahme, durch die Cabalen ſeiner Cameraden, erſt ein ganzes Jahr nachher, erſt dann, als er, der faſt voll Verzweiflung ſein Schickſal entſchieden ſehen wollte, den Entſchluß faßte, vor dem Hofe zu ſpielen, und den König ſelbſt über ſeine Aufnahme entſcheiden zu laſſen. Seine Feinde hohnlächelten, ſeine Freunde hielten es für ein gewagtes Unternehmen und riethen ihm ab; Lekain allein blieb ſtandhaft. Der Tag der Vorſtellung erſchien; die Hofdamen brachen bei ſeinem Auftreten einſtimmig in ein Gemurmel über ſeine Häßlichkeit aus. Lekain, durch das Gewagte der Unternehmung bis zu einer gewaltſamen, gleichſam krampfhaften Steigerung aller ſeiner Kräfte hinaufgeſchroben, entzückte die Verſammlung

dergeſtalt, daß der König, deſſen Entſcheidung nach der Vorſtellung eingeholt wurde, erklärte, er engagire Lekain, denn dieſer habe ihn, der nie weine, bis zu Thränen gerührt. Lekain wurde alſo am 24. Febr. 1752 zum wirklichen Mitgliede des franzöſiſchen Theaters aufgenommen, und begann von dieſer Zeit an ein ſo unausgeſetztes Studium ſeiner Kunſt, daß ihm ſeitdem der Ruf des tragiſchſten aller franzöſiſchen Schauſpieler zu Theil geworden iſt. Aber außer dem Enthuſiasmus, welchen er durch ſein unermüdbares Streben nach möglichſter Vollkommenheit auch auf ſeine Cameraden übertrug, und außer dem Eifer, den er auch bei den Trägſten durch ſein kräftiges Beiſpiel erregte, war Lekain nicht minder die erſte Urſach einer mechaniſchen Reform der franzöſiſchen Bühne, deren Uebelſtand von geiſtvollen Männern ſchon ſeit langer Zeit freilich gefühlt und gezeigt worden, aber deren Abſtellung dennoch bis dahin noch Niemand gelungen war. Es war nämlich bis auf Lekain die franzöſiſche Tragödie in der nämlichen Hofkleidung, welche unter Ludwig XIV. üblich geweſen, geſpielt worden; ſo hatten Auguſt und Cäſar eine ungeheure Perücke getragen; Cornelia war in ſchönen weißen Handſchuhen und in einem mächtig großen Reifrocke mit der Urne Pompejus des Großen erſchienen; ja, Agamemnon hatte ſogar, gleichſam eingehüllt in ein ordentliches Faß von Spitzen und in einem Hofkleide, ſeine Tochter zum Scheiterhaufen geführt; daneben auch vor den umſtehenden Damen zierlich ſeinen Hut abgenommen. Alle dieſe Lächerlichkeiten ſchaffte Lekain, nicht ohne heftigen Widerſtand zu erfahren, durch Einführung eines verſtändigen Coſtums, ab. Nicht minder war er die Veranlaſſung, daß die Bänke, welche bis dahin mitten auf der Bühne ſelbſt, und zwar an den beiden Seiten derſelben, geſtanden, und von Leuten aus dem Publicum beſetzt geweſen waren, wodurch ſich aber, zum Nachtheil des Theater-Effects, die Schauſpieler mit dem Publicum vermiſcht ſahen, vom Theater verbannt wurden. Alle dieſe Reformen, in welchen ihn treulich die Clairon unterſtützte, begannen mit Oſtern 1759. Ungeachtet aller dieſer glänzenden Verdienſte, welche Lekain ſich theils um die Schauſpielkunſt ſelbſt, theils um die theatraliſche Mechanik erworben hatte, entging er dennoch in den letzten Jahren ſeines Lebens den bitterſten Kritiken und Vorwürfen nicht, mit welchen man ihn überhäufte. So ward er beſchuldigt nur deshalb ſo oft Krankheit und Schwäche vorzuſchützen, um ſo wenig als möglich zu ſpielen, in den Provinzen aber oft zweimal täglich aufzutreten, um ſeinen Geiz zu befriedigen, und nur die Tragödien von Voltaire zu heben, alle andere Stücke hingegen zu unterdrücken. Wir wollen uns nicht unterfangen, dieſe Beſchuldigungen zu widerlegen oder zu bekräftigen; nur ſcheint es uns, als ob Lekain wenigſtens Veranlaſſung gegeben habe, ihn nicht immer günſtig zu beurtheilen. Das Ende ſeines Lebens iſt nicht minder merkwürdig, wie der ganze Verlauf deſſelben. Nachdem er in einer Ehe, die er aus Neigung mit einer Schauſpielerin geſchloſſen hatte, nicht glücklich geweſen war, ſtand er ſo eben im Begriff, ſich mit einer gewiſſen Madame Benoit zum zweiten Male zu verheirathen, als er, ſchon ſeit mehrern Tagen kränklich, auf Veranlaſſung eben dieſer Dame, eine ſeiner Lieblingsrollen ſpielte, ſich jedoch in derſelben dergeſtalt erſchöpfte, daß, nachdem er die Nacht darauf noch obenein in den Armen ſeiner Geliebten zugebracht hatte, dieſe doppelte Erſchöpfung ihm ein hitziges Fieber zuzog, an welchem er nach einigen Tagen am 8. Febr. 1778 im 49ſten Jahre ſeines Alters ſtarb.

Lemberg (Reuſchlemberg; Poln. Lwow), die Hauptſtadt im Königreiche Gallizien, in dem davon benannten Kreiſe, am Fluſſe

Peltew, iſt mit Bergen umgeben, groß und der Sitz des kaiſerlichen Gouverneurs, der Landesregierung und anderer Landescollegien. Sie hat einen katholiſchen und armeniſchen Erzbiſchoff und einen griechiſchen Biſchoff, welche mit der römiſchen Kirche vereiniget ſind; gleichfalls den oberſten Landesrabbiner. Im J. 1790 hatte die Stadt 23,954 chriſtliche und 12,128 jüdiſche Einwohner; 1808 hatte ſich die Anzahl derſelben bis auf 44,655 vermehrt. Von den ehemaligen 38 Klöſtern ſind noch 10 vorhanden. Auſſer den niedern Lehranſtalten befand ſich hier auch ein Lyceum, das 1816 zu einer Univerſität erhoben wurde, doch ohne eine medicíniſche Facultät. Lemberg iſt nach Brody zugleich die wichtigſte Handelsſtadt in Gallizien. Unter den dortigen Gewerbsanſtalten zeichnet ſich die große Cottonfabrik des Grafen Fries zu Wien aus, welche auch Nankins, viele andere baumwollene Zeuge, auch Tiſchzeug liefert, eine Färberei von echtem türkiſchen Garn enthält und 429 Menſchen ernährt.

Lemierre (Antoine-Marie), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, wurde im J. 1733 zu Paris geboren und ſtarb zu Saint-Germain-en-Laye im July 1793. Nachdem mehrere ſeiner Gedichte, wie z. B.: Sur la Sincérité (über die Aufrichtigkeit); Sur l'empire de la mode (über die Herrſchaft der Mode); Sur le commerce (über den Handel); Sur l'utilité des découvertes faites sous le regne de Louis XV (über die Nützlichkeit der Entdeckungen, welche während der Regierung Ludwigs XV. gemacht worden ſind) den Preis der franzöſiſchen und mehrerer Akademieen in den Provinzen erhalten hatten, verfertigte er folgende Trauerſpiele, welche nicht ohne Beifall aufgenommen wurden: Hypermnestre (1758), Térée (1761), Idoménée (1764), Artaxerce (1766), Guillaume Tell (1769 und von neuem auf die Bühne gebracht 1790), La veuve du Malabar (1770; dies Stück iſt unter dem Titel Lanaſſa von Plümike für das deutſche Theater bearbeitet worden) und Barneveldt (1788). Obgleich dieſe Stücke im Allgemeinen wenigen Beifall erhielten: ſo erlebten Hypermnestre und la veuve du Malabar doch eine große Reihe von Vorſtellungen. Letzteres Stück, welches bei ſeiner erſten Erſcheinung 1770 beinahe durchgefallen wäre, ward, gänzlich vom Verfaſſer umgearbeitet, zehn Jahre ſpäter mit dem größten Beifall aufgenommen. In der That zeichnen ſich dieſe beiden Stücke durch eine glückliche Verſification, durch ſchöne Einzelnheiten und durch Scenen von der höchſten Wichtigkeit aus, ob man gleich nicht in Abrede ſeyn kann, daß der Plan fehlerhaft, die Charaktere ohne hinlängliches Intereſſe, der Inhalt ohne Wahl und ohne die gehörige Kunſt behandelt ſind. Um den Werth ſeiner Diction zu charakteriſiren, brauchen wir nur anzuführen, daß die Clairon ſich oft darüber zu beklagen pflegte, daß ſie genöthigt wäre, Lemierre's Verſe zu ſpeien (qu'elle étoit obligée de cracher les vers de Lemierre). Die nämlichen Fehler befinden ſich in ſeinem Gedichte de la peinture (über die Malerei), in welchem man jedoch einige Stellen, wie z. B. l'Invocation au Soleil (der Anruf an die Sonne) und sur la Chimie (über die Chemie), mit Lobe erwähnt, weil ſie wirklich von einem poetiſchen Geiſte eingegeben zu ſeyn ſcheinen. Andere Stellen in demſelben ſind dafür von deſto ſchwächerer Wirkung. Auch ſein, in ſechzehn Geſängen abgefaßtes Gedicht: Des fastes et des usages de l'année (von den Feſttagen und den Gebräuchen des Jahrs) hat dieſelben Vorzüge und dieſelben Mängel. In dieſem zeichnet ſich beſonders die Beſchreibung des Mondſcheins aus. Uebrigens hat ſich Lemierre als braver Sohn und als liebender Gatte bewieſen, ſo wie er durch ſeine ſanfte und einfache Gemüthsart allen

Intriguen und Cabalen ſtets abgeneigt geweſen iſt. Die einzige Schwäche, welche man ihm mit Recht vorwerfen könnte, war die Eigenliebe, mit welcher er ſelbſt ſeine eigenen Werke beurtheilte. So pflegte er zu ſagen, daß von ihm bis zu Voltaire nur ein Katzenſprung (saut de loup) wäre. Als er eines Abends ins Theater trat, wo eine ſeiner Tragödien aufgeführt werden ſollte, ſagte er: „Es iſt ja alles voll: nur kann ich nicht begreifen, wo die Menſchen ſtecken." Von ſeinem bekannten Verſe: Le trident de Neptune est le sceptre du monde (Der Dreizack Neptuns iſt das Zepter, welches die Welt regiert), pflegte er zu ſagen, er ſey der Vers des ganzen Jahrhunderts.

Lemnius (Simon), eigentlich Lemichen, ward zwiſchen den Jahren 1510—20 zu Margadant in Graubünden geboren, ſtudirte 1533 zu Ingolſtadt und begab ſich von dort nach Wittenberg, wo er nach ſeiner eigenen Angabe fünf Jahre lebte. Er hatte ſich frühzeitig durch einen lebendigen Kopf und durch nicht gemeine Sprachkenntniſſe ausgezeichnet, und kam daher mit einer Menge höchſt ehrenvoller Empfehlungsſchreiben bei Melanchthon an, der ihn auch in kurzem ſehr lieb gewann und ihm in ſeinem Hauſe die freundſchaftlichſte Aufnahme geſtattete. Seiner ausgezeichneten Kenntniſſe wegen ertheilte ihm die dortige Univerſität, wie oft zu geſchehen pflegte, ungeſucht und unentgeldlich die Magiſterwürde. Auch war er ſo eng mit Melanchton verbunden, daß er dieſem, als 1535 wegen der Peſt die Univerſität nach Jena verlegt wurde, dahin folgte, und auch mit ihm wiederum nach Wittenberg zurückkehrte. Bei einem ſo lebhaften Geiſte, wie Lemnius ihn hatte, konnte es nicht fehlen, daß dieſer, durch einige jüngere Freunde verleitet, ſich nach und nach einigen Ausſchweifungen überließ, die ſeine älteren, kaltblütigen Beſchützer ihm höher angerechnet zu haben ſcheinen, als eigentlich billig war. Daher wurden ſeinem Wunſche, eine Profeſſur in Wittenberg zu erhalten, allenthalben Hinderniſſe in den Weg gelegt. Aber, was ihm den größten Schaden that, war ſeine, 1538 herausgegebene Sammlung von Epigrammen. Es mochte ihm nicht geahnet haben, daß ein, ſeiner Meinung nach, ſo unſchuldiges poetiſches Spiel ſelbſt ſolche Männer von Zorn entflammen und mit Rache beſeelen würde, die ſich bei weitem größere Invectiven gegen Fürſten und Herren auf Cathedern und Kanzeln erlaubten. Er ſetzte daher unbedenklich ſeinen Namen, den Druckort und Verleger auf das Werk und ließ daſſelbe öffentlich verkaufen. Ein Exemplar fiel Luthern in die Hände und Lemnius war verloren. Abgerechnet nämlich, daß Lemnius in dem Werke mehrere Wittenberger perſiflirt hatte, war der Cardinal-Erzbiſchoff Albrecht, deſſen bitterer Feind Luther war, als ein Beſchützer der Gelehrſamkeit gelobt worden. Dieß konnte ihm Luther nicht verzeihen. Lemnius war bereits, dieſer Schrift wegen, im Allgemeinen bei der Univerſität verklagt, aber von Melanchthon, der gerade Rector war, mit einem väterlichen Verweiſe entlaſſen worden. Nun aber veranlaßte Luther, welcher mit dieſem Ausgange des Prozeſſes nicht zufrieden war, neue Beſchwerden von den Perſonen, die ſich für angegriffen hielten. Er bewirkte, daß Lemnius Stubenarreſt erhielt, alle noch vorhandenen Exemplare in Beſchlag genommen und der Drucker ins Gefängniß geſetzt wurde, weil er ohne Conſens gedruckt hatte. Ja, damit noch nicht zufrieden, wollte man ſogar aufgefunden haben, daß Lemnius auch den Landesherrn angegriffen habe, und dieß ſollte nämlich durch das Epigramm mit der Ueberſchrift: In Midam, geſchehen ſeyn. Jetzt ſank allen ſeinen Freunden, die ihn vorhin in Schutz zu nehmen verſprochen hatten, der Muth, und Jedermann rieth ihm, ſich durch die Flucht zu retten. Lange widerſtand er; end-

lich machte er ſich auf den Weg, ward jedoch von Steckbriefen verfolgt, und fand alſo bei allen ſeinen Bekannten, auf deren Hülfe er ſich verlaſſen hatte, nicht allein die unfreundlichſte Aufnahme, ſondern wäre ſogar bald von dem Abte des Kloſters zu Zinna, obgleich ſeine Epigramme mehrere Lobgedichte auf denſelben enthielten, ſeinen Verfolgern ausgeliefert worden. Nun ward er nicht allein von Wittenberg förmlich verwieſen, und in dem desfalſigen Urtheile mit den gehäſſigſten, entehrendſten Farben geſchildert; ja ſogar für einen Mann ausgegeben, dignus, quem omnes boni oderint et execrentur; ſondern Luther predigte ſogar noch vor der Relegation in einem wahrhaft unheiligen Eifer gegen Lemnius, und nannte dieſen „einen ehrloſen Buben," ſeine Epigramme „ein recht Erzſchand-, Schmach- und Lügenbuch, dadurch er nach allen Rechten billig den Kopf verloren hätte." Nun wandte ſich Lemnius nach Baſel in der Schweiz, wo er vermuthlich in einer Buchdruckerei als Corrector ſeinen Unterhalt fand. Kaum hatte er jedoch das Relegationspatent geleſen und von Luthers heftiger Strafpredigt gehört, als er ſeine Epigramme, mit einem zweiten Buche vermehrt, aufs neue herausgab, ſich darin die allergröbſten Ausfälle auf Luther und ſeine andern Feinde erlaubte und Schmähungen mit Obſcönitäten abwechſeln ließ. Camerar ſchrieb hiergegen eine nicht heftige, aber ernſte und würdige Gegenſchrift (Elegias hodoiporikas), welche unter deſſen ſeltenſte Schriften gehört. Hierauf gab Lemnius ſeine Apologie heraus, in welcher er theils ſeine erſten Epigramme in Schutz nimmt, theils neue heftige Angriffe auf Luthern thut. Dieſe Apologie gehört unter die größten literariſchen Seltenheiten. Noch ſeltener iſt jedoch eine, unter dem Namen Lutius Pisaeus Juvenalis erſchienene Monachopornomachia (der Mönchs-Huren-Krieg), in welcher er, wie er ſchon lange vorher gedroht hatte, wenn man ihm keine Ehrenerklärung gäbe, „die Gräuel des wollüſtigen Wittenbergs" aufdecken wollte. Dieſe ſchmutzigen Bogen ſind Luthern dedicirt, und man weiß nicht, wie viel man von dem Inhalte deſſelben der Wahrheit, oder wie viel dem Haſſe des gereizten Lemnius zuſchreiben ſoll. Das Ganze iſt eine Art von Komödie der niedrigſten Art, worin Venus, Luther, Jonas, Spalatin, ihre Frauen, nebſt ihren Liebhabern und einigen Nebenperſonen die unzüchtigſten Geſpräche führen*) Im J. 1540 gelang es endlich Lemnius, bei dem neuerrichteten Gymnaſium zu Chur in Graubünden, als Lehrer angeſtellt zu werden. Hier gab er mehrere poetiſche Schriften, unter andern eine Ueberſetzung der Odyſſee heraus, die beſonders in Italien ſeinen literariſchen Ruf verbreitete. Endlich ward er von einer Peſt, welche in Chur wüthete, am 24. Nov. 1550 weggerafft. Pq.

Lemnos (jetzt Stalimene), eine bekannte Inſel im Archipelagus (dem ägäiſchen Meere), auf welcher ſich ehemals ein feuerſpeiender Berg, Meſchila, befand, den man für Vulkans Werkſtätte hielt. Zu den vorzüglichſten Merkwürdigkeiten der Inſel gehörte auch die Terra Lemnia oder Siegelerde, welche ſchon ſeit den älteſten Zeiten für ein ſicheres Gegengift gehalten, und als ſolches von den Prieſtern Vulkans unter einer feierlichen Prozeſſion ausgegraben und jedes Stück davon

*) Da dieſe Monachopornomachia mit Kotzebue's Bahrt mit der eiſernen Stirn nicht allein die äußere Veranlaſſung, ſondern auch die innere Einrichtung, überhaupt den ganzen Geiſt gemein hat; iſt da nicht zu vermuthen, daß Kotzebue die Idee zu ſeinem Pasquill der Monachopornomachie des Lemnius zu verdanken habe?

mit einem Siegel bezeichnet wurde, ſo wie es auch noch jetzt von den griechiſchen Prieſtern geſchieht. Die erwähnte Heilkraft dieſer Erde iſt in neuern Zeiten ſehr in Zweifel gezogen worden.

Lemures (Maniae Larvae) waren die Seelen der Verſtorbenen, und zwar diejenigen, welche man für ſchädlich hielt. Sie erſchienen in der Nacht, daher ihnen auch der Beiname der nächtlichen oder der ſchwarzen gegeben wurde. Um ſie aus dem Hauſe zu verbannen, feierte man in den Nächten des 9., 11. und 13. Mai's ein beſonderes Feſt, welches nach ihnen Lemurien (Lemuria, Lemuralia, Remuria) heißt. Die Ceremonien bei dieſem Feſte waren folgende: Um Mitternacht, wenn alles ſchlief, ſtand der Hausherr auf und ging barfuß, leiſe und ſtillſchweigend zu einem Brunnen. Durch ein Schnippchen, welches er eben ſo ſtillſchweigend ſchlug, wehrte er die Schatten zurück. Am Brunnen wuſch er ſich die Hände, ging wieder zurück, nahm ſchwarze Bohnen in den Mund und warf ſolche, ohne ſich umzuſehen, neunmal über den Kopf hinter ſich, indem er jedesmal dabei die Worte ausſprach: Haec ego mitto; his Fabis me meosque redimo (dies ſey für euch; mit dieſen Bohnen erkaufe ich mich und die Meinigen zurück). Darauf wuſch er ſich nochmals die Hände, ſchlug an ein kupfernes, hohles Gefäß und ſagte dabei neunmal mit bittendem Tone: Manes, excite, paterni (zieht von dannen, ihr Seelen meiner Vorfahren)! Nun ſah er ſich um, und die Feier war vollendet. Man glaubte, die Geiſter kämen und ſammelten die Bohnen auf.

Lenclos (Anne, genannt Ninon von) wurde im J. 1615 zu Paris von adeligen Eltern geboren. Ihre Mutter wollte eine Betſchweſter aus ihr machen; von ihrem Vater hingegen erbte ſie die Liebe zu den Vergnügungen, und dieſem folgte ſie daher mehr als ihrer Mutter. Beide aber verlor ſie bereits im 15ten Jahre. Schon in ſo früher Jugend ihrem Schickſale überlaſſen, bildete ſie ſich durch ſich ſelbſt, und entwickelte ihren Geiſt durch das Studium der Werke Montaigne's und Charron's, denen ſie ſchon vom 10ten Jahre an Geſchmack abgewonnen hatte. Schon damals ward ſie in Paris ihres Witzes und Scharfſinns wegen berühmt. Als ſie einſtens gefährlich krank war und viele ihrer Bekannten um ſich verſammelt ſah, die ſie beklagten, daß ſie ſo früh ſterben ſollte; ſagte ſie: „Warum beklagt ihr mich? Hinterlaſſe ich denn in euch nicht auch Sterbende?" Eifrig bemühete ſie ſich von nun an, ihren Geiſt auszubilden und ihre Talente zu vervollkommnen; ſie war muſikaliſch, ſpielte das Clavier und mehrere andere Inſtrumente meiſterhaft, ſang mit Geſchmack und tanzte mit großer Annehmlichkeit. Sie pflegte zu ſagen, Schönheit ohne Grazie ſey eine Fiſchangel ohne Lockſpeiſe. Mit ſolchen Vollkommenheiten ausgeſtattet, war es ganz natürlich, daß ſie weder an Liebhabern noch an Eheluſtigen Mangel hatte. Doch widerſetzte ſich ihre Liebe zur Unabhängigkeit jeder ernſteren Verbindung; wahrſcheinlich zog ſie hiebei die Freiheit in der Liebe dem Zwange vor, den der Eheſtand auferlegte. Um gänzlich ungebunden zu ſeyn, that ſie ihr Vermögen auf Leibrenten aus, und lebte von dieſen mit Sparſamkeit und doch mit Anſtand; ihr Einkommen betrug 8 bis 10,000 Livres jährlich, und die Einkünfte eines Jahres lagen ſtets bereit, um damit ihre Freunde in unvorhergeſehenen Fällen unterſtützen zu können. Der Lebensplan, den ſie ſich entworfen hatte, war einzig; ohne einen verächtlichen Handel mit ihren Reizen zu treiben, wollte ſie jedoch denen, die ihr gefallen würden, ſich hingeben und ſo lange angehören, als die Liebe zu ihnen dauern dürfte. Unbeſtändig in der Liebe, aber treu in der Freundſchaft, gewiſſenhaft in

allem, was Redlichkeit betraf, von ſtets gleicher Laune, reizendem Umgange, wahr, fähig junge Leute zu bilden, aber auch, ſie zu verführen, geiſtreich, ohne mit ihrem Geiſte Parade zu machen, ſchön bis in das höchſte Alter, fehlte ihr nichts, als die weibliche Tugend. Und doch handelte ſie mit einer Würde, als wenn ſie dieſe Tugend ſelbſt wäre. Niemals nahm ſie Geſchenke zum Lohne ihrer Gunſtbezeigungen an; in dieſen ſchien ſie überhaupt nur das Körperliche, nie das Geiſtige zu beachten. So gab ſich ihr Geſchmack ſtets aus blinder Sinnlichkeit einem vorübergehenden Rauſche hin, ohne daß ſie ſich darum bekümmerte, ob der Gegenſtand deſſelben ihrer werth ſey, oder nicht. Sie dachte wie Epicur und handelte wie Lais. Nach und nach alle berühmten und ausgezeichneten Männer ihrer Zeit begünſtigend, bewies ſie ihnen allen, daß nur der Hang zur Sinnlichkeit und durchaus keine Eitelkeit Antheil an ihren Liebesbezeigungen habe. Das erfuhr beſonders La Châtre auf eine auffallende Weiſe. Er ſollte zur Armee abreiſen und war taub gegen alle Eidſchwüre, die Ninon that, um ihn ihrer Treue zu verſichern. Nun ſchrieb ſie ihm ein Billet, in welchem ſie ihr Ehrenwort gab, daß ſie während ſeiner Abweſenheit nur ihn allein lieben wolle. Aber kaum hatte La Châtre den Rücken gewandt, als ſie auch ſchon in den Armen eines neuen Geliebten lag, und ausrief: „Nun, das muß ich ſagen, La Châtre hat doch ein herrliches Billet von mir in Händen!" Der Großprior von Vendôme, den ſie nicht erhören wollte, machte, über ihre Weigerung erbittert, folgende Verſe auf ſie: Indigne de mes feux, indigne de mes larmes, je renonce sans peine à tes foibles appas: mon amour te prêtoit des charmes, ingrate que tu n'avois pas (die du meiner Thränen und meiner Liebe unwerth biſt, ohne Mühe entſage ich deinen ſchwachen Reizen; meine Liebe lieh dir Annehmlichkeiten, die du nicht hatteſt.) Ninon antwortete darauf: Insensible à tes feux, insensible à tes larmes, je te vois renoncer à mes foibles appas; mais si l'amour prête des charmes, pourquoi n'en empruntois-tu pas (gefühllos gegen deine Liebe, gefühllos gegen deine Thränen, ſehe ich dich meinen ſchwachen Reizen entſagen; aber wenn die Liebe Annehmlichkeiten leiht, warum borgteſt du keine)? Ungeachtet des Rufs der Unbeſtändigkeit und Galanterie, den Ninon hatte, bemühten dennoch die liebenswürdigſten und achtbarſten Damen ſich um ihre Freundſchaft. Unter dieſen wollen wir nur die Frauen von La Fayette, von La Sablière und von Maintenon anführen. Erſtere verglich ſie mit einem reichen, geſegneten Fruchtfelde; von der zweiten behauptete ſie, ſie ſey ein niedliches Blumenbeet; die dritte wollte, wie ſie ſich auszudrücken pflegte, eine Betſchweſter aus ihr machen, und ſich von ihr zu Verſailles die Langeweile, welche die Vornehmheit und die Jahre machen, vertreiben laſſen. Vergebens verſuchten es ehrwürdige Beichtherren, ſie in den Schooß der Kirche zurückzuführen: ſie lachte nur darüber. Einſtens ſagte ſie zu Fontenelle: „Sie wiſſen, welchen Handel ich hätte mit meinem Leibe treiben können; und doch könnte ich meine Seele jetzt noch vortheilhafter verkaufen." Ihr Haus war der Sammelplatz der liebenswürdigſten Perſonen der Stadt und des Hofes, und zugleich der ausgezeichnetſten Gelehrten ihrer Zeit. Scarron zog ſie bei ſeinen Romanen, Saint-Evremont bei ſeinen Gedichten, Molière bei ſeinen Komödien, Fontenelle bei ſeinen Geſprächen und La Rochefoucault bei ſeinen Maximen zu Rathe. Als die Königin von Schweden nach Paris kam, ſtattete ſie der Ninon einen Beſuch ab. Wenn ſich gleich Ninons geiſtige Reize bis in das höchſte Alter erhielten: ſo war ihre körperliche Schönheit jedoch ſehr der Vergänglichkeit unterworfen. Denn Voltaire, der ſie in ihrem Alter ſah,

ſagt von ihr, ſie ſey ein altes runzliches Mütterchen, dürr und ſogar, wie eine Mumie, mit Knochen, die von einer ſchwarzgelben Haut überzogen geweſen. Sie ſelbſt beklagte ſich über die Verwüſtungen, die die Schönheit von dem Alter erleiden muß und pflegte zu ſagen, ſie würde, wenn man ſie bei der Schöpfung zu Rathe gezogen hätte, die Runzeln dahin verfügt haben, wo Achilles verwundbar geweſen. Dagegen ſagt Saint-Evremont von ihr, ſie habe ſelbſt in den ſpätſten Jahren keine von den abſchreckenden Unannehmlichkeiten gezeigt, welche ſonſt gewöhnlich mit dem weiblichen Alter verbunden zu ſeyn pflegen. So ſoll ſie alle ihre Zähne und das Feuer ihrer Augen behalten haben. Bei ihrem Tode, der am 17. Oct. 1706 erfolgte, vermachte ſie dem jungen Voltaire, deſſen einſtige Berühmtheit ſie vorausgeſagt hatte, eine nicht unbeträchtliche Summe, die er zu Büchern verwenden ſollte. Rouſſeau, der ſie jedoch nur vom Hörenſagen kannte, entwirft ein weit nachtheiligeres Bild von ihr und glaubt, wie er meint, an ihrer Rechtſchaffenheit zweifeln zu müſſen, da ihr die weibliche Tugend unbekannt geweſen ſey. Würde Rouſſeau nicht anders von ihr geurtheilt haben, wenn ihm begegnet wäre, was ſich zwiſchen ihr und Gourville ereignete? Dieſer vertrauete einſtens bei einer langen Reiſe der Ninon eine Summe von 10,000 Thalern an, und übergab zu gleicher Zeit eine ähnliche Summe einem ſeiner Freunde, der ein Geiſtlicher war. Dieſer läugnete bei Gourville's Rückkehr das Geld ab; Ninon hingegen geſtand zwar, daß ſie ihn nicht mehr liebe, gab ihm jedoch die 10,000 Thaler zurück. Dieſe berühmte Frau hinterließ einige Früchte ihrer Liebeshändel; einer ihrer Söhne, mit Namen La Boiſſiere, ſtarb im J. 1732 zu Toulon als Marineminiſter und zeichnete ſich dadurch aus, daß er ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Muſik war, ohne eine Note zu kennen. Seine Geburt zeichnete ſich durch einen Streit aus, der ſich zwiſchen einem Officier und einem Geiſtlichen über die Vaterſchaft erhob. Da die Sache zweifelhaft war, ſo ließ man das Loos entſcheiden, und der Officier ward Vater zu dem Kinde. Ninon's zweiter Sohn ſtarb eines ſehr tragiſchen Todes. Er hatte ſich in ſeine eigene Mutter verliebt, ohne zu wiſſen, wie nahe er ihr angehöre. Nach der Entdeckung des Geheimniſſes erſtach er ſich aus Verzweiflung. Dieſes ſchreckliche Ereigniß hat Le Sage in ſeinem Gil-Blas benutzt und es mit einigen komiſchen Zügen ausgeſtattet. Man ſchlug der Königin vor, ſie im Kloſter der reuigen Jungfrauen (aux Filles-Repenties) aufnehmen zu laſſen: ſie wies die Bitte von der Hand, indem ſie ſagte, Ninon ſey weder das eine, noch das andere. Uebrigens geſtand Ninon ſelbſt, ſie ſey nicht glücklich, und pflegte öfter zu ſagen, ſie würde, wenn ſie ihren Lebenslauf vorausgeſehen hätte, ſich eher das Leben genommen, als ſich einer ſolcher Beſtimmung hingegeben haben. Man hat Briefe von ihr, deren Aechtheit jedoch noch nicht erwieſen iſt, auch eine kleine Schrift, La coquette vengée (die gerächte Coquette). Die Briefe hielt man deshalb für untergeſchoben, weil der Inhalt und die Darſtellung in denſelben zu geſucht, zu koſtbar und zu ernſt erſcheint; dahingegen Ninon's Art zu ſchreiben, ſelbſt über Gegenſtände der Moral, ungekünſtelt, leicht und ſelbſt launig war. Zum Beweiſe können einige ihrer Briefe dienen, welche in Saint-Evremont's Werken abgedruckt ſind. Ihr Leben iſt zweimal beſchrieben, einmal, 1751, in einem Duodezbändchen von Bret, und dann vor jenen Briefen von Damours, welche 1764 in zwei Duodezbändchen erſchienen ſind.

Lenhard, D. Joſ., Arzt in Quedlinburg, bekannt durch die Erfindung, Empfehlung und Verbreitung eines ſogenannten Geſundheits-

trankes für Schwangere. Er trat damit zuerſt in ſeiner Schrift: Arzneien ohne Maske (Quedlinburg 1787) auf, und verſprach allen Schwangern von dem Gebrauche deſſelben nichts weniger, als daß er ſie nicht nur in ihrer Schwangerſchaft geſund erhalten, ſondern auch die Entbindung auf eine bewunderungswürdige Weiſe erleichtern, und ſie in dem Kindbette vor allen nur erdenklichen Zufällen und Krankheiten ſichern ſolle. Wem hängt das Volk mehr an, als Geheimnißkrämern, die im Poſaunenton unerhörte Verſprechungen thun? Manche Schwangere, beſonders die in vorherigen Fällen dieſe Periode mit Beſchwerden überſtanden hatten, andere, welche, noch Neulinge, mit Angſt dem entſcheidenden Tage entgegen ſahen, erwarteten mit froher Zuverſicht Befreiung von allen Beſchwerden, von allen Schmerzen. Vergebens ſtellten mehrere Aerzte das Unwürdige in der Arkanumshändlerei, zumal für einen Arzt dar, welcher ſelbſt wiſſen muß, daß es kein allgemeines Mittel gegen Beſchwerden geben kann, welche von ſo verſchiedenen Urſachen herrühren, welche zum Theil unvermeidlich ſind. Vergebens bewieſen ſie, daß die guten Wirkungen, die von einigen gläubigen, dankbaren Seelen laut geprieſen wurden, von den Abführungen herrührten, welche der Trank bewirkte, daß aber dieſe Wirkungen, wo ſie paſſend und heilſam wären, durch zweckmäßige Medicamente von den Aerzten, den Umſtänden viel angemeſſener, verordnet werden könnten, daß im Gegentheil dieſe Wirkungen der Mutter und ihrem Kinde ſehr nachtheilig werden könnten. Vergebens machten mehrere Aerzte und Chemiker bekannt, daß nach genauer Unterſuchung des theuern Wundertranks derſelbe bloß in einer Auflöſung von Bitterſalz und Glauberſalz mit Mohnblumen oder Heidelbeeren gefärbt, beſtände. Jede Widerlegung gab dem Erfinder nur mehr Gelegenheit, ſeinen Trank zu rühmen und zu empfehlen; das große Publicum glaubte und kaufte, und viele Frauen oder deren Männer prieſen noch zur ſchuldigen Dankſagung das Lob des Wundertrankes in den Zeitungen, keine aber, welche durch Hülfe der Natur, wie vordem, ohne Trank geneſen war, glaubte ſich verpflichtet, dieſer wohlthätigen Mutter den Dank zu bringen! Ob die Vernunft allmählich ihre Rechte behauptete, oder was glaublicher iſt, der Reiz der Neuheit ſich verlor; kurz in den letzten Jahren erkaltete doch der feurige Glaube, und man hat von dem Wundertrank weniger gehört, als vorher. Der Erfinder ſelbſt iſt am 27. April 1811 geſtorben.

Leo I., mit dem Zunamen der Große, wurde nach Einigen zu Rom, nach Andern in Toskana geboren. Von ſeinen Jugendjahren iſt nichts Gewiſſes bekannt. Die Päpſte Cöleſtinus I. und Sixtus III., bedienten ſich ſeiner bei wichtigen und bedenklichen Angelegenheiten, ſelbſt da ſchon, wie er noch Diaconus war. Als letzterwähnter Papſt im J. 440 geſtorben war, ward Leo im Sept. deſſelben Jahrs von der Geiſtlichkeit Roms auf den heiligen Stuhl geſetzt, und ganz Rom billigte dieſe Wahl. Aber ſchon der Anfang ſeiner Regierung zeichnete ſich durch eine unduldſame, ja ſelbſt unpolitiſche Handlung aus: er ließ nämlich einer großen Anzahl Manichäer, die ſich in Rom verborgen gehalten hatten, öffentlich den Prozeß machen, und überlieferte ſie, wenn ſie hartnäckig in ihrem Glauben beharrten, der weltlichen Gerechtigkeit zur Beſtrafung. Derſelben Waffen bediente er ſich gegen die Secte der Pelagier, Priscillianiſten und Eutychäer, deren Ueberreſte er gänzlich ausrottete. Während des bekannten Conciliums, welches unter dem Kaiſer Martian 451 zu Chalcedon gehalten wurde, zu welchem Leo vier Legaten geſandt hatte, welche daſelbſt den Vorſitz füh-

ren mußten, verwüſtete Attila das abendländiſche Kaiſerthum und ging auf Rom zu, um es in einen Steinhaufen zu verwandeln. Der Kaiſer Valentinian wählte daher den heiligen Leo zum Geſandten an jenen furchtbaren Krieger und gab ihm den Auftrag, über den Frieden mit demſelben zu unterhandeln. Leo redete mit ſolchem Adel, ſolcher Sanftmuth und ſolcher Eindringlichkeit zu dem Barbaren, daß ſein wilder Charakter dadurch gezähmt und zur Güte umgeſtimmt wurde: Attila verließ Italien und ging über die Donau zurück. Was Attila unterlaſſen hatte, das führte Genſerich aus: dieſer überfiel Rom im J. 455 und überließ es vierzehn Tage lang der ſchrecklichſten Plünderung. Alles, was Leo von ihm erhalten konnte, beſtand darin, daß kein Mord begangen, nichts in Brand geſteckt wurde, und daß die drei vornehmſten Kirchen in Rom, welche von Conſtantin die koſtbarſten Geſchenke erhalten hatten, ungeplündert blieben. Leo iſt übrigens der erſte Papſt, von dem noch eine Sammlung von Werken vorhanden iſt, welche in Briefen und Predigten beſtehen. Einige Gelehrte ſchreiben ihm noch folgende Werke zu: Von der Berufung der Heiden und die Epiſtel an Demetriades. Leo's Werke zeichnen ſich durch einen gebildeten, ja oft ſelbſt geſuchten Styl aus: der Periodenbau hat eine gewiſſe abgemeſſene Rhythmik, die überraſcht, ohne mißfällig zu werden. Uebrigens wimmeln ſie von nicht übel gewählten Beiwörtern und ſehr glücklichen Antitheſen. Man hat mehrere Ausgaben von Leo's Werken veranſtaltet, eine zu Paris 1675 in zwei Quartbänden; eine andere zu Lyon 1700 in Folio; eine dritte zu Rom in drei Foliobänden und eine vierte zu Venedig in eben ſo viel Bänden. Der Pater Maimburg hat das Leben dieſes Papſtes in einem Quartbande oder in zwei Duodezbänden geſchrieben.

Leo X. (Johann von Medici), Sohn des Lorenz von Medici und der Clariſſa des Urſins; wurde ſchon im vierzehnten Jahre von Innocenz VIII. zum Cardinal und in der Folge von Julius II. zum Legaten erwählt. In der Schlacht von Ravenna, welche die Franzoſen im J. 1512 gewannen, gerieth er in Gefangenſchaft, wußte den Soldaten jedoch mit ſolcher Hoheit und Beredſamkeit zuzureden, daß ſie demüthig um Verzeihung baten, ihn gefangen genommen zu haben. Bei dem Tode Julius II. wußte er ſich der Launen der jungen und der Leichtgläubigkeit der alten Cardinäle ſo geſchickt zu bedienen, daß er am 5. März 1513 zum Papſt ernannt wurde. Am 10. April, an demſelben Tage, an welchem er ein Jahr zuvor zum Gefangenen gemacht worden war, hielt er, und zwar auf demſelben Pferde, ſeinen feierlichen Einzug in Rom. Dieſer Papſt hatte die glänzendſte Erziehung genoſſen: er hatte die geſchickteſten Männer zu Lehrern gehabt. Seine Familie, die gleichſam ein Zufluchtsort der ſchönen Künſte war, hatte den Reſt der Gelehrſamkeit, welche von den türkiſchen Barbaren aus Conſtantinopel verbannt wurde, in ihrem Schooße aufgenommen. Ihr zu Ehren ward jenes Jahrhundert das Jahrhundert der Medici genannt. In dieſer Familie zeichnete ſich aber Leo X. ganz insbeſondere aus: er vereinigte mit dem feinſten Geſchmacke die ausgeſuchteſte Pracht. Sein Einzug in Rom war mit einem wahrhaft wunderbaren Glanze umgeben, und ſeine Krönung allein koſtete 100,000 Thaler. Er theilte ſeine Zeit unter Vergnügen, Literatur und öffentliche Geſchäfte, und lebte mit einem morgenländiſchen Luxus. Seine Tafel war koſtbar, ſowohl in der Wahl der Gerichte, als durch die Würze ſeiner Unterhaltung. Aber mitten unter den Vergnügungen, welchen er ſich überließ, vergaß er das Intereſſe des päpſtlichen Stuhls keinesweges.

Er legte die Streitigkeiten bei, welche Julius II. mit Ludwig XII. gehabt hatte und beendigte das lateraniſche Concilium. Seine Secretäre wählte er aus den gebildetſten, geiſtreichſten Köpfen Italiens, und der barbariſche Kanzleiſtyl der damaligen Zeit mußte der einſchmeichelnden und feurigen Beredſamkeit der Cardinäle Bembo und Sadolet Platz machen. Er ließ die Bibliotheken durchſuchen, entdeckte alte Manuſcripte und veranſtaltete correcte Ausgaben des Alterthums. Beſonders ſchätzte er die Dichtkunſt und machte ſelbſt ſehr gefällige Gedichte. Aller dieſer Vorzüge unerachtet entſpann ſich dennoch eine Verſchwörung gegen ſein Leben. Die Cardinäle Petruci und Sauli, welche darüber erzürnt waren, daß er einem Neffen Julius des II. das Herzogthum Urbino entriſſen hatte, beſtachen einen Chirurgus, der dem Papſte ein geheimes Geſchwür zu verbinden pflegte. Zugleich ſollte Leo's Tod das Signal zu einer Verſchwörung in mehrern Städten des Kirchenſtaats werden. Die Verſchwörung ward entdeckt und ſie koſtete mehr als einem Schuldigen das Leben. Die beiden Cardinäle wurden auf die Folter gebracht und zum Tode verurtheilt. Petruci ward im Gefängniße gehangen; Sauli hingegen erkaufte ſich das Leben durch ſeine Schätze. Leo, welcher wünſchte, daß das Publicum den ſchimpflichen Tod eines Cardinals vergeſſen möchte, wählte dafür ein und dreißig neue. Seit einiger Zeit war er auf die Ausführung jener großen Projecte bedacht: er wollte alle Völker der Chriſtenheit gegen die Türken, die unter Selim II. furchtbarer als je geweſen waren, bewaffnen und die Peterskirche, dieſes herrlichſte der neuen Denkmäler der ehemaligen Hauptſtadt der Welt, deren Bau bereits von Julius II. angefangen war, beendigen. Zur Koſtenbeſtreitung dieſer beiden großen Pläne, ließ er 1518 in der ganzen Chriſtenheit Ablaßbriefe ausſchreiben. Nun erhob ſich zwiſchen den Dominicanern und Auguſtinern ein heftiger Streit. Letztere waren bisher im Beſitze des Vorrechts der Ablaßpredigten geweſen: da man ihnen aber dießmal die Dominicaner vorgezogen hatte; wiegelten ſie (ſo erzählen nämlich die Katholiken) einen ihrer Mitmönche, Martin Luther auf, welcher ſich nun gegen die Dominicaner auflehnte, die Reformation bewirkte und durch Rede und Schrift der römiſchen Kirche ganze Völkerſchaften abwendig machte. Leo X. verſuchte vergebens, den Ketzer durch Sanftmuth in den Schooß der Kirche zurückzuführen; dann ſprach er durch zwei auf einander folgende Bullen am 15. Juni 1520 und am 5. Jan. 1521 den Bann über ihn aus. Nun brach faſt in ganz Europa der Krieg aus. Da Franz I. und Carl V. zu gleicher Zeit die Allianz des Papſtes ſuchten, ſo ſchwankte er in ſeinem Entſchluſſe und ſchloß am Ende faſt zu gleicher Zeit mit beiden einen Tractat ab: 1520 mit Franz I., welcher Neapel abtreten, dagegen aber Gaeta behalten wollte, und 1521 mit Carl V., um die Franzoſen aus Italien zu vertreiben, Mailand an Franz Sforza zu geben, aber vorzüglich, um Ferrara, welches durchaus dem Hauſe Eſte genommen werden ſollte, dem Kirchenſtaate einzuverleiben. Man behauptet, das Unglück, welches Frankreich in dieſem Kriege erlitten, habe ihm ſo viele Freude verurſacht, daß er darüber von einem Fieber befallen, am 1. Dec. 1521 im vier und vierzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Er ſoll, wie man ſagt, ohne Beichte und Abſolution geſtorben ſeyn, und ſogar den Willen gehabt haben, ſo zu ſterben. Man verfertigte daher folgende Grabſchrift auf ihn: Sacra sub extrema si forte requiritis hora cur Leo non potuit sumere? Vendiderat (ihr fragt, warum Leo in ſeiner letzten Stunde die Sacramente nicht empfangen konnte? Er hatte ſie verkauft). Einige Geſchichtſchreiber ſchrieben ſei-

nen Tod einem geheimen Umſtande zu und behaupteten, er ſey vergiftet worden. Leo hatte ſich durchaus nicht über Frankreich zu beklagen: im Gegentheile erhielt er von Franz I., was ihm kein einziger ſeiner Vorgänger zugeſtanden hatte, die gänzliche Aufhebung der pragmatiſchen Sanction. Und dieß war die Folge einer Unterredung, welche beide im J. 1515 zu Boulogne hatten, und in welcher Leo ſich Franzens ſo ſehr zu bemeiſtern wußte, daß dieſer alles that, was Leo wollte. Dieſer nur zu ſehr gerühmte Papſt war ein liebenswürdiger Mann, ein Beſchützer der Wiſſenſchaften, aber ein ſehr ſchlechtes Oberhaupt der römiſchen Kirche, welcher er durch ſeine Prachtliebe, ſo wie durch ſeine nichtigen Vergnügungen ausnehmend ſchadete. Jung und unerfahren, wie er war, vernachläßigte er das Intereſſe des heiligen Stuhls, auf welchem nur ein leidenſchaftsloſer Greis, der in den Geſchäften und in der Menſchenkenntniß ergraut iſt und kein anderes Vergnügen, als die Ausübung ſeiner Pflicht kennt, ſitzen muß. So ſittenlos ihn die Proteſtanten zu ſchildern pflegen; ſo ſehr wird er von katholiſchen Schriftſtellern gerechtfertigt: allgemein aber wird angenommen, daß er bis zur Beſteigung des heil. Stuhls ein ſehr enthaltſames Leben geführt habe. Doch werfen ihm auch die Katholiken vor, er habe die ſchönen Geiſter ſeiner Zeit mehr geſchätzt, als Theologen und Religionslehrer. Beſonders begünſtigte er die Dichter, mit welchen er ſich von ſeinen Amtsgeſchäften zu erholen, und ſeine päpſtliche Würde nicht ſelten hintanzuſetzen pflegte. Beſonders lebte er mit dem Dichter Querno, den er ſehr liebte, auf einem freundſchaftlichen Fuße. Jedes Gericht, was dieſer von der päpſtlichen Tafel zu erhalten pflegte, war er genöthigt, mit einem Diſtichon zu bezahlen. Von literariſchen oder poetiſchen Arbeiten hat Leo nichts hinterlaſſen, als ein lateiniſches Gedicht, welches er während ſeines Cardinalats auf eine neuentdeckte Statüe der Cleopatra verfertigt hatte. Der Engländer Wilhelm Roscoe hat eine Geſchichte Leo's X. in vier Quartbänden (London 1805) geſchrieben, welche 1808 von Henry ins Franzöſiſche überſetzt worden iſt.

Leo (Leonardo), zuletzt Capellmeiſter am Conſervatorio St. Onofrio und Privat-Componiſt bei der königlichen Capelle zu Neapel, wurde 1694 (nach Piccini 1701) zu Neapel geboren. Man glaubt, daß er unter Scarlatti ſtudirt hat. Ihm, Pergoleſi und einigen andern Componiſten ſeiner Zeit gebührt der Ruhm, die neapolitaniſche Schule über ganz Europa verbreitet zu haben. Unter ſeinen Schülern zeichnen ſich insbeſondere Piccini, Traetta und andere aus. Er übertraf alle ſeine Vorgänger und kann, da er alle Gattungen der Compoſition bis zu einem gleich vollendeten Grade in ſich vereinigte, für einen der größten Meiſter gehalten werden, die Italien je hervorgebracht hat. Gleich ſtark und wirkſam in Inſtrumental-, wie in Vocal-Muſik, gelang ihm das Große und Schreckliche, wie er im entgegengeſetzten Falle auch das Sanfte und Zarte auszudrücken wußte. Seine Arie: Misero pargoletto, im Demofoonte des Metaſtaſio, wird, ſo lange Muſik vorhanden iſt, für ein Muſter von Geſang und Ausdruck gehalten werden. Noch hat es kein Componiſt in künſtlichen Accompagnements, durch welche phyſiſche Gegenſtände, wie z. B. das Rauſchen des Waſſers, oder einer andern ſolchen Naturerſcheinung ausgedrückt werden ſollen, ſo weit gebracht und, bei der Unmöglichkeit, ſolche Gegenſtände zu malen, ſo wenig gegen den eigentlichen Zweck der Muſik verſtoßen, wie Leo. Die Art des Geſangs, welche ſolche Begleitungen zuläßt, wird Aria d'ostinazione genannt, dergleichen die berühmte Arie: Ombra diletta del caro sposo, das Apoſto Zeno, iſt. Der Zweck des Com-

poniſten hierbei war, Erſtaunen und Beſtürzung zugleich zu erregen. Dieß verſtand Leo auf eine unnachahmliche Weiſe. Alle Werke dieſes großen Componiſten ſind voll Stücke, die Bewunderung verdienen. Auch gelten ſie ſämmtlich für Meiſterſtücke, die von den italieniſchen Tonkünſtlern mit Ehrfurcht und Erſtaunen ſtudirt werden. Ungeachtet Leo beſonders für das Leidenſchaftliche und Erhabene geſchaffen war; ſo gelang ihm dennoch das Naive und Scherzhafte nicht minder vortrefflich. Unter dieſen Arbeiten wird insbeſondere ſeine komiſche Oper: Il Cioè (das heißt), genannt, welches eine höchſt geniale Compoſition iſt. Der Inhalt dieſer Oper iſt ein Menſch, der die Gewohnheit, zu jedem Worte „das heißt" hinzuzuſetzen, und der in der Meinung, Alles recht deutlich zu machen, nichtsdeſtoweniger jedermann vollkommen unverſtändlich bleibt. Leo iſt übrigens der erſte Componiſt, der ſich in ſeinen komiſchen Opern der Form der Rondo's bedient hat. Nach Piccini ſtarb er 1743 im zwei und vierzigſten, und nach Burney 1742 im fünf und funfzigſten Jahre am Schlagfluſſe oder an einem ungeſchickt behandelten Nackengeſchwür. Seine vorzüglichſten Opern-Compoſitionen heißen: Sophonisba, 1718 (nach Burney ſeine erſte Oper); Artaserse; Ariadne e Teseo; Olimpiade (worin das Duett: Nel giorni tuoi felici, und die Arie: Non so donde viene, vorzüglich bewundert werden); Demofoonte (worin, wie ſchon oben erwähnt, die Arie: Misero pargoletto, für ein Meiſterſtück gehalten wird); Cajo Gracco 1720; Tamerlano, 1722; Timocrate, 1723; Catone in Utica, 1726; Argono, 1728; la Clemenza di Tito, 1735; Siface, 1737; Ciro riconosciuto, 1739; Achille in Sciro, 1740; Vologeso, 1744; la Contessa dell'amore e della virtù. Zwei Oratorien: Santa Elena und la Morte d'Abele. Unter ſeinen Kirchenſtücken zeichnen ſich beſonders aus: Ave Maria und ein Miserere. Letzteres iſt zu Berlin und 1781 im Pantheon zu London von vierzig Sängern unter Anſani's Anführung, zur Bewunderung der Kenner aufgeführt worden. Dieſes Miſerere zeichnet ſich insbeſondere durch ſeinen erhabenen, das innerſte Herz ergreifenden Styl, durch ſeine wunderbare harmoniſche und contrapunctualiſche Arbeit und zugleich auch durch Adel und Klarheit der Schreibart vor allen ähnlichen Arbeiten zu ſeinem ewigen Ruhme aus, und es wäre allerdings intereſſant, doch für unſern Raum nicht zweckmäßig, zwiſchen dieſem und dem Mozartſchen Miſerere eine Parallele zu ziehen. Noch iſt hier anzumerken, daß Leo eine große Aufmerkſamkeit auf die Ausführung ſeiner Werke verwandte. So erzählt man, er habe mit den Proben ſeines großen Miſereres, welches in der heiligen Meſſe aufgeführt werden ſollte, ſchon Aſchermittwoch angefangen und damit bis zum Tage der eigentlichen Aufführung täglich fortgefahren.

Leoben (Leuben), Stadt in Oberſteiermark an der Murr, im Brucker Kreiſe, enthält 280 Häuſer, beſitzt einen wichtigen Eiſenhandel und eine Salzlegſtätte, und iſt der Sitz eines von Joſeph II. errichteten Bisthums. Am 18. April 1797 ward daſelbſt durch den franzöſiſchen General Bonaparte und die öſterreichiſchen Feldherrn von Meerfeld und Bellegarde die bekannte Convention zwiſchen Oeſterreich und Frankreich abgeſchloſſen. In der Nähe iſt ein wichtiges Steinkohlenwerk am Münzenberge.

Leonidas, Sohn des Anaxandrides und Bruder des Cleomenes und Cleombrutus, ſo wie Nachfolger des erſtern, war einer der berühmteſten Könige der Spartaner. Als Xerxes in Griechenland einzudringen ſuchte, bekam Leonidas von die vereinten Griechen den Auftrag, den Paß Thermopylä gegen die Perſer zu vertheidigen. Ob er

gleich ſein Schickſal vorausſehen mußte; ſo unterwarf er ſich jedoch der Ausführung dieſes Auftrags und wählte ſich dreihundert der tapferſten und muthigſten Spartaner zu Gehülfen aus. Er verweigerte eine gröſſere Anzahl, indem er ſagte, dreihundert Spartaner wären genug, um ſich zu dieſem Endzwecke dem Tode zu weihen; denn ſelbſt eine größere Armee werde verloren ſeyn, weil ſicher keiner von ihnen, die Flucht zu ergreifen, feig genug wäre. Nachdem ſie alle durch öffentliche Leichenſpiele ihr Leichenbegängniß gefeiert und ſich ſo dem Tode geweihet hatten, beſchleunigte Leonidas ſeinen Marſch nach Thermopylä, wo er noch in kurzem von den meiſten griechiſchen Staaten bis auf ſieben tauſend verſtärkt wurde. Das übrige griechiſche Heer ſollte dem Leonidas folgen. Da man jedoch den Feind noch weit von Thermopylä entfernt glaubte: ſo ließen ſich die Lacedämonier durch ein Feſt, die übrigen Griechen aber durch die Anſtalten zu den olympiſchen Spielen abhalten. Nichts deſto weniger ſah Leonidas bald nach ſeiner Ankunft bei Thermopylä das perſiſche Heer die Ebene überdecken. Man berathſchlagte, was zu thun ſey, und die meiſten Anführer riethen, ſich nach der Erdenge, welche die Spartaner bereits im Rücken hatten, zurückzuziehen. Aber Leonidas verwarf dieſen Entſchluß, und man ſchickte daher bloß Eilboten ab, um die Hülfe der verbundenen Städte zu beſchleunigen. Nun erſchien ein perſiſcher Reiter, um Kundſchaft von dem Feinde einzuziehen. Vor der Mauer, welche Leonidas unten in der Ebene hatte aufführen laſſen, ſtanden gerade jetzt als Vorpoſten die Spartaner, welche theils ſich im Ringen übten, theils ihr Haar kämmten und ſchmückten, ohne ſich um den Reiter zu bekümmern. Da dieſer nur die dreihundert Spartaner ſah, weil die Mauer ihm den übrigen Theil der Armee verdeckte; ſo ſtattete er dem Xerxes auch nur Bericht von dieſer kleinen Anzahl ab, der, ganz erſtaunt darüber, noch einige Tage den Angriff aufſchob, weil er hoffte, daß ſich der Feind ſchon von ſelbſt ergeben würde. Am fünften Tage ſchrieb er dem Leonidas: „Willſt du dich unterwerfen; ſo gebe ich dir die Herrſchaft über Griechenland." Leonidas antwortete: „Lieber ſterbe ich für mein Vaterland, als daß ich es unterjoche." Ein zweites Schreiben des Königs enthielt nur die Worte: „Gieb mir deine Waffen!" Leonidas ſchrieb darunter: „Hole ſie." Nun ließ Xerxes ſeine Truppen vorrücken, die wüthend auf die Spartaner einſtürzten. Dieſe, Mann an Mann, dicht geſchloſſen und mit großen Schildern bedeckt, ſtreckten gleichſam einen ſtarrenden Wald langer Lanzen vor ſich hin. Das Gefecht wird mörderiſch, da die Tapferkeit vielleicht an beiden Seiten gleich groß war. Aber die Griechen hatten den Vortheil der Stellung und der Waffen für ſich. Die Lanzen der Perſer waren zu kurz und ihre Schilder zu klein. Die Griechen ſiegten alſo und Xerxes fuhr mehr als einmal von ſeinem Thronſeſſel auf, von dem er die Schlacht mit anſah, weil er für ſein ganzes Heer fürchtete. Am folgenden Tage gelang es den Perſern eben ſo wenig, durch den Paß zu dringen. Von Unruhe und Schande gequält, würde Xerxes vielleicht ſein Vorhaben ganz aufgegeben haben, wenn nicht ein treuloſer Einwohner der Gegend, Namens Ephialtes, den Perſern den Fußſteig über die Gebirge entdeckt hätte. Sogleich ſchickte Xerxes das Corps der Unſterblichen dahin ab, und Ephialtes diente zum Wegweiſer. Die Phocier, welche dieſen Fußſteig beſetzt hielten, flohen nach einem geringen Widerſtande und die Perſer überſtiegen glücklich die Gebirge und kamen ſo dem ganzen griechiſchen Heere, welches Leonidas befehligte, in den Rücken. Als Leonidas von dieſem unglücklichen Ereigniſſe Nachricht erhalten

hatte, verſammelten ſich die Anführer der Griechen: einige wollten bleiben, andere Thermopylä verlaſſen. Leonidas war unter den erſtern, indem er hinzufügte, wiewohl er und ſeine Spartaner nicht fliehen dürften, ſo würde er es den übrigen recht gern erlauben, ſich zurückzuziehen und ſich für beſſere Zeiten aufzuſparen. Alle verließen alſo den Paß, die Theſpier und Thebaner ausgenommen, welche ſich nicht von den Spartanern trennen wollten. Nun ſann Leonidas auf nichts Geringers, als in Xerxes Lager einzudringen, dieſen niederzuſtoßen und dann, wenn es Noth thäte, zu ſterben. Mitten in der Nacht rückten nun die Griechen, Leonidas an ihrer Spitze, aus dem engen Paſſe in die Ebene, warfen die perſiſchen Vorpoſten über den Haufen, drangen in das Lager, in das Gezelt des Königs, und würden dieſen niedergeſtoßen haben, wenn er nicht bereits die Flucht genommen hätte. Nichts deſtoweniger erfüllten die Griechen alles mit Schrecken, Blut und Morden. Schon glaubten die Perſer: das Corps der Unſterblichen ſey vernichtet und die ganze griechiſche Armee in ihrem Lager, bis endlich der anbrechende Tag ihnen die kleine Anzahl der Sieger zeigte. Nun wurden die Griechen angefallen, und Leonidas ſank unter einem Hagel von Pfeilen todt zu Boden. Die Griechen zogen ſich nun zurück und vertheidigten noch einige Zeit den Paß gegen die nachrückenden Perſer. Einige Thebaner ſollen ſich dieſen noch zuletzt ergeben haben; die Theſpier hingegen theilten ganz das Schickſal der Spartaner: das heißt, ſie fielen ſämmtlich unter dem Mordgewehre der Perſer. Der Leichnam des Leonidas wurde von den Perſern gemißhandelt: Xerxes ließ ſeinen Kopf auf eine Stange ſtecken und den Rumpf an den Galgen henken. Vierzig Jahre nachher wurden ſeine Gebeine nach Lacedämon gebracht und in ein nahes beim Theater aufgeführtes Grab verſenkt. Zu gleicher Zeit wurden auch die Namen der dreihundert Spartaner, welche mit ihm gefallen waren, auf einer Säule eingegraben. — Leonidas, ein anderer König der Spartaner, des Kleonymus Sohn, lebte zu der Zeit der erſten Nachfolger Alexanders und war Mitkönig des Agis, welchen letztern er zu verderben ſuchte, weil dieſer in edlem, heroiſchen Gemüthe den Plan gefaßt hatte, Sparta's alte Verfaſſung und mit ihr den Heldenmuth der Spartaner wieder herzuſtellen. Er ward ein Opfer ſeines großherzigen Unternehmens und des neidiſchen Leonidas.

Leontium (Leontia), eine berühmte Hetäre (öffentliche Buhlerin), iſt vorzüglich als Geliebte des Epicur bekannt geworden. Sie war, nach einigen, die rechtmäßige Gemahlin, nach andern, ebenfalls die Geliebte des Metrodorus; wieder andere behaupten gar, daß alles, was von ihr als Buhlerin erzählt werde, unwahr ſey. Leontium zeichnete ſich übrigens durch vorzügliche Geiſtestalente aus; ja, ſie ſoll ſogar eine Schrift gegen Theophraſt verfertigt haben, von der man behauptete, daß ſie mit Scharfſinn, Gelehrſamkeit und in einem ſchönen attiſchen Style abgefaßt geweſen ſey.

Leopold I., zweiter Sohn Kaiſer Ferdinands III. und Marie Anna's von Spanien, am 9. Jun. 1640 geboren, ward 1655 zum Könige von Ungarn, 1658 zum Könige von Böhmen und 1659 zum deutſchen Kaiſer erwählt. Bei ſeiner Thronbeſteigung mußte er verſprechen, Spanien keine Hülfe gegen Frankreich zu leiſten. Damals ward Deutſchland von den Türken bedroht; ſie hatten die kaiſerlichen Truppen geſchlagen und Mähren verwüſtet, weil der Kaiſer fortwährend den Fürſten von Siebenbürgen unterſtützte, welcher letztere ſchon ſeit ſechs Jahren aufgehört hatte, der ottomanniſchen Pforte den jährlichen Tribut von 200,000 fl. zu bezahlen. Montecuculi, Leopolds Feldherr, unterſtützt von

einem Corps von 6000 Mann auserleſener franzöſiſcher Truppen, welche von Coligni und Feuillade angeführt wurden, ſchlug die Türken 1665 bei St. Gotthard. Weit entfernt, einen ſo vollſtändigen Sieg gehörig zu benutzen, eilten die Sieger mit den Beſiegten Friede zu machen, und Ragotzi, der Fürſt von Siebenbürgen, blieb der Pforte zinsbar. Dabei hatten die kaiſerlichen Miniſter ihre beſondern Abſichten: Oeſterreichs Finanzen waren ruinirt, Ungarn ſollte gänzlich unterworfen werden, und der Ruhm, welchen ſich in dieſem Kriege die franzöſiſchen Waffen erworben hatten, erregte den Neid Oeſterreichs. Es ward alſo auf zwanzig Jahre ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Nun beſchäftigten die Angelegenheiten Ungarns des Kaiſers ganze Sorgfalt: die Magnaten dieſes Landes wollten nicht allein ihre Privilegien behaupten, ſondern ſtrebten ſogar danach, ſich ganz frei von der öſterreichiſchen Oberherrſchaft zu machen und einen König aus ihrer Nation zu erwählen. Dieſe Unternehmung koſtete Serin, Frangipani, Nadaſti und vielen andern Ungarn das Leben. Nun ſtellte ſich Tekeli an die Spitze der unzufriedenen Ungarn und ward von den Türken für einen jährlichen Tribut von 40,000 Zechinen zum König von Ungarn erwählt. Tekeli rief nun die Türken in das deutſche Reich; dieſe fielen mit einer Armee von 200,000 Mann über Oeſterreich her, eroberten die Inſel Schütt und belagerten Wien 1683. Eben, als ſich die Stadt ergeben wollte, eilte ihr Johann Sobiesky zu Hülfe; die Türken wurden in ihren Verſchanzungen angegriffen und gänzlich geſchlagen. Ein paniſcher Schrecken hatte ſich des Großveziers Muſtapha bemächtigt; er floh und überließ ſein Lager dem Sieger. Nach dieſer Niederlage verloren die Türken eine Schlacht nach der andern und die Kaiſerlichen eroberten alle von den Türken genommenen Städte wieder. Nun ließ Leopold die ungariſchen Aufrührer, welche er für die Urſache der Leiden hielt, welche Deutſchland bedroht hatten, mit Strenge beſtrafen. Auf öffentlichem Markte ward ein Blutgerüſt errichtet, auf welchem man 1687 diejenigen Rebellen hinrichtete, deren Tod der Begründung des Friedens am nothwendigſten ſchien. Das Blutbad war ſchrecklich und dauerte eine lange Zeit: es endigte damit, daß die Magnaten Ungarns im Namen der Nation die Krone ihres Vaterlandes für erblich erklären mußten. Nun hatte Leopold andere Kriege zu führen. Er, der nur aus ſeinem Cabinette Krieg führte, hörte nicht auf, Ludwig XIV. zu bekriegen. Zuerſt geſchah dieß im J. 1671, gleich nach der Invaſion Hollands, welches Leopold gegen Frankreich unterſtützte; dann 1686 einige Jahre nach dem Frieden von Nymwegen, als er jenen berüchtigten augsburgiſchen Vertrag abſchloß, der zum Zwecke hatte, Frankreich zu demüthigen und Jacob II. vom engliſchen Throne zu ſtoßen; endlich im J. 1701, als der Enkel Ludwigs XIV. die ſpaniſche Krone empfing. Es gelang Leopolden in allen dieſen Kriegen, die Fürſten Deutſchlands in ſein Intereſſe zu ziehen und dieſe Kriege zu Reichskriegen erklären zu laſſen. Jener erſte Krieg fiel unglücklich für Leopold aus, und er ward genöthigt, ſich 1678 im Frieden von Nymwegen Geſetze vorſchreiben zu laſſen. In dieſem Kriege blieb das Innere Deutſchlands ziemlich verſchont; dagegen aber wurden die Grenzen deſſelben nach dem Rheine zu ſehr verwüſtet. Weniger ungünſtig fiel der zweite Krieg für Leopold aus, welcher eine Folge jenes Vertrags von Augsburg war, und der dritte Krieg fiel noch glücklicher für Leopold aus: die berühmte Schlacht von Hochſtädt entſchied für den Sieg der deutſchen Waffen. Leopold ſtarb im folgenden Jahre am 5. Mai 1705, mitten unter den glücklichſten Ereigniſſen. Was Leopolden in allen dieſen Kriegen zum Glücke ge-

reichte, war die Größe Ludwigs XIV., welche, da ſie mit zu vielem Hochmuthe auftrat, die Eigenliebe aller Fürſten aufregte und ſie gegen ihn erbitterte. Der deutſche Kaiſer, der ſich mäßiger und beſcheidener benahm, wurde freilich weniger gefürchtet, aber auch mehr geliebt. Leopold, der in ſeiner Kindheit zum geiſtlichen Stande beſtimmt geweſen und alſo auf eine dieſem entſprechende Weiſe erzogen worden war, hatte Frömmigkeit und Wiſſen, aber keine Kunſt zu regieren gelernt. Dieß verſtanden ſeine Miniſter beſſer, und Leopold ſah nur durch deren Augen. Doch war er faſt immer glücklich in der Wahl derſelben. Begingen ſie auch einige Fehler; ſo wußten ſie dieſe durch ein weiſes Zögern wieder gut zu machen. Wenn daher Ludwig XIV. der Auguſt und Scipio Frankreichs genannt wurde; ſo konnte Leopold mit vollem Rechte der Fabius Cunctator Deutſchlands genannt werden. Das ganze deutſche Reich war von ihm abhängig; er wählte einen Kurfürſten, bedrohte die Fürſten Deutſchlands mit dem Reichsbanne, und machte, Kraft ſeiner Allmacht (wie er ſich ſelbſt ausdrückte), ohne Zuſtimmung und ſelbſt gegen den Willen aller deutſchen Stände, einen König. Und doch war nach dem Tode Ferdinands III. die kaiſerliche Würde ſehr geſchmälert geweſen, denn der weſtphäliſche Friede machte dieſelbe, ſo zu ſagen, von den Launen der deutſchen Stände abhängig. Leopold ſtellte ſie jedoch in ihrem ganzen Glanze wieder her. Nichts deſto weniger wankte die Krone zweimal auf ſeinem Haupte; das erſtemal entriß Sobieski ſeine Hauptſtadt den Händen der Türken, und zum zweitenmale verhinderten England und Holland, daß der Herzog von Bayern, der erbittert war, und die Mittel, ſich zu rächen, in den Händen hatte, ſich Wiens bemächtigte. England wußte er dieß wenig Dank; dagegen hing er von den Beſchlüſſen, die im Haag gefaßt wurden, faſt eben ſo ſclaviſch ab, als der Reichstag zu Regensburg von dem Hofrathe zu Wien. Leopold liebte die Muſik mit einer wahren Leidenſchaft und componirte ſelbſt ſehr artig. Nachdem er ſchon in ſeiner Todesſtunde die letzten Gebete gebetet hatte, ließ er noch einmal ſeine Muſiker eintreten und verſchied unter dem Klange der Inſtrumente. Von ſeinen drei Gemahlinnen hatte er drei Söhne: Joſeph (1678 geboren), welcher ihm folgte; Leopold Joſeph (1682 geboren, der aber ſchon in einem Alter von zwei Jahren ſtarb; und Carl, Erzherzog von Oeſterreich, der auch nachmals Kaiſer wurde.

Leopold II., Großherzog von Toskana und zuletzt römiſcher Kaiſer, ward am 5. Mai 1747 geboren und durch den Tod ſeines erhabenen, unglücklichen Bruders auf den Thron gerufen. Die mißliche Lage, in welcher er alle ſeine Staaten fand, iſt bekannt. Hier konnte nicht ſogleich die Rede von der hausväterlichen Güte und Weisheit ſeyn, mit welcher er ehemals Toscana wie eine zahlreiche Familie regiert hatte: es mußten erſt Kriege beendigt, Aufruhr geſtillt und empörte Gemüther beſänftigt werden. Mitten unter den luſtigen und glänzenden Ceremonieen von Huldigungen und Krönungen, ſchloß er mit einer, unter Fürſten ungewöhnlichen, Entſagung Frieden mit den öſtlichen Barbaren, den Türken, die Joſephs Ehrgeiz gereizt hatte; verſöhnte ſich mit dem langen, man möchte ſagen, natürlichen Gegner ſeines Hauſes, dem preußiſchen Monarchen; verſöhnte ihn nicht bloß, ſondern ſchuf ihn ſogar in ſeinen Freund um; beſänftigte die Niederländer und nahm Verabredung mit den Großen, bei der gewaltſamen Erſchütterung Frankreichs, Ordnung und Ruhe in allen europäiſchen Staaten zu erhalten. Vieles, was Joſephs raſcher Geiſt zu frühzeitig zerſtört hatte, baute er wieder auf, nicht, wie ſonſt wohl geſchieht, um

nur das Gegentheil zu thun, ſondern, ſo mußte man es auslegen, um den Forderungen des Zeitgeiſtes mit kluger Mäßigung nachzugeben und ihn zu leiten. Aber mitten unter den Hoffnungen ſeiner, Gerechtigkeit, Ruhe und Glück von ihm erwartenden Völker, eben da die Augen aller Menſchenfreunde auf ihn, als den erfahrenſten und edelſten der Monarchen gerichtet waren, und die Leitung der Staatsangelegenheiten in der gefährlichſten Periode, die vielleicht jemals war, von ihm erwartet wurde, erſcholl die Nachricht von Leopolds Tode. Der allgemeine Schrecken, den dieſe Trauerpoſt hervorbrachte, die ungeheuchelte Betrübniß, das beklommene Erſtaunen, mit der alle überlegenden und an dem Wohle Deutſchlands theilnehmenden Menſchen ſie hörten und weiter ſagten, war die ſchönſte Lobrede auf den großen Kaiſer. Nicht bloß in denjenigen Ländern Deutſchlands, die theils näher an die öſterreichiſchen Staaten gränzten, theils unmittelbarer mit dem Reiche und dem Oberhaupte deſſelben in Verbindung ſtanden, ſondern überall in unſerm deutſchen Vaterlande, und man kann faſt ſagen, im ganzen Europa, wirkte die Nachricht von Leopolds Tode wie ein Donnerſchlag. So lange Leopold Großherzog von Toscana war, hat man alles von ihm geſagt, was nur je von den edelſten Regenten der Völker gerühmt worden iſt. Es waren keine allgemeine Lobpreiſungen: denn man brauchte nur die Handlungen dieſes Regenten anzuführen, nur dasjenige nahmhaft zu machen, wovon jeder Monarch in ſeinen Staaten und jeder Reiſende Zeuge ſeyn konnte, man brauchte nur ſein tägliches Leben zu beſchreiben, und die Welt, die es hörte, mußte ihn den edelſten, vortrefflichſten Regenten der Nationen, dem Titus, den Antoninen, Heinrich IV., beigeſellen. Wenn man lieſet, was er that, wie er über Regentenpflichten und Regentenweisheit ſprach und ſie auch ausübte, wie ſeine Aufmerkſamkeit ſich auf ſich und alle Theile der Staatsverwaltung erſtreckte; ſo ſcheint es, als läſe man einen Regentenſpiegel, worin ein weiſer Mann den Herrſchern in einer Geſchichte zeigen wollte, welche Pflichten ihnen obliegen und wie ſie dieſe erfüllen können. Ein redlicher Diener des Staats verläßt einen zeitherigen Poſten nicht eher, als bis er Rechenſchaft von ſeiner Verwaltung abgelegt hat; Leopold hatte ſeine hohe Regentenwürde niemals anders als ein Amt angeſehen und hatte dieſes auch laut geſagt. Jetzt krönte er die ſchöne Reihe von fünf und zwanzig ſegensvollen Jahren mit dem preiswürdigſten Benehmen. Er, ein treuer Diener Gottes in dem großen und ſchweren Berufe, zu dem er beſtimmt war, legte den Menſchen, die von der Vorſehung ſeinem Zepter anvertraut waren, und allen Bewohnern der Erde, die ein Intereſſe daran haben konnten, genaue Rechenſchaft ab von der Verwaltung ſeines zeitherigen Fürſtenamts, und er, der oberſte aller Monarchen, widerlegte durch ſeine königliche That die engherzige Klugheit derer, die aus der Verwaltung des Staats dieſem Staate ſelbſt ein Geheimniß machen und ihm das Recht abſprechen, nach der Art der Verwaltung zu fragen. Wo zeither Menſchenfreunde von dem wachſenden Lichte der beſſern Erkenntniß und von weiſer Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ſprachen, da hatten ſie Leopold genannt, den Menſchenfreund auf dem Throne, der ein moraliſch- und politiſchverdorbenes Volk durch weiſe Plane und ihre kluge Ausführung umſchuf. Was für eine reine Freude erfüllte daher alle Menſchenfreunde, als ſtatt einer Million jetzt mehr als zwanzig Millionen Menſchen der Vaterſorge dieſes Hirten der Völker anvertraut wurden. Nach ſeinem Tode haben ſich große Dinge ereignet, wie ſie zum Theile die Erde noch nicht geſehen, die Geſchichte noch nicht verzeichnet hat. Oft fragt der Philoſoph,

wie es wohl ergangen ſeyn würde, wenn Leopold während dieſer ganzen Zeit gelebt hätte? Eine unnöthige, unzubeantwortende Frage, obgleich ſehr natürlich. Sein edler Sohn Franz, Joſephs Pflegling und Schüler, änderte wieder vieles, was Leopold in ſeiner zweijährigen Regierung angeordnet hatte, und die Völker, die den guten Willen Joſephs ſo allgemein verkannt, ſo bitter gekränkt hatten, freuten ſich nun, daß Franz nicht den Weg ſeines Vaters, ſondern den ſeines Oheims einſchlug. Was man erwartet hatte, allgemeine Liebe zu Leopold in ſeinen Staaten, lange, ſchwer zu beruhigende Klagen über ſeinen Tod, fand ſich zum Erſtaunen des Beobachters nicht; ja, man will behaupten, daß in ſeinen eigenen Ländern ſein Tod nicht ſo ſehr betrauert wurde, wie auswärts. Man führte vieles an, um zu beweiſen, Klugheit allein, und nicht Menſchenliebe, ſey die vorzüglichſte Eigenſchaft des gerühmten Regenten geweſen, den man bis dahin als einen Weiſen auf dem Throne, als einen unverſtellten Freund der Menſchen und der Tugend verehrt hatte. Leopold II. ſtarb am 1. März 1792.

Leopold III., Fürſt von Deſſau, ein berühmter alter preußiſcher General, der noch jetzt im Andenken unter dem Namen des alten Deſſauers der preußiſchen Armee lebt, wurde 1676 geboren, und zeigte ſchon in ſeiner früheſten Jugend, in welcher man ihn dem Civilſtande zu widmen gedachte, den unwiderſtehlichſten Hang zum Militär. In ſeinem zwölften Jahre gab ihm Kaiſer Leopold ein Regiment, und in ſeinem ſechzehnten erhielt er das Regiment ſeines Vaters, welcher preußiſcher Generalfeldmarſchall und Statthalter von Berlin war. Nachdem er zwei Jahre gereiſet war, that er 1696 ſeinen erſten Feldzug am Rhein. Im ſpaniſchen Succeſſionskriege zeigte er ſich als einen überaus klugen, tapfern und beharrlichen General, ſo daß der Sieg bei Hochſtädt (1704) ihm größtentheils zugeſchrieben wird. Nicht minder tapfer focht er das Jahr darauf als Anführer der preußiſchen Völker in Italien. Nachdem ihm ſpäterhin das Commando der Preußen in den Niederlanden übertragen worden war, ward er 1712 Generalfeldmarſchall und geheimer Kriegsrath. Bald darauf ſtarb der König, deſſen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., ihm ſo zugethan war, daß er faſt ſtets um denſelben ſeyn mußte; auch war er durch ſeine Mutter (eine Schweſter der erſten Königin von Preußen) nahe mit dem preußiſchen Hauſe verwandt. Der König zog mit ihm wider die Schweden zu Felde; allein Leopold war der eigentliche Heerführer, und erntete auch hier Lorbeeren ein. Nach dem Tode dieſes ſeines königlichen Freundes ſchenkte ihm Friedrich II. ein gleiches Zutrauen. Er gab ihm, da er ſeinen erſten Feldzug gegen Schleſien unternahm, das Commando über die Armee, welche die brandenburgiſchen Lande wider einen befürchteten, jedoch nicht erfolgten, Einfall von Hannover decken ſollte, und 1742 das Commando in Schleſien. Bei dem neuen Einfall in Böhmen, 1744, ſtand Leopold mit einer Armee bei Magdeburg, welche er nachher nach Schleſien führte, wo er bei der Abweſenheit des Königs commandirte, das Jahr darauf das öſterreichiſche Corps, das in Schleſien einzubrechen drohte, zum ſchleunigen Rückzuge zwang, endlich (da der Friede dieſes Jahr nicht zu Stande kam, vielmehr dem König neue Gefahren drohten) von Magdeburg aus über Leipzig gegen Dresden vordrang, und den Sachſen am 15. Dec. die blutige Schlacht bei Keſſelsdorf lieferte, worauf Dresden in preußiſche Hände fiel, und der Krieg einſtweilen beendigt wurde. (Vergl. d. Art. Friedrich II.). Leopold begleitete darauf den König nach Berlin, und ging einige Zeit darauf nach ſeiner Reſidenz zurück, wo er, ſo oft er nicht zu Felde war, für ſein Land,

beſonders in Rückſicht auf Landesökonomie und Anlegung nützlicher Baue, Sorge trug. Hier ſtarb er 1747 am Schlagfluſſe. Mit ſeiner Gemahlin, Anna Föhſin, einer Bürgerstochter aus Deſſau, hat er neun Kinder gezeugt und in vollkommen glücklicher Ehe gelebt. Die Sitten dieſes Fürſten waren rauh, oft ſogar pöbelhaft; aber ſein Charakter war brav und populär, ſo wie er ſelbſt, beſonders bei der Armee, ausnehmend beliebt.

Lernäiſche Schlange (Lernaea Hydra) eine ungeheure Schlange, des Typhon und der Echidna Tochter, wurde in dem Sumpfe Lerna erzogen und verwüſtete die umherliegende Gegend. Sie hatte neun Köpfe, von welchen der mittelſte unſterblich war. Herkules bekam vom Euriſtheus den Auftrag, ſie zu tödten. Er verband ſich alſo zu dieſem Endzwecke mit dem Jolaus, und beide trafen die Schlange auf einem Hügel bei dem Brunnen der Amymone in ihrem Lager an. Herkules verjagte ſie daraus mit ſeinen Pfeilen, ergriff ſie mit den Händen und fing an, ihr mit ſeiner Keule die Köpfe abzuhauen. Aber zu ſeinem Erſtaunen kamen an die Stelle eines abgeſchlagenen Kopfes immer zwei neue hervor. Außerdem ſchickte Juno der Hydra noch einen ungeheuren Krebs zu Hülfe, welcher den Herkules an den Füßen verwundete. Dieſen erſchlug er und befahl darauf dem Jolaus, einen nahgelegenen Wald in Brand zu ſtecken. Dann fuhren ſie mit den glühenden Bränden ſogleich über die Stelle eines abgehauenen Kopfes her, wodurch die Wunde ausgebrannt und alſo verhindert wurde, daß kein neuer Kopf an deſſen Stelle entſtehen konnte. So ſchlug nun Herkules endlich alle Köpfe ab, bis auf den unſterblichen, welchen er in die Erde vergrub und ein großes Felſenſtück darüber herwälzte. Nachdem dieß geſchehen war, tauchte er ſeine Pfeile in das giftige Blut des Ungeheuers, um damit unheilbare und tödtliche Wunden machen zu können. Nach andern Nachrichten ſoll ſich Herkules bei dieſem Kampfe eines goldenen ſichelförmigen Schwerdts bedient haben; auch ſoll die Hydra geflügelt geweſen ſeyn. Ueber die Anzahl der Köpfe finden ſich ebenfalls verſchiedene Angaben: einige geben ihr ſieben, andere acht, noch andere funfzig, ja hundert Köpfe. Noch wird eine andere Fabel erzählt. Herkules ſoll nämlich von den Biſſen der Hydra mehrere unheilbare Wunden bekommen haben. Davon konnte er nicht anders befreit werden, als bis er ſich auf Befehl des Orakels nach Aſien begeben und daſelbſt ein Kraut aufgeſucht hatte, welches der Hydra an Geſtalt gleich kam. Dieſes Kraut fand er endlich bei der Stadt Aka in Paläſtina. Da er ſich nur mit demſelben heilte; ſo erhielt die Stadt ſelbſt den Namen Akä (von äkeomai, ich heile). Die ganze Fabel von der lernäiſchen Schlange wird von neuern Auslegern für ein bloßes Dichterbild erklärt, welches aus den epiſchen Gedichten über Herkules genommen ſey. Es ſoll nämlich durch die Schlange die Natur des Peloponneſus in ſeinem damaligen uncultivirten Zuſtande, wo das Land voller Seen und Sümpfe und ungeheuer dichter Waldungen war, vorgeſtellt werden. Hier konnten ſich natürlich viel wilde Thiere, Schlangen u. dgl. aufhalten, die den Bewohnern vielen Schaden zufügten. Die erſte Cultur begann nun damit, die Sümpfe durch Canäle abzuleiten und die wilden Thiere auszurotten. Der Mann, der dieß unternahm, mußte Muth, Kraft und Standhaftigkeit haben, und wurde hernach als ein großer Mann, als ein Wohlthäter des Landes betrachtet.

Lesbos, jetzt Meletin oder Metalnie, von der ehemaligen Hauptſtadt Mytilene, eine griechiſche Inſel in dem nördlichen Winkel des ägäiſchen Meers (des Archipelagus), an der aſiatiſchen Küſte, ward,

der Sage nach, von Lesbos, einem Sohne des Lapithas und Enkel des Aeolus gegründet. Dieſer führte auf den Rath des Orakels eine Colonie hierher, heirathete daſelbſt die Methymna, des Makareus Tochter, und erhielt mit ihr die Herrſchaft über die Hälfte der Inſel, welcher er, nachdem ſie vorher Iſa und alsdann von den Pelasgern Pelasgia geheißen hatte, den Namen Lesbos gab. Sie hat einen Umfang von ungefähr 1,100 Stadien, oder 41 franzöſiſche Meilen und 1,450 Toiſen. An Holz hatte die Inſel beſonders Buchen, Cypreſſen und Fichten; es ward ein gemeiner Marmor auf derſelben gebrochen, und die Ebenen hatten Ueberfluß an Getreide. Auch fand man warme Quellen, Achate und verſchiedene Edelſteine. Das vornehmſte und einträglichſte Erzeugniß der Inſel war jedoch der Wein, den man in vielen Ländern allen andern griechiſchen Weinen vorzog. Noch jetzt wird das dortige Baumöl und die Feigen zu den beſten im Archipel gerechnet. Es befanden ſich neun, meiſt blühende Städte auf derſelben, von denen die vornehmſten hießen: Mytilene, Pyrrha, Methymna, Arisba, Ereſſus und Antiſſa. Noch in unſern Zeiten ſind auf derſelben 120 Dörfer gezählt worden. Urſprünglich wurde die Inſel von Aeoliern bevölkert, welche aus einer unbedeutenden Monarchie eine mächtige Demokratie bildeten. Sie machten hierauf nicht allein auf dem feſten Lande und dem ehemaligen Gebiete von Troja große Eroberungen, ſondern widerſtanden auch den Athenern unter ihrem Tyrannen Pittacus. Dann wurde Lesbos von Samos und darauf von den Perſern ſehr beunruhigt, deren Oberherrſchaft ſie endlich ganz anerkennen mußte. Nach der Schlacht bei Mycale ſchüttelte ſie das perſiſche Joch ab und ward Athens Bundesgenoſſin. Während des peloponneſiſchen Krieges trennte ſie ſich mehr als einmal von Athen, wurde aber immer wieder zum Gehorſam zurückgebracht. Eine dieſer Trennungen hatte die unglücklichſten Folgen für die Inſel, und dieſe wurden durch die unbedeutendſte Urſache veranlaßt. Ein vornehmer Bürger von Mytilene verbreitete nämlich, aus Erbitterung darüber, daß ihm mehrere reiche Einwohner ihre Töchter zur Ehe für ſeine Söhne verſagt hatten, Zwietracht in der Stadt, beſchuldigte ſie laut und öffentlich, daß ſie ein Bündniß mit den Lacedämoniern ſchließen wollten und erregte durch dieſes falſche Vorgeben eine ſolche Aufmerkſamkeit in Athen, daß dieſes eine Flotte gegen Lesbos abſegeln ließ. Die nächſten Städte, Methymna ausgenommen, bewaffneten ſich zum Schutze ihrer Hauptſtadt, wurden aber in kurzer Zeit bezwungen, Mytilenens Mauern geſchleift, ſeine Schiffe weggenommen und tauſend der reichſten Einwohner getödtet. Nur das Gebiet von Methymna blieb verſchont. Die Inſel ſelbſt ward hierauf in dreitauſend Theile zerſtückelt, von denen dreihundert dem Dienſte der Götter geweiht, die übrigen aber unter athenienſiſche Bürger vertheilt und von dieſen wiederum an die alten Eigenthümer verpachtet wurden. Nichtsdeſtoweniger erholten ſich die Städte von Lesbos bald wieder. Uebrigens waren die Lesbier wegen ihrer ausſchweifenden Sitten ſehr berüchtigt, ſo wie denn auch die ganze Inſel als der Sitz des Vergnügens und der ausgelaſſenſten Zügelloſigkeit betrachtet wurde. Doch aber ſtanden die Lesbier in dem Rufe der feinſten Lebensart und der ausgezeichnetſten Geiſtescultur; auch hatten Poeſie und Muſik daſelbſt große Fortſchritte gemacht. Beſonders befand ſich auf der Inſel eine Schule der Muſik, deren Urſprung auf folgende Weiſe erzählt wird. Nachdem Orpheus von den Bacchantinnen zerriſſen und Haupt und Leier deſſelben in den Fluß Hebrus geworfen worden waren, ward beydes von den Wellen an das Ufer von Methymna getrieben.

Während deſſen ließ Orpheus Mund rührende Klagetöne hören und die Leier, vom Hauche des Windes bewegt, begleitete dieſelben. Die Methymnier begruben das Haupt und hängten die Leier in Apollo's Tempel auf. Dafür ward ihnen von dieſem Gotte das Talent zur Muſik verliehen. So weit die Fabel. In der That brachte Lesbos eine Reihe vorzüglicher Tonkünſtler hervor, welche alle Muſiker Griechenlands übertrafen. Unter dieſen zeichneten ſich insbeſondere Arion von Methymna und Terpander von Antiſſa aus, ſo wie unter den lyriſchen Dichtern Alcäus und Sappho als die vornehmſten genannt werden. Auch waren einer der ſieben Weiſen, der berühmte Pittacus, ſo wie ſpäterhin die Philoſophen Theophraſt und Theophanes (der Buſenfreund des großen Pompejus), und die Geſchichtsſchreiber Hellanicus, Myrtilus u. a. auf der Inſel Lesbos geboren. Sie ward oft von auswärtigen Gelehrten zum Aufenthalte erwählt, und Epikur und Ariſtoteles hielten daſelbſt ſogar Vorleſungen.

Leſen iſt eine Kunſt, zu der man, weil ſie das Hauptmittel aller weiteren Bildung iſt, nicht geſchwind genug kommen kann. Daher iſt man ſeit mehrern Jahrhunderten darauf bedacht geweſen, ſchnell und leicht zum Zweck führende *Leſemethoden* zu erfinden. Schon im 17ten Jahrhundert unterſchieden die Schulmänner in Portroyal bei Paris die Ausſprache und Benennung der Conſonanten und von den berühmten Pädagogen des 18ten Jahrhunderts hat keiner die Erleichterung des Leſenlernens aus der Acht gelaſſen. Das ärgerliche Buchſtabiren, das Baſedow durch gebackene Buchſtaben zu verſüßen ſuchte, wurde durch dieſe Bemühungen allmählig beſeitigt. An der von Plato bei der Freiſchule in Leipzig eingeführten *Leſemaſchine* lernen die Kinder mit oder ohne Buchſtabiren auf eine unterhaltende Weiſe Worte zuſammen ausſprechen. Dieſe mit Unrecht unter die Maſchinen gerechnete einfache Vorrichtung beſteht aus einer ſchrägſtehenden mit hervorragenden Leiſten als Zeilen verſehenen Tafel, welche an der Wand befeſtigt auf einem ſchmalen Kaſten ruht, der wie der Letternkaſten des Setzers eben ſo viele Abtheilungen hat, als es große und kleine Buchſtaben gibt. Sie wird um ſo brauchbarer, je gewandter der Lehrer aus den im Kaſten aufbewahrten, einzeln auf Pappe geklebten Buchſtaben die zur Zuſammenſetzung eines auszuſprechenden Wortes gehörigen ohne Verzug zu finden, zwiſchen die Leiſten nach einander einzuſchieben und die Entſtehung des Wortes dadurch anſchaulich zu machen weiß. Auch laſſen ſich ſonſt noch manche nützliche orthographiſche und ſogenannte Verſtandesübungen daran anſtellen. Dieſes äußere Hülfsmittel des Leſeunterrichts machte jedoch die zwiſchen 1801 bis 1803 erfundenen neuen Methoden nicht überflüſſig. Ungefähr gleichzeitig traten in dieſen Jahren der Profeſſor *Olivier* von Deſſau und der bayerſche Schulrath *Stephani* mit ihren Leſemethoden auf, die in dem Grundſatze übereinſtimmten, daß die Leſekunſt auf der Kenntniß des jedem Buchſtaben eigenthümlichen Lautes beruhe und daher dieſer eigentlich zu lernen und dann erſt der gewöhnliche Name des Buchſtabens anzugeben ſey. Olivier hat das Eigne, daß er den Conſonanten, um ſie hörbar zu machen, ein kurzes e, wie das hebräiſche Schwa, beifügen läßt: Stephani aber dringt darauf, daß jeder Buchſtabe ohne Zuſatz eines Hülfslautes mit dem ihm eigenthümlichen Laute in völliger Reinheit ausgeſprochen und z. B. bei b kein e, bei k kein a, bei v kein au, bei z kein et u. ſ. w. hörbar werde, daher ſeine Methode die *Laut-* oder *Lautirmethode* heißt. Sie iſt unſtreitig einfacher, als die olivierſche und daher viel häufiger, als dieſe in Volksſchulen eingeführt worden. Durch

ſyſtematiſche Ordnung und Genauigkeit in der Aufeinanderfolge der Uebungen unterſcheidet ſich aber von beiden die auf ähnlichen Grundſätzen beruhende Leſemethode des Schuldirectors Krug in Zittau. Krug und der ihm nachfolgende Zeller benennen die Buchſtaben nach den dabei thätigen Sprachwerkzeugen z. B. b Lippenſchlußzeichen, d Zahnlautzeichen und halten ſtreng darüber, daß das Kind jeden Schritt beim Leſenlernen mit Bewußtſeyn deſſen, was es verrichtet, vorwärts thue und ſich mit dem Mechanismus dieſer Kunſt zugleich die Tugenden der Stetigkeit, Ordnungsliebe und Genauigkeit im Denken und Handeln durch den Geiſt der Methode aneigne. Ob ihr nun gleich ziemlich allgemein der Vorwurf einer allzu ängſtlichen Sorgfalt im Kleinen und daher für Lehrer und Lernende beſchwerlichen und weitläuftigen Ausführung gemacht wird; ſo hat doch die Erfahrung in öffentlichen Schulen gezeigt, daß die ſtephaniſche Methode zwar ſchneller, die krugſche aber deſto gewiſſer zum Ziele führt und auch Schüler von geringen Anlagen zu einem durchaus richtigen, deutlichen und in der Accentuation gefälligen Vortrage bringt. Mag man indeß auch in der Theorie einer Methode vor der andern den Vorzug geben wollen, ſo wird es doch bei der praktiſchen Anwendung hauptſächlich auf das Geſchick und den Sinn des Lehrers ankommen und zur Einführung in eine beſtimmte Schule diejenige Methode allemal die angemeſſenſte ſeyn, deren der vorhandene Lehrer am meiſten mächtig iſt. E.

Leſüeur (Jean-François), Ritter der Ehrenlegion und ſeit 1804 Capellmeiſter des vorigen Kaiſers von Frankreich, iſt 1766 geboren und ſtammt aus einer alten Familie der Grafſchaft Ponthieu, aus welcher ſeit einer langen Reihe von Jahren viele berühmte Männer, die ſich ſowohl im Civil- und Militärdienſt, als auch in der Kirche und den Wiſſenſchaften ausgezeichnet haben, hervorgegangen ſind. So war, unter andern, Euſtache Leſüeur ein berühmter Maler unter Ludwig XIV. Jean-François Leſüeur begann zuerſt ſeine muſikaliſchen Studien zu Amiens, wo er auch, nach franzöſiſcher Sitte ſeinen Curſus der alten Sprachen, ſo wie die Philoſophie beendigte. Nachdem er hier ſeine gelehrte und muſikaliſche Bildung vollendet hatte, bekleidete er nach und nach an verſchiedenen Domkirchen Frankreichs die Stelle eines Capellmeiſters, bis er endlich in gleicher Würde in Paris angeſetzt wurde. Hier componirte er eine große Anzahl Oratorien, Meſſen und Motetten, deren ausnehmender Beifall in der Stadt, ein Concert Spirituel und in der Hofkirche des Königs, verbunden mit den günſtigen Urtheilen Sacchini's, Piccini's, Philidor's und Gretry's, Leſüeur ſelbſt ſchon ſeit dreißig Jahren zu dem Range der erſten Componiſten Europa's erhoben haben. Sacchini ſagte bereits im J. 1785 von Leſüeur, der damals noch ſehr jung war: „Ich kenne in Italien nur zwei Componiſten, die im Stande ſind, ſich ihm gleich zu ſtellen.“ Aber Leſüeur hat nicht allein viel für die Kirche gearbeitet; ſondern auch die große Oper iſt von ihm mit fünf Opern, welche die öffentliche Stimme für Werke der erſten Ordnung in dieſer Gattung erkannt hat, bereichert worden. Davon zeugt auch der Brief, in welchem ihm Paiſiello 1805 über die Senſation, welche ſeine Barden gemacht hatten, Glück wünſcht. Uebrigens hat das Markige, welches ſeinem Style ganz insbeſondere eigen iſt, ihm die Gunſt des vorigen Kaiſers in dem Maaße zugezogen, daß dieſer ihn nicht allein zum Nachfolger Paiſiello's ernannt, ſondern ihm auch eine goldene Tabacksdoſe hat überreichen laſſen, welche die Aufſchrift enthielt: „Der Kaiſer der Franzoſen dem Componiſten der Barden.“ Auch als Verfaſſer mehrerer theoretiſcher

Werke über die Muſik hat ſich Leſüeur bekannt gemacht und im Jahr 1787 ein Exposé détaillé d'une musique, une, imitative et particulière à chaque solennité (ausführliche Darſtellung der Muſik, in welcher dieſe an und für ſich ſelbſt, dann als nachahmend und endlich als Gelegenheitsmuſik betrachtet wird) in einem Octav-Bande herausgegeben. Unter mehreren vortheilhaften Urtheilen über dieß Werk zeichnet ſich insbeſondere dasjenige aus, welches der Graf von Lacepède 1787 über daſſelbe gefällt hat. Auch die Bemerkungen über die Melopöe, Rhythmopöe und über den erhabenen Charakter der alten Muſik (Notices sur la melopée, la rhythmopée et les grands caractères de la musique ancienne), welche Gail ſeiner Ueberſetzung des Anacreon vorgedruckt hat, ſind von Leſüeur. Auch hat dieſer in einem Briefe, welcher 1802 an Guillard geſchrieben und in ſechs Abſchnitte abgetheilt iſt, vortreffliche Ideen über die Compoſition und beſonders über die dramatiſche Muſik entwickelt. Noch beſchäftigt ſich Leſüeur ſchon ſeit langer Zeit mit einem ſehr ausführlichen Werke, welches den Titel führen wird: Traité général sur le caractère mélodique de la musique théatrale et imitative (Allgemeine Abhandlung über den melodiſchen Charakter der Theater- und nachahmenden Muſik). Indem wir hier alle die verſchiedenen Kirchenſtücke, welche Leſüeur für die kaiſerl. Hofkirche verfertigt hat, und welche ſich auf einige zwanzig Werke belaufen, übergehen, genügt es uns, ſeine dramatiſchen Compoſitionen anzuführen und ſie mit einigen kurzen Bemerkungen zu begleiten. La Caverne (die Räuberhöhle), Oper in drei Aufzügen, ward im J. 1793 im Theater Feydeau aufgeführt. Sie ward ausdrucksvoll, gelehrt und voll ſchöner Stellen befunden; nur wollte man eine zu große Fülle des Orcheſters darin entdecken. Seit 1798 wird ſie auch unter dem Titel: die Räuberhöle auf den deutſchen Theatern gegeben. Paul et Virginie (Paul und Virginie), ernſte Oper in drei Aufzügen, erſchien im J. 1794 auf demſelben Theater und erhielt einen noch ausgezeichnetern Beifall, als die vorige, welcher ſich ſeitdem, da dieſe Oper fortwährend auf dem Repertoire der franzöſiſchen Theater iſt, ſtets erhalten hat. Unter den affectvollen Stücken darin zeichnet ſich insbeſondere die Hymne an die Sonne aus, welche hernach ſehr oft in öffentlichen Concerten wiederholt worden iſt. Telemach, lyriſche Tragödie in fünf Aufzügen, ward 1796 auf demſelben Theater gegeben und zeichnet ſich durch maleriſche Geſänge, ſo wie durch einen gewiſſen phantaſtiſchen Schwung in der Behandlung aus. Les Bardes (die Barden), lyriſche Tragödie in fünf Aufzügen, wurde 1804 in der Académie de musique (auf dem großen Operntheater) aufgeführt und erhielt den allgemeinſten Beifall. Dieſe Muſik gab Veranlaſſung, daß man dem Componiſten derſelben vorzugsweiſe Genie für die Darſtellung des Erhabenen, mit Einfachheit verbunden, zugeſtehen zu müſſen glaubte. In dieſem Werke hat es Leſüeur verſucht, durch kraftvolle und ungewöhnliche Harmonieen den Eindruck zu vergegenwärtigen, den ſeine Zuhörer bei dem Leſen des Oſſian empfunden hatten. Unter den genial erfundenen Stücken zeichnen ſich beſonders zwei Chöre aus, die von ganz entgegengeſetztem Charakter ſind und anfangs in zwei auf einander folgenden Scenen, eine nach der andern, dann aber in einer dritten zuſammen geſungen werden und hier nur einen einzigen Chor ausmachen. La mort d'Adam (der Tod Adams), lyriſche Tragödie in drei Aufzügen, ward 1809 auf dem großen Operntheater aufgeführt und erhielt ſeiner höchſt einfachen, aber nichts deſto

weniger kräftigen und höchſt affectvollen Muſik wegen, nicht mindern Beifall, als ſeine vorigen Werke. Anfangs war die Darſtellung dieſer Oper durch die Cabalen des damaligen Operndirectors Sarette hintertrieben worden. Der Streit, welcher hierüber zwiſchen dieſem und Leſüeur entſtand und der meiſtens durch öffentliche Druckſchriften geführt wurde, nahm durch den Einfluß, welchen Sarette hatte, für Leſüeur einen ſo üblen Ausgang, daß dieſer, nach mehrern erlittenen Herabwürdigungen, endlich gar ſeines Amts entſetzt wurde. Nachdem aber einer ſeiner Freunde in einer muthigen und beredten Druckſchrift Leſüeur's Vertheidigung übernommen und Sarette's unrechtmäßiges Verfahren auseinandergeſetzt hatte, wirkte dieß ſo viel, daß der damalige Kaiſer ſich der Sache perſönlich annahm, Sarette ſeines Amts entließ und Leſüeur mit Ehren wieder in ſeine Stelle einſetzte. Hierauf wurden dann nicht allein ſein Tod Adam's, ſondern auch ſeine Barden, deren Aufführung ebenfalls bis dahin verzögert worden war, auf das Theater der großen Oper gebracht.

Leſüeur, (Euſtachius), geboren zu Paris im J. 1617, erhielt den erſten Unterricht in der Zeichenkunſt von ſeinem Vater, einem Bildhauer, und kam dann frühzeitig in die Schule des Simon Vouet, des eigentlichen Stifters der franzöſiſchen Malerſchule. Er zeichnete ſich bald durch mehrere Gemälde, die er in ächt italieniſchem Styl componirt hatte, aus, allein ſein Ruhm wurde erſt ſpäter auf die Folge von Gemälden, die er für die Carthäuſer in Paris fertigte, ſeinem Hauptwerk, völlig begründet. In 22 Bildern ſchilderte er hierin die Hauptſcenen aus dem Leben des heil. Bruno, des Stifters dieſes Ordens, und endigte dieſe, im J. 1649 begonnene Arbeit, binnen 3 Jahren. Noch während dieſer Beſchäftigung im J. 1650, malte er für die Goldſchmiedegilde die Predigt des Apoſtel Paulus zu Epheſus, ein Gemälde, welches der Kirche Notre-Dame zum Geſchenk gemacht, und ſpäterhin alle Jahre am erſten Mai daſelbſt öffentlich ausgeſtellt wurde: im folgenden Jahre zwei Vorſtellungen aus dem Leben des heil. Martin und andere Bilder für Paris. Unter ſeine vorzüglichſten ſpätern Arbeiten gehören noch verſchiedene mythologiſche Vorſtellungen, die er im Hotel Lambert malte. Sie enthalten Scenen aus dem Leben des Amor, welche man im ſogenannten Cabinet der Liebe ſieht, und die Muſen nebſt Apollo im Saal der Muſen. Mitten in ſeiner Laufbahn, kurz nach Vollendung dieſer Arbeit, raffte ihn der Tod im 38. Jahre ſeines Alters hinweg. Zu große Liebe für die Kunſt, zu anhaltendes Studium und zu angeſtrengter Fleiß hatten die Lebenskraft des jungen Künſtlers frühzeitig aufgezehrt, und waren die Urſachen ſeines Todes. Ohne in das Lob einzuſtimmen, welches dieſem Künſtler von ſeinen Landsleuten ertheilt wird, indem ſie ihn den franzöſiſchen Raphael nennen, ſo iſt doch unleugbar, daß Leſüeur ein Maler von ausgezeichnetem Talent und von großen Verdienſten geweſen iſt. Seine Ideen ſind edel und erhaben, ſeine Compoſition iſt einfach, überlegt und wohl geordnet; die Zeichnung iſt richtig, in gutem Geſchmack, und beweiſet ſein fleißiges Studium der Antike und der größten italieniſchen Meiſter, beſonders Raphaels; ſeine Gewänder ſind künſtlich, in großem Styl und wahr behandelt. Der Ausdruck ſeiner Figuren iſt voller Lebhaftigkeit und Charakter, ihre Stellungen ſind mannichfaltig, und nichts Manierirtes daran zu bemerken. Er arbeitete mit ungemeiner Fertigkeit und Freiheit des Pinſels, ſeine Farbengebung iſt lieblich und einfach, nur fehlt dem Colorit hinlängliche Wahrheit und Kraft, daher ſeinen Bildern eine gewiſſe Einförmigkeit, hie und da auch wohl eine zu

große Zierlichkeit zur Laſt gelegt werden kann. Daß Leſüeur eine ſo hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, als man ſie in ſeinen Werken findet, iſt um ſo bewundernswürdiger, weil er nie ſein Vaterland, ja kaum ſeine Vaterſtadt verlaſſen, ſich alſo nur nach den wenigen daſelbſt vorhandenen Vorbildern der Antike und der italieniſchen Schule gebildet hat. Raphael hat er vornehmlich nach den Kupferſtichen des Marc Anton ſtudirt. Leſüeur iſt wegen dieſer ſeiner Bildung als der eigentliche Repräſentant der franzöſiſchen Schule zu betrachten, denn Pouſſin, der noch über ihm ſteht, gehört doch mehr den Italienern, als den Franzoſen an. Leſüeur war ein Mann von ſanftem, aufrichtigem Charakter, und wurde auch deshalb von Jedermann geachtet, ungeachtet die Eiferſucht ſeines Nebenbuhlers Lebrün, der in der Kunſt den Ton angab und den Geſchmack tyranniſirte, ſeinen Ruhm bei Lebzeiten nie ganz emporkommen ließ. B — L.

Leſſing (Joh. Gotthold Ephraim) geboren den 22. Januar 1729 zu Kamenz, wo ſein Vater Prediger war, iſt weniger in der deutſchen Literatur, als in der Literaturgeſchichte, mit größtem Ruhme zu nennen. Er war es, der zu einer Zeit, wo deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft in die entſchiedenſte Plattheit, ja Nullität verſunken waren, mit gewaltiger Kraft und ſchneidender Schärfe des Geiſtes das Richtige in ſeiner Richtigkeit darſtellte, und ſo, kann er bisweilen gleich ſelbſt die Beſchränktheit und Vorurtheilshaftigkeit der Zeit, worin er lebte, nicht verläugnen, der Erſte unter den Deutſchen, der univerſellen Geiſt der Forſchung und Kritik ausſprach, welcher in Wiſſenſchaft und Kunſt die Eigenthümlichkeit unſers Volkes macht. Was gleichzeitig mit ihm Winkelmann und Klopſtock leiſteten, beſchränkte ſich zu ſehr auf abgeſchloſſene Sphären, um ein neues Leben in der Literatur, mit der hierzu nöthigen Vielſeitigkeit, aufzuregen. Leſſing aber ſelbſt, jeder bewundernden Ungründlichkeit geſchworener Feind, und gegen ſich ſelbſt ſchonungslos ſtreng, würde unwillig das Geſchrei einer nun faſt verſtummenden Menge vernehmen, welche ihn ſo gern zu einem der größten Dichter, vollendeten Kunſtkenner, kurz lieber zu allem in allem machte. Wahr iſt es, faſt in allem iſt er thätig geweſen, allein ſo wie er ſich ſelbſt nie für einen Dichter gehalten hat, ſo ſind auch ſeine Trauer= und Luſtſpiele eigentlich nur Exempel, recht kalt und beſonnen, ohne eigentlich ſchöpferiſche Dichterwärme, zu Belegen ſeiner Anſichten über Theater und dramatiſche Kunſt ausgerechnet. Seine Philoſophie iſt im Ganzen nur Fragment geblieben. Die Reſultate ſeiner Kunſtbetrachtungen und Unterſuchungen erſcheinen bei der Geiſtestiefe, womit in jüngſten Zeiten der Deutſche dieſes Feld allſeitig durchgedrungen iſt, oft unerheblich, unbegründet und zu ſehr von dem Geiſt der damaligen Kunſtphiloſophie behaftet, welche weniger, ja nie ſich damit befaßte, ein Kunſtwerk zu verſtehen, d. i. es erſtlich ſelbſt in allen Beziehungen ſeines lebendigen Organismus durchdringend zu begreifen und in ſich aufzunehmen, und ſodann mit hiſtoriſchem Geiſt ihm in dem Geſammtgebiete der Literatur und Kunſt ſeinen Platz anzuweiſen; ſondern hauptſächlich darauf ausging, das Kunſtgefühl, welches dem damaligen Zeitalter zu einem ſeltſamen Phänomen geworden war, ſich zu zerſetzen und zu enträthſeln. Wäre dieſes Beginnen auch gründlicher getrieben und mit mehr Glück ausgeführt worden, als es wirklich geſchah, man ſieht leicht, für eigentliche Kritik wurde dadurch wenig gewonnen. Jedoch trifft dieſe Bemerkung nicht alles, mehr nur dasjenige, was Leſſing früher über Kunſt und Poeſie ſchrieb. In ſofern hat er allerdings angefangen, ſich auf den rechten Weg zu wenden, als er auf ſcharfe Sonderung der Ar=

ten und Claſſen drang, und bei verſtändigſter Bewunderung der Alten, der Verkündiger der früheren ausländiſchen Literaturen, der engliſchen, ſpaniſchen und italieniſchen ward, zugleich aber das hohle Geſpenſt des franzöſiſchen Geſchmacks in ſeine Nichtigkeit zurückzuwerfen ſtrebte. Man muß über den rieſenmäßigen Geiſt des Mannes erſtaunen, welcher bei zahlreichen poetiſchen Verſuchen, kritiſchen, philoſophiſchen und artiſtiſchen Unterſuchungen aller Art, auf die umfaſſendſten theologiſchen Streitigkeiten einzugehen, und hier, indem er auf der einen Seite jene ekle Waare, jenes Gemiſch von poſitiver und Vernunftreligion, welches man damals unter dem Namen der Aufklärung zu verkaufen anfing, in ſeiner Erbärmlichkeit darſtellte, auf der andern aber in dem Nathan aller poſitiven Religion den Krieg ankündigte, noch unerreichte Muſter der Polemik aufzuſtellen wußte. Nach allem dem braucht wohl nicht ausdrücklich erinnert zu werden, daß das Unternehmen, dem Leſer eigentliche Reſultate aus Leſſings Schriften mitzutheilen, theils unerſprießlich, theils überhaupt unthunlich ſeyn würde. Das eigentlich Bleibende und Große in Leſſings Schriften, was aber nur durch Selbſtſtudium kennen gelernt werden mag, iſt der Styl, ſeine ſilberreine, leichte und doch kräftige Proſa, der reiche Witz, die unendlich rege Lebendigkeit des Geiſtes, womit er ſeine Unterſuchungen und Speculationen nicht eigentlich lehrt, ſondern gleichſam verdeckend mittheilt, auf dieſe Weiſe unwiderſtehlich zum Selbſtdenken reizend und auffordernd. Indem wir daher aufgeben, das Unbeſchreibliche zu beſchreiben, wenden wir uns zu Leſſings Biographie, aus welcher die Eigenthümlichkeit des ſeltenen Mannes nicht undeutlich hervorleuchtet, und zugleich werden wir ſeine Werke, oder doch die wichtigſten, nennen, wie er ſie in chronologiſcher Folge geſchrieben hat; verweiſen jedoch zuvor noch auf das gute Werk: Leſſings Gedanken und Meinungen, aus deſſen Schriften zuſammengeſtellt und erläutert von F. Schlegel, 3 Thle., Leipzig, 1804. Von demſelben Verfaſſer iſt ein ſehr guter Aufſatz in dem erſten Theile der Charakteriſtiken und Kritiken, ſo wie auch, jedoch mehr in bloßer Hinſicht der factiſchen Umſtände, der äußern Verhältniſſe, unter welchen Leſſing lebte, zu nennen: Gotthold Ephraim Leſſings Leben, nebſt ſeinem noch übrigen literariſchen Nachlaſſe von deſſen Bruder K. G. Leſſing, 2 Thle., Berlin, 1793. Noch eine Bemerkung über Leſſings Biographie. Wenn uns das mannigfach bewegte Leben der Künſtler und Gelehrten des Alterthums, oder ſogenannten Mittelalters, unendlich anziehend iſt, weil wir darin eine Urſache ihres auch in dem rein geiſtigen Gebiete lebendigen und kräftig geſunden Weſens zu entdecken glauben, ſo iſt Leſſings Leben aus dem entgegengeſetzten Geſichtspuncte intereſſant. Man ſieht wie dem wiſſenſchaftlichſten Geiſte die bloße Wiſſenſchaft nie genügen mag, wie ihm das Leben und deſſen mannichfaltige Abwechſelungen unentbehrlich ſind, und welchergeſtalt in einer Zeit die Künſtler und Gelehrten, als etwas nicht in ſie gehöriges, aus ſich hinaus in das Gebiet reiner Ideen nöthiget, jenes unbefriedigte Bedürfniß werkthätig in die Ereigniſſe der Außenwelt einzugreifen, in die ganzen Lebensverhältniſſe eines ſolchen, ſchwankende, ſich nirgends gefallende Unruhe bringt. — Nach dem erſten Unterricht in der Religion, welchen ihm ſein Vater gab, ein Mann von dem ſtrengſten lutheriſch-chriſtlichen Glauben, hatte er Privatunterricht bei einem gewiſſen Mylius, Bruder des nämlichen um Freigeiſterei willen verſchrieenen Mylius, mit welchem er ſpäter in Leipzig und Berlin, ſeinen Eltern zu nicht geringer Kränkung, in engere Verbindungen trat. Ein ſonderbarer Zufall ließ ihn in Kamenz Unterricht im Malen und Zeichnen bei einem Maler finden.

Als er hierauf in Königsbrück unter dem Rector Heinze die daſige Stadtſchule beſucht hatte, kam er 1741 auf die Fürſtenſchule zu Meiſſen, welche er, da er daſelbſt griechiſcher und lateiniſcher Sprache und Mathematik mit unbegränztem Eifer und glücklichſtem Erfolge obgelegen hatte, 1746 mit einer herkömmlichen Abſchiedsrede verließ, welche de mathematica barbarorum handelte. Er bezog die Univerſität Leipzig, und während er hier, außer Erneſti'n, keinen Profeſſor einer beſondern Aufmerkſamkeit würdigte, fühlte er bald das Bedürfniß, ſich durch gymnaſtiſche Uebung jene Leichtigkeit und Sicherſtelligkeit des Weſens und Benehmens zu verſchaffen, welche dem Gelehrten oft ſo kläglicherweiſe fehlt. Seine Bemühungen hierin ſollen nicht unglücklich geweſen ſeyn. Keiner Facultätswiſſenſchaft zugethan, und ſich ſchon den mannichfaltigſten literariſchen Beſtrebungen hingebend, ſchloß er bald mit dem nachherigen Kreisſteuer-Einnehmer Weiße jene Freundſchaft, welche beide auf Lebenszeit verband. Disputirübungen, welche er unter dem Hofrath Käſtner mit dem ſchon erwähnten Mylius, Zachariä, Heinrich und Joh. Adam Schlegel hielt, waren eine wiſſenſchaftliche Zeitverkürzung. Hier machte er auch Bekanntſchaft mit der Neuber, Directrice einer damals in Leipzig ſich aufhaltenden Schauſpielergeſellſchaft, und nahm zugleich Antheil an den Ermunterungen, einer hamburgiſchen Wochenſchrift. In derſelben ſind namentlich von ihm die beiden dramatiſchen Stücke: Damon, oder die Freundſchaft, und die alte Jungfer. Mit Weiſſe gemeinſchaftlich überſetzte er den Hannibal von Marivaux, und brachte den bereits ſchon auf der Schule angefangenen jungen Gelehrten nunmehr vollendet auf die neuberiſche Bühne. Bald beſtimmte ihn aber die Unzufriedenheit ſeiner ſtreng geſinnten Eltern, welchen des Sohnes Abgeneigtheit gegen jedes Brodſtudium, deſſen Umgang mit Schauſpielern, einer damals mehr als jetzt verrufenen Menſchenclaſſe, kurz ſein ganzes Thun und Treiben als höchſt ſtrafbar, ja ruchlos erſchien, auf einige Zeit in das väterliche Haus zurückzukehren. Aus dieſer Zeit ſind in ſeinen Gedichten noch eine Menge ſogenannter anacreontiſcher Lieder in einem Aufenthalte verfertigt, wo an Lieb' und Wein wenig zu erholen war. Von hier kehrte er wieder auf kurze Zeit zurück; da aber die Neuber einige vorzügliche Mitglieder ihres Theaters, was Leſſingen den Aufenthalt in Leipzig beſonders angenehm und wünſchenswerth machte, verloren, auch Mylius ſich bereits früher nach Berlin begeben hatte, ſo ſtand er ebenfalls nicht an, ſich dorthin zu begeben. Hier nahm er an einer Wochenſchrift des Mylius Antheil, gab mit ihm die Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, ſo wie eine Sammlung ſeiner Gedichte heraus. Aufſehn machte auch der Briefwechſel, in welchen er mit Voltaire gerieth, als deſſen Secretär Richier Louvain ein Exemplar von Vie de Charles XII. Leſſingen aus Freundſchaft früher gegeben hatte, als nach des Autors Abſicht dieß Werk öffentlich bekannt gemacht werden ſollte. Leſſing ging endlich, dem Wunſche ſeiner Eltern zu genügen, nach Wittenberg zurück, und nahm hier, wo er mit ſeinem bereits erwähnten Bruder K. G. Leſſing, dem nachherigen Conrector in Chemnitz, in eifrigſter und fröhlichſter Gemeinſchaft ſtudirte, die Magiſterwürde an. In dieſer Zeit überſetzte er das Werk des Spaniers Huarte von den Köpfen, ſchrieb eine Kritik der Meſſiade und war bemüht, eine Ueberſetzung derſelben in lateiniſchen Hexametern zu fertigen, um zu beweiſen, die Sprache in derſelben ſey keinesweges ſo ſchwer, als man behaupten wollte. Hier fertigte er auch ſeine Verbeſſerungen und Zuſätze zu dem 1750 und 1751 in 4 Quartbänden erſchienenen jöcheriſchen Gelehrten-Lexicon. 1753 vertauſchte er

Wittenberg wieder mit Berlin, und weil Mylius nicht länger daſelbſt bleiben wollte, übernahm Leſſing ſtatt ſeiner den gelehrten Artikel in der voſſiſchen Zeitung. 1753 — 54 erſchien der 2te und 3te Theil ſeiner kleinen Schriften, ſo wie auch das erſte und zweite Stück ſeiner theatraliſchen Bibliothek. 1754 machte er mit Nicolai und Moſes Mendelsſohn Bekanntſchaft, begab ſich jedoch auf einige Zeit gänzlich nach Potsdam, ſein Trauerſpiel Miß Sara Sampſon dort in ungeſtörter Einſamkeit auszuarbeiten. 1755 ging er abermals nach Leipzig, ward mit einem daſigen jungen Kaufmann, Namens Winkler, bekannt, als deſſen Geſellſchafter er auf leidliche Bedingungen eine große Reiſe antrat, welche aber, da eben der ſiebenjährige Krieg ausbrach, weiter nicht als bis Holland fortgeſetzt ward. Bei der Rückkehr verbitterte ihm zwar eine Streitigkeit mit Winkler, welcher ſich geizigerweiſe der beim Antritt der Reiſe gegen Leſſing übernommenen Verbindlichkeiten zu entbrechen ſuchte, ſo daß Leſſing deren Erfüllung nicht eher, als nach einem ziemlich langwierigen Proceſſe zu erlangen im Stande war, den Aufenthalt in Leipzig. Er ward jedoch ſchadlos gehalten durch die Bekanntſchaft mit dem berühmten preußiſchen Major von Kleiſt, welchen damals Dienſtverrichtungen in Leipzig feſthielten, und dem Freiherrn von Brawe, einem zu früh verſtorbenen, für die Geſchichte des damaligen Theaters merkwürdigen Trauerſpieldichter. 1757 fing er mit Nicolai und Moſes Mendelsſohn an, die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften herauszugeben. Hier begann er ſeine Virginia, welche ſpäter unter dem Namen Emilia Galotti vollendet und bekannt wurde. Unſtreitig unter ſämmtlichen dramatiſchen Stücken Leſſings dasjenige, was am fleißigſten ausgearbeitet iſt, und dabei das geiſtreichſte, mit Ausnahme des Nathan, welcher in eine ganz andere Sphäre gehört. Als Kleiſt 1759 zur Armee abging, und Weiße den Vorſatz gefaßt hatte, nach Paris zu reiſen, ging Leſſing wieder nach Berlin, wo er mit Mendelsſohn und Nicolai die Literaturbriefe herausgab, und 1760 Mitglied der königlichen Academie der Wiſſenſchaften wurde. Nicht lange darauf, man weiß nicht genau durch welche Verbindungen, ward er Secretär bei dem General Tauenzien, welcher Gouverneur und Generalmünzdirector in Breslau war. Mußte auch bei Leſſings großartigem Sinne die Abſicht, auf dieſer Stelle ſich einiges Vermögen zu erwerben, ſo leicht ſie jedem andern zu erreichen geweſen wäre, verunglücken, ſo war doch dieſe ungewohnte Veränderung ſeiner einförmigen, auf ſtetes Studiren beſchränkten Lebensweiſe, ja ſelbſt das Hazardſpiel, dem er ſich hier mit einer gewiſſen Heftigkeit, um der gewaltſamen Zerſtreuung willen, zu der es zwingt, ergeben zu haben ſcheint, von dem vortheilhafteſten Einfluß auf ſeine Geſundheit. In Breslau entwarf er Minna von Barnhelm, ſein bekanntes militäriſches Schauſpiel, dem bald zahlloſe militäriſche Dramen der Nachahmer folgten. Hier entſtand auch ſeine Schrift: Laokoon, oder über die Gränzen der Poeſie und Malerei; ſo wie er auch während der letzten Jahre ſeines daſigen Aufenthalts ſchon theologiſche Unterſuchungen anfing. 1765 verließ er Breslau gänzlich, und wandte ſich wieder nach Berlin, von neuem einzig und allein den Wiſſenſchaften zu leben. Allein bisher an ein freieres, nicht immer ſitzendes Leben gewöhnt, wollte dieß ihm anfänglich weniger behagen, ja im Mismuth über ſeine Lage ſoll er einmal den Plan gemacht haben, ſich an die Spitze einer reiſenden Schauſpielergeſellſchaft zu ſtellen. Zu verwundern iſt es daher nicht, daß er 1767 ſich nach Hamburg begab, wohin ihn die daſigen Theaterunternehmer unter vortheilhaften Bedingungen luden, obgleich ihm der Aufenthalt auch hier, wo er ſeine Dramaturgie

ſchrieb, durch Uneinigkeit der Vorſteher und ſelbſtgefällige Ungelehrigkeit der Schauſpieler ſehr verleidet ward. Zu gleicher Zeit kam er mit dem ungründlichen, aber dabei unendlich ruhmſüchtigen Geheimenroth und Profeſſor Klotz, auf Veranlaſſung von deſſen Schrift: über das Studium des Alterthums; und einer andern: über den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine und ihrer Abdrücke, in den famöſen Streit, welchen Leſſing ganz vernichtend gegen Klotzen beendigte. Im höchſten Mismuth über ſeine Lage, beſchloß endlich Leſſing eine Reiſe nach Italien zu machen, und nur der eben ſo ehrenvolle, als vortheilhafte Ruf nach Wolfenbüttel als Bibliothekar, welchen ihm, auf Veranlaſſung des Profeſſors Ebert und des damaligen Erbprinzen von Braunſchweig, der daſige Hof zukommen ließ, ein Hof, der zu jener Zeit faſt der einzige in Deutſchland war, wo neben der franzöſiſchen Literatur, Liebe und Beförderung für die deutſche zu finden war, verhinderte ihn an Ausführung dieſes Vorſatzes. Er verließ Hamburg im April 1769, um es mit ſeinem neuen Beſtimmungsorte zu vertauſchen. Er würde es ſchon früher gethan haben, hätte ſeine Verbindung mit Madame König, einer ungemein geiſtreichen und gebildeten Frau, für welche Leſſing alles dasjenige empfand, was er, ohne die Liebe näher als aus Dichtern zu kennen, empfinden konnte, ihn nicht ſo lange zurückgehalten hätte. Auf der wolfenbüttler Bibliothek entdeckte er das Manuſcript des Exſubſtantiators Berengarius von Tours, worin dieſer das Werk des Transſubſtantiators Lanfrankus widerlegt. Hier gab er auch die Fragmente eines Ungenannten, theologiſchen Inhalts, heraus, und ward dadurch in Streitigkeiten verwickelt, in denen er ſeinen regen Geiſt, ſein unvergleichliches Talent zur Virtuoſität in der Polemik auf das herrlichſte bewährte. Unter einer Menge Arbeiten, die ihn in Wolfenbüttel beſchäftigten, zum Theil aber nicht über den Anfang kamen, iſt auch ſein Aufſatz über das Alter der Oelmalerei. Ausſichten, die man ihm in Wien eröffnete, beſtimmten ihn 1775 eine Reiſe dahin zu machen. Indeß fixirte er ſich hier nicht, da der Prinz Leopold von Braunſchweig, der eben über Wien nach Italien reiſete, ihn in dieſes Land der Kunſt, was ſo lange das Ziel ſeiner Wünſche geweſen war, mitnahm. Vor der Abreiſe von Wien beehrte ihn die Kaiſerin Maria Thereſia mit einer ſehr gnädigen Unterredung, und gab ihm ein eigenhändiges Empfehlungsſchreiben an den Grafen Firmian in Mayland mit. Den 25. April 1775 ging er wirklich nach Italien ab, und war in der Mitte Decembers ſchon wieder mit dem Prinzen in München. Als er im Januar 1776 in Dresden war, wurde er dem damaligen Kurfürſten vorgeſtellt und von dieſem ſehr gnädig behandelt. Ehre und Gewinn, die ihm von dem mannheimer Hofe angetragen wurden, und ihn 1777 dahin eine Reiſe zu machen beſtimmten, verloren ſich als eitle Verſprechungen, bei dem Mangel an liberalen Ideen, welcher bei mehreren einflußreichen Vornehmen ihm im Wege ſtand. Auch Wolfenbüttel ſollte ihm noch unangenehme Stunden machen, da es bei ſeinen theologiſchen Streitigkeiten, beſonders mit dem Hauptpaſtor Götze zu Hamburg, endlich dahin kam, daß man ihn unter den ſchärfſten Cenſurzwang ſetzen wollte. Zu derſelben Zeit ſtarb ſeine Frau im Kindbette. Seiner theologiſchen Polemik ſetzte er mit dem Nathan die Krone auf. Er iſt ſchon oben erwähnt worden, und ein Gebildeter iſt nicht leicht mit deſſen Inhalt unbekannt. Unter dieſen Arbeiten aber litt er an immer wachſender Kränklichkeit, welche ihm bei den Verfolgungen und Chicanen, womit man wegen ſeiner theologiſchen Schriften gegen ihn verfuhr, nicht länger jovialiſchen Gleichmuth beizubehalten erlaubte. Nach einer

dauernden Geſundheitsſchwäche, welche vom 3ten bis 15ten Februar 1781 zur wahren Krankheit wurde, die ſich beſonders durch Engbrüſtigkeit äußerte, befiel ihn dieſes Uebel, als er ſich am 15ten des Abends, anſcheinend in recht leidlichem Befinden, zu Bette legte, auf einmal mit ſolcher Heftigkeit, daß er nach wenigen Minuten, ſich und den Umſtehenden unvermuthet, ſtarb. D. M.

Leß (Gottfried), zuletzt Conſiſtorialrath und erſter Hofprediger zu Hannover, wurde am 31. Jan. 1736 zu Conitz, einem weſtpreußiſchen Städtchen, geboren. Von ſeinem vierzehnten Jahre an beſuchte er das Collegium Fridericianum zu Königsberg, und bezog darauf in ſeinem ſiebenzehnten die Univerſität zu Jena, von wo er im J. 1757 nach Halle ging, und dort unter Baumgarten ſeinem Geiſte jene ausſchließliche Tendenz zur Theologie gab, die ihn ſpäter während ſeines ganzen Lebens auszeichnete. Nach vollendeten Studien, und da ſich für ihn in Halle keine Verſorgung ausmitteln laſſen wollte, begab er ſich nach Danzig, wo er privatiſirte und 1758 ſeine Abhandlung, die Ehre der Bekenntnißbücher der evangeliſch-lutheriſchen Kirche herausgab. Im J. 1761 wurde er zum außerordentlichen Profeſſor der Theologie zu Danzig ernannt, in welchem Amte er in dieſem und dem folgenden Jahre mehrere Programme ſchrieb. Bei der Reiſe, welche er hierauf mit Erlaubniß des akademiſchen Senats nach Holland und England antrat, machte er zu Hannover die perſönliche Bekanntſchaft Münchhauſens, der ihn ſchon als verdienſtvollen theologiſchen Schriftſteller kannte, und ihm deshalb eine außerordentliche Profeſſur der Theologie und die Univerſitätsprediger-Stelle in Göttingen antrug, welche Leß annahm und bei ſeiner Rückkehr aus England zu Michaelis 1763 auch wirklich antrat. Das Gepräge des Neuen und Ungewöhnlichen, welches ſeine Vorträge auf dem Katheder und auf der Kanzel auszeichnete, erregte Aufſehen und erwarb ihm ungemeinen Beifall. Dieß war die Blüthenzeit Leßens, und zugleich auch das goldene Zeitalter der theologiſchen Facultät zu Göttingen. Seine Kanzelreden entfernten ſich ſo weit vom gewöhnlichen Zuſchnitt, waren in ein ſo geſchmackvolles Gewand gehüllt, griffen ſo tief ins Leben und deſſen Verhältniſſe ein, und zeichneten ſich eben ſo ſehr durch frappante und überraſchende Gedanken, als durch Pathos und Fülle einer herzergreifenden Beredſamkeit aus, daß ihnen niemand widerſtehen konnte. Seine Betrachtungen über einige neuere Fehler im Predigen, welche das Rührende des Kanzelvortrages verhindern, 1765, und ſein Abriß der theologiſchen Moral, 1767, beurkunden einen Rigorismus, der ſelbſt damals nicht ganz gebilligt wurde. Er verdammte nämlich in dieſen Schriften die Schauſpiele, verlangte, daß der Sonntag auch zu einem Ruhetage für die Thiere beſtimmt ſeyn ſolle, hielt es folglich für Unrecht, ſich derſelben an dieſem Tage zu ſeinem Vergnügen zu bedienen, und erklärte die Unterlaſſung des Tiſchgebets für thieriſch. Aber um ſo ehrwürdiger war er, wenn er mit der ganzen Kraft der Wahrheit und mit einem heiligen Eifer von der Reinheit des Herzens und von der Heiligkeit des Lebens, von der Pflicht der Keuſchheit, des Gebets, von dem Verbrechen des Selbſtmordes und von ähnlichen Gegenſtänden ſprach. Ein wichtiger Zug ſeines Charakters iſt es, daß, da er nicht alle Sätze des kirchlichen Syſtems gegen die Deiſten, welche er zu bekämpfen ſich damals vorgenommen hatte, zu retten wußte, der ſtreng gewiſſenhafte Mann beinahe auf dem Puncte ſtand, ſeine Zweifel der Regierung zu entdecken, und zu erwarten, was dieſe über ihn beſchließen würde. Die Wahrheit, Göttlichkeit und

Wohlthätigkeit der chriſtlichen Religion zu erweiſen, und gegen die Naturaliſten, jedoch nicht im intoleranten Geiſte der alten Polemik, zu rechtfertigen, war und blieb nun das Hauptſtudium ſeines Lebens in Vorträgen und Schriften. Dieſem Streben verdankt man das zu ſeiner Zeit für claſſiſch geachtete Werk: Beweis der Wahrheit der chriſtlichen Religion, 1769, welches ſehr viele Auflagen erlebte, und die erweiterte und umfaſſendere Umarbeitung deſſelben, unter dem Titel: Ueber die Religion, ihre Geſchichte, Wahl und Beſtätigung, 1783. Zu dem Entwurf eines philoſophiſchen Curſus der chriſtlichen Religion gab ihm der Religionsunterricht Veranlaſſung, welchen er den engliſchen Prinzen zu geben hatte. Nachdem er im J. 1765 die ordentliche theologiſche Profeſſur, und im darauf folgenden die theologiſche Doctorwürde erhalten hatte, nöthigte ihn ſeine kränkliche Conſtitution 1774 eine Reiſe in die Schweiz und das ſüdliche Frankreich zu machen, von welcher er auch an Leib und Seele geſunder wieder in Göttingen anlangte. Nun erſchien 1779 ſeine chriſtliche Religions-Theorie für das gemeine Leben, oder Verſuch einer pragmatiſchen Dogmatik, deren dritte Auflage 1789 unter dem Titel: Handbuch der chriſtlichen Religions-Theorie für Aufgeklärtere, herauskam, welches Werk, als Handbuch zu ſeinen dogmatiſchen Vorleſungen unter allen ſeinen Schriften die meiſte Aufmerkſamkeit erregte. Ob nun gleich dieſes Werk nicht in allen Puncten die Erwartungen der Orthodoxen erfüllte, ſo triumphirten dieſe doch, daß er in Hauptlehren, und vorzüglich in der von Jeſu, dem Erlöſer, noch immer einer der Ihrigen war. Kurz darauf gab er auch 1778 eine neue Ueberſetzung der Briefe an die Corinther und Römer heraus, welche als eine Probe einer neuen Ueberſetzung des neuen Teſtaments, bei welcher ihm Michaelis Ueberſetzung des alten Teſtaments zum Vorbilde gedient hatte, gelten ſollte. Da Leſſing um dieſe Zeit durch ſeine wolfenbüttelſchen Fragmente die Grundpfeiler des Chriſtenthums erſchüttert, und auch die Glaubwürdigkeit der evangeliſchen Geſchichte in Anſpruch genommen hatte, ſo konnte der die Sache der hiſtoriſchen und ethiſchen Religion ſo warm vertheidigende Leß unmöglich dazu ſchweigen. Er ſetzte deshalb jenen Angriffen ſeine Auferſtehungsgeſchichte nach allen vier Evangeliſten entgegen. Im J. 1779 gab er in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde und Collegen, dem Doctor Miller, das neue göttingiſche Geſangbuch heraus. Im J. 1784 wurde er erſter Profeſſor der Theologie mit dem Charakter eines Conſiſtorialraths, ſah ſich aber, wegen zunehmender Kränklichkeit, zugleich genöthigt, die Univerſitätsprediger-Stelle niederzulegen und ſich, je nachdem es ſeine Kräfte erlauben würden, nur dann und wann eine Predigt vorzubehalten. Noch im J. 1787 trat er beim Jubelfeſte der Univerſität mit der ganzen feurigen Beredſamkeit ſeiner beſſern Zeit als Kanzelredner auf. Aber er hatte das Schickſal alles deſſen, was irdiſch iſt: es ſchien nämlich, als ob er nicht mehr gleichen Schritt mit dem ſchnellen Gange des Zeitalters zu halten im Stande ſey. Aber auch die neue, durch philoſophiſchen Geiſt ſich auszeichnende Dogmatik und Moral, vermochten es nicht, den alten Ruhm und Glanz der theologiſchen Facultät zu Göttingen wiederherzuſtellen, der nun einmal durch zu langes Hegen und Pflegen einer gewiſſen Orthodoxie, in den Augen eines großen Theils des jüngeren Geſchlechts verloren war. Leß, der ſonſt wohl in dem Rufe der Heterodoxie geſtanden hatte, den ſpäterhin bald die Orthodoxen, bald die Heterodoxen für den Ihrigen erklärt, oder den auch,

nach den Umſtänden, weder jene, noch dieſe für den Ihrigen anerkannt hatten; Leß ſah ſich allgemach in die Kathegorie der Orthodoxen verſetzt. Nun fing man auch an, ihn in öffentlichen Blättern ſtrenger und ſchärfer zu tadeln; Bahrdt ſprach in ſeinem Ketzeralmanach mit Muthwillen von ihm; ſein akademiſcher Beifall ſank und ſein Hörſaal ſtand endlich ganz leer. Was war alſo natürlicher, als daß Leß wünſchte, ſich zurückziehen zu können. Nichtsdeſtoweniger ernannte ihn der König 1792 an Koppens Stelle zum erſten Hofprediger in Hannover, welche Stelle Leß mit beſcheidener Erwähnung deſſen, was er fortan noch zu leiſten im Stande ſeyn werde, annahm. Nach Schlegels Tode erhielt er auch die Generalſuperintendentur von Calenberg und die Stelle des erſten geiſtlichen Raths im Conſiſtorium. Nun aber erlag endlich, unter den Beſchwerden dieſer neuen Aemter, denen er ſich mit erneuerter Jugendkraft hinzugeben ſchien, ſein geſchwächter Körper, und er ſtarb am 28. Aug. 1797.

Lethe, ein Fluß in der Unterwelt, deſſen Waſſer die Kraft hatte, die Seelen der Verſtorbenen, welche daraus tranken, alles auf der Erde erlittenen Ungemachs vergeſſen zu machen. Eigentlich mußten insbeſondere nur diejenigen Seelen daraus trinken, welche wieder auf die Oberwelt in neue Körper zurückkehren ſollten, damit ſie auch zugleich die im Elyſium genoſſenen Freuden vergeſſen möchten.

Letten machten urſprünglich mit den Litthauern ein einziges Volk aus, und ſind alſo eigentlich ein Stamm der Slaven, oder Finnen. Beide Völker redeten auch einerlei Sprache, und ſelbſt die Namen derſelben ſcheinen im Grunde einerlei zu ſeyn. Die Provinzen an der Oſtſee, welche wir jetzt unter den Namen Liefland, Eſthland, Curland, und Semgallen kennen, gehörten ſchon in den früheſten Zeiten zum ruſſiſchen Staate, zahlten dieſem aber nur Tribut und lebten übrigens nach eigener bürgerlicher Verfaſſung. Die Ruſſen widerſetzten ſich nicht einmal den Verſuchen fremder Eroberer, die hier eine neue Herrſchaft zu gründen anfingen. So geſchah es, daß ſie ſich, beſonders während der inneren Zerrüttung in Rußland, ganz von demſelben abriſſen, und ſpäterhin erſt dann wieder zur Unterwürfigkeit gebracht werden konnten, als Peter der Große ſeine Rechte auf dieſe Provinzen wieder geltend zu machen wußte. Dem übrigen Europa blieb Liefland größtentheils unbekannt, bis im J. 1158 bremiſche Kaufleute, die einen neuen Handelszweig nach Norden ſuchten, und auf ihrem Wege nach Wisby auf Gothland, vom Sturme an die Küſte Lieflands verſchlagen wurden, dieſes Land zu beſuchen anfingen. Achtzehn Jahre nachher ließ ſich ein Auguſtinermönch, Namens Meinhard, nebſt vielen andern Deutſchen, in Liefland nieder. Er bekehrte die Einwohner zum Chriſtenthume und machte ſich zu ihrem Biſchofe. Allein erſt dem dritten Biſchofe nach ihm, Albrecht, der mit einem neuen Zuge von Kreuzfahrern nach der Düna kam, gelang es, daſelbſt einen ſichern Grund für ſeine geiſtliche Herrſchaft zu legen. Er erbaute 1200 die Stadt Riga, und verlegte den Sitz des Biſthums dahin. Gegen das Ende dieſes Jahrhunderts bemächtigte ſich der däniſche König Knud VI. dieſer Provinzen, welche aber von einem ſeiner Nachfolger, Waldemar III., für eine Summe Geldes dem deutſchen Orden, mit welchem der im J. 1201 vom Biſchofe Albrecht geſtiftete Schwerdtbrüder-Orden vereinigt war, wieder abgetreten wurden, ſo daß alſo der deutſche Orden ſich fortan im Beſitze von Liefland, Curland, Semgallen und Eſthland befand. Jedoch bewirkte endlich die Schwäche des Ordens, der ſich außer Stande ſah, den Bemühungen des Zaars Iwan II. Waſiljewitſch

welcher dieſe dem ruſſiſchen Reiche entriſſenen Provinzen wiedererobern wollte, Widerſtand zu leiſten, im J. 1561 eine völlige Auflöſung des ganzen Staates. Eſthland begab ſich unter ſchwediſchen Schutz, Liefland verband ſich mit Polen, und Curland nebſt Semgallen ward ein eigenes Herzogthum unter polniſcher Hoheit, welches der letzte Heermeiſter des deutſchen Ordens, Gotthard Kettler, von dieſer Krone zum Lehen erhielt. Von dieſer Zeit an ward Liefland der unglückliche Zankapfel, um welchen ſich Schweden, Ruſſen und Polen faſt ein ganzes Jahrhundert ſtritten. Doch wäre es während dieſes Zeitraums beinahe ein eigenes Königreich geworden. Aber zuletzt behielt Schweden die Oberhand, und in dem Frieden zu Oliva im J. 1660 vereinigte es dieſe Provinz mit Eſthland. Beide Länder kamen endlich durch den nyſtädtiſchen Frieden 1772 an das ruſſiſche Reich, und bilden jetzt die Statthalterſchaft Riga und Reval. — Liefland gränzt gegen Oſten an Ingermannland, gegen Süden an Litthauen und Samogitien, gegen Weſten an die Oſtſee und gegen Norden an den finniſchen Meerbuſen. Es iſt fruchtbar an Gras und Getraide, und beſteht aus zwei Landſchaften, Eſthland und Liefland (Eſthen und Letten) wovon das erſte am finniſchen Meerbuſen, letzteres aber gegen die curländiſchen und polniſchen Gränzen liegt. Die Letten ſind größtentheils leibeigen; ihr ehemals hartes Schickſal und der wahrhaft empörende Druck, unter welchem ſie von ihren adeligen Tyrannen gehalten wurden, iſt durch eine kaiſerliche Verordnung vom J. 1804 ſehr gemildert worden. Außer ihnen befinden ſich noch viele Deutſche, Ruſſen und Schweden im Lande. Die meiſten Einwohner ſind Lutheraner; doch haben auch Reformirte, Katholiken und Griechen freien Gottesdienſt. Im J. 1783 bekam das Land eine ganz neue Verfaſſung: aus Liefland wurde die rigaiſche, und aus dem ſonſt damit vereinigten Eſthland die revaliſche Statthalterſchaft errichtet. Doch ſtellte Kaiſer Paul 1797 den Namen Liefland wieder her. Es ward ehemals in neun, jetzt aber in fünf Kreiſe eingetheilt: in den rigaiſchen, arensburgiſchen, dörptiſchen, wendiſchen und den pernauiſchen. Die Größe der Statthalterſchaft wird auf 938 Quadratmeilen mit 530,000 Einwohnern angegeben.

Lettres de Cachet, ſ. Cachet.

Leuchtethurm, ſ. Pharus.

Leucippus, ein Philoſoph der eleatiſchen Schule und Lehrer des Democrit. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt eben ſo wenig bekannt, als daß man ſeinen Geburtsort mit Beſtimmtheit anzugeben vermöchte. Nach einigen war er aus Abdera, nach andern aus Elea, wieder nach andern von der Inſel Melos gebürtig, und lebte 500 v. Chr. Geburt. Sein Lehrer war Zeno, der Eleatiker. Um den Streit der Vernunft mit der gemeinen Sinnenerfahrung, die Subſtanz der Dinge und die Bewegung derſelben betreffend, welcher damals die Philoſophen beſchäftigte, zu vermitteln, ward er Erfinder eines neuen philoſophiſchen Syſtems, nämlich des ſogenannten Atomen-Syſtems. Die ältern Eleatiker leugneten die Wirklichkeit der Bewegung und die Vielfachheit der Dinge, indem ſie alles Vorhandene auf eine einzige ewige und unveränderliche Subſtanz zurückführten. Da dieß nun freilich der gemeinen Sinnenerfahrung zuwider war; ſo hatten bereits mehrere der ältern Eleatiker einen Mittelweg einzuſchlagen verſucht, aber immer noch keinen mit ganz glücklichem Erfolge. Leucipp ſuchte ſich nun folgendermaßen zu helfen. Er nahm einen leeren Raum an, weil, ſagte er, wegen der Undurchdringlichkeit der Körper nicht mehr als ein einziger Körper in

einem und ebendemſelben Raume vorhanden ſeyn kann, folglich, wenn der Raum nicht leer wäre, kein Körper irgendwo exiſtiren könnte; ferner, weil jeder Körper in einen kleineren Raum zurückgedrängt werden könne, welches nicht möglich ſeyn würde, wenn er nicht vorher etwas Leeres enthielte; weil die Erfahrung unwiderſprechlich lehre, daß die Körper ſich bewegten, wüchſen, abnähmen, welches alles doch ohne Raum unmöglich ſeyn würde. Bei der Vorſtellung des Raums iſt an keine Gränze zu denken; alſo erklärte ihn Leucipp für unendlich, wodurch denn auch die Unendlichkeit des ſubſtantiellen Univerſums gegeben war; eben ſo erklärte er auch den Raum für ewig, weil ſeine Atomen ewig waren. In dieſem Raume nun befinden ſich eine zahlloſe Menge ſo kleiner Körperchen, daß ſie ſinnlich nicht wahrgenommen werden können. Sie ſind an und für ſich untheilbar, daher der Name Atomen. Denn wollte man ihnen eine unendliche Theilbarkeit beilegen; ſo würden ſie zuletzt in nichts hinſchwinden. Dieſe Atomen nun bewegen ſich von Ewigkeit in dem unendlichen leeren Raume, und bilden durch ihre Vereinigung und Trennung das Entſtehen und Vergehen der Dinge. Da die Einheit nie Mehrheit, und die Mehrheit nie Einheit werden kann; ſo können auch die Atomen bei ihrer Vereinigung keine wahre Einheiten bilden, ſondern bloße Aggregate, ſo daß ihr gegenſeitiges Wirken und Leiden nur auf bloße Berührung hinausläuft. Ihrem Weſen nach, als Realitäten, ſind alle Atomen einander völlig gleich, dennoch von unendlicher Mannichfaltigkeit der Formen und Geſtalten, und dadurch läßt ſich auch vollkommen die Mannichfaltigkeit der durch ſie gebildeten Körper erklären. Außer durch die Mannichfaltigkeit der Figuren, unterſchiden ſich auch die Atomen noch durch ihre örtliche Lage und die Ordnung, wie ſie zuſammengeſetzt ſind. Lage und Ordnung ſind aber nur die Grundeigenſchaften der Atomen; durch ihre Verbindung und Trennung entſtehen noch andere Eigenſchaften von der zweiten Ordnung (qualitates secundariae), z. B. das Harte, das Weiche, die Farbe, der Ton, der Geruch, der Geſchmack u. ſ. w. So viel man übrigens aus den wenigen auf uns gekommenen Nachrichten hat abnehmen können, dachte ſich Leucipp die Entſtehung der Welt durch die Bewegung der Atome folgendermaßen. Aus der unendlichen Menge der Atome riſſen ſich einige los, fielen auf und durch einander, und verurſachten dadurch eine wirbelnde Bewegung, mittelſt welcher ſich eben ſo das Gleiche zu Gleichem geſellte, als ſich das Entgegengeſetzte trennte. Bei der nothwendig ungleichen Geſchwindigkeit der Bewegung der Körper, werden die kleineren nach außen getrieben, welche dann gleichſam eine Haut oder ein Gewebe um einen Kern bilden. Die gröberen, in dieſer Haut befindlichen Körper, ſenken ſich niederwärts und verdünnen durch ihr gegenſeitiges Reiben die umſchließende Haut. Die niederwärts geſenkten Körper machen die Erde aus; die Haut ſelbſt entzündet ſich zuletzt, und durch dieſe Entzündungen entſtehen die Sterne. Wie Leucipp die einzelnen Elemente ſich formen ließ, wiſſen wir nicht recht. Dem Feuer gab er eine runde Geſtalt; die übrigen Elemente, Waſſer, Luft und Erde, ließ er bloß durch Größe und Kleinheit ſich unterſcheiden. Das Feuer, als das feinſte, leichteſte und flüchtigſte, machte er zur Weltſeele, zum Princip des Lebens, Empfindens und Denkens. Doch waren dieſe letztern Modificationen, nach Leucipp, nicht in der Natur der Atome, ſondern blos in der Art ihrer Zuſammenſetzung begründet. Das Seelenweſen (die Feueratome) iſt durch den ganzen Körper verbreitet; Menſchen und Thiere athmen es mit der Luft ein, daher auch mit dem Ende des Athemholens das Le-

ben aufhört. Die Weltſeele iſt eben ſo wie alles übrige, blos ein Werk des blinden Zufalls. Denn eine verſtändige Schöpfung nach Zwecken, ſcheint von Leucipp nicht anerkannt worden zu ſeyn; auch iſt in ſeinem Syſteme nie die Rede von Göttern.

Leucothoe, Tochter des Archamus, Königs von Achämenia, und der Eurynome, ward vom Apollo geliebt. Da aber die frühere Geliebte deſſelben, die Klythie, darüber in Zorn gerieth und dem Vater der Leucothoe das Liebesverſtändniß ſeiner Tochter mit dem Apollo verrieth; ſo ließ dieſer ſie lebendig in die Erde vergraben. Apollo aber verwandelte ſie in eine Weihrauchsſtaude, die zum immerwährenden Andenken ihrer Zärtlichkeit und ihres Schickſals, aus dem Grabe derſelben hervorſproßte.

Leuthen, ein niederſchleſiſches Dorf im Fürſtenthume Breslau, gegen die Neumark und die liegnitziſchen Gränzen zu gelegen, iſt wegen der Schlacht berühmt, in welcher Friedrich II. in der Nähe deſſelben, am 5. Dec. 1757, einen großen Sieg über die Oeſterreicher erfocht, in Folge deſſen er noch in demſelben Jahre Breslau wiedereroberte und den Feind aus Schleſien vertrieb.

Leuwenhöck (Anton von), ein berühmter Phyſiker, wurde 1632 zu Delft geboren und zeichnete ſich insbeſondere durch die Verfertigung ſeiner Mikroskop- und Brillen-Gläſer aus. Seine übrigen Entdeckungen, von denen einige von anerkanntem Nutzen, andere hingegen wahrhaft chimäriſch ſind, haben ihm einen Namen gemacht. Zu letztern gehört ſein Syſtem der Saamenwürmer, welches er, ſtatt des Syſtems der Eier, zum Princip der Zeugung machen wollte. Dieſe Hypotheſe, welche anfangs den Reiz der Neuheit für ſich hatte, ward bald vergeſſen. Leuwenhöcken fehlte es überhaupt ſowohl am eigentlichen Studium, als beſonders am tieferen Scharfſinn, welcher allein im Stande iſt, Licht über die Wiſſenſchaften zu verbreiten. Doch muß man es ihm Dank wiſſen, zur Entdeckung der Keime beigetragen zu haben, welche, wie ein gewiſſer Philoſoph behauptet hat, allein im Stande iſt, den Atheismus zu widerlegen. Er ſtarb im J. 1725. Zu Delft, in der alten Kirche, iſt ihm ein prachtvolles Grabmahl mit einer hochtönenden Grabſchrift errichtet worden. Er hat in holländiſcher Sprache verſchiedene Werke herausgegeben, die unter dem Titel: Arcana naturae detecta, in 4 Quartbänden (Delft, 1695—1719), ins Lateiniſche überſetzt, und nachher (Leyden, 1722) wieder aufgelegt worden ſind. Im J. 1722 hat man auch in einem Quartbande ſeine Briefe an die königliche Geſellſchaft zu London, deren Mitglied er war, und an verſchiedene Gelehrte herausgegeben.

Levante, die (aus dem Ital. il levante, Franz. le levant, der Oſten oder Morgen), bezeichnet bei den Europäern im Allgemeinen alle diejenigen Länder, welche um das mittelländiſche Meer, überhaupt nach dem Morgen zu, liegen. Im engeren Sinne, und beſonders bei den Engländern, werden darunter nur die aſiatiſchen, am Archipelagus belegenen Küſten, von Konſtantinopel an bis hinunter nach Alexandrien in Aegypten, verſtanden. In dieſer im engeren Sinne genommenen Levante (türkiſch Anadoly), welche ungefähr das alte Kleinaſien in ſich begreift, ſind unter den Handelsſtädten, außer den beiden genannten Städten, noch Smyrna, Scanderona (Alexandrette) und Aleppo berühmt. Dieſe eigentliche Levante ſteht unter türkiſcher Hoheit, hat ein ſehr warmes Clima, viele Berge, aber auch ſehr fruchtbare Ebenen, und wird von Türken, Armeniern und Griechen bewohnt. Die Hauptproducte des Landes ſind: Getraide,

Reis, Tabak, Südfrüchte, Oliven, Baumwolle, Seide, Kämelhaare (von der angoriſchen Ziege) und mehrere Mineralien. Der ſogenannte levantiſche Kaffe wächſt nicht in der Levante, ſondern in Arabien. Der wichtigſte Platz für den dortigen Handel iſt Smyrna (türkiſch Jsmir), eine große Stadt an einem Meerbuſen des Archipelagus, mit wenigſtens 100,000 Einwohnern, unter welchen ſich viele Juden und Europäer (daſelbſt Franken genannt) befinden.

Lever, das, (franz. le lever, das Aufſtehen) bedeutet die Aufwartung, welche regierenden Perſonen bei ihrem Aufſtehen gemacht wird. Jn Frankreich hatte man ehemals das große und das kleine Lever (le grand et le petit lever). Bei erſterm wurden, außer dem eigentlichen dienſtthuenden Kammerſtaate, nur begünſtigte Perſonen zugelaſſen; letzteres hingegen beſtand aus dem ganzen Hofſtaate. S. Coucher.

Lexicon (ein Wörterbuch). Unter den griechiſchen Wörterbüchern iſt das Onomaſticon, welches Julius Pollux 180 v. Chr. Geb. ſchrieb, eins der älteſten. Heſychius von Alexandrien, von deſſen Zeit man nur ſagen kann, daß er in dem Zeitraume von 201 bis 600 gelebt hat, ſchrieb zuerſt unter den Chriſten ein griechiſches Lexicon, welches er Gloſſarium nannte. Nach Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften gab Johann Creſtonus (Craſtonus; Johannes Placentinus, weil er aus Piacenza gebürtig war), im J. 1483 das erſte griechiſch-lateiniſche Wörterbuch zu Vicenza heraus. Unter den Römern ſchrieb M. Terentius Varro, welcher 638 nach Roms Erbauung geboren wurde, zuerſt ein lateiniſches Wörterbuch; ein ähnliches gab Papias im eilften Jahrhunderte heraus. Nach Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften ſchrieb Johann Balbus (de Balbis; de Janua; Januensis, † 1298) das erſte lateiniſche Lexicon. Es wurde 1460 zu Mainz unter dem Titel Chatolicon gedruckt. Unter den Deutſchen war Johann Reuchlin der erſte, welcher ein lateiniſches Lexicon ſchrieb. Das erſte hebräiſche Wörterbuch ſchrieb Rabbi Menachem Ben Saruck (Ben Jacob) im neunten Jahrhunderte. Aehnliche gaben Johann Reuchlin zu Pforzheim 1506, und Johann Förſter zu Baſel 1564 heraus. Rabbi Ben Jechiel († 1106) ſchrieb im eilften Jahrhunderte das erſte talmudiſche Wörterbuch. Das erſte arabiſche Lexicon unter den Chriſten gaben Peter de Alcala 1505 zu Granada in ſpaniſcher Sprache, und unter den Niederländern Franciscus Raphelengius (geb. 1539, † 1597) 1613 zu Leyden heraus. Das erſte ſyriſche Lexicon ſchrieb Andreas Maſius 1571 zu Antwerpen, das erſte äthiopiſche und amphariſche Hiob Ludolf 1661 zu London, das erſte americaniſch-peruvianiſche Dominicus a. S. Thoma im ſechszehnten Jahrhunderte, das erſte japaniſche Johann Ferdinand, das erſte deutſche der Erzbiſchoff zu Mainz Rabanus Maurus († 859), das erſte deutſche gedruckte, unter dem Titel: Theutonista, Gerhard von Schuren 1477 zu Cölln, und das erſte hebräiſch-griechiſch-lateiniſche Sebaſtianus Münſter 1530 zu Baſel. Das älteſte Gelehrten-Lexicon (welches aber verloren gegangen) ſchrieb Callimachus v. Chr. Geb.; jetzt iſt das von Suidas aus dem eilften Jahrhunderte das älteſte. — Lexicograph heißt derjenige, welcher ein Lexicon ſchreibt.

Leyden, eine große, volkreiche, ſchöne, und nach Amſterdam die größte Stadt in Süd-Holland, am alten Rheine, der aber nur wie ein Graben ausſieht, hatte in 10,900 Häuſern ehemals nahe an 48,000 Einwohner (nach andern gar 109,000), die aber im J. 1796 auf 30,955 heruntergeſunken waren. Die dortige Univerſität, welche 1575 geſtiftet

wurde, zeichnet ſich durch den berühmten botaniſchen Garten, das anatomiſche Theater, das aſtronomiſche Obſervatorium und durch die koſtbare Bibliothek mit ihren ſeltenen Manuſcripten aus. Am 6. Nov. 1815 wurde ſie aufs Neue eingeweiht, bei welcher Gelegenheit ihr auch der König das reiche, ehemalige Erbſtatthalteriſche, nun wieder aus Paris zurückgekommene Naturalienkabinet zum Geſchenk machte. Auſſer mehreren vorzüglichen öffentlichen Gebäuden bemerken wir nur die vortrefflichen Gärten mit ihren Gewächſen. Die Stadt ſelbſt war die vierte im Range derjenigen Städte, welche Deputirte zur Verſammlung der Provinz Holland ſchickten. In der Nähe wird die beſte holländiſche Butter, auch ſehr viel Käſe verfertigt. Einen beträchtlichen Nahrungszweig machten ehemals auch die vielen hieſigen Buchdruckereien aus. Johann Bockolt, der Schneider, der ſich 1534, als das Haupt der Wiedertäufer, zum Könige von Münſter aufwarf, iſt hier geboren worden. Im J. 1574 ſtarben, während der ſpaniſchen Belagerung, an Hunger und Peſt über 6000 Menſchen; eine Belohnung für dieſe muthig überſtandenen Drangſale war die Univerſität. Leyden iſt der Hauptplatz für die Wollfabriken, und den daraus folgenden inländiſchen Wollhandel, welchem die geräumigen Straßen (unter welchen die breite Gaſſe eine der ſchönſten Straßen in Europa iſt) und die vielen breiten Canäle zu großer Bequemlichkeit dienen. Doch ſind von den ehemals daſelbſt vorhandenen 100 Tuchfabriken nur noch 20 im Gange, und in der letzten Zeit haben auch dieſe ſo ſehr abgenommen, daß man, ſtatt 25,000, jetzt jährlich nur noch 2000 Stück Tuch verfertigt. Die Stadt hatte am 12. Febr. 1807 das große Unglück, daß ein mit 40,000 Pfund Pulver beladenes Schiff, welches in der Stadt lag, in die Luft flog, durch deſſen Exploſion, welche man 6 1/2 Meile weit hörte, die zu beiden Seiten des Canals ſtehenden Häuſer zuſammenſtürzten, und eine ſehr große Menge Menſchen ihr Leben verloren. Der Schaden ward auf anderthalb Millionen Gulden geſchätzt.

Leydner Flaſchen, ſ. Flaſchen.

Leydner (Kleiſtiſches) Vacuum iſt eine belegte Flaſche, aus welcher man bei elektriſchen Verſuchen die Luft ziehen, und damit Erſcheinungen des elektriſchen Lichts im luftleeren Raume darſtellen kann.

Leyen (zur Leyen), Schloß und ehemalige Herrſchaft im Kurtrierſchen, nun aber zum preuſſiſchen Großherzogthum Niederrhein gehörig, an der Moſel, zwei Meilen von Coblenz, ſeit 1803 zum franzöſiſchen Departement des Rheins und der Moſel gehörig, iſt das Stammhaus des reichsgräflichen Geſchlechts von der Leyen und Hohengeroldsegg, und enthielt auf 8 Meilen 19,000 Unterthanen und 85,000 fl. Einkünfte. Da die Familie keine Kreisſtimme gehabt, auch keine Kriegskoſten getragen hatte: ſo iſt ihr, nachdem der größte Theil ihrer Beſitzungen in franzöſiſchen Beſitz gerathen, in Regensburg keine Entſchädigung zugetheilt, und ſie auf die Aufhebung des Sequeſters verwieſen worden. Dagegen wurde der Graf Philipp Franz, durch Verwendung ſeines Oheims von mütterlicher Seite, des Fürſten Primas, i. J. 1806 Mitglied des Rheiniſchen Bundes, und erlangte als ſolches die fürſtl. Würde, und die Souverainität über die kleine Grafſchaft Geroldseck, welche ſein Haus ſeit 1711 als Oeſterreichiſches Lehn inne gehabt, und die zwiſchen der Kinzig und dem Rhein, mitten im Badenſchen Gebiete liegt. Zum Rheiniſchen Bunde ſtellte dieſes Ländchen ein Contingent von 29 Mann. Bey dem i. J. 1813 erfolgten Umſchwunge der Dinge in Deutſchland wurde dem Fürſten die Selbſtſtändigkeit nicht

bewilligt, ſondern das Land occupirt, und vermöge des 52. Art. des Kongreßinſtrumentes dem Hauſe Oeſterreich zugetheilt. Vermuthlich wird daſſelbe in Zukunft einen Beſtandtheil des Großherzogthums Baden ausmachen.

Leyer (deutſche Leyer, lira tedesca, Bauern-Leyer, lira rustica oder pagana) darf mit der Lyra der Alten durchaus nicht verglichen werden. Sie hat einen länglichen Kaſten, der auf einer Seite dem untern Theile einer Geige gleicht. In den Seitenwänden befindet ſich eine Art Claviatur, welche aus 10 bis 12 Tangenten beſteht, durch welche die zwei Saiten, welche innerhalb des Kaſtens liegen, verkürzt werden, und einen Tonumfang von 10 bis 12 diatoniſchen Stufen bilden. Die Saiten werden durch ein mit Colophonium beſtrichenes Rad intonirt, welches mit der rechten Hand vermittelſt einer Kurbel (Griff, Dreher) gedrehet wird, während die Finger der linken Hand die Tangenten bewegen. Leyerorgel (Tragorgel) iſt ein von der Leyer verſchiedenes Inſtrument, ohne Claviatur, aber inwendig mit einer Walze verſehen, welche von außen durch eine an der Seite befindliche Kurbel in Umtrieb gebracht wird. Auf dieſer Walze befinden ſich verſchiedene meſſingene oder eiſerne Stifte, die durch Berührung der innern Tangenten den Wind in die Pfeifen bringen.

L'Hombre (L'Hombreſpiel) wurde nach Einigen im J. 1430 von den Spaniern erfunden, von denen es die Mauren kennen lernten. Man ſpielte es anfangs mit der Trappolier-Karte.

Libanon oder Antilibanon ſind zwei parallellaufende Gebirge in Syrien, welche Paläſtina nördlich begrenzen. Berühmt ſind die Cedern von Libanon, deſſen Wälder den Phöniziern das Holz zum Schiffbau darboten. In dieſen Gebirgen wohnt jetzt das Volk der Druſen.

Libatio war bei den Römern eine Art von Opfer, welche darin beſtand, daß man einen Kuchen von Mehl oder dergleichen, auf den Altar legte und etwas davon verbrannte: oder man goß auch etwas Wein auf den Altar. Auch bei den häuslichen Mahlzeiten geſchahen Libationen, indem man den Laren etwas Speiſe in das Feuer auf dem Heerde warf. Von allen Früchten legte man ebenfalls einen kleinen Theil den Göttern zu Ehren auf einen Altar, Tiſch u. ſ. w., oder warf dergleichen den Meergöttern zu Ehren ins Meer. Bei den Leichen geſchah die Libation erſt den neunten Tag nach der Verbrennung oder Beerdigung und zwar beſonders mit Milch, Wein oder Blut, und damit pflegte man die Leichenfeierlichkeiten zu beſchließen. Bei den Opfern mußte der Prieſter den Wein, womit er das Opferthier beſprengte, vorher koſten und eben daſſelbe auch diejenigen thun laſſen, welche das Opfer brachten. Dieſe Handlung hieß libare (delibare), welches daher etwas eben anrühren oder koſten, bedeutet.

Libau, eine kleine ruſſiſche Handelsſtadt und ſeichter Hafen an der Oſtſee in Curland, hat meiſtens hölzerne Häuſer, eine anſehnliche lutheriſche Stadtkirche, eine katholiſche Kirche, eine gute Schule und wohlhabende Einwohner. Der Handel dieſer Stadt iſt bedeutend; man glaubt ihn jedoch durch Vertiefung des Hafens noch beträchtlicher zu machen.

Libell (libellus), eigentlich ehemals bei den Römern eine jede kleine Schrift von einigen Blättern, beſonders der gerichtliche Anſchlag bei Auctionen, welcher öffentlich angeſchlagen wurde; bedeutete dann auch jede Klagſchrift, welche der Ankläger dem Prätor überreichte (in welchem Sinne auch wir noch jetzt Klaglibell ſagen); ferner die Bittſchreiben an die Kaiſer und Sendſchreiben derſelben

an den Senat; auch ihre öffentlichen Verordnungen an das Volk. Libellus delatorius bedeutete eine heimliche Denunciation, welche durch heimliche Auflaurer gemacht wurde. Libellus famosus war ein eigentliches Pasquill (Schmähſchrift), worin die Ehre eines andern angegriffen wurde. Unter Auguſt wurden die Urheber derſelben verbrannt; gleichergeſtalt ſprach ihnen das Geſetz der zwölf Tafeln den Tod zu. War das Pasquill jedoch unbedeutend, ſo wurden die Verfaſſer geprügelt, auch wohl nur mit Ehrloſigkeit belegt.

Liber, ein Beiname des Bacchus bei den Römern, bei welchem man ſich den Begriff eines Löſers und Befreiers dachte. Urſprünglich war Liber ein alt-italieniſcher Gott der Zeugung und Verpflanzung, der ſeinen Namen von dem alten Worte libare (gießen, befeuchten) hatte. Er wurde mit der Libera und der Ceres gemeinſchaftlich verehrt.

Licent (vom Lat. licere, erlauben) bedeutet alſo im Allgemeinen die Bewilligung, welche der Regent den Unterthanen ertheilt, dieß oder jenes zu thun. Für dieſe Bewilligung mußten die Unterthanen eine gewiſſe Steuer zahlen, und eine ſolche Steuer nennt man vorzugsweiſe Licent. So wird für die erlaubte Ein- und Durchfuhr fremder Waaren, z. B. in Sachſen für die erlaubte Einfuhr des Salzes und Eiſens, ein Licent bezahlt. Im weitern Sinne nennt man aber auch jede Auflage auf einheimiſche Handelsartikel und Victualien Licent.

Licentiat iſt auf Univerſitäten der Titel desjenigen, dem, nach überſtandenem Examen, die Erlaubniß zu Theil wird, Doctor zu werden, und welcher bis dahin, wo er dieſe Würde ſelbſt erhält, alle Vorrechte und Vorzüge eines Doctors ſelbſt genießt.

Licht iſt einigen Körpern in der Natur, z. B. der Sonne, den Fixſternen, brennenden und glühenden Körpern, leuchtenden Inſekten und Würmern, faulem Holze u. ſ. w. eigen; andere dagegen müſſen erſt erleuchtet werden, wenn ſie leuchten ſollen, und dieſe werden daher dunkle Körper genannt. Das Licht iſt ein wirklich vorhandenes, ſubſtantielles Weſen, ein Stoff oder eine Materie. Das Gegentheil vom Lichte, Finſterniß, darf aber nicht für eine wirkliche Subſtanz gehalten werden. Die Erfahrung lehrt, daß ſich das Licht in geraden Linien fortſetzt, und daß dieſe Linien, die man Lichtſtrahlen nennt, ſich nach allen Seiten ausbreiten. Dieß heißt die Expanſibilität (Ausdehnbarkeit) des Lichts. Licht wird als inponderable (unwägbare) Subſtanz, durchaus von keiner Schwerkraft verändert; daher breitet es ſich bis ins Unendliche aus, und dieſes wird die Continuität (Beharrung) deſſelben genannt. Seine Geſchwindigkeit überſteigt alle Vorſtellung, und kann eben deshalb phyſiſch nicht wohl gemeſſen werden. Daß aber das Licht doch wirklich Zeit gebrauche, um ſich zu verbreiten, lehrt z. B. die Abirrung des Lichts. Den ſicherſten mathematiſchen Beobachtungen nach durchläuft das Licht den Weg von der Sonne bis zur Erde in 8 Minuten 7 1/2 Secunde, alſo in jeder Secunde 40,000 geogr. Meilen. Die Geſchwindigkeit des Lichts iſt daher 10,310 Mal größer, als die Geſchwindigkeit, mit welcher ſich die Erde um die Sonne bewegt; ſie übertrifft die Geſchwindigkeit des Schalls faſt um 976,000, und die einer Kanonenkugel um mehr als anderthalb Millionen Mal. Die Schwäche des Lichts nimmt in eben dem Grade zu, in welchem die Fläche ſich vergrößert, welche von den Strahlen erleuchtet wird. Geht man z. B. von einem Lichte ſo weit weg, daß man nur eben noch eine Schrift leſen kann: ſo wird man vier Lichter anzünden müſſen, um in einer doppelten Entfernung eben ſo leſen zu können. Fallen die Lichtſtralen ſchief auf die Fläche, ſo vermindert ſich

die Kraft derſelben noch merklicher. So wird z. B. eine Ebene nur halb ſo ſtark von der Sonne erleuchtet, wenn ſie den Strahlen unter einem Winkel von 30 Graden entgegengekehrt wird. Daher erwärmen auch die im Winter ſchräg auffallenden Sonnenſtrahlen die Erde weniger, als im Sommer, wo ſie gerade fallen. Das Licht wird ferner geſchwächt, wenn es durch durchſichtige Körper, z. B. durch die Luft, durch Glasſcheiben, durch Waſſer geht. Ueber die Natur und das eigentliche Weſen des Lichts ſind die Phyſiker noch ſehr in Zweifel. Newton lehrte, daß das Licht als eine eigenthümliche Materie von den leuchtenden und erleuchteten Körpern ausgehe. Dieß iſt das bekannte Emanationsſyſtem, welches an Euler einen entſchiedenen Gegner gefunden hat. Aber Euler ſelbſt ſtützte ſich dabei auf unſichere Gründe und unbündige Schlüſſe. Er nimmt eine feine, elaſtiſche, durch den Himmelsraum verbreitete Materie an, die er Aether nennt, und glaubt, daß die Natur der leuchtenden Körper darin beſtehe, daß ihre Oberflächen ſich in einer beſtändigen, ſchnell auf einander folgenden zitternden Bewegung befinden, wodurch der umgebende Aether eben ſo bewegt werde, wie die Luft durch die Schwingungen einer klingenden Saite (Vibrationsſyſtem). Allein, wer ſieht hier nicht das Willkührliche in dieſer Erklärung? Wo findet ſich der Beweis für das Daſeyn eines ſolchen Aethers? Das Emanationsſyſtem iſt demnach durch Euler durchaus nicht entkräftet; vielmehr erklärt es diejenigen Erſcheinungen, welche wir bisher an dem Lichte bemerkt haben, beſſer, als ſonſt irgend eine Theorie.

Lichtenau (Gräfin), ſtammte von geringen Eltern ab. Ihr Vater, ein gewiſſer Enke, war Trompeter bei einem in Berlin garniſonirenden Regimente geweſen, und hatte in einem Winkelgäßchen der Hauptſtadt, nach erhaltenem Abſchiede, eine Wirthſchaft etablirt, in welcher ſelbſt für die verworfenſten Freuden der Sinnlichkeit reichlich geſorgt wurde. Ihre Mutter, ein ganz gemeines Weib, ſpeculirte dabei am meiſten auf die Reize der beiden aufblühenden Töchter. Die ältere ward deswegen als Figurantin bei der großen italieniſchen Oper, aufs berliner Theater gebracht, zog bald die Augen vornehmer Wüſtlinge auf ſich, und richtete mit deren Unterſtützung ein eigenes Hausweſen ein, welches durch die Beſuche mancher Herren aus den erſten Ständen, beglückt und erhalten wurde. Die jüngere Schweſter Wilhelmine, ein Mädchen von etwa 14 Jahren, vertrat die Stelle einer Aufwärterin, und wurde von der ältern oft ſehr grauſam behandelt. Der damalige Kronprinz, welcher gleichfalls zu jenen Tempeln geheimer Freuden wallfahrtete und an der ältern Enke vielen Geſchmack fand, ſah einſtens die grauſame Behandlung des jungen intereſſanten Mädchens mit an, ward dadurch aufs äußerſte indignirt, nahm die Gemißhandelte in Schutz und führte ſie noch in derſelben Nacht ihren Eltern wieder zu, denen er befahl: für die ſorgfältige Erziehung der Kleinen die nöthigen Einrichtungen zu treffen und die Koſten derſelben von ihm ohne Rückhalt zu fodern. Inzwiſchen würde Wilhelmine Enke wahrſcheinlich ganz vergeſſen worden ſeyn, wenn die Flucht ihrer ältern Schweſter mit einem ruſſiſchen Grafen, nicht dem ſeiner Favorite nunmehr beraubten Prinzen, die jüngere Schweſter nach Jahresfriſt wieder lebendig in Erinnerung gebracht hätte. Er verlangte ſie zu ſehen, und erſtaunte über die herrlich aufgeblühete Schönheit des Mädchens. Entzückt durch die Naivetät, Grazie und kunſtloſe Dankbarkeit des jetzt noch ſchuldloſen Geſchöpfs, faßte er augenblicklich den Entſchluß: dieſe aufblühende Roſe nicht eher zu entblättern, als bis ſie

ihm mehr als augenblicklichen Genuß gewähren könnte. Er nahm ſie daher aus ihrem väterlichen Hauſe, brachte ſie nach Potsdam in das Haus eines ſeiner Getreuen, ordnete ihr eine beſondere Aufſeherin, wie auch geſchickte Lehrer zu, und kam ſelbſt faſt täglich, um ſie zu unterrichten und ihrem Geiſte eine feinere Ausbildung zu verſchaffen. Phyſiſch noch nicht entweihet, war Wilhelminens Phantaſie jedoch ſchon früh vergiftet worden, und ihr feuriges, aufbrauſendes Temperament hatte bei der früher erhaltenen knechtiſchen Erziehung nur dazu gedient, den Samen der Verſtellung und Heuchelei ſchnell zu entwickeln. Ihre Liebe zu dem Prinzen war die erſte auflodernde Glut mächtig gereizter Sinnlichkeit, und als ſie die Freuden ſinnlicher Liebe kennen gelernt, war ſie im höchſten Grade eiferſüchtig und wüthete wie eine Megäre, ſobald ſie nur einen Schatten erhaſchte, der ihrer Eiferſucht die mindeſte Nahrung gab. Es entſtanden daraus zwiſchen ihr und dem Prinzen häufige Zänkereien, die zu den pöbelhafteſten Reſultaten führten, wobei jedoch des Prinzen Liebe unerkältet blieb. Um dieſe Zeit kehrte die ältere Schweſter, mit dem Titel einer Gräfin geſchmückt, von ihren Reiſen zurück, und der große König hatte zugleich manches über die Verhältniſſe ſeines Neffen erfahren, wodurch es zu einer Erklärung kam, die den Prinzen bewog, ſchleunige Anſtalten zur einſtweiligen Entfernung ſeiner Schönen zu treffen. Wilhelmine Enke reiſete alſo mit ihrer gräflichen Schweſter und einer zahlreichen Bedienung nach Paris ab, während der Prinz durch interimiſtiſche Liebeleien ſich ſchadlos für ihre Entfernung zu halten ſuchte. In Paris ward ſie nicht nur Veſtris Schülerin, ſondern auch unter Anleitung ihrer ſchon kunſterfahrenen Schweſter, die vollkommenſte franzöſiſche Courtiſanne. Hier übte ſie ſich in der Kunſt zu cabaliren und Intriguen anzuſpinnen, und hier entwarf ſie in Gemäßheit ihres verwahrloſeten Charakters, den feſten Plan: das Herz ihres königlichen Gebieters nicht mit leichten Roſenbanden an ſich zu feſſeln, ſondern es mit unumſchränkt tyranniſcher Gewalt zu beherrſchen. Bei ihrer Rückkehr ward der Prinz durch ihre erworbenen Vollkommenheiten mehr als je vorher bezaubert, und jetzt ſchon wußte ſie ſich einen ſo entſcheidenden Einfluß über ihn zu verſchaffen, daß er ſich oft für Menſchen verwendete und ſie dadurch in bedeutende Staats-Aemter brachte, die kein anderes Verdienſt hatten, als ihm von ſeiner Favorite empfohlen zu ſeyn. Der große König durchſchauete aber das geheime Spiel der Intrigue, und es erfolgte daher jene ſehr ernſthafte Weiſung an alle Collegien: nicht mehr auf die Empfehlungen einer gewiſſen hohen Perſon bei Anſtellungen Rückſicht zu nehmen! Um dieſelbe Zeit fügte es der Zufall, daß die Enke, ohne ausweichen zu können, im Schloßgarten mit dem großen Monarchen zuſammentraf. Ihr wurde eine derbe Weiſung und zugleich der Befehl ertheilt: den erſten beſten Mann zu nehmen, in welchem Falle für reichliche Ausſteuer geſorgt werden ſolle. Die Wahl fiel endlich, nach langen Debatten, auf einen gewiſſen Ritz, den Sohn eines königlichen Gärtners in Potsdam, welcher den zärtlichen Verhältniſſen der Gattin mit dem königlichen Liebhaber auf keine Weiſe hinderlich ſeyn mochte. Madame Ritz blieb alſo in ununterbrochener Gunſt des Prinzen, und als dieſer den Thron ſeines großen Oheims beſtiegen hatte, wurde der Einfluß der Madame Ritz, deren Ehemann ſogleich zu einer anſehnlichen Ehrenſtelle befördert worden, faſt allmächtig. Da inzwiſchen ihre eigenen Reize allmählig verblühet waren, hielt ſie es für gerathen, wo nicht die Kupplerin, doch die Beförderin der neuen Liebſchaften ihres königlichen Freundes zu werden. Es iſt we-

nigſtens factiſch erwieſen, daß die Bedingungen, welche der Monarch ſeiner neuen edlern Geliebten, der Gräfin J . . . . bewilligte, ſo wie das für ſie bereitete koſtbare Kinder- und Wochengeräthe, mit Madame Ritz beſprochen, auch letzteres von ihr ſelbſt eingekauft wurde. Wie wenig ſie durch jene neue Liebſchaft an Einfluß verloren hatte, bewies ſchon der Umſtand, daß der prächtige Bau ihres Schloſſes zu Charlottenburg damals mit einem Luxus aufgeführt wurde, der in der preußiſchen Monarchie kaum ſeines gleichen fand. Das Trauerzimmer, worin ihr Sohn, der Graf von Brandenburg geſtorben, ward mit beſonderer Pracht verziert, und hier mußte auch, mit Hülfe theurgiſcher Gaukelei, der Geiſt des früh Verſtorbenen dem königlichen Vater erſcheinen, um ihn an das der Mutter geleiſtete Verſprechen: ſie unter keinen Umſtänden von ſich zu entfernen, zu erinnern. Eine Gaukelei, die ihres Zwecks keinesweges verfehlte. Durch eben ſo nichtswürdige Mittel hatte ſie bewirkt, daß ihrer Schweſter in der neuen leipziger Straße ein prachtvolles Wohngebäude erbauet, daſſelbe aufs prachtvollſte möblirt, dazu ein Geſchenk von mehrern 1000 Thalern gefügt war, auch ihren beiden Brüdern ſehr einträgliche Stellen ertheilt wurden. Ja, ihre Gewalt war ſo begründet, daß ſelbſt des Königs neue Geliebte (nach dem Tode der J . . . .) dieſelbe nicht zu ſchwächen vermochte. Gräfin Julie mußte vielmehr den Platz räumen, ſo feurig ſie der Monarch auch liebte. Man ſchreibt die entſchiedene Theilnahme des Monarchen am franzöſiſchen Revolutions-Kriege und beſonders den unglücklichen Zug nach Champagne, hauptſächlich auf Rechnung der Intriguen von Madame Ritz. Mit wie vielem Rechte, iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen. Daß aber ihr Einfluß auf die Zerrüttung der ſo trefflich vom großen Könige aufgezogenen und bis dahin im regelmäßigen Gange erhaltenen preußiſchen Staatsmaſchine, der verderblichſte war; daß eine Menge unnützer Creaturen durch ihre Protection befördert und bereichert wurden; daß der Ruin der preußiſchen Finanzen größtentheils ihr Werk geweſen, und daß ſelbſt die ſonſt helle Urtheilskraft des gutmüthigen Monarchen, durch die bübiſchen Künſte ihrer Helfershelfer bis zum thörichtſten Aberglauben benebelt wurde, um dem ſchändlichſten Intriguen-Spiele freie Bahn zu machen; wer mag dieſe Thatſachen in Abrede ſtellen? Während des Zugs nach Champagne, hielt ſie einen förmlichen Hof zu Aachen und Spaa, mit dem Glanze einer Königin. Täglich wurden Staffetten abgeſendet und erhalten, und es leidet wohl keinen Zweifel, daß die Ritz auf den Gang der Ereigniſſe bedeutenden Einfluß hatte, wie ſie denn wiederum hauptſächlich von franzöſiſchen Emigranten, die ihr den Hof machten, geleitet wurde. Von ihrer nachmaligen pompöſen Reiſe nach Carlsbad, Piſa, Rom und Wien, ſind die ſcandalöſeſten Anekdoten in Umlauf. Während dieſer Reiſe, ward ihre Eheſcheidung von Hrn. Ritz gerichtlich vollzogen; der Kaiſer erhob ſie dann unter dem Namen von Lichtenau, in den Grafenſtand, und in dieſer Qualität wurde ſie der Königin von Preußen vorgeſtellt. Sie ſpielte ihre glänzende Rolle bis zum Tode des Königs Friedrich Wilhelms II. fort, und behauptete ſich bis zum letzten Momente in ſeiner Gunſt. Unter der Regierung des gerechten Friedrich Wilhelms III. erſchollen ſo viele Klagen und Beſchuldigungen gegen die Lichtenau, daß eine Unterſuchung derſelben dringende Foderung der höchſten Gerechtigkeit wurde. Aber dieſe Gerechtigkeit war mit ſo vieler Humanität und kindlicher Schonung gegen das Andenken des verewigten Monarchen verbunden, daß die Lichtenau, obgleich ſie anfänglich in Verwahrſam

auf eine ſchleſiſche Feſtung gebracht ward, des größten Theils ihrer Beute in Ruhe und gewohnter Pracht genießen durfte. Sie iſt in mehreren Druckſchriften der ſchmählichſten Verbrechen beſchuldigt worden; aber ſie hat auch ihre Vertheidiger gefunden, und ſie ſelbſt hat es gewagt, eine Vertheidigungsſchrift in zwei Theilen, welcher viele Original-Briefe, die empfangen und geſchrieben, als Rechtfertigungs-Documente beigefügt ſind, in alle Welt ausgehen zu laſſen. Dieſe muß man leſen! Ob ſie aber genügen werde, der Lichtenau einen andern Platz, als neben ihren berüchtigten Mitſchweſtern, der Pompadour und Du Barry anzuweiſen? möchte eher verneinet, als bejahet werden!

Lichtenberg (Georg Chriſtoph), königl. großbritanniſcher Hofrath und Profeſſor der Phyſik zu Göttingen, war am 1. Jul. 1742 zu Oberramſtädt, einem Dorfe nahe bei Darmſtadt, geboren, und das jüngſte und zwar achtzehnte Kind aus derſelben Ehe. Er erhielt ſchon frühzeitig durch den Unterricht ſeines Vaters einige Kenntniſſe in den phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, und beſuchte, nach dem Tode deſſelben, das Gymnaſium zu Darmſtadt. Bis in ſein achtes Jahr hatte er einen geſunden und wohlgebildeten Körper gehabt; aber von dieſer Zeit an zeigten ſich die Folgen der Unvorſichtigkeit einer Wärterin, die ihm das Rückgrad verrenkt hatte, und er bekam einen verwachſenen Körper. Schon in ſeiner Jugend hatte die Aſtrognoſie einen beſondern Reiz für ihn, deſſen er ſich noch im ſpätern Alter mit Vergnügen erinnerte, und als Schüler hielt er bereits einem ſeiner Mitſchüler Vorleſungen über Käſtners Anfangsgründe der Mathematik. Landgraf Ludwig VIII., von dieſem aufkeimenden Talente unterrichtet, unterſtützte den fleißigen Jüngling in der Abſicht, ihn dereinſt als Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft in Gieſſen anzuſtellen, oder ſich ſeiner beim Waſſerbau am Rheine zu bedienen, wo ohne tiefere Kenntniſſe der Mathematik und Phyſik Mißgriffe nicht zu vermeiden ſind. Die Rede in deutſchen Verſen, welche er bei ſeinem Abgange vom Gymnaſium hielt, und welche von der wahren Philoſophie und philoſophiſchen Schwärmerei handelte, erwarb ihm ſchon damals einen ungemeinen Beifall und verſchaffte ihm Gönner, die ihm ſeinen Weg von nun an ſehr erleichterten. In einem Alter von 19 Jahren gieng er 1763 nach Göttingen, wo er ſich dem Studium der geſammten Wiſſenſchaften hingab, eine Methode, die er ſelbſt ſpäterhin tadelte, und mit einem Baue nach zu groß und zu weit angelegtem Plane verglich. Er fing nun an, ſich den aſtronomiſchen Betrachtungen mit Fleiß zu widmen, und beobachtete z. B. das Erdbeben im J. 1767 mit ſolcher Aufmerkſamkeit, daß er deſſen Dauer auf ſechs Secunden ſetzte, da es nach der allgemeinen Angabe eine volle Minute gedauert haben ſollte. So beobachtete er ferner mit Käſtner den berühmten Durchgang der Venus durch die Sonne am 19. Juni 1769, die Cometen von 1770 und 1771, ſo wie auch den von 1773, deſſen Gang durch die Sternbilder er verzeichnete und der göttingiſchen Societät der Wiſſenſchaften überreichte. So verfertigte er auch in dieſer Zeit Mondkarten, ſehr ſauber getuſcht, auf denen die Flecken ſo verzeichnet ſind, wie ſie der Rechnung zufolge nach und nach von dem Erdſchatten bedeckt werden müſſen, welche er hernach Käſtner gab, der ſie als ein ſchätzbares Denkmal von Lichtenbergs künſtleriſcher Hand wie ein Heiligthum aufhob. Im J. 1770 verlangte ihn ſein Vaterland zurück; er ſollte Profeſſor der Mathematik in Gieſſen werden. Aber man bot ihm eine außerordentliche Profeſſur an, die Lichtenberg jener Anſtellung vorzog und in ſeinem 27ſten Jahre antrat. Im Mai

deſſelben Jahrs hatte er zwei junge Engländer von Stande nach London begleitet, und dort das Glück gehabt, nicht allein den engliſchen Aſtronomen, ſondern auch dem Könige ſelbſt, der ihn ſehr auszeichnete, bekannt zu werden. Als nunmehriger Profeſſor in Göttingen zeigte er ſeine Vorleſungen durch ein deutſches Program an, welches von der Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrſcheinlichkeit des Spiels handelte. D'Alembert und Beguelin verwirrten den Fragpunct, indem ſie hierauf antworten wollten; Lichtenberg zeigte jedoch in ſeiner Replik, welche Klarheit und Deutlichkeit in Behandlung ſolcher Gegenſtände ihm beiwohne. Als der König außer Göttingen auch die aſtronomiſche Beſtimmung mehrerer Oerter ſeiner deutſchen Staaten unternommen ſehen wollte, ſo maß Lichtenberg in den Jahren 1772 und 73 die Lage von Hannover, Osnabrück und Stade, und legte der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, deren Mitglied er 1774 geworden war, Rechenſchaft von ſeiner Arbeit ab. Hierauf gab er Tob. Mayers Werke mit Erläuterungen heraus, und fügte eine Mondkarte und ein Verzeichniß der Mondflecke hinzu; doch iſt davon nur der erſte Band erſchienen. Seine Liebe für England und die Achtung, die ihm der König fortwährend erwies, veranlaßte ſeine zweite Reiſe dahin, wo er am 23. Sept. 1774 ankam. Hatte ſein erſter dortiger Aufenthalt ſchon unverkennbar auf ſeine vielſeitige philoſophiſche und äſthetiſche Ausbildung ſehr glücklich gewirkt, ſo war dieß noch viel mehr der Fall bei ſeinem zweiten. Nun vollkommen mit der Sprache vertraut, beſuchte er, wo dieſe Nation allein recht lebendig kennen zu lernen iſt, die Schauſpiele mit Liebe und mit einem Nutzen, den nur wenige Ausländer aus denſelben zu ziehen vermögen. Ein Beweis davon ſind die trefflichen Briefe über Garrick und über das engliſche Theater. Nur auf dieſe Weiſe konnte ſich der Mann bilden, der uns nachher einen Commentar zu Hogarths lebenvollen Kupfern lieferte, wie ihn dieſer Seelenmaler ſich nur immer ſelbſt hätte wünſchen können, und wie er ihn unter ſeinen eigenen Landsleuten nicht gefunden hat. Indeſſen blieb auch dießmal die ernſte Wiſſenſchaft ſein Hauptaugenmerk, wovon ſeine Bemerkungen über Horsbys Obſervatorium (Deutſch. Muſ. Jan. 1776) und über das große Barometer von Coyn (Gött. gel. Anz. 1775. S. 97) einen Beweis geben. Uebrigens befand er ſich dort viel mit Joh. Reinh. Forſter zuſammen, der eben von ſeiner Reiſe um die Welt zurückgekehrt war, mit deſſen trefflichem Sohne, Georg Forſter, er damals ſchon die Freundſchaft ſchloß, die hernach unter beiden vorhanden geweſen iſt. Er ward auch dießmal von dem Könige ſowohl, wie von der übrigen königlichen Familie, mit der ausgezeichnetſten Aufmerkſamkeit behandelt, und kehrte 1775 von dort nach Göttingen zurück. Von nun an las er, da ſein Freund Erxleben geſtorben war, über Experimental-Phyſik nach dem Handbuche deſſelben, welches er hernach noch viermal, als dritte bis ſechſte Ausgabe, auflegen ließ. Im J. 1788 erhielt er den Titel eines königl. großbritanniſchen Hofraths und darauf kurz vor den Unruhen einen ſehr vortheilhaften Ruf nach Leyden, den er aber nicht annahm. Eine Schilderung deſſen, was er von nun und in den letzten zwanzig Jahren ſeines Lebens für ſein Hauptfach dachte, ſchrieb und lehrte, dürfte als ſehr intereſſant hier am rechten Orte ſtehen. Er hielt Vorleſungen über Experimental-Phyſik, welche in zwei Semeſter zerfiel, über angewandte Mathematik, nämlich Aſtronomie, mathematiſche Geographie, Theorie der Erde und Meteorologie. Daneben las er in andern Stunden bald über reine Mathematik, bald über

Algebra. Seine Vorleſungen über die Experimental-Phyſik waren von ausnehmendem Werthe, und ſein Apparat zu denſelben, den er ſich theils aus England, theils von ſämmtlichen berühmten Mechanikern zu verſchaffen wußte, wurde von Kennern für königlich erachtet. Schon im J. 1789 kaufte die Univerſität dieſe treffliche Sammlung von Inſtrumenten für eine jährliche Leibrente von 200 Thalern, welche nachher bei Lichtenbergs ſo frühzeitigem Tode auf die Kinder deſſelben, bis zur Volljährigkeit des Jüngſten, übergetragen wurde. Eigentlicher Entdecker in der Phyſik wurde er durch die Bemerkung der elektriſchen Figuren, welche ſich auf elektriſirten Körpern bilden, und die er hervorbringen und feſtzuhalten lehrte, ſo daß ſie auch nach ſeinem Namen benannt worden ſind. Im J. 1780 ſchrieb er eine Fortſetzung ſeiner Beobachtung über die Berechnung der Wahrſcheinlichkeit des Spiels, in welcher abermals einige der ſinnreichſten Zweifel geprüft werden, welche d'Alembert gegen die mathematiſche Berechnung dieſes Gegenſtandes aufgeſtellt hatte. Uebrigens ſtattete er den göttingiſchen Almanach jährlich mit einer großen Anzahl ſehr intereſſanter und unter populärer Form oft wirklich gelehrter und belehrender Gegenſtände aus, ſo wie er es früher bereits mit den hannöverſchen und göttingiſchen Magazinen gethan hatte. Eine beſondere Schrift phyſikaliſchen Inhalts von ihm iſt ſeine Vertheidigung des Hygrometers und der Delüc'ſchen Theorie des Regens, welche zwar erſt 1800 nach ſeinem Tode erſchien, aber bereits 1796 geſchrieben war. Dieſe Delücſche Theorie war von einem jungen Manne angegriffen worden, und dadurch fand ſich Lichtenberg bewogen, dieſelbe zu vertheidigen. Als Lavater in den Jahren 1768 bis 1771 durch ſeine verſchiedenen Schriften über die Phyſiognomik die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, ſo wurde Lichtenberg, wie ſo viele andere Gelehrte, über den Misbrauch unmuthig, zu welchem dieſes kühne Gewißthun in einer ſo ungewiſſen Sache zu führen vermöchte, und ſchrieb 1773 eine Brochüre Timorus, d. i. Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterſchen Beweisgründe und der göttingiſchen Mettwürſte bewogen, den wahren Glauben angenommen haben, von Conrad Photorin, der Theologie und Belles Lettres Candidaten. Dieſe Brochüre iſt voll der witzigſten Satyren, und wird jetzt und immer mit Beifall geleſen werden, wenn ſie auch ihr eigentliches Intereſſe nur in jener Zeit haben konnte. Mit dieſer Satyre auf die Phyſiognomiker noch nicht zufrieden, ſtattete er das göttinger Taſchenbuch mit einem ſehr intereſſanten Aufſatze aus: Ueber die Phyſiognomik wider die Phyſiognomen zur Beförderung der Menſchenliebe und Menſchenkenntniß, worin er das Schwankende der Sache zu zeigen und die Möglichkeit einer wiſſenſchaftl. Phyſiognomik zu läugnen ſucht, derſelben aber, als Aggregat von intereſſanten Bemerkungen, von beſonnenen und ſcharfſinnigen Menſchen mit Vorſicht und ſteter Beachtung anderer Merkzeichen, ſeinen Beifall gibt. Zimmermann in Hannover hatte Partei für Lavater genommen und wurde durch Lichtenbergs Ausfall auf denſelben in Feuer geſetzt. Jener ließ daher im Nov. des D. Merk. 1777 einen mit Z. unterzeichneten Nachruf erſcheinen, worin Lichtenbergs Abhandlung ein angenehmes Geſchwätz voll verworrener Gedanken genannt wird, und dann ohne Namen einen kleinen Aufſatz Moſes Mendelsſohns über Harmonie zwiſchen Schönheit und Tugend im D. Muſeum (März 1778) abdrucken, und begleitete denſelben mit einer bit-

tern Vorrede, in welcher er, wie er bereits früher mit Obereit gethan hatte, Perſönlichkeiten mit der Sache an ſich ſelbſt vermiſchte. Lichtenberg, der ſich ſeines aufrichtigen Strebens nach Wahrheit bewußt war, wurde durch Zimmermanns Anfälle heftig erbittert. Er ließ daher einen Aufſatz in den hamburgiſchen Correſpondenten (1778, Nro. 89.) einrücken, in welchem er thut, als rührten Zimmermanns Angriffe auf ihn von einem groben Nachdrucker her, wobei die Linie offenbar überſchritten und von keiner Satyre mehr die Rede ſey, jedoch hinzuſetzt, daß er in einer Fortſetzung ſeines Aufſatzes: über Phyſiognomik ꝛc. jene Anfälle geziemend beantworten werde. Dieſe Fortſetzung iſt jedoch nicht erſchienen, vielleicht weil Lichtenberg behauptete, der Streit möchte dann zu weit geführt werden. Als Lavater 1768 ſeinen Sohn nach Göttingen auf die Univerſität brachte, und zugleich ſeinen dortigen Gegner beſuchte, wurde er freundlich von Lichtenberg aufgenommen, und beide ſöhnten ſich vollkommen mit einander aus. Außer dem bisher Erwähnten iſt nun nichts weiter über Phyſiognomik von Lichtenberg bei ſeinem Leben erſchienen, als ſein Fragment von Schwänzen, welches in Baldingers neuem Magazine für Aerzte abgedruckt worden iſt. Als der Nachdrucker, Tobias Göbhard in Bamberg, einen Artikel des Buchhändlers Dieterich in Göttingen nachgedruckt, und noch dazu ſich deshalb ſehr unhöflich öffentlich vertheidigt hatte, erließ Lichtenberg zwei Epiſteln an denſelben, in welchen er die Zunft der Nachdrucker, mit ſeinem gewöhnlichen Witze, in ihrer ganzen Blöße zur Verachtung des ganzen Publikums darſtellte. Hierauf unternahm er mit Georg Forſter, der jetzt Profeſſor am Carolinum zu Caſſel geworden war, die gemeinſchaftliche Herausgabe des göttingiſchen Magazins der Wiſſenſchaft und Literatur, von dem darauf drei vollſtändige Jahre (1780—1782) und vom vierten zwei Stücke herauskamen. Während dieſer gerieth er mit Voß über deſſen Orthographie und mit einem gewiſſen Superintendenten Ziehen in Zellerfeld über deſſen Weiſſagung des nahen Untergangs eines großen Theils von Deutſchland in Streit, und ließ ſich von ſeinem Freunde, dem Buchhändler Dieterich, bewegen, vom J. 1778 an die Herausgabe des göttingiſchen Taſchenkalenders zu übernehmen, welcher ſich dadurch den Beifall vor allen ſeinen Brüdern erwarb. Sein Sinn für Darſtellung der Charaktere durch bildende Kunſt hatte ſich, wie wir bereits geſehen, ſchon früh offenbart; Beweiſe davon ſind ſeine Bemerkungen über das engliſche Theater, über Phyſiognomik und ſeine Wahl der Monatskupfer zu den von ihm herausgegebenen Taſchenbüchern. Was Wunder alſo, daß ihn der Charakter-Maler Hogarth unglaublich anzog. Er hatte ſchon längſt dem jedesmaligen göttingiſchen Taſchenbuche einige Blätter Hogarthiſcher verkleinerter Köpfe beigefügt, und ſie mit einem ſehr anziehenden Commentar begleitet. Der Beifall, den letzterer fand, war ſo groß, daß man allgemein zu demſelben auch einen vollſtändigen Nachſtich der Hogarthiſchen Kupfer wählte, und ſo entſtand die Ausführliche Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche mit verkleinerten, aber vollſtändigen Copieen derſelben von Riepenhauſen. Es ſind davon fünf Lieferungen erſchienen, und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. In den ſiebenziger Jahren des verfloſſenen Jahrh., in welchen die verunglückten Nachahmer Göthe's, Klopſtocks und Shakeſpears auftraten, hatte er vor, dieſer Nachahmungswuth ſich entgegenzuſtellen, und dieß ſollte in einem Buche geſchehen, dem er den Titel: Parakletor, oder Beweis, daß man ein Originalkopf und zugleich ein ehrlicher Mann ſeyn könne, von dem auch ſpäterhin einige Bruchſtücke in ſeinen

vermiſchten Schriften (I. 65) und bald nachher auch in der Bittſchrift der Wahnſinnigen abgedruckt wurden; das Ganze iſt aber eben ſo wenig vollendet, als eine andere ſatyriſche Schrift, mit der er ſchon früher beſchäftiget war, das Leben Kunkels, eines ehemaligen göttingiſchen Antiquarius. Auch gehörte es einmal zu ſeinem Plane, ein ſatyriſches Gedicht zu liefern, das in lockerm Zuſammenhange einen Spaziergang unter den Thorheiten des Zeitalters darſtellen ſollte, von dem er auch bereits die einzelnen Gegenſtände entworfen hatte (II. XII.). Von dem Gedichte hat ſich nie etwas gefunden. Eben ſo beſchäftigte ihn die Idee, einen Roman zu ſchreiben, in welchem die Thorheiten und Mängel unſers Zeitalters den Gegenſtand der Satyre ausmachen ſollten. Auch von dieſem Werke iſt nichts Ausgearbeitetes vorgefunden worden. Verwandt mit dieſer Idee zu einem Romane war ſein Vorſchlag zu einem Orbis Pictus für deutſche dramatiſche Schriftſteller, Romandichter und Schauſpieler. Er fing, unterſtützt durch die von ihm ſo hoch gehaltene Talente Chodowieckis, an, dieſe Idee im göttingiſchen Magazine auszuführen. Vielleicht hat das Publicum durch keinen unausgeführten Plan Lichtenbergs ſo viel verloren, als durch dieſen. Noch ein unſchätzbares, wichtiges Werk hatte er vor, der Welt zu hinterlaſſen, nämlich die Geſchichte ſeines Lebens. Auch von dieſer iſt von ihm nichts ausgearbeitet worden. In den letzten Jahren ſeines Lebens ward dieſer große Mann, wahrſcheinlich durch die immer mehr zunehmende Entſtellung ſeines Körpers, im eigentlichen Verſtande faſt menſchenſcheu, ſo, daß er nicht nur oft jahrelang ſein Zimmer nicht verließ, ſondern auch niemanden, außer höchſtens ein paar ſehr vertraute Freunde, bei ſich ſehen wollte. Sehr merkwürdig iſt eine Stelle aus einem ſeiner Briefe vom J. 1799, weil ſie eine vollendete Prophezeihung der neueſten Zeit enthalten hat: „Die Franzoſen haben bei ihren Unternehmungen nur Einen Geſichtspunct, in welchem ſie alle zuſammenlaufen, und dieſes iſt der Sturz von England. Zu dieſer Abſicht ſchlagen ſie eine Burg von Republiken um dieſes glückliche Land, nicht um es mit freien Staaten, ſondern um es mit ſich frei dünkenden, aber eigentlich von Frankreich abhängigen einzuſchließen. Zu dieſem Belagerungs-Cordon iſt ihnen Hamburg und Bremen unentbehrlich, und auf dieſes ſoll jetzt ihr Auge gerichtet ſeyn." Dieß war übrigens der letzte Brief, den Lichtenberg ſchrieb. Denn gleich am Tage nach deſſen Abſendung befiel ihn eine Bruſtentzündung mit Seitenſtechen und Blutauswurf, welcher Zufall ſo heftig wurde, daß keine Mittel dagegen helfen wollten. Er ſtarb an den Folgen derſelben im 57ſten Jahre ſeines Lebens am 24. Febr. 1799. Wir ſchließen mit einigen allgemeinen Betrachtungen über Lichtenbergs Charakter als Menſch und als Schriftſteller. Er war ein ausgezeichneter, ein origineller Kopf, dem kein Gegenſtand der Wiſſenſchaft, dieſe in dem allgemeinſten Sinne genommen, fremd und ohne Intereſſe war. So wußte er ſich eben ſo leicht in die Seele eines Atheiſten, als eines Wundergläubigen zu verſetzen; ja, eine gewiſſe Hinneigung zum Ueberſinnlichen, von dem wir ſehr viele Beweiſe in ſeinem Leben finden, und dem er beſonders in ſeiner frühern Zeit gänzlich ergeben war, wich nur mit Mühe dem Skepticismus ſeines abſtracten Verſtandes, dem er offenbar erſt durch die von Friedrich II. in Deutſchland eingeführte kalte Vernünftelei gehuldigt zu haben ſcheint. Streng wiſſenſchaftlicher Geiſt und poetiſcher Sinn waren daher auf eine ſeltſame Weiſe in Lichtenberg verſchmolzen, und gaben eine überraſchende Erſcheinung. Das Höhere im Menſchen, der Glaube an das Göttliche, der in keiner Seele ganz

zu vertilgen iſt, rächte ſich daher bei Lichtenberg dafür, daß er in der Stunde der Speculation gewaltſam von ihm war verdrängt worden. Daher ſein Achten auf Ahnungen, Träume und Vorbedeutungen, worin alle tieffühlenden poetiſchen Menſchen mit ihm einerlei Meinung haben, nur daß ſie ſich ſcheuen, dieß ſo zu ſagen, oder nieder zu ſchreiben, wie er, und welche Hinneigung zum Ueberſinnlichen überhaupt mit jener Sucht, alles erklären zu wollen, in dem abſoluteſten Widerſpruch ſteht. So iſt Lichtenberg, wie er ſich in den merkwürdigen fragmentariſchen Betrachtungen uns darſtellt, ein Bild des Menſchen im Allgemeinen, nämlich eine räthſelhafte Zuſammenſetzung eines Gedanken und Gefühls; eben ſo ſkeptiſch oder gläubig, wie dieſes, je nachdem er mehr der Speculation offen iſt, oder der Empfindung. Uebrigens war er, und dieß nicht etwa durch Kunſt, ſondern im Gefolge ſeiner urſprünglichen Individualität, einer unſerer wenigen Humoriſten, und beſaß jenes geheimnißvolle, bezaubernde Gemiſch von lachendem Witz, treffender Satyre und tiefem Gefühle, welches wir Humor nennen, und welches leichter beſeſſen, als erklärt wird. In Folge dieſer ſeiner ſo ganz beſonders organiſirten Individualität haßte er nichts mehr, als nachbetende Mechanik, er mochte ſie finden, wo er wollte, und zog offen und unbedingt die Bildung des Geiſtes allem blos mechaniſchen Wiſſen vor. Wahrheit ging ihm daher über alles, und überall zeigt ſich der Mann, der vor keiner neuen Anſicht erſchrickt, weder über den Atheismus, noch über die franzöſiſche Revolution, ſondern der vielmehr mit Scharfſinn und Billigkeit das Wahre vom Truge zu unterſcheiden ſucht.

Lichtwehr (Lichtwer), Magnus Gottfried, ward 1719 zu Wurzen geboren, ſtudirte die Rechte, ward Doctor derſelben und ſtarb zu Halberſtadt als k. preußiſcher Hof-, Regierungs- und Conſiſtorialrath am 6. Jul. 1783. Er gab zu Leipzig 1748, doch ohne ſeinen Namen, vier Bücher äſopiſcher Fabeln heraus, von welchen 1758 zu Berlin die zweite neurevidirte Auflage erſchien. Da in dieſen Fabeln das Gute vom Schlechten zu ſehr in den Hintergrund geſtellt war, ſo übernahm es Ramler, wie es damals hieß, mit einigen Freunden, doch ebenfalls ohne ſich zu nennen, und ohne Vorwiſſen Lichtwehr's, 1761 zu Leipzig eine Auswahl und Verbeſſerung derſelben herauszugeben. Darüber entſtand ein heftiger Streit zwiſchen Lichtwehr und ſeinen Verbeſſerern, an welchem auch Leſſing, doch nicht eben für Lichtwehr, Antheil nahm. Letzterer fand ſich nun bewogen, zu Berlin 1762 eine dritte rechtmäßige und verbeſſerte Ausgabe ſeiner Fabeln erſcheinen zu laſſen, in welcher er jedoch von keiner der Aenderungen Ramlers Gebrauch machte, derſelben aber eine Vorrede beifügte, in welcher er heftige Ausfälle auf Ramler that. Nun miſchte ſich Leſſing in den Streit und nahm ſich Ramlers gewiſſermaßen gegen Lichtwehr an. Nachdem Lichtwehr noch während ſeines Lebens 1775 eine vierte Ausgabe ſeiner Fabeln beſorgt hatte, erſchien endlich nach deſſen Tode zu Berlin 1782 eine neue, aber unrevidirte Ausgabe derſelben. Außer dieſen Fabeln, welche dem Verfaſſer einen großen Ruf in Deutſchland und im Auslande verſchaften, hat Lichtwehr noch herausgegeben: das Recht der Vernunft, ein didaktiſches Gedicht, in fünf Büchern, Leipzig, 1758; und des Marcus Minucius Felix Octavius Geſpräch zwiſchen einem Heiden und einem Chriſten, aus dem Lateiniſchen überſetzt. Berl. 1763.

Lictoren (Lictores), öffentliche Diener der obrigkeitlichen Perſonen bei den Römern, hatten ihren Namen (ligatores) daher, weil ſie die Miſſethäter an Händen und Füßen binden mußten, ehe ſie gegeiſſelt wurden. Romulus führte ſie ein und entlehnte ſie von den Etruskern,

indem es in den zwölf tuſciſchen Städten Mode war, daß die vornehmſten Magiſtratsperſonen ſich von Dienern, die mit Beilen und Ruthenbündeln bewaffnet waren, begleiten ließen. Romulus ließ deren zwölf vor ſich her gehen. Die königliche Würde in Rom ward zwar abgeſchafft, aber dennoch ihre äußere Pracht beibehalten. Daher ließen ſich auch die Conſuln, Dictatoren, Prätoren, Magiſtri equitum ꝛc. (nur nicht die Cenſoren) von Lictoren begleiten. Wenn alſo eine höhere Magiſtratsperſon ausging; ſo gingen ſie in einer Reihe, einer nach dem andern, vor derſelben voraus. Der vorderſte hieß Lictor primus, und derjenige, welcher zunächſt vor der Magiſtratsperſon herging, Lictor proximus (postremus). Derjenige Lictor, welcher die Befehle der Magiſtratsperſon zu empfangen und zu vollziehen pflegte, war der vornehmſte. Das Amt der Lictoren beſtand in folgenden Verrichtungen: Sie mußten das zuſtrömende Volk zurückhalten und aus dem Wege ſchaffen (Turbam submovere). Zu dem Ende ſagten ſie: Cedite, Consul venit; Date viam (locum) Consuli; Si vobis videtur, discedite, Quirites, oder andere dergleichen Redensarten. Kehrte die Magiſtratsperſon wieder nach Hauſe, oder ging ſie in ein anderes Haus; ſo ſchlugen die Lictoren mit ihren Ruthen an die Thüre. Ferner mußten die Lictoren darauf ſehen, daß den Magiſtratsperſonen die gehörige Ehrerbietung erwieſen wurde. Dieſes Geſchäft hieß animadvertere. Die Ehrerbietung ſelbſt beſtand darin, daß derjenige, welcher der Magiſtratsperſon begegnete, vom Pferde ſteigen, das Haupt entblößen, aus dem Wege gehen mußte u. ſ. w. Das Geſchäft der submotio und animadversio kam beſonders dem Lictor primus zu. Endlich mußten ſie die Strafen vollziehen, welche die obrigkeitlichen Perſonen zuerkannt hatten. Die Lictoren waren zwar freie Leute, aber doch aus der niedrigſten Volksclaſſe genommen, gewöhnlich Freigelaſſene der Magiſtratsperſonen, bei denen ſie ihre Dienſte verrichteten. Man muß ſie auch von den öffentlichen Sclaven, welche zur Bedienung der obrigkeitlichen Perſonen gehalten wurden, unterſcheiden. Uebrigens gingen vor dem Dictator vier und zwanzig, vor den Conſuln, Decemvirs und Kriegstribunen mit conſulariſcher Gewalt zwölf, vor dem Prätor ſechs, eben ſo viel vor dem Magiſter equitum und einer vor einer Veſtalin.

Liebe. Dieſelbe Kraft, welche Welten verknüpft und zuſammenhält, iſt es auch, durch welche der Menſch zu dem Verwandten ſeiner Gattung mit Freiheit hinſtrebt. Schon die Alten ſagten daher: „die Welt wird durch Liebe regiert;“ aber ſie fügten hinzu: „und durch den Haß“ (Eros und Eris), weil ſie ſich nicht über den Gegenſatz ſtreitender Erfahrung zu dem Weſen aller Weſen erheben konnten, welches **ſelbſt** die Liebe iſt. In jener engern Bedeutung dagegen, als Zuneigung zu dem Gleichartigen und Verwandten, iſt Liebe nicht ohne Abneigung und Abſtoßung des Fremdartigen und Entgegengeſetzten (Haß im weiteſten Sinne), und die wahre, feſte Zuneigung, welche innig an ihrem Gegenſtande hängt und unzertrennlich mit ihm verbunden iſt, nicht ohne Haß deſſen, was mit ihm ſtreitet und ihm durchaus widerſpricht, denkbar; woher auch das Sprichwort: nur wer recht haſſen kann, kann auch recht lieben, kam. Dann aber muß das Geliebte auch etwas wahrhaft Liebenswürdiges und Edles ſeyn; denn nur deſſen Gegentheil darf uns mit Abneigung und tiefem Abſcheu erfüllen. Daß wir aber nur dem Menſchen dieſe innige und edle Zuneigung gegen die Seinen beilegen, liegt darin, daß allein den Menſchen ein freier innerer Drang an das freie Individuum knüpfen kann, da das Thier ohne alle Wahl dem Inſtincte des Augenblicks und dem Geſetze der Natur folgt, wenn es mit den Verwandten ſeiner Gattung ſich flüchtig verbindet.

Obwohl nun die Liebe des ſinnlichen und mehr thieriſchen Menſchen dem thieriſchen Inſtincte mehr oder weniger ähnlich iſt, in ſofern ſie weniger ausſchließend auf das beſtimmte Individuum gerichtet iſt, und die ſinnliche Heftigkeit deſſelben theilt; ſo wird doch in der wahren Liebe jeder ſinnliche Trieb ſo veredelt und durch die geiſtige Natur geläutert, daß man ſie vor allem als eine reinmenſchliche Neigung anſehen darf, in welcher ſich die ganze Eigenthümlichkeit der menſchlichen Natur offenbart, und durch welche ſich der Menſch der Menſchheit innig anſchließt. Die menſchliche Neigung zu den Verwandten offenbart ſich aber in verſchiedenen Formen, zuerſt in der Kindesliebe, auf zarte Sympathie gegründet, mit herzlicher Dankbarkeit gegen die Wohlthäter, und Ehrfurcht vor dem vollendetern Menſchen verbunden, und wiederum anders als Liebe der Söhne, anders als Liebe der Mädchen gegen Vater und Mutter, dann als Geſchwiſterliebe und Freundſchaft, ferner als Geſchlechtsliebe oder Liebe im eigentlichen Sinne. Letztere iſt die freie Zuneigung verwandter Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, oder ein inniges Streben nach vollkommener Gemeinſchaft mit einer beſtimmten Perſon des entgegengeſetzten Geſchlechts, ja, objectiv, dieſe Vereinigung ſelbſt; denn die Liebe kann nur durch Gegenliebe vollendet werden. Sie entwickelt ſich naturgemäß zuerſt aus dunkler Sehnſucht, zu welcher die vollkommene Entwickelung des Körpers, welche in die Zeit der erſten Liebe fällt, wahrſcheinlich mitwirkt, und iſt dann mit einem Gefühle der Leere verbunden, welche das Bedürfniß einer vollkommenern Mittheilung bewirkt. Ferner gründet ſie ſich auf die körperliche und geiſtige Verſchiedenheit der Geſchlechter. Sie iſt aber dennoch ſowohl von dem regen Geſchlechtstriebe und der oberflächlichen Reizbarkeit des Gemüths, welche man Verliebtheit nennt (beide können die wahre Liebe unterdrücken), als von jener fälſchlich ſogenannten platoniſchen Liebe verſchieden, welche nur eine geiſtige Ausſchweifung iſt. Sie iſt vielmehr ein vollkommen menſchliches Streben nach vollkommener, d. i. geiſtig körperlicher Vereinigung, und eben darum der liebſte Gegenſtand der Kunſt. Wo ſie aber vollkommen iſt, da iſt ſie auch nothwendig ausſchließend, auf ein feſtes Intereſſe der Herzen gegründet, und wird zur Lebensvereinigung derer, die ſich durch höhere Fügung gefunden. Der Staat erkennt ſie an in der Ehe, welche die vernunftgemäße Form der Liebe iſt. In der alten Welt, wo das Geſchlechtsverhältniß mehr ein phyſiſches war, und die Polygamie herrſchte; konnte die Liebe nicht mit dieſer Tiefe des Gefühls, ja mit dieſer ſchwärmeriſchen Herzlichkeit ſich offenbaren, welche ſie in der chriſtlichen und romantiſchen Zeit angenommen hat. Nur wo das feſte Vertrauen mangelt, geht ſie in Eiferſucht über, und große Hinderniſſe treiben ſie zur Leidenſchaft. Ruhiger und vertraulicher aber iſt die Gattenliebe und die mit ihr verwandte, aufopfernde und höchſt uneigennützige Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder. T.

Liebesfamilie nannte ſich eine von den deutſchen Wiedertäufern abſtammende Secte, die Heinrich Nicolai aus Münſter um 1560 in England ſtiftete. Ihr 1575 unter dem Titel: Kurze Wiederholung des Glaubens der Gutwilligen in England, genannt die Familie der Liebe ꝛc. erſchienenes Glaubensbekenntniß verräth eine ähnliche myſtiſche Stimmung, wie der ſpätere Quietismus. Aus ihrem Glauben an die Wiedertaufe durch Buße und neues Leben erkennt man ihre Abſtammung, ob ſie gleich die Kindertaufe nicht verwarf und zur orthodoxen engliſchen Kirche gehören wollte. Uebrigens waren dieſe unter dem Namen **Familiſten** bekannten Schwärmer weniger mürriſch als andere

ihrer Art und wurden wegen ihrer Fröhlichkeit von andern Fanatikern angefeindet. Da indeß die Exaltation, die dem Gebote der chriſtlichen Liebe einen beſondern myſtiſchen Sinn gegeben hatte, nach und nach wieder ſank, verloren ſie ſich um die Mitte des 17ten Jahrhunderts unter andern Parteien in England. E.

Liebesmahle, Agapen wurden in der erſten chriſtlichen Kirche die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten genannt, die der Feier des h. Abendmahls vorangingen. Menſchen von allen Ständen ſpeiſeten dabei zum Zeichen der chriſtlichen Bruderliebe unter und mit einander, jeder trug dazu nach Vermögen das Seinige bei und die Reichen hielten die Armen frei. Dieſe von den Apoſteln angeordnete und den Geiſt der Gemeinſchaft in der entſtehenden Chriſtenheit ſchön bezeichnende Sitte mußte indeß beim Anwachſe der Gemeine bald beſchwerlich und wegen der dabei eingeriſſenen Unordnungen, um den Ruf der Chriſten zu ſchonen, durch Synodalbeſchlüſſe im 4ten Jahrhundert abgeſchafft werden. Die Brüdergemeinde hat die Liebesmahle wieder erneuert, und hält ſie bei feierlichen Gelegenheiten unter Geſang und Gebet mit mäßigem Genuſſe von Thee und Weizenbrot in ihren Verſammlungsſälen. S. d. Art. Brüdergemeinde. Als etwas den alten Agapen Aehnliches ſind die Tafellogen der Freimaurer zu betrachten. E.

Lied (in der Dichtkunſt) iſt bisher ſo unbeſtimmt benannt worden, daß es ſchwer wird, den eigentlichen Charakter deſſelben genügend zu bezeichnen und es von den ihm verwandten Gedichten der Ode und dem Hymnus zu unterſcheiden. Im Aeußerlichen und Mechaniſchen zeichnet ſich das Lied dadurch von den übrigen Gedichten aus, daß es ſtets in gleiche Verſe, ja auch in gleiche Strophen abgetheilt iſt und dieſe wiederum ſtets daſſelbe Metrum haben, ſo daß alle Verſe und alle Strophen nach einer und ebenderſelben Melodie geſungen werden können. Dazu gehört ferner, daß jede Strophe eine eigene Periode ausmachen, und daß jeder Vers einen für ſich vollendeten Sinn haben muß. Innerlich dürfte der Charakter des Liedes auch in ſofern verſchieden ſeyn, als das Lied einen engern Kreis hat, in welchem es ſich bewegt und den es nicht überſchreiten darf. Und dieſer Kreis ſchließt alsdann das Mannichfaltige in der Darſtellung gänzlich aus und bleibt nur bei dem Einen ſtehen, bei dem Erguſſe des Gefühls. Die Ode hingegen ſchweift aus dem bloß Lyriſchen auch in das Erhabene aus und berührt in ihrem Fluge das Geiſtige und das Irdiſche, das Hohe und das Tiefe. Vielleicht dürfte unter der Ode und dem Liede derſelbe Unterſchied ſeyn, der ſich zwiſchen dem Epos und dem Drama findet: in dem Epos iſt das Mannigfaltige Hauptſache und das Eine Nebenſache; im Liede hingegen das Eine Hauptſache und das Mannigfaltige Nebenſache. Das muſikaliſche Lied richtet ſich in ſeinem Charakter natürlich nach dem poetiſchen Liede: dieſelbe Ruhe, dieſelbe Einfachheit, einen weiten Umfang der Töne, keine ſchwer zu treffende Intervalle. Es giebt Volkslieder, Kriegslieder, Trinklieder ꝛc., deren Charakter, da jedermann weiß, was darunter verſtanden wird, keiner beſondern Erklärung bedarf. Pq.

Liederſpiel unterſcheidet ſich, als neue Gattung des Schauſpiels, mit Geſang, von der Operette hauptſächlich dadurch, daß alle darin verwebte Geſangſtücke bloß aus Liedern beſtehen, die entweder dem Publicum ſchon bekannt ſind, oder die der Tonſetzer doch wenigſtens in der Form des Liedes neu bearbeitet, und welche ſämmtlich mit einer dem Liede angemeſſenen einfachen Inſtrumentalbegleitung verſehen ſind. Der verſtorbene Capellmeiſter Reichard, wahrſcheinlech durch die Vaude-

villes der Franzoſen (ſ. d. Art.) dazu veranlaßt, hat in ſeinem Liederſpiele: Liebe und Treue, den erſten Verſuch mit dieſer Gattung Operette gemacht. Wir behaupten unſrerſeits, daß eine Verbreitung derſelben auf unſern Theatern uns deshalb nicht wahrſcheinlich iſt, weil die Deutſchen zu muſikaliſch ſind, als daß ſie ſich ein ganzes Stück hindurch mit dieſen muſikaliſchen Tändeleien, da wo dieſe nicht bloß der eigentlichen Poſſe zur Unterlage dienen, begnügen ſollten. Das Lied iſt an und für ſich ſelbſt und am gehörigen Orte von der entſchiedenſten Wirkung, muß aber, zum Uebermaaße einer Unterhaltung von mehrern Stunden ausgedehnt, Ekel oder Langeweile erregen, weil die Natur deſſelben zu beſchränkt iſt, als daß es im Stande ſeyn ſollte, die Aufmerkſamkeit auf eine ſo lange Zeit in ſteter Beſchäftigung zu erhalten. Auch hat der Erfolg ſchon im voraus dieſes unſer Urtheil beſtätigt; außer Reichard's Liebe und Treue iſt bisher, die eigentliche Poſſe abgerechnet, kein ähnlicher Verſuch mit dieſer Gattung gemacht worden. Pq.

Liefland, ein ehemaliges Herzogthum, das gegen Oſten an Ingermannland, gegen Süden an Litthauen und Samogitien, gegen Weſten an die Oſtſee und gegen Norden an den finniſchen Meerbuſen grenzt. Es iſt fruchtbar an Gras und Getraide, und beſteht aus zwei Landſchaften, Ehſten und Letten, davon das erſtere am finniſchen Meerbuſen, das andere aber gegen die kurländiſchen und polniſchen Grenzen liegt. Die Liven und Ehſten (wovon die erſten dem Lande den Namen gegeben haben, aber nur noch in geringen Ueberreſten vorhanden ſind) gehören zum finniſchen Völkerſtamm; die Letten ſind Geſchlechtsverwandte der Litthauer und größtentheils leibeigen. Ihr ehemals härteres Schickſal iſt aber durch eine kaiſerliche Verordnung vom J. 1804 beträchtlich gemildert worden. Außerdem finden ſich im Lande viele Deutſche, Schweden und Ruſſen. Die meiſten Einwohner ſind Lutheraner; doch haben auch Reformirte, Griechen und Katholiken freien Gottesdienſt. Nach mancherlei Veränderungen kam das Land durch den Frieden zu Oliva 1660 an Schweden. In dem nordiſchen Kriege von 1700 eroberte es Peter der Große, dem es auch im nyſtädter Frieden 1721 verblieb. Im J. 1783 bekam es eine ganz neue Verfaſſung. Aus Liefland wurde die rigaiſche und aus dem ſonſt damit vereinigten Ehſtland die revaliſche Statthalterſchaft errichtet. Im J. 1797 ſtellte aber Kaiſer Paul den Namen Gouvernement Liefland wieder her. Die Grenzen deſſelben ſind die ehemaligen; aber ſtatt der ſonſtigen neun Kreiſe zählt man jetzt nur folgende fünf: den Rigaiſchen, Arensburgiſchen, Dörptiſchen, Wendiſchen und Pernauiſchen. Die Größe beträgt 938 Q. M. mit 550,000 Einw.

Ligne (Carl Joſeph Fürſt von) k. k. wirklicher Geheimer Rath, Kämmerer und Feldmarſchall, Inhaber des dreißigſten Infanterie Regiments, Ritter des goldnen Vließes, Commandeur des militäriſchen Marien Thereſienordens und Grand von Spanien von der erſten Claſſe, vormals Fürſt des deutſchen Reichs, erſter Pair von Flandern, Pair, Marſchall, Grand Baillif und ſouverainer Officier der Land- und Grafſchaft Hennegau, Gouverneur von Mons, Pair von Namur und Artois. Sein Ha[illegible] gehört zu den älteſten und edelſten der Niederlande. Es führt ſeinen Namen von einem Dorfe in der Caſtellaney von Ath, welches der Familie zu Ehren, zum Fürſtenthum erhoben ward. Zur Zeit der Kreuzzüge erwarben ſich die Herrn von Ligne ſchon großen Ruhm. Unter den Helden jener Zeit nennt die Geſchichte vor allen Bernhard von Ligne. An die lange Reihe ausgezeichneter Ahnen ſchloß

ſich Carl Joſeph als Feldherr, als Literator und Geſchichtſchreiber, als Moraliſt und Philoſoph, als Dichter und ſchöner Geiſt auf eine würdige Weiſe an, und ward einer der denkwürdigſten Menſchen unſerer Zeit. Er wurde am 29. Mai 1735 zu Brüſſel geboren. Seine Kindheit entwickelte frühe jenes Aufſtreben nach höherer Geiſtesbildung, das ihm bis zum Grabe treu geblieben iſt, und zugleich den ritterlichen Muth, der, durch eine frühe Vertrautheit mit der Gefahr, unterhalten und geſteigert, ſich in den nachherigen Kriegen glänzend bewährt hat. In dem Vorgefühle ſeiner künftigen Beſtimmung hörte er aus ſeiner Kinderſtube den Kanonendonner von dem Schlachtfelde von Fontenoi (1745), und ergötzte ſich am Anblicke der Beſchießung von Brüſſel (1746). Die Jünglingsjahre weihte er dem Studium der claſſiſchen Literatur und vorzüglich der Kriegswiſſenſchaften, welches er forthin bis an das Ende ſeiner Laufbahn leidenſchaftlich betrieb. Schon 1755 vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Franziska von Lichtenſtein. In demſelben Jahre trat er in öſterreichiſche Kriegsdienſte, und erhielt eine Compagnie in dem Regimente ſeines Vaters. Bald ward er die Seele dieſes Regimentes, das ſich in der Schlacht bei Collin mit Ruhm bedeckte. In den folgenden Gefechten zeigte ſich der Prinz immer, wo die Gefahr am größten war, und in der Schlacht bei Leuthen, wo Friedrich II. die bei Collin erlittene Niederlage rächte, ſammelte er das Regiment mehrmals unter einem Regen von Kugeln, und führte den Reſt deſſelben, durch die ſchrecklichſten Wege, nach Böhmen zurück, wobei er ſelbſt nichts als ein Stück groben Brods hatte, um ſeine Kräfte zu ſtärken. In demſelben Jahre wurde er zum Obriſtlieutenant befördert. 1758 befand er ſich bei dem Siege von Hochkirch, eroberte mit ſtürmender Hand den großen Garten bei Dresden und wurde mit dem Grade eines Oberſten belohnt. 1759 ward er an den Hof Ludwigs XV. geſandt, um die Nachricht von dem Siege bei Maxen, zu dem er ſelbſt auch mitgewirkt hatte, zu überbringen. Er verlebte einen angenehmen Winter in Paris, und kehrte zurück, nachdem er, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, daſelbſt viele Bekanntſchaften, Bemerkungen, Unbeſonnenheiten und Schulden gemacht hatte. 1760 befand er ſich bei der Einnahme von Berlin und der Schlacht bei Torgau. Nach dem Hubertsburger Frieden, bei Gelegenheit der Krönung Joſephs II. zum römiſchen Kaiſer, wurde er zum Generalmajor befördert, und begleitete 1770 dieſen Fürſten zu jener denkwürdigen Zuſammenkunft mit Friedrich II. zu Neuſtadt, von welcher er uns eine mit ſo viel Scharfſinn als liebenswürdiger Eigenthümlichkeit entworfene Schilderung hinterlaſſen hat. Jene glückliche Periode unſrer Geſchichte zwiſchen dem ſiebenjährigen und dem Ausbruche des Türkenkriegs, die, mit geringen Ausnahmen, dem Privatleben in Bezug auf Geiſtesgenuß blühend und freundlich dahin floß, ſcheint in dem Fürſten von Ligne den Drang nach literariſcher Auszeichnung, nach Erweiterung ſeiner Kenntniſſe, und jenen liebenswürdigen Hang zur Geſelligkeit vorzüglich begünſtigt zu haben, der von einer hochherzigen Gemüthsart eine edle Richtung, und von ſeiner Verbindung mit den merkwürdigſten Männern ſeiner Zeit beſondere Anmuth und Würde erhielt. In dieſe Epoche fallen ſeine Reiſen durch die meiſten Länder von Europa, beſonders ſeine wiederholten Ausflüge nach Paris. Hier wetteiferten die Großen, die liebenswürdigſten Damen, die geiſtreichſten und berühmteſten Gelehrten um den Beſitz dieſes Fremdlings, den man für einen gebornen Franzoſen hielt. Man bewunderte den richtigen und tiefen Sinn, der ſich in tauſend muthwilligen Spielen des Witzes entwickelte. Bei Hofe wußte er die ganze Würde eines Großen mit der

Liebenswürdigkeit eines geiſtreichen Mannes zu vereinigen. Er hatte Zutritt in dem vertrauteſten Kreiſe der königlichen Familie, vorzüglich in den herrlichen Abendſtunden von Klein-Trianon, welche die Revolutionsmänner ſo grundlos als Orgien geſchildert haben. Auch verſchmähte er es nicht, den Theaterheldinnen ſeine Huldigungen darzubringen. Dieſe Verbindungen verwickelten ihn in einige kleine literariſche Intriguen, und der Geiſt derſelben wirkte zuweilen auf ſeine Urtheile. Namentlich faßte er gegen Marmontel einen Widerwillen. — Andere Sommer wandte er dazu an, England und Italien, Voltairen zu Ferney, den Prinzen Heinrich zu Rheinsberg und Friedrich den Großen in Sans-ſouci zu beſuchen. Im J. 1781 hatte er den Petersburger Hof beſucht, wo ſein älteſter Sohn, der mit einer Princeſſin Maſſalsky verheurathet war, 400,000 Rubel zu fordern hatte. Er gewann die Gunſt der Kaiſerin, deren leidenſchaftlicher Bewunderer er war, und kehrte mit Portraits, Decorationen und Bändern beladen, zurück, ohne jedoch den Zweck ſeiner Reiſe erreicht zu haben. Als die Streitigkeiten im J. 1784 einen Krieg mit Holland vermuthen ließen, traf er als General en Chef mit großer Thätigkeit alle Maaßregeln, um einen ſchnellen und ruhmvollen Ausgang deſſelben zu ſichern. Aber dieſer Eifer für ſeinen Souverain zog ihm den Verluſt eines in Frankreich anhängigen Proceſſes zu, deſſen Object über eine Million betrug. In den Niederlanden hatte er ſich die größte Popularität erworben; ſein Schloß Beloeil war ein Sitz der Pracht, des Geſchmacks und des Vergnügens; er erhielt daſelbſt häufige Beſuche, ſelbſt von den franzöſiſchen Prinzen. Im J. 1787 begleitete er die Kaiſerin Katharina und Joſeph II. auf der berühmten Reiſe nach Cherſon, wo er der getreuſte Unterthan des letztern und der ergebenſte Höfling der erſtern genannt wurde. Im folgenden Jahre begab er ſich als Feldzeugmeiſter, in einer militäriſch-diplomatiſchen Sendung zu dem Fürſten Potemkin, und begleitete die Bewegungen der ruſſiſchen Armee, bis nach der Eroberung von Oczakoff. In dem Feldzuge von 1789 commandirte er mit vieler Auszeichnung ein Armeecorps, und theilte mit Loudon den Ruhm der Einnahme von Belgrad. Doch mußte er bald darauf die Ungnade des Hofs erfahren; aber noch auf ſeinem Sterbebette rief ihn Joſeph II. zu ſich, und überhäufte ihn mit Bezeugungen ſeines Wohlwollens. In den folgenden Kriegen war es ihm nicht mehr vergönnt, für die Erhaltung eines Staats zu kämpfen, an den er, unter Carl VI. und Eugen von Savoyen geboren, durch die frühſten Eindrücke der Jugend ſowohl, als durch ein hohes Pflichtgefühl gebunden war. Dieſe Geſinnungen beurkundeten ſich bald nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, als er ſein in Brabant, von einer ſo langen Reihe von Ahnen angeſtammtes Vermögen preis gab, um der Treue gegen ſeinen Souverain genug zu thun. Im erſten Feldzuge 1792 fiel ſein würdiger älteſter Sohn Carl Joſeph, Obriſt des Ingenieurcorps, am 14. Sept. im Gefechte bei Roux aux Bois. Da er durch die Abtretung des linken Rheinufers die reichsſtändiſche Grafſchaft Fagnolles verloren hatte, ſo theilte ihm die Reichsdeputation dagegen das Damenſtift Edelſtetten, unter dem Titel einer Reichsgrafſchaft und einer Virilſtimme, zu. 1803 beſuchte er dieſe ſeine im Burgauiſchen gelegene Erwerbung, und bewährte auch dort, durch unvergeßliche Proben, ſeine Humanität und ſeinen Edelmuth. 1804 aber überließ er Edelſtetten, mit der darauf haftenden Virilſtimme, dem Fürſten Eſterhazy. Um die nämliche Zeit kam, vermittelſt der Aufhebung des Sequeſters, ſein zweiter Sohn Ludwig wieder in den Beſitz der niederländiſchen Familiengüter, welche in den

Stürmen der Revolution nicht veräuſſert worden waren. Im J. 1807 wurde der Fürſt zum Capitain der Trabantenleibgarde und Hofburgwache, im J. 1808 aber zur Würde eines General-Feldmarſchalls erhoben, welche durch eine ſeltene Fügung von ſeinem Vater und Großvater ebenfalls bekleidet worden war. In ſeinem Privatleben vereinigte er die mannigfaltigſten Vorzüge. Sein treffender Witz ohne Dornen, ſeine Lebendigkeit mit ſo viel Ruhe, ſo viel Eigenthümlichkeit ohne Unart, die ſeltene Kunſt, das Geſpräch in ein Spiel zu verwandeln, in dem er ſeinen Gegner gern gewinnen ließ, und endlich die unerſchöpfliche Güte des Herzens, die tiefe Liebenswürdigkeit, das immer rege Bedürfniß, Hülfe und Troſt in jedes verwundete Herz zu gieſſen, hatten über ſein ganzes Weſen einen ihm eigenen und eben deßhalb unverwelklichen Reiz verbreitet. Jedem Unglücklichen verwandt, war ſein Haus eine Freiſtätte der gebeugten Menſchheit, wie es ſich der geſelligen Freude öffnete. In einer langen Reihe von Jahren hat er, ein Mann von ſeltener Perſönlichkeit, ein Muſter von altfranzöſiſcher Feinheit und Grazie, mit ausgezeichnetem Erfolge über das geſellſchaftliche Leben geherrſcht. Eine Exiſtenz wie die ſeine, war eine ganz eigene Erſcheinung, die von dem nicht begriffen werden kann, der nicht Zeuge davon war. Durch ſeine vielen Verbindungen in allen Theilen des cultivirten Europa, noch mehr durch ſeine witzigen Worte, die oft mit unglaublicher Schnelligkeit in den entfernteſten Ländern wiederholt wurden, war er nicht ſowohl das Eigenthum einer Familie, eines Kreiſes von Freunden, einer Stadt, als er dem ganzen gebildeten Geſchlechte ſeiner Zeit angehörte, und dennoch — von der Familie, von den Freunden, von der Stadt, in der er lebte, wurde er geliebt, als wäre er einzig für ſie alle geweſen. Mit ſeinem Rufe griff er in die entfernteſte Welt, mit der unerſchöpflichen Anmuth ſeines Umgangs erfreute er, was in ſeiner Nähe lebte. Indem er die Gegenwart mit der Heiterkeit ſeines Humors und mit der Fülle ſeines Herzens liebend umfaßte und erwärmte, fühlte man es mit Rührung, — er war der Wiederhall einer ſchon verklungenen Zeit. Am 13. Dec. 1814 ſtarb er, im 80. Jahre ſeines anakreontiſchen Lebens. Sein Charakter, wie er hier geſchildert iſt, ſpricht ſich auch in ſeinen Schriften aus, die überdieß noch unausſprechlich intereſſiren, durch Reichthum an Kenntniſſen und originellen Anſichten, durch unerſchöpflichen Witz, durch geiſtvolle Darſtellung und durch einen vollendeten Styl. Sie beſtehen aus längern und kürzern hiſtoriſchen Memoires, militäriſchen Abhandlungen, philoſophiſchen und humoriſtiſchen Betrachtungen und Einfällen, Briefen und Gedichten. Mehrere derſelben ſind beſonders gedruckt; eine vollſtändige Sammlung derſelben iſt unter dem Titel: Melanges militaires, littéraires et sentimentaires von 1795 bis 1810 in 32 Bänden, bei Walther in Dresden erſchienen. 1810 gab die Frau v. Stael einen Auszug davon in 2 Bänden heraus. Seine Fragmens militaires, welche Nachrichten von ſeinen Feldzügen enthalten, und ſeine Memoires du prince Eugene de Savoie, écrits par lui même erſchienen 1810, und ein Nouveau recueil de Lettres in 2 Bänden 1812 in Weimar, zu welcher Ausgabe der Großherzog von Weimar die Veranlaſſung gab, der, dem Fürſten nahe verwandt durch Sinn, Geiſt und Muth, mit ihm in langer Freundſchaft lebte, und noch in ſeiner Krankheit faſt alle Abende mit ihm zubrachte, auch ſeinem Leichenzuge folgte. Die Manuſcripte, welche er hinterlaſſen, hat er ſeinem Schwiegerſohne, dem Grafen Moritz Odonell zur Herausgabe anvertraut. Die Anthologie, welche Frau von Stael aus ſeinen Schriften geſammelt, hat die Frau Spazier in einer deutſchen Ueberſetzung heraus gegeben.

Ligny, (Schlacht bei) (S. d. A. Belle Alliance, la.)

Lille (im Deutſchen Ryſſel), ehemals die Hauptſtadt des franzöſiſchen Flandern und aller franzöſ. Niederlande, am ſchiffbaren Fluſſe Deule, welcher durch die Stadt fließt, iſt groß, ſchön gebaut, mit vortrefflichen Umgebungen, hatte im J. 1802 beinahe 55,000 Einwohner, und iſt eine der wichtigſten Feſtungen in ganz Europa. Beſonders iſt die Citadelle, an welcher Vauban ſeine ganze Geſchicklichkeit gezeigt hat, ein Meiſterſtück der Befeſtigungskunſt. Der Generalgouverneur und der Intendant über franzöſiſch Flandern und Hennegau hatten ihren Sitz in dieſer Stadt. Es ſind die bedeutendſten Fabriken und Manufacturen von allen Gewerben und beſonders viele Oelſchlägereien daſelbſt, zu welchen letztern ſich mehrere hundert Mühlen um Lille befinden. Auch iſt die Handlung der Einwohner nebſt der Blumen-, beſonders der Tulpenzucht, ſehr anſehnlich. Letztere wird hier beinahe ſo ſtark, wie in Harlem getrieben, ſo, daß auch die Holländer viele Zwiebeln aus Lille beziehen. Spargel und Melonen werden durch ganz Frankreich verſandt. Im J. 1708 eroberte es Prinz Eugen in Folge einer hartnäckigen und blutigen Belagerung; doch wurde es im utrechter Frieden 1713 an Frankreich zurückgegeben. 1793 bombardirten es die Oeſterreicher ohne Erfolg. Jetzt iſt Lille der Hauptort eines Arrondiſſements im Norddepartement und Sitz des commandirenden Generals der 16. Diviſion. Die dazu gehörigen Cantons heißen: Lille (Ryſſel), Armentieres, Haubourdin, la Baſſée, Launoy, Ronbaix, Lille, Quesnoy, Seclin, Pont-à-Marque, Templeuve und Tourcoing.

Lima (Ciudad de los Reyes), Hauptſtadt des Königreichs Peru im ſüdlichen America, am Fluſſe gleiches Namens und in einem ſchönen und ſehr fruchtbaren, zwei Meilen breiten Thale, zwiſchen den Cordilleras und der See belegen, wurde 1535 von Franz Pizarro geplündert. Vor dem Erdbeben am 28. Oct. 1746 war ſie ſehr groß, feſt, ſehr volkreich und der Mittelpunct der Handlung des ganzen ſpaniſchen America, woher ſie auch noch jetzt ſehr viele reiche Einwohner hat, deren die Stadt noch 52,627 enthält, zu welchen noch 10,000 hinzukommen, welche in dem Stadtgebiete der fünf Leguas wohnen. Die jetzigen Häuſer ſind von Holz, nur ein Stockwerk hoch, die Straßen regelmäßig, ſehr rein und gut gepflaſtert und die Gegend herum mit Landhäuſern beſetzt. Es iſt daſelbſt, beſonders unter den Frauenzimmern, eine großer Luxus vorhanden. Die Stadt iſt eine von den ſpaniſchen Münzſtädten in Amerika, der Sitz des Vicekönigs von Peru, der hohen Landescollegien, eines Erzbiſchoffs und einer Univerſität. Der Hafen iſt mit zwei feſten Caſtellen verſehen und liegt 7 Meilen davon, iſt aber durch das vorerwähnte Erdbeben faſt ganz zerſtört worden. Doch wird noch immer von dort aus der reichſte und ſtärkſte Handel nach dem nördlichen und ſüdlichen Amerika mit gediegenem Gold und Silber und mit Landes- und europäiſchen Waaren getrieben. Ein Theil der Stadt liegt noch in Ruinen; das höher liegende Caſtell ſteht jedoch noch.

Lindau, ehemal. freie Reichsſtadt, in Schwaben, auf drei Inſeln im Bodensee, von welchen die größte, vermittelſt einer 290 Schritte langen hölzernen Brücke, mit dem feſten Lande zuſammenhängt. Nach der kleinſten Inſel, auf welcher nur Weinberge, Gärten und Fiſchhäuſer befindlich ſind, führen zwei Thore mit Fallbrücken. Dieſe Lage im Bodensee hat der Stadt den Namen ſchwäbiſch Venedig zugezogen. Die Zahl der Einwohner war 1804 über 5,000, welche in 700 Häuſern wohnten, aber 1807 nur 2701 in 554 Häuſern. Sie ſind meiſtens lutheriſch, wenig katholiſch. Der Matricularanſchlag der Stadt

betrug 130 fl., und das Kammerziel 112 Rthlr. 15 kr. Ihre Handlung, beſonders nach Italien, iſt beträchtlich. Die einheimiſchen Hauptproducte beſtehen in Wein und Obſt, welches beides häufig ausgeführt wird. Die Einkünfte betrugen im J. 1800 an 16,000 fl. Im J. 1802 wurde dieſe Stadt, nebſt dem daſelbſt befindlichen, ſehr bedeutenden adligen Fräuleinſtifte gleiches Namens, deſſen Aebtiſſin fürſtliche Würde hatte, dem Fürſten von Bretzenheim als Entſchädigung zugetheilt, von dieſem aber 1803 an Oeſterreich abgetreten und 1804 von letzterm nebſt dem Stifte zu einem Fürſtenthume erhoben, bis es endlich 1806 an Bayern abgetreten und dem Illerkreiſe hinzugefügt ward. Dort bildet es ein Landgericht und Rentamt, welches auf 1 1/2 Quadratmeilen 6316 Menſchen enthält.

Lindwurm iſt eins von den erdichteten Ungeheuern, welches in den alten Rittergeſchichten eine eben ſo merkwürdige Rolle ſpielt, wie der Drache, der Vogel Greif und andere dergleichen Ungethüme. Der Lindwurm wird als eine Gattung von Drachen, oder auch als eine große, vierfüßige, geflügelte Schlange beſchrieben. Der tapfere Ritter St. Georg ſoll einen Lindwurm erlegt haben.

Linguet (Simon-Nicolas-Henri), Advocat, am 14. Jul. 1736 zu Rheims geboren, ſtudirte zu Paris auf dem Collegium Beauvais und zog daſelbſt durch ſeine ungemeinen Talente die Aufmerkſamkeit des Herzogs von Zweibrücken auf ſich, der ihn mit ſich in ſeine Staaten nahm. Von hier begab er ſich bald darauf als Adjutant des mathematiſchen Geniewesens in die Dienſte des Prinzen Beauvau, als dieſer in dem Kriege gegen Portugal zum Commando abreiſte. Seinen Aufenthalt in Spanien benutzte er dazu, ſpaniſch zu lernen und einen großen Theil der ſpaniſchen Theaterſtücke in das Franzöſiſche zu überſetzen. Darauf kehrte er in einem Alter von 26 Jahren nach Frankreich zurück und erlangte daſelbſt bald darauf als practiſcher Rechtsgelehrter durch die Kühnheit ſeines Charakters, durch ſeine Neuerungsſucht, durch überwiegende gelehrte Kenntniſſe und beſonders durch ſeine lebendige Beredſamkeit einen glänzenden Ruf, aber auch eine große Menge Feinde. Durch ſeine Vertheidigung ward der Herzog von Aiguillon den Händen der Gerechtigkeit entriſſen und ihm dadurch bald darauf der Eintritt ins Miniſterium eröffnet. Nachdem ſich Linguet noch durch mehrere glänzende Vertheidigungen den Haß der Gegner, beſonders aber den Neid ſeiner Collegen zugezogen hatte, beſchloſſen 24 von dieſen, unter einem Jahre nicht wieder mit ihm vor Gericht aufzutreten; ja, das Parlament erließ ſogar einen Beſchluß, durch welchen ihm die öffentliche Praxis unterſagt wurde. Jetzt ſchrieb Linguet ein politiſches Journal, welches ſowohl die Zahl ſeiner Bewunderer, als auch die ſeiner Neider vermehrte, und endlich auf Befehl des Gouvernements gänzlich unterſagt wurde. Da er ſogar für ſeine Freiheit fürchten mußte, begab er ſich in die Schweiz und von dort über Holland nach England, von wo er aber bald nach Brüſſel ging. Als ihm hier der Graf von Vergennes die Erlaubniß ertheilt hatte, nach Paris zurückzukehren, ward Linguet, auf erneuerte Klage, am 27. Sept. 1779 in die Baſtille geſetzt, in welcher er über 2 Jahre verbleiben mußte. Im Mai 1782 wieder in Freiheit geſetzt, machte er eine zweite Reiſe nach England und kehrte von dort abermals nach Brüſſel zurück, wo er ſein Journal: politiſche Annalen herausgab, in welchem er dem Kaiſer Joſeph II. ſchmeichelte, der ihn nach Wien kommen ließ und ihm ein Geſchenk von 1000 Ducaten machte. Nichts deſtoweniger erklärte er ſich in der bald darauf erfolgten Revolution der Niederlande gegen den Kaiſer, mußte die Niederlande ver-

laſſen und kehrte 1791 nach Paris zurück, wo er vor der conſtituirenden Verſammlung die Sache der Schwarzen gegen die Tyrannei der Weißen auf St. Domingo vertheidigte. Bei'm Eintritt der Schreckenszeit ward er vor das Revolutionstribunal geſchleppt und daſelbſt am 27. Juni 1794 zum Tode verurtheilt, weil er, wie es hieß, in ſeinen Schriften die Despoten zu Wien und London zu ſehr gelobpreiſt hatte. Er ſtarb mit vielem Muthe und mit großer Ergebung. Von ſeinen zahlreichen Werken, welche alle nahmhaft zu machen uns der beſchränkte Raum verbietet, ſind zu merken: Histoire des révolutions de l'empire romain, 1766, 2 Vol. in 12, in welchem er die Tyrannei der Fürſten und die Sclaverei der Völker rechtfertigt und beiden die Lichtſeite abzugewinnen ſucht; Mémoires sur la Bastille, Londres 1783, welches das ausführlichſte, aber vielleicht auch das parteiiſchſte Werk gegen die Baſtille iſt, und in welchem Linguet den Despotismus jetzt eben ſo ſehr verwünſcht, als er ihn in dem vorigen Werke geprieſen hatte, und endlich ſeine, ſchon vorhin erwähnten Annales politiques, welche 1777 begannen, mehrere Male unterbrochen und dann wieder fortgeſetzt wurden. Dieſe Annalen, welche in einem lebhaften, hinreißenden Style, mit unbegrenzter Schonungsloſigkeit und nicht ohne einen gewiſſen Scharfblick geſchrieben ſind, dabei über Alles abſprechen, hatten zu ihrer Zeit ein außerordentlich großes Publicum.

Linie heißt bei dem Mathematiker eine Ausdehnung nach der Länge ohne Breite; ſie iſt aber entweder gerade oder krumm. In der Geographie und bei der Schifffahrt iſt Linie der Aequator. Beim Decimal-Längenmaaße iſt ſie der zehnte Theil eines Zolls, der hundertſte eines Fußes, der tauſendſte einer Ruthe. Bei der Ingenieurkunſt nennt man Linie den aufgeworfenen Graben und Bruſtwehr, wodurch die Schanzen zuſammenhängen, und welche zwei- und dreifach hinter und über einander angelegt werden. In der Kriegskunſt heißt Linie eine Reihe in Schlachtordnung ſtehender Soldaten (daher Linientruppen).

Linienſchiffe (Kriegsſchiffe) nennt man ſolche große Schiffe, welche mit einer beträchtlichen Anzahl Kanonen, Munition und Truppen ausgerüſtet ſind und theils zu eigentlichen Seegefechten, theils auch zur Bedeckung der Kauffahrtei- und Transportſchiffe gebraucht werden. Sie heißen deshalb Linienſchiffe, weil ſie mit in der Linie fechten können. Der Unterſchied ihrer Größe, der nach Tonnen (20 Centner) beſtimmt wird, ihrer Verdecke und Kanonen, verurſacht auch einen verſchiedenen Rang unter denſelben. In England giebt es 6 verſchiedene Gattungen von Kriegsſchiffen: 1) von 1920 bis 1700 Tonnen (d. h. welche eine Ladung von 38,400 bis 34,000 Centner führen können), mit 850 bis 750 Mann und 110 bis 90 Kanonen; 2) von 1625 bis 1557 Tonnen, 750 bis 660 Mann und 90 bis 80 Kanonen; 3) von 1400 bis 1119 Tonnen, 600 bis 410 Mann und 80 bis 60 Kanonen. Dieſe erſten drei Gattungen ſind nur eigentliche Kriegs- oder Linienſchiffe. Die übrigen drei Arten, deren letzte 430 bis 300 Tonnen, 150 bis 100 Mann und 20 bis 16 Kanonen enthält, heißen **Fregatten** und **Corvetten**. Das jetzt ſo gewöhnliche Beſchlagen der Schiffe mit Kupfer ſchützt wider der Seewürmer und Fäulniß, bewirkt auch, daß ſie leichter die Wellen durchſchneiden und geſchwinder ſegeln. Schiffe über 80 Kanonen ſind zu koſtbar und zu unbequem, weswegen ſie auch verhältnißmäßig nicht ſo nützlich ſind.

Linné (Carl) ward im Jahre 1707 zu Roshult in Smoland geboren und von ſeinem Vater, einem Landpfarrer, anfangs eines Gelübdes wegen zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Da dieſer, in ſofern es ſeine Lage erlaubte, ein leidenſchaftlicher Botaniker war, ſo hatte der

Sohn von früher Jugend auf Gelegenheit, die Pflanzenkunde zu üben und Geſchmak an derſelben zu finden. In ſeinem 10 Jahre ward er auf die Schule zu Wexiö geſchickt, wo ihn jedoch die alten, pedantiſchen Formen des damaligen Schulunterrichts ſo ſehr anekelten, daß er dieſen oft ganze Tage im Sommer ausſezte, um ſeiner Lieblingsneigung nachzuhängen und in Wald und Thal Pflanzen aufzuſuchen. So kam es, daß er endlich in den Schulkenntniſſen zurückbleiben und beſonders in den gelehrten Sprachen vielen ſeiner Mitſchüler nachſtehen mußte. In der That hat Linné dieſe frühe Vernachläßigung der Schulkenntniſſe in reifern Jahren ſchwer gebüßt. Genöthigt, faſt beſtändig lateiniſch zu ſchreiben, ſchrieb er es dennoch ſchlecht, gab dadurch Gelegenheit zu manchem neckenden Spotte und ſchadete oft ſelbſt dem Verſtändniſſe ſeiner herrlichſten Schriften durch unrichtig gewählte Ausdrücke. Es ſind handſchriftliche Briefe von ihm vorhanden, in welchen er ausruft: „das Latein, welches ich ſchreibe, mag nicht viel werth ſeyn; aber ich will lieber drei Ohrfeigen von Priscian, als eine von der Natur." So trocken auch der Herr Profeſſor Sprengel, von welchem wir die Notizen über Linné entlehnen, dieſen Zug des genialen Linné abfertigt, ſo können wir dennoch nicht umhin, auf die Großherzigkeit und den ächten Scharfſinn des Linné in ſeiner Wiſſenſchaft mit Verehrung hinzuweiſen und die Aufmerkſamkeit unſrer Leſer dafür in Anſpruch zu nehmen. Wir kehren von dieſer Abweichung zum Linné zurück. Seine Lehrer, ermüdet von der Trägheit, und ſcheinbaren Untauglichkeit deſſelben, erklärten dem gebeugten Vater, aus ſeinem Sohne, der ganz ohne Fleiß und nur geſchickt ſey, Kräuter und Schmetterlinge zu ſammeln, könne höchſtens ein Handwerker werden. Der Vater, dieſem geiſtvollen Ausſpruche ſolcher denkenden Lehrer vertrauend, gab den Sohn, deſſen Ruhm hernach über die ganze Erde erſchollen iſt, wirklich zu einem Schuhmacher in die Lehre. Wenn wir geneigt wären, über die gänzlich falſch geleitete Beſtimmung der meiſten Menſchen Betrachtungen anzuſtellen, ſo wäre es hier; allein der Raum verbietet uns jede Abſchweifung von unſerm Gegenſtande. Da rettete noch zeitig genug ein trefflicher Mann dem Vaterlande ſeinen Stolz, den Wiſſenſchaften ihre Zierde und der Naturgeſchichte ihren Schöpfer. Der Arzt Rothmann (ſein Name muß der Nachwelt aufbewahrt werden) war nicht der Meinung der Lehrer des jungen Linné. Dieſer hatte an ihm ungewöhnliche Talente, ein eiſernes Gedächtniß, einen treffenden Witz, die lebhafteſte Einbildungskraft, den hellſten Verſtand, den ſeltenſten Scharfſinn und den unverdroſſenſten Fleiß bemerkt. Er ging ſelbſt zu den Eltern, ſtellte dem Vater vor, daß die Lehrer ſeines Sohnes dieſen nicht beurtheilen könnten, und der Mutter rieth er, ihr Gelübde zu halten und ihren Sohn dadurch Gott zu widmen, daß ſie ihm erlaubte, ein Prediger der Natur zu werden. Die Eltern folgten dem Rathe des ſinnigen Arztes und voll Freuden verließ nun Linné ſeinen Lehrmeiſter und deſſen Werkſtatt. Tourneforts Inſtitutionen, welche ihm Rothmann verſchaffte, waren nun das erſte wahrhaft brauchbare Werk über Pflanzenkunde, welches dem jungen Linné bei der Beſchränktheit ſeiner Lage in die Hände fiel. Noch 2 Jahre blieb Linné in Wexiö, benutzte daſelbſt die Bibliothek und den Rath ſeines Gönners Rothmann, und bereitete ſich durch das anhaltendſte Studium zu ſeiner großen Laufbahn vor. Inzwiſchen näherte er ſich ſeinem 20 Jahre. Nun begann er zu fühlen, daß er, da ihm die Botanik keine Ausſicht zur Verſorgung zu verſprechen ſchien, ſich einem eigentlichen Brodſtudium widmen müſſe. Er wählte die Arzeneikunſt, für welche er ſich um ſo tüchtiger fühlte, als ſeine bereits hervorragenden Kenntniſſe in der Pflanzenkunde das Studium derſelben erleichtern

mußten. Die Koſtbarkeit dieſes Studiums hätte ihn freilich abſchrecken können; aber auf der Univerſität zu Lund war ein Profeſſor Humärus mit ihm verwandt, und dieſer hatte verſprochen, ſich ſeiner anzunehmen. Da dieſer Humärus bei Linné's Ankunft aber eben verſtorben war, ſo fand er an einem Fremden, was ihm der Verwandte ſchwerlich hätte ſeyn können. Dieß war der dortige Botaniker, Kilian Stobäus, der im eigentlichen Sinne des Worts ſein Wohlthäter wurde. Ungeachtet er ſelbſt nur unbedeutende Kleinigkeiten geſchrieben, ſo wäre es doch billig geweſen, daß Linné durch eine Pflanzenbenennung das Andenken deſſelben und ſein Verdienſt um ihn geehrt hätte. Aber erſt Thunberg ſchuf die auch noch beſtehende Gattung Stobaea, die auf dem Cap zu Hauſe iſt. Stobäus machte ſich auch noch dadurch um Linné verdient, daß er ihm einſtens das Leben rettete, als er auf einer botaniſchen Wanderung von der ſogenannten Höllenfurie geſtochen war. Dieſer in Schweden und in Guinea einheimiſche Wurm, wie ein Zwirnsfaden lang und dünn, frißt ſich, ganz unbemerkt, in die bloßen Beine, dringt immer tiefer hinein und erregt dadurch, daß er ſich um die Nerven wickelt, nicht allein die heftigſten Schmerzen und Lähmung, ſondern auch am Ende ſogar den Brand. Oft hängt noch ein Ende dieſes Fadens an der Haut herunter, wenn der Wurm bereits im Innern die zerſtörendſten Wirkungen hervorgebracht hat. Zieht man nun ohne die äußerſte Vorſicht an dieſem Ende, ſo reißt es unfehlbar ab und die Gefahr iſt nun faſt nicht mehr zu vermeiden. Nur ein langſames, in ſtundenlangen Zwiſchenräumen geſchehenes Abwickeln des Wurmes auf einer Rolle iſt das beſte Mittel, um den gefährlichen Folgen deſſelben vorzubeugen. Auf dieſe Weiſe rettete auch Stobäus ſeinem Günſtlinge das Leben. Da dieſer jedoch nichts weniger, als eigentlich begütert war, ſo hatte Linné immer noch mit Dürftigkeit zu kämpfen. Lange aber konnte dieſer ängſtliche Zuſtand nicht währen: ſein hervorragendes Talent mußte bemerkt werden, und der liberale Celſius war dazu beſtimmt, ihm in Upſala zu werden, was Stobäus in Lund ihm geweſen war. Bei einem Beſuche im botaniſchen Garten fand Celſius den Jüngling und mußte ſeine außerordentlichen Kenntniſſe bewundern. Er erkundigte ſich nach ſeinen Umſtänden, und kaum hatte der ehrwürdige Prälat dieſe erfahren, als er eilte, ihn aus ſeiner hülfloſen Lage zu befreien. Celſius arbeitete damals noch an ſeinem unſterblichen Werke über die bibliſchen Pflanzen; er bedurfte eines Gehülfen, und wahrlich, ſeine Wahl konnte auf keinen würdigern fallen, als auf Linné. Hier war es nun, wo Linné, im J. 1731, in ſeinem 24 Jahre, auf die Idee geführt wurde, ob nicht, bei der anerkannten Wichtigkeit der Geſchlechtstheile, das ſo deutlich ſich offenbarende Verhältniß derſelben unter einander das Princip zu einem neuen Lehrgebäude in der Botanik aufſtellen könnte, welches durch ſeine Einheit, durch die Conſequenz ſeiner Verbindungen und durch die Annäherung an das Ideal eines natürlichen Syſtems den Vorzug vor allen übrigen Syſtemen davon tragen müſſe. Dieſen Gedanken hatte zwar ſchon Burkhard in ſeinem 1702 gedruckten Briefe an Leibnitz geäußert; aber er ſelbſt ſcheint ihn nicht ernſtlich gemeint zu haben. Denn in derſelben Schrift dringt er beſtimmt darauf, daß die Eintheilungsgründe der Familien und die Gattungscharaktere von allen und jeden Charakteren hergenommen werden müſſen. Die Nothwendigkeit der Zuſammenwirkung der beiderlei Geſchlechtstheile hatten ſchon, lange vor Vaillant, Grew, Geoffroy, Morland, Lopan, Menzel und Camerarius dargethan. Vor der Hand ſchrieb Linné ſeine Gedanken in einem Aufſatze nieder, der

dem Ol. Rudbeck mitgetheilt wurde. Dieſer bewunderte die Neuheit und den Scharfſinn der Gedanken, die darin enthalten waren. Eine Folge davon war, daß Rudbeck ihm auftrug, an ſeiner Stelle im botaniſchen Garten die Pflanzen zu demonſtriren. Rudbeck hatte ſchon 40 Jahre vorher eine botaniſche Reiſe nach Lappland gemacht, deren Reſultate die öffentliche Wißbegierde nur noch mehr reizten; es ward eine neue Reiſe dahin in Vorſchlag gebracht, und Celſius ſchlug den jungen Linné dazu vor. Dieſer hielt eine Summe von etwa 60 Thalern, welche von der literariſchen Geſellſchaft zuſammengeſchoſſen waren, für hinreichend, eine Reiſe von mehr als 800 deutſchen Meilen mitzumachen. Im April 1732 trat er dieſe Reiſe ganz allein an; eine lederne Kapſel mit Papier und Federn, ein Mantelſack mit Wäſche und Kleidungsſtücken, das war alles, was er zu Pferde mitnahm. In 6 Monaten legte er die gefahrvolle und höchſt beſchwerliche Reiſe zurück, deren Früchte für die Wiſſenſchaften von großem Werthe waren und alle ſeine Anſtrengungen reichlich belohnten. Beſonders zog die Botanik davon deu größten Gewinn. Im J. 1735 ließ er die vollſtändige Flora von Lappland drucken, welche zum unſterblichen Muſter für alle ähnliche Arbeiten geworden iſt. Man weiß nicht, ob man mehr die Genauigkeit und Richtigkeit der Beſchreibungen, oder die gelehrte Kritik in den Synonymen, oder den Reichthum neuer Entdeckungen bewundern ſoll. Auf dieſer Reiſe fand er auch jene zierliche Pflanze ſehr häufig, der Gronovius mit vollem Rechte den Namen Linné gab. Sie war zwar ſchon ſeit Bauchins Zeit bekannt geweſen, aber man hatte ihren Charakter vernachläſſigt und ſie bald Campanula, bald Cummularia genannt. In dieſer Flora von Lappland ordnete Linné zuerſt die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden und nach ihren Verhältniſſen unter ſich und zu dem Piſtill. Bis dahin hatte er noch keine akademiſche Würde erlangt, die ihn hätte zu den Vorleſungen, die er hielt, berechtigen können; auch fehlte es ihm an Mitteln, ſich eine ſolche Würde ertheilen zu laſſen. Sein außerordentlicher Beifall reizte die Eiferſucht eines Profeſſors, auf deſſen Klage nun dem Linné die fernern Vorleſungen unterſagt wurden. In der Verzweiflung darüber wollte er ſich thätlich an jenem Profeſſor vergreifen, und ſollte deshalb relegirt werden. Durch Verwendung ſeiner Freunde geſchah es jedoch, daß weder Verhaftung noch gerichtliche Unterſuchung über ihn verhängt wurde. Aber bei dem Verbote, Vorleſungen zu halten, blieb es. Schon war er 26 Jahre alt und noch wußte er nicht, ob er je ſeinem Vaterlande dienen und mit dem ihm verliehenen Talente nützen könne. Sieben Jünglinge traten jetzt zuſammen und entſchloſſen ſich, ihn für jenes Verbot, Vorleſungen zu halten, in etwas zu entſchädigen; er mußte mit ihnen eine mineralogiſche und oryktognoſtiſche Reiſe nach Lappland unternehmen. Nach ſeiner Zurückkunft hielt er in Fahlun den Zöglingen des dortigen Bergweſens Vorleſungen über Mineralogie und Hüttenweſen; zugleich verſprach er ſich daſelbſt mit der Tochter des dortigen geſchickten Arztes Moräus, zu der er eine heftige Liebe faßte und mit welcher er ſich in der Folge auch wirklich vermählte. Um ſich einem beſtimmten Brodſtudium zu widmen, reiſete er nun, auf Anrathen des Moräus, nach Holland; hier wollte er unter Boerhave, Gronovius und Burman ſich zu einem praktiſchen Arzte bilden und dann, mit der akademiſchen Würde bekleidet, in die Arme ſeiner Braut zurückkehren. Dieſen Vorſatz führte er aus, nur mit ſehr geringen Hülfsmitteln ausgerüſtet. Im April 1735 verließ er Fahlun, nahm in Hardewieck die höchſte Würde in der Arzeneikunſt an und begab ſich dann nach Ley-

den, wo Boerhave und Gronovius, über den Umfang und die Tiefe ſeiner Kenntniſſe erſtaunt, ein enges Freundſchaftsbündniß mit ihm ſchloſſen. Hier war es, wo er zuerſt mit ſeinem wahrhaft genialen Werke, dem Naturſyſteme in Tabellen, im größten Folioformate, auftrat. Dieß Werk enthielt ſchon die Grundlage ſeines ganzen Syſtems. Bei vielen Gattungen, die er nicht ſelbſt hatte unterſuchen können, folgte er blindlings dem Tournefort, mußte aber bei ſpäterer genauer Prüfung ſein Urtheil widerrufen. Die ganze Idee des Geſchlechtsſyſtems wird von ihm in dieſen Tabellen mit einer Ueppigkeit vorgetragen, die ſeinen Feinden hinlängliche Gelegenheit gab, ihn zu necken und zu beleidigen. Burman in Amſterdam, der damals eben die von Paul Hermann hinterlaſſenen Schätze zu ordnen und zu beſchreiben hatte, nahm den Linné als Gehülfen dieſer wichtigen Arbeit zu ſich ins Haus, in welchem er 6 Monate verlebte und während dieſer Zeit in den Sammlungen und in der Bibliothek deſſelben mit nie gekannter Wolluſt ſchwelgte. Jetzt ſchlugen Boerhave und Burman dem reichen Bewindhebber der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft, der ſowohl einen Hausarzt, als auch einen Aufſeher über ſeinen reichen Garten zu Hartecamp bei Harlem zu haben wünſchte, den Linné zu dieſer Stelle vor. Dieſer ward angenommen und erhielt 1000 Gulden und freie Station. Im Frühling 1736 zog er nach Hartecamp, wo er anderthalb Jahre in der angenehmſten Beſchäftigung zubrachte. In dieſer Zeit gab er in Holland zuerſt 1735 ſein Systema naturae in dem allergrößten Folioformate heraus, wo man auf einem einzigen Bogen alle Gattungen, die zu einem Naturreiche gehören, überſieht. Hier iſt ſein ganzes Geſchlechtsſyſtem entwickelt, nur hier und da etwas ſchlüpfrig vorgetragen. Auch bei dieſem Werke hat er ſich hin und wieder auf Tournefort, Plümier, Burman und Gronovius verlaſſen. Dieſem Werke folgten 1736 die Fundamenta botanica in Duodez, zu welchem unſterblichen Werke er in der Folge in ſeiner Philosophia botanica den Commentar gab. In demſelben Jahre erſchien ſeine Bibliotheca botanica, und dann 1737 das köſtliche Werk: Hortus Cliffortianus in Folio, mit 37 Kupfertafeln, welche die von dem berühmten Ehret gemalten ſeltenen Pflanzen des Gartens zu Hartecamp darſtellten. Eine kleinere, meiſterhafte Beſchreibung des blühenden und fruchttragenden Piſangs (Musa Cliffortiana 1736) war ſchon vorangegangen. Hierauf gab er ſeine Genera Plantarum heraus, worin 935 Gattungen nach allen ihren Charakteren beſtimmt ſind. Trotz der lichtvollen Conſequenz und Einheit dieſes Werks, blieben jedoch noch immer viele Charaktere in demſelben zweifelhaft. Dieß macht noch jetzt, z. B., die Beſtimmung der Doldenpflanzen nach Linné äußerſt ſchwierig. Auch die letzte Claſſe der Kryptogamiſten vernachläſſigte Linné zu ſehr, um nicht ſehr bald mancher Irrthümer überführt zu werden, welche ſelbſt ſeine ganze Eintheilung der Laubmooſe, Flechten u. ſ. w. als völlig unſtatthaft erſcheinen ließen. Unter dem Namen Critica botanica gab er 1737 einen trefflichen Commentar über mehrere Aphorismen der Fundamenta botanica heraus. Endlich erſchienen 1738 ſeine Classes plantarum, eine treffliche Zuſammenſtellung aller bis dahin bekannt gewordenen Syſteme. Während ſeines Aufenthalts in Hartecamp hatte Linné auch Gelegenheit, England zu beſuchen, wo er jedoch von dem berühmten Sloane, der ſchon ſeit 50 Jahren an Ray's Methode gewöhnt, alſo von einem jungen Ausländer keine Lehren anzunehmen geneigt war, ſehr kalt aufgenommen wurde. Bei ſeiner Rückkehr nach Holland fand Linné den Adrian van Royen gegen Boerhaven ſo ſehr aufgebracht, daß er von deſſen Einrichtung des botaniſchen Gartens zu Leyden, deſſen

Aufſicht der alte Boerhave ihm abgetreten hatte, keine Spur übrig laſſen wollte. Zu dem Ende hatte er ſich vorgenommen, entweder ſelbſt ein neues Syſtem zu ſchaffen, oder ſich zum Linnéſchen zu bekennen. In dieſer Stimmung traf ihn Linné, den er, ſeines Mangels an Kenntniſſen ſich bewußt, in ſein Intereſſe zu ziehen ſuchte. Linné dachte zwar zu rechtlich, um ihm ſeine Rache gegen Boerhave befriedigen zu helfen; allein ſeine nimmer ruhende Schöpferkraft fand hier Befriedigung und ſetzte ſich in Thätigkeit; er trieb nämlich ein geiſtreiches Geſchäft mit Royen, indem er für ihn ein Syſtem ausarbeitete, welches, ungeachtet es ihm ſowohl an Einheit des Princips, als an Conſequenz durchaus fehlte, doch von Männern, wie Gmelin und einigen andern angenommen wurde. Es iſt eine Art von natürlichem Syſteme, deſſen Hauptnorm die Zahl der Saamenlappen iſt. Dieß Syſtem gab nun Royen 1740 in dem Prodromus florae Leidensis heraus. Nachdem nun Linné faſt 3 Jahre in Holland zugebracht hatte, wuchs die Sehnſucht nach dem Vaterlande und nach der Geliebten mit jedem Tage immer mehr. Er verließ alſo im Mai 1738 Holland, ging zuerſt nach Paris, um dort Jüſſieu, Guettard und andere berühmte Botaniker kennen zu lernen, und langte darauf im September zu Stockholm an. Aber hier bekümmerte ſich niemand um ihn. Er war genöthigt, ſich mit der Ausübung der Arzneikunſt zu beſchäftigen, um die Mittel zu ſeinem Unterhalte zu erwerben. Anfangs war auch dieß mit Schwierigkeiten verbunden; da aber endlich ſeine glückliche Behandlung der Bruſtſchwäche bei Hofe bekannt wurde, ſo ließ ſich die Königin Ulrica Eleonore etwas von ihm verordnen, und nun ſtrömten ihm auf einmal die vornehmſten und reichſten Kranken zu. Hierauf ward er Arzt bei der Admiralität und königl. Botanicus und ſein Glück war gemacht. Nachdem auf dem Reichstage 1741 beſchloſſen war, Schweden in naturhiſtoriſcher Hinſicht aufmerkſamer, als es vorhin geſchehen war, bereiſen zu laſſen, ſo ward Linné zum Anführer der Reiſegeſellſchaft gewählt. Die Beſchreibung davon gab er 1745 heraus. Trotz ſeiner glücklichen Lage in Stockholm ſehnte er ſich dennoch nach einer Stelle, wo er ſich ausſchließlich ſeiner eigentlichen Wiſſenſchaft widmen könnte; dieſe fand er endlich in Upſala, wo er im Jahre 1742 zum Profeſſor der Botanik ernannt wurde. Vorher hatte ihm noch Haller in Göttingen, mit dem er früher in Streit, nachher aber in freundſchaftlichen Verhältniſſen gelebt, mit ſeltenem Edelmuthe ſeine eigene Stelle angetragen; der Brief war aber zu ſpät angekommen, und erſt, als ſich Linné bereits für Upſala entſchieden hatte. Seine vornehmſte Sorge ging nun auf die Einrichtung und Verbeſſerung des dortigen botaniſchen Gartens, von dem er unter dem Titel: Hortus Upsaliensis, 1748 eine Beſchreibung herausgab. Von jetzt an lebte Linné einförmig, rühmlich und nützlich, bereiſete 1746 Weſtgothland und 1749 Schonen, welche beide Reiſen er in eignen Werken beſchrieb. Seine Flora Suecica erſchien 1745, und die zweite Auflage 1755. Darauf folgte bald ſeine Fauna Suecica. Die Auflage ſeiner frühern Schriften abgerechnet, verfaßte er in Upſala faſt zweihundert akademiſche Schriften, ungemein viele Abhandlungen in den Schriften der ſtockholmer Akademie, der upſaliſchen Geſellſchaft, der petersburger Akademie, der londoner Societät, die Beſchreibung des Naturaliencabinets des Königs, der Königin und des Grafen Teſſin, vorzüglich aber die Ausarbeitung und Vollendung ſeines Hauptwerks, der Facies plantarum, der Philosophia botanica und der Materia medica. In den ſpätern Jahren ſeines Lebens entzog er ſich mehr und mehr den akademiſchen Geſchäften; ja er hielt ſogar im J. 1772 um

ſeine Dimiſſion an. Dieſe ward ihm aber in den ehrenvollſten Ausdrücken nicht bewilligt, ſondern der König ſchenkte ihm im Gegentheile ein Gut und gab ihm die Erlaubniß, ſo oft es ihm beliebte, ſeinen Aufenthalt daſelbſt zu nehmen. Im J. 1774 ward er von dem erſten Anfalle des Schlagfluſſes getroffen; dieſer kehrte nach zwei Jahren zurück und hinterließ eine traurige Schwäche des Geiſtes und Körpers, welche nach langem Leiden endlich den 10. Jan. 1778 ſich mit dem Todesſchlummer endigte. Sein Körper war groß und ſtark, und in den Zügen ſeines Antlitzes drückte ſich noch im ſpäten Alter die unbefangenſte Heiterkeit und die herzlichſte Gutmüthigkeit aus. Sein Mund, ſeine Augen ſprachen jeden mit einer unwiderſtehlichen Freundlichkeit an. Vielleicht kommen in der Geſchichte der Wiſſenſchaften wenig Männer vor, die mit einem ſo außerordentlichen Scharfſinne ſo viel Klarheit und Ordnung der Begriffe und ſo viel treffenden Witz verbunden hätten.

Linſengläſer (**Glaslinſen**) ſind kreisrunde, entweder nur auf einer oder auf beiden Flächen erhaben oder hohl geſchliffene Gläſer. Iſt ein ſolches Glas auf beiden Seiten erhaben, ſo wird es ein **Converglas**, hat es aber auf einer Seite eine Ebene, auf der andern aber eine Erhabenheit, ein **Planconverglas**, iſt es hingegen auf der einen Seite eben, auf der andern aber erhaben geſchliffen, ein **Meniskus** (**Mond**) genannt. Ein auf beiden Seiten hohl geſchliffenes Glas heißt **Concavglas**; iſt es nur auf einer Seite hohl und auf der andern eben, ein **Planconcavglas**, iſt es endlich auf der einen Seite erhaben und auf der andern hohl, doch ſo, daß der Halbmeſſer der erhabenen Seite größer, als der der hohlen iſt, ein **Concavconverglas** genannt. Bei allen Linſengläſern heißt die gerade Linie, welche durch den Mittelpunct geht und auf den gekrümmten oder ebenen Flächen der beiden Seiten ſenkrecht ſteht, **die Axe der Linſe**. Trifft ſie auf das genaueſte durch die Mitte, ſo iſt, wie man mit einem Kunſtausdrucke ſagt, das Glas richtig **concentrirt**. Durch den Gebrauch der Linſengläſer in den Fernröhren hat man in den neuern Zeiten Entdeckungen gemacht, wovon man ſonſt nichts ahnete. Auch die Mikroſkope, die gänzlich auf der Wirkung des Linſenglaſes beruhen, haben im Naturreiche die wichtigſten Entdeckungen veranlaßt. Den Nutzen der Brillen, die ebenfalls zu den Linſengläſern zu rechnen ſind, kennt jedermann. Die Wirkung derſelben, welche beſonders auf Brechung, Zerſtreuung und Wiedervereinigung der Lichtſtrahlen beruhen, war längſt aus der Erfahrung bekannt, aber die Theorie derſelben iſt erſt eine Erfindung der neuern Zeiten.

Linz, die Hauptſtadt in Oberöſterreich, an der Donau, wo der Traunfluß ſich in dieſelbe ergießt, mit einer 400 Schritt langen ſteinernen Brücke über dieſelbe, iſt ziemlich befeſtigt, wohlgebaut und von mittelmäßiger Größe. Die Häuſer, welche von außen ein gutes Anſehn haben, ſind mehrentheils mit Schindeln gedeckt. Die Zahl der Einwohner, ohne Militär, beträgt 16,000 in 1000 Häuſern. Die daſige Wollenzeugmanufactur, die größte in allen öſterreichiſchen Staaten, in welcher beſonders vortreffliche Fußteppiche verfertigt werden, nährt in der Stadt und umliegenden Gegend 30,000 (10,000) Menſchen. Auch wird daſelbſt gutes Schießpulver verfertigt. Die übrigen Fabriken, ſo wie der Handel, vorzüglich der Speditionshandel ſind von Wichtigkeit. Das daſelbſt 1784 eingeſetzte Biſthum gehört unter das Erzbiſthum zu Wien und das dortige Lyceum, welches Leopold I. 1674 errichtete, hat, gleich einer hohen Schule das Recht, das Magiſterium und Baccalau-

reat in der philoſophiſchen Facultät zu ertheilen, wovon es jedoch nie Gebrauch macht.

Lipariſche Inſeln liegen im toscaniſchen Meere und gehören zu Sicilien. Die zehn vorzüglichſten heißen: Lipari, die vornehmſte, Volcano, Salini, Panaria, Baziluzzo, Lisca bianca, Datoli, Stramboli, Alicuda und Felicuda. Die übrigen ſind unbedeutend und haben keinen Namen. Alle dieſe Inſeln ſcheinen durch ein unterirrdiſches Feuer entſtanden zu ſeyn. Lipari hat eine kleine, ſchlecht gebaute Stadt, gleiches Namens, mit einem Biſthume, zwei Hafen, einem Caſtell auf einem Berge und 14,000 Einwohnern in der Stadt und auf dem Lande. Von dem vortrefflichen Malvaſier-Wein, welcher hier wächſt, werden jährlich 2,000 Fäßchen (Barili) verſandt. Campo bianco, ein hoher coniſcher Berg auf Lipari, beſteht aus vielen Schichten von weißlichem Bimſteine, welcher eine beträchtliche Handelsquelle gibt, weil faſt aller Bimſtein, der im Handel vorkommt, von hier ausgeführt wird. Zu Lipari iſt auch der Handel mit Südfrüchten, vorzüglich mit Weinbeeren und Feigen, ſehr beträchtlich. Volcano und Stromboli haben feuerſpeiende Berge; beſonders wirft Stromboli das ganze Jahr hindurch Feuer und glühende Steine aus, deſſen Glanz bei Nacht in großer Ferne geſehen wird.

Lippe (das Fürſtenthum) erhielt ſeinen Namen wahrſcheinlich vom Fluſſe Lippe, an welchem im 12ten Jahrhunderte die Stadt Lippe erbaut wurde. Die Vorfahren des jetzigen Fürſtenhauſes, wenn dieſes auch nicht von dem römiſchen Geſchlechte der Mantier, oder vom ſächſiſchen Wittekind abſtammt, gehörten doch bereits im 12ten und 13ten Jahrhunderte unter die Primates Westphalorum, welche als Dynaſten oder edle Herren anſehnliche Länder erblich beſaßen. Bernhard von der Lippe beſaß 1129 die Stadt Lemgo. Bernhard II., deſſen Sohn, war ein Freund Heinrichs des Löwen. Bernhard III. (1230) erwarb mit ſeiner Gemahlin die Herrſchaft Rheda. Simon I., deſſen Enkel, (im 14ten Jahrhunderte) erbte einen Theil der Grafſchaft Schwalenberg. Simon III., welcher die Grafſchaft Sternberg erwarb, errichtete 1368 das Pactum Pacis, nach welchem der erſtgeborne Sohn allein regieren ſollte. Erſt Bernhard VIII., welcher 1563 ſtarb, nannte ſich einen Grafen von der Lippe. Sein Sohn, Simon VI., iſt der nächſte Stammvater des jetzigen lippeſchen Hauſes. Er theilte ſeine Beſitzungen unter ſeine drei Söhne, von denen Simon VII. die Linie Detmold, Otto die Linie Bracke, und Philipp die Linie Bückeburg ſtiftete. — I. Detmold ward von Simon VII. und nach deſſen Tode (1627) von ſeinem Sohne Simon Ludwig regiert. Ihm folgte 1636 ſein Bruder Johann Bernhard; dieſem 1652 ſein dritter Bruder, Hermann Adolph; dieſem 1666 ſein Sohn Simon Heinrich, welchem 1697 ſein Sohn Friedrich Adolph folgte. Dieſer nahm, nachdem die brackeſche Linie, welche Otto, der jüngſte Sohn Simons VII. geſtiftet hatte, 1709 mit Ludwig Ferdinand erloſchen war, die Länder derſelben in Beſitz, ohne auf die Rechte der bückeburgiſchen Linie Rückſicht zu nehmen und verband ſie mit den detmoldiſchen Ländern. Er ſtarb am 18. Jul. 1718. Sein Sohn, Simon Heinrich Adolph, erhielt im Jahr 1720 vom Kaiſer Carl VI. die reichsfürſtliche Würde und ſtarb am 10. Oct. 1734. Sein Sohn und Nachfolger, Simon Auguſt, ſtarb am 1. Mai 1782. Deſſen Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm Leopold erhielt 1789 von Kaiſer Joſeph II. die förmliche Beſtätigung der reichsfürſtlichen Würde. Dieſer ſtarb am 4. Apri-

1802. Sein minderjähriger Sohn, **Paul Alexander Leopold**, welcher am 6. Oct. 1796 geboren worden iſt, ſteht unter der Vormundſchaft der Mutter, welche im Namen ihres Sohns am 18. April 1807 zu Warſchau dem Rheinbunde, nach der leipziger Schlacht aber dem Bunde gegen Napoleon beitrat, und dann in den deutſchen Bund aufgenommen wurde. Das Fürſtenthum Lippe-Detmold, auf welches das Haus Braunſchweig die Anwartſchaft hat, enthält nahe an 23 Quadratmeilen und 70,540 Einwohner. Es wird in 10 Aemter eingetheilt, in welchen 5 Städte, 4 Flecken und 152 Dörfer befindlich ſind. **Lippe (Lippſtadt)**, die regelmäßig gebaute Hauptſtadt, an der Lippe, gehörte ehemals zur Hälfte den Grafen von der Mark. Dieſer Antheil iſt jedoch aus der jülichſchen Erbſchaft dem kurbrandenburgiſchen Hauſe zugefallen, welches ſomit Mitherr der Stadt iſt. Die Zahl der Einwohner belief ſich 1787 auf 2,660 in 440 Häuſern. Die Stadt hat einen nicht ganz unbedeutenden Handel. — II. Die Linie **Bückeburg** ward 1613 vom Grafen **Philipp** gegründet. Einen bedeutenden Zuwachs gewannen ſeine Beſitzungen, welche aus den Herrſchaften **Alverdiſſen**, **Lipperode** und **Uhlenburg** beſtanden, nach dem Tode des Grafen Otto VI. von Schauenburg, mit welchem 1640 dieſes Haus erloſch, durch einen Theil der ſchauenburgiſchen Länder. Die Linie Bückeburg hieß von nun an **Bückeburg-Schauenburg**. Nach Philipps Tode (1687) reſidirte ſein Sohn und Nachfolger **Friedrich Chriſtian** zu Bückeburg. Dieſem folgte am 13. Juni 1728 **Albert Wolfgang** und ſtarb am 24. Sept. 1748. Sein Sohn und Nachfolger, der durch ſeine neue Organiſation des portugieſiſchen Militärs berühmte Feldmarſchall **Friedrich Wilhelm Ernſt** ſtarb am 10. Sept. 1777 ohne männliche Erben und ihm folgte der Enkel ſeines Oheims, Philipps Ernſts (der Alverdiſſen zur Apanage erhalten, am 27. Nov. 1723 geſtorben war und darauf ſeinen Sohn Friedrich Ernſt zum Nachfolger gehabt hatte, welchem wiederum folgte), **Philipp Ernſt**, der Bückeburg-Schauenburg mit Alverdiſſen wieder vereinigte und am 13. Febr. 1787 ſtarb. Sein Sohn, **Georg Wilhelm** (geb. am 20. Dec. 1784), trat, mit Annahme der fürſtlichen Würde, am 18. April 1807 dem Rheinbunde bei, hob am 10. Febr. 1810 die Leibeigenſchaft in ſeinem Lande auf, ſchloß ſich 1813 an die verbündeten Mächte an, und iſt nun Mitglied des deutſchen Bundes. Die Beſitzungen des Fürſten von Lippe-Bückeburg-Schauenburg enthalten auf 10 Quadratmeilen 20,000 Einwohner in vier Aemtern, aus dem, die Grafſchaft **Schauenburg** und den drei, die Grafſchaft Lippe bildenden Aemtern **Blomberg**, **Schieder** und **Alverdiſſen**. Die Haupt- und Reſidenzſtadt **Bückeburg** liegt in der Grafſchaft Schauenburg am Fluße Au. — III. Die Grafſchaft **Schauenburg** hatte früher ihre eigene Grafen, welche 1640 mit **Otto VI.** ausſtarben. Dieſer, der Sohn einer Schweſter des Grafen **Philipp**, des Stifters der bückeburgiſchen Linie, hatte letztere in ſeinem Teſtamente zum Erben eingeſetzt. Da aber Schauenburg ein Lehn von Braunſchweig-Lüneburg, Minden und Heſſen-Caſſel war; ſo zogen dieſe einen großen Theil der Grafſchaft an ſich und ließen dem Grafen Philipp nur einen kleinen Theil derſelben, welcher aus den vier Aemtern **Stadthagen**, **Bückeburg**, **Arensburg**, **Hagenbuſch** und einem Theile des Amts **Sachſenhagen** beſteht. (S. oben II. die Linie **Bückeburg**). Dieſer an Bückeburg übergegangene Theil der Grafſchaft Schauenburg enthält auf 6 Quadratmeilen 13,000 Einwohner mit 40,000 Rthlr. Einkünfte.

Lippert (Philipp Daniel), 1702 zu Meiſſen geboren, war Profeſſor der Antiken bei der kurfürſtlichen Akademie zu Dresden, wo er auch 1784 ſtarb. Er hat ſich beſonders durch ſeine Erfindung, dauerhafte Abdrücke der Gemmen zu verfertigen, ausgezeichnet. Zu merken iſt ſeine Dactyliothek oder Sammlung geſchnittener Steine der Alten aus den vornehmſten Muſeen in Europa in 2,000 Abdrücken, in 2 Quartbänden, Leipzig 1764, nebſt dem Supplemente, beſtehend aus 1,049 Abdrücken, ebend. 1776.

Lips (Johann Heinrich), Maler, Zeichner, Kupferſtecher und Kupferätzer zu Zürich, ward 1758 zu Klothen, in der Nähe dieſer Stadt, geboren und ward anfangs zum Dorfbarbierer, was ſein Vater war, und darauf zum Landmann beſtimmt. Da er jedoch einen offenen Kopf verrieth, gab der daſige Pfarrer ihm einigen Unterricht in der lateiniſchen Sprache, in der Geſchichte und Mythologie. Während deſſen entwickelte ſich ſeine Neigung zum Zeichnen dergeſtalt, daß man damit umging, ihn zu dem berühmten Kupferſtecher Schellenberg zu thun, der aber 200 Gulden Lehrgeld forderte, eine Summe, welche ſeine Eltern unmöglich aufbringen zu können glaubten. Nun ſollte Lips wirklich Barbierer werden, als Lavater, der von des Knaben Anlagen Beweiſe erhalten hatte und denen zu Folge erklärte, daß dieſer einſt einer der größten Kupferſtecher werden würde, ſich für ſeinen Unterricht verwandte. Nun lieferte Lips gleich im erſten Jahre Platten, die ein großes Verdienſt hatten. Seine Verſuche im Oelmalen fielen nicht minder glücklich aus, ſo, daß der Kenner kaum entſcheiden konnte, wofür Lips am mehrſten geboren ſey, entweder für die Malerei oder für die Kupferſtecherkunſt. Lavater bediente ſich des jungen Künſtlers bei der Herausgabe ſeiner phyſiognomiſchen Fragmente. Als dieſe Arbeit beendigt war, ging Lips nach Rom, um ſich daſelbſt noch vollkommener auszubilden. Nach ſeiner Zurückkunft ward er als Profeſſor der Zeichnungsakademie nach Weimar berufen, gab dieſe Stelle jedoch nach kurzer Zeit wieder auf und kehrte in ſein Vaterland zurück. Seine zahlreichen Werke der Kupferſtecherkunſt ſind in ganz Europa verbreitet und beweiſen, daß er einer der größten Künſtler in dieſem Fache iſt, welche die neuere Zeit aufzuweiſen hat.

Lipſius (Juſtus), einer der gelehrteſten Kritiker, welche im 16ten Jahrhundert gelebt haben, ward am 18. Oct. 1547 zu Iſch, einem Dorfe nahe bei Brüſſel, geboren. Im neunten Jahre ſeines Alters verfertigte er ſchon Gedichte, im zwölften Reden und im neunzehnten ſein bekanntes Werk: Variae lectiones. Nachdem ihn der Cardinal Granvelle als ſeinen Secretär mit ſich nach Rom genommen hatte, lehrte er öffentlich Geſchichte und die ſchönen Wiſſenſchaften auf den Univerſitäten zu Jena, Leyden und Löwen. Seine Collegia erhielten einen ſo großen Ruf, daß der Erzherzog Albrecht und ſeine Gemahlin, die Infantin von Spanien, dieſelben mit ihrem ganzen Hofe beſuchten. Vergebens bemühte ſich Heinrich IV., Paul V. und die Stadt Venedig ihn unter den glänzendſten Anerbietungen in ihre Dienſte zu ziehen. Scaliger, Caſaubonius und Lipſius galten damals für die Triumvirn in der Republik der Wiſſenſchaften. Wir finden in Lipſius ein wunderbares Gemiſch von tiefforſchender Gelehrſamkeit und vom trivialſten Geſchwätz: er glaubte, ſich des Styls von Tacitus bemächtigt zu haben und hatte nur deſſen Dunkelheit und Härte erlangt. In ſeiner Histoire de Notre-Dame de Hall, deren Inhalt an die Zeiten der graſſeſten Unwiſſenheit erinnern würde, wenn wir nicht wüßten, daß ſie ſchon

in einem aufgeklärten Jahrhunderte geſchrieben worden, giebt er, ohne alle kritiſche Sichtung, die lächerlichſten Fabeln, die abgeſchmackteſten Sagen zum Beſten. Seine feile Feder ertheilt ſich ſelbſt überdieß noch in der Vorrede zu dieſem Werke die übertriebenſten Lobſprüche. In ſeinem Traité de Politique behauptet er, alle diejenigen, welche eine fremde Religion bekennen, müßten mit Feuer und Schwerdt ausgerottet werden, damit eher ein Glied zu Grunde gehe, als der ganze Körper. Er war bemüht, die Lehre der Stoiker, ſowohl was Phyſik, als was Moral betraf, wieder herzuſtellen, und ſeine desfalſigen Bemühungen zeigen von der ausgebreitetſten Gelehrſamkeit. Seine verſchiedenen Werke ſind 1637 zu Antwerpen in 4 Foliobänden und 1675 zu Weſel in 4 Oktavbänden im Drucke erſchienen, welche letztere Edition die vollſtändigſte iſt. Die vorzüglichſten Schriften daraus ſind folgende: Ein Commentar über den Tacitus, Bergamo 1602, in 8., welcher ſehr geſchätzt iſt, ob man gleich bei dieſer Schrift ſowohl, wie bei allen übrigen, Lipſius der unverſchämteſten Plagiate beſchuldigte; Ein Tractat über die Beſtändigkeit, welcher als ſein beſtes Werk betrachtet wird und deshalb auch von dem gelehrten Buchhändler Raphelen vor allen andern Werken dieſes Schriftſtellers der Vergeſſenheit entriſſen wurde; die ſchon oben erwähnten Variae lectiones, welche, obgleich ſein Jugendwerk, doch beſſer als alle ſeine ſpätern Schriften geſchrieben ſind, ꝛc. Lipſius ſtarb zu Löwen am 23. März 1606.

Liscov (Chriſtian Ludwig), deſſen Geburtsjahr und frühere Geſchichte nur mangelhaft bekannt ſind, wurde wahrſcheinlich im Anfange des 18ten Jahrhunderts geboren. Im J. 17[illegible] lebte er einige Zeit als Candidat der Rechte zu Lübeck, wo er mit dem daſigen Vielſchreiber, Magiſter Sievers, Streit bekam und durch dieſen zu den erſten Verſuchen der perſönlichen Satyre gereitzt wurde, zu deren Gegenſtand er nun eben dieſen Sievers wählte. Von Lübeck ging darauf Liscov 1738 als Privatſecretär zu dem Geheimenrathe von Blome im Holſteinſchen. Von dieſer Zeit an bis zu ſeinem Auftritte in Dresden, wo er an dem Kammerrathe von Heinecken einen großen Beſchützer fand, fehlen abermals alle Nachrichten von ihm. Seine ſatyriſche Laune, die ihn ſchon aus Lübeck vertrieben hatte, ſchadete ihm auch in Dresden, welches er auf Verlangen des dortigen engliſchen Miniſters, den er durch einige Spottreden gegen ſich aufgereizt hatte, gleichfalls verlaſſen mußte. Auch von dieſer Zeit fehlen die Nachrichten über ſein Leben faſt gänzlich: wir wiſſen nur, daß er am 30. Oct. 1760 zu Eilenburg in Sachſen, und zwar, wie man ſagt, im Gefängniſſe ſtarb. Unſtreitig gehört Liscov zu den geiſtreichſten Schriftſtellern ſeines Zeitalters, ſo wie er auch unter den deutſchen Satyrikern, von denen ihn vielleicht niemand in der Ironie übertroffen hat, einen vorzüglichen Rang einnimmt: er iſt der Swift der Deutſchen. Seine Schreibart iſt voll Kraft und männlicher Stärke, dabei höchſt correct, und ſein Witz iſt derb, aber treffend. Seine Schriften ſind von ihm ſelbſt geſammelt und führen den Titel: Sammlung ſatyriſcher und ernſthafter Schriften, Frankfurt und Leipzig (Hamburg), 1739, gr. 8. Nachdem ſich dieſe Ausgabe vergriffen hatte, veranſtaltete Müchler eine andere in 3 Octavbänden (Berlin 1806). Die Perſonen, gegen welche Liscov's Satyren gerichtet waren, ſind, außer obengenanntem Magiſter Sievers, der damals zu Halle lebende Profeſſor Philippi, dann Manzel, Rodigaſt und Hillige, welche drei letztere er gleichſam nur im Vorbeigehen angriff. Unter allen liscovſchen Schriften iſt vielleicht ſeine Satyre: Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit elender Scribenten gründlich erwieſen, die keinen eigentlichen perſönlichen Bezug hat, die beſte

und diejenige, welche dazu beigetragen hat, ſeinen Namen in ehrenvollem Andenken zu erhalten: ſie erhielt zu ihrer Zeit den allgemeinſten Beifall. Ueber die Veranlaſſungen zu ſeinen Satyren gegen Sievers und Philippi kann man den Artikel Liscov im dritten Bande des Lexicons deutſcher Dichter und Proſaiſten von Jördens nachleſen.

Liſſabon (port. Lisboa), die Haupt- und (bis 1807, wo ſich der Hof nach Braſilien flüchtete, von wo er noch nicht zurückgekehrt iſt) die Reſidenzſtadt des Königs von Portugal in der Provinz Eſtremandura, am Fluſſe Tajo (Tejo), liegt in der Form eines Amphitheaters und begreift ſieben, eigentlich nur drei, Berge in ihrem Umfange. Sie iſt völlig offen, meiſtens ſchmal, eine Meile lang, liegt längs dem Fluſſe und hat einen guten Hafen mit einer doppelten Einfahrt, in welchem die größten Kriegsſchiffe bis zur Stadt kommen können, und deſſen Eingang durch mehrere Thürme und Schlöſſer beſchützt wird. Der daſige Patriarch der Patriarchalkirche iſt ſtets ein päpſtlicher Legatus a latere und hat den Rang vor allen Erzbiſchöffen und Biſchöffen in Portugal und Indien. Er kleidet ſich wie der Papſt, und ſeine 24 Domherren wie die Cardinäle. Am 1. Nov. 1755 ward die Stadt durch ein fürchterliches Erdbeben, in welchem 15—20,000 Menſchen ihr Leben verloren, und hernach durch einen Brand verwüſtet. Von 24,000 Häuſern gingen zwei Drittheile gänzlich zu Grunde und der Reſt ward mehr oder minder beſchädigt. Im J. 1778 lag noch über ein Drittheil der Stadt in Schutt; aber 1789 war ſie gänzlich wieder hergeſtellt. Die Straßen ſind, wegen des bergigen Bodens, uneben, durchaus, aber oft ſchlecht gepflaſtert, meiſtens krumm, ſchmutzig, bei Nacht nicht erleuchtet, haben aber für die Fußgänger ein Trottoir. Die Kirche der Dominicaner, ein Meiſterſtück der Baukunſt, welches 45 Millionen Franken gekoſtet hat, iſt von der letzten Königin erbaut. Der ſogenannte Schatz, welchen ebenfalls die letzte Königin zu bauen angefangen, iſt und wird vielleicht nicht vollendet und ſoll bereits ſo viel Cruſaden gekoſtet haben, als Raum darin iſt. Der anſehnlichſte Platz in der Neuſtadt iſt der Praca de Comercio (der Handelsplatz). Gegenwärtig, da die Stadt gegen Weſten erweitert iſt, giebt man die Zahl der Häuſer auf 38,102 und die Zahl der Einwohner auf 350,000 an, von welchen letztern die in Africa und Oſt- und Weſtindien von Portugieſen und dortigen Einwohnern gezeugten Menſchen, nebſt den ſchwarzen Sclaven beinahe den vierten Theil ausmachen. Liſſabon iſt der Sitz der vornehmſten Reichscollegien, einer 1720 geſtifteten Akademie der portugieſiſchen Geſchichte und eines 1766 errichteten Collegiums, das zum Unterrichte von hundert adeligen Penſionärs beſtimmt iſt. Auf dem neuen Platze ſteht ſeit dem 6. Junius 1775 die metallene Bildſäule König Josephs I. zu Pferde. Der Handel der Stadt iſt ſehr wichtig, verbreitet ſich aber nicht ſowohl über die Producte des Landes, als vorzüglich über die wichtigſten Erzeugniſſe Braſiliens und Oſtindiens, von welchen hier der Hauptmarkt iſt. Der Zoll iſt ſo beträchtlich, daß er den größten Theil der königlichen Einkünfte in Europa ausmacht. Die Waſſerleitung, vom unſterblichen Johann V. (dem Heinrich IV. von Portugal) erbaut, welche von Alcantara nach Liſſabon geht, iſt ein vortreffliches Werk, deſſen Hauptbogen von gothiſcher Arbeit, unter welchem ein Linienſchiff von 71 Kanonen mit vollen Segeln durchpaſſiren kann, einer der prächtigſten in ganz Europa iſt. Dieß Werk widerſtand der Gewalt des Erdbebens, obgleich die Schlußſteine ſich einige Zoll in die Tiefe ſenkten, aber von dem Mittelpuncte des Gewölbes, das ſich ſogleich wieder ſchloß, aufgefangen wurden.

Litanei (griech.) bedeutet ein Gebet, eine Gebetsformel. Im 6ten und 7ten Jahrhundert wurden auch religiöſe Proceſſionen wegen der dabei üblichen Gebete Litaneien genannt, weshalb ſie noch jetzt in der katholiſchen Kirche Bittgänge heißen. Die Proteſtanten nennen nur das feierliche Gebet, das an Bußtagen abwechſelnd geſprochen und geſungen zu werden pflegt und mit dem Kyrie Eleiſon anfängt und endigt, Litanei, bei den Herrnhutern hat aber die Sonntags Vormittags der Predigt vorangehende Betſtunde dieſen Namen. E.

Lit de Jüſtice (*das Bett der Gerechtigkeit*) war ehemals diejenige feierliche Handlung in Frankreich, wenn der König im Parlamente erſchien, um daſelbſt unter einem, mit goldenenen Lilien beſetzten Thronhimmel eine öffentliche Sitzung zu halten. Dieß geſchah meiſtens in der großen Kammer des Parlements zu Paris, wiewohl der König dieſe Verſammlung auch an einem andern Orte, z. B. in den großen Saal zu Verſailles, zuſammenberufen konnte. Dieſer Verſammlung mußten alle Prinzen vom Geblüte, die Pairs und die vornehmſten Kron-, Staats- und Hofbeamten beiwohnen, und der König gab von dem Thronhimmel (welcher in der alten franzöſiſchen Sprache lit genannt wurde, weil er wirklich aus einem Unterkiſſen, einem Kiſſen im Rücken und zwei unter den Ellenbogen beſtand, den Befehl, daß diejenige Verordnung, welche das Parlement nicht hatte enregiſtriren (alſo nicht genehmigen) wollen, eingezeichnet werde. Das Parlement mußte alsdann gehorchen, pflegte aber nachher gegen dieſe Handlung der Gewalt zu proteſtiren.

Literatur. Unter Literatur verſteht man den geſammten Umfang menſchlicher Kenntniſſe, ſofern ſie durch Schrift (oder Sprache) mitgetheilt und fortgepflanzt werden. In ſofern dieſe Kenntniſſe nach den Gegenſtänden geſondert und ſyſtematiſch geordnet ſind, heißen ſie *Wiſſenſchaften* in weiterer Bedeutung, und inſofern ſie aus Lehrvorträgen oder Schriften, Büchern, ſich erwerben laſſen, *Gelehrſamkeit*. Man gebraucht deshalb den Ausdruck Literatur öfters auch gleichbedeutend mit Wiſſenſchaften, z. B. Geſchichte der Literatur, bald mit Gelehrſamkeit, z. B. Literaturzeitung, und in ſofern Gelehrſamkeit hauptſächlich aus Büchern geſchöpft wird, mit Bücherweſen. Ein *Literatus* iſt demnach gleichbedeutend mit Gelehrter; ein *Literator* hingegen wird genannt, wer mit Kenntniß des Bücherweſens ſich beſchäftigt, oder eine bedeutende Summe ſolcher Kenntniß ſich erworben hat. *Literärgeſchichte* iſt Büchergeſchichte. Ob die *Geſchichte der Literatur* bloße Literärgeſchichte oder eigentliche Geſchichte der Wiſſenſchaften ſeyn ſolle, darüber ſind die Hiſtoriker der Literatur bis auf dieſe Stunde nicht recht einig. So viel iſt indeß gewiß, daß die Geſchichte der Wiſſenſchaften weit andere Abſichten zu erreichen hat, als die bloße Literärgeſchichte, die jedoch mit *Bibliographie*, *Bücherkunde* nicht verwechſelt werden darf. Die Geſchichte der Wiſſenſchaften ſoll nicht bloß für das Gedächtniß und die Neugierde einen Vorrath literariſcher Merkwürdigkeiten liefern, ſondern ſoll dem Geiſt ein Licht anzünden, das ihm bei jeder wiſſenſchaftlichen Bemühung vorleuchte; ſie ſoll für jedes Gebiet in dem weiten Reiche der Literatur eine Art allgemeiner Reiſebeſchreibung abgeben, in welcher alle Entdeckungsverſuche, alle Verirrungen und Verunglückungen aufgezeichnet ſind; kurz, ſie ſoll zur Kenntniß der verborgenen Gänge des menſchlichen Geiſtes auf dem Wege zur Wahrheit wie zum Irrthum, der verſchiedenen Anſtöße, durch welche ſich die Wahrheit durchkämpfen, der verſchiedenen Wege, Geſtalten, Schickſale, die ſie durchwandern

muß, um eine allgemeine Erleuchtung unter den Menſchen ausbreiten zu können, die Einſicht verſchaffen. Dieſem zufolge muß eine Geſchichte der Literatur die Darſtellung des Allgemeingültigen und Höchſten und der Annäherung an daſſelbe ſeyn, das die in den Wiſſenſchaften ſchaffenden und ergreifenden Geiſter in der Zeit hervorgebracht haben, wie man durch die wiederholte Offenbarung der freithätigen Vernunft, der Löſung der Aufgabe aller Wiſſenſchaft, einer allgemeinen Theorie des Wahren, Guten und Rechten, Genüge leiſtete, und dem Ideal in der Ausführung ſich näherte. (S. Ortloff über die Geſchichte der Wiſſ. und Künſte, Cob. 1807. Ueber die Geſchichtſchreiber der Literatur ſ. den Art. Geſchichte). Hiezu ſind Kenntniß der Bücher und Gelehrten bloße Hülfsmittel. Man kann nun aber unterſcheiden eine allgemeine Literatur aller Völker und Zeiten (ſo auch deren Geſchichte) und die beſondere einzelner Völker und Zeitabſchnitte, alte, neue mittlere, neue und neueſte, griechiſche, römiſche, italieniſche, deutſche Literatur u. ſ. w. In den letzteren Fällen verſteht man häufig bloß darunter, was jede Nation durch Schriften in ihrer Mutterſprache zu jenem Zwecke geleiſtet hat, und dann könnte es ſich treffen, daß eine Nation zwar viele Bücher und Druckſchriften, aber doch keine Literatur hätte. Wie die Wiſſenſchaft der Kunſt, ſo ſtellt man der Literaturgeſchichte die Kunſtgeſchichte entgegen; nur zieht man gewöhnlich den Theil der Kunſt, deſſen Werke durch Schrift mitgetheilt werden, ich meine die Poeſie, mit zur Literaturgeſchichte, und ſpricht von einer ſchönen Literatur im Gegenſatz der ſogenannten ſtrengen Wiſſenſchaften. Außer der Poeſie, rechnete man ehedem auch die Theorie der ſchönen Künſte überhaupt dahin unter dem Titel der ſchönen Wiſſenſchaften (belles lettres), und die Facultäts- und Brodwiſſenſchaften haben dieſen gar oft unter dem Namen der Belletriſtik, ſo wie ihren Anhängern, den Belletriſten, einen böſen Leumund gemacht. Die Wahrheit iſt, daß die Poeſie zur Kunſt, ihre Theorie aber zu den Wiſſenſchaften gehört, und daß ſchöne Wiſſenſchaften ein Unding ſind. Soll jedoch die Poeſie als ſchöne Literatur gelten, ſo iſt ſie dieſelbe doch weder ganz noch allein, ſondern es gehört dann zur ſchönen Literatur einer Nation der ganze Kreis der Humanitätsſtudien, alle Werke der Poeſie, Philoſophie, Geſchichte, Beredſamkeit, aber nur in ſo weit, als dieſelben Anſprüche auf ſchöne Darſtellung haben und in der Mutterſprache geſchrieben ſind. So dürften z. B. zwar wohl Werke über Aeſthetik, wie die von Delbrück, Göthe, Schiller, Engels Mimik, Schlegels Vorleſungen u. a. hieher gehören, eine ganze Fracht von äſthetiſchen Lehrbüchern aber nicht. Daß dieſe Begriffsbeſtimmung nicht willkührlich ſey, kann man ſchon daraus ſchließen, weil alle Nationen die Schriftſteller, welche ſie als claſſiſche auszeichneten, aus dieſem Kreiſe wählten. (Daß man claſſiſche Literatur noch in einem andern Sinne nimmt, darüber ſ. Claſſiſch.) Und gewiß nicht mit Unrecht, wenn anders literariſche Bildung nicht ein Wort ohne Sinn und Bedeutung ſeyn ſoll, denn nur ſie gibt Humanität, d. i. echte, ſchöne Menſchheit, Sittlichkeit der Geſinnung, Reinheit und Zartheit des Gefühls; da hingegen der Umgang, das Leben nur abgeſchloſſene Manieren und äußern Anſtand geben, eine vergoldete Schale ohne Kern, Flittergold ohne Gehalt. Vergl. Converſation.

dd.

Literaturzeitungen. Beinahe ſchon ſeit einem Jahrhunderte war für die ſchnellere Verbreitung der Begebenheiten der politiſchen Welt durch die Erfindung periodiſcher Schriften geſorgt worden, als

man erſt daran dachte, auch die mannichfaltigen vorübergehenden literariſchen Erſcheinungen durch ähnliche Inſtitute länger feſtzuhalten und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Indeſſen waren, obgleich ähnlich in ihrer allgemeinern Tendenz, beide Inſtitute in Hinſicht ihrer weitern Ausführung von einander unterſchieden. Wenn die politiſchen Tagebücher jener Zeit nichts weiter waren und ſeyn ſollten, als ſchlichte Erzählung und Berichtung der einzelnen Begebenheiten, als ſolcher, ohne auf ihren innern Zuſammenhang oder ihre muthmaßliche Folgen Rückſicht zu nehmen: ſo mittelten im Gegentheil die literariſchen, ſchon von ihrem erſten Urſprunge an, das Verhältniß der verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Erſcheinungen, wo nicht zu dem höchſten Ideal, doch meiſt zu dem eben beſtehenden Grade und Charakter der literariſchen Kultur aus, und beſtimmten darnach ihren größern oder mindern Werth. So mußten ſie, wie oft auch beſchränkte Nationalvorurtheile oder noch niedrigere individuelle Rückſichten und Leidenſchaften hier ihr zügelloſes Spiel treiben, einer der kräftigſten Hebel der Literatur der geſammten gebildeten Welt werden; ſie wurden das Bindemittel zwiſchen den verſchiedenſten Nationen, welche ſich bisher, in ſich abgeſchloſſen, bloß in ihrer Individualität ausgebildet hatten; ſie erzeugten durch den gegenſeitigen Umtauſch der Ideen Vielſeitigkeit und Mannichfaltigkeit der gelehrten Bildung; ſie erweckten Wettſtreit unter den Nationen, und regten durch die Publicität dieſer Verhandlungen die auf der literariſchen Bühne auftretenden Männer zu immer größerm Streben nach Vollkommenheit kräftig an; ſie brachten Licht und Ueberſicht, Ordnung und Bewußtſeyn in die bisher meiſt nur durch Zufälligkeiten beſtimmten und faſt bewußtloſen literariſchen Bemühungen. Das neuigkeitsliebende Frankreich, mit Gazettes und Mercüres ſchon überhäuft, war auch die Erfinderin der literariſchen Tagebücher. Der Parlementsrath Dionyſius de Sallo gab in Geſellſchaft mehrerer anderer Gelehrten, vom 5. Januar 1665 an, das Journal des savans heraus, welches ſo glücklich war, die ganze unermeßliche Schaar ſeiner Nebenbuhler zu überleben, indem es erſt im J. 1790 geſchloſſen wurde. Die Menge der Redactoren und Mitarbeiter, welche es während ſeiner langen Dauer hatte, macht es unmöglich, eine allgemeine Charakteriſtik deſſelben zu liefern. Indeß zeichnete es ſich jederzeit durch die Ausführlichkeit der aus den Büchern gelieferten Auszüge und durch geſundes und billiges Urtheil aus. In manchen Perioden war es etwas einſeitig; ſo wurden z. B. unter Andry's Redaction meiſt nur medieiniſche Bücher recenſirt. Von den ſeit dieſer Zeit erſchienenen literariſchen Journalen kann hier nur folgende kurze nach den Ländern geordnete Ueberſicht der merkwürdigſten von ihnen Raum finden. Frankreich: Mémoires de Trevoux (1701—1761), von Jeſuiten zu Paris mit Feuer, Leichtigkeit und Tiefe geſchrieben, aber in den frühern Jahren höchſt parteiiſch und heftig gegen alle Andersdenker, auch merkwürdig wegen ihres Antagonismus gegen alle übrigen in- und ausländiſchen Journale ihrer Zeit. Außer den Recenſionen enthielten ſie auch kleine Abhandlungen. L'année littéraire (1774 — 1776) durch Freron's Redaction berühmt und berüchtigt. Journal étranger (1754 ff.) und Journal encyclopédique (1756 ff.) enthielten nicht bloß Recenſionen, ſondern auch Abhandlungen und Nachrichten aller Art. Decade philosophique, littéraire et politique erſchien ſpäterhin unter dem Titel: la Revue etc. ſeit 1795. A. Millin magazin encyclopédique (ſeit 1795) enthält auch treffliche Abhandlungen. Journal général de la littérature de France (1796) und Journal de la littérature étrangère (1801 ff.), beide nach Einem Plan gearbeitet, ſind

nicht viel mehr als Buchhändlerverzeichniſſe mit Angabe des Inhalts der Bücher, und ohne kritiſchen Werth, ſo wie überhaupt in den neuern Zeiten die Journaliſtik Frankreichs aus begreiflichen Gründen ihrer frühern Periode nicht gleich kam. — Aus Italiens Zeitſchriften ſind bemerkenswerth Giornale de' letterati (Rom 1668 ff.). Giornale de' lett. d'Italia (Verord. 1710—1740 nebſt Suppl.). Nuovo giorn. (Modena 1775 ff. Neap. 1788 ff.). Novelle litterarie di Firenze 1740 ff. Novelle litterarie di Venezia 1730 ff. — Durch Tiefe und Gründlichkeit, Scharfſinn und Freimüthigkeit zeichnen ſich folgende engliſche aus: History of the works of the learned (1699—1712). (Roche) memoirs of litérature (1710—1714). (Deſſelben) new memoirs etc. (1725—1727). Fortſetzung davon war: The present state of the republick of Letters (1728—1736). The monthly review (1749 ff.). Critical review (1791 ff.). Aikin annual review (1804). Charakteriſtiſch in ihnen ſind die öftern Anwendungen auf Verhältniſſe des Staats oder des Lebens. — In Spanien, wo bis jetzt noch nie ein freithätiger wiſſenſchaftlicher Geiſt ſich erhoben hat, konnten dieſe Art Schriften kein großes Glück machen. Das Diario de los literatos de Espanna (1737—1743. 7 Thle.) enthält bloß ſehr ausführliche Inhaltsangaben ſpaniſcher Schriften, und das Memorial literario enthält (nach einigen Stücken vom J. 1787 zu ſchließen) bloß vermiſchte politiſche und andere Nachrichten, aber keine Recenſionen. In den nordiſchen Reichen war der Mangel an literariſchem Umtrieb dieſen Inſtituten eben ſo wenig günſtig, und die Kiöbenhavnske Adresse-Contoirs Efterretninger (1759 ff. unter verſchiedenen Titeln fortgeſetzt) und Gjörwell's ſchwediſche Journale mußten ſich meiſt mit der inländiſchen Literatur begnügen. — Dagegen bezeugten Holland und Deutſchland in wundernswürdigem Grade, welchen unendlich günſtigen Einfluß Freiheit der Meinungen und ausgebreiteter literariſcher Verkehr, verbunden mit Fleiß und Gründlichkeit, auf dieſe gelehrten Tageblätter habe. Unter allen denen, welche in Holland erſchienen ſind, behaupten in Rückſicht der vollſtändigen und geordneten Auszüge, der ſcharfſinnigen Kritik, der eignen eingeſtreuten gelehrten Bemerkungen und Verbeſſerungen, und des anziehenden Styls die von Bayle (nouvelles de la republique des lettres 1684 ff. von 1687 an von Andern fortgeſetzt), Basnage (hist. des ouvrages des savans 1687—1709) und le Clerc (biblioth. universelle, 1686—1693 26 Thle. bibl. choisie, 1703—1713 27 Thle. bibl. ancienne et moderne, 1714—1727 28 Thle.) den Vorzug. Außer ihnen verdienen Erwähnung: Journal litéraire (1713—1737), bibliothèque raisonnée (1728—1751), bibl. nouvelle (1738—1744), de Boekzaal van Europe (1692—1700), Tweemandelyke uittreksels (1701—1704), Het republyk der Geleerden (1710—1748), Allgemeene Konst-en Letter-Bode (1788 ff.), De Recensent, ook der Recensenten, Vaderland'sche Bibliotheek, Schouwburg voor in en buitenlandsche Letterkunde, Letter-oefeningen u. a. m. — Deutſchland endlich erwarb ſich in der Journaliſtik das höchſte Verdienſt. Neben den übrigen oben angedeuteten Verhältniſſen, welche es mit Holland gemein hatte, war es wegen des unermeßlichen Fleißes, der vielſeitigen Bildung und des unbefangenen, von allen Nationalvorurtheilen freien Charakters ſeiner Gelehrten ganz zu einer Unternehmung dieſer Art geeignet. Charakteriſtiſch bei den gelehrten Journalen der Deutſchen iſt vorzüglich das Umfaſſen der ganzen Literatur, ohne Vorliebe für einzelne Zweige der Wiſſenſchaften oder für die Literatur einzelner Länder. Nur in einem ſolchen Lande konnte die Idee einer allge-

meinen Literaturzeitung gefaßt werden, welche ganz eigentlich den Deutſchen eigenthümlich iſt; denn wie allgemein auch die Titel der andern ausländiſchen Journale lauten mochten, ſo begünſtigten ſie doch gewöhnlich meiſt nur die Literatur des Landes, in welchem ſie erſchienen, oder beſonderer Wiſſenſchaften, und keins von ihnen umfaßte die geſammte Literatur mit einer ſolchen Unparteilichkeit und Rückſichtsloſigkeit, als es die Deutſchen thaten. Will man nicht Friedr. Nitzſch lateiniſche Ueberſetzung der Jahre 1665—1670 vom Journ. des savans, als das erſte Journal Deutſchlands rechnen, ſo gebührt dieſer Name den Actis eruditorum (1682—1776), welche in den frühern Zeiten mehr referirend als urtheilend waren, und neben den Recenſionen auch kurze Abhandlungen enthielten. Der entſchiedenen Trefflichkeit der Mitarbeiter entſprach auch die ungemeine Ausbreitung, in welcher ſie geleſen wurden. Wegen einer für ihre nächſten Umgebungen ſeltnen Freimüthigkeit und Freiheit von Vorurtheilen, ja ſelbſt wegen Gebrauch der deutſchen Sprache bei gelehrten Gegenſtänden, und wegen ihrer dialogiſchen Form verdienen Erwähnung Chrn. Thomaſius Monatsgeſpräche (1688—1690), und W. E. Tenzels Monatliche Unterredungen (1689—1698 fortgeſetzt durch die curieuſe Bibliothek 3 Bände.). Von deutſchen Journalen erhielten ſich am längſten die (Leipziger) neuen Zeitungen von gelehrten Sachen (unter verſchiedenen Titeln von 1714—1797), beſonders merkwürdig und noch jetzt ſehr brauchbar dadurch, daß ſie bis zum Jahr 1750 alle in- und ausländiſche Journale im Auszuge enthalten. Zugleich mit der Univerſität Göttingen entſtand 1739 daſelbſt auch eine gelehrte Zeitung, welche ſich unter Albrecht von Haller's und L. G. Heyne's Redaction immer höher hob. Die Namen eines Haller, Heyne, Käſtner, Michaelis, Leß, Eichhorn, Plank, Blumenbach, Rehberg, Meiners, Hugo, Spittler, Heeren und ſo vieler andrer Mitarbeiter bürgen hinlänglich für ihre Trefflichkeit. Von den Meinungen und Streitigkeiten des Tages ſich entfernt haltend ſprach ſie doch oft ein wahres und tiefes Wort zu ſeiner Zeit. Im Ganzen iſt ſie mehr referirend als urtheilend, und zeichnet ſich ganz vorzüglich durch treffliche Auszüge ausländiſcher Schriften aus. Entſchiedenen Einfluß auf die Bildung Deutſchlands hatten die Briefe die neueſte Literatur betreffend (Berl. 1759—1765 24 Thle. von Leſſing, Mendelſohn, Abbt, Nicolai u. a.) und in noch höherm Grade die allgemeine deutſche Bibliothek (Berl. 1766—1796 118 Bde. neue a. d. B. 1793—1806 107 Bde.). Weit mehr kritiſirend als referirend beſtritt ſie mit einer bis dahin noch nicht geſehenen, oft an Keckheit gränzenden Freimüthigkeit verjährte Vorurtheile, brachte eine Menge neuer Ideen in Umlauf, war in Rügen ſtreng und ſchonungslos, doch meiſt unparteiiſch, und führte eine neue ſchöne Periode der deutſchen Culturgeſchichte herbei. Zu und in dieſer wirkte thätig mit die Allgemeine Literaturzeitung (zu Jena 1785 v. F. J. Bertuch geſtiftet, und von L. G. Schütz und G. Hufeland redigirt), an welcher die trefflichſten Männer Deutſchlands arbeiteten. Wenn ſie an hoher Freimüthigkeit und unbefangener Prüfung der allgemeinen deutſchen Bibliothek gleich kam, ſo übertraf ſie dieſelbe noch durch größere Humanität und einen geläutertern Geſchmack, und vorzüglich behauptete ſie den Rang über ihr, der ſchon alternden, bei den Erſcheinungen, welche die kritiſche Philoſophie verurſachte. Auch übertraf ſie dieſelbe an Umfang, indem ſie auch die ausländiſche Literatur umfaßte. Seit ihrer Verſetzung nach Halle (durch Schütze's Berufung dahin im J. 1804 bewirkt) ſcheint ſie an ihren ehemaligen Hülfsquellen

das verloren zu haben, was die Neue Jenaiſche Literaturzeitung (1804 von J. K. A. Eichſtädt geſtiftet) gewonnen hat. Neben allen Vorzügen, welche dieſe mit ihrer Vorgängerin gemein hat, charakteriſirt ſie vorzüglich die Lebendigkeit und Wärme, mit der in ihr über die neuen literariſchen Ereigniſſe verhandelt wird. Die Leipziger Literaturzeitung (ſeit 1800 unter mehrern Titeln) zeichnet ſich durch ruhige und beſonnene Prüfung und gehaltvolle Auszüge aus. In den frühern Jahren enthielten ihre Intelligenzblätter kleine ſchätzbare Aufſätze. Die Erlanger Literaturzeitung (von Meuſel, Mehmel und Langsdorf redigirt, 1799—1801, unter andern Titeln und in andrer Form ſchon von 1746—1798) erregte Anfangs gute Hoffnungen, ging aber unter der ſpätern Direction durch Veranlaſſung der damaligen philoſophiſchen Streitigkeiten wieder ein. Unter günſtigen Vorbedeutungen begann 1806 unter Sartori Direction eine Wiener Literaturzeitung. Die oberdeutſche Literaturzeitung, die unter Lorenz Hübners Redaction ſeit 1788 zu Salzburg und ſeit 1800 zu München erſchien, nach ſeinem Tode von Pet. Wolf fortgeſetzt wurde, und an Umfang und Gehalt immer mehr abnehmend endlich 1811 aufhörte, hat, beſonders in ihrer frühern Geſtalt, ſehr viel zur Beförderung der Aufklärung und der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit im katholiſchen Deutſchlande beigetragen. Weniger umfaſſend, aber ſtreng und ſcharfſinnig prüfend, mehr urtheilend als referirend ſind die Heidelberger Jahrbücher der Literatur (ſeit 1808). Kurze Erwähnungen können endlich hier nur noch die einer beſondern Wiſſenſchaft oder einem einzelnen Lande gewidmeten Zeitſchriften finden. Zur erſtern Gattung gehören außer den ältern: Hänlein, Ammon, Paulus und Gabler neues theol. Journal (16 Bde.), Annalen der neuen theol. Literatur (zu Rinteln und Marburg 1789 ff.), Dabelow juriſt. Literaturzeitung (1799 — 1801), Hartleben Bibliothek der juriſt. Literatur (1785 ff.), Schlegels medicin. Literatur (1781 ff.), Salzburger medic. chirurg. Zeitung (1790 ff.), Gatterers hiſtor. Bibliothek und Journal (1767 ff.), Meuſels Betrachtungen über die neueſten hiſtor. Schriften (1769 ff.), Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte (1757 ff. neue Bibl. 1766 ff.). Die Literatur einzelner Länder betreffen bibliothèque angloise (1711 ff.), britannique (1733 ff.), française (1723 ff.) germanique (1720 ff. und nouvelle 1746 ff.), italique (1728 ff.) Bloß kleine Schriften ſind beurtheilt in Harles kritiſchen Nachrichten von kleinen Schriften (1782 ff.), Paulus Bibl. kleiner Schriften (1789 ff.), Degens Bibl. für kleine Schriften (1795 ff.). Endlich gibt es auch Auszüge aus Zeitſchriften, von welchen hier nur Nouvel esprit des journaux français et étrangers (Bruxelles 1803 ff.) angeführt werden kann. A — s.

Lithographie, ſ. Steindruck.

Litthauen (in der Sprache des Landes Litwa), von Oeſterreich und Preußen begränzt, hat zwar ebenen, flachen Boden, aber große Waldungen, Getraide, Vieh, Wachs und Honig. Die vornehmſten Flüſſe darin ſind der Dnieper, Dnieſter, die Dwina, der Niemen ꝛc. In den Wäldern iſt viel Wildpret, und das Land treibt mit Korn, Wachs, Honig, Zobel-, Wolf-, und Bärenfellen, Leder, Wolle, auch ſehr guten, wiewohl kleinen Pferden, einen anſehnlichen Handel. Die Litthauer, welche urſprünglich zu den Letten (ſ. d. Art.) gehören, finden ſich ſchon im eilften Jahrhunderte, wo ſie zu den zinsbaren Völkern der ruſſiſchen Monarchie gezählt werden. Sie machten ſich, als in Rußland unter Wladimirs Nachfolgern große innerliche Zwiſtigkeiten

entſtanden, von der ruſſiſchen Obergewalt frei, und wurden nach und nach durch allmählige Vergrößerungen ihren Nachbarn furchtbar. Ringold führte im dreizehnten Jahrhunderte ſchon den Titel eines Großherzogs, und unter ſeinem Sohne Mendog und deſſen Nachfolgern kam das ganze litthauiſche Rußland von Großrußland ab. Gedemin machte ſich Kiew unterwürfig, und Jagello, der ſich 1386 taufen ließ, verband durch ſeine Vermählung mit der polniſchen Königin Hedwig Litthauen und die eroberten ruſſiſchen Provinzen mit dem polniſchen Staate. Seitdem war Litthauen immer mit Polen vereint. Bei der bekannten Theilung 1773 gab Litthauen den ganzen Antheil, welchen Rußland erhielt, her, woraus die nachherigen Statthalterſchaften Mohilew und Polotzk gebildet wurden. Bei der folgenden Theilung 1793 verlor es abermals auf 1731 Q. Meilen eine Menge von 850,000 Menſchen. Endlich fiel der letzte Ueberreſt von Litthauen 1795 an das ruſſiſche Reich, welcher die jetzigen Statthalterſchaften Wilna und Slonimsk ausmacht. In dieſen Provinzen des ruſſiſchen Reichs leben alſo Litthauer, aber überall mit Ruſſen und Polen vermiſcht, daher ſich auch ihre Volksmenge nicht genau angeben läßt. Noch iſt der Theil von preußiſch Litthauen zu bemerken, welcher, unter dem Namen litthauiſches Kammer-Departement, 3 Kreiſe, nämlich den inſterburger (litthauer), den oletzkoer und den ſeheſtener Kreis enthält, und nicht minder fruchtbar, auch ſehr gut angebaut iſt.

Litorale begreift die drei Städte Fiume, Buccari und Porto-Re mit ihrem Gebiete, an der nördlichſten Küſte Dalmatiens. Es gehörte ehemals zu dem Militärdiſtricte von Croatien; Kaiſer Joſeph II. ſchlug es aber 1776 zu Ungarn, und übergab es einer Civilregierung, um den Handel zu heben und den Abzug der ungariſchen Producte zu befördern. Der ganze Diſtrict hatte, nach der Zählung von 1787, auf 7 Quadratmeilen 19,928 Einwohner. Von 1809 bis 1814 machte es einen Theil der illyriſchen Provinzen aus; jetzt gehört es zum öſterreichiſchen Königreiche Illyrien.

Liturgie iſt die, aus dem Griechiſchen ſtammende, Bezeichnung der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienſtes in chriſtlichen Kirchen. In einem engern Sinne werden auch ſolche Bücher Liturgieen genannt, welche das bei dem öffentlichen Gottesdienſte von den Geiſtlichen zu befolgende Ritual enthalten. Die Wiſſenſchaft der zweckmäßigen Einrichtung der gottesdienſtlichen Handlungen heißt Liturgik, eine Wiſſenſchaft, welche eben ſo viel Geſchmack, als Kenntniß des menſchlichen Herzens vorausſetzt. S. Gottesdienſt und gottesdienſtliche Gebräuche. N.

Liverei (Livrée). Bei den großen Hoflagern (Cours plénières), die in Frankreich unter den Regenten des zweiten und dritten Königſtammes gehalten wurden, ließ der König ſeiner Dienerſchaft, ſo wie der der Königin und der Prinzen, beſondere Kleider geben. Dieſe nannte man Livrée, weil ſie auf Koſten des Königs geliefert wurden. Der Aufwand davon, ſo wie von der Tafel, den Equipagen und allen Ehrenbezeigungen und Geſchenken für die Großen des Reichs und das Volk, ſtieg zu ungeheuern Summen. Eine klügere Oekonomie unterdrückte dieſe Verſammlungen, aber die Liverei der Dienerſchaften blieb davon übrig.

Liverpool (Leverpool), in Lancaſter, gegenwärtig nach London die blühendſte Handelsſtadt im ganzen brittiſchen Reiche, war noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein unbedeutender Ort von 3000 Einwohnern, enthielt aber deren 1801 ſchon 77,653, und hat ſeit-

dem noch bedeutend zugenommen. Die Stadt beſitzt die Hälfte ſo viel Handel wie London, den vierten Theil des auswärtigen, den ſechſten des allgemeinen Handels, den zwölften Theil der Schifffahrt, fünf Achtel des afrikaniſchen Handels von ganz Großbritannien, und drei Siebentel des afrikaniſchen Handels von ganz Europa. Die Stadt hat einen vortrefflichen Hafen, der ganz durch Kunſt, nämlich durch Anlage von großen, koſtbaren Docken erbaut iſt. Sie handelt nach allen Theilen der Welt, Oſtindien ausgenommen; beſonders beträchtlich iſt der Sclavenhandel, welcher durch liverpooliſche Schiffe zwiſchen Afrika und Weſtindien getrieben wird. Beim Ausrüſten von Kaperſchiffen zeigt ſich Liverpool muthiger und unternehmender, als irgend ein anderer Hafen in ganz Großbritannien. Außer den Rauch- und Schnupftabacks-Fabriken ſind keine bedeutende Fabriken daſelbſt vorhanden. In neueren Zeiten hat die Stadt auch angefangen, ſich durch fünf große literariſche Inſtitute auszuzeichnen, in deren jedem, außer den berühmteſten öffentlichen Schriften, auch noch eine große Bibliothek (in dem Lyceum, von 10,000 Bänden) befindlich iſt. Der dortige berühmte Banquier William Roscoe hat ſich durch ſeine Geſchichte des Lorenzo von Medici, und durch ſeine Geſchichte des Papſtes Leo X., einen großen literariſchen Ruf in England erworben. Im Jahr 1793 hatte Liverpool 606 Schiffe. Es ſchickt zwei Deputirte zum Parlemente.

Livia Druſilla, die berühmte Gemahlin des Kaiſers Auguſtus, war eine Tochter des Livius Druſus Claudianus, der in der Schlacht bei Philippi, wo er auf der Seite des Brutus und Caſſius focht, ſein Leben verlor. Sie war zuerſt an den Tiberius Claudius Nero verheirathet, von dem ſie zwei Söhne, den Druſus und Tiberius, hatte. Als ſie mit ihrem Gemahle vor dem ſiegreichen Triumvir nach Sicilien floh, wäre ſie beinahe in die Gefangenſchaft ihres nachherigen Gemahls gerathen. Von da begab ſie ſich mit ihrem Sohne nach Achaja zum Antonius, und zog, als ihr Gemahl mit Auguſtus wieder ausgeſöhnt war, endlich wieder nach Rom. Hier wußte ſie durch die Reize ihres Körpers und ihres Geiſtes den Triumvir dergeſtalt zu feſſeln, daß er leidenſchaftlich in ſie verliebt wurde, und ſich von ſeiner Gemahlin Scribonia ſcheiden ließ, um die Livia zu heirathen. Ihr Gemahl überließ ſie dem Auguſt freiwillig, weil er einem ſo mächtigen Manne nichts abzuſchlagen wagte. Livia wußte ſich in die erhabene Rolle, welche ſie jetzt zu ſpielen hatte, ſehr gut zu ſchicken, und die Herrſchaft über das Herz ihres neuen Gemahls zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Abſichten vollkommen zu benutzen. Zu dieſen gehörte insbeſondere die Erhebung eines ihrer Söhne auf den Thron ihres Gemahls, nachdem dieſer geſtorben ſeyn würde. Um ihren Endzweck zu erreichen, ſuchte ſie alle diejenigen Perſonen aus dem Wege zu ſchaffen, welche ihren Plänen zuwider ſeyn und nähere Anſprüche auf den erledigten Thron haben könnten. So ſchreiben ihr die alten Schriftſteller faſt durchgängig den Tod des jungen Marcellus, des Lucius Cäſar und die Verbannung des Agrippa Poſthumus bei. Auch gelang ihr in der That der Plan zur Erhebung ihrer Söhne, insbeſondere des Tiberius. Da Auguſt keinen nähern Anverwandten mehr hatte; ſo mußte er wohl ihren Bitten zu Gunſten des Tiberius nachgeben. Als Auguſtus zu Nola auf dem Sterbebette lag, ſchickte Livia Boten über Boten an den Tiberius, damit er bei dem Tode des Kaiſers zugegen ſeyn und die Regierung ſogleich übernehmen möchte. Man hat ſie ſogar in Verdacht, den Tod ihres Gemahls beſchleunigt zu haben, damit ſich dieſer nicht noch vorher mit ſeinem Enkel Agrippa ausſöhnen möchte. Im Teſtamente des

Kaiſers wurde Livia zur erſten Erbin eingeſetzt, in das juliſche Geſchlecht aufgenommen und mit dem Namen Auguſta beehrt; auch ward ſie zur Oberprieſterin in dem Tempel des neuvergötterten Auguſtus erwählt. Doch bewies ſich Tiberius ſehr undankbar gegen ſeine Mutter, deren Liebe er doch alles zu verdanken hatte. Er wollte es durchaus nicht geſtatten, daß der Senat ihr noch mehrere Ehrenbezeigungen zuerkennen ſollte. Indeſſen ſetzte er doch die öffentliche Achtung gegen ſie nicht aus den Augen. Bloß zuletzt, als er Rom verließ, um in der Einſamkeit ſich ungeſtört ſeinen Lüſten überlaſſen zu können, gerieth er mit ihr in einen heftigen Streit, und gab ihr ſeine wenige Achtung nur zu deutlich zu erkennen. In ihrer letzten Krankheit kam Tiberius niemals zu ihr, wollte ſie auch nach ihrem Tode nicht weiter ſehen, und verbot ausdrücklich, es ſollte ihrem Andenken keine göttliche Ehre erwieſen werden. Indeſſen kann man zur Entſchuldigung des Tiberius ſagen, daß er die unbegränzte Herrſchſucht ſeiner Mutter, welche durchaus Antheil an der Regierung haben wollte, kannte, und ſie in ihre nothwendigen Schranken zurückweiſen wollte. Er mußte ſich alſo, um ſie an der Erreichung ihrer Abſicht zu hindern, nothwendig ernſt, ja ſelbſt zurückſtoßend gegen ſie betragen, um ihr jede Hoffnung eines Einfluſſes auf ſeine Gewalt zu benehmen. Auch behielt er in ſo fern die öffentliche Achtung gegen ſie bei, daß er dem Sejanus keine größere Gewalt, als ihr, über ſich geſtattete, ſo, daß durch ſie noch viele Unſchuldige vom Verderben gerettet wurden.

Livius (Titius, Titus), geboren zu Padua im J. der Stadt 695, v. Chr. Geb. 58 und im J. der Welt 3925, kam aus ſeinem Geburtsorte nach Rom, wo er ſich nicht nur bei vielen Vornehmen, ſondern auch bei Auguſtus ſelbſt bekannt machte. Nach deſſen Tode begab er ſich in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er im J. der Stadt 770, und nach Chr. Geb. 17 ſtarb. Durch ſeine römiſche Geſchichte, woran er über zwanzig Jahre gearbeitet hatte, erwarb er ſich einen ſo ausgebreiteten Ruhm, daß ein Spanier aus Cadix, bloß um ihn zu ſehen, nach Rom reiſete, und ſogleich wieder zurückkehrte, nachdem er ſeine Abſicht erreicht hatte. Von ſeinen Lebensumſtänden hat man, außer den angeführten, wenig gewiſſe Nachrichten. Zu den ungewiſſen gehört, daß er der Lehrer des nachmaligen Kaiſers Claudius geweſen ſey, daß er ſich oft zu Neapel aufgehalten habe u. ſ. w. Auguſtus nannte ihn den Pompejaner, weil er den Pompejus in ſeiner Geſchichte ſo ſehr erhoben hatte; dennoch genoß er des beſtändigen Schutzes des Kaiſers bis an deſſen Tod. Suidas meint, Livius habe während ſeines Lebens den ihm für ſeine Geſchichte gebührenden Ruhm noch nicht genoſſen; ſondern man habe ihm erſt nach ſeinem Tode Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Im funfzehnten Jahrhunderte wollte man zu Padua ſeinen Leichnam aufgefunden haben; man ſetzte ihn daſelbſt bei und errichtete ihm ein prächtiges Denkmal. Der neapolitaniſche König Alphonſus ſchätzte ſich glücklich, als er im J. 1451 von den Paduanern den vermeintlichen rechten Arm des Leichnams, mit welchem er ſeine Geſchichte geſchrieben hatte, empfangen zu haben glaubte. In dieſem Werke fangen die Begebenheiten von der Ankunft des Aeneas in Italien an, und gehen bis zum J. der Stadt 744 fort. Die Schreibart des Werks iſt pragmatiſch, in einem zierlichen, erhabenen, redneriſchen Style. Doch wirft ihm Quinctilian, ſo ſehr er ihn auch lobt, Provinzialismen von Padua vor. Seine Geſchichte beſtand eigentlich aus 140, oder 142 Büchern, von denen wir aber nur noch die zehn erſten Bücher, dann das 21ſte bis 45ſte Buch (oder die erſte, dritte und vierte Decade,

und von der fünften die Hälfte) übrig haben, welche nach und nach zuſammengebracht wurden. In den erſten zehn Büchern geht die Geſchichte bis zum Jahre der Stadt 460; und das 21ſte bis 45ſte Buch handelt den zweiten puniſchen Krieg (Jahr der Stadt 536) bis zum J. 586 ab. Das ganze Werk wurde wahrſcheinlich wegen ſeiner Größe ſtückweiſe abgeſchrieben, und von den Abſchreibern vermuthlich in Decaden abgetheilt. Daher läßt es ſich erklären, warum einige von den Büchern verloren gegangen ſind. Bis jetzt ſcheint es noch immer, als ob das Verlorene nicht wieder aufgefunden werden dürfte. Zwar entdeckte Bruns 1772 bei ſeinem Variantenſammeln durch Zufall, in einem pfälziſchen Codex im Vatican, ein Fragment vom 91ſten Buche; aber es iſt nicht ſehr beträchtlich. Es wurde ſogleich in Rom durch den Druck bekannt gemacht, und zu Leipzig 1773 nachgedruckt. Ludwig XIV. von Frankreich ſchloß mit einem griechiſchen Kaufmann, der einen aus einer Feuersbrunſt zu Conſtantinopel geretteten ganzen Livius zu liefern verſprach, einen Handel auf 50,000 Thaler. Allein die wirkliche Lieferung erfolgte nicht. Der König wandte ſich nun durch den Geſandten Feriol an die Pforte, und verſprach dem Bibliothekar 100,000 Thaler zur Belohnung, wenn er den ganzen Livius herbeiſchaffen würde. Allein auch dieß Project ſcheiterte, entweder weil der Bibliothekar nichts fand, oder aus Furcht, ſeinen Kopf zu verlieren, nichts finden wollte. Auch der Großherzog von Florenz bot zu gleicher Zeit demjenigen 5000 Piaſter, der einen vollſtändigen Livius entdecken würde. Aber auch dieſe Bemühungen ſind bis jetzt fruchtlos geweſen. Es iſt übrigens nicht unwahrſcheinlich, daß in einer der alten Bibliotheken der griechiſchen Kaiſer zu Conſtantinopel, wirklich eine oder mehrere vollſtändige Abſchriften des Livius vorhanden ſeyn dürften. Von dem ganzen Werke haben wir noch eine Inhaltsanzeige, die man theils dem Livius ſelbſt, theils dem Florus beilegt, und welche auf das Ganze nur um ſo neugieriger macht. Johann Freinsheim hat aus andern Schriftſtellern vortreffliche Supplemente zum Livius geliefert, und die erſten zehn Bücher deſſelben zu Stockholm 1649 in Duodez, nachher, 1654, ſechzig Bücher zu Straßburg in Quart herausgegeben. Die übrigen von ihm im Manuſcript hinterlaſſenen fünf und zwanzig Bücher wurden in Frankreich den Erben abgekauft, und der Edition in usum Delphini beigedruckt. Eine ſeltene und prächtige Ausgabe des Livius iſt die Ed. Hier. Frobenii, Bas. 1535 fol., und deshalb von der größten Wichtigkeit, weil ſie die fünf letzten Bücher des Livius von 40—45, aus der einzigen in der k. Bibliothek zu Wien befindlichen Handſchrift geliefert hat, und daher die Quelle aller folgenden Ausgaben geworden iſt.

Livorno, berühmte Handelsſtadt und Freihaven in Toscana, am mittelländiſchen Meere, iſt regelmäßig gebaut und hat zwei italieniſche Meilen im Umfange. Alle Nationen, ſelbſt die Türken nicht ausgenommen, können ſich hier niederlaſſen. Die Stadt hat 53,000 Einwohner, unter welchen wenigſtens 18,000 Juden befindlich ſind, ſehr regelmäßige und wohlgebauete Straßen, einen ungemein großen Marktplatz, von welchem man durch die beiden Hauptthore aus der Stadt ſehen kann, und mehrere andere merkwürdige Gebäude. Der eigentliche unmittelbare Handel der Stadt ſelbſt beſteht, unter andern Artikeln, in Korallen, deren Fabrikation den früheſten Erwerb von Livorno ausgemacht hat. Sie werden im mittelländiſchen Meere, und zwar an der afrikaniſchen Küſte, gefiſcht, und dann in Livorno verarbeitet. Noch vor funfzehn Jahren gab es daſelbſt über zwanzig Korallenfabriken, die jetzt bis auf eine heruntergekommen ſind. Livorno war noch vor ein paar Jahrhun-

derten ein ſchlechter, ungeſunder und feuchter Ort, und hat auch jetzt noch keine reine Luft: beſonders fehlt es ihm an friſchem Waſſer, welches von Piſa hergeholt werden muß. Alle europäiſche Handels-Staaten halten in Livorno ihren eigenen Conſul. Unter den dortigen Nationen ſind die Juden (welche nebſt den Armeniern die allgemeinen Mäkler machen, viele Privilegien haben und in einem gewiſſen Bezirke der Stadt wohnen müſſen) die reichſten, und die Griechen, die faſt alle Schneider oder Kleiderhändler ſind, die ärmſten. Die Engländer, welche dieſe Stadt Leghorn nennen, haben den größten Antheil an dem dortigen Handel. Durch die Menge der daſelbſt abgeſchloſſenen Geſchäfte entſteht auch ein wichtiger Commiſſions-, Speditions- und Wechſelhandel für die Stadt. Schon ſeit 1633 war der dortige Handelsverkehr lebhaft, und es wurden zur Erweiterung der Stadt, die bis dahin klein und unbedeutend geweſen war, Anſtalten getroffen. Die Proteſtanten haben ihren eigenen Kirchhof, auf welchem überhaupt alle evangeliſche Glaubensgenoſſen begraben werden. Der türkiſche Privatgottesdienſt gründet ſich auf einen Vertrag, kraft deſſen die Toscaner die nämliche Freiheit in der Türkei genießen. Die Stadt hat durch das Erdbeben von 1747, mehr noch aber durch die Franzoſen im Revolutionskriege, und endlich auch, beſonders ihr Handel, 1804 durch das gelbe Fieber gelitten. Von 1808 bis 1814 war ſie die Hauptſtadt in den franzöſiſchen Departements des Mittelländiſchen Meers.

Livre Tournois iſt derjenige franzöſiſche Livre, der ehemals in Tours galt, und von dem pariſer oder allgemeinen Münzfuße in ſo fern verſchieden iſt, als dieſer 20 Sols, der Livre Tournois aber 25 Sols, alſo ein Viertel mehr, beträgt. Er kommt nur noch in gerichtlichen Verhandlungen vor.

Locke (Johann), einer der ſcharfſinnigſten Denker, welche England hervorgebracht hat, ward am 29. Auguſt 1632 zu Wrington bei Briſtol geboren. Nachdem er die gewöhnlichen Studien vollendet hatte, fand er einen Ueberdruß an den Univerſitäten und ſchloß ſich in ſeinem Cabinete ein. Unter den akademiſchen Gelehrten herrſchte damals das abſurde und barbariſche peripatetiſche Syſtem; man diſputirte mit Heftigkeit über nichtige Dinge, welche jedoch durch die lange Reihe von Jahrhunderten eine große Wichtigkeit erhalten hatten. Locke erholte ſich durch das Studium des Descartes von dem Ekel, welchen ihm jene wichtigen Unbedeutendheiten verurſacht hatten. Die Werke deſſelben zündeten in ihm ein heilſames Licht an, welches allein im Stande war, die Finſterniß zu verſcheuchen, welche ihn bis dahin umgeben hatte. Von nun an gab Locke jene nachbetende Wortkrämerei auf, und widmete ſich der wahren ſpeculirenden Philoſophie. Aber hiermit noch nicht zufrieden, fing er auch an, die Medicin, in welcher er eben ſo viele Irrthümer zu entdecken glaubte, mit Eifer zu ſtudiren. Die Schwäche ſeiner Geſundheit nöthigte ihn jedoch, dieſe Wiſſenſchaft aufzugeben: doch theilte er in der Folge die von ihm entworfenen Bemerkungen dem Pierre Coſte, ſeinem franzöſiſchen Ueberſetzer, mit, welcher ſie 1725 durch Antonius Cocchi, in deſſen Werke über die Bäder von Piſa, zum Drucke befördern ließ. Nachdem Locke zwei Reiſen, eine nach Deutſchland, und die andere nach Frankreich, gemacht hatte, übernahm er die Erziehung des nachmaligen Grafen Shaftesbury. Dieſer, der in der Folge Großkanzler von England ward, beförderte Locke ebenfalls zu einem anſehnlichen Poſten, den der Philoſoph aber wieder verlor, als jener 1673 in Ungnade fiel. Aus Rückſichten auf ſeine Geſundheit, begab ſich Locke 1675 nach Montpellier, und von da nach Paris, wo man ihn mit

großer Auszeichnung aufnahm. Hier vollendete er ſeinen Tractat über den menſchlichen Verſtand, ein Werk, welches von dem tiefſten und gewagteſten Studium der Metaphyſik zeugt, und über deſſen Ausarbeitung er neun Jahre zugebracht hatte. Um unſere Seele, ihre Begriffe und Affecte kennen zu lernen, ſuchte er ſich weder bei den alten Philoſophen, die ihn falſch berichtet, noch bei den neuen, die ihn gar verwirrt gemacht haben würden, Raths zu erhohlen. Er verfuhr wie Malebranche: er ging in ſich ſelbſt zurück, und gab dann, nachdem er lange genug, ſo zu ſagen, ſein eigner Beſchauer geweſen war, der Welt den Spiegel, in welchem er ſich ſelbſt betrachtet hatte. Da er nun die menſchliche Vernunft entwickeln wollte, wie der Anatomiker jeden einzelnen Theil des menſchlichen Körpers zerſchneidet; ſo hat er freilich durch dieß Verfahren den Materialismus mehr gefördert, als er vielleicht ſelbſt glaubte. Sein Satz: „Gott kann durch ſeine Allmacht die Materie denkend machen", iſt für eine jeder Religion gefährliche Behauptung gehalten worden. Uebrigens zeichnet ſich Locke's Werk nicht ſowohl durch die metaphyſiſche Tiefe, mit der es abgefaßt, als durch die Methode aus, mit welcher es geordnet iſt. Es ſoll einer ſehr zufälligen Veranlaſſung ſeine Entſtehung zu verdanken haben: einige denkende Köpfe ſtritten ſich nämlich, wie man ſagt, über einen Gegenſtand, ohne ſich auch über denſelben vereinigen zu können. Locke, der zugegen war und dem Streite ſtillſchweigend zuhörte, bemerkte, daß jener Streit, über deſſen eigentliche Materie jene Männer einverſtanden waren, auf einem Misverſtändniſſe der Wörter beruhe. Das gab ihm die erſte Veranlaſſung zu ſeinem Werke. Er erhob nämlich die Bemerkung, daß der Grund jenes Streits auf einem Wort-Irrthume liege, zu einem allgemeinen Satze, ſtieg bis zu dem Urſprunge der Ideen, wie zur erſten Urſache, hinan, unterſuchte die Gedanken in ihrer erſten Entſtehung, und zeigte dann den Einfluß, welchen ein falſcher Gebrauch der Wörter über unſere Schlüſſe ausübt. Er hatte kaum ein Jahr England verlaſſen, als man ihn dort beſchuldigte, in Holland Pasquille gegen die engliſche Regierung drucken gelaſſen zu haben. Dieſe Verläumdung war die Urſache, daß er ſeine Stelle im Collegium zu Oxford verlor. Nach dem Tode Carls II. erboten ſich ſeine Freunde, ſich für ihn zu verwenden; er aber antwortete, man bedürfe keiner Verzeihung, wenn man kein Verbrechen begangen habe. Indeſſen wollte es nun einmal ſein Schickſal, daß er für einen Verſchwörer gehalten werden ſollte: er ward nämlich in die Sache des Herzogs von Montmouth verwickelt, ob er gleich auch nicht in der geringſten Verbindung mit demſelben ſtand. Man ging noch weiter: Jacob II. verlangte von den Generalſtaaten, daß ſie ihn ausliefern ſollten. Locke war daher gezwungen, ſich zu verbergen, bis ſeine Unſchuld anerkannt ſeyn würde. Aber kaum war Jacob II. vom Prinzen von Oranien, ſeinem Schwiegerſohne, vom Throne geſtoßen, als Locke auf derſelben Flotte, welche die Prinzeſſin, nachmalige Königin von England, dorthin brachte, in ſein Vaterland zurückkehrte. Vermöge ſeines Rufs hätte er nun auf wichtige Staatsämter Anſpruch machen können: er begnügte ſich jedoch mit der Stelle eines Commiſſärs bei dem Commerz-Collegium der engliſchen Colonien, welche er mit dem größten Beifalle bekleidete. Da aber die Luft von London ſeiner Geſundheit nachtheilig zu ſeyn ſchien; ſo legte er 1700 jene Stelle nieder, und begab ſich, ſechs Stunden davon, zu einem ſeiner Freunde, wo er zwiſchen Gebet und Studiren glücklich und in Ruhe den Reſt ſeiner Tage verlebte. Hier hatte er noch das Vergnügen, den Sohn ſeines Freundes nach

dem von ihm entworfenen Syſteme erziehen, und daſſelbe durch die Erfahrung mit dem größten Erfolge gekrönt zu ſehen. Er ſtarb am 28. Oct. 1704, und ward zu Oates, in der Grafſchaft Eſſex, begraben. Die Königin Caroline, Gemahlin Georgs II., hat nachher, in einem von ihr erbauten und der Philoſophie gewidmeten Pavillon, Locke's Büſte neben der von Bacon, Newton und Clarke aufſtellen laſſen. Locke war in ſeinem Vaterlande eben ſowohl ſeines patriotiſchen Eifers, als ſeiner Philoſophie wegen bekannt. Er war es, der dem Parlemente den Rath ertheilte, auf Koſten des Publicums das Geld umſchmelzen zu laſſen, ohne daſſelbe zu erhöhen: dieſen Rath befolgte das Parlement. Wir beſitzen eine große Menge Werke in engliſcher Sprache von ihm, die zuletzt zu London, 1801, in zehn Octav-Bänden erſchienen ſind. Die merkwürdigſten einzelnen Werke davon ſind: Verſuch über die menſchliche Vernunft, von dem Wynne, nachher Biſchoff von St. Aſaph, einen Auszug verfertigte, den Locke ſelbſt billigte, und der noch jetzt von vielen Leſern dem Hauptwerke ſelbſt, das nicht ſelten verworren und ſchwer zu verſtehen iſt, vorgezogen wird; Tractat über die bürgerliche Regierungsverfaſſung, in welchem der Verfaſſer die uneingeſchränkte Gewalt durchaus tadelt und verwirft; drei Briefe über Religionsduldung, wurden zuerſt lateiniſch geſchrieben, kamen nachher aber auch engliſch heraus; die neuern Anhänger der Toleranz, unter andern Voltaire, haben aus dieſem Werke geſchöpft; Gedanken über die Erziehung der Kinder; aus welchen Rouſſeau für ſeinen Emil, ſo wie aus dem Tractate über die bürgerliche Regierungsverfaſſung, für ſeinen geſellſchaftlichen Vortrag, viele Gedanken entlehnt hat. Das Werk ſelbſt iſt ins Franzöſiſche, Deutſche, Holländiſche und Flamänniſche überſetzt worden; das vernünftige Chriſtenthum, ein Werk, welches Sätze enthält, die, ſtreng genommen, den Verfaſſer des Socianismus verdächtig machen könnten. Er behauptet unter andern, in der geoffenbarten Religion ſey nichts enthalten, was irgend mit den Begriffen der Vernunft im Widerſtreite wäre; auch hätten Jeſus Chriſtus und ſeine Apoſtel keinen andern Glaubens-Artikel gelehrt, als an Jeſus, den wahren Meſſias, zu glauben; Paraphraſen über einige Epiſteln des Paulus, enthalten Beweiſe des Studiums der heiligen Schrift, welchem er ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens gewidmet hatte; nachgelaſſene Werke, enthalten Abhandlungen über verſchiedene philoſophiſche Gegenſtände. Da Locke eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten aller Völker der Erde beſaß; ſo wählten ihn die engliſchen Colonieen in Amerika zu ihrem Geſetzgeber, und beeiferten ſich, den Vorſchriften, welche er für ſie entwarf, geſetzliche Kraft zu geben. Wir wollen dieſen Artikel mit einigen Anekdoten aus Locke's Leben ſchließen. Er war großherzig und von der äuſſerſten Gutmüthigkeit. Ein junger Mann, dem er die größten Gefälligkeiten erzeigt und das lebhafteſte Intereſſe bewieſen hatte, beſtahl und verläumdete ihn, gerieth aber kurz darauf durch ſeine Ausſchweifungen in die größte Armuth. Da er ſich nun auf keine andere Weiſe zu helfen wußte, wandte er ſich an Locke, gegen den er ſich doch ſo gröblich vergangen hatte. Dieſer zog eine Banknote von hundert Louisd'or heraus, und überreichte ſie dem Unglücklichen mit folgenden Worten: „Ich verzeihe Ihnen; doch darf ich Sie nicht in den Stand ſetzen, zum zweitenmale zum Diebe und Verräther an mir zu werden." Das Spiel ſchien dieſem Philoſophen der dummſte und nichtswürdigſte aller Zeitvertreibe. Als er eines Tages in einer Geſellſchaft mehrere Herren von vielem Verſtande mit dem Spiele beſchäftigt fand, ſah er

demſelben anfangs mit vieler Geduld zu: dann aber zog er ſeine Schreibtafel aus der Taſche, und fing an, ſehr aufmerkſam zu ſchreiben. Als ihn nun einer der Herren fragte, was er da ſo emſig zu ſchreiben habe, antwortete Locke: „Milord, ich ſchreibe hier nieder, was ſeit zwei Stunden von den geiſtreichſten Männern des Königreichs geſprochen worden iſt.“ Nun las er ihnen einiges davon vor, und ſie fühlten ſich beſchämt. Dieſe Herren waren der Herzog von Buckingham, der Lord Halifax, Lord Aſchley und andere mehr.

Lockmann, mit dem Zunamen der Weiſe, zuweilen auch Abu Anam (**Vater des Anam**) genannt, war ein berühmter Philoſoph unter den Aethiopiern, oder Nubiern, von welchem die Araber eine Menge Mährchen erzählen. Sie ſagen von ihm, er ſey ein ſchwarzer Sclav mit dicken Lippen und krummen Beinen geweſen, und zur Zeit Salomo's an die Juden verkauft worden. Sein Charakter wird von ihnen ungefähr ſo geſchildert, wie wir gewohnt ſind, uns den Aeſop zu denken. Man fragte dieſen Weiſen einſt, von wem er die Weisheit gelernt habe? Er antwortete: „Von den Blinden, die nie einen Fuß vor den andern ſetzen, ohne erſt den Weg vorher zu unterſuchen.“ Einſtens ward eine Karavane beſtohlen. Vergebens beſchwor man, mit Thränen in den Augen, die Räuber, doch ſo viel Mundvorrath zurückzulaſſen, daß man die Reiſe fortſetzen könnte; die Räuber waren unerbittlich. Lockmann befand ſich unter dieſen, und einer der Kaufleute ſagte zu ihm: „Wie? Auf ſolche Weiſe unterrichteſt du alſo dieſe Böſewichter?“ Lockmann antwortete: „Ich unterrichte ſie nicht; denn was würden ſie mit meiner Weisheit anfangen?“ Jener fragte weiter: „Warum befindeſt du dich aber bei den Böſen?“ Lockmann erwiederte: „Ich bemühe mich, zu unterſuchen, wie ſie es geworden ſind.“ Einſtens hatte ſein Herr ihm eine Melone von ſehr ſchlechtem Geſchmacke gegeben: er aß ſie ganz auf. Jener über dieſe Folgſamkeit erſtaunt, fragte ihn, wie er eine ſo ſchlechte Frucht habe eſſen können? Lockmann antwortete: „Ich habe ſo oft ſüße Früchte von dir bekommen, daß ich mir auch wohl einmal eine bittere von dir gefallen laſſen kann.“ Dieſe Antwort rührte ſeinen Herrn ſo ſehr, daß er ihm auf der Stelle die Freiheit ſchenkte. Wir beſitzen ein Werk, **Fabeln und Denkſprüche**, welche die Araber dieſem Lockmann zuſchreiben; doch glaubt man, daſſelbe ſey von der ſpätern Zeit, jedoch aus den Reden dieſes Weiſen abgefaßt worden. Die Geſchichtſchreiber ſchildern ihn als einen Mann, der durch ſeine Kenntniſſe, wie durch ſeine Tugenden gleich ſchätzungswerth, und der ſtillen Betrachtung ergeben war. Erpenius gab die Fabeln des Lockmann arabiſch mit einer lateiniſchen Ueberſetzung heraus und fügte ſie ſeiner arabiſchen Grammatik bei, welche zu Leyden, 1636 und 1656, in einem Quartbande erſchien. Nachher wurde ſie noch von Tannegüy in franzöſiſche Verſe überſetzt. Im Vatican wird eine alte, von den Perſern verfertigte Abſchrift dieſer Fabeln aufbewahrt.

Locle, ein ſchön gebaueter Flecken in der davon benannten Meierei, zur preußiſchen Grafſchaft Valengin in der Schweiz gehörig, liegt ſehr zerſtreuet, hat viele große und ſchöne Häuſer, über 3000 Einwohner, Uhrmacher, Goldarbeiter, mechaniſche Künſtler aller Art, Spitzenklöpplerinnen und viele anſehnliche Kaufleute, welche Niederlagen in den meiſten Handelsſtädten Europa's haben. Die hohe Lage dieſes Orts auf dem Jura iſt ſo beträchtlich, daß die Kirche daſelbſt ungefähr einerlei Höhe mit der Spitze des Brockens hat. Beſonders merkwürdig ſind die dortigen Uhrenfabricken, deren Hauptſitz vorzüglich in Locle iſt, und welche hier und in den umliegenden Thälern an 10,000 Menſchen

Nahrung geben, und daſelbſt ſeit 130 Jahren errichtet worden ſind. Bei der Stadt liegen die berühmten locler Felſenmühlen, die man in einer Kluft des Gebirges, durch welche der Bach Wied fließt, angelegt hat. Sie werden von drei übereinanderhängenden Mühlrädern getrieben, deren unterſtes 100 Fuß unter Tage iſt.

Lodi, eine ziemlich große und wohlgebauete Stadt in dem zum Lombardiſch-Venetianiſchen Königreiche gehörigen Herzogthum Mailand, an der Adda, zählte 1774 beinahe 16,000 Einwohner, unter welchen allein 795 Geiſtliche waren. Das dortige Bisthum ſteht unter dem Erzbiſchoff von Mailand. Die Stadt hat ein feſtes Schloß. Die ſogenannten Parmeſankäſe werden nicht in Parma, ſondern einzig und allein in und um Lodi verfertigt und für die beſten in ganz Italien gehalten; auch iſt die dortige vortreffliche unechte Porzellan- und Fayence-Arbeit berühmt. Ueber die Adda führt eine mehr als 1000 Klafter lange Brücke. Sie iſt durch das Treffen berühmt, welches Bonaparte 1796 bei derſelben mit 60,000 Mann gegen die öſterreichiſche Armee von 25,000 Mann unter Beaulieu gewann. Die Oeſterreicher hatten die Adda paſſirt, Lodi geräumt und ſtanden in einer furchtbaren von 30 Kanonen vertheidigten Stellung, zu der nur eine enge Brücke führte, welche zu paſſiren unmöglich ſchien. Bonaparte erſchrack nicht über dieſe Schwierigkeit. Er führte ſein Heer in einer gedrängten Colonne, ließ ſeine ganze Artillerie vorbringen und rückte im Sturmſchritt unter dem Ausruf: Vive la republique! vor. Das Blutbad war anfangs ſchrecklich; das öſterreichiſche Geſchütz ſtreckte ganze Reihen nieder; die Franzoſen wankten, und der Sieg ſchien verloren, als Berthier, Maſſena, Cervoni, Dallmeyer, Lannes ſich an die Spitze der Colonne ſtellten, über die Brücke drangen und die öſterreichiſchen Batterien nahmen. Die Oeſterreicher wollten dieſer Kühnheit mit gleicher Kühnheit antworten; ſie thaten Wunder der Tapferkeit; der Kampf war fürchterlich; beide Heere ſchlugen ſich mit Erbitterung, und ungewiß ſchwebte der Sieg zwiſchen ihnen. Da erſchien Augereau an der Spitze ſeiner Diviſion und der Tag war entſchieden. Die Oeſterreicher, aus ihrer Stellung geworfen, verloren einen Theil ihres Geſchützes und 3000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; aber Beaulieu rettete die Ehre ſeiner Waffen durch einen mit bewundernswürdiger Ordnung und Kaltblütigkeit bewerkſtelligten Rückzug. Der Verluſt der Franzoſen betrug 12,000 Mann. Kenner haben beide Feldherrn getadelt, Bonaparte, weil er eine Poſition mit ſo großen Aufopferungen wegnahm, deren er mit einem Zeitverluſt von 24 Stunden ſich leichter und ſicherer bemächtigen konnte, und Beaulieu, weil er Lodi ſo übereilt räumte, daß er nicht Zeit hatte, die Brücke abzutragen, wodurch er der franzöſiſchen Armee das weitere Vordringen würde unmöglich gemacht haben.

Logarithmus iſt ein mathematiſcher Kunſtausdruck für eine Zahl, wodurch die Größe eines Zahlenverhältniſſes in Beziehung auf ein Grundverhältniß ausgedrückt wird. Der Name iſt griechiſch und bedeutet Verhältnißzahl. Das Weſen des Logarithmus zu erklären, werden Beiſpiele das beſte Mittel ſeyn. Jede Zahl iſt nur in Beziehung auf ihre Einheit denkbar, z. B. 3 nur in Beziehung auf 1, wovon ſie das 3fache iſt. Dieſe Beziehung heißt das Verhältniß: daher iſt jede Zahl ein Verhältniß zu ihrer Einheit, und ſie ſelbſt ſpricht den Werth deſſelben aus. Der Werth eines Verhältniſſes wird erkannt, wenn man zwei Zahlen mit einander vergleicht, und die Größe deſſelben kömmt durch eine dritte Zahl zu unſerm Bewußtſeyn, z. B. 9 zu 3 durch die Zahl 3, 9 zu 18 durch 2 u. ſ. w. Denkt man ſich nun eine Reihe

von Verhältniſſen nach einander, welche alle einerlei Werth haben, wie 1 zu 3, 3 zu 9, 9 zu 27, 27 zu 81 u. ſ. w. (wo ſich 9 zu 3, 27 zu 9, 81 zu 27 eben ſo verhält, wie 3 zu 1), und man nimmt das Verhältniß 3 zu 1 als Einheit an, ſo iſt 9 zu 1 in ſo fern das doppelt ſo große, 27 zu 1 das dreifache, 81 zu 1 das vierfache. Die Zahlen 1, 2, 3, 4, welche den Werth eines ſolchen Verhältniſſes in Beziehung auf ſein Grundverhältniß ausſprechen, heißen *Logarithmen*. Iſt alſo hier 1 der Logarithmus von 3, ſo iſt 2 der Logarithmus von 9, 3 der Logarithmus von 27, 4 der Logarithmus von 81 u. ſ. f. Nähme man aber ein anderes Verhältniß, als 4 zu 1, zum Grundverhältniß an, mithin 1 als Logarithmus von 4, ſo wäre 2 Logarithmus von 16, 3 Logarithmus von 64 ꝛc. Die Logarithmen der dazwiſchen liegenden Zahlen, welche alle Brüche ſeyn müſſen, laſſen ſich ſämmtlich berechnen und nach der Reihe zuſammen ſtellen. Eine nach einem gewiſſen Grundverhältniſſe gemachte Berechnung der Logarithmen aller Zahlen bis zu einer gewiſſen Grenze nennt man ein *logarithmiſches Syſtem*. Das gewöhnliche iſt das *Briggſche*, wo das Grundverhältniß 10 zu 1 iſt, folglich 1 der Logarithmus von 10, 2 der Logarithmus von 100, 3 der Logarithmus von 1000 ꝛc. Alle Logarithmen der dazwiſchen liegenden Zahlen ſind berechnet und in Tabellen gebracht, deren Gebrauch in der Rechenkunſt, beſonders bei großen Zahlen, von ſehr vieler Bequemlichkeit iſt. Die dazu gehörigen Kunſtgriffe ſind ſehr einfach und leicht. Denn hat man Zahlen zu multipliciren, ſo addirt man ihre Logarithmen, hat man ſie zu dividiren, ſo ſubtrahirt man dieſe; ſoll man dagegen Zahlen zu Potenzen erheben, ſo multiplicirt man ihre Logarithmen mit den Exponenten, ſoll man Wurzeln ausziehen, ſo dividirt man die Logarithmen durch die Wurzelexponenten. In frühern Zeiten hat man die Logarithmen nur auf mathematiſche Rechnungen angewendet, und bei Rechnungen im Geſchäftsleben unbeachtet gelaſſen. Allein dieſe außerordentliche Bequemlichkeit iſt allen denen, welche mit großen Rechnungen zu thun haben, beſonders Kaufleuten zu empfehlen. Die Logarithmen ſind ſchon bei jedem Regeladetrie-Exempel anwendbar; z. B. wenn 460 Stück 1290 Thaler koſten, ſo werden 8150 Stück $\frac{8150 \times 1290}{460}$ Thaler koſten. Um nicht die umſtändliche Multiplication und Diviſion zu haben, ſo addirt man den Logarithmus von 8150 zum Logarithmus von 1290 und zieht den Logarithmus von 460 von der Summe ab. Sucht man nun die Differenz in den logarithmiſchen Tabellen auf, ſo iſt die dazu gehörige Zahl die Zahl der geſuchten Thaler. F. A. Schröters Rechnung mit Decimalbrüchen und Logarithmen nebſt den dazu gehörigen Tafeln, Helmſtädt, 1799 iſt zu dieſem Zwecke brauchbar.

Logau (Friedrich, Freiherr von) wurde 1604 in Schleſien geboren, und trat als Kanzleirath in die Dienſte des Herzogs von Liegnitz. Im J. 1648 nahm man ihn, unter dem Namen des Verkleinernden, in die fruchtbringende Geſellſchaft auf. Die Liebe zur Dichtkunſt muß ſich bei ihm ſchon frühzeitig geäußert haben; denn er ſelbſt ſagt von ſich, daß er ſchon früh gedichtet habe. In reifern Jahren ſcheinen ihm ſeine Geſchäfte nicht erlaubt zu haben, ſich in größern und längern Gedichten zu verſuchen, und er ſchränkte ſich deshalb beſonders auf Epigramme ein. Er gab zuerſt eine Sammlung von 200 Epigrammen unter dem Titel heraus: *Erſtes und anderes Hundert deutſcher Reimſprüche Salomons von Golaw*. Breslau, 1638. Die gute Aufnahme, welche dieſe Epigramme erhalten hatten, bewog

ihn, nach ſechzehn Jahren, wahrſcheinlich 1654, eine neue, vollſtändige Sammlung ſeiner Gedichte zu veranſtalten, welche 3000 Sinngedichte enthielt und 2 Alphabete und 16 Bogen in 8. beträgt. Logau, als ein Zeitverwandter Opitzens, trat in die Fußſtapfen dieſes ſeines großen Vorgängers und verräth öfters die Energie und den körnigten Ausdruck deſſelben. Wer indeſſen, wie Logau, die Epigramme zu Tauſenden ſchreibt, dem muß manches Mittelmäßige, ja Schlechte mitunterlaufen. Und ſo findet man bei ihm in der That eine ſolche Menge des gänzlich Mislungenen, daß im Nothfalle Beiſpiele des Verfehlten aus ihm entlehnt werden könnten. Viele ſeiner Epigramme zeugen jedoch von origineller und glücklicher Erfindung, und ſind eben ſo ſchön geſagt, als gedacht. Uebrigens treten Logau's Epigramme um deſto merkwürdiger in der Geſchichte unſerer ſatiriſchen Poeſie auf, je ſparſamer dieſe Gattung von den Deutſchen bearbeitet worden iſt. Der Ueberfluß des Schlechten, welcher ſich in den Logau'ſchen Epigrammen überwiegend zeigte, war vermuthlich Schuld, daß er ſich bereits während ſeines Lebens von ſeinen Zeitgenoſſen vergeſſen ſah. Erſt Ramler und Leſſing, die 1759 eine Auswahl ſeiner Epigramme veranſtalteten, zogen aufs neue die Aufmerkſamkeit auf ihn. Nach Leſſings Tode gab Ramler 1791 dieſe Auswahl zum zweiten Mal heraus. Logau ſtarb zu Liegnitz am 25. Jul. 1655 in einem Alter von 51 Jahren.

Logik. Unter dieſem abgekürzten griechiſchen Namen (eigentlich λογικη nämlich επιστημη) wird faſt allgemein die *Wiſſenſchaft von den Geſetzen des Denkens und der richtigen Gedankenverbindung* verſtanden, obgleich ungewiß iſt, ob dieſer Name zunächſt vom *Denken*, oder von der *Sprache* (denn beide Bedeutungen hat das Wort λογος) herzuleiten ſey. Im Deutſchen hat man dieſer Wiſſenſchaft auch den Namen *Denklehre* oder *Verſtandeslehre* gegeben, weil hier die Rede von einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung derjenigen Geſetze iſt, welche der Verſtand bei allem Denken befolgen muß (daher *logiſche* Geſetze), es habe übrigens einen noch ſo verſchiedenen Gegenſtand und Inhalt, und ohne deren Befolgung keine Wahrheit für uns möglich iſt. Hierin liegt hauptſächlich der Werth der Logik, nicht immer der Canon (d. h. eine Richtſchnur) für den practiſchen Verſtandes-Gebrauch, ſondern auch eine Vorbereitungs-Wiſſenſchaft für alle andere Wiſſenſchaften, namentlich zur Philoſophie zu ſeyn, indem ſie (gleichſam ein Organon der Wiſſenſchaft, oder allgemeine Inſtrumental-Wiſſenſchaft) die Anleitung enthält, wie jede Erkenntniß wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang erhalten und zur Wiſſenſchaft werden ſoll, uud die Erforderniſſe des wiſſenſchaftlichen Zuſammenhangs zur Bildung und Beurtheilung jedes wiſſenſchaftlichen Denkganzen aufſtellt; denn die Geſetze des Denkens ſind zugleich die Geſetze der Wiſſenſchaft und ihrer Anordnung. In wiefern aber die logiſchen Geſetze nur die abſtracte Form unſerer Erkenntniß beſtimmen, keinesweges aber Anweiſung geben können, wie man den Stoff der Erkenntniß erlange, und ſich der wahren Einſicht in die Dinge bemächtige (womit es die *eigentliche* Philoſophie zu thun hat), in ſofern hat man die Logik von der eigentlichen Philoſophie neuerdings abgeſondert, oder formelle Wiſſenſchaft, Formalphiloſophie genannt. Nennt man jedoch eine *philoſophiſche Wiſſenſchaft* diejenige, deren Erkenntniß kein Gegenſtand der Erfahrung, ſondern aus der Vernunft ſelbſt geſchöpft iſt, ſo iſt die Logik urſprünglich eine ſolche, denn die Geſetze der Gedankenverbindung haben dieſen Urſprung, und der Inhalt der Logik iſt da-

her von ſo apodiktiſcher Art, oder von ſo demonſtrativer Gewißheit, als der Inhalt keiner andern philoſophiſchen Wiſſenſchaft, eben weil ſie es mit dem Denken, oder Verhältnißbeſtimmen in der gegebenen Erkenntniß zu thun hat. Daher hat man auch, vorzüglich zum Nachtheil der Metaphyſik oder transcendentalen Philoſophie, ihre Abgeſchloſſenheit und Vollſtändigkeit oft allzuſehr geprieſen, und ſie in dieſer Hinſicht der Mathematik an die Seite geſtellt. Allein das bloße, wenn auch ſyſtematiſche Denken, iſt noch kein Philoſophiren, das noch ſo ſyſtematiſche Anordnen macht Behauptungen noch nicht zu Wahrheiten, und die Begreiflichkeit iſt nicht der höchſte Zweck der Philoſophie; ja alle demonſtrative Gewißheit ſetzt die Wahrheit ihrer Principien voraus und einen Gegenſtand, an dem ſie ſich offenbaren. Man darf daher den Werth der Logik eben ſo wenig überſchätzen, wie die ältern Philoſophen vorzüglich thaten, als dieſelbe unbillig herabſetzen, wie die Neuern oft thun. Bei den Alten wurde mit der genannten Aufgabe der Logik oft auch die tiefere philoſophiſche Unterſuchung über *die allgemeinen Kennzeichen der Wahrheit*, oder die materiellen Bedingungen der Wahrheit unſerer Erkenntniß verbunden, welche Unterſuchung einige Neuere bald in die Metaphyſik gezogen, bald in Ermangelung eines andern Ausdrucks, in dem Sinne einiger ältern Philoſophen *Dialektik* genannt, und ſehr natürlich (der *Etymologie* und dem *gewöhnlichen* Gebrauche beider Ausdrücke nach, ſind Dialektik (ſ. d. Art.) und Logik wenig verſchieden) an die Logik angeſchloſſen haben, welche letztere auch *ohne* Verbindung mit dieſer Unterſuchung, und ohne genauere Beſtimmung ihres Kreiſes und Werthes oft mehr ſchädlich als nützlich geweſen iſt, und die Philoſophie zur bloßen Formal-Philoſophie gemacht hat; wie denn alle ſcharfe Abſonderung des Formellen von dem Materiellen leicht gefährlich und beſchränkend wird. Noch andere haben dieſer vorbereitenden Unterſuchung den Namen Fundamental-Philoſophie, Fundamental-Wiſſenſchaft, philoſophiſche Grundlehre u. ſ. w. gegeben. Man theilt die Logik oder Denklehre gewöhnlich in die *reine* und *angewandte*. Erſtere ſoll das *Denken an ſich* nach ſeinen Geſetzen, *Operationen* (begreifen, urtheilen und ſchließen) und deren *Producten* (Begriff, Urtheil und Schluß) im Einzelnen und in Beziehung auf ein Denkganzes, wie in der wiſſenſchaftlichen Vollendung des *Syſtems* und deſſen Formen (Definitionen, Eintheilungen und Beweiſen); die *angewandte* aber das Denken unter beſonderen ſubjectiven und objectiven Rückſichten, die man bei der Anwendung der Denkgeſetze zu nehmen hat, nämlich die Beziehung auf die Verbindung des Denkens mit andern Geiſtesäußerungen und die Einſchränkungen und Hinderniſſe des Denkens, welche hieraus hervorgehen, ſo wie die entgegenwirkenden Mittel, endlich auch in Beziehung auf die Hauptſphäre des Denkens betrachten. In den letztern Beziehungen ſetzt die Logik die Erfahrungs-Seelenlehre voraus, mit welcher ſie auch als Vorbereitungs-Wiſſenſchaft zur Philoſophie in genaueſter Verbindung ſteht. Eine *natürliche* Logik iſt aber ein Widerſpruch, weil niemand eine Wiſſenſchaft ſchon von *Natur* beſitzt, wenn er auch die Geſetze derſelben anwendet, und die natürliche Fähigkeit zu denken auch *ohne* wiſſenſchaftliche Ausbildung zu einiger Fertigkeit erhoben werden kann, auf welcher der ſogenannte geſunde Menſchenverſtand beruht. Einen Logiker nennen wir daher auch nur denjenigen, der die Wiſſenſchaft der Logik bearbeitet und lehrt, vornehmlich wenn er dieſes mit Glück und Anziehung thut, oder überhaupt den, welcher die logiſchen Geſetze mit Bewußtſeyn im Gebiete des Denkens anzuwen-

den verſteht, und dieſe Anwendung der logiſchen Geſetze zur Kunſt (Fertigkeit) erhoben hat, dann auch Dialektiker. Die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Logik finden wir zuerſt bei den Griechen. Zeno von Elea wird oft Vater der Logik oder Dialektik genannt; doch war die Bearbeitung derſelben damals mehr vom practiſchen Intereſſe, oder von der Rede- und Diſputirkunſt abhängig, und artete als Kunſt der Schlüſſe und Beweiſe, bald in die Sophiſtik aus. Die Sophiſten und die megariſche Schule (geſtiftet von Euklid aus Megara) bildeten dieſe Kunſt ſehr aus; letztere wurde daher die eriſtiſche oder dialektiſcheg enannt, und iſt durch die Erfindung mehrerer Sophismen berühmt. Den erſten umfaſſenden und rein wiſſenſchaftlichen Verſuch die Denkformen in abſtracto darzuſtellen, machte Ariſtoteles, daher er auch mit mehrerem Rechte Vater der Logik zu nennen iſt. Hieher gehören ſeine logiſchen Schriften, welchen die ſpätere Zeit den Namen Organon gegeben hat, und welche faſt zwei Jahrtauſende nach ihm in den Schulen der Philoſophen das herrſchende Anſehen behaupteten. Auch waren ſeine Unterſuchungen zugleich auf die Kriterien der Wahrheit gerichtet, worin Epicur, Zeno der Stifter der ſtoiſchen Schule u. a. ihm nachfolgten. Das Anſehn, welches die Logik oder Dialektik in der ſpätern Zeit, namentlich im Mittelalter gewann, ſo daß ſie faſt unbedingt als reales Organon aller Wiſſenſchaften angeſehen, und vom achten Jahrhundert an als freie Kunſt gelehrt wurde, ſtieg am höchſten in der ſcholaſtiſchen Philoſophie, welche nur eine neuere Art der Sophiſtik war, und vorzüglich der Theologie diente. Gegen dieſes Anſehn traten Petrus Ramus (Pierre de la Ramée), Baco und andere mit gegründeten Einwendungen auf. Descartes und Malebranche vermiſchten die Logik wiederum mit der Metaphyſik. Locke, Leibnitz und Wolf, Thomaſius, Cruſius, Lambert (in ſeinem neuen Organon), Reimarus, Feder u. a. haben um die Ausbildung der neuern Logik großes Verdienſt. Eben ſo Kant und ſeine Schüler, Meeß, Hofbauer, Jacob, Krug, Fries, ſo wie ein Bardili, Schulze, Reinhold u. a. Fichte verwies ſie aus dem Gebiete der Philoſophie, und behauptete ihre Abhängigkeit von der Metaphyſik. Schelling erklärte, ſie ſey als eine fremde Wiſſenſchaft der Philoſophie ſogar entgegengeſetzt. Doch haben Klein und Thanner, welche ſeiner Anſicht folgen, und auf ganz eigenthümliche Weiſe Hegel neuerdings die Logik darzuſtellen verſucht, ſo daß man über den Hauptpunct, nämlich ihr Verhältniß zur Metaphyſik, und die Anwendung ihrer Formen auf dem Gebiete der philoſophiſchen Speculation noch immer verſchiedener Meinung iſt. T.

Logiſtik nannte man ſonſt die Rechenkunſt, oder Berechnungskunſt, man theilte ſie in Zahlen- oder Ziffernrechenkunſt und in Buchſtabenrechenkunſt oder Algebra. Auch nennt man ſo in der Kriegswiſſenſchaft die Berechnung tactiſcher Bewegungen nach Raum und Zeit, welche ſie brauchen. Logiſtiſch iſt, was aufs Rechnungsweſen ſich bezieht; es iſt mit logiſch nicht zu verwechſeln: denn logiſch iſt, was der Denklehre angehört, oder den logiſchen Geſetzen vorzüglich entſprechend iſt.

Logogryph unterſcheidet ſich von der Charade (ſ. d. Art.) nur dadurch, daß man nicht allein, wie in dieſer, den einzelnen Sylben eigene Bedeutungen giebt, ſondern daß man vielmehr durch Wegnahme, Hinzufügung oder Verſetzung von Buchſtaben dergleichen Bedeutungen aufzufinden ſucht.

Lohenſtein (Daniel Caſpar von) ward am 25. Jan. 1635 zu

Nimptſch, einer Stadt im ſchleſiſchen Fürſtenthume Brieg, geboren und machte den Anfang ſeiner Studien in ſeiner Geburtsſtadt. Nachher ſetzte er ſie auf dem Gymnaſium zu Breslau fort, bis er 1650 die Univerſität zu Leipzig und nachher zu Tübingen bezog. Dann trat er eine Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz, die Niederlande und Holland an und kehrte zu Waſſer über Hamburg nach Breslau zurück. Nachdem er ſich mit einer ſehr reichen Dame verheirathet hatte, ward er 1666 zum Regierungsrathe, zum kaiſerlichen Rathe und erſten Syndicus der Stadt Breslau ernannt. Schon in ſeinem 15. Jahre verfertigte er 3 Trauerſpiele, die auch ſpäterhin gedruckt worden ſind. Mit Recht kann man ihn einen guten Kopf nennen, dem es keineswegs an Genie, wohl aber an Geſchmack fehlte. Er beſaß neben einer ausgebreiteten Gelehrſamkeit eine große Kenntniß der neuern Sprachen. Neuerungsſucht oder Begierde, ſeine Vorgänger zu verdunkeln, führte ihn irre. Nichts deſtoweniger fand er bald Nachahmer, die ſeine Uebertreibungen noch mehr übertrieben, und ſo wurde er, ohne es vielleicht ſelbſt zu wollen, der Stifter einer Secte, die man, obgleich Hofmannswaldau noch früher auf dieſe Abwege gerieth, nach ihm Lohenſteinianer nannte. Die lohenſteiniſchen Gedichte ſind meiſtens voll von geſchmackloſem Bombaſt, falſchem Pathos und unnatürlichen Bildern. In den Trauerſpielen, die unter ſeinen poetiſchen Werken leicht das Erheblichſte ſeyn dürften, fallen dieſe Fehler, zu der höchſten Stufe geſteigert, doppelt auf. Auch in ſeiner Proſe herrſcht, mit einigen Ausnahmen, Schwulſt und Bombaſt, abwechſelnd mit den niedrigſten Plattheiten. Seine Trauerſpiele, welche der Zeitordnung nach unter ſeinen Werken die erſte Stelle einnehmen, heißen: Ibrahim Baſſa; Agrippine; Epicharis; Kleopatra; Sophonisbe und Ibrahim Sultan. Lohenſteins übrige Gedichte ſind unter dem Namen Blumen von ihm geſammlet worden; das letzte der Hyacinthen, an Balthaſar Friedrich von Logau gerichtet, beweiſet, daß es Lohenſtein, bei geläutertem Streben nach Vollkommenheit, leicht geworden ſeyn dürfte, ein vortrefflicher Dichter zu werden. Unter ſeinen proſaiſchen Schriften zeichnet ſich der Heldenroman, Arminius und Thusnelda aus, über deſſen Ausarbeitung er ſelbſt ſtarb, der aber von ſeinem Bruder, und, als auch dieſer mit Tode abgegangen war, vom Prediger Wagner zu Leipzig vollendet wurde. Obgleich dieſer Roman die oben angezeigten Fehler aller ſeiner übrigen Werke hat, obgleich Lohenſtein ſelbſt durch den Tod verhindert wurde, die letzte Hand daran zu legen, ſo ſind doch wahrhaft kräftige Stellen darin zu finden, in welchen der Verfaſſer große und erhabene Gedanken in gedrängter Kürze vorgetragen hat. Dieſer Roman erſchien zuerſt zu Leipzig 1689 und 1690 in zwei Quartbänden, worauf eine zweite vermehrte Ausgabe (Leipz. 1731) folgte. Lohenſtein ſtarb zu Breslau am 18. April 1683 in einem Alter von 48 Jahren.

Loire, der größte Fluß in Frankreich, entſpringt in einem Berge der Sevennen, Gerbier le Saux genannt, im Departement der Ardeche und ergießt ſich unterhalb Nantes in Bretagne in das Meer. Die Länge ſeines Laufs beträgt gegen 90 Meilen. Ob er gleich viele ſeichte Stellen hat, ſo iſt er doch für größere Kauffahrteiſchiffe bis Nantes, für kleinere bis Briare und für geringe Fahrzeuge bis Roanne ſchiffbar. Er hat bei der neuen Eintheilung Frankreichs nach der Revolution drei Departementern den Namen gegeben, dem Departement der Loire, der Ober-Loire und Unter-Loire.

Lolli (Antonio), ein berühmter Geiger, ward 1728 zu Bergamo geboren und ſtand von 1762 bis 1773 als Concertmeiſter in Dienſten

des damaligen Herzogs von Würtemberg. Hierauf ging er nach Rußland, wo ſein Spiel dergeſtalt der Kaiſerin Catharina II. gefiel, daß ſie ihm einen Bogen ſchenkte, auf welchem ſie mit eigener Hand die Worte geſchrieben hatte: „dieſer Bogen, von Catharinens Hand verfertigt, iſt für den unvergleichlichen Lolli beſtimmt.“ Im J. 1785 machte er eine Reiſe nach England, Frankreich und Spanien, auf welcher er in Madrid für jedes Concert, außer vielen andern Geſchenken, 2000 Realen vom Theater-Unternehmer erhalten haben ſoll. Dann ging er 1789 nach Italien zurück, wo er 1794 zu Neapel im 66. Jahre ſeines Alters ſtarb. Die Fertigkeit, welche er auf ſeinem Inſtrumente erlangt hatte, ſetzte in Erſtaunen, ſo daß man ihn auch den muſikaliſchen Luftſpringer zu nennen pflegte. Noch keiner ſeiner Vorgänger hatte eine ſolche Höhe auf dem Griffbrette erſtiegen; aber dafür überließ er ſich auch ſo wilden und regelloſen Phantaſieen, bei denen er ſich häufig an gar keinen Takt band, daß auch der geübteſte Begleiter ihn nicht zu accompagniren vermochte, ſo wie er ſeiner Seits auch niemanden begleiten konnte. Nichts deſto weniger hatte er es im Beifalle der Menge ſo weit gebracht, daß er in ſeiner ſpätern Zeit zu ſagen pflegte: „ich will nur noch vor gekrönten Häuptern ſpielen.“ Er hat außer Violin-Concerten und drei Werken Sonaten eine Violinſchule in Quartetten für zwei Geigen, Bratſche und Violoncell, und mehrere Concerte und Quartetten im Manuſcript hinterlaſſen.

Lombard, ſ. Leihbank.

Lombardei, ſ. Longobarden.

Lombardiſch-Venetianiſches Königreich. Die glücklichen militäriſchen Ereigniſſe von 1813 und 1814 und die darauf gefolgten Staatsverträge haben Oeſterreich in den Beſitz des geſammten ehemaligen venetianiſchen Gebietes in Italien, der Herzogthümer Mailand und Mantua, der Landſchaft Veltlin und der Grafſchaften Cleven und Bormio geſetzt. Dieſe Ländermaſſe, welche öſtlich an das adriatiſche Meer und Illyrien, nördlich an Tyrol und Helvetien, weſtlich an die ſardiniſchen Staaten, und ſüdlich an Parma, Modena und das päpſtliche Gebiet gränzt, wurde durch das Patent vom 7. April 1815 zu einem Königreiche, unter dem Namen des „Lombardiſch-Venetianiſchen Königreichs“ erhoben, und in das Wappen und die Titulatur des Kaiſers aufgenommen. Die uralte eiſerne Krone iſt die Krone dieſes Reichs geblieben; auch der Orden derſelben wurde beibehalten, und in die öſterreichiſchen Hausorden aufgenommen. Ein Vicekönig repräſentirt den Regenten. Großwürdenträger ſind ein Oberſthofmeiſter, der Erzbiſchof von Mailand und der Patriarch von Venedig als Kronkapellane, ein Oberkammerherr, ein Oberſt-Stallmeiſter und ein Oberſeneſchall. Das Königreich iſt in zwei Gouvernementsterritorien, welche durch den Fluß Mincio getrennt werden, getheilt. Das Gebiet am rechten Ufer dieſes Fluſſes führt den Namen mailändiſches, das am linken Ufer den Namen venetianiſches Gouvernement. Jedes Gouvernement iſt in Provinzen, die Provinzen in Diſtricte und die Diſtricte in Gemeinden eingetheilt. Die adminiſtrative Geſchäftsleitung in den Gouvernementsgebieten iſt von einem Gouverneur und einem Gubernialcollegium abhängig, welches ſeinen Sitz in Mailand und beziehungsweiſe in Venedig hat. Die adminiſtrative Geſchäftsführung in den Provinzen führen königliche Delegationen, in den Diſtricten aber, in Abhängigkeit von den Delegationen, die Cancelliere del Censo. Den landesfürſtlichen Verwaltungscollegien ſind permanente Collegien aus Mitgliedern der verſchiedenen Klaſſen der Nation an die Seite geſetzt. Nach der Conſti-

tutionsurkunde vom 24. Apr. 1815 iſt die Verfaſſung des Reichs in beſchränktem Sinne repräſentativ. Jedes Gouvernements-Gebiet hat eine Congregatione centrale, wovon die eine in Mailand und die andere in Venedig ihren Sitz hat, und jede Provinz eine Congregatione provinciale. Die Centralcongregationen beſtehen aus adelichen und nicht adelichen Güterbeſitzern, und aus den Repräſentanten der Städte, welche von dem Könige aus den Individuen gewählt werden, die die dazu bevollmächtigten Corporationen vorſchlagen. Die Dauer der Amtsverrichtung der Mitglieder iſt 6 Jahre, nach deren Verfluß ſie wieder wählbar ſind. Die Centralcongregationen beſchäftigen ſich mit Vertheilung und Einregiſtrirung der vom Könige ausgeſchriebenen außerordentlichen Steuern, mit der Beſtimmung des Steueranſchlags der Diſtricte, mit Unterſuchung der Gemeindeausgaben und Laſten, mit Vertheilung der Militärleiſtungen, mit der Oberaufſicht auf die nicht unmittelbar vom Staat verwalteten Brücken, Dämme und Straßen, ſo wie auf die Wohlthätigkeitsanſtalten und die Verwaltung ihrer Einkünfte; auch iſt ihnen erlaubt, dem Könige die Wünſche, Bedürfniſſe und Bitten der Nation vorzutragen, ſo wie der König ſich vorbehält, ſie um Rath zu fragen, wenn es ihm gut dünkt. Provinzialcongregationen finden ſich in dem Hauptorte einer jeden Provinz. Sie haben dieſelben Geſchäftsgegenſtände mit den Centralcongregationen, in Beziehung auf ihre Provinz, zu behandeln, erſtatten an die letztern ihre Berichte, und erhalten von ihnen Befehle. Da, nach dieſen Beſtimmungen, die Repräſentanten des lombardiſch-venetianiſchen Volkes keine Stimme in Anſehung der Geſetzgebung, keine Befugniß zur Steuerbewilligung, und in Betracht der öffentlichen Angelegenheiten ein bloßes Petitionsrecht haben, ſo iſt ihre Macht ſehr beſchränkt. — Das Königreich nährt auf 830 8/16 Q. Meilen 4,065,000 Einwohner, und hat 6,691,415 öſterreichiſche Joch (zu 1600 Q. Klafter) landwirthſchaftlich benützten Boden. Das Land iſt, mit Ausnahme der an Helvetien, Tyrol und Illyrien gränzenden Gegenden, größten Theils eben, und ausnehmend fruchtbar, doch findet ſich da und dort viel ſumpfigtes Erdreich. Der Po, der Teſſino, die Adda, der Mincio, die Etſch, die Brenta, die Piave, der Tagliamento und mehrere Canäle durchſtrömen daſſelbe, und erleichtern den Verkehr. Die wichtigſten Seen ſind der Lago Maggiore, der Garder-, Luganer- und Comerſee. Das Clima iſt meiſtens geſund; doch gilt dies nicht von den ſumpfigten Gegenden, und von denen, wo der Bau des Reißes ſtark betrieben wird. Dieſer letztre iſt das wichtigſte Product der Landwirthſchaft, und macht einen ſehr einträglichen Ausfuhrartikel. Auch Waizen und Mais gerathen im Ueberfluſſe; daſſelbe gilt von Korn, Gerſte und Hülſenfrüchten, doch werden dieſe weniger gebaut. Ueberdieß liefert das Pflanzenreich Flachs, Hanf, verſchiedene Arten von Arzneykräutern, Gartenfrüchte, beſonders Artiſchoken, Melonen, Obſt, Mandeln, Feigen, Safran, ferner ſehr viel Oel, Roſinen, und einen reichen Vorrath von Wein und Seide. Auch die Waldungen ſind von großer Wichtigkeit; doch fehlt es in vielen Gegenden an Holz. Da der Wieſenbau ziemlich vernachläſſigt wird, indem man alles urbare Feld zum Getraidebau benützt, ſo iſt die Zucht des Hornviehs, der Schafe und Schweine noch ſehr unvollkommen. In beſſerm Stande befindet ſich, beſonders in der Lombardey, die Zucht der Pferde und Maulthiere. Die Bienenzucht gewährt viel Gewinn an Wachs und Honig. An Federvieh iſt kein Mangel, wohl aber an Wildpret. Die Flüſſe, Seen und das Meer enthalten eine Menge der vortrefflichſten Fiſche. Das Mineralreich liefert Eiſen, Kupfer, Silber, Gold, Alaun, Vitriol, Ar-

ſenik, Queckſilber, Maſtix, Porcellainthon, Marmor, Alabaſter, Kriſtalle, Jaſpis, Granaten, Topaſe, Schleif- und Mühlſteine, Kalk und Salz. — Die wichtigſten Producte des Kunſtfleißes ſind: Gold-, Silber-, Meſſing- und Kupferwaaren, Spiegel, Glas, Weinſtein, Bleiweis, Käſe, Lack, Stahl, Wachskerzen, Seife, Papier, Tapeten, Teppich, Tabacksdoſen, Spitzen, Leinwand, Seidenzeuge, Tücher und Leder. Der Handel iſt, trotz des Verfalls in neuern Zeiten, von großer, jetzt wieder raſch auflebender Wichtigkeit. Die meiſten aufgezählten Landes- und Induſtrieproducte ſind Ausfuhrartikel, die die Einfuhr bei weitem überſteigen. Die Einkünfte des Königreichs betragen wenigſtens 20 Millionen Wiener Gulden.

Loménie (Etienne-Charles von), Graf von Brienne, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, Biſchof von Condom, dann Erzbiſchof von Toulouſe und endlich Erzbiſchof von Sens, ward im J. 1727 zu Paris geboren und 1788 zum Cardinal und erſten Miniſter Ludwigs XVI. ernannt. Dieſen Poſten hatte er weniger ſeiner Brauchbarkeit, als den Intriguen des Abbé von Vermont, welchen Loménie der Königin zum Vorleſer empfohlen, zu verdanken. Anfangs ein erklärter Feind der Operationen Calonnes, den er ſelbſt geſtürzt hatte, wollte er nachher jene in Ausübung bringen. Da aber das Parlement weder zu der Grundſteuer, noch zu der Stempeltaxe ſeine Zuſtimmung geben wollte, ward es 1788 von Loménie nach Troyes verwieſen, aber kurz darauf zurückgerufen und er ſelbſt aus dem Miniſterium entlaſſen. Nun ward er der Gegenſtand einer Fluth von Satyren und Schmähſchriften, deren Tadel er ſowohl als Miniſter wie als Biſchoff verdient hatte. Doch bleibt ihm das Verdienſt, zuerſt gegen den Mißbrauch, die Todten in den Kirchen zu begraben, geeifert zu haben; auch zeigte er ſich gleich im Anfange der franzöſiſchen Revolution als den eifrigſten Anhänger derſelben und rühmte ſich ſogar, ſie herbeigeführt zu haben. Unter ſeinen geiſtlichen Amtsverrichtungen zeichnet ſich diejenige aus, durch welche er, als Erzbiſchoff von Toulouſe, auf einer merkwürdigen Synode, dieſe geiſtlichen Zuſammenkünfte wieder herſtellte, und denſelben eine verbeſſerte, zweckmäßigere Einrichtung gab. Noch machte er ſich als Mitglied einer Commiſſion, welche die Verbeſſerung des Mönchsweſens bezweckte, durch die Verordnung berühmt, daß, um ein geiſtliches Gelübde ablegen zu können, hinführo das 21. Jahr erforderlich ſeyn ſollte. Als Miniſter war er die Veranlaſſung zur Zuſammenberufung der Generalſtaaten, gegen welche der Hof eine ſo große Abneigung hatte, und zu der Maaßregel, dem dritten Stande eine doppelte Anzahl Repräſentanten zu geſtatten, zu welcher Maßregel ihn, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, die Rechte des dritten Standes, welche in den Schriften der Philoſophen dargethan ſeyen, ſo wie das Beiſpiel America's und die Abgeſchmacktheit ſeines Gouvernements verleitet habe. Als er ſpäterhin, nebſt den meiſten übrigen Geiſtlichen, den Schwur ablegte, zerfiel er deshalb mit dem Papſte und ſchickte demſelben den Cardinalshut zurück. Vermöge einer Sonderbarkeit, wie ſie deren die neuere Zeit mehrere aufzuweiſen hat, billigte endlich derſelbe Papſt, Pius VI., unter dem Directorium jene Eidesleiſtung der Prieſter, wofür ihm jedoch Bonaparte die 3 Legationen, die er ihm entriſſen hatte, wieder zurückgeben mußte. Von der großen Menge literariſcher Werke, welche er theils im Drucke, theils im Manuſcripte hinterlaſſen hat, verdient hier kein einziges namhaft gemacht zu werden. Von Altersſchwäche gleichſam aufgezehrt und zerfreſſen von einer flechtartigen Krankheit, ſtarb er zu Sens am 16. Febr. 1794.

London. Dieſer merkwürdige, in mancher Rückſicht einzige Ort in der Welt, die Hauptſtadt des brittiſchen Reichs, mit einem Hafen, der größte Handelsplatz, den es giebt, enthält gegen eine Million Einwohner, eine Anzahl, die im Winter durch den engliſchen Adel noch anſehnlich vermehrt wird, und beſteht aus drei Haupttheilen, I. aus der eigentlichen Stadt London (welchen die Engländer die City nennen, und der den öſtlichen Theil ausmacht); II. aus Weſtminſter (oder richtiger zu reden, aus der weſtlichen Seite der Stadt, von dem die eigentlich ſogenannte Stadt Weſtminſter nur einen kleinen Theil ausmacht), und III. aus Southwark. Die Stadt liegt an der Themſe, in der Grafſchaft Middleſex; doch gehören mehrere Theile von London noch zu andern Grafſchaften. Die ganze Stadt iſt ſieben engliſche Meilen lang, und über eine halbe deutſche Meile breit, und faßt 130,000 Häuſer in ſich, unter denen man allein über 300 gottesdienſtliche Gebäude, 22 Hoſpitäler und 95 Armenhäuſer zählt. Das eigentlich ſogenannte London (City) bildet mit der weſtlichen Seite der Stadt, ſowohl in Rückſicht auf die Beſchaffenheit der Häuſer, als auf die Bewohner derſelben, einen auffallenden Contraſt. Die Häuſer in der City, welche größtentheils nach der ſchrecklichen Feuersbrunſt im J. 1666 (wo 13,400 Häuſer, 87 Kirchen, 26 Hoſpitäler u. ſ. f. abbrannten) aufgebaut worden, ſind unregelmäßig, unbequem und in engen ſchlechten Straßen verſteckt. Da nun der Hof, welcher ſeinen Sitz in Weſtminſter hat, ohnedieß einen großen Theil der großen und glänzenden Welt dahin verſammelt, ſo iſt auch noch beſonders ſeit den letzten 30 Jahren eine ordentliche Volkswanderung aus der City nach dem weſtlichen Theile der Stadt geſchehen, der allgemein für den Sitz der großen und feinen Welt gehalten wird, ſo daß zwiſchen beiden Theilen der Stadt in Rückſicht der Sitten eine merkliche Verſchiedenheit, und deshalb auch eine gewiſſe gegenſeitige Verachtung und Eiferſucht Statt findet. Unter die großen öffentlichen Gebäude in der City gehört die Börſe und die Bank (welche letztere in der That prächtig iſt). In der Nähe derſelben befinden ſich eine zahlloſe Menge Kaffeehäuſer (auf denen große Geſchäfte gemacht werden), das Poſthaus, die Aſſecuranzhäuſer, der Palaſt des Lord Mayors (der erſten Magiſtratsperſon in der City), the Mansion house genannt, die Häuſer der oſtindiſchen und anderer Handlungsgeſellſchaften, die Wohnungen faſt aller Banquiers u. ſ. f., kurz alles was den Gang der Geſchäfte beſchleunigen kann. Ferner ſind in der City merkwürdig: die vortreffliche Waſſerkunſt unweit der Londner Brücke, wodurch die Stadt aus der Themſe mit Waſſer verſehen wird, welche 1582 von einem Deutſchen, Namens Moritz, angelegt und von Hadley nachher verbeſſert wurde; die Paulskirche, ein Werk von einer erſtaunenden Größe, das jedoch zu verſteckt liegt, um die gehörige Wirkung zu thun; der Tower, ein altes Fort, wo ein wichtiges Archiv und die Reichskleinodien verwahrt werden, das ferner der einzige Münzort im Königreich iſt und auch zum Staatsgefängniß dient; das Bedlam-Hoſpital (ſ. dieſen Art.) und das Verſammlungshaus der Akademie der Wiſſenſchaften. — In dem weſtlichen Theile der Stadt, der ganz von der City abgeſondert iſt, wo man faſt nichts als zierliche Häuſer, prächtige Plätze, ſchnurgerade, herrlich erleuchtete Straßen und das ſchönſte Steinpflaſter in Europa ſieht, und welcher faſt mehr als die Hälfte von ganz London ausmacht, bemerken wir: den St. James Palaſt, die königliche Reſidenz, ein altes unregelmäßiges Gebäude, auf deſſen Platze ehedem ein dem heil. Jacob (St. James) gewidmetes Hoſpi-

tal ſtand; die Weſtminſter Abtei oder Kirche, eins der größten, vorhandenen Meiſterſtücke der gothiſchen Baukunſt, wo ſich das Begräbniß der Könige und einer Menge berühmter Männer aller Stände, mit einer unzähligen Menge der herrlichſten Denkmäler befindet (unter welchen letztern wir hier die Denkmäler Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Newtons, Shakespears und Händels auszeichnen); Weſtminſterhall, wo der König gekrönt und Gericht gehalten wird; das Parlamentshaus, ein altes ſchlechtes Gebäude; die große und prächtige Weſtminſter-Brücke, 1223 Fuß lang und 44 Fuß breit, welche vor ungefähr 30 Jahren geendigt wurde und 150,000 Pf. St. koſtete; die Londner Brücke und die Blackfriarsbrücke, welche letztere nach Beendigung der Weſtminſter-Brücke, im Mittelpunct der Stadt errichtet iſt und dieſe an Zierlichkeit und Pracht noch übertrift; mehrere Kirchen in vortrefflichem Geſchmack; mehrere ſchöne Plätze, in deren Mitte gewöhnlich ein ſchöner grüner Platz zum Spazierengehen eingerichtet iſt, vorzüglich Großvenor Square, mit der Statue Georgs I. zu Pferde; der prächtige Pallaſt der Königin; Carlston Houſe (der Pallaſt des Prinzen von Wallis); der St. James-Park (ſ. dieſen Art.); Sommerſethouſe, ein von der Nation erbauter prächtiger Pallaſt, worin der königl. Akademie der Künſte (zu deren Präſident nach Reynolds Tode Weſt gewählt wurde) Zimmer eingeräumt ſind; das Coventgarden-Theater; das Drurylane-Theater (das angeſehenſte in London, welches vor einigen Jahren von neuem gebaut worden iſt); das Opernhaus zu Haymarket; das prächtige Pantheon, wo Concerte, Bälle und Maskeraden gehalten werden, welches aber vor einigen Jahren abbrannte und neu erbaut wird; das brittiſche Muſeum, eine Sammlung von ſchätzbaren Alterthümern und Seltenheiten, welches zuerſt aus der Sloaniſchen Sammlung von Naturalien und Alterthümern entſtanden, und vor nicht gar langer Zeit mit dem vortrefflichen Cabinet des berühmten Ritters Hamilton vermehrt worden iſt, und auch in einem ſchönem Gebäude aufbewahrt wird; die vortreffliche Hunterſche Münz- und Medaillenſammlung (unſtreitig die erſte in der Welt) und der Naturalienſchatz des Ritters Aſhton Lever, welcher vorzüglich eine unendliche Sammlung von Vögeln enthält; das Findlings-Hoſpital; das London-Infirmary oder Hoſpital, eine der ſchönſten Anſtalten in ganz England. Southwark, in der Grafſchaft Surrey, wo vorzüglich das merkwürdige Schuld-Gefängniß, oder Kings-Bench, zu bemerken iſt, innerhalb deſſen die Gefangenen (welche nicht ſelten ihre Familien mit ſich dahin nehmen) die größte Bequemlichkeit und Freiheit genießen, ſo daß ſie ſogar Bälle und Concerte darin geben. — Eine engliſche Meile von der Stadt, in dem Dorfe Chelſea, liegt das berühmte Ranelagh, in deſſen ungeheurem und prächtigem Salon täglich (Sonntags ausgenommen) vom April bis July glänzende Concerte gegeben werden, und zwei engliſche Meilen von der Weſtminſter-Brücke der berühmte Garten zu Vauxhall, einem ſchönen Dorfe an den Ufern der Themſe, wo vom Mai bis Auguſt ebenfalls (mit Ausnahme des Sonntags) täglich Concerte gegeben werden. Uebrigens iſt zu bemerken, daß London ſeit den letzten 30 Jahren durch mehr denn 50,000 neue, ſchöne, doch nicht pallaſtähnliche Häuſer, deren man in London wenig trifft, vergrößert worden iſt. Zu bedauern iſt, daß ſelbſt das ſchönſte Gebäude wegen des Steinkohlendampfs ſeine äußere Schönheit nicht lange behält, ſondern auswendig ſchwarz wird.

Longimetrie, ſ. Geometrie.

Longinus (Dionyſius), ein platoniſcher Philoſoph und berühmter Redner, hatte nach Suidas, auch den Beinamen Caſſius. In der

vortrefflichen Disp. philol. de vita et scriptis Longini, welche unter David Rhunken, als Präſes, unter deſſen Namen ſie gewöhnlich angeführt wird, gehalten wurde, wird gezeigt, daß Longinus beide Vornamen gehabt und vollſtändig Dionyſius Caſſius Longinus geheißen habe. Den griechiſchen Namen Dionyſius empfing er, jener Disputation zufolge, bereits in ſeiner Kindheit und ſpäterhin den römiſchen Namen Caſſius Longinus, entweder, weil er in die Clientſchaft der Caſſiſch-Longiniſchen Familie aufgenommen wurde, oder weil ſeine Vorfahren von irgend einem Caſſius Longinus das Bürgerrecht erhalten hatten. Einige halten ihn auch mit dem Dionyſius Phaletis für eine und ebendieſelbe Perſon, aber wie Rhunken in der angeführten Diſſertation zeigt, ganz unrichtig. Sein Vaterland weiß man nicht mit Gewißheit anzugeben; einige glauben, er ſey aus Emeſa in Syrien gebürtig geweſen, vielleicht weil ein Rhetor aus Emeſa, Cornelius Fronto, ein Enkel des Plutarch, ihn zum Erben eingeſetzt hatte; nach Rhunken hingegen war Athen ſein Geburtsort. Er verſtand die ſyriſche Sprache ſehr gut, weil er ſich lange in Phönicien und zu Palmyra bei der Königin Zenobia aufgehalten hatte. Sein Hauptſtudium wandte er auf die griechiſche Literatur und hörte zu Rom, Athen und andern Orten die damaligen berühmteſten Gelehrten. Er hatte die ſtoiſche und peripatetiſche Philoſophie ſtudirt, ward aber hernach ein ſolcher eifriger Anhänger der platoniſchen, daß er den Geburtstag ihres Stifters alle Jahre mit einem Gaſtmahle feierte. Ein ganz vorzügliches Studium hatte er jedoch auf die Sprachkunſt, Kritik, Beredſamkeit und die Antiquitäten verwandt. Auf den Ruf der Königin Zenobia ging er nach Palmyra, um ſie in der griechiſchen Gelehrſamkeit zu unterrichten und ihre Kinder zu erziehen. Zugleich ward er von ihr auch in Staatsgeſchäften gebraucht und zum Staatsrath ernannt. Eben dadurch ward er auch in das unglückliche Schickſal dieſer Königin verwickelt. Denn als die vom Kaiſer Aurelian gefangene Zenobia nur dadurch ihr Leben retten konnte, daß ſie ihre Rathgeber entdeckte, ſo wurde Longin, als der vornehmſte unter ihnen, ergriffen und im J. nach Chriſti Geburt 273 enthauptet. Er erlitt ſeinen Tod mit aller Standhaftigkeit eines Philoſophen. Von ſeinen Schriften, worunter ſich auch einige philoſophiſche befinden, iſt nur noch, obgleich verſtümmelt, ſein Werk vom Erhabenen (Peri hüpsus) vorhanden, worin er mit dem feinſten kritiſchen Gefühle die Natur des Erhabenen in Gedanken und Schreibart durch Regeln und Beiſpiele vortrefflich erläutert. Die beſte Ausgabe davon iſt: Gr. et Lat. c. n. Joh. Toupii, accedunt emendationes Dav. Rhunkenii, Oxon. 1778, 4. m. u. 8. m. Eine gute deutſche Ueberſetzung iſt die von Schloſſer, Leipzig, 1781. 8. m.

Longobarden, ein bekanntes deutſches Volk vom Stamme der Hermionen, oder Sueven, das aber mitten unter den Iſtävonen wohnte. Ihre älteſten Sitze waren auf der Oſtſeite der Elbe, in den öſtlichen Theilen des Fürſtenthums Lüneburg, und in der Altmark, oder dem ſogenannten Barden-Gau, der höchſt wahrſcheinlich von ihnen den Namen führt. Hier fand ſie Tiberius auf ſeinem Zuge gegen die Elbe und kämpfte mit ihnen. Strabo erzählt, Tiberius habe ſie bis hinter die Elbe vertrieben, aber Vellejus Paterculus, der ſelbſt den Zug mitmachte, weiß nichts davon. Nachher findet man die Longobarden im Bunde mit den Marcomannen unter Maroboduus. Als dieſer aber zu deſpotiſch herrſchte, ſchlugen ſich die Longobarden zum Bunde der Cherusker. Auch ſcheinen ſie damals ihre Sitze an der Elbe verlaſſen und ſich näher an die Cherusker gezogen zu haben. Nachdem nun letztere

durch eine lange Reihe von Unfällen geſchwächt worden waren, benutzten dieß die Longobarden, um ſich weiter auszubreiten und die Cherusker zu demüthigen, ſo daß dieſe auch von ihnen gezwungen wurden, ihren Fürſten Italicus, den die Cherusker vertrieben hatten, wieder einzuſetzen. Dieſe Cherusker, die ſonſt ein ſo mächtiges Volk geweſen waren, ſahen ſich jetzt ſo gedemüthigt, daß die Longobarden alle Wohnplätze derſelben an der Nordſeite des Harzes beſetzten und das mächtigſte unter den dortigen Völkern wurden. Den Nachrichten des Ptolemäus zufolge, treffen wir ſie nun zwiſchen der Weſer und dem Rheine in den Ländern der ehemaligen Angrivarier, Tubanten, Marſer und Cherusker, oder, nach unſern Charten, in dem größten Theile von Cleve, dem ſüdlichen Strich des Bisthums Münſter, in der Grafſchaft Recklingshauſen, dem nördlichen Theile der Grafſchaft Mark, Ravensberg, Lippe, und dem nördlichen Theile des Fürſtenthums Calenberg bis an den Steinhuder-See, in dem Herzogthume Wolfenbüttel, dem Hochſtifte Hildesheim und im ſüdlichen Theile des Fürſtenthums Lüneburg, der von der Aller und Leine eingeſchloſſen wird. In dieſen Wohnſitzen erhielten ſie ſich ſo lange als das herrſchende Volk, bis der, aus dem alten Cheruskerbunde neu entſtandene Frankenbund die alten Rechte der Cherusker gegen ſie wieder geltend machte und ſo nach aller Wahrſcheinlichkeit die Longobarden wieder in ihre alten Sitze an die Elbe zurückdrängte. Zweihundert Jahre lang hörte man dann von ihnen nichts weiter, bis ſie am Ende des fünften Jahrhunderts auf einmal wieder an der Nordſeite der Donau zum Vorſchein kamen und, nachdem ſie von dem griechiſchen Kaiſer Juſtinian I. einen Theil von Pannonien erhalten hatten, unter ihrem Könige Alboin 565 dem Reiche der Gepiden in Siebenbürgen und der Moldau ein Ende machten. Dann eroberten ſie, unter eben dieſem Könige in Vereinigung mit vielen tauſend ausgewanderten Sachſen 568 ganz Ober-Italien (welches nunmehr das Reich der Longobarden, ſpäterhin die Lombardei genannt wurde), nebſt einem großen Theile des Mittlern- und Unter-Italiens, und behaupteten ſich daſelbſt in einem ſehr blühenden und furchtbaren Zuſtande, bis ihr letzter König Deſiderius 773 mit Carl dem Großen in Krieg gerieth und von dieſem 774 entthront wurde, wodurch die Herrſchaft der Longobarden in Italien ihre Endſchaft erlangte. Angemerkt verdient noch zu werden, daß ſie wahrſcheinlich von den langen Barden (Spieße, durch welche ſie ſich von den übrigen nordiſchen Völkern unterſchieden) ihren Namen erhalten haben.

Lootſe (Lootsmann, Leytsmann, Pilote) heißt in den Seeſtädten ein der Gegend und Anfuhrt eines Hafens, einer Rhede oder Küſte kundiger Steuermann, der die ankommenden oder abgehenden Schiffe ſicher ein und auszubringen verſteht, ſo daß ſie weder auf Sandbänke gerathen, noch an Klippen ſtoßen und Schaden nehmen können. Das Geſchäft dieſer Leute, welches Lootſen heißt, iſt eine gefährliche Verrichtung, zu welcher ſehr geſchickte und erfahrne Leute gehören, die ſich, ehe ihnen dieſes Geſchäft übertragen wird, zuvörderſt einer Prüfung unterwerfen müſſen. Zu jeder Zeit ſtehen ſie mit ihrer Schaluppe bereit, um den Schiffen auf das gegebene Signal ſogleich zu Hülfe eilen zu können.

Lope de Vega (eigentlich Don Frey Lope Felix de Vega Carpio), ein ſpaniſcher dramatiſcher Schriftſteller, welcher in der Theatergeſchichte dieſes Landes Epoche gemacht hat, 1562 zu Madrid geboren ward, nachdem er bei mehrern Großen als Privatſecretär gedient und auch für einige Zeit in Militärdienſten geſtanden hatte,

zuletzt Maltheſerritter und ſtarb 1635. Außer einem Werke: über die Kunſt, Luſtſpiele zu verfertigen, ſchrieb er, nebſt einer großen Anzahl Schäfergedichte, Lieder, Romanzen, Heldengedichte (unter welchen ſich das *eroberte Jeruſalem* durch einen großen Reichthum ſchöner Stellen auszeichnet), eine faſt unglaubliche Menge *Schauſpiele*, von denen nur eine kleine Anzahl (295) in 25 Quartbänden geſammelt ſind. Doch ſcheint die Nachricht der ſpaniſchen Gelehrten, daß er über 400 religiöſe und 1800 andere, theils komiſche, theils tragiſche Schauſpiele verfertigt habe, übertrieben zu ſeyn. Seine Stücke ſtanden in ſolchem Anſehen, daß die Schauſpieler ſie ſich dem Golde gleich zuwiegen laſſen mußten; auch jetzt noch werden ſie in Spanien mit ſtets erneuertem Beifalle aufgeführt. Schlegel in ſeinen Vorleſungen *über dramatiſche Kunſt und Literatur* ſagt über Lope folgendes: „Unſtreitig erſcheint dieſer bald zu ſehr vergötterte, bald zu ſehr herabgeſetzte Vielſchreiber in ſeinen Theaterſtücken im vortheilhafteſten Lichte, da das Theater zur Ablegung ſeiner drei Hauptfehler, des Mangels an Zuſammenhang, der Weitſchweifigkeit und der unnütz ausgekramten Gelehrſamkeit, die beſte Schule war. In einigen ſeiner Stücke, beſonders den hiſtoriſchen, die ſich auf alte Romanzen und Sagen gründen, z. B. dem König von Wamba, den Jugendſtreichen des Bernardo del Carpio, den Zinnen von Toro, u. ſ. w. herrſcht eine gewiſſe Rohheit der Darſtellung, die aber gar nicht ohne Charakter iſt, und abſichtlich für die Gegenſtände gewählt zu ſeyn ſcheint; in andern, welche Sitten der damaligen Zeit ſchildern, z. B. der muntern Toledanerin, der ſchönen Häßlichen, zeigt ſich ſchon ein ſehr gebildeter geſelliger Ton. Alle enthalten, neben wahrhaft intereſſanten Situationen, unvergleichliche Späße, und vielleicht ſind nur wenige darunter, mit denen man nicht, wenn ſie gehörig bearbeitet und erneuert würden, noch heut zu Tage auf der Bühne eine große Wirkung hervorbringen könnte. Ihre Mängel ſind ungefähr die nämlichen: verſchwendete, nicht zu Rath gehaltene Erfindung und vernachläſſigte Ausführung. Außerdem fehlt es ihnen noch an Tiefe und an jenen feinen Beziehungen, welche eigentlich die Myſterien der Kunſt ausmachen."

Lord (engl. Herr) iſt der allgemeine Titel des eigentlichen engliſchen Adels, welchen daher die Ritter und Baronets nicht bekommen. Die wirklichen Lords bilden größtentheils das Oberhaus im Parlamente und heißen *Pairs*. Doch giebt es auch Titular-Lords, welche entweder Söhne von Pairs, oder Schott- und Irländer ſind, und gewöhnlich als Volksrepräſentanten im Unterhauſe ſitzen.

Lorme (*Marion de*), eine berühmte franzöſiſche Buhlerin, 1612 oder 1615 von einer bürgerlichen Familie zu Chalons in der Champagne geboren, ward von einem Günſtlinge Ludwigs XIII. mit einer heftigen Leidenſchaft geliebt, bis ſie hernach der Cardinal Richelieu zu ſeiner Maitreſſe erwählte. Auch der große Condé liebte ſie und bei ihr hielten die Frondeurs (die Gegenpartei des Hofes, an deren Spitze der große Condé ſtand) ihre geheimſten Zuſammenkünfte. Mazarin, der davon unterrichtet wurde, wollte ſie aufheben laſſen; ſie hatte aber ſelbſt im Cabinette dieſes Fürſten Freunde. Dieſe benachrichtigten ſie von dem, was ihr bevorſtand und ſie entfloh. Nun gab man ſie für krank und bald darauf für todt aus; unter ihren Fenſtern ſah ſie ihr eigenes Leichenbegängniß vorüberziehen, und mehrere ihrer Liebhaber, die demſelben folgten, weinten aufrichtig über ihren Tod. In der folgenden Nacht reiſete ſie nach England, wo ſie einen reichen Lord heirathete, der aber kurz darauf ſtarb und ihr einen großen Theil ſeines

Vermögens hinterließ. Nun verkaufte ſie ihr ſämmtliches dortiges Beſitzthum, um ihr Leben in Frankreich zu beſchließen. Auf der Reiſe dorthin ward ſie aber zwiſchen Dünkirchen und Paris von Räubern überfallen, die ihr ihr ganzes Vermögen bis auf den letzten Heller raubten. Damit noch nicht zufrieden, ſchleppte ſie der Anführer der Räuber, dem ſie gefallen hatte, mit ſich fort und heirathete ſie. Nachdem ſie auch von dieſem zur Wittwe gemacht worden war, begab ſie ſich mit einem Bedienten und einer Kammerfrau nach Paris, wo ſie in der Vorſtadt Saint-Germain von einem jährlichen Einkommen von etwa 1000 Thalern lebte. Nach einem Zeitraum von mehr als 30 Jahren konnte ſie der Begierde nicht widerſtehen, nach Verſailles zu gehen. Die erſte Perſon, welche ihr hier begegnete, war die berüchtigte Ninon, ihre älteſte und beſte Freundin. Sie will ſie umarmen; Ninon aber erkennt ſie nicht. Dieß ſchreibt Marion, weit entfernt, es für eine Folge des Alters zu halten, ihrem grauſamen Schickſale zu, und von Kummer zerriſſen kehrt ſie nach Paris zurück, wo ſie plötzlich krank wird. Bedienter und Kammermädchen beſchließen, ſie zu beſtehlen und nehmen ihr das Silberzeug nebſt dem ſämmtlichen baaren Gelde, ja ſogar ihre Obligationen. So bleibt nun Marion 24 Stunden in dem hülfloſeſten Zuſtande liegen, bis endlich zufällig ein Nachbar zu ihr kommt, dem ſie ihr ganzes Schickſal, beſonders ihren letzten Auftritt mit Ninon erzählt. Der Mann läuft in die Wohnung der letztern, kehrt aber bald mit Thränen in den Augen zurück und meldet ihr, Ninon ſey am Tage vorher geſtorben. Dieſe Nachricht wirkt ſo heftig auf ihr Gemüth, daß ſie einige Stunden darauf ihren Geiſt aufgiebt. Dieß geſchah in ihrem 85. Jahre. In den für claſſiſch gehaltenen Memoiren des Chevalier de Grammont iſt eine Schilderung Marions und Ninons enthalten, in welcher die Eigenthümlichkeiten dieſer beiden berühmten Buhlerinnen, ſo wie die körperlichen und geiſtigen Reize derſelben, auf eine anziehende Weiſe in Zuſammenſtellung mit einander gebracht ſind.

Lorrain (Claude) ſ. Claude Gelée.

Loretto, eine kleine, dreiviertel deutſche Meilen vom Meere entfernte Stadt, in der Mark Ancona, im päpſtlichen Gebiete, hat einen Biſchoff, ungefähr 4000 Einwohner und beſteht nur aus einer einzigen langen Gaſſe. Zu dem in der Domkirche daſelbſt befindlichen heiligen Hauſe (la Casa Santa), welches die Engel 1291 aus Galiläa nach Terſati in Dalmatien, von da aber 1294 nach Italien hinüber in die Gegend von Recanati und endlich 1295 an ſeinen gegenwärtigen Ort gebracht haben ſollen, geſchehen alljährlich ſehr große Wallfahrten. Das heilige Haus, welches mitten in der Kirche ſteht, iſt von außen mit Marmor überzogen und aus Cedernholz und Backſteinen von ungleicher Größe gebaut, 30 Fuß lang, 15 breit und 18 hoch, und von innen und außen mit vielen Koſtbarkeiten geziert. Es hat eine Thür und ein Gitter von Silber, hinter welchem letztern Maria mit dem Jeſuskinde ſteht. Es befand ſich daſelbſt auch ein unglaublicher Schatz, der ſich durch die Freigebigkeit der Pilgrimme und hoher Standesperſonen nach und nach geſammelt hatte. Die Einkünfte des Hauſes wurden auf 30,000 Scudi, ohne die Geſchenke der Pilgrimme, gerechnet. Von dieſen zählte man jährlich auf 100,000. Unter andern Seltenheiten zeigt man in dieſem heiligen Hauſe, welches dasjenige ſeyn ſoll, worin Maria zu Nazareth gewohnt hat, das Fenſter, durch welches der Engel Gabriel zu ihr hereintrat, als er ihr die Geburt des Heilandes verkündigte. Die Einfälle der Franzoſen 1798 verurſachten, daß man darauf bedacht ſeyn mußte, ſowohl die Schätze, als auch das

heilige Haus in Sicherheit zu bringen. Jene ſind zerſtreut worden und größtentheils verſchwunden; das Gnadenbild aber wurde am 9. Dec. 1802 mit großer Feierlichkeit wieder an ſeine vorige Stelle gebracht. Acht Biſchöffe trugen es dahin und eine ungeheure Volksmenge wohnte der Handlung bei. Während der Exiſtenz des Königreichs Italien unter den Franzoſen, war Loretto der Hauptort eines Bezirks im Departement Muſone.

Loth bedeutet in einigen Redensarten überhaupt einen ſchweren Körper und das Gewicht deſſelben. So ſagt man: falſches Loth und Maaß (ſtatt falſches Gewicht und Maaß) haben. Ehemals gebrauchte man Loth auch für die Ladung bei den Kanonen, wovon noch die Redensart, Kraut und Loth (ſtatt Pulver und Blei), einen Beweis giebt. Dann heißt Loth ferner: 1) der an einer Schnur befeſtigte ſchwere, gewöhnlich bleierne Körper, mit welchem die Seefahrer die Tiefe und Beſchaffenheit des Meers, die Maurer und Zimmerleute aber den ſenkrechten Standpunct eines Körpers erforſchen, in welchem Falle es auch Bleiloth heißt. Das ſchwere Loth (Tiefloth) auf Schiffen wiegt 40 und mehrere Pfunde; 2) bedeutet Loth die Hälfte einer Unze, oder den 32ſten Theil eines gemeinen Pfundes und enthält alsdann 4 Quentin; 3) heißt Loth, beſonders bei den Metallarbeiten, ein leichtflüſſiger metalliſcher Körper, mit welchem die Fugen eines ſtrengflüſſigen Körpers zuſammengeſchmolzen werden können.

Lothringen, eigentlich Lothars Ryk von Lothar dem jüngern, welcher jene Länder in der Theilung des fränkiſchen Reichs erhielt, alſo genannt, war ehemals ein Theil des Königreichs Auſtraſien und in zwei Theile, nämlich Nieder- und Ober-Lothringen zerlegt. Zum erſtern gehörte alles Land, was zwiſchen dem Rheine, der Maas und der Schelde bis ans Meer lag; der andere aber umfaßte die Länder, welche ſich zwiſchen dem Rheine und der Moſel bis an die Maas erſtreckten. Das jetzige Lothringen, deſſen größte Breite von Mittag nach Mitternacht etwa 26 deutſche Meilen, und deſſen Länge von Abend nach Morgen nicht viel mehr beträgt, gränzt gegen Morgen an die baierſche Rheinprovinz, und wird in eben dieſer Richtung vom Elſaß durchs vogeſiſche Gebirge geſchieden: gegen Abend gränzt es an Champagne, gegen Mitternacht an die niederländiſchen Provinzen, und gegen Mittag an die Franche-Comté. Es iſt fruchtbar an Getreide. Die beträchtlichen Wälder und Berghöhen, worunter der Wasgau als die vornehmſte betrachtet wird, ſind zur Viehzucht geſchickt und enthalten viel Wild; auch findet man Bergwerke, die Kupfer, Eiſen, Zinn und etwas Silber liefern. Dabei giebt es Salzquellen und fiſchreiche Seen; doch iſt das Land nicht ſtark bevölkert. Seine Hauptflüſſe ſind: die Maas, die Moſel, die Saar und die Saone, welche letztere nur die lothringiſche Gränze berührt. Die Einwohner haben ſich von jeher als gute Soldaten gezeigt; ſie ſind der katholiſchen Kirche zugethan, aber nicht bigott. Ihre Sprache iſt die franzöſiſche, bis auf das ſogenannte deutſche Amt, wo deutſch geredet wird. Der Stamm des Volks iſt unleugbar deutſch, und doch iſt Lothringen ſeit Jahrhunderten ſchon ein beſtändiger Zankapfel zwiſchen den deutſchen Kaiſern und den Königen von Frankreich geweſen. Kaiſer Heinrich I. gab ſeinem Schwager Giſelbert jene Länder als ein Herzogthum, und Otto I. that daſſelbe mit ſeinem Eidam Conrad dem Weiſen aus Franken. So geſchah es auch von Otto II. und Heinrich III. Lothringen blieb alſo anerkannt ein deutſches Lehen. Mit Karl dem Kühnen begann eine neue Epoche; denn das Land kam an ſeine Tochter Iſabelle, da er ohne männliche

Erben ſtarb, und Iſabellens Eidam, Friedrich, welcher Lothringen behauptete, ſtiftete durch ſeine beiden Söhne, Anton und Claudius, die lothringiſche Haupt- und die Nebenlinie, welche letztere ſich in Frankreich ausbreitete. Von der Zeit an (1540) miſchte ſich Frankreich entſcheidend in alle lothringiſche Händel. Karl von Lothringen wurde im 30jährigen Kriege, da er Oeſterreichs Partei hielt, verjagt, erhielt 1659 unter harten Bedingungen ſeine Länder wieder, und machte 1662 mit Frankreich den Tractat: daß Lothringen nach ſeinem Tode an Frankreich fallen, auch das geſammte Haus Lothringen unter die Prinzen vom Geblüte gerechnet werden ſollte. Dennoch ward er noch einmal verjagt und ſtarb in öſterreichiſchen Kriegsdienſten. Erſt ſeines Bruders Enkel, Leopold Joſeph, wurde durch den Ryswicker Frieden (1697) wieder als regierender Herzog von Lothringen eingeſetzt. Endlich erreichte Frankreich im J. 1735 doch ſeine Abſicht, da Ludwigs XV. Schwiegervater, der verjagte polniſche König Stanislaus, die Herzogthümer Lothringen und Bar zeitlebens erhielt, auch beide Länder nach ſeinem Tode mit völliger Souverainität **auf immer** Frankreich zufielen und damit vereinigt wurden. Seit der Zeit blieb Lothringen eine franzöſiſche Provinz. Des Landes Hauptſtadt iſt **Nancy**, nicht weit von der Meurte in einer angenehmen Ebene gelegen. König Stanislaus hat die Stadt ſehr verſchönert, hat daſelbſt den Königsmarkt angelegt und eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften geſtiftet. Seit dem Ryswicker Frieden, nach deſſen Bedingungen die Außenwerke geſchleift werden mußten, bedeutet die Befeſtigung des Orts wenig, und außer den Begräbniſſen der alten Herzöge von Lothringen in der Collegiatkirche St. Georg, und dem Grabmale Karls des Kühnen, der 1476 vor der Stadt ſeinen Tod fand, hat Nancy wenige Merkwürdigkeiten. Für die neueſte Geſchichte iſt unter Lothringens Städten **Lüneville**, durch den daſelbſt zwiſchen Oeſterreich und Frankreich am 9. Febr. 1801 abgeſchloſſenen Frieden am berühmteſten geworden. Jenen Frieden unterzeichneten Joſeph Bonaparte und Graf Cobenzl. Oeſterreich verlor dadurch Belgien, die Grafſchaft Falkenſtein, das Frickthal und alles, was es auf dem linken Rheinufer zwiſchen Zurzach und Baſel beſeſſen hatte. Es erhielt dafür Iſtrien, Dalmatien, die Mündungen des Cattaro und Venedig nebſt den zwiſchen den öſterreich. Erbſtaaten, dem adriatiſchen Meere und der Etſch gelegenen Ländern u. ſ. f. Lüneville iſt an ſich eine kleine alte Stadt, die in einer moraſtigen Gegend an der Vezouze liegt; aber ſie hat ein prächtiges Schloß, welches König Stanislaus bewohnte, und in welchem auch die Lüneviller Friedensunterhandlungen Statt fanden. zz.

Lotichius (Peter), mit dem Zunamen Secundus, um ihn von ſeinem Oheim zu unterſcheiden, ward 1528 in der Abtei Schluchtern geboren und trat, nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, 1546 in Militärdienſte. Nachdem er auch dieſe bald wieder verlaſſen hatte, machte er eine Reiſe durch Frankreich und Italien, ward Doctor der Medicin zu Padua und dann Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft zu Heidelberg, wo er am 7. Nov. 1560 am Wahnſinne ſtarb. Außer durch ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, hat er ſich auch noch als Dichter bekannt gemacht. Seine **lateiniſchen Poeſieen** und beſonders ſeine **Elegien** (1580 in 8.) ſind nicht ohne Verdienſt. Burmann hat zu Amſterdam 1754 in zwei Quartbänden eine neue Ausgabe ſeiner Gedichte beſorgt.

Lotterie hat von dem holländiſchen Worte Lot, d. i. Loos, ihren Namen erhalten, und gehört unter die Glücksſpiele, deren ſich die

Finanziers häufig zur Aufbringung eines Theils des außerordentlichen Staatsaufwandes bedienen. Es giebt zwei Hauptarten derſelben, nämlich die *ältere*, oder die eigentlich ſogenannte *Lotterie*, die auch wegen ihrer Einrichtung *Claſſenlotterie*, und wegen ihres häufigen Gebrauchs, den man in Holland davon macht, die *Holländiſche* heißt, und die *neuere* oder *welſche, genueſiſche Lotterie* oder *Lotto* genannt. Die ältere Lotterie iſt vorzugsweiſe in Deutſchland in mancherlei Geſtalten angewendet worden. Ihre Haupteinrichtung beſteht darin, daß man eine gewiſſe Summe, z. B. 20, 30 bis 100,000 Rthlr. feſtſetzt, über welche man ſo viele in Claſſen vertheilte Empfangſcheine, *Lotterielooſe* genannt, ausfertigt und dieſe an freiwillige Abnehmer gegen baare Zahlung, welche der *Einſatz* heißt, verkauft. In dem jedesmal über die Einrichtung der Lotterie bekannt zu machenden Plane, wird für jede Claſſe beſtimmt, wie viel Looſe gewinnen oder *Treffer* ſind, und wie viele Looſe verlieren oder *Nieten* ſind, von welchen gewöhnlich 3, 5, 7, 9 und mehr auf einen Treffer gerechnet werden. Das Ausziehen der Looſe aus zwei verſchloſſenen Rädern, deren eines die Nummern der Looſe, und das andere die in jeder Claſſe herauskommenden Gewinne und Nieten enthält, geſchieht gewöhnlich durch zwei Waiſenknaben oder andere unverdächtige Perſonen. Die übrige Einrichtung iſt ſo bekannt, daß eine Beſchreibung davon hier höchſt überflüſſig wäre. Die herausgekommenen Gewinne werden endlich gegen Zurückgabe der Looſe mit 10, 12, 15 Procent ausgezahlt, und von letztern wird, nach Abzug der Verwaltungskoſten, der Ueberſchuß an die Staatscaſſen abgeliefert, zu deren Unterſtützung die Lotterie errichtet worden iſt. Ganz anders verhält es ſich mit der neuern oder genueſiſchen Lotterie, das Lotto genannt, welches die Genueſer erfunden und 1620 das *erſte* eingerichtet haben. Der Grund deſſelben beſteht in den neunzig Zahlen von 1 bis 90, wovon an dem bekannt gemachten Ziehungstage allemal 5 Zahlen als Gewinner aus dem Glücksrade gezogen werden. Jeder der Einleger oder Lottoſpielenden wählt ſich aus den 90 Zahlen eine beliebige Anzahl von Nummern, meldet ſich bei einem Collecteur des Lotto und giebt an, mit welcher Summe, z. B. Kreuzern, Groſchen, Gulden, Thalern ꝛc. er jede ausgewählte Zahl und auf welche Art des Gewinnes er ſie beſetzen will, worauf er darüber ein gedrucktes Loos erhält. In dieſer Lotterie ſind eigentlich *vier* Arten der Gewinne: 1) ein ſogenanntes *Eſtrado*, welches nur eine Zahl unter den herausgezogenen fünfen erfordert und den Einſatz vierzehnmal als Gewinn an den Mitſpielenden bezahlt. Hierbei gewinnt das Lotto 16 pCt., weil 17 Nieten auf einen Treffer kommen; 2) die *Wette*, wenn man mit dem Lotto gleichſam wettet, daß von den ausgewählten Zahlen *eine* die erſte, zweite, dritte, vierte oder fünfte Stelle in der Ordnung der Herausziehung haben werde. Tritt nun dieſer Fall bei der Ziehung ein, ſo erhält der Wettende den Einſatz zur Wette 67 Mal vom Lotto ausbezahlt. 3) Ein *Ambo* iſt, wenn man unter den herauskommenden fünf Zahlen *zwei* derſelben getroffen hat, worauf der Mitſpielende den Einſatz 240 Mal als Gewinn vom Lotto empfängt. Hiebei gewinnt daſſelbe 37 pr. Ct., weil 399 Nieten auf einen Treffer fallen. Endlich 4) ein *Terno*, wobei das Lotto 54 pr. Ct. gewinnt, indem 11,347 Nieten auf einen Treffer kommen, muß von den herausgezogenen fünf Zahlen *drei* treffen, und gewinnt alsdann den Einſatz 4800 Mal. Die *Quaternen* ſind eine neuere Erfindung und ſelten in der Anwendung, weil bei denſelben das Lotto 88 pr. Ct. gewinnt, indem gegen einen Treffer 51,037 Nieten Statt finden. Ueber den mo-

raliſchen Werth der Lotterie und des Lotto und über ihre Nützlichkeit für die Staatseinkünfte ſind die Meinungen getheilt, indem ſie die eine Partei verwirft, die andere aber anpreiſet. Nur ſoviel iſt mit Wahrheit von dieſen Einrichtungen zu behaupten, daß ſie gegenwärtig zu den nothwendigen Uebeln der Staatsverwaltungen gehören, und nicht an Privatunternehmer verpachtet werden dürfen, weil ſie eine Art von Beſteuerung ſind, wovon alsdann der Pächter den größten Gewinn ziehen würde, da doch von jeder Beſteuerung der ganz reine Ertrag nur in die Staatskaſſen fließen muß. X.

Loudon oder gewöhnlicher Laudon (Gideon Ernſt Freiherr von) ſtammt urſprünglich von einer alten adeligen Familie aus der Grafſchaft Ayre in Schottland ab, die ehemals aus der Normandie hier eingewandert war. Daher auch die von der deutſchen Ausſprache abweichende Orthographie ſeines Namens. Er wurde 1716 zu Totzen in Liefland geboren und wuchs, ein wenig Geometrie und Geographie abgerechnet, ohne allen wiſſenſchaftlichen Unterricht auf. Seine außerordentlichen Fähigkeiten erſetzten zwar dieſen Mangel größtentheils; aber er fühlte und geſtand denſelben doch oft in ſpätern Zeiten. In ſeinem 15ten Jahre trat er bei der ruſſiſchen Infanterie als Cadet in Dienſte, befand ſich 1733 mit bei der Eroberung von Danzig, und machte in den Jahren 1736 — 1739 unter dem tapfern Grafen Münnich den Feldzug gegen die Türken mit, in welchem dieſer Aſow, Okzakow und Choczim eroberte. Durch Zurückſetzung und erlittene Unbilligkeiten des ruſſiſchen Dienſtes überdrüßig gemacht, ging er, mit Empfehlungen verſehen, 1740 nach Wien, und kam auf dieſer Reiſe durch Berlin, wo man ihn beredete, in preußiſche Dienſte zu treten. Loudon ließ ſich bereden und ward dem Könige vorgeſtellt, der ſich aber von ihm abwandte, und, wie behauptet wird, zu ſeinen Begleitern ſagte: „Das Geſicht dieſes Mannes iſt mir unangenehm.“ Dieſe Beleidigung, die Friedrich II. einem jetzt unbedeutenden Lieutenant wiederfahren ließ, rächte ſich ſpäter an dieſem hart genug, und oft, wenn Loudon ſeine Entwürfe vernichtete, mochte der König dieſelbe bereuende Empfindung haben, die einſt Ludwig XIV. quälte, wenn Prinz Eugen, dem er eine Dragoner-Compagnie verſagt hatte, ſeine ſtolzen Heere zurückſchlug. Loudon erhielt in Wien in dem von Franz von Trenk neu errichteten Panduren-Corps eine Hauptmannsſtelle, und wohnte in dieſer Eigenſchaft den Einfällen bei, welche dieſer rohe Haufen in Bayern machte, ohne jedoch an den unwürdigen Plünderungen und Gewaltthätigkeiten, die der Obriſt zuließ, auch nur den geringſten Antheil zu nehmen. Auf dieſer Streiferei erhielt er die einzige Wunde, die ihm während ſeines ganzen Lebens unter dem Gewühle von tauſend drohenden Gefahren beſtimmt war. In Folge dieſer Wunde ward er von den Franzoſen gefangen, und mußte auf einem benachbarten Dorfe eine lange und ſchmerzhafte Kur ausſtehen. Kurz darauf überfielen die Panduren das Dorf, erkannten ihren Hauptmann und brachten ihn befreit wieder zu ſeinen Truppen. Trenks Rohheit und Unbilligkeit reizte am Ende Loudon dergeſtalt, daß er 1745 ſeinen Abſchied nahm, und in Wien auf beſſere Zeiten und auf eine neue Anſtellung wartete. Hier erhielt er bald darauf Gelegenheit, in dem Proceſſe gegen Trenk als Zeuge aufzutreten, und ſich ſelbſt durch Vorzeigung der ſchriftlichen Befehle deſſelben von jeder Verantwortung der von Trenk begangenen Räubereien und Ausſchweifungen frei zu ſprechen. Schon im Begriff, Wien zu verlaſſen, wo er ſich ſehr kümmerlich hatte durchhelfen müſſen, erhielt er unerwartet eine Majorsſtelle bei dem liccaner Grenzregimente in

Croatien, und bekannte ſich 1747 zur katholiſchen Religion. Hier auf ſeinem Grenzpoſten beſchäftigte er ſich in ſeinen Freiſtunden mit dem Studium der ſämmtlichen Kriegswiſſenſchaften, die, wie er einſtens ſcherzhafter Weiſe ſeiner Gemahlin antwortete, nothwendig ſeyn würden, wenn er einſtens Feldmarſchall geworden wäre. Als nun endlich im J. 1756 der ſiebenjährige Krieg ausbrach, ſollte er aus Haß ſeines Generals unthätig in ſeiner Garniſon zurückbleiben. Eine ſo unverdiente Zurückſetzung brachte ihn dergeſtalt auf, daß er, ohne Befehl und ohne deshalb bei dem General anzufragen, ſeinen Poſten verließ, nach Wien ging und eine Anſtellung bei der Armee für ſich auszuwirken ſuchte. Eben ſollte er mit einem harten Verweiſe wegen Verletzung der militäriſchen Subordination nach Croatien zurückgeſchickt werden, als ſich durch Verwendung ſeiner Freunde ſein Schickſal auf einmal vortheilhaft änderte. Er ward nämlich von Kaunitz ſelbſt, der von nun an der beſtändige Gönner und Beſchützer Loudons, und in der Folge ſein intimſter Freund wurde, als Obriſt-Lieutenant der Croaten angeſtellt. Seine erſte Unternehmung in dieſem langen, verheerenden Kriege war, daß er an der Spitze von 500 Croaten die Stadt Teſchen überfiel, 2 preußiſche Schwadronen Huſaren darin niederhieb und eine große Beute an Pferden machte. Hierdurch ſtellte er ſich gleich als einen Officier dar, auf deſſen Muth- und Einſicht man zu rechnen Urſach habe. Im Febr. 1757 trug er viel dazu bei, den Ueberfall auf Hirſchfeld glücklich auszuführen, und wurde zur Belohnung dafür am 17. März zum Oberſten ernannt. Als Friedrich der Große, trotz ſeines großen Siegs bei Prag und in Folge der verlornen Schlacht bei Kollin, die Belagerung von Prag aufheben mußte, fügte Loudon, der in dieſer Stadt eingeſchloſſen war, den abziehenden Preußen noch beträchtlichen Schaden zu. Loudon verfolgte nun den General Keith und zeigte hier und nach ſeinem Einmarſch in Sachſen ſeine Geſchicklichkeit in dem kleinen Kriege, wodurch er ſich bei der ganzen Generalität die ausgezeichnetſte Hochachtung erwarb. Gerade an demſelben Tage, am 19. Sept. 1757, wo Seidlitz die franzöſiſchen und Reichstruppen von Gotha wegjagte und das Mittagsmahl verzehrte, welches die Officiere jener Truppen ſo eben einnehmen wollten, fiel der öſterreichiſche Courier, der Loudon das Generalmajors-Patent überbringen ſollte, in preußiſche Gefangenſchaft. Friedrich hatte jedoch die Gefälligkeit, dieß Patent nebſt einem Complimente an Loudon ſelbſt zu überſenden. Nach der Schlacht bei Roßbach zog ſich Loudon, nachdem die vereinigte franzöſiſche und Reichsarmee gänzlich zerſtreut war, mit ſeinem Corps in das Erzgebirge an die böhmiſche Grenze zurück, und hatte endlich an der am 5. Dec. vorgefallenen Schlacht bei Leuthen, die für die Oeſterreicher die unglücklichſte des ganzen Kriegs war, keinen Antheil. Er erhielt um dieſe Zeit den Maria-Thereſia-Orden. Als Friedrich der Große durch eine Zufuhr von 4000 Wagen ſein Belagerungscorps vor Ollmütz verproviantiren wollte, führte Loudon einen Angriff auf dieſen Transport aus, ſo daß nur 200 Wagen im Lager vor Ollmütz ankamen, wofür er von Maria Thereſia zum Feldmarſchall-Lieutenant erhoben wurde. Als hierauf die Preußen von Ollmütz abzuziehen gezwungen waren, und Loudon den Nachtrab ſo ſehr beunruhigte, ward Friedrich dergeſtalt böſe auf ihn, daß er ihn einſtens mit einer großen Uebermacht angriff, ihn zwiſchen zwei Feuer brachte und vielleicht ganz aufgehoben hätte, wäre Loudon nicht noch durch ſeine gewöhnliche Schlauheit zur rechten Zeit entkommen. Den Plan zu dem berühmten, hierauf folgenden Ueberfall bei Hochkirchen, ſchreibt man allgemein Loudon

zu, und eben ſo viel Antheil hatte er an der ſiegreichen Ausführung deſſelben. Er verfolgte den geſchlagenen und geſchwächten König von Preußen mit ſolcher Klugheit, daß Friedrich ſelbſt geſtand, daß ſein Rückzug einer beſtändigen Schlacht geglichen habe. Als die Armee hierauf die Winterquartiere bezog, ernannte Maria Thereſia Loudon zum Großkreuz des Thereſia-Ordens und erhob ihn in den Reichsfreiherrn-Stand. In dem neuen Feldzuge von 1759 fand Loudon, auf den, als auf ſeinen glücklichſten Gegner, der König Friedrich dergeſtalt erzürnt war, daß er ihn, der doch als Feldmarſchall-Lieutenant ein Corps von 18,000 Mann commandirte, noch immer einen Parteigänger nannte, Gelegenheit, ſich in der Schlacht bei Kunnersdorf zu rächen. Schon hatte Friedrich dieſe Schlacht gegen die Ruſſen gewonnen, ſchon hatte er allenthalben hin Siegesboten abgeſandt, als Loudon, der bis dahin ruhig geſtanden, den Alliirten ſeiner Monarchin zu Hülfe kam, und durch Muth und Klugheit den Sieg für die Oeſtreicher entſchied, obgleich die preußiſche Tapferkeit alles that, den errungenen Lorbeer ſich nicht entreißen zu laſſen. Er verfolgte die preußiſche Armee, und ſelbſt einer ihrer eigenen Officiere, Tempelhof, ſagt, daß er die preußiſche Armee nie in einem ſolchen Zuſtande geſehen habe. Die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth machte dem glücklichen Loudon einen goldenen mit Brillanten beſetzten Degen zum Geſchenk, und Maria Thereſia erhob ihn zum Feldzeugmeiſter. Für den Feldzug von 1760 erhielt er das Commando der 36,000 Mann, welche dazu beſtimmt waren, im preußiſchen Schleſien zu operiren. Er reiſete alſo nach Dresden zu Daun, um dieſem die Pläne vorzulegen, nach welchen er in dieſem Feldzuge ſeine Unternehmungen einrichten wollte. Nachdem er noch in dieſem Frühjahre zur Belohnung ſeiner Dienſte das Infanterie-Regiment Wolfenbüttel erhalten hatte, rückte er in Schleſien ein und ließ ſich, dem Scheine nach, gutwillig aus einem von ihm beſetzten Poſten vertreiben, griff dieſen aber bald darauf unerwartet und mit Muth und Entſchloſſenheit an, und ſchlug die Preußen völlig aufs Haupt. Fouquet, der Commandeur derſelben wurde verwundet und gefangen. Durch dieſen Sieg machte Loudon beinahe 10,000 Gefangene, worunter der Chef und 2 andere Generale und 230 Oberofficiere waren, und erbeutete das ganze Lager. Die Oeſterreicher verloren gegen 3000 Mann. Fouquet, ob ihm gleich der König dieſe Niederlage verzieh, und ihn ſogar mit dem Spartanerkönig Leonidas verglich, fühlte ſich doch durch Loudons Sieg ſo ſehr gekränkt, daß ihn der König ſpäterhin auf keine Weiſe bewegen konnte, auch nur ein einziges Mal auf einer Wachtparade zu erſcheinen. Einen Monat ſpäter führte Loudon ſeinen Plan, Glatz zu erobern, glücklich und zwar mit einem unbedeutenden eigenen Verluſte aus. Friedrich, der dieſe Schreckensgeſchichte vor Dresden erfuhr, konnte ſich die Möglichkeit dieſer Eroberung nicht anders erklären, als in ſo fern er ſie, und zwar ganz ohne Grund, für eine Folge eines Einverſtändniſſes mit den Jeſuiten und Pfaffen erklärte. Kaunitz ſandte die Nachricht von dieſer glücklichen Unternehmung ſogleich an die Kaiſerin und ſchloß ſein Schreiben mit den Worten: „Gott erhalte Eurer Majeſtät ihren Joſua.“ Sie antwortete: „Das iſt der ſchönſte Wunſch, den Sie für mich thun können.“ Als hierauf Daun am 15. Aug. die Preußen anzugreifen beſchloſſen hatte, und Loudon zu dem Ende die Höhen bei Pfaffendorf beſetzen ſollte, um dem Feinde den Rückzug abzuſchneiden; ſo erſtaunte dieſer nicht wenig, als er nach einem nächtlichen Marſche, den König ſelbſt mit ſeiner Armee auf dieſen Höhen traf. Er that alles, was ihm

die Klugheit in einer ſo verzweifelten Lage an die Hand gab, und führte ſeine Truppen in guter Ordnung zurück, ob er gleich dem ſtärkſten preußiſchen Feuer ausgeſetzt war. Um 5 Uhr Morgens war die Schlacht ſchon geendet, die die Oeſterreicher 6000 Gefangene und Todte nebſt vielen Kanonen koſtete. Dauns Verfahren bei dieſem Treffen wird ſtets zweideutig bleiben. Loudon, von dem man behauptet, daß er hier gefliſſentlich den Tod ſuchte, ward von ſeinem Hofe als völlig ſchuldlos an dieſem Unglücke anerkannt. Im folgenden Feldzuge 1761 erhielt Loudon wiederum das Commando über die aus 60 000 Mann beſtehende Armee in Schleſien und zwar dieſes Mal ohne Einſchränkung, ſo daß er nicht von Dauns Obercommando abhängen ſollte. Seine merkwürdigſte Unternehmung in dieſem Feldzuge war die am 30. September erfolgte Eroberung von Schweidnitz, welche ohne Capitulation nebſt 3776 Gefangenen, 114 Officieren, 211 Kanonen und mit Magazinen aller Art in Loudons Hände fiel. Obgleich der Sturm ohne Befehl des Kriegsraths unternommen worden war, ſo beehrte Maria Thereſia den Eroberer doch mit einem gnädigen Schreiben, ſchickte ihr Bildniß und zwei Käſtchen mit Kleinodien, um ſie unter die tapfern Officiere zu vertheilen. Loudon ſelbſt kam am 2. Febr. 1762 in Wien an, wo er ſowohl vom Hofe, als von der Stadt mit lautem Jubel empfangen wurde. Es ſetzt in Erſtaunen, wenn man lieſet, daß es Loudon nur dem Schutze des Kaiſers Franz und des Fürſten Wenzel von Lichtenſtein zu verdanken hatte, wenn er wegen der eigenmächtigen Unternehmung auf Schweidnitz nicht vor ein Kriegsgericht geſtellt wurde. Jetzt ſtand überhaupt Loudon auf einer Glücksſtufe, wo er von ganz Europa als die größte Stütze von Thereſiens Throne betrachtet wurde, und es auch im eigentlichen Verſtande wirklich war. Endlich dachte man im J. 1762 ernſtlich auf den Frieden, und Loudon fand keine Gelegenheit mehr, in dieſem Jahre etwas Vorzügliches zu unternehmen, bis endlich am 15. Febr. 1763 dieſem verheerenden Kriege ein völliges Ende gemacht wurde. Von nun an lebte Loudon, aus dem eigentlichen Militärdienſte zurückgezogen, auf ſeinen Gütern, mit deren Anbau und Verbeſſerung er ſich beſchäftigte; denn die Stelle als commandirender General in Mähren und als Commandant von Brünn legte er bald wieder nieder. Als Friedrich der Große 1770 dem Kaiſer in Mähriſch-Neuſtadt den Gegenbeſuch machte, war auch Loudon gegenwärtig. Der König bezeigte ihm ungemein viel Achtung und nannte ihn immer Feldmarſchall, ob er gleich dieſe Würde noch nicht erhalten hatte. Eines Tages, als die hohe Geſellſchaft bereits im Speiſeſaale verſammelt war, fehlte noch Loudon. Der Kaiſer bemerkte es und ſagte: „Nun, und Loudon iſt noch nicht da?“ Der König antwortete mit Lächeln: „Das wundert mich! Sonſt pflegte er oft früher an Ort und Stelle zu ſeyn, als ich.“ Indem trat der General ein und wollte ganz unten an der Tafel Plaz nehmen. Aber der König rief ihm zu: „Hieher, mein Herr von Loudon, ſetzen Sie ſich neben mich; ich habe Sie lieber neben mir, als mir gegenüber.“ Aus der Abgeſchiedenheit, in welcher Loudon fortan lebte, rief ihn der bayerſche Succeſſions-Krieg wieder in das Gewühl der Waffen. Er ward 1778 zum Feldmarſchall ernannt und erhielt das Commando der zweiten öſterreichiſchen Armee von 50,000 Mann, welche an die ſächſiſche Grenze beſtimmt war. Bekanntlich war dieſer Krieg kein Schauplatz von großen Unternehmungen; aber in Vorſicht und in der Klugheit, den Planen des Feindes zuvorzukommen, zeichnete ſich auch hier der erfahrene Feldherr aus. Man behauptet ſogar, Friedrich der Große habe in dieſem Kriege große

Fehler gemacht, die er noch theurer gebüßt haben würde, wenn Loudon mit ausgedehnter Vollmacht gegen ihn hätte commandiren können. Einſtens befand ſich der Kaiſer nebſt Loudon und vielen andern Generalen auf einem Berge, um die Gegend herum geometriſch aufzunehmen. Während man auf die Inſtrumente wartete, that der Kaiſer allen Anweſenden den Vorſchlag, während der Zeit ihre Namen in die dortſtehenden Bäume einzuſchneiden. Dieß geſchah, und nun ſetzte der Kaiſer ſcherzhaft hinzu, indem er ſich an Loudon wandte: „Sie, Loudon, ſetzen nur Ihren bloßen Namen hin: das iſt für die Nachwelt genug. Nur wir andern haben zu unſern Namen noch Titel nöthig.“ Nach dem teſchener Frieden kehrte der Feldmarſchall auf ſeine Aecker und Wieſen zurück. Aber der thatenvolle, heiße Tag ſeines Lebens ſollte ſich nach einer kurzen Erholung noch mit einem Abend endigen, der den Ruhm des Helden auf die höchſte Stufe brächte. Im J. 1788 brach der Krieg zwiſchen Oeſterreich und den Türken aus. Es würde hier zu weitläuftig werden, zu unterſuchen, warum nicht gleich zu Anfange deſſelben Loudon ein Commando erhielt; wir müſſen uns damit begnügen, anzuführen, daß weder er noch Haddik in Thätigkeit geſetzt wurden. So glücklich nun auch in den erſten Monaten der Krieg von öſterreichiſcher Seite geführt wurde, ſo wichen, wie bekannt, die kaiſerlichen Truppen bald allenthalben zurück, und wurden von den Türken mit Muth verfolgt. Nun rief endlich Joſeph den grauen Helden zum Commando des croatiſchen und des ſlavoniſchen Corps, und dieſe bloße Nachricht belebte den Muth der Truppen von neuem. Das Volk in Wien verſammelte ſich um ſeinen Reiſewagen, klatſchte Beifall und rief ihm ein Lebewohl nach. Am Orte ſeiner Beſtimmung angekommen, wurde er ebenfalls von den Truppen mit allgemeinem Jauchzen empfangen. Man rief: „Es lebe Loudon, es lebe der heilige Loudon!“ Am Morgen darauf übernahm er das Commando, und am nächſtfolgenden Tage ſchlug er ſchon den Feind. Er eroberte darauf Dubitza, belagerte Novi, war oft in augenſcheinlicher Lebensgefahr, ſiegte aber allenthalben, und beſchloß den Feldzug dieſes Jahres mit der Eroberung von Novi. Im folgenden Feldzuge 1789 commandirte er abermals das croatiſch-ſlavoniſche Heer und belagerte Berbir. Es hieß, es ſey ein türkiſcher Entſatz im Anzuge. Um wie viel mehr erſtaunte nun Loudon, als er am 9. Jul. fand, daß die ganze Beſatzung in der Stille aus der Feſtung gezogen ſey, und ein alter Wallache, der nach dem Abzuge den Pulverthurm hatte anzünden ſollen, das einzige menſchliche Weſen war, das ſich in der Feſtung befand! War es Schrecken vor Loudons Namen, der die Türken ſo ſchnell verjagte, daß ſie ſogar ihre Kanonen auf den Wällen zurückließen? Da Haddik, deſſen Geſundheit ſchon früher gewankt hatte, jetzt kränker wurde, erhielt Loudon das Commando über die Hauptarmee. Nun ſollte Loudons ruhmwürdigſte Kriegs- und Heldenthat ausgeführt werden. Vom 15ten September an wurde nämlich Belgrad nach ſo vortrefflich entworfenen und ausgeführten Plänen belagert, und mit einem Feuer, wie es ſeit Erfindung des Pulvers vielleicht noch gegen keine Feſtung gemacht worden war, beſchoſſen, daß bereits am 30. deſſelben Monats die Vorſtädte mit Sturm erobert werden konnten. Doch wollte die Feſtung ſelbſt noch von keiner Uebergabe hören, weswegen Loudon das Feuer verſtärken ließ. Nun verſtummten die feindlichen Kanonen und der Paſcha bat um einen Waffenſtillſtand von 15 Tagen. Aber Loudon bewilligte ihm auch nicht einmal 15 Stunden, ſondern ließ das Bombardement noch immer verſtärken,

ſo, daß Augenzeugen nachher verſichert haben, der Donner dieſer Kanonade könne durch keine Worte dargeſtellt werden. Nun ergab ſich der Paſcha, und Loudon nahm am 9. Oct. von Belgrad Beſitz. Der Triumph dieſer glorreichen That erfüllte nicht allein die ganze Kaiſerſtadt, ſondern ſogar das ganze Reich; er ging bis zum Taumel. Loudons Name war die Loſung bei allen Volksfeſten, die zu Ehren dieſer ruhmvollen Eroberung gegeben wurden. Indeſſen dachte der Held wieder auf neue Siege und entwarf den Plan zur Belagerung von Orſova, das in dieſem Jahre noch eingeſchloſſen wurde. Loudon war nun zum Generaliſſimus der öſterreichiſchen Truppen ernannt, ſo, daß er über alle Generale und den Hofkriegsrath ſelbſt zu gebieten hatte, und nur dem Kaiſer Rechenſchaft ſchuldig war, eine Würde, die ſeit Prinz Eugens Zeiten in Oeſterreich niemand in dem Umfange bekleidet hatte. Da Preußen inzwiſchen die Fortſchritte der öſterreichiſchen Waffen nicht gleichgültig angeſehen und ein Bündniß mit den Osmannen geſchloſſen hatte: ſo mußte Loudon drei Armeen nach Böhmen, Mähren und Gallizien führen und ſich mit dieſen den preußiſchen Waffen abermals entgegenſetzen. Joſeph ſtarb; der König Leopold beſtätigte ihn als Generaliſſimus und in allen ſeinen übrigen Würden. Aber bei allen kriegeriſchen Gefahren, die dem grauen Helden ſeit ſeinem 16ten Jahre gedroht hatten, ſchien es doch im Buche des Schickſals beſtimmt zu ſeyn, daß dieſer nicht von feindlichen Waffen, ſondern auf ſeinem ruhigen Lager ſterben ſollte. Er ſtarb an einer Harnverſtopfung, welche er ſich durch einen Ritt, den er nach einer noch nicht gänzlich geheilten Krankheit unternommen, zugezogen hatte. Loudon war von mittlerer Größe und ſehr mager. Er hatte röthliches Haar und ſtarke Augenbraunen, die, wenn ſein Geiſt beſchäftiget war, aus dem Geſichte wegſtanden. Sein Temperament war ſichtbar das choleriſch-melancholiſche. Jetzt wollen wir noch einige Züge zu dem militäriſchen Charakter dieſes merkwürdigen Mannes entwerfen, und ſomit ſein Gemälde, in ſo fern es der beſchränkte Raum hat geſtatten wollen, wenigſtens in dieſem allgemeinen Umriſſe, vollenden. Er, der in Friedenszeiten wie ein ruhiger, eingezogener Landwirth lebte, glich einem Blitzſtral, wenn ihn ſein Beruf ins Feld rief. Niemand war dann im Stande, ſeinen Befehlen zu widerſtehen. Seine Pläne entwarf er mit langſamer Prüfung, führte ſie aber mit einem Ungeſtüm aus, das alle Hinderniſſe zu Boden warf. Bedächtig in der Wahl und raſch in der That, dieß war der Grundſatz ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen. Man bemerkte, daß mit den ſteigenden Jahren ſeine Pläne kühner wurden, ein Zeichen, daß ſie ſich niemals auf Verwegenheit gründeten, ſondern mit der vermehrten Erfahrung auch immer ſicherer und umfaſſender wurden. So unerbittlich ſtrenge er auf die Subordination, als auf die Seele der Armee, hielt, ſo wenig plagte er ſeine Heere mit zweckloſen Kleinigkeiten. Deswegen, und weil ſeine unbeſtechliche Gerechtigkeit bekannt war, liebten ihn auch ſeine Soldaten allgemein, und hielten ſich unter ſeiner Anführung faſt für unüberwindlich. Nach jeder gelungenen Action nannte er mit gerechtem Lobe alle, die daran Antheil genommen hatten. Er lagerte, oder ſchlug ſich auf keinem Platze, bevor er ihn nicht genau hatte kennen lernen; er ſtudirte den Charakter der gegen ihn commandirenden Feldherren aus ihrem Betragen, und errieth oft ihre Entwürfe; daher ihn auch ſelbſt ſeine Feinde den ſchlauen Loudon nannten. Er hielt viel auf gute Spione und bezahlte ſie oft mit eigenem Gelde. Aber der hervorſtechendſte Zug ſeiner Talente bleibt immer jene unerſchütterliche Gegenwart des Geiſtes, jene raſche Entſchloſſenheit, die ſelbſt ganz un-

erwartete Ereigniſſe auf der Stelle vortheilhaft zu benutzen weiß. Der Neid ſagte dann: der Mann habe in allem, was er anfange, Glück. Indeſſen wird man ſich leicht vorſtellen können, daß Loudon auch hin und wieder Fehler begangen habe. So wollen beſonders Kenner behaupten, daß er ein paar Male, beſonders nach der Eroberung von Schweidnitz, die Gelegenheit verſäumt habe, Friedrich den Großen zu ſchlagen. Doch wird es immer ſchwer zu entſcheiden bleiben, ob ihn dann nicht ſeine beſchränkte Lage hinderte, ſeiner eigenen beſſern Einſicht zu folgen, da er es nicht bloß mit entfernten Obern, ſondern auch mit einer eiferſüchtigen Cabale zu thun hatte. Uebrigens verdient hier noch angemerkt zu werden, daß, als Joſeph nach der Eroberung von Belgrad auf eine neue Auszeichnung dachte, womit er dem Helden nach Gebühr zu lohnen vermöchte, er aus dem öſterreichiſchen Familienſchatze den großen, ganz aus Brillanten beſtehenden Stern des Thereſien-Ordens, den nach den Statuten nur der Großmeiſter des Ordens, alſo der Chef des öſterreichiſchen Hauſes tragen durfte, an Loudon, mit der Freiheit, ihn an ſeiner Bruſt zu tragen, überſandte. Nach deſſen Tode löſete ihn der Hof für 50,000 Gulden wieder ein. Früher war bereits Loudons Bildniß aus carariſchem Marmor gehauen, und mit einer paſſenden Inſchrift verſehen im Gebäude des Hofkriegsraths aufgeſtellt worden.

Louisd'or iſt eine franzöſiſche Goldmünze, welche von Ludwig XIII., der ſie 1640 zuerſt prägen ließ, den Namen bekam, und anfangs 10, hernach 14—15 Livres koſtete. Der nämliche König ließ im folgenden Jahre unter dem Namen Louisblanc auch eine Silbermünze ſchlagen, welche, wenn ſie wichtig iſt, 1 Rthlr. 8 Ggr., nicht wichtig aber nur 1 Rthlr. 6 Gr. gilt.

Louiſe (Auguſte Wilhelmine Amalie, Königin von Preußen), Tochter des regierenden Herzogs von Mecklenburg-Strelitz und der Prinzeſſin Friedrike Caroline Louiſe, Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Heſſen-Darmſtadt, wurde, als das jüngſte Kind aus dieſer Ehe, am 10. März 1776 zu Hannover geboren, wo damals ihr Vater Gouverneur war. Schon im 6ten Jahre verlor ſie ihre Mutter, und blieb darauf, als ihr Vater das nahe bei Hannover gelegene Luſtſchloß Herrenhauſen zu ſeiner Wohnung gewählt hatte, daſelbſt fortwährend der vortrefflichen Aufſicht des Fräuleins von Wolzogen anvertraut. Nachdem ſie eine zweimalige Reiſe zu ihrer Großmutter, die eine an Geiſt und Herz gleich vortreffliche Fürſtin war, nach Darmſtadt gemacht, und dieſe ſich zum Vorbilde jeder ſchönen weiblichen Tugend erwählt hatte, verließ ihr Vater die engliſchen Dienſte und wählte nun zu Darmſtadt ſeinen beſtändigen Wohnſitz. Hier ward nun Louiſe ihrer Großmutter zur fernern Erziehung und Bildung übergeben, und mit muſterhafter Sorgfalt, mit Eifer und Liebe vollzog die würdige Fürſtin das gern übernommene wichtige Geſchäft, und Louiſens vielverſprechender, bildſamer Geiſt empfing hier jene Richtung, und ihr weiches Herz neigte ſich zu jener Tugend und milden Güte hin, durch welche ſie ſpäter ein Gegenſtand der allgemeinen Verehrung ward. Der würdigen Pflegemutter hochgebildeter Geiſt und vielumfaſſender Verſtand wirkte erhebend auf die geiſt- und gemüthvolle Zöglingin; die prunkloſe, aber echte Frömmigkeit der Erzieherin, ihre ſtillwohlthuende Menſchenliebe reizte zur Nacheiferung. Unter der Aufſicht der Landgräfin verwaltete eine ſehr gebildete und gutmüthige Demoiſelle Gelieux, aus der Schweiz, das Amt einer Hofmeiſterin bei der Prinzeſſin; ihr pädagogiſches Talent rechtfertigte die Wahl der Pflegemutter. Unter der Leitung dieſer beiden achtungswerthen Frauen, und bei dem Walten eines ruhigen,

durch keine große Begebenheiten erſchütterten Lebens verfloſſen ihre Tage in fröhlichem Gedeihen ihrer Beſtimmung entgegen. Eine Reiſe in die blühenden Rheingegenden diente dazu, ihr inniges Wohgefallen an Naturſchönheiten neu zu beleben, ihre Kenntniſſe zu erhöhen, ſo wie zwei andere Reiſen nach Frankfurt am Mayn zu den Krönungen der deutſchen Kaiſer Leopold II. und Franz II. (am 11. Oct. 1790 und am 14. Jul. 1792) ihren Sinn und Geſchmack für ſchöne Künſte zu erheben, ſie mit der großen Welt vollkommen bekannt zu machen, und ſie für ihren künftigen erhabenen Stand vorzubereiten. Bei den im Jahr 1792 eintretenden Unruhen des franzöſiſchen Revolutionskrieges, der auch bis in die Nähe von Darmſtadt wirkte, begab ſich Louiſe zu ihrer Schweſter, der regierenden Herzogin von Sachſen-Hildburghauſen nach Hildburghauſen, wo ſie bis zum März 1793 blieb. Auf der Rückreiſe nahm ſie den Weg über Frankfurt am Main, wo ſich, ſeitdem am 2. Dec. 1792 die Preußen wiederum dort eingerückt waren, der König Friedrich Wilhelm II. mit dem Kronprinzen und ſeinem Bruder Ludwig, Prinzen von Preußen, befand. Die fürſtlichen Schweſtern wurden, ihrem Verlangen gemäß, dem Könige vorgeſtellt und von ihm zur Tafel vorgeladen. Sobald Louiſe zu dem Könige eintrat, ward der Kronprinz (der jetzt regierende König), ohne zu ahnen, daß Louiſe einſt ſeine Gemahlin werden würde, von ihrer Schönheit, von dem Adel, der unverkennbar auf ihrer Geſtalt, auf jeder ihrer Bewegungen ſchwebte, gefeſſelt. Aber größer und günſtiger war noch der Eindruck, den bei näherer Bekanntſchaft ihr Geiſt und Gemüth auf den Kronprinzen machte. Eine Annäherung, wie ſie unter gleichgeſinnten großen Menſchen aus allen Ständen gewöhnlich iſt, erfolgte bald. Nicht die Politik, nicht die Convenienz ſchloſſen hier ein Bündniß, ſondern der Einklang der Herzen und die gegenſeitige Hochachtung. Es fand alſo am 24. April 1793 in Darmſtadt die Verlobung Friedrich Wilhelms mit Louiſen Statt, und an demſelben Tage verlobte ſich auch der Prinz Ludwig von Preußen mit Louiſens Schweſter, der jetzigen Prinzeſſin von Solms-Braunfels. Die wirkliche Vermählungsfeier verzögerte der König. Erſt nach der Schlacht bei Pirmaſens (am 14. Sept. 1793) kehrte Friedrich Wilhelm II. mit dem Prinzen nach Berlin zurück, wo dann auch am 22. Dec. deſſelben Jahrs die verlobten Prinzeſſinnen eintrafen. Sowol zu Berlin, als zu Potsdam, wo der Kronprinz Louiſen bewillkommnete, fanden feierliche Einholungen Statt. Ein gutes Volk begrüßte freundlich und mit beglückender Hoffnung ſeine einſtige Herrſcherin. Am 24. Dec. beging man mit ſtillem, der Würde des königlichen Hauſes zuſtehendem Glanze, die Vermählungsfeier. Der König, der bei der Verlobung zum Beweiſe freudiger Billigung den Ringwechſel in Perſon vollzogen hatte, ſegnete mit väterlichem Entzücken den Verein. Die Neuvermählten lebten der harmloſen Freude, der Häuslichkeit und der ſtillen Tugend, die den Pallaſt, wie die Hütte, ſchmücken. Nachdem Louiſe am 7. Oct. 1794 von einer todten Prinzeſſin entbunden war, gebar ſie am 15. Oct. 1795 den jetzigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm II. (am 16. Nov. 1797) beſtieg ihr Gemahl den Königsthron, und führte ſeine Gemalin den neuen, wichtigen Pflichten der Landesmutter entgegen, deren Erfüllung ihrem Herzen theuer ward, und redlich vereinte Louiſe die Königin mit der Gattin und Mutter. Wir ſehen ſie forthin im neuen erhabenen Wirkungskreiſe kräftig für jedes Gute handeln, und täglich mehr die Liebe, die Anbetung der Nation verdienen und empfangen. Als Schutzgeiſt des Landes begleitet ſie ihren Gemahl auf ſeinen Reiſen durch die

Provinzen, um ſeine Sorgen zu mindern und ſeine Freuden zu verſchönern. Wie die Bürgerin iſt ſie ihrem Manne treue unzertrennliche Begleiterin. Die mit Innigkeit dargebrachten Huldigungen der Völker nimmt ſie mit freundlicher, würdevoller Güte auf; die unverſchuldeten Unglücklichen und Dürftigen finden in ihr eine Wohlthäterin, die ſtill und anſpruchslos ihr Elend mildert. Ein ſchützender Engel am Throne ſöhnt ſie die leidende Menſchheit, die bedrohete Unſchuld mit dem launenvollen Schickſale aus, und von Millionen wird ihr reiner Wille erkannt. Vertrauensvoll naht das ungekannte Verdienſt, und Louiſe erwirbt ihm Anerkennung und Belohnung. Ihrem hellen Blick bleibt nichts verborgen; allenthalben gelingt es ihr, das Gute zu fördern und das Schöne zu verherrlichen. Schöne Kunſt und Wiſſenſchaft, ſchon von Louiſen ſeit ihrer erſten Erſcheinung beachtet, fanden eine Beſchützerin in ihr. Mit gerechtem Stolze nennt der Preuße ſeine Königin. Auf einer der Reiſen, welche ſie mit ihrem königlichen Gemahle machte, und zwar auf dem Wege von Königsberg nach Warſchau, geſchah es, daß durch Unvorſichtigkeit des Kutſchers der Wagen, in welchem die Königin ſaß, am Abhange eines Berges umgeworfen wurde. Der Sturz ſchien gefährlich, doch erfolgte glücklicherweiſe keine Beſchädigung. Die Oberhofmeiſterin, Gräfin von Voß, machte dem Kutſcher Vorwürfe. „Laſſen Sie es gut ſeyn,“ ſagte die Königin im Tone gütiger Sanftmuth, „wir haben ja keinen Schaden genommen, und die Leute ſind gewiß mehr erſchrocken als wir.“ Durch eine ſolche Handlungsweiſe, durch Aeußerungen, deren man eine Menge aufzeichnen könnte, bewies die Königin Louiſe den Adel ihrer ſchönen Seele, und die allgemeine Verehrung ſtieg von Tage zu Tage immer höher. So erbaten ſich die Bewohner der köllniſchen Neuſtadt von Berlin im Jahr 1802 vom Könige die Erlaubniß, dieſe Louiſenſtadt nennen zu dürfen. Sie erhielten dieſe Erlaubniß, und dieſe Vorſtadt trägt ihren Namen. Im Mai 1801 erhielt die Königin durch den ruſſiſchen Geſandten am königlichen Hofe, Namens der verwittweten Kaiſerin von Rußland, die reich mit Brillanten beſetzten Inſignien vom Großkreuz des St. Catharinen-Ordens, als Beweis der zwiſchen der kaiſerlichen und königlichen Familie beſtehenden Freundſchaft, die auch im Jahr 1805 den Kaiſer Alexander nach Berlin führte. Zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit reiſete ſie im J. 1806 nach Pyrmont, wo ſie vom Ende Junius bis Anfang Auguſts blieb. In dieſem Jahre rief der Krieg den König ins Feld: Louiſe, die ihn auf allen Reiſen begleitet hatte, folgte ihm auch dieſes Mal nach Thüringen. Nach dem unglücklichen 14. October begab ſie ſich nach Königsberg und von dort nach Memel. Alle Leiden, die ein unglückliches Verhängniß über ſie häufte, trug ſie jetzt mit einem Muthe, mit einer Ergebung, die wahre Frömmigkeit und ein reines Bewußtſeyn dem Dulder verleihen. Am 16. Jan. 1808 kehrte das königliche Ehepaar von Memel nach Königsberg zurück, und von hier aus unternahm es am 27. Dec. deſſelben Jahrs eine Reiſe nach Petersburg zum Beſuche der kaiſerlichen Familie, von welcher Louiſe mit Beweiſen von Achtung und Freundſchaft überhäuft wurde. Ein Jahr ſpäter, am 23. Dec. hatte darauf Berlin die Freude, das edle Herrſcherpaar wieder zu ſehen und mit frohem Jubel ward es begrüßt. Schön und im blühenden Glanze der Geſundheit erſchien die geliebte Landesmutter unter der jauchzenden Menge. Aber der Schein täuſchte. Die Hauptſtadt hatte ſie nur auf kurze Zeit wieder gewonnen, um ſie auf immer zu verlieren. Am 25. Jun. 1810 reiſete ſie von Charlottenburg nach Strelitz zu einem Beſuche bei ihrem durchlauchtigen Vater ab.

Auf dem Luſtſchloſſe deſſelben, Hohenzieritz, ward ſie am 30. Jun. von einer Bruſtkrankheit überfallen, die anfangs unbedeutend ſchien, dann einen lebensgefährlichen Charakter annahm, und an welcher ſie bereits am 19. Jul., Morgens um 9 Uhr, in den Armen ihres königlichen Gemahls verſchied. Nur wenige Augenblicke vor ihrer Auflöſung fing ſie an, dieſelbe zu ahnen, und als der Uebergang in eine andere Welt ſich ihr darſtellte, da flehete ſie nur die ewige Liebe um einen kurzen Todeskampf an. Als ihre Leiche am 27. Jul. nach Berlin hier feierlich eingeholt wurde, und als die Beiſetzung in der Sakriſtei der Domkirche am 30. Jul. erfolgte, da ſprach der allgemeine ungekünſtelte Schmerz laut für den Werth der Frühverklärten. Am Morgen des 19. Dec. wurden die theuern Ueberreſte aus der Domkirche abgeholt, nach Charlottenburg gebracht und dort in dem einfach geſchmackvollen Mauſoleum, welches der König im Schloßgarten neu hatte erbauen laſſen, beſtattet. Noch heute miſchen die Beſſern der Nation ihre Thränen mit denen des königlichen Hauſes. Seltene Thränen, die den Beweinten unſterblich machen, auch wenn kein Marmor ihn verewigt. Louiſens edles Thun als Königin, Gattin und Mutter wird fortleben, wenn längſt ihr Mauſoleum von der allgewaltigen Hand der Zeit zertrümmert iſt. Spät noch wird ihr Name genannt werden von den Enkeln der Armen, deren dankbare Thränen ſie vor Gott nannten, von den Guten, die durch alle Zeiten, Räume und Geſchlechter einander verwandt ſind, von den Edeln des weiblichen Geſchlechts. Denn dieſen war ſie ein ſtillleuchtendes, aber um ſo ſicherers Vorbild.

Louiſiana. Nachdem der Miſſiſſippi bereits 1541 von Ferdinand de Soto entdeckt, aber erſt 1682 von la Salle bis zu ſeiner Mündung, von Canada aus, bereiſet war, ſah ſich Ludwig XIV. bewogen, unter Anführung des letztern eine, mit allen zur Anpflanzung nöthigen Bedürfniſſen verſehene Flotte an den Miſſiſſipi zu ſchicken. Aber ein großer Theil der Mannſchaft ward ein Opfer des Klima's, und la Salle ſelbſt von einigen ſeiner Leute ermordet. Nun führte ein Edelmann aus Canada, Iberville, zu Anfange des 18. Jahrh. eine kleine Anzahl Franzoſen an den Miſſiſſippi, und gab ſeiner Colonie, dem Könige zu Ehren, den Namen Louiſiana. Auch dieſe Niederlaſſung ſcheiterte an der Unfruchtbarkeit des Bodens, an der Nähe der Wilden und an andern Unbequemlichkeiten, und gerieth endlich 1706 bei Iberville's Tode in gänzliche Hülfloſigkeit. Im J. 1712 ließ ſich Crozat, ein reicher Kaufmann, auf 15 Jahre ein ausſchließendes Privilegium zum Handel nach Louiſiana ertheilen, trat daſſelbe aber 1717 an den berüchtigten Law (ſ. d. Art.) ab, der ſich nun an die Spitze einer Compagnie ſtellte, welche er für den Handel an den Miſſiſſippi errichtet hatte. Da er durch die Kunſt ſeiner Vorſpiegelungen dem Publicum einen ungeheuern Gewinn von dieſer Unternehmung verſprochen hatte; ſo wurde es ihm leicht, die 100 Millionen Livres, die den Fond zu derſelben ausmachen ſollten, in wenigen Tagen zuſammen zu bringen. Die Sucht, dieſe Compagnie, durch welche man ſich in kurzer Zeit zu bereichern gedachte, aus Kräften zu unterſtützen, dauerte aber nur bis 1719, wo man erfuhr, daß die Coloniſten in den Wäldern des Miſſiſſippi vor Hunger und Elend umgekommen und 25 Mill. Livres verſchleudert wären. Nun wurden die Actien heruntergeſetzt, dadurch aber natürlich der Banquerout der Compagnie nur noch beſchleunigt, und der Name Louiſiana ein Gegenſtand der öffentlichen Verfluchung. Als endlich nach dem 7jährigen Kriege Frankreich 1764 ganz unvermuthet Louiſiana bis an den Miſſiſſippi an Spanien abtrat, ſchien der

Colonie eine neue Sonne zu lächeln. Denn Spanien, welches im erſten Pariſer Frieden ſein Florida, eine ſeiner Vormauern von Mexico, an England hatte abtreten müſſen, erhob nun das unermeßlich lange und 300 Meilen breite Louiſiana (in welchem man damals an 150,000 Einwohner rechnete) zu einer neuen Barriere für die Deckung ſeiner mexicaniſchen Minen. Allein es ward 1802 genöthigt, Louiſiana an Frankreich zurückzugeben. Da aber das Land (von 29—40 Grad N. B. von London, und von 88—97 Gr. W.) vermöge ſeiner vortheilhaften Lage, ſeines Klima's und Bodens, unter einer kraftvollen Regierung eine gefährliche Nachbarſchaft für die vereinigten Staaten hätte werden können, ſo lehnte ſich der Congreß derſelben gegen eine Abtretung auf, und erhielt in Folge eines deshalb am 30. April 1803 mit Frankreich abgeſchloſſenen Tractats für eine Summe von 15 Mill. Dollars, ſowol die Souverainetät der Stadt Neuorleans und deren Gebiets, als überhaupt des ganzen Louiſiana auf den Fuß des bisherigen Beſitzſtandes Spaniens. Dieſe Provinz hat gegen Süden den mexicaniſchen Meerbuſen, gegen Oſten den Miſſiſſippi und die americaniſchen Freiſtaaten, gegen Weſten Neumexico und gegen Norden wenig bekannte, von Wilden bewohnte, Gegenden zur Grenze. Der Himmelsſtrich iſt bei der großen Ausdehnung ſehr verſchieden; im ſüdlichen Theile iſt es in Verhältniß der geographiſchen Breite wenig heiß, aber die Kälte gegen Norden unverhältnißmäßig ſtrenger. Die Luft iſt geſund, und der Boden, fruchtbar, doch etwas ſteinig, hat Ueberfluß an Kiefern, Cedern und grünen Fichten. Das Land hat Indigo, Tabak, Baumwolle, Flachs, Wildpret, Büffel, Elentthiere, Dambirſche ꝛc. und hin und wieder Anzeigen von Silberminen und Erzgruben. Die vorzüglichſten Flüſſe heißen: St. Pierre, der Moin, der Miſſouri (ſehr groß), der Fluß der Akanſas, und der rothe Fluß (rivière rouge), mit welchem ſich der ſchwarze Fluß und der Ochſenfluß vereinigen. Die Einwohner ſind Wilde, und heißen Chitimaichas, Cad-daquious, Nachitoches, Miſſouris, Akanſas, Quachita ꝛc. Die Hauptſtadt iſt Neuorleans am Miſſiſſippi, und das ganze Land ſeit 1805 in drei Provinzen getheilt: Orleans (bis 25 Gr. B.), Miſſiſſippi (bis 41 Gr.) und Louiſiana (bis 45 Gr. und dem Waſſerfall Antonio). So bald jede dieſer Provinzen eine Bevölkerung von 32,000 Einwohnern haben wird, tritt ſie in die Rechte der übrigen Provinzen der vereinigten Staaten Nordamerica's, und kann alsdann zwei Deputirte in den Senat und einen in das Unterhaus ſchicken. Das Ganze zerfällt jetzt in zwölf Grafſchaften von ſehr ungleicher Größe und Bevölkerung.

Loutherburg (Philipp Jacob) ward 1730 zu Straßburg geboren, und iſt einer der größten Landſchaftsmaler, die es bis jetzt gegeben. Er hat unter Caſanova ſtudirt, und lebt jetzt fortwährend in England. Ganz unvermuthet fing dieſer große Maler an, die Rolle eines Wunderthäters zu ſpielen und Taube und Blinde zu heilen. Er hat zwei große Gemälde verfertigt: Den Sturm auf Valenciennes im Juli 1793 und Howe's Seeſieg im Juni 1794, welche in London geſtochen worden ſind. Auch hat er verſchiedene Blätter radirt, unter welchen ſich die Soldaten, und vier Landſchaften, welche die vier Stunden des Tages benannt ſind, beſonders auszeichnen.

Louvet de Couvray (Jean-Baptiſte), ein bekannter franzöſiſcher Volksrepräſentant, der unter der Regierung des Robespierre mit den Girondiſten geächtet und zu Ende des Jahrs 1795 in die Verſammlung zurückgerufen wurde. Er ward in Poitou geboren, übte vor der Revolution die Rechtswiſſenſchaft aus, und ſchrieb einige bekannte Romane,

welche Beifall fanden, unter andern, les amours du chevalier de Faublas, welcher großes Aufſehen machte, und Emilie de Varmont ou le divorce nécessaire. Im Convente ward er ein Anhänger Briſſots, und wagte es, 1792 Robeſpierre als Royaliſten zu denunciren. Sein Angriff blieb jedoch ohne Wirkung, und entflammte nur aufs neue den Haß dieſes heimtückiſchen Demagogen gegen die Girondiſten. Da dieſe Partei endlich geſtürzt worden war, ſollte Louvet eins der erſten Opfer der Guillotine werden; er entging ihr jedoch durch eine ſchleunige Flucht, kehrte aber, da er in den Departements nicht länger ſicher war, unerkannt nach Paris zurück, lebte da einige Zeit, und flüchtete endlich auf die Höhen des Juragebirges, wo er ſich bis nach Robeſpierre's Fall aufhielt. Die Gefahren, die er auf dieſen Wanderungen beſtehen mußte, hat er in einer eignen Schrift beſchrieben, welche, wenn man einige Uebertreibungen und ſelbſtgefällige Lobſprüche, wodurch ſich der Verfaſſer wichtig zu machen ſucht, abrechnet, immer viel Anziehendes und Merkwürdiges enthält. Die treue Gefährtin in allen Leiden und Mühſeligkeiten, mit denen er kämpfte, war ſeine Gemahlin, die er unter dem Namen Lodoiska aufführt. Dieſes Frauenzimmer hatte er in der Jugend geliebt; und ſie war ſtandhaft genug geweſen, ihm auf der Flucht zu folgen, und aus Neigung für ihn ihren eigenthümlichen Gemahl zu verlaſſen, der ihr von ihren Eltern aufgezwungen worden war. Voll der innigſten Zärtlichkeit kehrte ſie mit Louvet nach Paris zurück, als dieſer aufs neue eine Stelle unter den Geſetzgebern Frankreichs einnehmen ſollte. Ueber ihren wahren Charakter ſind aber die Meinungen ſo getheilt, wie über die Rechtſchaffenheit ihres Mannes. Er, der durch die Tyrannei des Schreckensregiments in die verzweifeltſte Lage geſetzt und mit augenblicklichem Tode bedroht worden war, nahm doch die Schreckensregierung gegen die Gemäßigten in Schutz, und kam dadurch in den ſehr gegründeten Verdacht der Heuchelei und des Wankelmuths. Nachdem er den Rath der Fünfhundert verlaſſen hatte und zum Conſul für Palermo erwählt worden war, ſtarb er am 25. Auguſt 1797. Seine Lodoiska, welche ihn nicht überleben wollte, nahm Opium, ward aber noch durch die Hülfe der Aerzte gerettet. Außer den oben angeführten Schriften hat er noch herausgegeben: Le Chant du coq, und ein Journal: La Sentinelle betitelt.

Louviers, eine Stadt von 1,019 Häuſern und 6500 Einwohnern, und Grafſchaft am Fluſſe Eure in der Normandie, gehörte vor der Revolution dem Erzbiſchofe von Rouen, und iſt nun der Hauptort eines Arrondiſſements im Departement der Eure. Zu dem Bezirke gehörten die Cantons: Louviers, Gaillon, Neubourg, Tourville und Pont de l'Arche. Dieſe Stadt hat ſich in neuern Zeiten einen ausgebreiteten Ruhm in der Tuchfabrikation erworben. Ihre feinen Tücher ſind die ſchönſten, ſtärkſten und theuerſten in ganz Frankreich, dabei ſehr leicht und geſchmeidig. Man hat daſelbſt die Spinnmaſchine von Douglas und andere Neuerungen eingeführt.

Louvois (François Michel Le Tellier, Marquis de Louvois), Sohn des franzöſiſchen Kanzlers und Staatsſecretärs Le Tellier, ward ſeit 1666, in einem Alter, wo andere kaum in die unterſten Stellen erſt eintreten, Ludwigs XIV. Staatsſecretär und Kriegsminiſter. Er ſtarb 1691. Wenn der Staat des Krieges wegen, der Krieg aber des Kriegsminiſters wegen nothwendig iſt; ſo kann Louvois, nach Voltaire's Urtheil, als der größte Kriegsminiſter ſeiner Zeit angeſehen werden. Eine umfaſſende Kenntniß ſeines Geſchäftskreiſes, tiefe Einſicht in das Weſen der Kriegsverwaltung, ungemein viel Verſtand, noch mehr Wil-

lenskraft und die raſtloſeſte Thätigkeit zeichnen dieſen, um die Triumphe der großen Feldherren Ludwigs ſehr verdienten Geſchäftsmann, vor allen ſeinen Vorgängern aus: aber (ſo unbedingt nothwendig ſind für jeden Miniſter richtige Begriffe von Menſchenwürde, Staatszweck und Bürgerwohl!) er war kein großer Staatsmann, am allerwenigſten ein guter Bürger oder ein edler Menſch. Wie tief ſteht er alſo unter dem großen Sülly! Dieſer ſchuf und ordnete zuerſt das franzöſiſche Kriegsweſen; aber mit dem Blicke des Staatsmannes und mit dem Herzen eines Patrioten. Louvois's Verdienſt dagegen um Frankreich iſt, aus dem wahren Standpuncte einer weiſen Staatsregierung betrachtet, ſehr untergeordnet, wenn es überhaupt, da er ſeine ſeltnen Geiſteskräfte ſelbſtſüchtig mißbrauchte, ihm zugeſtanden werden darf. Nur als Schöpfer, Ordner und erſtes Triebrad der nach mathematiſchen und politiſchen Berechnungen zuſammengeſetzten Maſchine des Kriegsweſens, kann man ihn einen Meiſter in ſeinem Fache, einen nützlichen Geſchäftsmann nennen, den ſein Werk überlebt hat, deſſen Denk- und Handelsweiſe aber, leider! mit ihm, unter ſeiner Nation wenigſtens, nicht ausgeſtorben iſt. Die von Richelieu vernachläſſigte franzöſiſche Kriegsverwaltung dankt ihm die Einführung der Aufſicht über die Muſterungen und eine zweckmäßige Heerſchau; ſtreng, wachſam, unermüdet und mit eiſerner Feſtigkeit hielt er die Kriegszucht aufrecht, und gewöhnte ſelbſt die wetteifernden großen Feldherren an Gehorſam. Das Genie- und Artillerieweſen erhielten zuerſt von ihm jene treffliche Verfaſſung, die ſpäter durch vollkommnere Entwickelung dieſen Waffen ſo große Vorzüge gegeben hat; doch waren hier Vauban und Colbert ſeine Mitarbeiter. Das Einzelne hierüber hat für die Geſchichte des Kriegsweſens treflich auseinandergeſezt der Hiſtoriograph des Kriegsdepots in Paris, Xavier Audouin, in ſeiner Histoire de l'administration de la guerre. Paris, 1811 4. Vol. 8vo. 26 1/2 fr. Wir wollen jezt Louvois, nach den Memoires des Düc de St. Simon und des Herrn Düclos, mit Benutzung anderer Quellen, unter denen vorzüglich der Essai pour servir à l'histoire de F. M. le Tellier, Marquis de Louvois. Amsterd. 1740 8. zu nennen iſt, als Bürger und Staatsmann darſtellen. In dem glänzenden Zeitalter Ludwigs XIV. ſteht Louvois da als der Dämon des Krieges und der Zerſtörung. Die Schätze, welche der umſichtige Colbert durch Ordnung und Fleiß ſammelte, verſchlang die wilde Geſchäftigkeit ſeines Nebenbuhlers Louvois. Sein Vater, der die Talente ſeines Sohnes, und die Meinung, die der König von den ſeinigen hatte, kannte, ſchlug ihn dieſem Fürſten als einen jungen Menſchen von einem fähigen, aber etwas langſamen Kopfe vor, der zur Arbeit tauge, und aus dem ſich ein tüchtiger Mann bilden laſſe, wenn S. Maj. ſich die Mühe gäben, ihn zu leiten. Ludwig fühlte ſich geſchmeichelt, der Lehrer ſeiner Miniſter zu ſein; er unterwies Louvois, und dieſer benahm ſich ganz als Anfänger; ſeine Fortſchritte waren bemerkbar und ſchnell. Da nun der König feſt überzeugt war, daß er allein alles thue, ſo ward es dem Miniſter leicht, überall durchzugreifen. Dieſer wurde der unumſchränkte Gebieter über die Armee, und erlangte auch äußerliche, bis dahin ungewöhnliche Vorrechte. Die Generale mußten ihm unmittelbar Bericht abſtatten. Der einzige Vicomte von Türenne unterwarf ſich dieſer Abhängigkeit nicht, ſondern ſchrieb an den König ſelbſt, der aber Louvois die Briefe gab und ſie nach deſſen Meinung beantwortete. Louvois's Gewalt über den König war anfangs darum ſo groß, weil dieſer in dem jungen Staatsſecretär nur ſeinen Zögling ſah: denn Louvois war gewandt genug, um ſeine Anſichten dem Könige unvermerkt unterzulegen; und je unbiegſamer der

harte Kopf des Miniſters gegen jeden Andern war, deſto mehr ſchmeichelte es dem eiteln Ludwig, wenn Louvois auf ſeine Meinung ſo leicht einging und in jede Anſicht des Monarchen ſich, ſcheinbar nachgebend, fügte. Bald ward aber aus dieſer Gelehrigkeit ein entſcheidender Einfluß. Louvois verwickelte den König in kühne, weitgreifende Pläne, deren Ausführung nur der eiſernen Thätigkeit und der ſtrengen Arbeits- und Dienſtordnung des Miniſters möglich war. Doch der harte, despotiſche, eigenwillige und ſtolze Mann fühlte, daß der König ihn nicht liebe, darum ſuchte er ſich ihm, und wäre es auf Koſten des Staats, unentbehrlich zu machen. Sein Genie kannte kein beſſeres Mittel zu dieſem Zwecke, als den Krieg. Daher überredete er den König, ſich, trotz der feierlichſten Entſagung auf alle Anſprüche, der Franche-Comté und der ſpaniſchen Niederlande zu bemächtigen. Aus dieſem Kriege (1667 u. 1668) entſpann ſich eine Reihe Eroberungskriege, welche Frankreich entkräfteten und die ſchönſten Länder Europa's verwüſteten. Der unruhige, ehrgeizige, ſtolze, herrſchſüchtige, kühne, unbewegliche Louvois war die Seele dieſer Kriege. Alle Mittel waren ihm gleichgültig, wenn ſie nur zum Zwecke führten. Er ſelbſt war nicht Feldherr, wollte es aber ſeyn. Neidiſch auf fremdes Verdienſt, im Haſſe unverſöhnlich, in ſeinen Beſchlüſſen gewaltſam und unerſchütterlich, dabei eiferſüchtig auf ſeine Gewalt, opferte er alles, ſogar verdienſtvolle Feldherren, ſeinem Ehrgeiz als Miniſter auf. Er war nicht ſelten ſelbſt an den Unfällen des Krieges Schuld, indem er alles durch den von ihm ausgehenden raſchen Umtrieb der materiellen Kräfte, durch Thätigkeit, Zwang und Schrecken zu erreichen glaubte. Sein Stolz machte den König andern Mächten verhaßt. Als der nachmalige holländiſche Großpenſionär Heinſius, als Geſandter des Königs Wilhelm, deſſen Rechte auf das Fürſtenthum Oranien in Paris betrieb, ſprach er gegen Louvois mit Wärme für ſeinen Herrn und für die Reformirten in Oranien. Louvois aber vergaß die Achtung des Völkerrechts ſo ſehr, daß er ihm zur Antwort gab, er werde ihn in die Baſtille ſetzen laſſen! So hintertrieb der Miniſter die Ernennung des Herrn von Peguilhelm zum Oberbefehlshaber der Artillerie, ob gleich ihm der König ſchon ſein Wort gegeben hatte, weil er, Louvois, mit dieſem Manne ſich nicht vertragen konnte. Türenne's Waffenruhm reizte den Miniſter, ihm in dem Prinzen von Condé einen Nebenbuhler zu geben. Doch ließ er in dem Kriege ſeit 1688 den Marſchall von Luxemburg, welchen er eben ſo wenig leiden konnte, zum Oberfeldherrn ernennen, und erkannte dadurch deſſen Verdienſt an. Nach dem aachner Frieden unterhielt Louvois in Ludwigs Seele den Haß gegen die Niederländer. Ein wohlausgerüſtetes Heer von 180,000 Mann machte den unpolitiſchen Rachekrieg von 1672 ſo leicht. Aber der ſtolze Louvois bewog den König, die großen Anerbietungen der um Frieden bittenden Holländer zu verwerfen. Man brachte die Republik durch harte und ſchimpfliche Forderungen zur Verzweiflung; andere Mächte ergriffen für Holland die Waffen: ſo verwickelte Louvois den König in einen jahrelangen Krieg (bis 1678). Auch dann, als Condé Amſterdam mit dem Heere ſchnell zu überfallen vorſchlug, war Louvois anderer Meinung, und verzog den Gang des Krieges durch Beſetzung der Feſtungen. So gewannen die Holländer Zeit, die Schleuſen zu öffnen, und das franzöſiſche Heer mußte ſich zurückziehen. Nach dem Frieden von Nymwegen ſorgte Louvois mit verdoppelter Kraft für die tactiſche Ausbildung der Armee. Er ordnete jährliche Uebungslager an, und errichtete ſechs Compagnien Cadetten, als Officierpflanzſchulen. Dabei hielt er an allen deutſchen Höfen Spione. Er beſoldete

in dieſer Abſicht alle franzöſiſche Tanz- und Fechtmeiſter, welche im Auslande ihr Glück machten. Jetzt fingen die franzöſiſchen Reunionen an; Oeſterreich widerſprach dieſem Raubſyſtem; da ſtellte ſich Louvois an die Spitze eines Heers, rückte vor die deutſche freie Reichsſtadt Straßburg, und bewog durch Furcht und Gold die Bürger zur Uebergabe (30. Sept. 1680). Dieß geſchah, während man mit dem deutſchen Kaiſer friedlich unterhandelte. Auf gleiche Weiſe mußte Boufflers Caſale's, des Schlüſſels Italiens, ſich bemächtigen, welches Carl IV., Herzog von Mantua, für 1,200,000 Livr. an Frankreich verkauft hatte. Damals fing der König an, die Wittwe Scarron, in der Folge Frau von Maintenon, zu lieben und um Rath zu fragen. Louvois bot alles auf, ſeinen Einfluß zu behaupten. Aber jene ſtieg immer höher in des Königs Gunſt; in Louvois Herrſchſucht ſtachelte ſteter Argwohn. Doch gelang es ihm, die öffentliche Bekanntmachung der Ehe des Königs mit jener außerordentlichen Frau zu hindern. Nachdem er ſich nämlich vergeblich bemüht hatte, dem Könige ganz von dieſer Verbindung abzurathen, ließ er ſich von ihm das Wort geben, daß die Ehe nie öffentlich erklärt würde. Bei der Trauung war er als Zeuge zugegen. Einige Zeit darauf hörte er, die Bekanntmachung ſolle dennoch erfolgen, da vereinigte er ſich mit dem Erzbiſchoff von Paris, Harley, um den König an ſein Wort zu erinnern. Noch vor dem Eintritt des Prälaten, warf ſich Louvois zu den Füßen des Königs und beſchwor ihn, ihm eher das Leben zu nehmen, als ſo die Krone herabzuwürdigen. Ludwig wollte ſich losmachen; aber Louvois ließ nicht eher ab ſeine Kniee zu umfaſſen, als bis der König ſein Wort aufs Neue gegeben hatte. Dieſer Zug hat etwas Aehnliches mit einer ruhmwürdigen Handlung Süllys, und beweiſet, daß Louvois eine ungewöhnliche Kraft des Geiſtes und eine Hoheit des Willens beſaß, die von Religion, Liebe und Gerechtigkeit geleitet, ihn zu einem wahrhaft großen Manne gemacht haben würde. Frau von Maintenon verſuchte umſonſt, als Gemahlin des Königs dem Hofe vorgeſtellt zu werden; Ludwig bat ſie, ihm nichts mehr darüber zu ſagen. Seitdem arbeitete die beleidigte Frau an dem Sturze des Miniſters. Und die Gelegenheit blieb nicht aus. Als der König das für den Staat ſo verderbliche Bekehrungswerk der Reformirten in Frankreich unternahm, beſchloß Louvois, der überall ſich geltend machen und auch im Frieden ſeine Soldaten brauchen wollte, die Gewalt an die Stelle der Ueberredung zu ſetzen. Er ſandte Dragoner zu Tauſenden in die Provinzen, um die Gewiſſen zu unterjochen. Der König ließ dieß zu, weil ihm Louvois einredete, es geſchehe, um unruhige Bewegungen zu unterdrücken. Man weiß, welche Gewaltthätigkeiten ſich dieſe fanatiſchen Soldatenhaufen erlaubten, denen jedoch jemanden zu tödten verboten war. Aber Louvois erweckte dadurch nur deſto mehr die Standhaftigkeit der muthigen Bekenner. Vergebens ließ er die Gränzen durch Truppen bewachen. Ueber 200,000 fleißige und ruhige Bürger wanderten aus. Bald darauf gab die augsburger Ligue, welche anfangs nur Vertheidigung gegen eroberungsſüchtige Angriffe zum Zweck hatte, dem Kriegsminiſter einen Vorwand, um in Deutſchland einzufallen. Dieſer ſtolze Mann, den Racine in ſeinem Trauerſpiele Eſther, in der Perſon des Haman bezeichnet hatte, fürchtete den Haß der Frau von Maintenon. Er bemerkte mit innerem Grimm, daß ſein Anſehen beim Könige abnahm, den Louvois's Widerſprüche und anmaßender Ton aufbrachten. Er führte ſeit Colberts Tode die Oberaufſicht über die königl. Gebäude. Ludwig ließ damals Trianon bauen, und äußerte gegen Louvois, ein Fenſter ſey nicht ſo

groß, wie die übrigen. Der Miniſter widerſprach hartnäckig, ſo daß der König endlich die Fenſter durch Le Nôtre meſſen ließ. Es fand ſich, daß Louvois Unrecht hatte. Der durch den Streit gereizte König ließ ihn daher in Gegenwart der Arbeiter hart an. Voll Wuth darüber brach der Miniſter gegen ſeine Vertrauten in die Worte aus: „Ich bin verloren, wenn ich einem Menſchen, der ſich über Erbärmlichkeiten entrüſtet, nichts zu thun gebe. Nur der Krieg kann ihn von ſeinen Bauten abziehen; und bei Gott! er ſoll Krieg haben! Er oder ich muß ihn haben.“ Statt alſo den augsburger Bund durch Unterhandlungen zu trennen, riß er das Cabinet von Verſailles zu dem politiſchen Fehler hin, durch einen Einfall in Deutſchland ganz Europa gegen ſich zu bewaffnen. Louvois ahnete nicht, daß er dadurch ſich ſelbſt ſtürzen würde. Der Seeminiſter Seignelay rieth, vorzüglich England mit aller Kraft anzugreifen, um Wilhelm III. wo möglich zu entthronen. Allein Louvois ſetzte ungeſtüm ſeine Meinung durch, den Krieg hauptſächlich auf dem feſten Lande, wo er alles leitete, zu führen. Ludwig XIV. wollte jedoch Seignelay's Plan nicht ganz verwerfen. So ergriff man halbe Maaßregeln; und England erlangte ſeit dem Siege bei la Hogue, wo die franzöſiſche Flotte unter Tourville der engliſchen an Zahl nicht gleich war, das entſchiedene Uebergewicht zur See. Ludwigs Heere auf dem feſten Lande aber waren über 300 000 Mann ſtark. Dieſe Anſtrengungen erſchöpften die Kraft der Nation; und mehr als dieß: Louvois's Art den Krieg zu führen, ſchändete die Ehre des Königs und ſeiner Feldherren; ſie machte den Namen der Franzoſen in ganz Europa verhaßt. Unter dem Vorwande, die Gränzen Frankreichs durch eine Wüſte ſicher zu ſtellen, ließ Louvois in den Monaten Januar und Februar 1689 die Pfalz in eine Einöde verwandeln. Heidelberg, Mannheim, Worms, Speier, und viele andere Städte, nebſt einer großen Zahl Dörfer wurden ausgeplündert und verbrannt. Die Einwohner wanderten als Bettler aus. In Speier wurden die Gräber der ſaliſchen Kaiſer entweiht. Die franzöſiſchen Soldaten raubten die ſilbernen Särge, ſtreuten die Reſte der Todten umher, und trieben mit den Schenkeln der Kaiſer ihren Spott. Frau von Maintenon machte den König auf dieſe Gräuel aufmerkſam. Ludwig unterſagte daher dem Miniſter, welcher auch Trier verbrennen wollte, dieſe Barbarei. Zwei Tage darauf ſchlug Louvois dieſelbe Maaßregel aufs neue vor, und ſagte zum König, da ihn ohne Zweifel ein zu zartes Gewiſſen hindere, in die Zerſtörung von Trier einzuwilligen, ſo habe er, Louvois, da Krieg und Mitleid ſich nicht vertrügen, um dem Gewiſſen des Königs jede Unruhe zu erſparen, es auf ſich allein genommen, und den Eilboten mit dem Befehle der Vollziehung bereits abgeſandt. Die Kühnheit reizte den Zorn des Königs, der ſonſt ſich zu beherrſchen wußte, ſo auf, daß er die Feuerzange des Kamins ergriff, und auf den Miniſter losſchlagen wollte. Frau von Maintenon warf ſich zwiſchen beide, und Louvois verließ in größter Beſtürzung das Zimmer. Der König rief ihn zurück, und befahl ihm mit funkelnden Augen: „Senden Sie ſogleich einen Courier ab, der zu rechter Zeit eintreffe; wird auch nur ein Haus verbrannt, ſo haftet Ihr Kopf dafür.“ Der erſte Courier war noch nicht abgegangen; Louvois hatte bloß alles zu ſeiner Abfertigung in Bereitſchaft gehalten. Auch den Herzog von Savoyen zog Louvois abſichtlich in dieſen Krieg. Er machte übertriebene Forderungen an ihn, unterſchlug deſſen Brief an den König, oder ließ ihn unbeantwortet, und behandelte ihn, als er ſich darüber beſchwerte, ſo beleidigend, daß es zum Bruche kommen mußte. Doch handelte das Cabinet von Ver-

ſailles auch nach Louvois's Tode in demſelben Geiſte fort. In dieſem Kriege wollte der König Mons ſelbſt belagern. Louvois widerrieth ihm, um Koſten zu erſparen, die Frau von Maintenon mitzunehmen. Ludwig ging allein zur Armee. Außerhalb des Lagers fand der König eines Morgens einen Cavalleriepoſten, nach ſeiner Meinung falſch geſtellt, und wies ihm einen andern Ort an. Den Nachmittag fand er die Wache wieder auf der vorigen Stelle; der Officier ſagte: dieß ſey auf Louvois's Befehl geſchehen. „Haben Sie ihm geſagt, daß ich Sie dort aufgeſtellt hatte?“ „Ja, Sire!“ Der König bemerkte hierauf gegen ſeine Begleiter: „Bewundern Sie nicht Louvois, er glaubt den Krieg beſſer zu verſtehen, als ich?“ Ludwig konnte dieſe Unbeſcheidenheit nicht vergeſſen. Er arbeitete zwar noch mit dem Miniſter, zeigte ihm aber ſo viel Kälte und Mißlaune, daß Louvois an ſeiner Ungnade nicht mehr zweifelte. Eines Tages äußerte er ſich ſo hart gegen ihn, daß dieſer die Papiere auf den Tiſch warf, mit den Worten: „wer vermöchte noch, Ihnen zu dienen!“ Bald darauf reizte der Miniſter den König durch Widerſpruch ſo, daß dieſer nach dem Stocke griff. Dieß untergrub die Geſundheit des ehrſüchtigen Mannes. Den 16. Juli 1691 ward ihm, als er eben mit dem Könige bei der Frau von Maintenon arbeitete, ſo übel, daß er nach Hauſe gehen mußte, wo er haſtig ein Glas Waſſer trank. Er ſchickte nach ſeinem Sohne, der ihn aber ſchon todt fand. Düclos glaubt, er ſey an Gift geſtorben, Voltaire behauptet dagegen, er habe die Mineralwaſſer von Balaruc getrunken, und dabei arbeiten wollen; dieſe nachtheilige Anſtrengung habe ſeinen Tod verurſacht. Der König bedauerte ſeinen Verluſt nicht; er ſchien ſogar froh zu ſeyn, daß er von dieſem läſtigen Miniſter befreit war, und ließ dem König Jacob II. Stuart auf deſſen Beileidbezeigung antworten: „um unſere Angelegenheiten wird es darum nicht weniger gut ſtehen.“ Der Düc de St. Simon erzählt: des Königs Wille ſey geweſen, Louvois in die Baſtille bringen zu laſſen. Dieß habe den Tag darauf, als er ſtarb, geſchehen ſollen; und darum ſey dem König der unerwartete Tod äußerſt willkommen geweſen. Düclos, ein ſcharfſichtiger Beobachter, urtheilt ſo über ihn: man muß in Louvois, dieſem Gründer des Despotiſmus der Staatsſecretäre, zwei Seiten unterſcheiden. Als Miniſter war er in der Leitung des Kriegsweſens einzig; was er zum Gelingen der Belagerung von Gent that, wird von allen Kennern der Kriegskunſt bewundert; betrachtet man ihn aber als Bürger, ſo war er ein Ungeheuer. Er hatte den Staat ſeiner Ehrſucht, ſeinem Unmuthe und der kleinſten Aufwallung ſeiner Eigenliebe aufgeopfert. Ludwig gab die Stelle des Vaters deſſen zweitem Sohne, dem 24jährigen Barbeſieux; weil er glaubte, dieſen jungen Menſchen ganz nach ſeinem Willen zu erziehen. Doch hatte Barbeſieux die Anwartſchaft darauf ſchon früher gehabt, und bereits ſechs Jahre unter den Augen ſeines Vaters gearbeitet. Unter den Mitarbeitern Louvois's muß vorzüglich Chamlay ſeiner Kenntniſſe und Treue wegen genannt werden. Er beſaß Türenne's und Louvois's Vertrauen; auch war er beiden mit gleicher Redlichkeit ergeben. Ueber Louvois's häusliches Leben läßt ſich nichts ſagen. Er war ganz Miniſter. Seine Aemter waren einträglich. Er kaufte die Herrſchaft Meudon, und verwandte auf die Anlagen daſelbſt mehrere Millionen. Der König gab der Wittwe für Meudon 900,000 Livres und Choiſy. K.

Louvre heißt der alte königl. Pallaſt zu Paris, welcher an der Seine liegt, und ein prächtiges, aber noch unvollendetes Gebäude iſt. Nachdem der erſte Anfang dazu bereits 1214 gemacht worden war, legte

Franz I. den Grund zu dem, was jetzt das alte Louvre heißt. Nach ihm ließ Heinrich II. daran fortbauen, Ludwig XIII. das Mittelgebäude und Ludwig XIV. die prächtige Façade gegen St. Germain l'Auxerrois zu aufrichten. Dieſes Schloß war die gewöhnliche Reſidenz der Könige von Frankreich, bis Ludwig XIV. das Schloß zu Verſailles zu ſeinem Aufenthalte erwählte. Die Ehre des Louvre hieß ehemals in Frankreich die Erlaubniß, in alle königl. Schlöſſer mit der Caroſſe einfahren zu dürfen. Anfänglich war dieß nur ein Vorrecht der Prinzen. Als aber im J. 1607 der Herzog von Egermont unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in das Louvre fuhr; ſo gab Heinrich IV. nicht nur ihm, ſondern 1609 auch dem Herzoge von Sülly die Erlaubniß, ſolches beſtändig thun zu dürfen. Endlich erhielten, während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII., alle hohe Kronbeamten und Herzöge von Marie von Medici daſſelbe Vorrecht. Während des Kaiſerthums wurden daſelbſt die Sitzungen des National-Inſtituts gehalten und die Producte der National-Induſtrie öffentlich ausgeſtellt. Auch ſollte daſelbſt künftig die große Bibliothek und die Antikenſammlung aufbewahrt werden. Man hatte unter Napoleon angefangen, das Louvre durch eine Gallerie mit dem Pallaſte der Tuillerien zu verbinden.

Lovelace (Richard), ein ſehr correcter engliſcher Dichter, ward im Anfange des 17ten Jahrhunderts in der Grafſchaft Kent geboren und zeichnete ſich am Hofe ſowohl durch die Annehmlichkeiten ſeines Geiſtes, als durch die vortheilhafte Bildung ſeines Körpers aus. Er trat in Militärdienſte und ward darauf, als er nach dem Berwicker Frieden zum Beſitze ſeiner Güter gelangt war, von ſeiner Grafſchaft zum Deputirten erwählt und von ihr beauftragt, im Unterhauſe eine Motion zu machen, welche aber ſo ſehr mißfiel, daß er ihrentwegen nach London verwieſen und daſelbſt unter Aufſicht gehalten wurde. Hier machte er, zur Aufrechterhaltung ſeiner Angelegenheit, einen Aufwand, welcher ſein Vermögen bei weitem überſtieg. Im J. 1646 errichtete er darauf für den König von Frankreich ein Regiment, zu deſſen Obriſten er ernannt und an deſſen Spitze er bei Dünkirchen verwundet wurde. Bei ſeiner Rückkehr nach England ward er von neuem arretirt und erhielt erſt bei'm Tode des Königs ſeine Freiheit wieder. In die drückendſte Armuth verſunken, bemächtigte ſich ſeiner eine Schwermuth, welche ihn nach und nach verzehrte. In Lumpen gehüllt, ſah er ſich genöthigt, von Almoſen zu leben und mit den gemeinſten Bettlern unter einem Dache zu wohnen. In dieſem beklagenswürdigen Zuſtande ſtarb er im J. 1658. Seine Gedichte, in einem leichten, fließenden Style geſchrieben, zeugen von eben ſo viel Geiſt als Einfachheit, und ſind ſämmtlich an eine Dame gerichtet, die er zärtlich geliebt und mit dem Namen: Lux casta, belegt hatte. Außerdem hat er noch zwei Theaterſtücke geſchrieben: Der Schüler, ein Luſtſpiel, und der Soldat, ein Trauerſpiel.

Lovelace. Richardſon hat unter dieſem Namen in ſeiner Clariſſa einen Roué gleichſam in der höchſten Potenz aufgeſtellt: wir nennen daher überhaupt einen feinen Verführer der Unſchuld einen Lovelace.

Löwen (Loeven, Leuven, franz. Louvain), die ehemalige Hauptſtadt in einem der vier Gebiete des nun zum Königreiche der Niederlande gehörigen Herzogthums Brabant, am Fluſſe Dyle, iſt eine große und angenehme Stadt, in deren Umfange es auſſer den Wohnungen auch Gärten, Aecker, Weinberge ꝛc. giebt. Am berühmteſten war Löwen durch ſeine vom Herzoge Johann IV. von Brabant 1426 geſtif-

tete Univerſität, zu welcher vier wohl privilegirte Collegia, eine beträchtliche Bibliothek, ein botaniſcher Garten und ein anatomiſches Theater gehörte. Im ſechzehnten Jahrhunderte zählte ſie 6,000 Studenten. Nachdem ſie durch den franzöſiſchen Revolutionskrieg eingegangen war, ward ſie ſpäter in ein Lyceum verwandelt. Zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wo die Stadt 200,000 Einwohner hatte, ernährten die hieſigen Wollen- und Tuchfabriken gegen 20,000 Arbeiter, von denen ſich aber, nach dem Aufſtande, den ſie 1378 begannen und für welchen ſie beſtraft wurden, viele nach England begaben und daſelbſt den Grund zu den dortigen Tuchfabriken legten. Doch iſt die Tuchweberei daſelbſt noch jetzt ſehr beträchtlich: eben ſo die dortige Bierbrauerei. 1786 zählte die Stadt 21,000 Einwohner, aber 1800 nur 18,587. Durch einen Canal, der bei der Vereinigung der Senne und Dole anfängt, bei Mecheln vorbei, bis an die Rupel geht und eine Länge von fünf geogr. Meilen hat, ward 1753 die Handlung ſehr erleichtert. Von mehr als vierzig Klöſtern daſelbſt ſind nur noch wenige übriggeblieben.

Löwendal (Ulrich Friedrich Woldemar, Graf von) Urenkel Friedrichs III., Königs von Dänemark, am 6. April 1700 zu Hamburg geboren, begann 1713 in Polen ſeine kriegeriſche Laufbahn als gemeiner Soldat und ward, nachdem er alle Grade durchgegangen, 1714 zum Capitain ernannt. Da Deutſchland damals Frieden genoß; ſo trat er als Freiwilliger in die Dienſte Dänemarks, welches Krieg mit Schweden führte. Nachdem er ſich hier durch Muth und Thätigkeit zu ſeinem Vortheile ausgezeichnet hatte, ging er 1716 nach Ungarn, und machte ſich daſelbſt ſowohl in der Schlacht bei Peterwardein, als auch bei den Belagerungen von Temeswar und Belgrad, ebenfalls bemerkbar. Nicht weniger glänzte ſeine Tapferkeit zu Neapel, in Sardinien und in Sicilien, wohin er nach und nach geſandt ward: denn er nahm an allen Schlachten dieſes Krieges von 1718 bis 1721, wo er endete, den thätigſten Antheil. Während des nun erfolgten Friedens verwandte er das eifrigſte Studium auf das Artillerie- und Genie-Weſen, und ward darauf vom König Auguſt von Polen, in deſſen Dienſte er trat, zum Feldmarſchall und zum Generalinſpector der Sächſiſchen Infanterie erwählt. Der Tod dieſes Monarchen, welcher 1733 erfolgte, gab ihm Gelegenheit, ſich durch ſeine muthige Vertheidigung Cracaus zu ſeinem Vortheile auszuzeichnen. Dann machte er die Feldzüge von 1734 und 1735 am Rheine mit, wo er ſich nicht minder durch ſeine Tapferkeit hervorthat. Die Czaarin von Rußland, welcher er nun empfohlen wurde, nahm ihn in ihre Dienſte und war mit ſeinem Benehmen in der Krimm und Ukraine, wohin ſie ihn geſandt hatte, ſo zufrieden, daß ſie ihn zum Commandeur ihrer Armeen ernannte. Der große Ruf, welchen er ſich durch ſeine Tapferkeit erworben hatte, wurde Veranlaſſung, daß ihn Ludwig XV. in ſeine Dienſte zog und ihn im J. 1743 zum Generallieutenant machte. Schon im folgenden Jahre rechtfertigte er die gute Meinung, welche der König von ihm gehabt hatte, denn Löwendal zeichnete ſich 1744 bei den Belagerungen von Menin, Ypern, Furnes und Freiburg ſowohl durch ſeine Klugheit als durch ſeine Tapferkeit ganz vorzüglich aus: auch ward er hier bei einer Gelegenheit, wo ihn nicht der Dienſt, ſondern vielmehr ſeine verwegene Tapferkeit, mit dem Feinde ins Handgemenge brachte, ſehr gefährlich verwundet. Doch aber commandirte er bereits wieder im folgenden Jahre das Reſervekorps in der Schlacht von Fontenoi, an deren glücklichem Ausgange er in ſo fern einen rühmlichen Antheil hatte, als er die engliſche Colonne, welche bereits in das Centrum der franzöſiſchen Armee gedrungen war, mit Er-

folg zurückwarf. Gleichfalls hatte er das Glück, in demſelben Feldzuge Gand, Oudenarde, Oſtende und Nieuport zu erobern. Nach ſeiner Rückkehr aus dieſem glänzenden Feldzuge wurde er vom Könige mit den franzöſiſchen Orden geſchmückt. Die Ereigniſſe des folgenden Jahres waren noch glorreicher für ihn: er belagerte l'Eclüſe und Sasde-Gand, und traf darauf, während ſeine Armee die übrigen Feſtungen von Holländiſch-Flandern zur Uebergabe brachte, ſo vortreffliche Anſtalten zur Vertheidigung von Antwerpen, daß der Feind dem Plane, einen Angriff auf dieſe Stadt zu wagen, gänzlich entſagte. Aber die Belagerung von Bergenopzoom brachte ſeinen Ruhm auf den höchſten Gipfel. Dieſe Stadt, welche bis dahin für unnehmbar gehalten worden, die durch ihre Lage ſowohl, als von einer zahlreichen Garniſon und von einer noch zahlreichern Armee, die vor ihren Thoren ein Lager aufgeſchlagen hatte, vertheidigt ward, eroberte Löwendal bei kaum eröffneten Laufgräben am 16. September 1747 mit Sturm. Schon der Herzog von Parma war der Moräſte wegen, welche man zu ſeiner Zeit für unzugänglich gehalten hatte, im J. 1588 und Spinola 1622, in dem Vorhaben, Bergenopzoom zu belagern, unglücklich geweſen; auch hatte ſpäterhin der berühmte Cohorn, der Vauban der Franzoſen, die Stadt noch mehr befeſtigt und hielt die Arbeit daran für ſein Meiſterwerk. Aber die Tapferkeit der Franzoſen, von ihrem talentvollen Anführer unterſtützt, wußte alle dieſe Schwierigkeiten zu überſteigen: ſie eroberten, wie geſagt, die Feſtung und fanden unter andern ſiebzehn große, mit Proviant beladene Barken, welche die Inſchrift führten: Der unüberwindlichen Garniſon von Bergenopzoom. Die Folge von dieſer glorreichen That Löwendals war für ihn, daß er am folgenden Tage den Marſchallsſtab empfing. Er ſtarb am 27. Mai 1755. Mit einem durchdringenden Geiſte geboren, hatte Löwendal eifrig die Kriegswiſſenſchaften ſtudirt und auf ſeinen vielen Reiſen die merkwürdigſten Erfahrungen gemacht. Er beſaß im Genieweſen, in der Geographie und Tactik die gründlichſten Kenntniſſe, und ſprach Latein, däniſch, deutſch, engliſch, italieniſch, ruſſiſch und franzöſiſch, mit derſelben Geläufigkeit. Mit allen dieſen Vorzügen verband er eine ſeltene Beſcheidenheit und Herzensgüte, ſo, daß es ihm nicht einfiel, ſich über irgend jemanden zu erheben. So war er, z. B., ſehr erſtaunt, als er von der Akademie der Wiſſenſchaften unter die Zahl ihrer Ehrenmitglieder aufgenommen wurde. Gleich dem Marſchall von Sachſen, ſeinem vertrauteſten Freunde, wußte er das Studium der ernſten Kriegswiſſenſchaften mit dem Genuſſe der rauſchendſten Vergnügungen zu vereinigen.

Lübeck war ehemals ein lutheriſches Bisthum, längs des Fluſſes Trave und um den Eutinerſee, in der holſteiniſchen Landſchaft Wagrien, deſſen Biſchoff zu Eutin reſidirte und ein Reichsfürſt war, der aber weder auf der geiſtlichen, noch weltlichen Fürſtenbank, ſondern auf der Queerbank ſaß, welche man für den Biſchoff von Osnabrück, wenn er evangeliſch war, beſtimmt hatte. Da das fürſtliche Haus Holſtein dem Bisthume in den unruhigen Zeiten manchen Dienſt erwieſen hatte; ſo ward 1647 zwiſchen beiden ein Vergleich geſchloſſen, kraft deſſen von der Zeit an ſechs auf einander folgende Biſchöffe aus dem holſteiniſchen Hauſe erwählt werden ſollten. Daraus entſtanden Streitigkeiten mit Dänemark, welches jedoch 1667 im glückſtädtiſchen Frieden jenem Vergleiche ſeine Zuſtimmung gab. Doch aber erhob ſich 1701, nach Abſterben des Biſchoffs, ein neuer Streit, indem zwölf Vota für den königlichen däniſchen Prinzen Carl, neun aber für den holſteiniſchen Adminiſtrator, Herzog Chriſtian Auguſt, fielen. Dem hierüber auszubrechen-

den Kriege ward dadurch vorgebeugt, daß man auf Vermittlung Englands und Hollands, einen Vergleich abſchloß, vermöge welches der Adminiſtrator von Holſtein im Beſitze des Bisthums verbleiben, Prinz Carl von Dänemark aber eine Summe Geldes bekommen ſollte. Nachdem durch die Poſtulation des Herzogs Friedrich Auguſt von Holſtein-Gottorp dem Vergleiche von 1647 war Genüge geleiſtet worden, wählte das Domkapitel 1756 den däniſchen Prinzen Friedrich, einen Sohn König Friedrichs V. aus der zweiten Ehe, zum Coadjutor. Dieſer begab ſich 1772 der Coadjutorie zum Vortheile Peter Friedrichs, eines Sohns des obgedachten Biſchoffs Friedrich Auguſt, welcher ſie wiederum 1776 an ſeinen Vetter, den Herzog Peter Friedrich Ludwig, abtrat, der alsdann 1785 die biſchöffliche Regierung begann und zugleich Adminiſtrator des Herzogthums Oldenburg war. Im J. 1802 wurde endlich nicht nur das ganze Bisthum, ſondern auch das faſt eben ſo beträchtliche Domkapitel, dem Herzoge von Oldenburg für gemachte Aufopferungen als Fürſtenthum zur Entſchädigung übertragen, wobei man jedoch der Reichsſtadt Lübeck einen Theil von jenem Kapitel als eigenthümlichen Beſitz zuerkannte. Als ſich im J. 1810 der Herzog von Oldenburg von Bonaparte vertrieben ſah, ward Lübeck von dieſem zu dem Departement der Elbmündungen geſchlagen. Das weitere ſehe man unter Oldenburg. Das Fürſtenthum Lübeck hat auf 10 Quadratmeilen 22,000 Einwohner; davon gehörten dem Biſchoff 36 Dörfer nebſt der Stadt Eutin, dem Domkapitel hingegen 46 Dörfer, von welchen der Stadt Lübeck 5 Dörfer und einige Höfe zufielen. Die ſämmtlichen Einkünfte des ganzen Fürſtenthums rechnet man auf 75,000 Gulden.

Lübeck, vormals der Hanſeſtädte Haupt und noch jetzt eine von den drei freien Hanſeſtädten, welche ſich erhalten haben, war nach Verwüſtung der Stadt Bucu auf derſelben Stätte von Graf Adolph II. von Holſtein-Schaumburg ums J. 1144 erbaut worden. Nach der neuen Stadt zogen viele Kaufleute aus Bardewick, und Heinrich Leo, Großherzog von Sachſen, eiferſüchtig über Lübecks ſchnellen Flor, verordnete, daß dort nichts weiter als Lebensmittel verkauft werden ſollten. Als zehn Jahre ſpäter die Stadt abbrannte, trat Graf Adolph dem Herzoge den Ort ab, Heinrich ließ ſolchen neu aufbauen, gab den nordiſchen Völkern den Handel dahin frei, ſchenkte der Stadt das Stadtrecht (nachmals von mehrern Kaiſern beſtätigt) und verlegte nach Lübeck das oldenburgiſche Bisthum, welchem die im J. 1164 eingeweihte Domkirche ihr Daſeyn verdankt. Durch Kaiſer Friedrichs I. Gnade faßte Lübeck den erſten Grund zu ſeiner nachmaligen Reichsunmittelbarkeit; in der Folge trat es an die Spitze des Hanſebundes, ſeine Flotten beherrſchten das baltiſche Meer, innerhalb ſeiner Mauern fand der entflohene Guſtav Waſa vor Chriſtians II. Mordluſt ein Aſyl, und Lübecks Stimme entſchied über die Angelegenheiten der nordiſchen Reiche. Die Stadt liegt auf holſteinſchem Boden, auf einem mäßig erhabnen länglichten Hügel, deſſen abhängige Seiten ſich oſtwärts gegen die Wackenitz und weſtwärts gegen die ins baltiſche Meer aufſtrömende Trave erſtrecken. Ihre Befeſtigung iſt alt und beſteht aus ſtarken Mauern, Thürmen und Zwingern. Die Wälle ſind von tiefen Gräben eingefaßt, dienen aber mehr zum angenehmen Spaziergange als zur dauernden Vertheidigung. Die Häuſer ſind maſſiv, doch geſchmacklos nach alter Art erbaut. Die Zahl ihrer Bewohner ſchätzt man über 30,000. Herrſchend blieb bis zur neueſten Zeit, vom J. 1530 an, die evangeliſch-lutheriſche Lehre, gepredigt in den vier Haupt-, Pfarr- und mehreren Filialkirchen. Die Stadt hat treffliche Armenanſtalten und

in dem ehemaligen Catharinenkloſter ein Gymnaſium von ſieben Klaſſen. Mehrere ſeiner Lehrer nennt rühmlich die Gelehrtengeſchichte. Lübecks Handel verbreitet ſich beſonders über die Länder der Oſtſee; Hamburg bezieht die dorther kommenden Waaren größtentheils über Lübeck. Der Transport wird durch den für flache Fahrzeuge bequemen Canal, welcher aus der Trave durch die Steckenitz nach der Elbe gezogen iſt, ſehr erleichtert. Man rechnete jährlich 1800 Schiffe, welche daſelbſt ein- und ausliefen; die Stadt ſelbſt beſaß 360. Sie hat auch beträchtliche Zuckerraffinerieen und Manufacturen von Wollenwaaren u. ſ. w. Die jährlichen Einkünfte ſchätzte man auf 700,000 Gulden. Das ehemalige Gebiet der Stadt lag zerſtreut. Außer dem unmittelbar um die Stadt gelegenen Bezirk gehört dazu noch der Flecken Schlukup an der Trave, und das befeſtigte Städtchen Travemünde nebſt Hafen. Gemeinſchaftlich mit Hamburg beſitzt Lübeck die Vierlande und das Städtchen Bergedorf, einen ſehr fruchtbaren Landſtrich an der Elbe; außerdem gehören noch der Stadt die Aemter Riben und Behlendorf im Lauenburgiſchen, das Dorf Malkendorf im Fürſtenthume Lübeck und einige zerſtreute Beſitzungen, im Ganzen 4 Quadratmeilen, mit mehr als 10,000 Einwohnern. Bei den großen Ausgleichungen im J. 1802 ward Lübeck mehr arrondirt und in unmittelbaren Zuſammenhang mit ſeinem Hafen geſetzt. Außer der kleinen Halbinſel Prideval, welche Travemünde gegenüber liegt, die Mündung der Trave beherrſcht, und von Mecklenburg an Lübeck abgetreten wurde, erhielt letztere noch den Beſitz der Domkirche, und aller dem Hochſtifte Lübeck in der Stadt zuſtändigen Gebäude und Vorrechte, trat aber dagegen einige Dörfer an Mecklenburg ab. Dieſer neue Erwerb betrug nicht viel über eine Quadratmeile, ward aber durch ſeine Lage der Stadt ſehr wichtig. Als 1806 die ehemalige Reichsverfaſſung aufgehoben wurde, beſtand Lübeck, jedoch ohne Verbindung mit dem übrigen Deutſchland, als freie Hanſeſtadt. Aus der neueſten Kriegsgeſchichte iſt die Schlacht und der Sturm von Lübeck am 6. Nov. 1806 bekannt genug. Blücher endigte hier ſeinen ruhmvollen Rückzug durch die Capitulation zu Ratkau; 9,500 Preußen und 1,500 zu ſpät eingeſchiffte Schweden wurden von den Franzoſen zu Gefangenen gemacht. Lübecks trauriges Schickſal bei jenen Mordſcenen erleichterte der edle Bernadotte. Das Jahr 1810 veränderte die Verfaſſung der Stadt völlig; die bis dahin freie Stadt wurde zum Departement der Elbmündungen geſchlagen und erhielt nicht einmal den Vorzug, Hauptort eines Departements zu ſeyn. In dem Freiheitskriege haben Lübecks ſtreitbare Männer in der hanſeatiſchen Legion mitgefochten. Es fiel zwar vor Eintritt des Waffenſtillſtandes noch einmal den Franzoſen in die Hände, wurde aber gleich nach Ablauf deſſelben für immer von ihnen befreit. Seitdem hat es ſeine republikaniſche Verfaſſung wieder hergeſtellt, und wurde für eine freie Stadt des deutſchen Bundes erklärt. Der Rath beſteht aus 4 Bürgermeiſtern und 16 Rathsverwandten; die geſammte Bürgerſchaft aus 12 Collegien, deren jedes bei den bürgerlichen Berathſchlagungen eine Stimme hat. Das Militär beſteht aus 4 Compagnieen.

Lüc (Andreas de), ein berühmter Naturforſcher, geboren zu Genf 1727, beſchäftigte ſich ſchon in früher Jugend mit dem Studium der Mathematik, Phyſik und Naturgeſchichte. An den 1766 in ſeiner Vaterſtadt ausgebrochenen Unruhen nahm er thätigen Antheil und ging 1768 als erſter Deputirter der Bürgerſchaft ſowohl nach Verſailles als nach Bern, um die Lage der Dinge daſelbſt mündlich darzuſtellen. Der franzöſiſche Miniſter Choiſeul erfuhr ſeine gelehrten Verdienſte und

ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft. Nach beendigtem Geſchäfte reiſete er nach London, wo er von der königl. Societät der Wiſſenſchaften zum Mitgliede aufgenommen wurde; auch erwählte ihn die Königin von England 1773 zu ihrem Vorleſer. In den Jahren 1774 und 1775 bereiſete er mit einer vornehmen engliſchen Dame die ſchweizeriſchen Alpen, 1775 für ſich allein die hannöverſchen Lande und den Harz, und machte im folgenden Jahre als Geognoſt eine Reiſe den Rhein hinauf. Seine im Druck erſchienenen Werke ſind: Lettres physiques et morales sur les montagnes et sur l'histoire de la terre et de l'homme, 8. 1772; Traité sur les modifications de l'atmosphère ou théorie des baromètres et thermomètres, 2 Vol., Genève, 1772; und Nouvelles idées sur la météorologie. Letzteres Werk iſt ins Deutſche überſetzt worden (2 Thle. 8. Berlin). De Lüc iſt vor einigen Jahren geſtorben. — Wilhelm Anton de Lüc, der Bruder des vorigen, ſtellt barometriſche und hygrometriſche Beobachtungen an und beſitzt ein ſchönes Naturalien- und Conchylienkabinet. Bei ihm findet man das ſchönſte Stück Uran (Pechblende), auch Quarzkryſtalle von Titan durchdrungen.

Lucan (Marcus Annäus), ein Sohn des Annäus Mela, eines Bruders des Philoſophen Seneca, ward um das Jahr 38 nach Chr. Geb. zu Cordua in Spanien geboren, und kam frühzeitig nach Rom, wo er ſich durch ſeine griechiſche und lateiniſche Beredſamkeit bekannt machte. Nero, der von den Talenten des jungen Lucan, mehr noch aber von den niedrigen Schmeicheleien, welche ihm dieſer im Eingange ſeiner Pharſalis geſagt hatte, bezaubert war, erhob ihn, noch ehe er das gehörige Alter erreicht hatte, zur Augur- und Quäſtorwürde. Nichts deſtoweniger beging Lucan eine Unvorſichtigkeit, die an einem Schmeichler in Erſtaunen ſetzen muß. Nero wollte nämlich auf dem Parnaß denſelben Rang behaupten, wie auf der Erde, und Lucan war unklug genug, ihm dieſen Rang ſtreitig machen zu wollen. Er wagte es, mit ihm um den Preis in der tragiſchen Poeſie zu ſtreiten und wählte den Orpheus, Nero hingegen die Niobe zum Gegenſtande ihrer Tragödieen. Lucan ſiegte und Nero hatte den Schmerz, ſeinen Nebenbuhler auf dem Theater des Pompeius gekrönt zu ſehen. Was war alſo natürlicher, als daß Nero jede Gelegenheit mit Freuden ergriff, wo er ſeinen Sieger kränken konnte? Aber damit noch nicht genug, bot ſich ihm bald eine Veranlaſſung dar, wo er ihn ganz verderben konnte. Lucan, der nämlich über die Verfolgungen ſeines Gegners erbittert war, ließ ſich in die piſaniſche Verſchwörung ein; dieſe ward entdeckt und Lucan zum Tode verurtheilt. Nero's ganze Gnade gegen ihn beſtand darin, daß dem Unglücklichen die Wahl gelaſſen wurde, auf welche Weiſe er ſterben wollte. Lucan ließ ſich alſo im Bade die Adern öffnen und ſagte in den letzten Augenblicken ſeines Lebens die Verſe her, welche er kurz vorher auf einen Soldaten, der dieſelbe Todesſtrafe erlitten, verfertigt hatte. Er ſtarb im J. 65 nach Chr. Geb., mit der Ruhe eines Philoſophen. Doch meldet uns Tacitus, daß er, um dem Tode zu entgehen, ſeine Mutter angeklagt und auf dieſe das Verbrechen der Verſchwörung geworfen habe. Von allen ſeinen Werken iſt uns nur noch ſeine Pharsalia, sive belli civilis Caesaris et Pompeji, Lib. X. (Pharſalien, oder der Krieg zwiſchen Cäſar und Pompejus) übrig. Da er in dieſem Gedichte der hiſtoriſchen Wahrheit nur allzu treu geblieben iſt, ſo iſt dadurch der Inhalt deſſelben ziemlich trocken und unfruchtbar geworden. Dieſe Fehler, ſo wie den Mangel der Erfindung, bemüht er ſich vergebens, durch die Hochherzigkeit ſeiner Charaktere erſetzen zu wollen; obenein fällt er auf

dieſem Wege nicht ſelten in das Schwülſtige, ja oft Rieſenmäßige und in das Falſcherhabene. So trägt es ſich zu, daß uns Cäſar und Pompejus oft klein erſcheinen, weil ſie ſich gar zu groß darſtellen. Aber wenn Lucan von dieſer Seite dem Homer und Virgil nachſtehen muß, ſo finden wir von der andern Züge in demſelben, welche wir in der Iliade und der Aeneide vergebens ſuchen würden. Mitten unter ſchwülſtigen Declamationen bietet er uns in ſeinen Reden oft ſo kräftige und kühne Gedanken dar, daß wir oft an Livius und Tacitus erinnert werden. In ſeinen Charakterſchilderungen gleicht er dem Salluſt; eine einzige Zeile enthält ein vollendetes Gemälde. Aber, wenn er bloß erzählt, ſo gleicht er einem Zeitungsſchreiber, der poetiſch werden will. Der Werth Lucans beſchränkt ſich alſo darauf, daß er ſeinen Perſonen kräftige Gedanken, Stolz, Nachdruck und Erhabenheit in den Mund legt. Er hatte unſtreitig Genie, das aber ohne Geſchmack und ohne Regel war. Seine Pharſalien verdienen alſo unſer Lob, ſowol, was ihren dichteriſchen Ausdruck, welcher trotz ſeiner Fehler große Schönheiten beſitzt, als was die wahrhaft genialen Züge anbetrifft, welche in denſelben enthalten ſind; jedoch müſſen wir jungen Gemüthern rathen, gegen ein Werk auf ihrer Hut zu ſeyn, in dem ſich die Jugend des Verfaſſers nur zu ſehr zeigt und deſſen Fehler ſo verführeriſch ſind. Von beſonderer Schönheit iſt die Stelle des Gedichts, wo man dem Cäſar den Kopf des Pompejus aufdeckt, ſo wie die Reden des Labienus und des Cato für unübertreffbar gehalten werden. Das Ende des zehnten Buchs, ſo wie vielleicht noch mehrere Bücher dieſes Gedichts, ſind, nebſt allen andern Werken des Lucan, verloren gegangen. Auch ſcheint er an die Pharſalien überhaupt noch nicht die letzte Hand gelegt zu haben. Die vorzüglichſten Ausgaben davon ſind: Cum notis Hug. Grotii et var. Lugd. B. 1669. 8. — Lond. 1719. 8. ed. Mich. Maittare, kritiſch. — Ex sec. Gottl. Corte. Lips. 1726. 8. und Glasguae 1751. 8. — Cum notis Franc. Oudendorpii et var. Lugd. B. 1740. 4. m. (4 Rthlr.) — Ed. J. Brindley, Lond. 1750. II. Vol. 12. ſchön. — Cum not. H. Grotii et R. Bentley, Strawsberry Hill 1760. 4. m. — Dem Lucanus wird auch von vielen Gelehrten nicht unwahrſcheinlich ein Carmen panegyricum ad Calpurnium Pisonem zugeſchrieben. Zu ſeinen verloren gegangenen Werken gehören: Catacausmos Iliacus; Catalogus Heroidum; Hectoris Lytra; Orpheus; Saturnalia; Silvarum Libri X.; Satyricae Tabulae XIV.; Medea, ein unvollendetes Trauerſpiel und andere.

Lucas iſt der Verfaſſer eines Evangeliums, das ſich unter den übrigen Nachrichten vom Leben Jeſu durch Vollſtändigkeit, Genauigkeit und Spuren nicht gemeiner Kenntniſſe auszeichnet, und der Apoſtelgeſchichte, in der er wohlgeordnete Nachrichten von der Entſtehung der chriſtlichen Kirche und beſonders von den Reiſen des Apoſtels Paulus giebt. Obgleich beide Bücher nur für einen Freund, Namens Theophilus, beſtimmt waren, gelangten ſie doch bald zu kanoniſchem Anſehn und wurden in den Kirchen öffentlich vorgeleſen. Ueber die Lebensumſtände des Evangeliſten Lucas iſt weiter nichts Zuverläſſiges bekannt, als daß er ein geborner Jude, ein Zeitgenoſſe der Apoſtel, der die Nachrichten vom Leben Jeſu aus dem Munde von Augenzeugen gehört haben konnte und ein mehrjähriger Begleiter des Apoſtels Paulus auf ſeinen Reiſen war, daher er auch in der Apoſtelgeſchichte berichtet, was er ſelbſt geſehen und mit erlebt hatte. Die Vermuthung, er ſey ein Arzt geweſen, iſt wahrſcheinlicher als die Sage, die ihn zu einem Maler macht und Anlaß gegeben hat, daß ein altes zu Rom aufbe-

wahrtes Chriſtusbild für ſein Werk gehalten wird und die Zunft der Maler ihn als ihren Schutzheiligen ehrt, wie denn auch eine berühmte Akademie dieſer Künſtler zu Rom ſich nach ihm nennt. E.

Lucas von Leyden, einer der Begründer der neuern Kunſt im Norden, ſteht an Dürers, Holbeins und Cranachs Seite als Muſter der altdeutſchen Schule da, und muß ſchon deshalb für uns Deutſche um ſo intereſſanter ſeyn, ob er gleich im ſtrengen Sinne Deutſchland nicht angehört. Geboren zu Leyden im Jahr 1494, genoß er frühzeitig den Unterricht ſeines Vaters, Hugo Jacobs, eines mittelmäßigen Künſtlers, und ſpäter des Cornelius Engelbrecht, eines vorzüglichen Malers und Schülers des van Eyk. Bald zeigte ſich ſein großes Talent zur Kunſt, denn ſchon im 9ten Jahre lieferte er einige ſelbſterfundene Bilder, und in ſeinem 12ten ſetzte er alle Kenner durch einen in Waſſerfarbe gemalten heiligen Hubertus in Erſtaunen. Im 15ten trat er mit mehrern ſelbſt componirten und geſtochenen Blättern auf, worunter die Verſuchung des heil. Antonius und die Bekehrung des heil. Paulus in Hinſicht der Compoſition, des charakteriſtiſchen Ausdrucks, der Drappirung, der Behandlung des Grabſtichels, muſterhaft ſind. Seit dieſer Zeit lieferte er viele Gemälde in Oel, Waſſerfarben, auf Glas, und eine Menge Kupferſtiche, die mit dem größten Beifall aufgenommen wurden und ſeinen Ruhm allgemein verbreiteten. Im J. 1527 unternahm er eine Reiſe durch Flandern und Holland, wo er mit den berühmteſten Künſtlern Bekanntſchaft machte. In vorzüglich freundſchaftliche Verhältniſſe trat er von da an mit dem berühmten Johann von Mebuſe. Aber auch mit dem großen Albrecht Dürer ſchloß er ein inniges Freundſchaftsbündniß, als ihn dieſer in Leyden beſuchte. Beide malten damals ihre Bildniſſe auf Einer Tafel. Man ſagt, daß Lucas auf der gedachten Reiſe von neidiſchen Künſtlern Gift empfangen habe; ſoviel iſt wenigſtens gewiß, daß er ſeitdem einen ſiechen Körper behielt, und nach einigen Jahren, die er jedoch unter immerwährender Beſchäftigung mit der Kunſt verlebte, im J. 1533 ſtarb. Dieſer Künſtler iſt faſt in allen Theilen der Kunſt vollkommen zu nennen, ungeachtet er ſich von dem Geſchmack, der die Kindheit der Malerei charakteriſirt, nicht völlig losreißen konnte. Seine Erfindungen ſind geiſtreich, ſcharfſinnig und mannichfaltig, ſeine Gruppirung verſtändig und natürlich. Charakter leuchtet aus allen ſeinen Figuren, beſonders Köpfen hervor, der freilich nicht allemal edel genannt werden kann. Die Stellungen und Wendungen der Figuren ſind von großer Verſchiedenheit, welches bei der großen Menge von Perſonen, die man oft auf ſeinen Bildern findet, um ſo mehr zu bewundern iſt. Seine Zeichnung iſt richtig, doch nicht ideal, ſondern nach der Natur des Landes, worin er lebte. Die Gewänder ſind zwar meiſt wahr geworfen, doch immer ohne Wahl, überladen und durch viele kleinliche Falten verunſtaltet. Die Färbung iſt gefällig, natürlich, doch die Luftproſpective vernachläſſigt, und eine gewiſſe, der damaligen Kunſtperiode eigene Härte darin unverkennbar. Ungeachtet großer Ausführung malte Lucas doch mit einem leichten Pinſel. Auch ſeine Kupferſtiche und Holzſchnitte zeugen von der ſorgfältigſten fleißigſten Behandlung; ſie ſind ſehr hochgeſchätzt und ſelten. Vorzüglich intereſſant ſind die Blätter, worin dieſer Künſtler mit Albrecht Dürer wetteifernd einen und denſelben Gegenſtand behandelt hat. Beide Freunde theilten ſich dann oft ihre Ideen und Compoſitionen gegenſeitig mit. Die vollſtändigſte und ſchönſte Sammlung der Stiche dieſes Meiſters iſt auf der Bibliothek zu Wien. Seine Gemälde ſind in mehreren Gallerieen zerſtreut, die vorzüglichſten davon aber in Leyden, in Wien, Dresden, München, und in der Tribune

zu Florenz. Im Umgang war Lucas ein höchſt angenehmer, geſprächiger Mann, voller Leben, geiſtreich und witzig, ſo daß er überall gern geſehen wurde. B. L.

Lucca war urſprünglich eine Colonie der Römer, welche mit dem Sturze des longobardiſchen Reichs 774 unter Carl dem Großen an Frankreich und nachher durch Otto I. (den Großen) an Deutſchland fiel. Ludwig der Bayer ernannte 1327 den verrufenen Caſtruccia Caſtracani zum Herzoge, welche Würde jedoch bei deſſen Tode wiederum erloſch. Darauf erkaufte der Genueſer Spinola die Herrſchaft über die Stadt, trat ſie aber hernach bei Heinrichs VII. Anweſenheit in Italien an dieſen ab. Dieſer verkaufte ſie an das parmeſaniſche Haus Roſſi, auf welches der Veroneſer Scaliger folgte, der aber ebenfalls nach kurzer Zeit die Herrſchaft an Franz verkaufte. Unter Carl IV. erhielt ſie 1370 ihre Freiheit, welche ſie auch unter der Staatsleitung eines Gonfaloniere und eines Staatsraths, bis in die neueſten Zeiten behauptete. Nachdem ihr im Jahre 1797 die Franzoſen unter Serrurier eine neue Verfaſſung aufgedrungen hatten, ward Lucca 1805 in ein Fürſtenthum verwandelt und, mit Piombino vereinigt, dem Schwager Bonaparte's, Bacciocchi, gegeben. Der Wiener Congreß theilte das Land der Königin von Etrurien zu, welche aber daſſelbe noch nicht in Beſitz genommen hat, weil ſie an ihm kein Aequivalent für ihre verlornen Staaten findet. Dieſer kleine Staat gränzt an das Genueſiſche, Florentiniſche, an die vormalige Lombardei und an das liguſtiſche Meer und hat auf 23 Quadratmeilen 120,000 Einwohner. Es hat nicht hinlänglich Getreide, aber Wein, Oel und Caſtanien im Ueberfluſſe. Vier geogr. Meilen von der Stadt liegen die berühmten und ſtark beſuchten Bäder von Lucca. Die Religion iſt die römiſch-katholiſche und der dortige Erzbiſchoff ſteht unmittelbar unter dem Papſte. Die Manufacturen, beſonders die in Seide, ſind ausnehmend blühend; das Hauptproduct des Gebiets beſteht jedoch in Baumöl, von welchem die feine Sorte weltberühmt iſt und weit, inſonderheit nach England hin, ausgeführt wird. Die Bevölkerung der Stadt Lucca hat in den letzten Jahren ſehr abgenommen; man zählt jetzt nur etwa 22,000 Einwohner. Seit 1802 iſt daſelbſt auch eine Univerſität errichtet worden.

Luccheſini (Marquis von), preußiſcher Staatsminiſter, aus einer Patricierfamilie von Lucca, ward Friedrich II. nach 1778 vom Abbé Fontana vorgeſtellt, der ihn mit einem Gehalte von 2000 Thalern und dem Kammerherrntitel als Bibliothekar in ſeine Dienſte nahm; Luccheſini wurde der literariſche Freund Friedrichs II. und von dieſem ſeiner Kenntniſſe wegen ausnehmend geſchätzt. Erſt unter deſſen Nachfolger ward er diplomatiſch angeſtellt und nach Warſchau geſandt, wo er ſich 1788 bei Eröffnung des Staatsraths befand. Er benahm ſich hier mit vieler Gewandtheit, wiegelte die für die Unabhängigkeit geſtimmte Partei gegen Rußland auf und brachte es ſomit im März 1790 zwiſchen Preußen und Polen zur Abſchließung eines Allianztractats. Im darauf folgenden Juli wohnte er in der Eigenſchaft eines bevollmächtigten Miniſters der Zuſammenkunft in Reichenbach bei, um in Vereinigung mit dem engliſchen und holländiſchen Miniſter zwiſchen den Türken und dem Kaiſer den Frieden einzuleiten. Im Juli 1792 ging er abermals nach Warſchau, wo er durch die obwaltenden Umſtände zum Bruch des Allianztractats, den er ſelbſt unterzeichnet hatte, genöthigt ward. Im Januar 1793 ernannte ihn darauf der König zum preußiſchen Bothſchafter in Wien; er begleitete dieſen jedoch während des größten Theils des damaligen Feldzugs. Erſt im März 1797

ward er von Wien zurückberufen und im Sept. 1802 als außerordentlicher Geſandter nach Paris geſandt, von wo er ſich ſpäter nach Mailand begab, um dem Kaiſer und mehrern Großen ſeines Hofes die Decoration des preußiſchen ſchwarzen Adlers zu überbringen. Seinen Anregungen gab man beſonders den Ausbruch des preußiſch-franzöſiſchen Kriegs im Sept. 1806 Schuld. Er begleitete den König bis nach der Schlacht bei Jena, unterzeichnete nach derſelben zu Charlottenburg mit Napoleon einen Waffenſtillſtand, den aber der König nicht ratificirte, und nahm, in Folge aller dieſer Ereigniſſe, da er die Gunſt des Königs verloren zu haben glaubte, ſeine Entlaſſung, um nach Lucca zurückzukehren. Späterhin ward er bei Napoleons Schweſter, der Fürſtin von Lucca, als Kammerherr angeſtellt, und begleitete dieſe zur zweiten Vermählung ihres Bruders nach Paris. Bald darauf ſtarb er in ſeiner Vaterſtadt. Der Graf von Segür urtheilt in ſeinem Tableau historique et politique de l'Europe von Luccheſini, in Betreff ſeiner oberwähnten polniſchen Miſſion folgendes: „Niemand war zu einer ſolchen Stelle geeigneter, als er. Seiner Thätigkeit entſchlüpfte kein Augenblick unbenutzt. Feurig in Verfolgung ſeines Ziels, ſchnell entſchloſſen, die zweckdienlichſten Mittel zu ergreifen, vereinte der Marquis von Luccheſini die Eigenſchaften eines gewandten Höflings mit der Geübtheit eines Staatsmanns. Gelehrt, ohne Pedanterie, lieferte ihm ſein glückliches Gedächtniß eben ſo viele nützliche Thatſachen zum Behufe ſeiner Arbeiten, als anziehende Anecdoten für die Belebung einer Geſellſchaft. Seine Vertrautheit mit Friedrich II. hatte ihm ein bedeutendes Anſehn gewonnen; ſein einſchmeichelnder Charakter führte ihn in das Innere aller Charaktere ein; ſeine Feinheit zog bald den Schleier von allen Geheimniſſen, und ſeine warme Thätigkeit, die ihm ein offenes freies Weſen gab, während ſie ſeinen wahren Sinn glücklich verdeckte, beredete die Polen, daß er ihre Angelegenheit mit einem Eifer umfaſſe, als wäre es ſeine eigene."

Lucian Bonaparte, ſ. Bonaparte.

Lucianus, von Samoſata in Syrien gebürtig, lebte wahrſcheinlich von 120 bis 200 nach Chr., und ſcheint unter Trajan geboren zu ſeyn. Seine Eltern, welche uns ganz unbekannt ſind, waren, wie es ſcheint, ſehr arm. Der Vater beſtimmte ihn für die Bildhauerkunſt, ohne daß er die geringſte Neigung dafür hatte, und ſchickte ihn zu ſeinem Oheim mütterlicher Seite, bei dem er ſie erlernen ſollte. Als ihn dieſer aber einſtens wegen ſeiner Ungelehrigkeit züchtigte, entfloh Lucianus und widmete ſich den Wiſſenſchaften. Zuerſt begab er ſich nach Antiochia, wo er die Kunſt der gerichtlichen Beredſamkeit ſtudirte, aber bald eine entſchiedene Abneigung dagegen bekam, als er das nichtswürdige Verfahren der meiſten Sachwalter kennen lernte. Nun widmete er ſich dem Studium der Philoſophie, durchreiſete verſchiedene Länder, legte in Italien, Spanien und Gallien, nach damaliger Sitte, öffentliche Proben ſeiner Beredſamkeit ab und erwarb ſich dadurch ſchon als junger Mann einen ausgezeichneten oratoriſchen Ruhm. Aus Gallien begab er ſich nach Griechenland, ward darauf unter dem Kaiſer Marcus Aurelius Procurator von Egypten, und ſtarb, wie man glaubt, in einem Alter von 90 Jahren am Podagra. Man bemerkt in ſeinen Schriften, die ſich weder in die Labyrinthe der Sophiſtik, noch der Schwärmerei verlieren, aber dagegen eine ſeltene Kunſt und Gewandtheit des Dialogs, ſo wie eine vollendete und unübertroffene Eleganz der Diction beurkunden, einen hohen Grad von practiſcher Welt- und Menſchenkenntniß, die vertrauteſte Bekanntſchaft mit der Denkart und den Sitten ſeiner

Zeit, beſonders in der großen und philoſophiſchen Welt, mit der Mythologie und Geſchichte, den philoſophiſchen Syſtemen der älteſten griechiſchen Weltweiſen, den Mißbräuchen, welche die ſpätern Anhänger derſelben davon machten, und mit den Schärmereien des Orients, vorzüglich Alexandria's. Seine heitere Stimmung verhinderte ihn, die ſittliche Verdorbenheit ſeiner Zeit mit dem Ernſte eines Seneca zu rügen; er griff nur die lächerliche Seite derſelben auf und Spott war das einzige Mittel, deſſen er ſich zur Heilung der Thoren bediente. Vorzüglich verlachte er den religiöſen Aberglauben und die damaligen Afterphiloſophen. Um die eigentliche theoretiſche, ſpeculative Philoſophie ſcheint er ſich am wenigſten bekümmert zu haben, ob er gleich, wie ſeine übrige Geiſtesbildung beweiſet, nicht ganz Fremdling in derſelben ſeyn konnte. Aber ihre, über die Erfahrung hinausgehenden, über Alles abſprechenden Entſcheidungen, ihren Widerſpruch mit ſich ſelbſt konnte er unmöglich mit ſeiner Geiſſel verſchonen. Dem wahren Geiſte des Cynismus und Epicuräismus ſcheint er am meiſten angehangen zu haben, obgleich dies die Ausartung beider Syſteme in der damaligen Zeit nicht vor ſeiner Geiſſel ſchützte. Verſchiedene neuere Schriftſteller halten ihn für einen Skeptiker, aber richtiger könnte man ihn einen freien Eklektiker nennen, der aus jedem philoſophiſchen Syſteme nach Gutdünken das Beſte nahm, ohne ſich jedoch ſelbſt zu einem eigenen zuſammenhängenden Syſtem der Philoſophie zu bekennen. In ſeinem Peregrinus ſchilderte er einen vollendeten philoſophiſchen Schwärmer, dergleichen damals der Orient ſo viele hervorbrachte. Eine der beſten Ausgaben ſeiner zahlreichen Schriften iſt diejenige, welche 1743 zu Amſterdam in drei Quartbänden erſchienen iſt. Sie ſind (1788 und 1789) von Wieland in 6 Octavbänden und mit Anmerkungen und Erläuterungen überſetzt worden.

Lucifer (bei den Griechen Phosphorus) Sohn der Aurora, vor der er immer auf einem weißen Pferde herzuziehen pflegt, alſo der Morgenſtern. Wenn er den Abendſtern (Heſperus) bedeutet, hat er ein dunkles Pferd. Daher waren ihm überhaupt die Reitpferde gewidmet und die Römer gaben ihm ſelbſt den Namen: Desultor.

Lucilius (Cajus), römiſcher Ritter, Großonkel von mütterlicher Seite Pompejus des Großen, ward 147 vor Chr. zu Sueſſa geboren und machte im Kriege gegen Numantia unter Scipio Africanus, mit dem er ſehr vertraut war, ſeinen erſten Feldzug. Man betrachtet ihn als den Erfinder der Satyre, weil er ihr zuerſt diejenige Form, unter welcher hernach dieſe Dichtungsart von Horaz, Perſius und Juvenal ausgebildet worden iſt, gegeben hat. Ennius und Pacuvius hatten ſchon früher in derſelben Gattung gearbeitet; nur waren dieſe Productionen noch zu roh, als daß man die Verfaſſer derſelben hätte für eigentliche Erfinder gelten laſſen können. Lucilius übertraf ſie und ward ſeinerſeits von denen übertroffen, welche nach ihm kamen. Horaz vergleicht ihn mit einem Fluſſe, der unter mehrerem Unrathe einen koſtbaren Sand mit ſich führt. Von dreißig Satyren, welche er verfertigt hat, ſind uns nur noch einige Fragmente übrig. Dieſe beſitzen wir in verſchiedenen Ausgaben, von denen die zu Amſterdam (1661 in 4.) und zu Padua (1735 in 8.) für die beſten gehalten werden. Bei ſeinen Lebzeiten hatten ſeine Satyren ein ſolches Anſehen, daß es für ein Verbrechen galt, an deren Vortrefflichkeit zu zweifeln. Lucilius ſtarb zu Neapel um das J. 103 vor Chr. Geburt.

Lucina, ein Beiname der Juno, wird entweder von lucus (Hain, weil ihr Tempel in einem Haine ſtand), oder von lux (Licht,

weil durch ſie die Kinder bei der Geburt ans Licht gebracht wurden), oder auch von luceo (ich leuchte, weil ſie den Mond bedeuten ſoll) hergeleitet. Am 1. März wurde ihr zu Ehren ein Feſt gefeiert, bei welchem ſich die Mütter in ihrem Tempel verſammelten, ihn mit Blumen ſchmückten und ſich eine glückliche und tapfere Nachkommenſchaft, Fruchtbarkeit und eine leichte Entbindung erflehten.

Luckner (Nicolas) war zu Cham in Bayern geboren und ſtudirte 1737 zu Paſſau. Im ſiebenjährigen Kriege errichtete er ein Corps Huſaren für Hannover, an deſſen Spitze er überaus tapfer und glücklich focht. Als dieſes Corps, deſſen ganzes Zutrauen er beſaß, nach dem Frieden entlaſſen wurde, ging er aus Verdruß in franzöſiſche Dienſte, wo er ſich nachher ſo empor ſchwang, daß ihn Ludwig XVI. zu der Würde eines Marſchalls von Frankreich erhob. Seine Bildung hatte nichts Einnehmendes; er war klein von Perſon und der franzöſiſchen Sprache nicht recht mächtig, wie er ſelbſt einmal öffentlich in der Nationalverſammlung erklärte. Deſſen ungeachtet ſtand er in großer Achtung bei den Soldaten und erwarb ſich auch das Zutrauen der Regierung, weil man wußte, daß er für die Ehre der Nation fechte, ohne ſich darum zu bekümmern, ob Frankreich von einem Könige regiert, oder in eine Republik umgegoſſen werde. Eben deswegen achtete man auch wenig auf ſeine unbedachtſamen Reden, die bald royaliſtiſch bald republikaniſch waren, je nachdem ſich Luckner in dem Genuſſe des Weins, an deſſen Süßigkeit er viel Behagen fand, übernommen hatte. Weil aber ſein hohes Alter zu kühnen Unternehmungen nicht mehr tüchtig ſchien, ſo wurde ihm im Anfange des Kriegs 1792 das Commando über die Central-Armee übertragen. An Dümouriez konnte er ſich anfänglich nicht recht gewöhnen, wurde zuletzt jedoch mit ihm vertraut. Die Bergpartei verzweifelte endlich an ſeinem Patriotismus und rief ihn von der Armee zurück. Er ſchmachtete in einem Kerker und mußte zum Lohn für ſeine Dienſte, die er Frankreich eine lange Reihe von Jahren geleiſtet hatte, am 4. Jan. 1794 unſchuldig die Guillotine beſteigen.

Lucretia, ſ. Brutus.

Lucretius (Titus) **Carus**, ein römiſcher Ritter, wahrſcheinlich im Jahre der Stadt 659 zu Rom geboren, ſtudirte zu Athen unter Zeno und Phädrus die epicuriſche Philoſophie. Man erzählt, er ſey durch einen Liebestrank wahnſinnig geworden und habe dann, in lichten Intervallen, verſchiedene Schriften verfertigt, ſich nachher aber im 44. Jahre ſeines Alters ſelbſt entleibt. Alle dieſe Nachrichten ſind jedoch nicht erwieſen. Wir beſitzen von ihm ein Lehrgedicht in 6 Büchern: De rerum natura, in welchem die Grundſätze der epicuriſchen Philoſophie vorgetragen werden. Der meiſt ganz unpoetiſche Stoff dieſes Gedichts mußte das Mißlingen deſſelben herbeiführen. Indeſſen zeigen mehrere Theile deſſelben, z. B. die Beſchreibung des menſchlichen Elends, die Gewalt der Leidenſchaften, die ſchreckliche Peſt Griechenlands ꝛc., daß Lucrez wahrhaftes Dichtertalent beſaß. Es wird, der veralteten Wörter und neuerfundenen Bedeutungen wegen, ſelbſt vom Quintilian für ſchwer zu verſtehen gehalten; aus dieſem Grunde hat es auch nur ſehr geringe Aufmerkſamkeit bei den Römern erregt. Unter den verſchiedenen Ausgaben zeichnet ſich beſonders die von Thomas Creech, 1695, wegen der beigefügten Erläuterungen der epicuriſchen Philoſophie, aus. Dieſe Ausgabe iſt auch 1776 zu Leipzig wieder abgedruckt.

Lucullus (L. Licinius) kann beſonders durch ſeine Beſiegung des Mithridates von allen ſeinen Vorfahren und Anverwandten, die dieſel-

den Vornamen führen, als der berühmteſte unterſchieden werden. Mit ſeinem Bruder, Marcus Licinius Lucullus, zugleich zum Aedilis Curulis erwählt, bewies er im marſiſchen Kriege ſehr viele Klugheit und Tapferkeit; in dem Bürgerkriege des Sylla und Marius hielt er es mit dem erſten. Im Jahre der Stadt 679 ward er nicht nur Conſul, ſondern auch Befehlshaber der Armee, welche nach Cilicien gegen den Mithridates marſchiren ſollte. Da er ſchon vorher während ſeiner Quäſtur den Mithridates als Unterfeldherr bekriegt hatte, ſo war ihm das Land, wo der Krieg geführt werden ſollte, hinlänglich bekannt. Als er in Aſien angekommen war, ſorgte er zuerſt dafür, daß die alte Kriegszucht, welche die römiſchen Soldaten unter den ſchwelgeriſchen Aſiaten vergeſſen hatten, wieder hergeſtellt würde. Mithridates hatte ſich indeſſen in einen furchtbaren Vertheidigungszuſtand geſetzt und ſogar den Feldzug durch eine ſiegreiche Seeſchlacht gegen den Mitconſul des Lucullus, Aurelius Cotta, glücklich eröffnet. Lucullus war daher genöthigt, ſeinen Angriff zu Lande gegen dieſen mächtigen Feind zu beſchleunigen. Als er jedoch der ungeheuern Armee des Mithridates in die Nähe gekommen war und ihre Stärke erforſcht hatte, hielt er es für rathſam, eine Hauptſchlacht mit derſelben zu vermeiden. Mithridates wollte nun die Stadt Cycicum, welche der Schlüſſel von Aſien und von den Römern beſetzt war, mit einer beträchtlichen Macht belagern; Lucullus erfuhr dieß, und es glückte ihm, dem Nachtrabe deſſelben auf dem Marſche dahin eine ſtarke Niederlage beizubringen. Damit noch nicht zufrieden, folgte er der Armee des Mithridates auf dem Fuße und ſchnitt derſelben, durch Beſetzung eines engen Paſſes, alle Zufuhr der Lebensmittel ab, wodurch jener genöthigt ward, die Belagerung von Cycicum aufzuheben. Nun rückte Lucullus an die Küſten des Helleſponts, rüſtete eine Flotte aus, ſchlug mit derſelben eine Flotte des Mithridates bei der Inſel Lemnos, und fügte dieſer einen anſehnlichen Verluſt zu. Dieſer Sieg zur See ſetzte ihn in den Stand, alle übrigen Flotten des Mithridates aus dem Archipelagus zu verjagen, ſo, daß die Römer Herren dieſes Meers wurden. Nicht weniger glücklich waren auch die Unterfeldherren des Lucullus zu Lande, ſo, daß in Kurzem ganz Bithynien und Paphlagonien in die Hände der Römer fiel. Er ſtellte ſich nun wieder an die Spitze ſeiner Landarmee, um in Pontus ſelbſt einzufallen, und eroberte verſchiedene Städte, wurde aber dennoch in einem Treffen von Mithridates geſchlagen. Zwei andere Feldherren deſſelben litten jedoch eine ſolche Niederlage, daß Mithridates zu dem Entſchluſſe gebracht wurde, ſich zurückzuziehen. Allein dadurch wurde das Heer deſſelben ſo muthlos gemacht, daß es, ſtatt eines ordentlichen Rückzugs, förmlich die Flucht ergriff, den König verließ und dieſen dadurch nöthigte, bei ſeinem Schwiegerſohne Tigranes in Armenien Schutz zu ſuchen. Nun ward ganz Pontus von Lucullus erobert und zur römiſchen Provinz gemacht. Da Tigranes ſich weigerte, den Mithridates an die Römer auszuliefern, ſo mußte Lucullus auch gegen dieſen zu Felde ziehen. Tigranes ward geſchlagen; er übergab daher den Befehl ſeiner Armeen dem Mithridates, welcher damit in Pontus eindrang, einen großen Theil deſſelben eroberte und die Römer unter dem M. Fabius in die Flucht ſchlug. Allein von Lucullus erlitt er wieder eine ſtarke Niederlage. Indeſſen verlor Mithridates den Muth nicht und ſiegte ſogar im folgenden Feldzuge wieder über einen Unterfeldherrn des Lucullus. Dieſer ward nun durch die Meutereien ſeiner Soldaten, die ihn, vielleicht nicht mit Unrecht, des Geizes und der Habſucht beſchuldigten, an wirkſamen Unternehmungen gegen den Mi-

thridates gehindert. Die Nachricht von dieſem Mißvergnügen der Soldaten gegen den Lucullus kam nach Rom. Da man nun hier die Klagen der Soldaten für gegründet erkannte, ſo wurde dem Lucullus das Commando genommen und er ſelbſt nach Rom zurückberufen. Indeſſen empfingen ihn hier die Patricier mit allen Zeichen der Hochachtung und beehrten ihn mit einem außerordentlich glänzenden Triumphe. Von nun an lebte Lucullus als Privatmann in Rom und genoß ſeiner ungeheuern Reichthümer, die er mit aus Aſien gebracht hatte. Doch vergaß er über den Genuß der Vergnügungen des Lebens nicht die edlern und ernſtern Beſchäftigungen eines unterrichteten, gebildeten Geiſtes. Während ſeines Aufenthalts in Griechenland, als Quäſtor in Macedonien, und als Feldherr im mithridatiſchen Kriege, war er mit allen damals lebenden Philoſophen vertraut geworden. Sein vornehmſter Lehrer war der Akademiker Antiochus, der ihn auch auf einigen ſeiner Feldzüge begleitete. Daher intereſſirte ſich auch Lucullus am meiſten für das platoniſche Syſtem. Nach ſeiner Rückkehr nach Rom ſetzte er mit allem Eifer das Studium der Philoſophie fort, zog ſelbſt viele Gelehrte nach Rom und verſtattete ihnen freien Zutritt in ſeinem Hauſe. Auch legte er eine zahlreiche Bibliothek an, deren Gebrauch dem ganzen Publicum frei ſtand und die auch Cicero fleißig benutzte. Zur Errichtung und Verwaltung derſelben bediente er ſich des Tyrannion, den er im mithridatiſchen Kriege zum Gefangenen gemacht hatte, und welchen er nachher dem Murena überließ, der ihm die Freiheit ſchenkte. Durch ſein Beiſpiel reizte er auch andere reiche und vornehme Römer, gelehrte Männer auf ihre Koſten nach Rom zu ziehen. Zuletzt ſoll Lucullus durch einen Liebestrank, den ihm ſein Freigelaſſener, Kalliſthenes, beigebracht hatte, ſo wahnwitzig geworden ſeyn, daß man ihm ſeinen Bruder zum Curator ſetzen mußte. Bald darauf ſtarb er. Lucullus war es, der im J. 680 nach Erb. R. den Kirſchbaum aus Ceraſanto in Pontus zuerſt mit nach Rom brachte und daſelbſt anpflanzen ließ, von wo ſich nachher dieſer Baum über ganz Europa verbreitet hat.

Ludwig IX. (der Heilige), älteſter Sohn Heinrichs VIII. und Blanca's von Caſtilien, ward am 23. April 1215 geboren und zu Poiſſy getauft, weswegen er ſich auch zuweilen Louis von Poiſſy unterſchrieb. Unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, die bis dahin auch Regentin von Frankreich geweſen war, gelangte er am 8. Nov. 1226 zur Regierung, und hier geſchah es zum erſtenmale, daß Vormundſchaft und Regentſchaft ſich in einer Perſon vereinigt fanden. Die Königin, unterſtützt von dem Papſte, war bis dahin ſehr glücklich geweſen in der Unterwerfung der Barone und kleinen Fürſten des Reichs, welche, ſtets im Kriege unter ſich verwickelt, ihre Unabhängigkeit nur dazu nützten, die Ruhe des Reichs zu gefährden. Der junge König, zur Mündigkeit gelangt, ſetzte das begonnene Werk ſeiner Mutter mit Glück fort, rief die geſchickteſten und rechtſchaffenſten Männer in ſeinen Rath, ſteuerte dem Mißbrauche der geiſtlichen Jurisdiction, ſtillte die Unruhen in Bretagne, wußte während der Zwiſtigkeiten Gregors IX. und Friedrichs II. eine kluge Neutralität zu behaupten und beſchäftigte ſich überhaupt mit der Beglückung ſeiner Unterthanen. Eine weiſe Verwaltung ſeiner Staaten ſetzte ihn in den Stand, gegen Heinrich III. von England, mit welchem ſich die Großen der franzöſiſchen Krone vereinigt hatten, ein mächtiges Heer zu werben; er hatte das Glück ihn zuerſt 1241 bei Taillebourg in Poitou und dann 4 Tage nachher in der Nähe davon bei Saintes zu ſchlagen, an welchem letztern Orte er einen

vollkommenen Sieg über die Engländer davon trug, in deſſen Folge der König von England genöthigt ward, einen ihm ſehr nachtheiligen Frieden zu ſchließen. Als er im J. 1244 von einer heftigen Krankheit befallen wurde, that er das Gelübde, einen Kreuzzug nach Paläſtina zu machen, und weder die Bitten und Beſchwörungen ſeiner Mutter noch ſeiner Gemahlin vermochten ihn vier Jahre ſpäter von der Erfüllung jenes Gelübdes abzuhalten. Er ſchiffte ſich alſo mit ſeiner Gemahlin, ſeinen Brüdern und mit der Blüthe der franzöſiſchen Ritterſchaft ein und eroberte, als er auf der Rhede von Damiette gelandet war, 12[illegible] dieſe Stadt. Darauf wandte er ſich nach Aegypten, um daſelbſt den Sultan, in deſſen Gewalt Paläſtina ſich befand, anzugreifen. Er war ſo glücklich, dieſen zweimal zu ſchlagen, und that ſelbſt, beſonders in der Schlacht von Maſſure 1250 Wunder der Tapferkeit. Aber dieſer glänzende Anfang gebar ein unglückſeliges Ende. Die franzöſ. Armee, unter welcher ſich Hungersnoth und anſteckende Krankheiten einſtellten, ward zum Rückzuge genöthigt und auf dieſem von den Sarazenen faſt gänzlich zu Grunde gerichtet; ja, der König und ſein ganzes Gefolge, nebſt einem großen Theile der Armee gerieth in die Gefangenſchaft der Feinde. Dieſe unglückliche Lage nöthigte ihn, ſich und die Seinigen mit der Zurückgabe Damiette's, mit einem großen Löſegelde und einem Waffenſtillſtande von 10 Jahren loszukaufen. Nichts deſtoweniger blieb er noch bis 1254 in Paläſtina, um daſelbſt die Sache der Kreuzfahrer durch ſeine perſönliche Gegenwart aus Kräften aufrecht zu erhalten. Endlich begab er ſich zurück nach Frankreich, wo unterdeſſen die Königin Blanca, die muſterhaft und zum Vortheile des Reichs die Regierung geführt hatte, geſtorben war. Je tiefere Wunden ſeinem unglücklichen Vaterlande bis dahin durch den Krieg geſchlagen worden waren, je mehr ließ es jetzt Ludwig ſeine Sorge ſeyn, das Glück des Reichs zu begründen. Von neuem wandte er ſein Augenmerk auf die Rechtspflege der Geſetze, deren Anwendung bis dahin der Willkühr ſeiner Barone überlaſſen geweſen war. An 4 königl. Gerichte konnten von nun an die Unterthanen gegen die Ausſprüche ihrer Herren appelliren, und in die Parlamente, deren Sitzungen bis dahin nur von unwiſſenden Baronen, die oft nicht ſchreiben konnten, gehalten worden waren, wurden von nun an wirkliche Gelehrte aufgenommen. Auch verminderte er die Auflagen, die das Mark der Unterthanen erſchöpft hatten. Aber neben dieſen heilſamen Anordnungen gab er auch Geſetze, die von der Geiſtesfinſterniß ſeines Zeitalters zeugten: wer nur immer gegen irgend eine Satzung der Religion geredet hatte, deſſen Lippen wurden mit einem glühenden Eiſen durchbohrt. Im J. 1269 entwarf er die ſogenannte pragmatiſche Sanction, kraft welcher den Haupt- oder Domkirchen ihre Rechte geſichert wurden. Nichts deſtoweniger unterdrückte er bei vorkommenden Gelegenheiten die Anmaßungen der Geiſtlichkeit, wenn ſich dieſe über Gebühr ihrer Rechte überheben wollten. Welch ein Anſehn übrigens Ludwig IX. unter ſeinen Zeitgenoſſen hatte, beweiſet der Umſtand, daß ihn im J. 1264 Heinrich III. und deſſen Adel zum Schiedsrichter ihrer Zwiſtigkeiten wählten. Nachdem er mehrere franzöſiſche Provinzen, welche bis dahin in der Macht der Engländer geweſen waren, mit ſeinem Reiche verbunden hatte, entſchloß er ſich 1270, einen abermaligen Kreuzzug zu thun, gleichſam, als hätte er geglaubt, nicht ſelig zu werden, wenn er nicht Frankreichs Kräfte an die Unterdrückung der Sarazenen in Paläſtina verſchwendet hätte. Er ſchiffte demnach nach Africa über, belagerte Tunis und nahm die Citadelle dieſer Stadt ein. Aber es brach eine anſteckende Krankheit aus

und er ſelbſt ward am 25. Aug. 1270, nebſt einem großen Theile ſeines Heers ein Opfer derſelben. Die Lehren, welche er geſchrieben ſeinem Sohne hinterließ, beweiſen den vortrefflichen Geiſt, der dieſen König beſeelte; ein Geiſt, der, wäre er nicht von dem Aberglauben und der unheilbringenden Religionsſchwärmerei ſeiner Zeit umſchleiert geweſen, ihm unter den vortrefflichſten Regenten einen Platz angewieſen und ſeine Verwaltung zur ſegensreichſten aller Könige gemacht haben würde. Nach ſeinem Tode ward er 1297 von Bonifaz VIII. heilig geſprochen, und Ludwig XIII. erhielt es in der Folge vom Papſte, daß in allen Kirchen das Feſt deſſelben gefeiert werden durfte. Noch iſt anzumerken, daß die gelehrte Welt dieſem Könige vielleicht den erſten Plan zur Errichtung einer Bibliothek zu verdanken hat, welche damals freilich nur aus geiſtlichen Werken beſtehen konnte.

Ludwig XIII., mit dem Zunamen der Gerechte, wurde am 27. Sept. 1601 von Heinrich IV. und Marie von Medici geboren. Er beſtieg als der erſte Dauphin ſeit 84 Jahren, am 14. Mai 1610 den Thron, alſo an demſelben Tage, an welchem ſein Vater ermordet worden war. Marie von Medici, als Vormünderin ihres Sohnes und zugleich als Regentin des Reichs, verſchwendete die Schätze der Krone, um ſich eine Partei zu bilden; die Truppen wurden entlaſſen und Sülly durch eine unweiſe Behandlung genöthigt, ſich vom Hofe zurückzuziehen. Die hieraus entſtandene Schwäche des Reichs benutzten die Prinzen vom Geblüte und die Großen: ſie empörten ſich, den Marſchall Bouillon an ihrer Spitze. Gezwungen, ihren Forderungen nachzugeben, verleitete man ſie dadurch zu immer größern Eingriffen in die Rechte der Krone und des Volks. Frankreich ward eine Beute innerer Factionen und daraus entſtandener bürgerlichen Unruhen, welche die Untauglichkeit des Florentiners Concini, bekannt unter dem Namen Marſchall d'Ancre, der als Premierminiſter damals Frankreich beherrſchte, weit entfernt war, unterdrücken zu können. Die Unruhen ſtiegen aufs höchſte, als nun auch Heinrich II., Prinz von Condé, die königl. Partei verließ und in Vereinigung mit den Hugenotten die Waffen ergriff. Da ſich der König zu ſchwach gegen dieſen Angriff fühlte, ſo ſchloß er 1615 mit dem Prinzen Condé einen verſtellten Frieden, ließ ihn jedoch einige Zeit darauf in die Baſtille ſetzen. Dies war das Signal zum Aufſtande aller Prinzen und Großen des Reichs gegen den König. Es entſtand ein abermaliger Bürgerkrieg, in welchem die Aufrührer aber kein Glück hatten. Da nun auch der Marſchall d'Ancre, mit welchem der junge König ſehr unzufrieden war, am 24. Oct. 1671 auf der Brücke des Louvre ermordet worden, ſo ſchien die Ruhe im Allgemeinen wieder hergeſtellt zu ſeyn. Dieſer Zuſtand des Reichs durfte für ſo dauerhafter gehalten werden, weil der König bald darauf auch ſeine Mutter, welche bis dahin ihn ſelbſt und alle Großen des Reichs in tyranniſcher Knechtſchaft gehalten hatte, nach Blois verweiſen ließ. Aber eben daraus entſtanden neue Spaltungen: denn das Volk, welches Marien in ihrer Tyrannei gehaßt hatte, beklagte ſie jetzt, da ſie unglücklich war. Der König mußte ſich alſo nothgedrungen mit ihr verſöhnen, und es ward 1619 ein förmlicher Friede zu Angouleme zwiſchen den ſtreitenden Parteien abgeſchloſſen. Aber, kaum unterzeichnet, ward er auch ſchon wieder gebrochen: Marie ergriff, auf Anrathen des Biſchoffs von Luçon, abermals gegen ihren Sohn die Waffen. Man verſöhnte ſich, um bald darauf abermals mit einander zu zerfallen. Während dieſer innern Unruhen glaubten die Hugenotten, an deren Spitze Rohan und Soubiſe ſtanden, ihr Haupt von neuem emporheben zu können: ein

großer Theil des Reichs empörte ſich gegen den König. Nachdem der Sieg ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite geneigt hatte, und beide Parteien das Bedürfniß der Ruhe gleich ſtark fühlten, ward 1623 zwiſchen dem Könige und den Hugenotten ein abermaliger Friede geſchloſſen. Auch dieſer Friedensſchluß dauerte nicht länger, als die vorigen: Rochelle, der Stützpunct der Hugenotten, empörte ſich und ward von England unterſtützt. Der König ſchlug die Engländer zur See, eroberte die Inſel Ré und endlich am 28. Oct. 1628 auch Rochelle, welches ſich, unter der beiſpielloſen muthigen Anführung der Mutter des Herzogs von Rohan, gegen den Andrang der königl. Armee über ein Jahr vertheidigt und mit Hungersnoth und allen Schreckniſſen einer belagerten Stadt gekämpft hatte. Dieſe Belagerung koſtete der Krone 40 Millionen. Nachdem der König in den nun folgenden Kriegen mit dem Kaiſer, der dem Herzoge von Nevers, als neuem Herzoge von Mantua, die Belehnung verſagte, glücklich geweſen, ja im Juli 1630 die vereinigte kaiſerlich-ſpäniſche-ſavoyiſche Armee bei Veillane gänzlich aufs Haupt geſchlagen hatte, erfolgte 1631 ein Friedenstractat, durch welchen der Herzog von Mantua in ſeinen Beſitzungen beſtätigt ward. Aber kaum nach Frankreich zurückgekehrt, fanden der König und ſein Miniſter Richelieu daſelbſt neue Unruhen zu bekämpfen. Der einzige Bruder des Königs, Gaſton von Orleans und die Königin Mutter hatten ſich von neuem gegen Ludwig XIII. empört. Die Aufrührer wurden jedoch beſiegt und der Herzog von Montmorency, im Bunde mit Gaſton, in dem Treffen bei Caſtelnaudary am 1. Sept. 1632 geſchlagen, gefangen genommen und am 30. Oct. deſſelben Jahrs zu Toulouſe öffentlich hingerichtet; Gaſton hingegen erhielt Verzeihung. In dem nun folgenden Kriege mit Spanien, der in Deutſchland 13, gegen Spanien aber 25 Jahre dauerte, war Glück und Unglück auf beiden Seiten gleich vertheilt; doch gelang es dem Könige, die Spanier, welche in der Provence gelandet, und die Kaiſerlichen, welche bis in Bourgogne vorgedrungen waren, 1636 vom franzöſiſchen Gebiete zu vertreiben. Die Ereigniſſe des folgenden Jahrs waren noch günſtiger für Frankreich, und würden vielleicht überwiegend geweſen ſeyn, hätte nicht die gänzliche Erſchöpfung der Finanzen den Fortſchritten der franzöſiſchen Waffen unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg gelegt. In dieſem Zuſtande eines glorreichen Unglücks, welches ſeine, durch keine Geiſteserhabenheit gemilderte Herrſchſucht über Frankreich gebracht hatte, ſtarb Ludwig XIII. am 4. Mai 1643, und ließ das Reich, deſſen Ruhe fortan den verſchiedenen herrſchenden Factionen zur Beute werden ſollte, in einer Verfaſſung, welche das künftige Unheil, was über Frankreich kommen ſollte, vorbereitend, erſt in unſern Tagen ihre verderblichen Folgen gänzlich offenbart hat.

Ludwig XIV, König von Frankreich und Navarra, der dritte aus dem Hauſe Bourbon, geb. den 5. Sept. 1638 (nach 22jähriger Unfruchtbarkeit der Königin betrachtete man ihn als ein Geſchenk des Himmels, und nannte ihn Dieu-donné; er kam mit einigen Zähnen auf die Welt, worüber Grotius als politiſcher Seher in ſeinen Briefen ſcherzt.) Er ſtarb 1715, d. 1. Sept.; verm. 1) 1660 mit Maria Thereſia, Tochter Kön. Philipps IV. v. Spanien (ſt. 1683, 30. Jul.); 2) 1684 mit Franciſca d'Aubigné, Witwe Scarron, (Frau von Maintenon, ſt. 1719, 15. Apr.). Von ſeinen Mätreſſen ſind merkwürdig: Franciſca le Blanc de la Baume, Herzogin von Valiere, die 1675 ins Kloſter ging, ſt. 1710. Franziska Athanaſia von Rochechouart, Gemahlin des Marquis von Montespan, die 1692 ins Kloſter ging, ſt.

1707, Mutter des Herzogs von Maine und des Gr. v. Toulouſe; — und Maria Angelica d'Escorailles, Herzogin von Fontange, ſt. 1681. Der fünfjährige Ludwig XIV. folgte ſeinem Vater Ludwig XIII. in der Regierung; ſeine Mutter, Anna von Oeſterreich, ließ ſich zur Regentin und Vormünderin erklären; Mazarin erhielt die Oberaufſicht über die Erziehung des Königs. Dieſe ward ſehr vernachläßigt. Doch, wenn auch Ludwig nichts lernte, nicht einmal ortographiſch ſchreiben, von ſeinem Lehrer, dem Erzbiſchoff Perfixe, ſo hatte er doch viel geſehen! Er hatte die Geſchichte erblickt in den Unruhen ſeiner Minderjährigkeit, welche ſo vielartige Charaktere in Bewegung ſetzten. Den 7. Sept. 1651 erklärte der König ſeine Volljährigkeit, aber Mazarin ſtand an der Spitze der Staatsverwaltung bis an ſeinen Tod, den 9. März 1661. Seitdem regierte Ludwig vier und fünfzig Jahre ohne erſten Miniſter. Dieß war ſeine Hauptmaxime. Von Mazarin hatte er die Behandlung der großen Politik gelernt; und er verſtand dieſe meiſterhaft, aber mit einem ganz andern Charakter und in einer ganz andern Lage. Um ihn richtig zu beurtheilen, muß man ſeine Perſönlichkeit, ſein Regentenleben und ſein Zeitalter unterſcheiden. Alles vereinigt, hat ihn mit einem Glanze von Majeſtät und Ruhm umgeben, den die Franzoſen ſo gern Größe nennen. Doch legt ihm die Geſchichte dieſen Namen nicht bei; nur jetzt ſtellt ihn die Politik der Bourbons in der Aufſchrift des Frontons der Colonnade des Louvre: Ludovico Magno! welche die bisherige: Napoleon-le-Grand a terminé le Louvre, verdrängt hat, der Erinnerung an den geſtürzten Eroberer entgegen. Ludwig beſaß einige königliche Eigenſchaften, vielleicht alle, die zur Repräſentation erforderlich ſind. Er befriedigte dadurch ganz den Sinn, welchen die Franzoſen mehr als jede andere Nation für theatraliſche Würde haben: ja Ludwig weckte und beſtimmte dieſen Sinn. Glücklicher Weiſe lebten mit ihm zugleich große Männer im Staate, im Felde, in der Kirche und im Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt. Er fand ſie auf ſeinem Wege; die Unruhen der bürgerlichen Kriege während ſeiner Minderjährigkeit hatten, wie ſpäterhin die Revolution, Männer von Talent, von Geiſt und Kraft erzogen, die, als die Freiheit der Majeſtät des Thrones huldigen mußte, den Nationalruhm und den Glanz ihres Königs zu ihrem Strebepuncte machten. Und Ludwig ſelbſt hatte Sinn für eine Art von Großheit. Dieſer war, wie Johannes von Müller ſagt, „die Quelle des Guten, was für Künſte und Wiſſenſchaften durch ihn geſchah, der Unruhe von Europa, der Uebertretung aller Tractaten, der hohen Merkwürdigkeit ſeiner Regierung.“ „Der König war unwiſſend und ohne helle Grundſätze; ein großes Unglück! Der Muth guter und großer Dinge, wenn ſie zugleich Aufſehen machten, würde ihm nicht gefehlt haben, und er hätte Miniſter und Feldherren in den letzten Jahren beſſer gewählt.“ — Betrachten wir Ludwigs Perſönlichkeit. Sein Aeußeres von einer kräftigen Geſundheit unterſtützt, entſprach ſeinem Range. Mit ſchönen Geſichtszügen, einem hohen Wuchſe und edlem Anſtande verband er eine eigene Würde im Sprechen und in ſeinem Betragen. Der edle und einnehmende Ton ſeiner Stimme gewann ihm die Herzen; aber die Hoheit ſeines ganzen Weſens flößte Ehrfurcht ein. Seine Güte ging nie in Vertraulichkeit über. Ein Blick von ihm hielt den unbeſonnenen Witzling im Zaum. Mit dem laconiſchen Worte: das iſt ein Fall! hemmte er jede bei ihm auch von den angeſehenſten Staatsmännern eingelegte Bitte für immer! Seine ſpaniſche, von ſeiner Mutter angeerbte Gravität milderte er durch die den Franzoſen eigene Grazie. Von Natur ſo ernſthaft, daß ſelbſt die älteſten Höflinge

nicht mehr als einen einzigen Scherz aus ſeinem Munde gehört zu haben ſich erinnerten, liebte er doch die Fröhlichkeit von Andern, klatſchte Beifall bei Moliere's Luſtſpielen, und lächelte über die witzigen Einfälle der Frau von Montespan. Sein Hof wurde das Muſter für alle Andere. Alles bezog ſich hier würdig und mit Anſtand auf den König. Je näher man ſeiner Perſon kam, deſto höher ſtieg die Ehrfurcht. Es war eine dem Cultus ähnliche Verehrung, die man dem Throne und der Perſönlichkeit des Königs und dem Stolze der Nation zu gleicher Zeit darbrachte. Im Ganzen hat kaum jemals, nach dem alten Ausſpruche Bolingbroke's, ein König ſeine Rolle beſſer geſpielt. Er wollte ſtets repräſentiren, ſelbſt in Kleinigkeiten; ſo ließ er z. B. in ſeinen ſpätern Jahren ſich vor Niemanden ohne ſeine große weite Perücke ſehen. Aber er beſaß allerdings auch ſeltene Eigenſchaften, ohne die man die Rolle eines Monarchen doch nur ſchlecht ſpielt. Les qualités de son esprit ſagt Grouville, étoient la justesse, la solidité, la constance et l'application. Il y joignoit l'habitude de la discrétion et ce sérieux qui dissimule l'insuffisance. Il étoit silencieux par goût, ce qui mène à être observateur. Ludwig hatte nichts Heroiſches, aber er beſaß die Kunſt, über die Menſchen zu herrſchen, die ihn umgaben. Er war nicht Feldherr; kaum verſtand er etwas vom Belagerungskriege; aber er wußte den Ruhm ſeiner Feldherren ſich zuzueignen. — Ludwig war 20 Jahre alt und durch die Freuden des Hofes und der Jagd verwöhnt, als Mazarin ſtarb. „An wen ſollen wir jetzt uns wenden," fragten ihn ſeine Staatsſecretäre. „An mich" antwortete er mit Würde; und der ſchönſte Mann des Königreichs, in völliger Unwiſſenheit aufgewachſen, das Herz voll romantiſcher Galanterie, verlor keinen Anlaß, ſich zu unterrichten. Er arbeitete in der erſten Hälfte ſeiner Regierung täglich acht Stunden. Muth, Entſchloſſenheit, ritterliche Kraft hoben ihn zuweilen über die Schranken der Hofſitte empor. Als Mazarins Wille einſt nicht durchdringen konnte, trat der 17jährige König in Stiefeln und Spornen, mit der Spießruthe in der Hand, in den Parlamentsſaal in Paris, und — befahl. Er tanzte früher in den Ballets. Als er aber einſt im Theater, wo man den Britannicus gab, die Verſe gehört hatte, welche dem Nero den Vorwurf machen: il excelle — à se donner lui-même en spectacle aux Romains — tanzte er nie wieder öffentlich. Die Sitte ſeiner Zeit öffnete ſein Herz der edlern, ja der ſchwärmeriſchen Empfindung der Liebe. Er liebte mit inniger Beſtändigkeit; er äußerte ſeine Gefühle mit Würde und Zartheit; er genoß die Freude mit Anſtand. Bei ſeinem trefflichen Gedächtniß war ſein Urtheil geſund und zuſammenhängend; er wußte zur rechten Zeit das Schickliche mit Würde und Einheit zu ſagen; er verſtand durch Worte zu ſtrafen und zu loben. So gab er der Wittwe Scarron, nachdem ſie, durch viele Gönner unterſtützt, vergebens um das Jahrgeld ihres Mannes von 1500 Livres gebeten hatte, nach mehrern Jahren eine Penſion von 2000 Livres mit den Worten: Madame, je vous ai fait attendre long-tems, mais vous avez tant d'amis, que j'ai voulu avoir seul ce mérite auprès de vous. Seine Antwort an den Marſchall Fabert, der das blaue Band ausſchlug, weil er nicht von Adel war, iſt bekannt. Eben ſo edel als fein wußte er die Ungerechtigkeit Louvois gegen den beſcheidenen Catinat wieder gut zu machen, und folgender Zug beweiſet, daß er ſelbſt in die Großmuth Repräſentation legte. Als der Marquis von Uxilles, 32 Tage nach Eröffnung der Laufgräben, Mainz hatte übergeben müſſen, begab er ſich an den Hof, und warf ſich dem Könige, deſſen Vorwürfe er fürchtete, zu Füßen,

indem er ſich auf die Gründe der Uebergabe bezog. „Stehen Sie auf, Marquis, ſagte der König, Sie haben die Feſtung als ein Mann von Herz vertheidigt, und haben als ein Mann von Verſtand capitulirt.“ Nicht weniger Geiſt als Huld zeigt die Art, mit der Ludwig dem alten Boileau, der ſich nach Auteil zurückgezogen hatte, und nur ſelten bei Hofe erſchien, zu erkennen gab, daß, wenn ihm ſeine Geſundheit nach Verſailles zu kommen erlaube, er ſtets eine halbe Stunde für ihn übrig haben werde. Selbſt über das Lob der Kleinigkeiten war Ludwig erhaben. Als Herr von Grammont einſt ein Madrigal des Königs ſehr ſchlecht fand, freute ſich Ludwig, daß der Hofmann, weil er den Verfaſſer nicht kannte, ſo freimüthig geſprochen habe. Auch Boileau durfte Verſe tadeln, die der König gut fand, und Ludwig nahm den Widerſpruch nicht übel: „er verſteht das; es iſt ſein Fach!“ Er wies ſelbſt niedrige Schmeicheleien von ſich zurück; ſo verwarf er die Preisfrage der franzöſiſchen Akademie: „welche von den Tugenden des Königs wohl den Vorzug verdiene?“! Dagegen trug er durch die Achtung, welche er Boileau, Racine, Moliere, Boſſuet, Maſſillon u. a. bewies, dazu bei, daß man in den erſten Claſſen der Geſellſchaft Kunſt und Literatur ſchätzen lernte, und talentvolle Männer gern darin aufnahm. Aber dieſe Form war nichts als ein glänzendes Mittel zu herrſchen. Ludwigs natürlicher Stolz ging oft in Hochmuth über; er kannte die wahre Größe nicht, und griff nicht ſelten nur nach dem Glanze; ſein Sinn für Pracht wandte ſich zu nutzloſer Verſchwendung, ſeine Feſtigkeit zum Despotismus hin. Als er den Calvinismus nicht mehr in Frankreich dulden wollte, ſagte er: „Mein Großvater liebte die Hugenotten und fürchtete ſie nicht; mein Vater liebte ſie nicht, aber er fürchtete ſie; ich liebe ſie weder, noch fürchte ich ſie.“ Dieſelbe durchgreifende Härte zeigte er gegen den Oberaufſeher der Finanzen, Fouquet, von dem er ein Feſt annahm, indem er ihn zu ewigem Gefängniß zu verdammen im Begriff war (im J. 1661), und mit gleicher Härte rächte er ſeinen beleidigten Stolz an dem Papſte im J. 1662. Indeß war er, wie man aus ſeinen Instructions pour le Dauphin ſieht, ein Despot aus religiöſer Ueberzeugung. Er hielt ſich für den Eigenthümer aller Güter, als unumſchränkter Herrſcher, doch verpflichtet zu weiſer Benuzung. Daher ſah er auch die Größe der Nation und ſich als Eins an, nach ſeinem bekannten Worte: l'Etat, c'est moi! Doch verkannte er nur ſelten die außerordentlichen Menſchen, welche ſein Zeitalter und Frankreich verherrlichten. Er zeigte Empfindung und Theilnahme für jeden Fortſchritt ſeiner Nation. Aber getäuſcht von Selbſtliebe, gab er je länger je mehr fremdem Einfluß ſich hin, während er ſich frei und unabhängig glaubte. Die größte Gewalt über ihn übte die Frau von Maintenon aus, mehr durch Verſtand, Frömmigkeit und tugendhafte Grundſätze, als durch Sinnenreiz. Man leſe ihr Leben von Bredow in der Minerva. — Die Regierung Ludwigs iſt das Werk ſeiner Miniſter und Feldherrn; zuletzt das der Frau von Maintenon. Türenne und Condé hatten den Sieg an die franzöſiſchen Fahnen gefeſſelt. Spanien wich vor Frankreichs Macht im pyrenäiſchen Frieden (1659) zurück. Die Niederländer zitterten. Darauf entwickelte ſich des Marſchalls von Luxemburg beſondere Geſchicklichkeit in Märſchen und Lagern; dann der Geiſt Catinat's und der geſunde Blick des Marſchalls von Villars. Zugleich vervollkommte der kriegsgelehrte Feuquieres die Kriegskunſt zur Wiſſenſchaft. Louvois brachte Ordnung in das Heer, erweiterte und lenkte deſſen Streitkraft mit eiſerner Fauſt;

die Befeſtigungskunſt hob Vauban auf den höchſten Grad der Stärke. Die Unterhandlungskunſt ward einheimiſch in Frankreich durch Männer wie Eſtrades und d'Avaux; Ludwig ſelbſt verſtand es ſehr wohl, über Staatsſachen mit den Geſandten unmittelbar zu unterhandeln. Der Glanz des Hofes, die Kühnheit im Cabinet und im Felde, der Ruhm der Waffen wie der Künſte, führten die franzöſiſche Sprache an den Höfen von Europa ein, und ſeit dem nymweger Frieden 1678 u. flg. drängte ſie nach und nach die lateiniſche aus dem Beſitz des Rechts, die öffentliche Staatenſprache zu ſeyn. Doch Ludwigs und Frankreichs Größe lag in Colbert. Dieſer ordnende, ſchaffende, vorſehende Mann rüſtete die großen ſtehenden Heere Ludwigs aus, und wälzte zuerſt dieſe Laſt auf alle Regierungen Europas: zugleich hielt er hundert Linienſchiffe, und beförderte Gewerbfleiß, Schiffahrt und Handel. Es entſtand die erſte franzöſiſche Niederlaſſung in Oſtindien, zu Pondichery. So entwickelten ſich Frankreichs erſtaunenswürdige Kräfte; ſeine Volksmenge, ſein fruchtbares Erdreich, der eigenthümliche Geiſt und der Geſchmack der Nation. Ludwigs Hof überglänzte jeden andern durch ein edles Kunſtgepränge; und Colberts Ideen öffneten alle Quellen des Nationalvermögens. Aber Louvois und Ludwig pflückten nach Colberts Tode 1683, die Frucht, indem ſie den Baum umhieben. Der Stolz des Königs und der Stolz der Nation boten dazu der Ehr- und Herrſchſucht des deſpotiſchen Kriegsminiſters die Hand. Das Mißvergnügen fand bei allem Druck nirgends einen Mittelpunct des Widerſtandes; ſo ſehr gefiel ſich die Nation in dem Glanze einer ſtrengen und verſchwenderiſchen Regierung! Fünf Kriege, die Aufhebung des Edicts von Nantes, der Bau von Verſailles, der Fluch der Völker, die Schlacht bei la Hogue, und Wilhelm's III. von England tiefblickende Staatskunſt ſtürzten Ludwigs Macht im ſpaniſchen Erbfolgekriege zu Boden; nur glückliche Umſtände, die Meinung des Zeitalters, und das Kraftgefühl einer noch nicht verdorbenen Nation hielten den wankenden Thron des alternden Königs aufrecht. Der Tod raffte ſchnell die Fürſten weg, die dem Throne am nächſten ſtanden; zuerſt ſeinen einzigen Sohn, hierauf ſeinen Enkel und deſſen Gemahlin und deſſen älteſten Sohn, die Hoffnungen Frankreichs! Aber geregelte Hofkunſt, Ueberſättigung, Andächtelei, und der Frau von Maintenon geiſtig-fromme Ueberlegenheit mit des Beichtvaters la Chaiſe und ſeines weit ſchlimmern Nachfolgers Tellier (ſeit 1709) betäubender Einrede machten das ſtumpfe Herz des königlichen Greiſes gegen ſeines Reichs Zuſtand gleichgültig. Der ſtolze Ludwig, der Alles ſelbſt zu thun wähnte, der nach dem Tode ſeiner alten, großen Miniſter, lauter Männer nahm, die er nach ſeiner Hand ziehen wollte, wurde zuletzt von ſeinem Beichtvater Tellier ſo irre geführt, daß er die nach deſſen Plane von drei Jeſuiten entworfene Conſtitution Unigenitus als Bulle von dem ebenfalls getäuſchten Papſte Clemens IX. im J. 1713 ſich zuſchicken ließ, und ſo der jeſuitiſchen Partei den Triumph über die edlern Gegner verſchaffte, aber zugleich Bewegungen hervorbrachte, die über 40 Jahre in der Kirche und im Staate fortdauerten. Doch zeigte er Seelengröße, oder war es unempfindliche Kälte? bei den Unglücksfällen, die in den letzten Jahren ſeinen Thron und ſein Haus erſchütterten. Er wollte kämpfend für die Ehre des Thrones fallen, wenn das letzte Heer, welches Villars gegen Eugen führte, geſchlagen werden ſollte. Dieſelbe Standhaftigkeit zeigte er im Tode. Nichts verrieth eine unwürdige Schwäche. Der Schmerz ſelbſt ſchien nicht an ihm zu haften. Ludwig ſah ſeinen Enkel auf dem ſpaniſchen Throne; aber

Heinſius, Eugen und Marlborough hatten, ehe Joſephs I. Tod und Villars Sieg bei Denain jenen Triumph möglich machten, Frankreichs und Ludwigs Stolz aufs tiefſte gebeugt. Er entſchloß ſich zu jeder Bedingung; nur die entehrenden verwarf er feſt mit edlem Unwillen. Als endlich Philipp von Anjou in Madrit regierte, fiel dennoch die Scheidewand der Pyrenäen nicht nieder, wie Ludwig, als er beim Abſchiede zu ſeinem Enkel ſagte: Il n'y a plus de Pyrenées, gehofft hatte; und auf Frankreich laſtete eine öffentliche Schuld von 2500 Millionen Livres! Der Plan, Spanien an Frankreich zu feſſeln, um der Verbindung Englands und Hollands, welche Frankreichs ganze Entwickelung durch Handlung, Schiffahrt und Colonieen bedrohte, entgegenzuwirken, führte Frankreichs Erſchöpfung herbei, und legte den erſten Grund zu der Revolution, die erſt 100 Jahre nach Ludwigs XIV. Tode endigen ſollte. Gronvelle ſagt daher mit Recht von ihm. On peut lui accorder de bonnes qualités, mais non de la vertu. Les malheurs des regnes qui suivirent le sien, furent en partie son ouvrage, et il n'influa guère sur la postérité que pour sa ruine! — Dauernder war die Entwickelung der geiſtigen Kräfte der franzöſiſchen Nation, und der Ruhm der Denkmäler, welche der Aufſchwung des Nationalgenies hervorbrachte. Dieß nennt man das Zeitalter Ludwigs XIV., und läßt es an die des Perikles, des Auguſtus und der Medici ſich anſchließen. Ludwig, der ſelbſt keinen großen, umfaſſenden Geiſt beſaß, der ſich mit Kleinigkeiten lange, viel und mühſam beſchäftigte, hielt gleichwohl Geiſt und Genie für wichtige Mittel ſeiner Pläne. Er ſtiftete die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und die der Inſchriften; er vervollkommnete die franzöſiſche Akademie, indem er auf den Rath Colberts u. a. achtete; er ermunterte vortreffliche Schriftſteller, ſeinen Ruhm und die franzöſiſche Sprache über den Haß der Völker zu erheben; ihr Wirkungskreis reichte weiter, als ſeine Heere; er machte ſeine Nation in Sachen des Geſchmackes und Witzes zur Geſetzgeberin; der Ton der franzöſiſchen Geſellſchaft ward eine Modepuppe für die deutſchen Höfe, und verdarb den Geiſt des Adels, indem er die Sitten abſchliff, und dem Alterthümlichen mit der Rauhheit das Ehrwürdige nahm. Doch darf man nicht vergeſſen, daß zu gleicher Zeit auch die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten franzöſiſche Sprache und Sitte verbreiteten. Die große Kunſt zu gefallen beſeelte alle übrigen Künſte in Frankreich; ſie öffnete ſelbſt der Wiſſenſchaft den Weg in die Köpfe der gebildeten Stände. Dieſes Verdienſt gebührt jenem Pascal, der ſeine Sprache eben ſo kräftig als fein ſchrieb; dem Adler von Meaux, dem erhabenen Boſſuet, und dem Schwan von Cambray, dem in Demuth glänzenden Fenelon! Doch vergab Ludwigs getroffenes Selbſtbewußtſeyn dieſem echt evangeliſchen Manne, dem Erzieher des trefflichen Duc de Bourgogne, des Enkels Ludwigs, nie, ſein Meiſterwerk, den Telemach geſchrieben zu haben. Dieſe Vorgänger, der große Corneille, der kühn aus umringender Barbarei ſeinen hohen Schwung nahm, der einzige Moliere, der unnachahmliche Lafontaine, und der heitere Denker und geiſtvolle Spötter Despreaux Boileau, des claſſiſchen Racine edler Freund: dieſe großen Genien entzündeten den Funken des Lichts und der Philoſophie in Frankreich. Ihr elektriſcher Schlag weckte, wie Johannes von Müller ſagt, unſern Norden aus dem einförmigen Studienweſen der Univerſitäten. Auch die bildende Kunſt trat in jenen dämoniſchen Kreis. An le Brün's Kunſtepoche unter Ludwig XIV. erinnern noch 34 Gemälde von dieſem Meiſter im Muſeum des Louvre. Die flamländiſche Schule, namentlich Teniers, gefielen dem Könige

nicht. Le Sueur, Pouſſin und Mignard wurden die Zierden der franzöſiſchen Schule. Unter den Bildhauern zeichnete ſich Girardon aus. Le Notre ſchuf die Gärten des prächtigen Verſailles; Perault baute die Colonnade des königlichen Louvre, Hardouin Manſard den Dom der Invaliden. Lulli ward der Schöpfer der franzöſiſchen Tonkunſt. Faſt Alles, was den Reiſenden in Staunen ſetzt, die meiſten großen öffentlichen Denkmäler entſtanden unter Ludwigs Regierung. Er legte die bewundernswürdigen Hafen-, Schiffbau- und Feſtungsgebäude zu Breſt, Rochefort, l'Orient, Havre, Dünkirchen, Cette und Toulon an. Der königliche Canal von Languedoc verband auf ſein Geheiß das mittelländiſche Meer mit dem Ocean. Dieß iſt Ludwigs Zeitalter! — Es bedarf hier keiner beſondern Aufzählung der einzelnen Begebenheiten aus Ludwigs Regierungsgeſchichte. Wer hat nicht Voltaire's Siècle de Louis XIV. et de Louis XV. geleſen, das aber nach Spittler, mehr ein geſchmackvoller hiſtoriſcher Entwurf, als eigentliche Geſchichte iſt? Wer hat nicht den kauſtiſchen, aber wahrheitsliebenden und ſicher urtheilenden Hofmann, den Düc de St. Simon in ſeinen Oeuvres complètes pour servir à l'histoire des cours de Louis XIV, de la Régence et de Louis XV. über jene Zeit ſich ausſprechen gehört? Alle Schriften über ihn und ſeine Zeit füllen eine kleine Bibliothek. Doch müſſen hier noch die von dem Diplomatiker Grouvelle und dem Grafen Grimoard herausgegebenen Oeuvres de Louis XIV. T. 1—6, à Paris 1806, 8. genannt werden; und die in dieſer Sammlung aufgenommenen Considérations sur Louis XIV. von Grouvelle, die, obgleich zu günſtig, dennoch eine treffliche Vorarbeit zur Geſchichte dieſes Monarchen ſind. Die in jenen Werken befindlichen Instructions pour le Dauphin von den J. 1661 bis 1668, hat Peliſſon größtentheils, wie man glaubt, nach den mündlichen Mittheilungen des Königs niedergeſchrieben. Es herrſcht in denſelben nicht allein der Geiſt des Königs, ſondern ſelbſt im Style iſt ſein Ton unverkennbar. Sie beweiſen übrigens, ſo langweilig auch an ſich der eintönige, dürre, mit ſpaniſchem Ernſt fortſchreitende Vortrag iſt, das gerade, geſunde Urtheil des Königs. Nur wenige der hier aufgeſtellten Maximen ſind höchſt einſeitig oder falſch. Doch er ſelbſt befolgte die beſſern nicht in ſeinen ſpätern Jahren. Er warnt z. B. den Dauphin vor dem Einfluſſe der Günſtlinge, noch mehr vor Frauenliebe, die nur den Geiſt feſſeln und von Geſchäften abziehen, nicht ſich in dieſe miſchen ſoll. Wie ſehr vergaß dieß Ludwig im Umgange mit der Frau von Maintenon! Dieſe Instructions enthalten außer andern geſchichtlichen Erinnerungen mehrere Aufklärungen über die von Ludwig XIV. ſelbſt an deutſchen Höfen, z. B. in Berlin, angewandte Beſtechungspolitik. Die mémoires und pièces militaires, welche den 3. und 4. Band der Werke ausmachen, betreffen die Feldzüge von 1672 bis 1678 und den von 1692. Sie ſollen nach Grimoards Vorbericht für das Studium der Kriegsgeſchichte nicht unerheblich ſeyn. Ludwigs Briefe in den beiden letzten Bänden ſeiner Werke, ſind großentheils unbedeutend; auch aus ihnen geht die große Geiſtestrockenheit und Ideenarmuth Ludwigs hervor. Doch machen die Briefe an Philipp V, eine Ausnahme. Bemerkenswerth iſt die Höflichkeit und Würde, mit der dieſer ſtolze König an ſeine Miniſter und Generale ſchreibt. Dieſer feine Ton ward damals allgemein und gab der Sprache wie den Sitten jene gefällige Ausbildung, welche die Ausländer nach Paris zog. Iſt nach dieſem allen Ludwig groß zu nennen? Er ſteht vor uns ausgezeichnet durch ſeltene Naturgaben; ganz ein Franzoſe, ſchimmernd von Ruhm, anziehend durch edle und gefäl-

lige Formen, nicht ohne Huld, die das Herz gewinnt, nicht ohne Geiſt, der dem Verſtande Achtung abnöthiget, und erhaben durch jene feſte Willenskraft, vor der ſeine Nation am willigſten ſich beugt; aber er ging weder ſeinem Zeitalter voran, noch ragt er über daſſelbe hervor. Dieſes war vielmehr größer als Er! K.

Ludwigs XIV. Regierung. Die glänzende Zeit dieſer Regierung war die Periode vom pyrenäiſchen Frieden, den im J. 1659 Mazarin ſchloß, bis zum Tode des großen Colbert im J. 1683. Frankreich entwickelte ſeine innern Kräfte durch Colberts Genie. Jener Friede dauerte aber nur bis zum Jahr 1665, wo Ludwigs XIV. Herrſchſucht nach dem Tode Philipps IV. Königs von Spanien, ſeines Schwiegervaters, kraft eines ſogenanten Devolutionsrechts (welches ein Privatgeſetz in einem Theil der Niederlande war, keinesweges aber als Staatsgeſetz auf die Erbfolge, in dieſen Staaten ſelbſt angewandt werden konnte) Anſpruch auf die ſpaniſchen Niederlande machte, worauf Holland mit England und Schweden 1668 zur Rettung der Niederlande eine Tripelallianz ſchloß, durch welche nach zwei ſiegreichen Feldzügen Ludwigs XIV. der achener Friede (d. 2. Mai 1668) zu Stande kam. Wiewol Ludwig in dieſem Frieden die eroberten niederländiſchen Plätze behielt, ſo hatte er doch ſeine Abſicht auf ganz Belgien aufgeben müſſen; und da er dieſes der erwähnten Tripelallianz zuſchrieb, ſo beſchloß er einen Rachekrieg gegen Holland, nachdem er vorher England und Schweden von ihrer Verbindung mit dieſer Republik loszureißen und ſo ſehr auf ſeine Seite zu bringen gewußt hatte, daß ſie ſich ſelbſt (England gleich im Anfange, Schweden erſt ſpäter) mit ihm vereinigten. Dieſer ohne alle Rückſicht auf Frankreichs Handel, dem er ſehr nachtheilig ward, unternommene Krieg, in welchen bald auch Spanien, der Kaiſer und Brandenburg wider Frankreich eintraten, dauerte von 1672 bis zu dem 1678 und 1679 geſchloſſenen nymweger Frieden, in welchem Holland, gegen das doch der Krieg eigentlich gerichtet war, nicht das Mindeſte verlor, Ludwig XIV. hingegen von Spanien die Grafſchaft Burgund (Franche-Comté), welche der König von Spanien bisher als Zubehör des burgundiſchen Kreiſes unter der Hoheit des deutſchen Reichs beſeſſen hatte, und 16 ſchöne niederländiſche Plätze unter ſeine Hoheit bekam. Noch iſt bei dieſem Kriege zu bemerken, daß Ludwig in demſelben ſeine beiden größten Feldherren, Turenne und Condé, verlor; der erſtere blieb 1675 bei Sasbach; der zweite begab ſich 1676, wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit zur Ruhe; doch hatte Ludwig immer noch einen Catinat, Crequi, Luxemburg, Schomberg und Vauban. Nach dem nymweger Frieden wäre es ſehr heilſam für Ludwig geweſen, in ſeinen Vergrößerungsplänen inne zu halten; allein man hatte vollen Grund, die bibliſche Redensart auf ihn anzuwenden: „er ging umher, wie ein brüllender Löwe, und ſuchte, welchen er verſchlinge;" denn unmittelbar darauf begann er die ſogenannten Reunionen (Wiedervereinigungen). Es waren nämlich in den 3 letzten Friedenstractaten an Frankreich eine Menge Plätze mit allen Dependenzen derſelben abgetreten, jedoch durch keine Grenzcommiſſion ausgemacht worden, was zu dieſen Dependenzen gehöre; Ludwig legte daher in Metz und Breiſach im J. 1680 Reunionskammern an, die ihm in Form Rechtens alles zuſprechen mußten, was nur einigermaßen zu dieſen Dependenzen gerechnet werden konnte, und welches große Diſtrikte an den niederländiſchen und deutſchen Grenzen ausmachte. Gern hätte ſich Ludwig auch Straßburg zuſprechen laſſen; da aber ſelbſt die Reunionskammern keinen förmlichen Anſpruch darauf erheben konnten, ſo wurde dieſer wichtige Ort in der Stille mit ſo vie-

len franzöſiſchen Truppen umgeben, daß er ſich 1681 auf die an ihn geſchehene Aufforderung ohne Schwerdtſchlag ergab. Zwar erhoben ſich vorzüglich Spanien und das deutſche Reich dagegen. Beide fanden aber gerathen, im Jahr 1684 einen 20jährigen Waffenſtillſtand mit Ludwig XIV. einzugehen, in welchem dieſer einſtweilen außer Straßburg, Luxemburg u. a. alle bis zum 1. Aug. 1681 reunirte Oerter behielt. Unterdeſſen war 1683 Colbert geſtorben, deſſen Tod man als den Zeitpunkt anſehen kann, von welchem Frankreich eben ſo ſchnell wieder zu ſinken anfing, als es ſich ſchnell unter ſeiner Verwaltung gehoben hatte. Der erſte Schlag, der Frankreich nach Colberts Tode traf, war die auf die gewaltſamſten Bedrückungen der Reformirten erfolgte Aufhebung des Edicts von Nantes (den 22. Oct. 1688), wodurch das Reich viele Tauſende der nützlichſten Unterthanen verlor, um welche der König durch die gemeinſchaftlichen Bemühungen der beiden, im übrigen einander entgegengeſetzten, Parteien am Hofe, des Staatsſecretärs Louvois und der mit dem übrigens gutmüthigen Beichtvater des Königs, la Chaiſe, in Gemeinſchaft handelnden Maintenon gebracht wurde, während Colbert bis an ſeinen Tod den Ausbruch gewaltthätiger Maaßregeln, welche die Auswanderung der Reformirten veranlaſſen konnten, hintertrieben hatte. Kurz hierauf wurde Frankreich in einen neuen Krieg verwickelt. Mehrere zuſammentreffende Irrungen gaben Ludwig XIV. und Louvois hinlängliche Veranlaſſung, trotz des 20jährigen Waffenſtillſtandes, von neuem auf den Kampfplatz zu treten. Dieſer Krieg, den Ludwig 9 Jahre hindurch (von 1688 — 1697) gegen Deutſchland, Holland, Spanien, Savoyen und England führte, und der ſich mit dem ryswicker Frieden (1697) endigte, in welchem Ludwig alle reunirte Orte, jedoch unter Beifügung einer merkwürdigen Clauſel (ſ. die **ryswikiſche Clauſel**), wieder herausgab, und überdies Breiſach, Freiburg, Kehl und Philippsburg, nebſt allen kleineren, dieſſeits des Rheins von Frankreich angelegten Feſtungen an Deutſchland abtrat. Wiewol Ludwig in dem ganzen Kriege mehr Sieger als Beſiegter war, ſo wollte er doch durchaus Frieden haben; ſein nach Colberts Tode vorzüglich durch die Vertreibung der Hugenotten im Innern geſchwächtes Reich, beſonders auch der Gedanke, daß er bei einem längern Kriege ſeine Abſichten auf die ſpaniſche Erbfolge verfehlen könnte, nöthigte ihn zur Nachgiebigkeit. Den letzten Punkt betreffend, ſo ereignete ſich der von Ludwig berechnete Fall, der Tod Carls II. Königs von Spanien, zu Ende des J. 1700. Ludwig hatte ſchon vor Carls II. Tode mit England und Holland wegen der ſpaniſchen Erbfolge Theilungs-Tractate geſchloſſen, Carl II. hingegen, nach dem zweiten dieſer Tractate, Ludwigs Enkel, **Philipp von Anjou**, in einem geheimen Teſtament zum alleinigen Erben eingeſetzt. Ludwig hielt ſich nach Carls II. Tode an dieſes Teſtament, wodurch er in den 11jährigen ſpaniſchen Erbfolgekrieg (1702 — 1713) verwickelt wurde, den er überdies durch die wider den ryswicker Frieden laufende Anerkennung des engliſchen Prätendenten (des Sohns des vertriebenen Königs Jacobs II.) beſchleunigte. Ludwigs Finanzen waren in großer Unordnung; auch hatte er jetzt viele ſeiner großen Männer im Cabinet wie im Felde verloren, da hingegen ſeine zahlreichen Feinde, England, Holland, der Kaiſer, Preußen, das deutſche Reich, Portugall und Spanien, ihm zwei der größten Feldherren, einen Eugen und Marlborough, entgegenſetzen konnten. Frankreich litt unausſprechlich durch dieſen Krieg, der ſich endlich, nachdem Ludwig mehrmals Frieden angeboten hatte, welcher aber wegen der zu harten Bedingungen ſeiner Feinde nie zu Stande kam, durch die Vereinigung mehrerer glücklicher

Zufälle für Frankreich, vorzüglich durch die 1710 erfolgte Veränderung im politiſchen Syſtem von England, vermittelſt der Friedensſchlüſſe zu Utrecht (1713), Raſtadt und Baden (1714) endigte, in welchen Ludwig zwar einiges an England, Holland und Savoyen abtrat, ſeinen Enkel hingegen (jedoch gegen Renunciationen zur Verhinderung einer künftigen möglichen Vereinigung der ſpaniſchen und franzöſiſchen Kronen) unter dem Namen Philipp V. als König von Spanien anerkannt ſah. Der innere Wohlſtand des franzöſiſchen Reichs war durch dieſen Krieg, in welchem allein die Ausgaben des Jahrs 1712 ſich auf 345 Millionen Livres beliefen, ganz zu Grunde gerichtet worden; Ludwig XIV. hielt eine größere ſtehende Armee, als irgend ein Fürſt ſeiner Zeit. Ihre Zahl ſtieg von 140,000 bis auf 300,000 Mann. Doch war der Anfang, ſtehende Truppen zu unterhalten, ſchon unter Carl V., und noch mehr unter Carl VII. gemacht worden. Die folgenden Regenten, beſonders Ludwig XI. und Carl VIII. bildeten dieſes Syſtem noch mehr aus. Im 17ten Jahrhundert wurden die Uniformen eingeführt, und Puyſegur erfand das Bajonnet, oder die Granne. Ueber die Staatskunſt Ludwigs XIV. ſtehe hier Flaſſan's Urtheil. „Das Cabinet Ludwigs XIV., ſagt dieſer unterrichtete Schriftſteller, zeigt, ungeachtet der Verſchiedenheit der Talente ſeiner Miniſter, in ſeinen wichtigſten Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten faſt beſtändig denſelben Charakter von Hoheit und Anmaßung. Der Geiſt ſeiner Politik geht deutlich hervor aus der Art, wie ſein Cabinet die Verträge zu Münſter, den pyrenäiſchen und nymweger Frieden verſtanden wiſſen wollte, ſo wie die Entſagungsacte der Königin Maria Thereſia. Die Mittel, ſolche willkührliche Erläuterungen gelten zu machen, waren Waffenmacht, liſtige Unterhandlungen, geſchickte Kundſchafter und Beſtechung. Der König wandte große Summen auf, um die Könige z. B. Carl II. von England, ihre Miniſter und Mätreſſen in ſein Intereſſe zu ziehen. Gegen ſeine Feinde gebrauchte er, ſelbſt in Friedenszeiten, das Mittel heimlicher Aufwiegelung der Völker; er unterhielt die Unruhen in Catalonien, Sicilien, England, Portugall und Ungarn. Mehr als ein anderer König vor ihm erweiterte er die Grenzen des Königreichs; vorzüglich gegen Norden, wodurch er die Hauptſtadt gegen etwanige Unfälle des Krieges ſicher ſtellte. Er behauptete das Gleichgewicht auf dem Meere, und verſchaffte ſeiner Flagge Achtung bei den Barbaresken und bei den mächtigſten Seeſtaaten. Auf dem feſten Lande behielt er bis zum nymweger Frieden ein entſchiedenes Uebergewicht, ſo daß er keine Coalition der Continental-Mächte fürchten durfte. (Hierzu trug vorzüglich ſeine Verbindung mit Schweden und mit einzelnen kleinen deutſchen Fürſten bei. Anm. d. Ueb.). Seitdem ſank er etwas von dieſer Höhe herab; blieb aber immer der erſte Souverän in Europa, ſelbſt nach ſeinen Niederlagen im ſpaniſchen Erbfolgekriege; denn nachdem er den gegen ihn geſchloſſenen Bund durch den Frieden mit England getrennt hatte, konnten ihm weder Oeſterreich noch das deutſche Reich lange Widerſtand leiſten.“ Wie verhaßt endlich die Franzoſen ſchon damals den Deutſchen durch ihre Denkart und Handlungsweiſe in und außer dem Felde geworden waren, beweiſet ein im J. 1672 gedruckter lateiniſcher Aufruf eines echtdeutſchen Grenzwächters an ſeine Landsleute, von dem hier nur der Titel und einige Stellen als Probe ſtehen mögen. „Germani vigilis ad secure soporatos Germanos Classicum, ut ad ferale gallicinium hostis galli evigilent.“ — „Galli, heißt es, simplicitatem nostram producunt et argento probe emunctos variis inquinant vanitatibus;“ — „si non vis falli, fugias

consortia Galli!" Der wackre Deutſche nennt die Franzoſen gentem superbe gentes meliores despicientem, libertati bonisque nostris inhiantem, dissidiis, minis, fraudibus exteras gentes turbantem, juraque gentium violantem, und apoſtrophirt ſie ſo: Lotharingiae regulum in media pace spoliastis, exturbastis. Jugo intolerabili populum onerastis. Subditos fideliter dominum defendentes tractavistis non hostium instar, sed instar latronum et rebellium! Dieſer Aufruf iſt in unſern Zeiten nicht weniger wahr. Er beurkundet den Haß der Völker, welchen die galliſche Staatsliſt ſeit Richelieu aufreizte. Türken und Franzoſen galten unſern Vätern als die Erbfeinde der Chriſtenheit. K.

Ludwig XV., zweiter Sohn des vortrefflichen, von Fenelon erzogenen Düc de Bourgogne; Urenkel Ludwigs XIV.; geboren den 15ten Febr. 1710, kam zur Regierung 1715, ſtarb den 10. Mai 1774. Er vermählte ſich 1725 mit Maria, Tochter des Königs Stanislaus Leszinsky (ſt. 1768). Die Geſchichte Ludwigs XV. von Antoine Fantin Desodoards (Paris, 3 Thle. J. VI. 8.) und das Jahrhundert Ludwigs XV. von Arnoux Laffrey, herausgegeben von Maton (Paris, 2 Thle. 1796. 8.), leiſten das nicht, was man nach Voltaire's Werk über die Regierung dieſes Königs von franzöſiſchen Schriftſtellern erwarten konnte. Die ſchon angeführten Memoires von Düclos und von St. Simon und ähnliche, die Geſchichte Frankreichs im 18ten Jahrhunderte von Lacretelle (Paris, 6 Thle. 1811 8., deutſch von Sander mit Berichtigungen), und die bekannte Schrift: la vie privée de Louis XV (4 vol. 8.) enthalten die wichtigſten Materialien zu der Geſchichte dieſes unwürdigen, willenloſen Königs, der durch Wolluſt, Andächtelei, Verſchwendung und Despotismus aus Schwäche, die Uebel des Staats unheilbar machte. Sein Zeitalter, das ihn erzog und verdarb, auf das er und ſein Hof gleich verderblich zurückwirkten, erklärt nicht blos die Entſtehung, ſondern auch den Geiſt und die Bösartigkeit der Revolution. Doch fällt ein großer Theil dieſer Schuld auf die Regentſchaft, welche Philipp Herzog von Orleans und der Cardinal Dübois bis zum J. 1723 führten (ſ. d. Art. Orleans, Regent). Der Geſchichtſchreiber Ludwigs wird ſeine Perſönlichkeit, ſeine Regierung und ſeine Zeitgenoſſen, ſowol nach ihren verſchiedenen, als nach ihren gemeinſchaftlichen Beziehungen darſtellen, und dabei die fortwirkenden Einflüſſe des Zeitalters Ludwigs XIV. auf die allgemeine religiöſe und politiſche Denkart der gebildeten Stände, vorzüglich aber die erſte Ausbildung der Gewalt der öffentlichen Meinung in Frankreich, ſcharf ins Auge faſſen müſſen. Das Eigenthümliche der Zeiten Ludwigs XV. beſteht in jener geiſtigen Entwickelung der Nation, in dem Glanze und in der Kühnheit der neuen wiſſenſchaftlichen Anſichten, und in ihrem Einfluſſe auf das Leben. Aus ihnen ging hervor jene furchtbare Trennung des Verſtandes von der Sittlichkeit, der Leidenſchaft von der Gerechtigkeit, und der Aufklärung der Begriffe von den Formen des Staats und der Kirche. Die unmäßige Genußgier, welche von oben herab alle Stände durchdrang, verband ſich mit einer gewinnſüchtigen Selbſtſucht, welche durch die falſche leichtſinnige Anwendung der Finanzgrundſätze Law's geweckt, durch den Banquerout von 500,000 Bürgern, die von ihrem ganzen Vermögen nichts als Papier übrig behielten, mit Betrug und Verzweiflung gepaart, und durch die Philoſophie des Tages in Schutz genommen wurde. Aus dieſer Genußgier und Selbſtſucht entwickelten ſich die meiſten Fehler und Laſter von Ludwigs XV. Zeitgenoſſen. Es entſtand eine Sittenvergiftung, welche bei der Eitelkeit und dem Leichtſinne der Na-

tion immer weiter ſich verbreitete, und immer tiefer an den Wurzeln des Gemeingeiſtes und jeder Bürgertugend nagte. Ludwig XIV. nahm mit den Worten von ſeinem Urenkel und Nachfolger Abſchied: „ich habe wider meine Neigung meinem Volke große Laſten aufgelegt; aber langwierige Kriege, die ich führen mußte, nöthigten mich dazu: liebe den Frieden und unternimm nie einen Krieg, wenn ihn nicht das Beſte des Staats und die Wohlfahrt der Völker nothwendig machen.“ Noch tiefern Eindruck hätte auf das Gemüth des königlichen Kindes das Betragen des Volks machen können, welches den Leichenwagen des Königs mit Schimpfworten begleitete, und ſich einer ſchamloſen Freude auf den Straßen, durch welche der Zug ging, überließ. Was mußte aber der 6jährige Knabe von dem Lit de justice, die ſtärkſte Aeußerung des Despotismus, welche ihn der Regent zur Beſtätigung ſeiner Regentſchaft halten ließ, ſich für eine Vorſtellung machen? Wie ganz anders dachte ſein Vater, der Düc de Bourgogne! Dieſer edle Fürſt hatte die Abſicht, wenn er den Thron beſtiege, dem Volke ſeine verlornen Rechte wieder zu geben. Erſt mit dem ſiebenten Jahre wurde Ludwig männlichen Händen übergeben. Sein Führer, der Marſchall von Villeroi, war aber kein Montanſier, Beauvilliers oder Fenelon. Als einſt Ludwig von einer gefährlichen Krankheit genas, äußerte das Volk ſeine Freude durch wiederholte Feſtlichkeiten. Der Hof und der Garten der Tuillerien wurde nicht leer von Menſchen. Da führte Villeroi den König von einem Fenſter zum andern. „Hier ſehen Sie, mein König, Ihr Volk, dieſes Volk gehört Ihnen ganz an; alles, was Sie ſehen, iſt Ihr Eigenthum; Sie ſind Herr und Meiſter davon!“ Der Lehrer des jungen Königs, der kluge, beſcheidene Fleury, Biſchof von Frejus, ſuchte und gewann das Vertrauen ſeines Zöglings auf eine edlere Art. Ein Dritter, der jedoch auf den jungen König weniger Einfluß erhielt, war ſein Beichtvater, der Jeſuit Linieres. Der Cardinal Dubois hatte ſeine Ernennung zu dieſer wichtigen Stelle, gegen Fleury's Wunſch und den Rath des wackern Cardinals von Noailles, durchgeſetzt. Indeß behielt Fleury das ganze Vertrauen Ludwigs, der nach dem Tode des Regenten, im J. 1723, auf ſeines Lehrers Rath, den Düc de Bourbon zum oberſten Staatsminiſter ernannte; doch konnte dieſer nichts ohne Wiſſen und Zuſtimmung des 73jährigen Prälaten unternehmen. Der König, welcher im J. 1723 die Regierung ſelbſt antrat, dem bisherigen Regenten aber, als erſten Staatsminiſter, die Leitung der Geſchäfte ganz anvertrauete, hatte bis jetzt eine gänzliche Willenloſigkeit gezeigt. Man beſtimmte ihm eine ſpaniſche Prinzeſſin von 6 Jahren zur Gemahlin, man ſchickte ſie ihren Eltern zurück; man verwies vom Hofe den Marſchall von Villeroi; man vermählte den König mit Maria Leszinska, ohne daß er bei dieſem allen mehr als eine gleichgültige Nachgiebigkeit bewieſen hätte. Jetzt wollte die Partei des Düc den Prälaten entfernen: der beleidigte Fleury zog ſich in ſein Landhaus zurück; allein der König verlangte ſeine Rückkehr mit ſolcher Feſtigkeit, daß der Düc ſelbſt an den Prälaten ſchreiben und ihn im Namen des Königs zurückzukommen bitten mußte. Bald darauf, im J. 1726, trat Fleury an die Spitze der Verwaltung. Er lehnte den Titel eines oberſten Miniſters ab, war es aber bis an ſeinen Tod (im J. 1743). Seine Verſtellungskunſt ging auf den König über, in deſſen Privatleben jetzt eine große Veränderung, wahrſcheinlich ſelbſt durch Fleury begünſtigt, eintrat. Die gute Hoffnung, welche ſeine Jugend, ſein Fleiß und gewiſſe gutmüthige Aeußerungen ſeines Charakters gegeben hatten, erſtickten im ſinnlichen Genuß und in der Ueppigkeit des Hoflebens. Der

friedliche, auf Ordnung und Sparſamkeit hinarbeitende Cardinal Fleury gab dem entkräfteten Reiche den Genuß einer 7jährigen Ruhe; doch war er nicht aufgeklärt genug, um den Streit über die Bulle Unigenitus, beizulegen. Bald ſahe er ſich wider ſeinen Willen in einen Krieg verwickelt. Als nämlich Auguſt II., König von Polen, im J. 1733 ſtarb, wünſchte Ludwig XV. ſeinen Schwiegervater, den edeln Stanislaus Leszinski, zu Auguſts Nachfolger erwählt zu ſehen, und erklärte deshalb, daß die Freiheit der Wahl durch keine fremde Macht geſtört werden ſollte; allein der Kaiſer Carl VI. ſchloß mit dem Kurfürſten von Sachſen ein Bündniß, unterſtützte deſſen Wahl zum König von Polen, und Ludwigs Plan ward vereitelt. Doch erhielt Frankreich, nach zwei Feldzügen in den wiener Präliminarien im J. 1735, für den aus Danzig mit Lebensgefahr entflohenen Leszinski den Beſitz des nachher an Frankreich abgetretenen Herzogthums Lothringen. Nach Carls VI. Tode (im Jahr 1740) zog des franzöſiſchen Marſchalls Belleisle, der von Frankreich anerkannten pragmatiſchen Sanction widerſprechende, Entwurf, die öſterreichiſche Erbmacht zu zerſtückeln, den alten Cardinal in einen Krieg hinein, deſſen glücklichen Erfolg die Kargheit des 85jährigen Miniſters vereitelte. Frankreichs Heere fochten für das Intereſſe eines Alliirten, des Kurfürſten von Bayern, welcher die ganze öſterreichiſche Monarchie in Anſpruch nahm. England war auf Maria Thereſia's Seite. Die Eroberung Böhmens misglückte; kaum konnten Maillebois, Belleisle zu Broglio die Trümmern der geſchlagenen Heere aus Böhmen und Bayern über den Rhein zurückführen. Noch mehr verlor Frankreich zur See; denn Fleury hatte die franzöſiſche Seemacht vernachläſſiget. Nach ſeinem Tode (im J. 1743) gaben des Grafen Moritz von Sachſen Siege, und die Tage von Fontenoi, Lawfeld Raucoux und Coni den franzöſiſchen Waffen einen neuen Glanz; und Frankreich erhielt im achner Frieden 1748 die verlornen Colonieen wieder. Der Staat aber war durch einen ungerechten und unpolitiſchen Krieg mehr als je erſchöpft. Ludwig hatte ſelbſt an einigen Feldzügen Theil genommen; und als er zu Metz in eine ſchwere Krankheit fiel, den Beinamen des Vielgeliebten (le bien-aimé) erhalten. Die Liebe der Franzoſen war größer als ſein Verdienſt: denn Ludwig machte ſich ſeit dieſer Zeit der öffentlichen Achtung immer unwürdiger, indem er zur größten Trägheit und Sinnlichkeit herabſank, und die Führung der Staatsgeſchäfte der Marquiſe von Pompadour (ſ. d. Art.) überließ. Dieſe war Regentin; der Monarch ſchien abweſend zu ſeyn; man beſchäftigte ſich nur mit ſeinen Orgien, mit ſeiner kindiſchen Unterhaltung und mit ſeiner Despotenfurcht. Der Hof zeigte ſich ohne Würde als das Spiel kleiner Leidenſchaften, und das Werkzeug fremden Einfluſſes. Die Nation, auf welche eine ſo kraftloſe Regierung nicht einwirken konnte, folgte ganz ihrer unruhigen Beweglichkeit. Kämpfe der öffentlichen Meinung, Entwürfe, kühne Hoffnungen, neue Syſteme beluſtigten und beſchäftigten alle Claſſen der Geſellſchaft. Jeder ſehnte ſich nach einem neuen, beſſern Zuſtande; der Gehorſam wurde immer ſchlaffer; der Wunſch nach Veränderung immer lauter; es fehlte nichts als Aufruhr und Empörung. Die Sinnlichkeit des Königs gab ihn ganz in die Gewalt der herrſchſüchtigen Pompadour. Während ſie ihn ein ſchändliches Serailleben führen ließ, gab ſie, launenhaften Einfällen folgend, die Ehre, das Vermögen und den Flor des Staats allen denen Preis, die durch ſchimmernde Eigenſchaften zu ihr ſich hinanzudrängen wußten. Sie gewöhnte den ſparſamen König an die acquits du comptant, oder Anweiſungen auf Zahlungen, welche den

Schatz nach Willkür erſchöpften und das Rechnungsweſen zerrütteten. Die Koſten des ſogenannten Hirſchparks (Parc-aux-Cerfs), das ſchändlichſte Mittel für Ludwigs verächtlichſte Wolluſt, wurden mit ſolchen Acquits beſtritten, und Lacretelle glaubt ſie (ſeit 1753), ohne Uebertreibung, auf 100 Millionen ſchätzen zu können! Ludwig ſpielte gern hoch, und legte dazu eine Privatcaſſe an, deren Verluſt er aber aus der Staatskaſſe erſetzte. Die an ihn verloren, wurden durch einträgliche Staatsämter entſchädigt. Um jene Caſſe zu vermehren, trieb er ohne Bedenken Agiotage und Kornwucher. Das Steigen und Fallen der Staatspapiere und Kornpreiſe beſchäftigte ihn ganz im entgegengeſetzten Sinne, als es einem Könige geziemt hätte. Er legte zu dieſem ſchimpflichen Handel ein Capital von 10 Millionen aus ſeinem Privatſchatze an, und ließ ohne Scheu in dem königlichen Staatsalmanach vom J. 1774, unter den Finanzbeamten auch einen Herrn Mielavand als tresorier des grains pour le campte de S. M. aufführen. Aus Langerweile druckte er auch manchmal Bücher; in ſofern machte ihm ſelbſt das bekannte phyſiokratiſche Syſtem ſeines Leibarztes Quesnay Vergnügen. Er nannte ihn ſeinen Penſeur, hörte gern, wenn er die Handlungen der Miniſter tadelte, kümmerte ſich aber nicht um die Anwendung ſeiner Ideen. Gegen die Frauen betrug er ſich öffentlich mit der Artigkeit eines franzöſiſchen Ritters. Er miſchte ſich aber zugleich in ihre kleinen Händel und Angelegenheiten, und ſpielte die Rolle eines Vertrauten. Denn er war neugierig und wußte um alle Hofintriguen in Europa. Er unterhielt in dieſer Abſicht geheime Agenten, von denen oft ſeine Miniſter nichts erfuhren. Das ernſte, männliche Betragen des Dauphins, die Tugenden der Dauphine machten auf Ludwig keinen bleibenden Eindruck. Doch ſchien er bisweilen, vorzüglich nach dem Tode der Königin, Reue zu fühlen. Aber bald ſuchte und fand er Troſt in den alten Vergnügungen. Seit 1769 beherrſchte ihn die dü Barri, welche dem königlichen Schatze in 5 Jahren 180 Millionen Livres gekoſtet haben ſoll. Ludwig wurde älter; ſeine Frömmelei und Stumpfheit nahmen zu, je tiefer er in niedrige Sinnlichkeit verſank. Seine geheimen Ausſchweifungen entehrten die Unſchuld und vergifteten das Familienglück ſeiner Unterthanen. Die öffentliche Verachtung äußerte ſich gegen einen ſolchen König durch Satyren, Kupferſtiche, Spottlieder und Libelle, an welche ſich das Volk ſchon unter der Regentſchaft gewöhnt hatte. Verhaftbriefe konnten das verlorne Anſehen dem Könige nicht wieder geben. Der Haß des Volks glaubte die ungereimteſten Beſchuldigungen, und Ludwig entzog ſich aus Furcht und Abneigung dem öffentlichen Anblick. Bei dieſer ſtumpfen Sorgloſigkeit nahm die franzöſiſche Frivolität immer mehr überhand; jedermann war mit Kleinigkeiten und perſönlichen Entwürfen beſchäftigt; die großen Angelegenheiten des Staats hingegen, die Finanzen und das Kriegsweſen wurden vernachläßigt. Da ſah ſich Frankreich im J. 1754 wegen der Forts am Ohiofluſſe in Amerika mit England in einen Seekrieg verwickelt; und als ob dieſer Kampf nichts bedeute, trat es leichtſinnig (im J. 1756) auf die Seite Oeſterreichs gegen Preußen. Der kluge Kaunitz hatte die eitle, durch Friedrichs II. Sarcasmen beleidigte, Pompadour gewonnen. Dieſe ließ einen Lothringer, den Düc de Choiſeul, an des Abbé Bernis Stelle zum dirigirenden Miniſter ernennen; und es wurde im J. 1758 den 30. Dec. ein neuer Allianzvertrag zu Verſailles mit Oeſterreich geſchloſſen, der eben ſo ſeltſam, als in der Geſchichte einzig iſt (ſ. Choiſeul). Die Franzoſen erlitten zu Waſſer und zu Lande große Verluſte; ſelbſt ihre militäriſche

Ehre wurde, beſonders durch die Schlacht bei Roßbach (7. Nov. 1757) ſehr herabgeſetzt; und ſie mußten ſich nach ſieben unglücklichen und ruhmloſen Jahren noch glücklich ſchätzen, daß der thätige Choiſeul 1762 mit England den Frieden zu Fontainebleau und den Definitivfrieden zu Paris 1763, abſchloß, in welchem Frankreich Canada bis an den Miſſiſſippi, Cap Breton und die Inſeln Grenada, Tabago, St. Vincent und Dominique verlor. Ludwig blieb bei allen Ereigniſſen gleichgültig. Als er den Marſchall von Richelieu, nach der glänzenden Einnahme von Mahon (im J. 1756) wieder ſah, wandte er ſich bloß mit der Frage an den von der ganzen Nation gefeierten Feldherrn: „Wie haben Ihnen die Feigen in Minorca geſchmeckt?“ Der berühmte bourboniſche Familien-Tractat, durch welchen Choiſeul im Laufe des Krieges im J. 1761, Spaniens, Siciliens und Parmas Politik mit dem franzöſiſchen Staatsintereſſe auf immer zu vereinigen hoffte, war für Frankreich keine große Hülfe. Nach dem Kriege zeichnete ſich Choiſeuls Miniſterium durch mehrere despotiſche und großentheils unnütze Reformen, insbeſondere aber durch die Vertreibung der Jeſuiten, aus Frankreich (im J. 1764) und die Erwerbung von Corſika (1769) aus. Unterdeſſen war die Dü Barri an die Stelle der Pompadour getreten; dieſe ſtürzte, in Vereinigung mit dem Kanzler Maupeou, den Herzog von Choiſeul (1770), welcher beide beleidiget hatte, und erhob den Herzog von Aiguillon auf deſſen Poſten. Sein Prozeß war die Veranlaſſung, daß der König, oder der Kanzler Maupeou in der Nacht vom 20. Jan. 1771 die Parlementsglieder durch verſiegelte Cabinetsordres aus Paris verwies: eine Unternehmung, welche kein König von Frankreich je für möglich gehalten hätte. Ein des Kanzlers Maupeou würdiges Gegenbild war der Generalcontrolleur der Finanzen, der Abbé Terrai, der das Land ungeheuer ausſog, während er ſich ein jährliches Einkommen von 1,200,000 Livres erwarb. So ſehr der König im Innern verachtet war, ſo ſehr fiel zugleich Frankreichs auswärtiges Anſehen. Polen wurde im Jahr 1773, ohne Frankreich zu fragen, zerſtückelt. Endlich ſtarb der zu einem völligen Nichts herabgeſunkene König, den kein häuslicher Unglücksfall, nicht einmal der von einem Fanatiker, Damiens (ſ. d. Art.), im J. 1757, verſuchte Meſſerſtich, noch das öffentliche Elend, je hatten zur Erkenntniß bringen können, an den Kinderblattern, mit welchen ihn ein junges Mädchen, durch das die Gräfin Dü Barri ſeine Melancholie zerſtreuen wollte, angeſteckt hatte. Er hinterließ eine Schuldenlaſt von 4000 Millionen Livres. K.

Ludwigs XV. Zeitalter. Die Regierung Ludwigs war ſchwach und dem Staate verderblich; aber deſto kräftiger erhob ſich der Geiſt der Nation, geweckt durch die Erinnerung an die Zeiten Ludwigs XIV., und durch ausgezeichnete Männer in dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft. In Paris entſtanden ſchöne und gemeinnützige Anſtalten; Palläſte und Kirchen wurden gebauet, u. a. der Dom de St. Genevieve von Soufflot; der Kriegsminiſter Graf d'Argenſon gründete im J. 1751 die Kriegsſchule in Paris, und ließ champs Elysées anlegen, der Intendant Trudaine leitete mit Erfolg den Straßenbau; der Handel Lyons und Bourdeaux's ſchmückte dieſe Städte mit königlicher Pracht; Stanislaus Leszinski ſtellte in Lothringen den öffentlichen Wohlſtand bei geringen Mitteln mit der glücklichſten Einſicht wieder her; und Pigal führte ein prächtiges Denkmal aus, das dem Marſchall von Sachſen (er ſtarb 1750) in Straßburg errichtet wurde. Allein der edlere Kunſtgeſchmack verlor ſich unter dem Einfluſſe

eines üppigen Hofes. Unter den vielen Malern in dieſer Zeit waren die beſſeren Le Moine und Vernet. Ihr Luxus gefiel ſich in eitler, ſchimmernder Pracht; doch zugleich vervollkommnete er die von Colbert gegründeten Manufacturen. Der kunſtreiche Vaucanſon wandte ſeinen Erfindungsſinn auf die Verbeſſerung der Gobelins an. Ludwig XV. ſelbſt nahm einigen Antheil an dem Fortgange der auf der Frau von Pompadour Rath geſtifteten Porzellanfabrik zu Sevres. Dagegen ſoll er die Erfindung eines Zerſtörungsmittels, das furchtbarer als das griechiſche Feuer geweſen ſey, aus Menſchlichkeit unterdrückt haben; eine Handlung, die ihm zur Ehre gereichen würde, wenn ſie hiſtoriſch erwieſen wäre. Unternehmende und einſichtsvolle Männer, wie la Bourdonnaye, der Stifter der Colonieen Isle de France und Bourbon, und ſelbſt ſein Verläumder, der ränkeſüchtige Düpleix, erweiterten den Handel Frankreichs. Louiſiana, Canada, vorzüglich aber St. Domingo und die kleinen Antillen, die Colonie am Senegal und die Häfen in der Levante beſchäftigten die franzöſiſche Thätigkeit und bereicherten die Seeſtädte. Allein der Staat beraubte ſich durch la Bourdonnaye's empörend ungerechte Behandlung der in Oſtindien über England erhaltenen Vortheile; und das Reich der Britten daſelbſt wurde nur durch Frankreichs Schuld erhoben, indem es auf der andern Halbkugel durch den leichtſinnig unternommenen und ſorglos geführten Krieg (von 1756 — 1762) Canada und mehrere Inſeln verlor. Bei dem allen erhielt nach und nach durch Reichthum und geiſtige Bildung der dritte Stand Anſehen und Einfluß, der je länger deſto wirkſamer wurde. Die öffentliche Meinung nahm in Ludwigs XV. Zeitalter den Charakter der Beweglichkeit, des Leichtſinns und der Kühnheit an, der ſich ſpäter in der Revolution ſo furchtbar äußerte. Auffallende Begebenheiten, wie der Prozeß des unglücklichen Jean Calas und die Hinrichtung des 17jährigen Religionsſpötters, Ritters de la Barre, waren, brachten neue Anſichten und Ideen in allgemeinen Umlauf. Aber das Unglück Frankreichs wollte, daß der Verfall der Sitten und der Religioſität, gleichzeitig mit den Mißbräuchen der willkührlichen Gewalt, mit herrſchenden Vorurtheilen und Prieſterdruck, das in Frankreich aufgehende Licht der Wahrheit in einen verzehrenden Feuerbrand und die Schutzwaffen der Erkenntniß in zweiſchneidige Dolche verwandelte, daß der Egoismus der Sinnlichkeit ſich des Gebiets des Verſtandes bemächtigte, und daß der glänzende Witz mehr galt, als ein ernſter Wille und ein gediegener Charakter. Dieſes unglückliche Zuſammentreffen des öffentlichen Elends mit der ſittlichen Verwilderung erſtickte jedes Samenkorn der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß des Beſſern, welche Männer, wie Montesquieu, in ihrem Zeitalter verbreiteten, und durch die Frankreich ſeinen geiſtigen Einfluß auf die höhern Claſſen der Geſellſchaft in einem großen Theile von Europa erlangte. Der unwiſſende, ſtumpfſinnige Ludwig XV. hatte einen natürlichen Abſcheu vor allem, was geiſtige Cultur hieß. Er fürchtete talentvolle Schriftſteller, und ſagte öfters von ihnen: ſie werden die Monarchie zu Grunde richten. Doch folgte er in den erſten Jahren ſeiner Regierung dem Beyſpiele des Cardinals Fleury, welcher die Wiſſenſchaften ſchätzte, und ſpäter gab er dem Urtheile ſeines Hofes und vorzüglich der Frau von Pompadour nach, welche ſich gefiel, eine Beſchützerin des Genies und Kennerin des Vortrefflichen zu heißen. Den erſten, den mächtigſten und den daurendſten Einfluß auf den Geiſt ſeiner Nation, deren geiſtiger Repräſentant er genannt werden kann, übte Voltaire aus. Kaum war er aus der Baſtille entlaſſen, als er mit Oedip (im J. 1716) ſeine

glänzende Laufbahn eröffnete. Ludwig war ihm abgeneigt; aber die Marquiſe bewog deſſen ungeachtet den König, Voltaire'n zum Hiſtoriographen und Kammerjunker zu ernennen. Bald verleidete aber der abſichtlich vom Hofe dem Dichter Crebillon gegebene Vorzug dem Sänger der Henriade den Aufenthalt in Paris. Mit ihm zugleich weckte das Nachdenken und den Witz der Nation der unſterbliche Montesquieu. Seine lettres persannes (im J. 1721) zündeten den Funken des öffentlichen Urtheils, und ſein Werk sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains, das 1734 erſchien, wurde ſo wie der esprit des loix, den er 1748 herausgab, ein claſſiſches Handbuch für das Studium der Politik. Um dieſe Zeit hatte das allgemein angeregte Intereſſe an wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden den Cardinal Fleury und den Grafen Maurepas veranlaßt, den König zu bewegen, daß er Newton's Meinung von der Geſtalt der Erde durch eine im hohen Norden und unter dem Aequator unternommene Gradmeſſung, in den J. 1735 u. 1736, prüfen ließ, und Caſſini's Karte von Frankreich unterſtützte. Schnell hintereinander traten jetzt ſeit 1749 Büffon, J. J. Rouſſeau, Diderot, D'Alembert, Duclos, Condillac und Helvetius in die Reihe der großen Schriftſteller Frankreichs. Die größten Reibungen in der öffentlichen Meinung veranlaßte das Unternehmen des Dictionnaire encyclopédique von Diderot und d'Alembert, gegen das ſich die Geiſtlichkeit, die Jeſuiten und die Miniſter erhoben; und von dem Werke des H. Helvetius de l'Esprit ſagt H. v. Malesherbes, daß es eben ſo viel Aufſehen als die Encyklopädie gemacht habe. Die Frauen nahmen mit großer Lebhaftigkeit an dem Privatkampfe der Philoſophen Antheil. Es bildeten ſich Bureaux d'esprit; und aus den philoſophiſchen Zirkeln beim Baron Holbach und bei Helvetius gingen mehrere materialiſtiſche und atheiſtiſche Schriften hervor, vorzüglich in den Jahren von 1758 bis 1770. Das berühmteſte darunter iſt das Système de la nature, für deſſen Verfaſſer der Baron von Holbach gehalten wird. Die Religion wurde am frechſten angegriffen von La Mettrie, D'Argens, dem Abbé de Prades, die ſämmtlich aus Frankreich verbannt bei Friedrich II. Schutz, und deren Meinungen um deſto leichter in Frankreich Eingang fanden, da hier die Tugend ſelbſt den Meiſten nichts als ein heureux calcul war. Die Verbannungsurtheile der Sorbonne erregten nur mehr Widerſtand; und die Frivolität des Zeitgeiſtes nahm die kühnſten und glänzendſten Irrthümer am liebſten in Schutz, wenn das Talent des Witzes ſie vortrug. Keine Schrift aber war für die öffentliche Sittlichkeit verderblicher, als Voltaire's pucelle, ein geiſtvolles Gedicht, welches nur der unſaubere Geiſt der Zeiten der Regentſchaft ſeinem Verfaſſer einhauchen konnte. Doch arbeiteten wackere Männer, wie Türgot, Malesherbes, nicht ohne Beifall dieſem Verderben entgegen, und retteten die Ehre der geſunden Vernunft. Dahin gehören vorzüglich Düclos Considérations sur les moeurs, von denen Ludwig XV. ſelbſt ſagte: ſie ſind das Werk eines Ehrenmannes. Thomas, Marmontel und La Harpe erklärten ſich laut gegen den Atheismus. Aber die Angriffe auf die chriſtliche Religion gelangen vorzüglich dem Witze Voltaire's, da der Düc de Choiſeul, um alle Stimmen gegen die Jeſuiten für ſich zu haben, der Philoſophen und beſonders des Verfaſſers des Dictionnaire philosophique ſich annahm. Den heftigſten Zorn der Antiphiloſophen reizte gegen ſich Rouſſeau durch ſeinen Emil. Jeſuiten und Janſeniſten vereinigten ſich gegen ihn; und er mußte ungeachtet der allgemeinen Begeiſterung, die ihn ſchützte, Frankreich verlaſſen. Dieſe wenigen Züge können hinreichen,

um ſich einen Begriff von dem revolutionären Geiſte des Zeitalters Ludwigs XV. zu machen. Die öffentliche Meinung in Frankreich war längſt im Zuſtande wilden Aufruhrs, ehe die durch Ludwigs XV, verächtliche Regierung vernichtete Achtung für den Monarchen, die durch ſein Beiſpiel verdorbene Moral des Volks, und die durch ſeine Verſchwendungen zerrüttete Staatskraft den Ausbruch der Revolution ſelbſt und den Umſturz des entweihten Thrones herbeiführten. K.

Ludwig XVI., Ludwigs XV. Enkel, zweiter Sohn des Dauphin, geboren den 23. Aug. 1754, vermählt 1770 mit Maria Antonia von Oeſterreich; guill. den 21. Jan. 1793. Mit dem beſten Willen, aber völlig unerfahren in Regierungsgeſchäften, beſtieg dieſer unglückliche Fürſt in einem Alter von kaum 20 Jahren den Thron, auf welchen ihn ſchon längſt der Wunſch der Nation rief. Sie gab ihm den Beinamen des Erſehnten, le desiré, welchen ſeine Beſcheidenheit ablehnte. Sein Großvater hatte ihn nach dem Tode des Dauphin im J. 1765, abſichtlich von Allem, was ſich auf ſeine Beſtimmung bezog, entfernt gehalten; und die Gräfin Dübarri ſuchte ſich an der Verachtung, welche der ernſte, ſittlichſtrenge junge Prinz, der ſeine von ihr gehaßte Gemahlin innig liebte, ihr bewies, dadurch zu rächen, daß ſie ihn in den Augen des Königs lächerlich machte. Auch die Miniſter ließen insgeheim die Meinung, daß der Prinz hart und rauh und weit entfernt von der nachſichtigen Güte ſeines Großvaters ſey, verbreiten. Sein Aeußeres ſchien dieß zu beſtätigen. Er war gewöhnlich in ſich gekehrt, ſtill und verlegen; er wagte nicht die Gefühle ſeines Wohlwollens laut werden zu laſſen. Seine Blödigkeit galt für Mißtrauen. Er fühlte ſich in der That fremd an einem Hofe, wo das Laſter unter tauſend glänzenden Formen ihn umgab. Schmeichelei haftete nicht an ihm; er wurde daher bald den Hofleuten gleichgültig. Der Düc de Choiſeul ſagte daher mit Recht von ihm: auf dem ſchönſten Throne der Erde war Er der einzige König, der nicht nur keine Schmeichler hatte, ſondern dem man auch nicht die geringſte Gerechtigkeit wiederfahren ließ. In ſeinem Geſicht, das nicht ohne Würde war, drückten ſich die Grundzüge ſeines Charakters aus: Redlichkeit und Unentſchloſſenheit. Aber, was ihm am meiſten in der Meinung der Franzoſen ſchadete, ſeine Haltung hatte nichts von der Anmuth, welche faſt alle Prinzen von Geblüt beſaßen. Nur im Vertrauen ſagte er, öfter als man geglaubt hat, ein ſinnreiches, treffendes Wort; erröthete aber, wenn man es wiederholte. Faſſungskraft, Fleiß und ein außerordentliches Gedächtniß erleichterten ihm ſeine Studien; aber leider! betrafen ſie nicht unmittelbar die Pflichten und Kenntniſſe eines Fürſten; er beſchäftigte ſich zu ſorgfältig mit dem Beſondern und Kleinlichen. So machte er ſich durch eigene Uebung mit nützlichen Künſten vertraut. Er druckte z. B. im J. 1766, als Dauphin in 25 Exempl. Maximes morales et politiques, tirées de Télémaque, imprimées par Louis-Auguste Dauphin. Versailles, de l'imprimerie de Monseigneur le Dauphin. Er hatte die Maximen aus Fenelons Werk ſelbſt gezogen. Er konnte über geographiſche oder chronologiſche Kleinigkeiten mit Gelehrten ſich gut unterhalten: aber das Pragmatiſche der Geſchichte, wodurch ſie Könige warnend belehrt, war ihm fremd geblieben. Aufrichtig fromm und duldſam neigte er ſich, obgleich im Mißtrauen gegen die Philoſophen aufgewachſen, zu einer den Menſchen und Völkern wohlwollenden Philoſophie hin. Die Tugenden ſeines Vaters, die ſtille Häuslichkeit ſeiner Mutter, hatten ihm tief einen ſittlich-religiöſen Sinn eingeprägt. Doch ſein Beiſpiel ſollte zeigen, wie unzureichend auf dem Throne die Tugenden eines Privat-

manns ſind. Er wählte den Grafen Maurepas, einen Mann von Geiſt und Erfahrung, der aber frivol dachte, und in Epigrammen glänzen wollte, zu ſeinem Staatsminiſter; an des verrufenen Abbé Terrai Stelle übertrug er das Finanzweſen dem aufgeklärten, genialiſchen und rechtſchaffenen Türgot, der feſt und ſtrenge nach philoſophiſchen, zum Theil phyſiokratiſchen Grundſätzen die Gebrechen des Staats durch große umfaſſende Reformen zu heilen ſich vornahm. Er ſah in den privilegirten Ständen die Quelle alles Uebels. Aber ſogleich vereinigten ſich gegen ihn die Freunde der alten Mißbräuche, der hohe Adel, der Hof und die Geiſtlichkeit. Die Parlemente wurden auf Maurepas's Rath, gegen Türgot's Meinung, wieder hergeſtellt; und der Meinungskampf der alten mit der neuen Zeit verwickelte mehr als je die Schritte der Regierung. Der Graf von Vergennes leitete die auswärtigen Angelegenheiten; Graf Muy ward Kriegs- und Sartine Seeminiſter. Die neuen Theorieen, welche Türgot im Staatsrathe vortrug, hatten den Beifall der Philoſophen; und der Zirkel geiſtreicher Männer und Damen, welche Mad. Helvetius, Mad. Geoffrin, Mlle. Espinaſſe, die Prinzeſſin von Beauveau und die Herzogin d'Enville bei ſich verſammelten, nahmen lebhaften Antheil an Türgot's liberalen, von den edelſten Fürſten Europa's, von Joſeph II. und Leopold, laut gebilligten, Plänen; aber die Unzufriedenen fanden an den alten Parlementen eine Stütze ihres öffentlichen und geheimen Widerſtandes. Beſchwerliche Frohndienſte, willkührliche Abgaben, die Leibeigenſchaft in den Gebirgen des Jura, und die Folter wurden abgeſchaft; mehreres Gute ward ohne ſtürmiſche Neuerungsſucht vorbereitet; doch konnte Türgot des Königs Furchtſamkeit, den Kampf mit der Geiſtlichkeit, dem Adel und den Parlementen entſchloſſen zu beſtehen, nicht überwinden. Dieſe Corporationen vereinigten ſich gegen den Miniſter; die Nation war auf Türgots Seite, aber ſelbſt ohne Stellvertreter, konnte ſie ihm gegen den Bund der Privilegirten keinen Beiſtand leiſten. Da die mindere Zahl in den Claſſen der letzteren den Grundſätzen Türgots zugethan war, ſo gewannen die übrigen den Pöbel, und reizten ihn gegen das Edict auf, das den Getreidehandel frei gab. Schon damals fielen Auftritte vor, wie zur Zeit des Pöbelregiments in der Revolution. Der furchtſame, wohlwollende, unerfahrne Ludwig glaubte ſich vom Volke gehaßt, war gegen Meuterer nachgiebig, endlich gebrauchte er auf Türgots und Muy's Vorſtellungen Nachdruck, und die Unruhen, welche man in Paris la guerre des farines nannte, waren gedämpft, nach der Amneſtie vom 17. Mai 1775. Auf die Krönung des Königs (11. Juni 1775) folgte die Ernennung des edeln gewiſſenhaften Malesherbes zum Miniſter. Er war Türgots Freund. Beider gemeinſchaftliches Wirken hätte vielleicht den Widerſtand der alten Unordnung beſiegt, gegen welche im J. 1776 ſechs königl. Edicte erſchienen. Unglücklicherweiſe aber verfuhr der neue Kriegsminiſter, der Graf von St. Germain in ſeinen Neuerungen gewaltſam, und griff nicht Vorurtheile, ſondern den militäriſchen Geiſt des Franzoſen in ſeinem Weſen an. Die aufgehobenen oder verminderten Corps, und der beleidigte Militäradel erklärten laut ihren Unwillen über das den höhern Ständen ohnehin verhaßte Neuerungsſyſtem. Der Staat gehe dabei zu Grunde, war das allgemeine Geſchrei; das Parlement weigerte ſich, fünf Edicte des Königs einzuregiſtriren. Ludwig entſchloß ſich zwar, ſein Anſehen durch ein Lit de justice den 12. März 1776 zu behaupten; aber die Königin eine Fürſtin, die ihrem Gemahl eben ſo an Lebhaftigkeit des Verſtandes als an Witz überlegen war, und dabei den Glanz und die

Freude liebte, folgte, nebſt Maurepas, der Türgots geheimer Feind war, der öffentlichen Stimme. Ihr vermochte der König nicht zu widerſtehen. Er wankte; das Deficit, welches die Bezahlung der Schulden und die Krönungskoſten im J. 1775, hervorbrachten, flößte ihm Mißtrauen gegen Türgots philoſophiſche Anſichten ein. Malesherbes nahm ſeinen Abſchied; Türgot mußte ihn nehmen. Die Privilegirten hatten geſiegt; aber der Haß des dritten Standes und die Sehnſucht aller Hellſehenden und Wohlmeinenden nach einer durchgreifenden Reform wurde nur um ſo größer. Doch wollten ſie keinen Umſturz des Ganzen; ihre kühnſten Wünſche blieben innerhalb der Schranken einer monarchiſchen Form, bis der nordamericaniſche Freiheitskrieg den Zündſtoff in dieſe brennbare Maſſe warf. Der Tag, wo Ludwig XVI. das Bündniß mit den nordamericaniſchen Staaten ſchloß, den 6. Febr. 1778, beſtimmte ſein Schickſal, denn der hieraus entſtandene Krieg von 1778 bis 1782, welcher Frankreich nach *Audouin*, 1400 Mill. Livres gekoſtet hat, führte ein unheilbares *Deficit*, dieſes die *allgemeine Ständeverſammlung*, dieſe aber den *Fall* des Monarchen und *der Monarchie* herbei. Nach Türgots Entfernung nahm die Verſchwendung bei Hofe zu; während Ludwig ſich jede große Ausgabe verſagte, bewilligte er ſie nur zu leicht der Königin, und den Prinzen des Hauſes. Er bezahlte die Schulden des Grafen Artois. Luxus und Pracht machten die verſchiedenen Hofhaltungen überaus koſtbar. Man ſpielte hoch; man baute; man hielt Wettrennen; man befriedigte jeden Einfall, und Ludwigs Mißbilligung, der ſich oft dieſen Feſten entzog, galt für das Zeichen gemeiner Geſinnung. Die Regelmäßigkeit ſeiner Lebensweiſe, wo Studien und häusliche Freuden mit ernſten Geſchäften wechſelten, machte auf die fröhlichen Verſchwender keinen Eindruck. Der arme Ludwig wußte nicht dem Hofe und den Prinzen zu imponiren. Die Königin überließ ſich ihrem fröhlichen Sinne. Geſchmack und Kunſtſinn herrſchten in den Feſten von Verſailles und Klein-Trianon; aber zugleich unterwarf die Mode alles ihren Launen. Maurepas durchſchaute entweder nicht, wohin das Alles führen mußte, oder er fügte ſich mit egoiſtiſchem Leichtſinn in die Nothwendigkeit. Das Vergnügen war ja auch ſein Element. Er blieb dirigirender Miniſter bis an ſeinen Tod, den 21. Nov. 1781; doch theilte er das Vertrauen Ludwigs mit der geiſtvollen Königin, und mit jedem, der den Monarchen durch Vorſpiegelungen von Gemeinwohl zu täuſchen vermochte. Der Wechſel mit den Finanzminiſtern, *Clugny*, *Taboureau*, *Necker*, *Joly de Fleury* und *d'Ormeſſon* vermehrte die Verwirrung allgemein; anerkannt war das Daſeyn großer Mißbräuche; aber eben ſo unmöglich das Ausreiſſen ihrer tiefen Wurzel. Die Verabſchiedung Neckers, dem ſein ſtolzer compte rendu Haß und Verfolgung zugezogen hatte, ward vom Tiers Etat, um deſſen Gunſt Necker buhlte, als ein öffentliches Unglück betrachtet. So herrſchte in der öffentlichen Meinung längſt vor der Revolution eine wahre Anarchie, die ſelbſt bis in den Staatsrath drang. Nach dem Frieden von *Verſailles* 1783, der einige Vortheile brachte, die aber den Aufwand nicht aufwogen, ward der höchſt leichtſinnige, viel verſprechende und wenig leiſtende *Calonne* Finanzminiſter. Doch behauptete *Vergennes* in den auswärtigen Verhältniſſen, z. B. im Scheldeſtreite die Ehre der franzöſiſchen Krone; indeß wird der Handelstractat, den er im J. 1786 mit England abſchloß, als der größte Fehler ſeiner Staatsverwaltung betrachtet, ob er gleich eine Folge der geheimen Bedingungen des Tractats von Verſailles war. Auch macht man ihm den Vorwurf, daß er die von Joſeph II.

angebotene vortheilhafte engere Verbindung nicht annahm, und dadurch Oeſterreichs Annäherung an Rußland veranlaßte. Ludwig XVI. aber verrieth eine gefährliche Schwäche, daß er Miniſter, deren Plan er anfangs gut hieß, vor deren Ausführung entließ, und das Volk ſagte öffentlich: „man hat unſern guten König betrogen, man wird ihn immer betrügen: was wird aus ihm werden?“ Man erzählt, er habe zuweilen ſeine Nebenſtunden mit Schloſſerarbeit ausgefüllt, und ſey dabei zum Genuß von ſtarken Getränken verleitet worden. Dieß und die Arbeit bei'm Feuer hätten ſein Blut zu ſehr erhitzt und ſeine Ueberlegung geſchwächt, ſpäterhin aber hätte ſeine natürliche Indolenz, bei ſeiner zunehmenden Körperſtärke, die ſelbſtſtändige Kraft und freie Thätigkeit ſeines Geiſtes gehindert, und eine phlegmatiſche Gleichgültigkeit erzeugt. Allein man weiß auch, daß ſich Ludwig gern wiſſenſchaftlich beſchäftigte, und gemeinnützige Unternehmungen mit thätiger Liebe und Einſicht betrieb. Er entwarf mit vieler Einſicht den Plan und die Inſtruction für la Perouſe zu einer Reiſe um die Welt, im J. 1786. Mehrere Stellen in letzterer, ſprechen auf eine rührende Art den wohlwollenden Sinn dieſes argloſen Fürſten aus. Er beklagte das unglückliche Schickſal dieſes Seefahrers oft mit den Worten: „Ich ſehe zu wohl, daß ich nicht glücklich bin.“ Sein Wohlwollen machte ihn beſonders für die ärmern Geiſtlichen beſorgt; doch befolgte auch er den Grundſatz Ludwigs XV., Bisthümer und reiche Pfründen keinem aus dem Bürgerſtande zu geben. Eine eben ſo unbillige und weit nachtheiligere Scheidungslinie zog er bei der Armee, wo er die militäriſchen Grade ausſchließend dem Adel beſtimmte. Der dritte Stand mußte ſchweigen; aber deſto bitterer, ſchadenfroher und leidenſchaftlicher erklärte ſich die Menge ohne Scheu über den Hof und die höhern Stände, als der berüchtigte Halsbandproceß gegen den Cardinal Prinzen von Rohan den 15. Aug. 1785 ſeinen Anfang nahm. Das ſchändliche Libell der gebrandmarkten Gräfin de la Mothe und ihres Mannes ſtreute die gröbſten Verläumdungen gegen die unſchuldige Königin aus, die von dem erbitterten Volke nur zu leichtgläubig aufgefaßt wurden. Der Thron wurde durch dieſen Vorfall herabgewürdigt, und man glaubt, daß ſchon damals der unverſöhnliche Feind der Königin, der Herzog von Orleans, die verächtliche la Mothe als ein Werkzeug ſeines Haſſes benutzt habe. In dieſer Gährung der öffentlichen Meinung, wagte es Calonne, die Notabeln zu berufen. Seine Scheingründe überredeten den furchtſamen König zu einem ſo kühnen Schritte. Die heimlichen Republikaner triumphirten, daß die Verlegenheiten des Schatzes das königliche Anſehen immer mehr herabſetzten. Zum Unglück ſtarb der vielgeachtete Graf von Vergennes, den 13. Febr. 1787; und den 22. Febr. eröffnete der König die Verſammlung mit einer Rede, die auf die Gemüther nicht vortheilhaft wirkte. Das Wort Deficit (der General-Controlleur hatte es zu 112 Mill. angegeben; man ſchätzte es aber auf mehr als 140 Mill.) machte die Pläne des leichtſinnigen verſchwenderiſchen Calonne verdächtig. Es bildete ſich eine Oppoſition, und Calonne erhielt den Abſchied. Das Parlement machte Vorſtellungen gegen zwei neue Auflagen (timbre en subvention territoriale) und verlangte die Zuſammenberufung der Reichsſtände. Dieſes große Wort zerriß wie ein Blitzſtrahl den dunkeln Schleier der Zukunft. Die Nation hörte es mit Jauchzen; der Hof zitterte. Ludwig wagte ein Lit de justice; aber das Parlement erklärte es für ungültig. Nach Lacretelle war ein Calembourg der Funke, welcher dieſe Mine zündete, die den Thron umſtürzte, weil die verdorbene, durch Ideen und Leidenſchaften aufgeregte,

durch Haß und Verachtung erbitterte, durch den Anblick vielfacher Noth zur Verzweiflung gebrachte und durch Nordamerica für die Freiheit begeiſterte Maſſe der Nation Ziel und Maaß zu halten unfähig war (ſ. franz. Revolution). Der König verwies das Parlement nach Troyes. So war der Krieg zwiſchen dem Throne und der Nation erklärt. Die Regierung hatte damals auch bei dem Kampfe der holländiſchen Patrioten mit dem Erbſtatthalter im J. 1787 ohne Würde gehandelt: dadurch verlor ſie ihr Anſehen in Frankreich. Der König ſelbſt zeigte gegen ſeine nächſten Umgebungen, die ſich wie z. B. der Duc de Coigny, in die Einſchränkungen des Hofſtaates nur mit dem größten Widerwillen fügten, eine an Schwachheit grenzende Gutmüthigkeit. Die Partei Orleans arbeitete insgeheim und öffentlich dem Miniſter Lomenie de Brienne entgegen. Man unterhandelte endlich mit dem Parlemente. Es kam zurück. Doch der Herzog von Orleans reizte deſſen Widerſtand von neuem auf. Die Schritte wurden ſeit dem 19. Nov. 1787 auf beiden Seiten immer gewaltſamer; in Bretagne brach im Juni 1788 die Empörung aus; der Adel und die Officiere des Regiments Baſſigny wagten es daſelbſt zuerſt, die Waffen gegen die Befehle des Königs zu führen. Selbſt die Geiſtlichkeit forderte ungeſtüm die Berufung der Stände. Ueber die verderblichen Intriguen der Royaliſten überhaupt geben Beſenvals und Molleville's Memoiren Aufſchluß. Der ſchwache, in allen ſeinen Plänen gehinderte Prinzipalminiſter Brienne ging ab. Necker trat im J. 1788 als Director der Finanzen in den Staatsrath ein, mit der eiteln Ueberzeugung, alles retten zu können, indem er alles aufs Spiel ſetzte. Der König bewilligte dem dritten Stande die doppelte Repräſentation, ſo daß er an Zahl den beiden andern Ständen gleich war. Der Reichstag, welcher endlich den Thron der Bourbons umſtürzte, ward eröffnet den 4. Mai 1789; fünf und zwanzig Jahre vor der Wiederherſtellung! Mitten unter dem Parteienkampfe der Privilegirten und der neuen Theorieen, ſtand der König fromm und ſchüchtern, verlaſſen und allein. Er ſuchte einzig nur das Gemeinwohl mit redlichem Willen. Um ihn her ſchwankte alles; wie ſollte er Feſtigkeit zeigen. Die Demokraten haßten ihn als König; die Emigranten und die in Frankreich zurückgebliebenen Ariſtokraten hielten ihn für untauglich zur Regierung. Er ſelbſt brachte dem Staate gern die größten Opfer, ſogar ſolche, die ſeine perſönliche Sicherheit in Gefahr ſetzten, z. B. die Entlaſſung ſeiner Leibwache. Die Tage des 11., 12. und 14. Juli 1789; die Nacht des 4. Auguſts, der gräuelvolle 5. und 6. October; die Flucht des Königs den 21. Juni 1791, wo Ludwig unentſchloſſen, Gewalt zu brauchen, Bouille's Plan zu ſeiner Rettung ſelbſt vernichtete und zugleich durch die zurückgelaſſene Erklärung an ſeine Unterthanen die öffentliche Meinung gegen ſich aufbrachte; die Annahme der Conſtitution, den 14. Sept. 1791, welche ihn für unverletzlich erklärte; der Angriff des Pöbels von Paris auf den königlichen Palaſt den 20. Juni 1792, wo Ludwig eben ſo ſtandhaft als würdevoll unbefangen die Forderungen der wilden ochlokratiſchen mit Orleans verbundenen Faction zurückwies und den 22. öffentlich erklärte, nie werde Gewalt ſeine Zuſtimmung erzwingen zu dem, was er dem allgemeinen Wohl für nachtheilig halte; die Kataſtrophe des 10. Auguſts; und der ſchändliche Prozeß des Königs, wo er über ſein Unglück erhaben, mit Würde und Gegenwart des Geiſtes die Anklagepuncte beantwortete: dieſe Ausbrüche der entfeſſelten Parteienwuth gegen den ſchuldloſeſten Mann in der Mitte von Jacobinern, gehören in die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Der König bewies unter dieſen Mißhandlungen den Muth

der Unſchuld und eine Geiſtesſtärke, welche man früher an ihm nicht gekannt hatte. Als Gefangener der Gemeinde von Paris im Tempel verſagte man ihm Feder, Dinte, und Papier. Man leſe Clery's, des treuen Dieners ſeines Königs, Journal de ce qui s'est passé à la tour du temple pendant la captivité de Louis XVI. und Hue's, der Ludwig in den Tempel folgte, Schrift über denſelben Gegenſtand. Seine gewöhnliche Beſchäftigung war der Unterricht ſeines Sohnes und Lectüre. Er zog lateiniſche Schriftſteller den franzöſiſchen vor. Faſt täglich las er im Tacitus, Livius, Seneca, Horaz, Virgil, oder Terenz, in ſeiner Mutterſprache aber gewöhnlich nur Reiſebeſchreibungen. Am Abend vor ſeinem Tode fand er, daß er in den fünf Monaten und ſieben Tagen ſeiner Gefangenſchaft 257 Bände geleſen habe. Er wurde, nachdem man bei wiederholter Zählung eine künſtliche Mehrheit von 26 Stimmen auf 721 Stimmende, für das Todesurtheil herausgebracht hatte, zum Tode verurtheilt, und ohne auf die von ſeinen Vertheidigern eingelegte Berufung auf die Nation zu achten, indem man ihm die erbetene dreitägige Friſt, um ſich auf den Tod vorzubereiten, verweigerte, im 39ſten Lebensjahre, im Angeſichte ſeines ehemaligen Palaſtes guillotinirt. Er ſtarb mit dem Muthe chriſtlich frommer Ergebung. Auch ſein letztes Wort, das ſeine Unſchuld betheuerte und ſeinen Richtern vergab, wurde durch Trommelwirbel und durch das Geſchrei erſtickt; Es lebe die Republick!! Die Franzoſen ſind nur gerecht, wenn ſie die Herzensgüte dieſes Monarchen der Heinrichs IV. gleichſtellen. Ludwig zeigte ſchon in ſeiner Jugend eine in den hohen Ständen ſeltene Empfindſamkeit. Er brauchte den Unglücklichen nicht zu ſehen; hörte er von ihm reden, ſo vergoß er Thränen, und eilte ihm zu helfen. Unerkannt milderte er das Elend in den Hütten und unter den Dachbewohnern. Indem er als Dauphin ſchon das Elend kennen lernte, nahm er ſich vor, die Mißbräuche abzuſchaffen. Sein Lieblingsgrundſatz und die Regel ſeiner Handlungen war: „die Könige ſind nur deshalb auf der Erde, um durch ihre Regierung die Völker glücklich und um durch ihr Beiſpiel ſie tugendhaft zu machen.“ Er entließ daher Miniſter, welche ihre Gewalt mißbrauchten. Er ließ die Staatsgefängniſſe unterſuchen, und befreite die unſchuldigen Opfer der Willkühr. Man vergleiche die Zahl der Gefangenen in der Baſtille am 14. Julius 1789, und die unter Napoleon Bonaparte im J. 1813! Ludwig erklärte, daß er nie einen Verhaftbrief, lettre de cachet, im Voraus unterzeichnen würde. Kurz er beabſichtigte nichts als das Glück und die Liebe des Volks. Auf der Reiſe nach Cherbourg im J. 1786, wo er den berühmten Hafenbau ſeit 1784 zuerſt unternommen und 37 Mill. Livres dazu beſtimmt hatte, erhielt er die unzweideutigſten Beweiſe von der Liebe der Franzoſen. Er ſchrieb damals an die Königin; „die Liebe meines Volks hat mich in meinem Innerſten gerührt; denke Dir, ob ich nicht der glücklichſte König auf Erden bin?“ Und in ſeinem Teſtamente ſagt dieſer Monarch; „Ich vergebe von ganzem Herzen denen, die ſich als meine Feinde betrugen, ohne daß ich ihnen dazu Urſache gab; und ich bitte Gott, ihnen zu vergeben. Meinen Sohn aber ermahne ich, wenn er das Unglück haben ſollte, König zu werden, ſtets daran zu denken, daß er allen Haß und alle Empfindlichkeit vergeſſe, namentlich in Beziehung auf mein Unglück und meine Leiden. Ich empfehle ihm, ſtets zu bedenken, daß man ſich ganz dem Glücke ſeiner Mitbürger widmen ſoll; daß er das Glück ſeiner Völker nur dann macht, wenn er nach den Geſetzen regiert, daß aber der König dem Geſetz nur dann Achtung verſchaft, und ſeinen guten Zweck erreicht, ſo weit er das dazu nöthige Anſehen

beſitzt." Ludwig wurde auf dem Magdalenenkirchhofe zu Paris, zwiſchen den Gräbern derer, die einſt bei ſeinem Vermählungsfeſte im J. 1774 in dem Gewühle auf dem Ludwigsplatze erdrückt worden waren, und zwiſchen dem Grabe der am 10. Aug. 1792 in der Vertheidigung des Königs gefallenen Schweizer, beerdigt. Ein Advocat Decloſeaux kaufte den Platz, und machte ſich zum Hüter der verweſenden Hüllen des Königs und der nachher an ſeiner Seite beerdigten Königin. Ludwig XVIII. belohnte nachher ſeine Treue, indem er ihm das Band des Michaelisordens und eine auf ſeine zwei Töchter rückfällige Penſion verlieh. Auch die Herzogin von Angouleme ſandte ihm die Bildniſſe ihrer geopferten Eltern. Am 18. und 19. Jan. 1815 wurden die Gräber der letztern, unter Beobachtung der erforderlichen Formalitäten, eröffnet, die Leichname ausgegraben, und dann in das königliche Begräbniß nach St. Denis gebracht. Nach einer zu gleicher Zeit gegebenen königl. Verordnung, wird alle Jahre am 21. Jan. in allen Kirchen des Königreichs, neben andern Trauerceremonien, ein Gottesdienſt zum Andenken Ludwigs XVI. gehalten, welcher im folgenden Jahre, beſonders in St. Denis, unter großen Feierlichkeiten, ſtatt hatte. Man hat noch keine Geſchichte von dieſem Fürſten. Deſodoard's Werk iſt unbedeutend; J. J. Regnault's Siècle de Louis XVI., ſehr einſeitig; es preiſet u. a. die erſte Conſtitution von 1791 als ein chef d'oeuvre de l'univers, welche man bald darauf in Frankreich eine monſtröſe Mißgeburt nannte! Des Grafen von Angiviller, welcher in Hamburg unter dem Namen Truemann lebte, Brief an Ludwig XVI. geſchrieben am Tage nach der Taufe des Dauphin, iſt ein ſchätzbarer Beitrag zur Charakteriſtik des unglücklichen Monarchen. Die kürzlich in Paris erſchienene Vie privée et politique de Louis XVI., avec un précis historique sur Marie-Antoinette, Mme. Elisabeth etc., par M. A.... enthält nur wenig unbekannte Materialien. K.

Ludwig XVII. oder **Ludwig Carl Capet**, geb. den 22. Oct. 1781, wurde zugleich mit ſeinem Vater Ludwig XVI., ſeiner Mutter, Schweſter und Tante, den 10. Aug. 1792 in das Gefängniß des Temple gebracht. Nach Ludwigs Hinrichtung riefen die Royaliſten den jungen Capet, wie ihn die Republikaner nannten, unter dem Namen Ludwigs XVII. zum König von Frankreich und Navarra aus; und Monſieur, der Graf von Provence erklärte ſich während der Minderjährigkeit des jungen Ludwig zum Regenten von Frankreich. Seine Mutter, die ehemals angebetete, dann von der ſchändlichſten Verläumdungsſucht verfolgte, geiſtvolle, großherzige, Maria Antonia, die Schweſter Joſephs II., und Leopolds II., wurde, nachdem ſie mit der empörendſten Grauſamkeit behandelt worden war, auf dem Revolutionsplatze den 16. Oct. 1793 guillotinirt. Daſſelbe Schickſal traf Ludwigs XVI. Schweſter, die fromme und mildthätige Eliſabeth den 10. Mai 1794. Der zehnjährige Carl Ludwig Capet, der im Gefängniſſe ſehr nachläſſig behandelt wurde, ſtarb im Tempel den 8. Juni 1795. Seine Schweſter Maria Thereſia Charlotte, geb. den 19. Dec. 1778, verließ erſt im December 1795 den Tempel, um an der Grenze gegen einige gefangene franzöſiſche Conventsdeputirte ausgewechſelt zu werden. Sie ging nach Wien, und vermählte ſich den 10. Juni 1799 zu Mitau mit dem älteſten Sohne des Grafen Artois, Ludwig Anton, Herzog von Angouleme, geb. den 6. Aug. 1775. Im Mai des J. 1814 kehrte ſie zugleich mit Ludwig XVIII. aus England nach Frankreich zurück. K.

Ludwig XVIII. (le désiré), Ludwig Stanislaus Xaver, Graf von Provence, dritter Sohn des Dauphins, des Sohnes Ludwigs XV., geboren den 17. November 1755, vermählt den 14. Mai 1771 mit Marie Joſephe Louiſe, Tochter des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien, welche im Jahre 1810 ſtarb, hieß Monſieur, nach dem Regierungsantritte ſeines Bruders im J. 1774; Regent von Frankreich, nach dem Tode Ludwigs XVI. Er nannte ſich Ludwig XVIII. nach dem Tode ſeines Neffen. Europa aber, ſelbſt England, erkannte ihn als König von Frankreich nicht eher an, als nach der Einnahme von Paris, den 31. März 1814. Als König von Frankreich und Navarra regierte er, anfangs durch ſeinen Bruder, Monſieur, Grafen von Artois, der als Generallieutenant und Statthalter in Paris den 13. April 1814 an die Spitze der proviſoriſchen Regierung trat. Er ſelbſt übernahm die Regierung durch ſeine Bekanntmachung aus St. Ouen den 2. Mai 1814, zählt aber ſeine Regierungsjahre vom Tode ſeines Neffen, Ludwig XVII., an. Während der Regierung ſeines Bruders nahm er ſehr wenig Antheil an dem Factionen-Umtriebe und an den Luſtbarkeiten des Hofes. Ludwig XVI. beſchäftigte ſich am liebſten mit Landkarten; der Graf von Provence mit Büchern: beider Gemahlinnen folgten andern Lieblingsneigungen. Man bemerkt, daß Ludwig XVIII. in frühern Jahren viel Sinn für Poeſie gezeigt hat; und da er der Verfaſſer von mehrern ſehr artigen Gedichten iſt, ſo dürften die Literatoren ihn wohl in die Liſte der königlichen Schriftſteller aufnehmen.*) Bei der erſten Verſammlung der Notabeln im Jahre 1787 ſtand er an der Spitze des erſten der ſieben Ausſchüſſe, und ſchien aus Ueberzeugung auf die Seite der Oppoſition gegen den Generalcontroleur der Finanzen, Calonne, zu treten; wenigſtens wurde dieſer von dem Ausſchuſſe, unter dem Vorſitze des Grafen von Provence, am heftigſten angegriffen. Das Volk faßte daher eine Vorliebe für ihn; und als er vom König den Auftrag erhielt, die Einregiſtrirung einiger Edicte dem Oberrechnungshofe anzubefehlen, begrüßte ihn das Volk mit Freudengeſchrei. Sein Bruder hingegen, der Graf Artois, welcher nicht zur Oppoſition gehörte, wurde mit Beleidigungen überhäuft. Bei der zweiten Verſammlung der Notabeln, welche der König den 9. November 1788 eröffnete, ſprach Necker den Wunſch aus, daß der dritte Stand eine doppelte Repräſentation haben möchte. Der Graf Artois und die Prinzen der beiden Häuſer Condé widerſetzten ſich dieſem Verlangen; der Graf von Provence hingegen war ihm geneigt; daher machte ihm der Prinz von Conti in der Sitzung vom 28. Nov. nachdrückliche Vorſtellungen. „Die Monarchie werde angegriffen; es ſey nothwendig, um den Staat zu erhalten, die neuen Formen zu verbannen, die alten aber unverletzt zu erhalten.“ Der König war mit dieſen Aeußerungen, welche die Schritte des Miniſters, folglich auch die des Königs, tadelten, unzufrieden; er ſchrieb daher an Monſieur: „Die Prinzen können ſich mit ihren Vorſtellungen unmittelbar an mich wenden; in der Verſammlung aber ſollen ſie ſich nicht von den Gegenſtänden entfernen, für welche ich die Notabeln berufen habe. Ich verbiete den Ausſchüſſen, mit dieſen fremdartigen Fragen ſich zu beſchäftigen, und verlange, daß ſie in dem ordentlichen Gange der Geſchäfte fortfahren.“ Indeſſen erklärte ſich von allen ſechs Ausſchüſſen dieſer Verſammlung ein einziger, der unter Monſieur's Vorſitz, für die doppelte Zahl der Deputirten des

*) Er hat auch einige Bände von Gibbons Geſchichte ins Franzöſiſche überſetzt.

dritten Standes; die übrigen hatten ſie mit einer kleinen Stimmenmehrheit verworfen. Der König bekräftigte die Meinung Monſieur's, behielt aber, was damit im Widerſpruche ſtand, die getrennte Berathſchlagung der drei Stände bei. In der Revolution konnte Monſieur ſo wenig als der König ſelbſt den Verleumdungen der Volkspartei entgehen. Nach der Zerſtörung der Baſtille begleiteten die beiden Brüder den König am 15. Julius, in den Saal der Nationalverſammlung, wo ihr Ludwig erklärte, daß er auf die Liebe und Treue ſeiner Unterthanen rechne, und daher den Truppen Befehl gegeben habe, ſich von Paris und Verſailles zu entfernen. Aber das Volk in Paris hatte den Grafen Artois bereits geächtet; und dieſer verließ daher den 16. Julius mit ſeinen zwei Söhnen das Königreich. Ihm folgten die Prinzen von Condé und von Conti, die Herzöge von Bourbon, von Enghien und von Luxemburg. Monſieur blieb. Als das Volk die Hinrichtung des Marquis von Favras verlangte, weil er den König habe entführen, und eine Gegenrevolution machen wollen, woran auch der Graf von Provence Theil genommen, begab ſich dieſer den Tag nach der Verhaftung des Marquis, den 26. December 1789, auf das Pariſer Stadthaus, um ſich perſönlich wegen jener Beſchuldigung zu rechtfertigen. „Er ſtehe mit dem Marquis in keiner andern Verbindung, als daß dieſer ihm habe zwei Millionen Livres zur Bezahlung ſeiner Schulden negociren ſollen.“ Von dieſem Gelde glaubte das Volk, es ſey zur Anwerbung von Truppen beſtimmt geweſen. Der Marquis wurde vom Chatelet zum Tode verurtheilt, und den 19. Februar gehangen. Endlich bewogen die ſtürmiſchen Bewegungen der Parteien in Paris den König, ſich an die Grenze des Königreichs zu begeben. Ludwig ſchlug die Straße nach Montmedy, der Graf von Provence aber die nach Mons ein. Jener wurde in Varennes den 21. Junius 1791 angehalten, dieſer entkam glücklich nach Brüſſel. Er nahm hierauf an den Schritten der Emigranten in Coblenz Theil, proteſtirte gegen die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung und die Beſchränkung der Freiheit des Königs. Auf des Königs Aufforderung an ihn, vom 30. und 31. October 1791, daß er zurückkehren ſolle, erließen die Prinzen, ſeine Brüder, eine Erklärung, daß ſie die Conſtitution als ein Werk von Aufrührern anſähen, daß der König zwar den Beſitz des Königreichs habe, aber nicht als ein Eigenthum, ſondern als Fideicommiß, das er ſeinen Nachfolgern ſo überliefern müſſe, wie er es bekommen. Solche Anſichten machten die Trennung zwiſchen Alt- und Neu-Frankreich, wie man den Hof der Prinzen und dies kleine Heer des Prinzen von Condé nannte, unheilbar, und verwickelten den König immer tiefer in den Haß der Parteien. Der Krieg brach aus. Ludwig verlegte ſeinen Hof nach Verona. Hier wurde er im J. 1795, nach dem Tode ſeines Neffen von den Emigranten zum König ausgerufen. Alle Unfälle, die ihn ſeitdem trafen, ertrug er mit Würde und Faſſung. Als ihn das Jahr darauf der venetianiſche Senat, durch Bonaparte's Drohungen erſchreckt, nöthigte, jene Stadt zu verlaſſen, unterwarf er ſich ohne Murren dieſer ſtrengen Maaßregel. Doch ließ er ſich bei ſeiner Ankunft in Venedig das ſogenannte goldene Buch vorlegen, in welchem die Namen der edlen Familien Venedigs ſtanden, und Aller, die gleiche Privilegien beſaßen. Er ſuchte den Namen Heinrichs IV., fand und durchſtrich denſelben. Jetzt führte er, gleich Carl II. nach der Schlacht bei Worceſter, unter dem Namen eines Grafen von Lille, ein wanderndes Leben, unterſtützt von fremden Höfen und einzelnen Freunden des Hauſes Bourbon. Außer England und andern Höfen zahlte auch

Portugall den Bourbons ein Jahrgeld von 300,000 Franken. Die Schulden der Bourbons im Auslande, die gegen 80 Millionen betragen, ſind jetzt von Frankreich übernommen. Ludwigs Lage erregte Mitleid, ſelbſt bei ſeinen Feinden. Von Venedig ging er zuerſt nach Blankenburg, wo er unter dem Schutze des Herzogs von Braunſchweig lebte; nach dem Frieden vom J. 1797 begab er ſich nach Mitau, wo er die Vermählung des Duc d'Angouleme mit Ludwigs XVI. Tochter feierte. Bald nachher ließ er ſich in Warſchau nieder. Hier machte Bonaparte im J. 1803 einen Verſuch, den Prätendenten zur Entſagung zu bewegen. Allein dieſer wies alle glänzende Anerbietungen von ſich, und antwortete dem Unterhändler des erſten Conſuls den 28. Februar: „Ich verwechſele Herrn Bonaparte nicht mit ſeinen Vorgängern; ich ſchätze ſeine Tapferkeit, ſeine militäriſchen Talente, und weiß ihm Dank für manches Gute, das er meinem Volke erzeigt. Allein nie werde ich meine Rechte aufgeben, treu dem Range, in welchem ich geboren bin. Als Enkel des heiligen Ludwig werde ich ſelbſt in Ketten mich achten; als Nachfolger Franz's I. will ich wenigſtens ſagen können, wie er: Wir haben Alles verloren, nur die Ehre nicht. Die Prinzen traten den 23. April der Antwort des Königs bei. Unter dieſen lebte der Bruder des Prätendenten, Carl Philipp Graf von Artois, (geboren 1757), der ſich ſeit 1795 Monſieur nannte, vom J. 1796 an meiſtens zu Edimburgh. Indeß war derſelbe Abgeſandte den 14. März wieder beim Prätendenten geweſen, und hatte einige Aenderung in der Form der Antwort gewünſcht, weil ſie den Oberconſul erbittern, und dadurch das Unglück der Bourbons vermehren könnte. Der König änderte nichts. „Den Souverän," erklärte er, „der ſich durch Bonaparte's Verlangen genöthigt glaubte, mir ſeinen Schutz zu entziehen, den werde ich bedauern und gehen. Ich fürchte die Armuth nicht; ich würde, müßte es ſeyn, ſchwarzes Brod eſſen mit meinen Getreuen." Der hamburger Correſpondent vom 9. September mußte zwar durch ein Schreiben aus Paris vom 31. Auguſt dieſe dem Prätendenten gemachten Anträge für Erdichtungen erklären; auch die Mannheimer franzöſiſche Zeitung erklärte ſie für grundlos; allein der Moniteur widerſprach nicht. Ludwig blieb, ſo raſch auch das Glücksrad des franzöſiſchen Raubherrſchers über Europa hinrollte, dieſen Geſinnungen ſtets treu. Als er ſich nach Schweden, und zuletzt nach England zurückziehen mußte, konnte er wohl ſeine Hoffnung aufgeben, aber nie ſein Recht. Jene hatte ihn mehrmals zu Schritten veranlaßt, eine Wiederherſtellung ſeines Hauſes in Frankreich zu bewirken. So ließ er dem franzöſiſchen Heerführer Pichegrü, welcher dieſen Plan hatte, um Frankreich der Anarchie zu entreißen, Vollmachten durch den Prinzen von Condé einhändigen. Er ſchrieb ſelbſt an ihn, aus Riegel (?) den 24. Mai 1796. Dieſer Brief iſt ein Beweis der großen Achtung und des vollſten Vertrauens, das er zu dieſem „tapfern, uneigennützigen und beſcheidenen" Feldherrn hatte, von dem er damals glaubte, „daß ihm die Ehre der Wiederherſtellung der franzöſiſchen Monarchie vorbehalten ſey." Das condéiſche Corps, bei welchem der Herzog von Berry ein in ruſſiſchen und dann in engliſchen Sold genommenes adeliges Cavallerieregiment ſeit dem J. 1798 commandirte, wurde durch die Ereigniſſe aufgelöſet. Rußland wies ihm in Volhynien Wohnplätze an. Die Prinzen des Hauſes Bourbon nahmen hierauf nur aus der Ferne, oder mittelbar an den ſpätern Begebenheiten vergeblichen Antheil. Denn erſt nach 25 Jahren ſollte der Kreislauf der Revolution geſchloſſen ſeyn, und Frankreich wieder auf den Punct geſtellt werden, von welchem es

1789 ausging. Ludwig XVIII. blieb bis zur Entſcheidung des letzten großen Kampfes in England, wo er zu Hartwell in Buckinghamſhire ſehr einfach lebte, und ſich hauptſächlich mit politiſchen Studien beſchäftigte, ſo daß Unglück und Erfahrung, vorzüglich aber die Kenntniß der brittiſchen Verfaſſung, ſeine frühern Anſichten berichtigt, und ihn für die beſſern Ideen unſerer Zeit empfänglicher gemacht haben können. Daß er die Liebe der Franzoſen verdient, beweiſen mehrere Züge von Milde und Gutmüthigkeit. So erließ er bald nach dem Unglücke des franzöſiſchen Heeres in Rußland an den Kaiſer Alexander ein Schreiben, in welchem er die in Kriegsgefangenſchaft befindlichen Franzoſen, als ſeine Kinder, der Großmuth dieſes Monarchen empfahl. Auch feierte er die Siegesfeſte in England nicht mit, weil er die umgekommenen Franzoſen nur betrauern konnte. Als die Verbündeten in Frankreich eingedrungen waren, begab ſich der Graf von Artois den 2. Februar 1814 nach Baſel. Sein älteſter Sohn, der Düc d'Angouleme, war zu Wellingtons Armee abgegangen; der jüngere, Düc de Berry, wollte zu gleicher Zeit von Jerſey aus nach der Weſtküſte Frankreichs übergehen, was ihm aber ein Prieſter widerrieth. Sie machten einen von Ludwig XVIII. an die Franzoſen, aus Hartwellhouſe in Buckinghamſhire, den 1. Febr. 1814 erlaſſenen Aufruf bekannt, welcher zuerſt in Guienne, dann ſelbſt in Paris, eine Partei bewog, ſich für die Bourbons zu erklären, ohne welche Partei, wie das Monthly Magazine, Junius 1814, nicht unwahrſcheinlich behauptet, die Verbündeten ſchwerlich in Paris eingedrungen ſeyn würden. Denn der König verſprach in jenem Aufrufe volle Amneſtie des Vergangenen, Beibehaltung der Verwaltungs- und richterlichen Behörden, Fortdauer des eingeführten Geſetzbuchs, mit Ausnahme der Geſetze, welche Religionslehren zuwider wären, Schutz den neuen Eigenthümern gegen gerichtliche Klagen der alten, der Armee alle ihre Rechte, Titel und Sold, dem Senate Gewähr ſeiner politiſchen Rechte, Vernichtung der Conſcription, und für ſich und ſeine Familie jedes Opfer, das zur Ruhe Frankreichs beitragen könnte. Aber ohne die Siege der Verbündeten und Napoleons Starrſinn bei den Unterhandlungen zu Chatillon würden dieſe Proclamation und ähnliche, die von den Prinzen, z. B. vom Herzog von Angouleme, aus St. Jean de Luz den 11. Febr. erlaſſen wurden, dennoch keinen entſcheidenden Erfolg gehabt haben. Bald nach der Aufhebung jenes Friedenscongreſſes, den 19. März, traf der Graf von Artois in Nancy ein, wo ihn der Beifall des Volks empfing. Der Herzog von Angouleme aber ſah zuerſt auf franzöſiſchem Boden, in Bordeaux, den 12. März die Lilien der Bourbons vor ſich aufpflanzen. Doch erhielt die öffentliche Meinung in Frankreich, nach 25jähriger Verwirrung einer ſelbſtſtändigen weiſen Richtung nicht mehr fähig, ihre feſte Richtung auf das, was heilbringend war, erſt bei dem Einzuge der Alliirten in Paris durch die öffentliche Erklärung des Kaiſers Alexander den 31. März, daß man nicht mit Napoleon oder einem Gliede ſeiner Familie unterhandeln wolle. Auf dieſes kaiſerliche Wort ernannte der Senat eine proviſoriſche Regierung unter Talleyrand Perigord's, Prinzen von Benevent, Vorſitz, welche das Decret der Abſetzung Napoleons, die der Senat den 2. April beſchloſſen hatte, den 3. April geſetzlich ausſprach, und den 7. April ſchon den Tags vorher angenommenen Conſtitutionsentwurf, nach welchem die Bourbons auf den Thron zurückberufen wurden, im Moniteur bekannt machte. Die Armee hatte hierbei keine Stimme; ſondern die mit Napoleon unzufriedene Partei in Paris, an ihrer Spitze der vom Imperator beleidigte, ſcharfſichtige

Talleyrand, hatte im Namen aller ehrlichen Leute in Frankreich durch ſeinen Schritt die an Ludwig XVI. verübte Blutſchuld von der Nation abwälzen, und ſich und Europa den Frieden geben wollen. Schon am 4. April übertrug ein Senatsdecret die Generalſtatthalterſchaft an den Grafen von Artois bis zu dem Zeitpunkte, wo Ludwig Stanislaus Xaver, welcher auf Frankreichs Thron berufen ſey, die Conſtitutionsurkunde Frankreichs angenommen habe. Aber eben dieſe Urkunde, in welcher unwürdige Senatoren zu voreilig und ſelbſtſüchtig ihre Vortheile bedacht hatten, widerſprach zugleich der öffentlichen Meinung und dem folgerechten Monarchismus. Dadurch gelang es dem König, daß er die Urkunde ſelbſt verwerfen konnte, indem er die weſentlichen Grundſätze derſelben bekräftigte, und ſich die Abfaſſung der Haupturkunde vorbehielt. Dieſer Sieg der alten Monarchie über die Revolution iſt einer der größten, den je die Staatskunſt über eine Nation, wie die franzöſiſche iſt, erkämpft hat. Aber freilich war auch die äußere Lage dazu äußerſt günſtig. Deſto ſchwieriger war es, dieſen Sieg ſpäterhin zu rechtfertigen, und die neueſte Zeit nicht bloß mit der jüngſt vergangenen des Kaiſerthums, ſondern auch mit der alten Zeit der vorurtheilsvollen Royaliſten zu verſöhnen. Der Graf von Artois ſprach in der Audienz des Senats und des geſetzgebenden Körpers am 13. April den weſentlichen Inhalt der Conſtitution aus, mit Weglaſſung der anſtößigen Punkte. Eine ſeiner wichtigſten Regierungshandlungen war der Abſchluß des allgemeinen Waffenſtillſtandes mit den verbündeten Mächten, den 23. April. Damit ſtand in Verbindung die Verminderung der Marine und der Landmacht, und Alles, was zur erſten Beruhigung des durch den erzwungenen Aufſtand in Maſſe in Aufruhr gebrachten Staatskörpers dienen konnte. Jetzt verließ Ludwig XVIII. ſein Aſyl zu Hartwell, und kam den 20. April zu London an, von wo ihn der Prinz Regent nach Dover begleitete. Von Dover führte ihn den 23. April der Herzog von Clarence nach Calais. Mit Ludwig XVIII. ſtiegen hier zugleich ans Land: die Herzogin von Angouleme, Ludwigs des Unglücklichen Tochter, der Prinz von Condé und deſſen Sohn, der Herzog von Bourbon. Als er landete, drückte er die Herzogin von Angouleme an ſein Herz, und ſagte: ich erhalte die Krone meiner Ahnen wieder; wäre ſie von Roſen, ſo würde ich ſie auf dein Haupt ſetzen; da ſie aber von Dornen iſt, ſo ſteht es mir zu, mir damit die Stirn zu bedecken. Das Andenken ſeines erſten Schrittes auf Frankreichs Boden erhält eine in Calais aufgerichtete doriſche Säule von Marmor, und die Aufbewahrung der Spur ſeines erſten Fußſtapfen in Erz. Der König blieb hierauf in Compiegne einige Tage, wo er, ſo wie in St. Ouen, Deputationen der Behörden von Paris empfing. Auch bewillkommneten ihn in St. Ouen der Kaiſer von Oeſterreich, und in Compiegne der Kaiſer von Rußland. Von St. Ouen erließ er am 2. Mai die merkwürdige Erklärung, durch die er das Weſentliche der Conſtitution des Senats vom 6. April in zwölf Puncten annahm, das Ganze aber, als zu flüchtig abgefaßt, einer Commiſſion des Senats und des geſetzgebenden Körpers unterwarf. Den 3. Mai hielt er ſeinen feierlichen Einzug in Paris. Eine ſeiner erſten Handlungen war die Bildung ſeines Miniſteriums, meiſtens aus Mitgliedern der bisher beſtandenen proviſoriſchen Regierung; und eine ſeiner erſten Verordnungen betraf die bei der Lage des Staats nothwendige Beibehaltung der drückenden vereinigten Abgaben, deren Abſchaffung zwar verſprochen war, deren Erhebung aber für jetzt nur gemildert werden konnte. Durchgreifend war die neue Organiſation der Armee, und die Abfaſſung und Einführung der neuen Conſtitution; von

dem größten Intereſſe aber die Aufſicht über die öffentliche Meinung, über die geheimen und öffentlichen Parteien der Unzufriedenen; die wichtigen Geſetze über Preßfreiheit und über die Finanzen, die Leitung der neuen auswärtigen Verhältniſſe, und die Belebung der Seefahrt, des Colonialhandels, und vor allen Dingen des Staatscredits, welcher durch das Deficit der letzten beiden Jahre von 1,306 Millionen Franken ganz zerrüttet war. Es iſt über alle dieſe Gegenſtände, ſo wie über die folgenden Erſcheinungen, die den Geiſt der neuen Regierung charakteriſirten, über ihren unerwarteten Umſturz durch Napoleons Wiederankunft in Frankreich, über ihre ſchnelle Reſtitution durch die Macht der verbündeten Höfe, über ihre neuen Anſtalten zu ihrer Erhaltung und Befeſtigung, ſo wie über ihre Thätigkeit in Beziehung auf die innern und äuſſern Angelegenheiten, oben in dem Art. Frankreich bereits das Erforderliche geſagt worden. Um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, beſchränken wir uns deßhalb hier darauf, das Neueſte aus Ludwigs Regierungsgeſchichte nachzutragen. Die Partei der Mißvergnügten und der Beſorgten, die der Regierung gegenüber ſtand, war noch immer die zahlreichſte. Die alten Militärs, die unter Napoleon ſo viel an Ruhm und Auszeichnung gewonnen hatten, das Heer der auf halben Sold geſetzten Officiere, eine Menge Beamten, die man theils wegen ihres Betragens zur Zeit der letzten Uſurpation, theils aus Mißtrauen gegen ihre Grundſätze, von ihren Aemtern entfernt hatte, die vielen Individuen, die den Glanz und die Verſchwendung der vorigen Regierung, die ihnen Nahrung und Reichthümer gegeben, vermißten, die eiteln Patrioten, welche ſich durch die Schmach und die Verluſte gekränkt fühlten, welche gleichzeitig mit der Wiedererrichtung des alten Throns über die Nation gekommen waren, und dann die noch immer zahlreichen Republikaner, die dem reſtituirten Königshauſe den Sieg über ihr Syſtem nicht verzeihen konnten, waren erklärte Feinde der Bourboniſchen Herrſchaft. In dieſe Feindſchaft theilten ſich mit ihnen alle diejenige, die während der Revolution irgend eine ausgezeichnete Rolle geſpielt hatten, nicht ſowohl weil ſie ſich zurückgeſetzt und vernachläſſigt ſahen, als weil ſie das in ihnen lebende Gefühl nicht unterdrücken konnten, daß ſie dieſe Vernächläßigung wirklich verdienten. Eine ſo weit verbreitete und mächtige Oppoſition mußte nothwendig den ſchlimmſten Einfluß auf die Stimmung des Volks haben, zumal da unter dieſem, wegen der Fortdauer der drückenden Abgaben, die durch die Contributionen an die Sieger und durch die Unterhaltung der Occupationsarmee nothwendig geworden waren, ſich ſo viel Empfänglichkeit für die Erregungen des Mißvergnügens und der Beſorgniſſe vorfand. Dieſer gewaltigen Partei ſtand der alte Adel, die ehemaligen Ausgewanderten, die Geiſtlichkeit, die Begünſtigten der neuen Regierung, und die, welche nach ihrer Gunſt ſtrebten, ingleichem das Heer der Glücksritter entgegen, die ohne Grundſätze und Charakter, immer dem Syſteme huldigen, bei dem ſie ihr augenblickliches Glück zu machen glauben. Da dieſe Partei den Schutz der Regierung hatte, ſo widerſtrebte ſie ihren Gegnern mit offener Heftigkeit, wodurch ſie der guten Sache, die ſie ergriffen hatte, eben ſo wenig diente, als durch die Uebertreibung der Grundſätze, auf denen ihr Syſtem beruhte. Denn man begnügte ſich nicht damit, den Royalismus und die Legitimität im Beſitze des Thrones zu vertheidigen, und durch Treue und Liebe für die wiederhergeſtellte Dynaſtie an der öffentlichen Wohlfarth und der Erhaltung der Ruhe zu arbeiten. Es ſollten alle Spuren, und mit ihnen auch die guten Früchte der Revolution vertilgt und ausgerottet, die in

ihr begangenen Unordnungen und Verbrechen gerächt, im Staate und in der Kirche alles ſo viel möglich auf den alten Fuß geſetzt, die Conſtitutionskarte vernichtet, und der königlichen Würde eine ſchrankenloſe, in allem willkührlich verfügende Macht verliehen werden. Es kamen die empörendſten und abentheuerlichſten Behauptungen zum Vorſchein, und man brachte zur Ausführung derſelben die härteſten und grauſamſten Mittel in Antrag, ſo daß man den Witz für treffend erklären mußte, der dieſe Ultraroyaliſten mit dem Namen der „weiſſen Jakobiner" bezeichnete. Zwiſchen dieſen Parteien mitten inne ſtand der gute, wohlmeinende König, von beiden auf gleiche Weiſe über die Maaßregeln getadelt, die er in der Verwaltung des Reichs und in dem Streben auf Befeſtigung ſeiner Herrſchaft ergriff; und alle Welt mußte es anerkennen, wie wenig beneidenswerth ſeine Stellung war. Während er auf der einen Seite das Mißvergnügen zu beruhigen und die Feinde des Thrones zu entwaffnen und zu zähmen hatte, mußte er auf der andern ſeine Freunde in den Schranken der Mäßigung zu erhalten ſuchen, indem ſie durch ihr leidenſchaftliches Ungeſtümm ihm gefährlicher zu werden drohten, als ſeine Widerſacher, oder doch die zur Herſtellung der Ruhe und der Verſöhnung gewählten zweckmäßigen Maaßregeln vereitelten. Indeſſen gewannen doch die letztern einen entſcheidenden Einfluß auf die Schritte der Regierung, und überall wurde von ihnen der Wille derſelben mit der äußerſten Strenge ausgelegt und vollzogen. Die Gerichte ſetzten ihr Verfahren gegen diejenigen fort, welche bei der Wiederkunft des Uſurpators ihre Pflicht vergeſſen hatten, und erkannten über ſie nach der Schärfe der Geſeze. Namentlich wurde der Admiral Linois, der Obriſt Boyer, die Generale Travot, Debelle, Drouot, Chartran, Gruyere, Mouton-Duvernet ꝛc. des Aufruhrs angeklagt, und — wenn nicht, wie es bei Drouot der Fall war, von dem Gerichte losgeſprochen — zum Tode verdammt, welches Urtheil bei einigen vollzogen, bei andern aber von dem Könige in langwierige Gefängnißſtrafe verwandelt wurde. Zugleich fuhr man fort mit durchgreifendem Ernſt, ſorgſamer Wachſamkeit und raſtloſer Thätigkeit den wiederhergeſtellten Thron zu verwahren, und die, welche man für ſeine Feinde hielt, oder ſich wirklich als ſolche benahmen, zu beobachten, zu züchtigen oder unſchädlich zu machen. Alle Zeichen der napoleoniſchen Regierung an Monumenten, Gebäuden, Inſchriften, Fahnen ꝛc. wurden vertilgt, und durften auch nicht an verborgenen Orten aufbewahrt werden. Die Offiziere auf halbem Solde entbehrten ihren Gehalt ſo lange, bis ſie ſich auswieſen, daß ſie Knöpfe mit Lilien auf ihren Röcken tragen. Die Policei war unausſprechlich thätig, und verfolgte die Aeuſſerungen des unpatriotiſchen Sinnes in ihre geheimſten Schlupfwinkel. Unter ſtrenger Aufſicht ſtand die Preſſe; was nicht im Geiſte der Regierung geſprochen war, ward unterdrückt. Die meiſten ausländiſchen Journale traf ein ſtrenge gehandhabtes Verbot. Auf gleiche Weiſe ward die Rede, die Geberde, die Kleidung beobachtet, ob in ihr nichts Verdächtiges ſich finde; unbeſonnene Aeuſſerungen und Erklärungen gegen die Regierung aber, oder Verbreitung beunruhigender Nachrichten hatten für die, die ſich dieſelben erlaubt hatten, die traurigſten Folgen. Da es nicht an Denuncianten und ſtrengen Richtern fehlte, ſo häufte ſich die Zahl der Gefangenen auſſerordentlich. Andere Verbrecher dieſer Art wurden verbannt oder auf die Inſeln deportirt, die Verdächtigen unter Policeiaufſicht geſetzt. Der Gerichtshof zu Rennes verurtheilte ſogar einen Offizier, der einen Knopf mit Napoleons Adler an ſeinem Rock trug, zu 3 monatlicher Einkerkerung, 50 Franks Geldſtrafe,

und fünfjähriger Zurückhaltung der Hälfte ſeiner Penſion. Die Beamten, welche an die Stellen der Entlaſſenen traten, bewährten ihren Dienſteifer durch die thätigſte Förderung der gegen die Unzufriedenen und Verdächtigen genommenen Maaßregeln, aber ſie entgingen auch der Beſchuldigung nicht, daß ſie oft Verbrechen ſahen wo keine waren, und von Verſchwörungen und aufrühreriſchen Bewegungen träumten, wovon den einen und den andern in der Wirklichkeit nichts beſtand. Indeſſen waren doch die „Geyer Bonaparte's" im Sarthe-Departement gefährliche Menſchen, und es war ein gerechtes Gericht, das mehrern von ihnen die Todesſtrafe zuerkannte. Auch war am Ende des April im Departement der Iſere ein förmlicher Aufruhr ausgebrochen, der durch Waffengewalt niedergeſchlagen werden mußte, und deſſen Häupter verdient hatten, was ihnen widerfuhr. Deßgleichen konnte nichts die „Patrioten von 1816" gegen die Strenge der peinlichen Geſetze ſichern, da der Umſturz der beſtehenden Regierung unläugbar in ihrer Abſicht lag. Aber alle dieſe Bewegungen wurden von ſo unbedeutenden Menſchen geleitet, und waren ſo elend und ſinnlos angelegt, daß die Regierung durchaus keine Urſache hatte, ſie für gefährlich zu halten. Deſſen ungeachtet ſahen die Ultraroyaliſten in ihnen nichts, als die Zeichen großer und weit verbreiteter Verſchwörungen, und benützten ſie mit äußerſter Thätigkeit, um die von ihnen vorgeſchlagenen und ausgeübten Maaßregeln zu rechtfertigen, und in ihrem leidenſchaftlichen Eifer immer rückſichtloſer und kühner zu Werk zu gehen. Dieſes immer allgemeiner herrſchende Syſtem eines neuen Terrorismus und ſo viele grobe Ausbrüche des ſiegreichen Parteigeiſtes trugen nicht dazu bei, die Regierung bei dem Volke beliebt zu machen, und ſetzten ſie in Gefahr, auch das Zutrauen und die Liebe der rechtlichen Bürger zu verlieren, die unter dem Schutze des Königs, geſetzliche Freiheit und unbedingte Herrſchaft der Conſtitution wollten, bei ſo löblicher Geſinnung aber unmöglich Wohlgefallen an willkührlichen Verhaftungen und Verbannungen, an den Nachforſchungen der Policei, an dem Denunciationsſyſteme, an dem Verfahren der Prevotalgerichte, und an der ausſchlieſſenden Begünſtigung gewißer Factionen finden konnten. Die Beſchwerden und die Klagen dieſes achtungswürdigen Theils der Nation trafen aber insbeſondere die Deputirtenkammer, die ſeit dem Anfange ihrer Sitzungen ſich als den eigentlichen Heerd und Mittelpunct des Ultraroyalismus gezeigt, und die ausſchweifendſten Grundſätze und Forderungen im Sinne dieſes Syſtems ausgeſprochen hatte. Wenn man dieſem Senate die Vorwürfe machte, daß er die Abſicht habe, den Clerus wieder zu einem neuen Stande zu erheben, daß er dieſe Abſicht durch ſeine dem traurigen Finanzzuſtande des Reichs zuwider laufenden Motionen zur überreichen Dotirung der katholiſchen Geiſtlichkeit verrathen habe, daß er eine Reviſion der Verfaſſung wolle, um alle geſetzliche Freiheit der Bürger zu untergraben, daß er des Sinnes ſei, den Emigrirten ihre bereits durch zwanzig Hände gegangenen Güter wieder zu verſchaffen, daß er unaufhörlich die Reinigung der öffentlichen Beamten predige, daß er wider alle liberale Geſinnungen Krieg führe, daß er ſich eigenmächtige Eingriffe in die vom Könige ausgeſprochene Amneſtie erlaube ꝛc., ſo konnten wohlmeinende und redliche Bürger weder Achtung noch Zutrauen zu ihm gewinnen, zumal es ſo leicht war, ſich von der Zuverläſſigkeit aller dieſer Vorwürfe zu überzeugen. Das Mißvergnügen wurde immer lauter. Die ausländiſchen Journale erklärten ſich mit Heftigkeit gegen dieſen Gang der Ereigniſſe und gegen die Menſchen, die ihn lenkten. Auch die Miniſter des ruſſiſchen und engliſchen

Hofes mißbilligten das Verfahren der herrſchenden Faction. Der König, der das Gute ernſtlich und redlich will, durfte nur auf die Hinderniſſe deſſelben aufmerkſam gemacht werden, und er war zur Abhülfe bereit. Am 29. Apr. wurden die Sitzungen der beiden Kammern aufgehoben, und ihre Wiedereröffnung auf den 1. Oct. angeſagt. Der Miniſter des Innern, Vaublanc, der bei ſeinem ſchwankenden Character den Principalminiſter, Herzog von Richelieu, in ſeinem Streben gegen die Kammern, nicht kräftig genug unterſtützt hatte, verlor dies Amt, und wurde durch Lainé erſetzt, in dem man nicht nur den rechtlichen und gemäſſigten Mann, ſondern auch einen entſchloſſenen Gegner der Ultraroyaliſten kannte. Auch erhielt der Kanzler d'Ambray die Siegel des Königreichs wieder, und proviſoriſcher Weiſe das Portefeuille des Juſtizminiſteriums. Dadurch gewann die conſtitutionelle Partei das Uebergewicht. Man bemerkte auch bald, daß die Maaßregeln der Regierung milder wurden. Die willkührlichen Verhaftungen lieſſen nach. Viele, die unter Aufſicht geſetzt waren, durften in ihre Heimath zurück kehren. Mehrere Generale und Offiziere, die als verdächtig beſeitigt worden, wurden wieder angeſtellt. Auch die Prinzen ſchienen, beſonders ſeit der Vermählung des Herzogs von Berry mit der Prinzeſſin Marie Caroline von Neapel, (17. Jun.) gemäßigter und umſichtiger zu handeln. Es kam aber darauf an, daß durchgreifende Schritte gemacht würden, um einen neuen Geiſt in der Regierung hervor zu bringen. Zu dieſem Ende legten die Herrn v. Richelieu, Decazes und Lainé dem Könige einen Bericht über den Zuſtand des Reichs vor, worin ſie die willkührlichen Handlungen der Prevotalgerichte, die Eindrücke, welche die letzten Hinrichtungen im Süden gemacht, die inquiſitoriſchen Ränke, deren man ſich bediente, um Opfer zu erhalten, und die zahlreichen im Namen der Regierung begangenen Mißbräuche mit ſtarken Farben abmahlten, und zugleich darauf antrugen, daß, um dem nahen Ausbruche eines Bürgerkriegs vorzubeugen, die Abdankung mehrerer Präfecten und Richter verfügt, und die Kammer der Deputirten aufgelöst werden ſollte. Die Epuration der obrigkeitlichen Stellen ließ ſich zwar der König gefallen; aber er erklärte ſich mit Feſtigkeit für die Beibehaltung der Kammer. Die Spannung erreichte dadurch den höchſten Grad, und es war zu erwarten, daß die Miniſter in dem Augenblicke, in dem die Kammer ihre Sitzungen eröffnete, ihre Stellen niederlegen würden. Doch gelang es den Freunden der guten Sache, den Monarchen noch für dieſelbe zu gewinnen. Eine königl. Ordonnanz vom 5. Sept. erklärte die Kammer für aufgelöst, forderte die Wahlcollegien auf, zu neuen Wahlen zu ſchreiten, verbot die Reviſion irgend eines Artikels der Verfaſſungsacte, und beſtimmte den 4. Nov. zur Wiedereröffnung der Sitzungen. Dieſe Verordnung erregte bei den conſtitutionellgeſinnten Bürgern die größte Freude, und man knüpfte an ſie die ſchönſten Hoffnungen für das Gedeihen des innern Friedens, des Wohlſtands und der Herrſchaft der Geſetze. Auch gab die öffentliche Meinung ihre Zuſtimmung auf eine ausdrückliche Weiſe, indem ſogleich die Fonds anfiengen zu ſteigen. Deſto unzufriedener geberdeten ſich aber die Ultraroyaliſten, unter denen Chateaubriand, in ſeiner Schrift De la monarchie sous la charte das Wort nahm, und mit Scharfſinn und Beredſamkeit des geſtürzte Syſtem vertheidigte. Aber die Schrift wurde von der Polizei unterdrückt, und der Verfaſſer verlor wegen der darin enthaltenen reſpectswidrigen Aeuſſerungen gegen Se. Majeſtät ſeine Stelle als Staatsminiſter. Mit geſpannter Erwartung ſieht man nun der Eröffnung der neuen Kammer entgegen; aber ſehr getheilt ſind die

Meinungen über die Frage, ob ſie Frankreich den innern Frieden bringen, oder nicht vielmehr den Anfangspunkt wiederholter Unruhen und Stürme bezeichnen werde.

Luft heißt im beſondern Sinne das atmosphäriſche Gas, welches als Luft- und Dunſtkreis unſern Erdball umgiebt. Dieſes Gas iſt aus Stickſtoffgas und Sauerſtoffgas zuſammengeſetzt und hat die allgemeinen Eigenſchaften der übrigen Gasarten: es iſt eine bleibend elaſtiſch-flüſſige, durchſichtige, wägbare, (ſchwere) Subſtanz, welche ſich in Gefäße einſchließen läßt und in kleinen Maſſen im gewöhnlichen Zuſtande unſichtbar bleibt. Wird ſie durch Hitze ſo ſtark ausgedehnt, daß ein Heranſtrömen kälterer Luft daraus entſteht, ſo kann ſie allerdings geſehen werden. Dieß wird z. B. über der Oeffnung eines Backofens, der im Freien ſteht, oder in heißen Sommertagen auf erhitzten Ebenen und im Winter vor dem Fenſter eines ſtark geheitzten Zimmers beobachtet. Die Luft, welche hier in flimmernder Bewegung erſcheint, hat keine Farbe, ſondern iſt helldurchſichtig, wie der reinſte Kryſtall. In großen Maſſen erſcheint ſie jedoch himmelblau. Die Elaſticität der Luft wird weder durch Kälte, noch durch den Druck zerſtört, ſondern ſie iſt, wie die Elaſticität der Waſſerdämpfe, bleibend; daher heißt ſie auch permanent elaſtiſche Flüſſigkeit. Daß die Luft aber auch eine wahre Flüſſigkeit ſey, erhellt daraus, daß ſich ihre Theile durch die geringſte Kraft von einander trennen laſſen; auch dieſe Flüſſigkeit iſt permanent. Doch kann die Luft durch kein denkbares Mittel in eine tropfbare Flüſſigkeit verwandelt werden, ſondern ſie bleibt immer, wie ſie iſt. Nur durch chemiſche Operationen kann man ſie binden oder feſtmachen. Vor Galiläi ward die Schwere der Luft geleugnet; dieſer aber verdichtete ſie in einem gläſernen Gefäße und fand darauf, daß das Glas am Gewichte ſchwerer geworden war, als vorher bei nicht verdichteter Luft. Die Schwere der Luft gegen Waſſer iſt wie 1 zu 400. Nach Erfindung der Luftpumpe iſt dieſe Schwere außer allen Zweifel geſetzt worden. Man pumpt nämlich, in ſo fern dieß möglich iſt, die Luft aus einem Gefäße heraus, und wiegt daſſelbe, wo dann eine merkliche Verſchiedenheit im Gewichte mit dem vorher luftvollen Glaſe gefunden wird. De Lüc fand die Schwere der Luft zu der Schwere des deſtillirten Waſſers in der Temperatur des ſchmelzenden Eiſes wie 1 zu 760. Die Schwere oder das Gewicht der Luft verurſacht, daß die untern Luftſchichten dicht über der Erde am dichteſten ſind, weil die obern Schichten auf ihnen ruhen. Je höher man ſich erhebt, deſto dünner wird die Luft, und endlich gelangt man gar in Gegenden, wo man nicht mehr athmen und kein Vogel mehr fliegen kann. Von der beträchtlichern Dichte, welche die Luft in den untern Gegenden hat, überzeugt man ſich, wenn man eine völlig luftdicht verſtopfte gläſerne Flaſche auf einem hohen Berge öffnet. Dann ſtrömt die Luft mit einem ziſchenden Laute heraus und bewegt für eine Zeit eine davor gehaltene Lichtflamme. Metalle, Glas, Steine, naſſes Leder, Thierblaſen, gefirnißter Taffent ꝛc. ſind luftdicht, d. h., ſie haben ſo feine Zwiſchenräume, daß die Luft, trotz ihrer unermeßlichen Feinheit, dieſelben nicht durchdringen kann; doch kommt es hierbei auch auf die Verwandtſchaft an, welche zwiſchen der Luft und einigen Materien vorhanden iſt. Die Elaſticität derſelben bleibt übrigens bei der größten Zuſammendrückung viele Jahre lang ungeſchwächt. Es hat, z. B., eine geladene Windbüchſe noch nach ſechzehn Jahren dieſelbe Wirkung gethan.

Lufterſcheinungen, ſ. **Meteore**.

Luftpumpe iſt, in der weiteſten Bedeutung, eine Maſchine,

vermittelſt welcher man die in einem Raume eingeſchloſſene Luft entweder verdünnen oder verdichten kann. Im letzten Falle heißt ſie Druckpumpe und im erſten Saugpumpe. Gewöhnlich wird unter Luftpumpe die letzte Art verſtanden. Dieſes nützliche mechaniſche Kunſtwerk, welches mehr wie jedes andere zur Vervollkommnung der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften beigetragen hat, war 1650 von dem Bürgermeiſter Otto von Guerike erfunden. Die weſentlichen Stücke einer Luftpumpe ſind ein hohler, ſtarker, meſſingener oder überhaupt metallener Cylinder, welcher der Stiefel heißt. In dieſen Cylinder paßt der Stämpel, welcher durch eine daran angebrachte Zugſtange mit einem Handgriffe bequem in dem Stiefel auf- und niedergezogen werden kann. Der Boden des Stiefels ſteht mit einer Röhre in Verbindung, welche in das Gefäß geleitet wird, aus welchem die Luft ausgepumpt werden ſoll. Wird nun der Stämpel vom Boden des Stiefels in die Höhe gezogen, ſo müßte eigentlich, weil er überall luftdicht in dem Stiefel einpaßt, ein luftleerer Raum in letzterem entſtehen. Allein durch die hineingehende Röhre ſtrömt vermöge der ausdehnenden Kraft der Luft, die überall das geſtörte Gleichgewicht herzuſtellen ſtrebt, ein Luftſtrom aus dem Gefäße herbei. Damit nun, bei dem Zurückſtoßen des Stämpels, dieſe eingedrungene Luft nicht wieder in das Gefäß zurückgetrieben werde, ſondern einen andern Ausweg nehmen müſſe, ſind in der am Boden befindlichen Röhre ein oder zwei Ventile angebracht, wovon ſich das eine im Boden des Stiefels, das andere im Stämpel befindet, beide aber ſich aufwärts öffnen. Das Gefäß, deſſen man ſich bedient, um die Luft aus demſelben zu pumpen, iſt am ſchicklichſten eine gläſerne Glocke. Dieſe ſteht auf einem horizontalliegenden, in der Mitte durchbohrten meſſingenen Teller, unter welchem die mit dem Stiefel verbundene, aufwärts gekrümmte Röhre nach der Glocke geht. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß alles völlig luftdicht ſeyn müſſe. Die Beſchreibung dieſer weſentlichen Theile der Luftpumpe iſt hinlänglich für unſern Zweck. Ihre Einrichtung hat nach und nach, inſonderheit zu unſern Zeiten, ſehr beträchtliche Verbeſſerungen erhalten: doch ſind wir noch weit davon entfernt, derſelben die erwünſchte Vollkommenheit gegeben zu haben. Die mancherlei phyſikaliſchen Verſuche, welche ſich im leeren Raume anſtellen laſſen, ſind ungemein lehrreich und intereſſant. Stellt man ein Barometer unter die luftleere Glocke, ſo fällt das Queckſilber: ein offenbarer Beweis von dem Drucke der Luft; eine ſchlaffe, feſt zugebundene Thierblaſe mit etwas atmoſphäriſcher Luft ſchwillt unter der Glocke auf, ſobald die Luft verdünnt wird und fällt beim Hinzulaſſen derſelben wieder in ihren vorigen Zuſtand zurück; der Heber hört auf zu laufen; die Saugpumpe giebt kein Waſſer mehr; Täucherchen, welche im Waſſer in der atmoſphäriſchen Luft ſinken, ſchwimmen bei verdünnter Luft; Waſſer braucht nur mäßig erhitzt zu werden, um ſogleich zu ſieden und in völlig durchſichtigen, elaſtiſchen Dämpfen aufzuſteigen; Holz giebt eine Menge Luft von ſich und ſinkt dann im Waſſer unter, ein Beweis, daß die mit ihm verbundene Luft es über dem Waſſer erhielt; das beſte Feuerzeug giebt unter der Glocke mit verdünnter Luft keine Funken; Schießpulver entzündet ſich nicht; ein brennendes Licht erliſcht; alle warmblütige Thiere ſterben ſogleich, kaltblütige hingegen, z. B. Fröſche, erholen ſich wieder, wenn bald Luft zugelaſſen wird.

Luftröhre heißt derjenige, im thieriſchen Körper befindliche, aus Häuten und Knorpeln zuſammengeſetzte Canal, der ſich vom Schlunde bis in die Lungen erſtreckt und überhaupt aus drei Stücken, dem Luft-

röhrenkopfe (Kehlkopfe), der eigentlichen Luftröhre (Kehle) und den Aeſten der Luftröhre, beſteht. Sie iſt ganz ihrem Zwecke gemäß eingerichtet: die Schnellkraft ihrer knorplichen Ringe erhält ſie zum Ein- und Austritte der Luft beim Ein- und Ausathmen beſtändig offen. Sie läßt ſich auch vermöge ihres Baues bei allen Bewegungen des Halſes ohne beträchtliche Verengung ihrer Höhlung bequem beugen, ſtrecken, drehen, heraufziehen und hinabſchieben. Derjenige Theil der Luftröhre, welcher der Kehlkopf heißt, leiſtet inſonderheit noch bei der Stimme und Sprache des Menſchen weſentliche Dienſte.

Luftſchiffkunſt (Aëronautik) iſt diejenige Kunſt, durch welche man es bewirkt hat, ſich vermittelſt eines mit künſtlicher Luft angefüllten Ballons in die Höhe zu erheben. Schon die Alten ſcheinen Begriffe von der Möglichkeit einer ſolchen Kunſt gehabt zu haben: Dädalus und ſein Sohn Icarus erhoben ſich, wie die Fabel ſagt, mit Hülfe wächſerner Flügel in die Luft, und Archytas verfertigte eine Taube von Holz, die ſich ebenfalls in die Luft erhob. Auch in den neuern Zeiten finden ſich Spuren von einer ſolchen Kunſt: in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts ſoll ein Künſtler gelebt haben, der eine Flugmaſchine mit künſtlich ſchlagenden Flügeln gebaut hatte; nachher verfertigte Johann Müller (Regiomontanus, † 1476) einen hölzernen Adler, der dem Kaiſer Friedrich III. entgegenflog, nebſt einer eiſernen Fliege, die eine gewiſſe Weile ſich durch die Luft bewegte. Alle dieſe Verſuche, ſelbſt wenn deren hiſtoriſche Wahrheit erwieſen wäre, können aber für keine Vorbereitung zur Luftſchiffkunſt angeſehen werden. Einen erheblichen Schritt in dieſer Kunſt that Johann Baptiſta Dantes aus Perugia, der ſich zu Ende des 15ten Jahrhunderts Flügel machte, mit welchen er mehrmals über den traſimeniſchen See flog. Der Benedictiner Olivier de Malmesbury in England und der Jeſuit Backwelle von Padua ſtellten ähnliche Verſuche an, verunglückten jedoch bei denſelben. Julius Cäſar Scaliger that 1557 Vorſchläge, wie man die fliegende Taube des Archytas nachmachen, und Magnus Pegelius behauptete 1604, daß man durch die Luft ſchiffen könnte. Aus dem Satze des Mandoza, daß das Feuer leichter, dünner und feiner als die Luft ſey, ſchloß ſchon Caſpar Schott († 1666), daß die Luft, da wo ſie ans Feuer grenzt oder dünner als der Aether wird, ſchiffbar ſey, ſo wie das Waſſer da ſchiffbar wird, wo es an die Luft grenzt. Hierauf ließ der Jeſuit Franziscus Tertius Lana (de Lanis) eine Schrift drucken, die den Plan zu einem hölzernen Luftſchiff enthielt. Fabri hatte gar den Einfall, durch zuſammengepreßte Luft Körper zu heben und in die Luft ſteigen zu laſſen. Kurz darauf machte Lohmeyer eine Schrift von der Kunſt, die Luft zu durchſchiffen, und ein Geiſtlicher in Braſilien 1709 ſein Vorhaben bekannt, daß er mit einer Maſchine in 24 Stunden 200 Meilen durch die Luft fahren wollte. Der Pater Galien zu Avignon hatte 1755 den Einfall, daß ein großer Sack von gefütterter Leinwand, der mit Theer und Wachs beſtrichen ſeyn müßte, in der Luft ſchwimmen würde, wenn man ſolchen auf eine hohe Luftgegend brächte und mit der daſelbſt befindlichen leichtern Luft anfüllte. Als Cavendiſh die große Leichtigkeit der brennbaren Luft entdeckte, kam Black in Edinburg 1766 auf den Gedanken, daß dünne Blaſen mit brennbarer Luft angefüllt, aufwärts ſteigen müſſen. Auch Kratzenſtein kannte ſeit 1776 nicht nur die ſpecifiſche Leichtigkeit der brennbaren Luft, ſondern auch das Aufſteigen der mit ihr aufgetriebenen Seifenblaſen, und Cavallo ſtellte 1782 ſogar practiſche Verſuche im Kleinen

an. So weit war dieſe Erfindung gediehen, als die Gebrüder Stephan und Joſeph von Montgolfier, Papierfabrikanten zu Annonay in Vivaris, im November 1782 Säcke von Papier mit brennbarer Luft füllten und im November deſſelben Jahrs ein hohles Parallelepipedum aus Taffent, nachdem es inwendig durch brennendes Papier erhitzt worden war, 36 Fuß hoch in die Luft ſteigen ließen. Eine größere Maſchine, von 650 Cubikſchuh Inhalt, ſtieg mit gleichem Erfolge. Nun verfertigten ſie eine mit Papier gefütterte Maſchine von Leinwand, die 35 Schuh im Durchmeſſer hielt, 450 Pfund wog und 400 Pfund Laſt mit ſich emporhob, welche Maſchine am 5. Junius 1783 zu Annonay in weniger als 10 Minuten eine Höhe von 1,000 Toiſen erreichte und 7,200 Schuhe weit von dem Orte des Aufſteigens niederfiel. Das Mittel, wodurch ſie dieſen Ball zum Aufſteigen brachten, war ein unter der Oeffnung der Maſchine angezündetes Strohfeuer. Charles, Profeſſor der Phyſik zu Paris, fiel zuerſt darauf, die Verſuche der Montgolfiers mit brennbarer Luft, die er aus Eiſenfeilen und Vitriolöl entwickelte, nachzumachen. Der Verſuch mit dieſem Ballon ward am 27. Auguſt 1783 angeſtellt und gelang vollkommen. Charles Methode, den Ballon zu füllen, ward von Blanchard verbeſſert und dieſer füllte nun in Zeit von zwei Stunden, worauf jener drei Tage zugebracht hatte. Der erſte Menſch, der ſich mit einem ſolchen Ballon in die Luft erhob, war Pilatre de Roſier, der am 15. Oct. 1783 aufſtieg, aber ſeinen Ballon noch an Stricken halten ließ. Nachdem er noch einen dergleichen Verſuch gewagt hatte, ſtieg er endlich am 21. Nov. 1783 in Geſellſchaft des Marquis d'Arlandeſſe auf, ließ aber den Ballon nicht mehr halten, ſchwebte 25 Minuten in der Höhe und ließ ſich 5000 Toiſen weit unbeſchädigt wieder auf die Erde nieder. Blanchard erfand nun auch Flügel und Steuerruder, die er an dem Ballon befeſtigte und nach Gefallen bewegen konnte, und flog darauf mit einem auf dieſe Art leitbaren Ballon über den Canal nach England. In der Revolution wollten ſich die Franzoſen des Luftballons auch zu militäriſchen Zwecken bedienen, und während der Schlacht bei Fleurus ſchwebte wirklich am 26. Juni 1794 der General Etienne in einem Luftballon über der öſterreichiſchen Armee, und correſpondirte mit der franzöſiſchen Generalität über die Stellung und Bewegung des Feindes. Auch in den Feldzügen von 1795 und 1796 folgten den Armeen Luftballons nach. Da man ſich aber bald von ihrer Unzweckmäſſigkeit überzeugte, ſo wurde ihr militäriſcher Gebrauch wieder aufgehoben.

Luftſpiegelung (Erhebung, Seegeſicht) ſ. Fata morgana.

Lüge (in der Moral) iſt eine Unwahrheit, welche mit dem Bewußtſeyn, daß ſie eine Unwahrheit iſt, alſo mit Uebertretung der Pflicht der Wahrhaftigkeit, geredet wird. Dieſes geſchieht entweder, um dadurch einen böſen Endzweck zu befördern, und dann heißt es eine boshafte Lüge; oder der Lügner hat gar keinen Endzweck dabei vor Augen, in welchem Falle man die Unwahrheit, welche er ſagt, eine leichtſinnige Lüge nennt; oder man will endlich dadurch einen guten Endzweck befördern, der aber durch andere Mittel, und zwar ohne Verletzung der Wahrhaftigkeit, hätte erreicht werden können, und dieß iſt eine unbedachtſame Lüge. Damit müſſen aber die in Scherz geſprochenen Unwahrheiten nicht verwechſelt werden, die unter Leuten, die ſich verſtehen, bloß zur Unterhaltung dienen ſollen, und auf die ernſthaften Zwecke der bürgerlichen Pflichten keinen Einfluß haben. Eben ſo wenig wird man poetiſche Erdichtungen und Fabeln hierher rechnen

können, welchen durchaus gar kein Bezug auf die Geſetze der Moral, wie ſie im bürgerlichen Leben ausgeübt werden ſoll, zugeſtanden werden mag. Gebraucht aber jemand eine Lüge als das einzige Mittel, ſich oder einen Andern gegen eine offenbare gewaltſame Verletzung ſeiner menſchlichen Rechte zu retten, ſo heißt dieß eine Nothlüge. Die drei erſten Arten von Lügen ſind ohne allen Zweifel gänzlich unerlaubt: bei der boshaften Lüge fällt dieß von ſelbſt in die Augen. Die leichtſinnige und unbedachtſame Lüge iſt nicht minder tadelnswürdig; veranlaſſe ich dadurch gleich legale, oder wohl gar tugendhafte Zwecke, ſo wird dennoch der Andere betrogen, in ſo fern ich ihn nämlich gegen ſeine vernünftigen Zwecke, alſo völlig unſittlich, behandele. Die unbedachtſame Lüge fehlt überdieß noch in der Wahl der Mittel. Denn ob wir gleich nicht immer verpflichtet ſind, unter allen Umſtänden, das zu ſagen, was wir wiſſen; ſo dürfen wir doch, wo wir die Wahrheit verſchweigen ſollen, nicht lügen. Vielmehr erfordert es die Pflicht, entweder ganz zu ſchweigen, oder dem Andern geradezu zu geſtehen, daß wir es für nützlich halten, ihm etwas nicht zu ſagen, oder, wenn man dieß nicht will, ſich unbeſtimmt auszudrücken, und dem Andern auf dieſe Weiſe zu verſtehen zu geben, man wolle ſich nicht deutlicher erklären. Da die Wahrhaftigkeit eine allgemein gebilligte Tugend, die Lügenhaftigkeit aber ein allgemein verwerfliches Laſter iſt; ſo begreift man, wie die Menſchen ſo ſehr aufgebracht werden können, wenn man ſie Lügner nennt, oder ſie der Lügen ſtraft: ihr Eigennutz muß ja darunter leiden, wenn ſie keinen Glauben mehr finden. Mit der Nothlüge verhält es ſich ganz anders: dieſe iſt allerdings erlaubt. Denn da der Andere die Abſicht hat, meine oder eines Andern Menſchenrechte zu kränken; ſo würde dieſe ſeine böſe Abſicht dadurch befördert werden, wenn ich ihm, wie er es verlangt, die Wahrheit ſagen wollte. Nun aber kann der Beleidiger auf keine Weiſe fordern, daß ich ihn, zur Ausführung ſeiner unerlaubten Unternehmung, durch die Wahrheit unterſtützen ſoll; eben ſo wenig kann es die Sittlichkeit deſſelben, die er durch ſein böſes Beſtreben ja ohnehin ſchon verletzt hat, beeinträchtigen, wenn ich ihn in dieſem einzigen Falle belüge. Es muß daher von jedermann gebilligt werden, daß ich unter dieſen Verhältniſſen die Wahrheit verſchweige. Nur muß es ganz evident ſeyn, daß es die Abſicht des Beleidigers war, die Rechte eines Dritten zu kränken. — So weit urtheilen die meiſten Moralphiloſophen, und mit ihnen Loſſius in ſeinem philoſophiſchen Real-Lexicon. Ohne uns in eine tiefere Unterſuchung dieſes Gegenſtandes einzulaſſen, und ohne die oben aufgeſtellten Anſichten, weder um ſie zu widerlegen, noch um ſie zu begründen, beleuchten zu wollen, müſſen wir uns jedoch erlauben, noch einiges über die Nothlüge hinzuzufügen. Wenn irgend ein Gegenſtand vorhanden iſt, wo der Widerſpruch, der ſehr häufig zwiſchen Lehre und Ausübung (Theorie und Praxis) zu entſtehen pflegt, grell hervorleuchtet, ſo trifft dieß bei der Nothlüge zu. Es bedarf keines Beweiſes, daß die Theorie, ſobald ſie einmal das Geſetz aufſtellt: du ſollſt nicht lügen, heilig und unverletzbar ſeyn, und von der menſchlichen Schwäche, die da will und auch oft wieder nicht will, unangetaſtet bleiben muß. Wenn wir alſo nicht lügen ſollen; ſo iſt dieß Gebot uneingeſchränkt und ohne Ausnahme: folglich können alsdann auch keine Nothlügen Statt finden. Daher hat Kant, in der Theorie genommen, vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß wir ſelbſt dann nicht einmal lügen ſollen, wenn wir auch das Leben eines Menſchen damit erkaufen könnten. Die ſcheinbare Strenge einer ſolchen Theorie darf übrigens furchtſame Seelen nicht gar zu ſehr ſchrecken; denn glücklicherweiſe pflegt

ſich in dieſem Falle, wie in ſo manchen andern, die Praxis mit der Theorie vollkommen gut abzufinden. Die Theorie gebietet, wie Gott; die Praxis hingegen vermittelt, wie ein Menſch. Doch muß uns dieſe Rückſicht nichts deſtoweniger gebieten, die Theorie in ihrer Heiligkeit, und unangetaſtet von allen menſchlichen Schwächen und Modulationen, exiſtiren zu laſſen. So lange dieß geſchieht, ſo lange der theoretiſche Begriff ungeſchmälert und in ſeiner Reinheit verbleibt, müſſen wir menſchlicher Weiſe auf eine geringere Uebertretung des Gebotes, auf eine größere Heilighaltung deſſelben, ſchließen, als wenn neben jedem Geſetze auch noch eine Menge Ausnahmen geſtattet wären. Geſtattet das Geſetz durchaus keine Ausnahmen, ſpricht es, ohne alle und jegliche Rückſichten, bloß nach dem Buchſtaben; ſo weiß der Menſch mit Ueberzeugung, wie er einmal mit dieſem Geſetze daran iſt. Es kann und wird ihm alsdann nicht einfallen, durch ſcheinbar erlaubte Handlungen das Geſetz zu umgehen, und dieſe unter die Ausnahmen ſubſumiren zu wollen: er weiß einmal, daß er dieß Geſetz unter keiner denkbaren Bedingung übertreten ſoll, und folglich wird ihm dieß ſchon von vorn herein eine Entſagung auferlegen, bei der das reine Moralprincip ſich wahrlich ſehr wohl befinden dürfte. Die vollkommene Ueberzeugung, daß er das Geſetz unter keiner möglichen Vorausſetzung übertreten dürfe, wird ihm überdieß eine Ruhe, eine Sicherheit verleihen, die ſeinen moraliſchen Charakter zu guten, großen Handlungen gewiß nicht ungeſchickt machen dürften. Er wird, wenn er einmal weiß, daß weder er, noch ein anderer, dieſes Geſetz übertreten darf, mit dem Geſetze ſelbſt ausgeſöhnt werden, und in der Idee, daß jeder, ohne Ausnahme, demſelben unterworfen iſt, eine Entſchädigung für die Entbehrung finden, die ihm durch eben dieſes Geſetz auferlegt wird. Wir wollen dieſe allgemein theoretiſchen Begriffe durch ein practiſches Beiſpiel noch mehr zu begründen ſuchen. Die Militär-Conſcription iſt eine, mehreren Staaten eigene Verfaſſung, und alſo unſern Leſern nicht unbekannt. Ueber die Rechtmäßigkeit derſelben zu urtheilen, iſt hier der Ort nicht: es iſt genug, daß der Staat die Einführung derſelben zu ſeiner Aufrechthaltung für nothwendig erachtet und als Geſetz aufgeſtellt hat. Ohne daher unterſuchen zu wollen, ob dieß Geſetz drückend ſey, oder nicht, müſſen wir nur anmerken, daß die geringere oder größere Beſchwerde deſſelben nur noch um ſo fühlbarer wird, wenn diejenigen Individuen, die demſelben unterworfen ſind, ſehen müſſen, auf wie viele Art und Weiſe durch wirkliche oder künſtliche Ausnahmen dieſes Geſetz umgangen wird. Während der Armè, oder derjenige, dem Verbindungen fehlen, aus der Kategorie der Ausnahmen ausgeſtoßen wird, gelingt es dem Bemittelten, dem Connexionen zu Gebote ſtehen, ſich jenem Geſetze zu entziehen und, indem er die Ausnahmen für ſich zu deuten weiß, demſelben auszuweichen. Welch ein unangenehmes Gefühl muß es daher dem Armen gewähren, ſich allein nur als das Opfer eines Geſetzes betrachten zu müſſen, dem er ſelbſt unterliegt, während der Reiche tauſend Mittel findet, ſich dieſem Geſetze zu entziehen! Würde nicht dieß Geſetz der Conſcription (um bei dieſem gegebenen Falle ſtehen zu bleiben) mit Geduld und Ergebung erduldet werden, wenn die Individuen, die jetzt demſelben unterworfen ſind, den Troſt empfinden dürften, daß alle übrigen Bürger des Staats, ohne Ausnahme, demſelben Geſetze Folge leiſten müßten? Man wende mir nicht ein, daß es die Billigkeit und zuweilen auch der Nutzen des Staats verlangen, die Härte eines Geſetzes durch die Ausnahmen, welche man von demſelben geſtattet, zu mildern. Der geringe Nutzen, den eine ſolche Ausnahme vom Geſetze ſtiftet, wird und kann den Scha-

den, welcher dadurch der Unverletzbarkeit und Heiligkeit deſſelben in der Idee zugefügt wird, nicht aufwiegen. So wie mit dieſem gegebenen Falle, verhält es ſich mit allen andern Fällen: das Geſetz, wenn es nicht durch den Zwang, ſondern, wie billig, durch die Idee ſelbſt wirkſam ſeyn ſoll, ſoll und darf keine Ausnahmen geſtatten. Es ſoll unabänderlich, deutungslos ſeyn und nach dem Buchſtaben ausgeübt werden. Wenn demnach das Moralgeſetz ſagt, du ſollſt nicht lügen: ſo ſollen wir unter keiner Vorausſetzung und in keinem Falle lügen, und ſelbſt dann nicht, wenn wir den beſten Endzweck dadurch befördern könnten, und dabei die edelſte Abſicht im Augenmerke hätten. Fq.

Lülly (Jean-Baptiſte), zuletzt Oberintendant der königlichen Muſik und Secretär bei der Obercanzlei, ward 1633 zu Florenz geboren, und in ſeinem zwölften Jahre vom Chevalier von Guiſe, der bei ſeiner Abreiſe nach Italien der Mademoiſelle von Montpenſier einen ſchönen, muntern italieniſchen Knaben mitzubringen verſprochen hatte, nach Frankreich mitgenommen, wo er in die Dienſte dieſer Dame trat. Hier zeichnete er ſich bald ſo ſehr durch ſein artiges Geigenſpiel aus, welches er ganz ohne Meiſter erlernt hatte, daß ihn Ludwig XIV. nicht allein in ſeine Dienſte nahm, ſondern auch die ſogenannte Bande des petits violons errichtete, über welche er Lülly die Direction ertheilte. Schon vorher hatte eine Bande des vingt-quatre violons exiſtirt, welche damals als die geſchickteſte Capelle in ganz Europa betrachtet wurde. Bald aber trug jene Bande des petits violons, durch die Sorgfalt, welche Lülly auf deren Ausbildung verwandte, und durch die angenehmen Compoſitionen, welche er für dieſelbe verfertigte, über die Bande der Vierundzwanziger den Sieg davon: Lülly und ſeine Capelle des petits violons wurden in kurzer Zeit gleich ſehr berühmt. Er führte in die Compoſition mehrere Neuerungen ein, welche Glück gemacht haben. Vor ihm waren nämlich der Baß und die Mittelſtimmen ſtets nur begleitend behandelt, und der erſten Geige, als Oberſtimme, allein der Geſang gegeben worden; Lülly hingegen behandelte auch die Mittelſtimmen obligat, und vertheilte zwiſchen ihnen und der Hauptſtimme die Melodie. Er führte ferner in ſeine Inſtrumental-Muſik zuerſt die Fuge ein, und erweiterte die Grenzen der Harmonie auf eine damals in Frankreich ungekannte Weiſe, indem er durch die ſogenannten falſchen Accorde, ſo wie durch die Diſſonanzen, den größten Effect auf ſeine, damals noch nicht ſehr muſikkundigen Zuhörer, hervorbrachte. Beſonders war es Lülly vorbehalten, der großen Oper, dieſer Zierde Frankreichs und der franzöſiſchen Muſik, diejenige Einrichtung zu geben, deren ſie ſich, mehr oder weniger, noch in dieſem Augenblicke zu erfreuen hat. Ihm trat der Abbé Perrin, der das Privilegium der großen Oper vom Könige erhalten hatte, 1672 daſſelbe ab, und Lülly begann nun, diejenigen Opern zu componiren, die ein halbes Jahrhundert hindurch das Entzücken der franzöſiſchen Nation gemacht haben, und noch in dieſem Augenblicke den Franzoſen theuer ſind, ungeachtet aller derjenigen Revolutionen, welche die franzöſiſche Theatermuſik von Piccini, Sacchini, Gluck, den neueren Italienern, und beſonders von den deutſchen Componiſten, erlitten hat. Lülly's Opern hatten damals ihren großen Beifall größtentheils dem italieniſchen Geſchmacke zu verdanken, in welchem er ſie componirt hatte, ſo wenig wir auch vielleicht in dieſem Augenblicke von jenem Geſchmacke in ſeinen Werken finden mögen. Merkwürdig iſt es, daß Lülly's Setzart ſelbſt in Italien geſchätzt wurde. Corelli ſagte einſt, als man ſeine Sonaten rühmte: „das habe ich dem Studium der lüllyſchen Werke zu verdanken.“ Lülly verwandte die

größte Mühe auf die Bildung ſeiner Muſiker und Sänger. Er hatte ein ſo geübtes Gehör, daß er von einem Ende des Theaters bis zum andern hörte, welches Inſtrument etwa gefehlt hatte; dann gerieth er in einen heftigen Zorn, zerſchlug das Inſtrument auf dem Rücken des Muſikers, verſöhnte ihn aber jedesmal nach der Probe dadurch, daß er das Inſtrument bezahlte und ihn zum Eſſen einlud. Er beſaß den feurigen Enthuſiasmus, ohne welchen man es in keiner Kunſt zur Erträglichkeit bringt. So lebhaft er für die Kunſt fühlte, eben ſo launig war er auch im geſellſchaftlichen Leben. Moliere hielt ihn daher für einen vortrefflichen Mimiker, und pflegte oft zu ihm zu ſagen: „Lülly, mach' uns etwas zu lachen!" Dieſe Laune verließ ihn ſelbſt in den letzten Augenblicken ſeines Lebens nicht, wo er faſt ſchon mit dem Tode rang. Der Chevalier de Lorraine hatte ihn beſucht und mehrere Bouteillen Wein mit ihm geleert, wodurch Lülly's Krankheit ſehr bedenklich geworden war. Als ſeine Frau dem Chevalier Vorwürfe darüber machte, antwortete Lülly: „Laß es gut ſeyn, Frau! Iſt der Chevalier der letzte geweſen, der mir zugetrunken hat vor meinem Tode; ſo ſoll er auch wiederum der erſte ſeyn, der mir zutrinkt, wenn ich ihm für dießmal entwiſchen werde." Nachdem er von Ludwig XIV., der ihn ſehr liebte, geadelt worden war, ernannte ihn dieſer auch noch zum Canzleiſecretär, ungeachtet des Widerſtandes, den hierbei alle Mitglieder der Canzlei leiſteten. Beſonders widerſetzte ſich Louvois dieſer Ernennung, und tadelte die Verwegenheit, mit welcher Lülly es wagte, in ein Departement treten zu wollen, in welchem er ſelbſt angeſetzt wäre, indem er hinzufügte, er habe ja keine andere Empfehlung, als die, daß er dem Könige zu lachen mache. Lülly antwortete: „Ei, der Teufel! das möchten Sie wohl auch thun; aber Sie können nur nicht!" So freimüthig redete er faſt immer. Einſt machte ihm ein Höfling die bitterſten Vorwürfe, daß die Oper immer noch nicht anfinge, obgleich der König ſchon lange angekommen ſey. Lülly antwortete: „Der König hat zu befehlen: Er kann warten." Ein Dichter hatte ihm einen Opernprolog zur Durchſicht gegeben, und Lülly fällte folgendes Urtheil darüber: „Es iſt nur ein Buchſtabe zu viel darin!" Als ihn der Dichter fragte, welcher das wäre, ſagte Lülly: „Das n in dem Worte fin, welches hinter dem Stücke ſtände." Dieſelbe witzige Antwort wird auch Piron zugeſchrieben. Einſt hatte er eine gewiſſe Arie mit einer beſondern Vorliebe componirt, und ſie war ihm auch ſo vortrefflich gerathen, daß man der Muſik einen geiſtlichen Text unterlegte und ſie in einem Oratorium ſingen ließ. Als ſie Lülly hörte, rief er aus: „Ach, lieber Gott, verzeihe mir! Ich hatte die Arie nicht für Dich geſchrieben." Senneçai entwirft in einem Briefe, den er aus dem Paradieſe auf der Erde anlangen läßt, folgende Schilderung von Lülly: „Auf einer Art von Leichenbahre, die ziemlich unkünſtleriſch aus Lorbeer-Zweigen verfertigt iſt, erſcheint, von zwölf Satyrn getragen, ein kleines Männchen von ziemlich ſchlechtem Ausſehen, in einem nachläſſigen Anzuge. Kleine, mit Roth unterlaufene Augen, die ſehen und kaum geſehen werden, verbreiten einen matten Schein auf ſeinem Geſichte, das vielen Geiſt, aber auch viele Bosheit verräth, und ſein Körper iſt in ſteter Unruhe. Ueber ſeine ganze Perſon herrſcht ein ſo greller Widerſpruch, daß man ihn, und wäre er auch nicht ſchon bekannt, für einen Muſiker gehalten haben würde." Lafontaine hatte einen Opern-Text geſchrieben, den Lülly in Muſik ſetzen ſollte. Ein hierüber entſtandener Streit brachte eine Uneinigkeit unter beide, die von Lafontaine ſo heftig aufgenommen wurde, daß dieſer eine Satyre gegen

Lülly verfertigte, in der aber die geringe Galle, welche dieſelbe enthält, von der Gutmüthigkeit des Naturmenſchen ſtets unterdrückt wird. Nach der Vorſtellung der Oper: Iſis, erließ Ludwig XIV., den die Muſik entzückt hatte, einen Cabinets-Beſchluß, durch welchen jedem Edelmann, unbeſchadet ſeiner Würde, auf dem Opern-Theater zu ſingen erlaubt wurde. Das Parlament trug ohne Widerrede dieſen Beſchluß in ſeine Regiſter ein. Lülly's Oper: Armide, gefiel bei der erſten Vorſtellung nicht; Lülly ließ ſie daher für ſich allein aufführen. Der König, welchem dieſe Sonderbarkeit hinterbracht worden war, vermuthete, daß das Werk doch nicht ſchlecht ſeyn müſſe, da Lülly damit zufrieden wäre. Die Oper ward alſo zum zweitenmahle aufgeführt, und nun erhielt ſie ſowohl vom Hofe, als vom Publicum den entſchiedenſten Beifall. Dieſer berühmte Mann ſtarb zu Paris am 22. März 1687, im vier und funfzigſten Jahre ſeines Alters, an den Folgen eines Stoßes, den er ſich beim Taktſchlagen mit dem Handſtocke auf den Fuß gegeben hatte. Eine Erhitzung, die er ſich durch einen übermäßigen Genuß des Weins, von welchem bereits oben geſprochen worden iſt, zugezogen hatte, verſchlimmerte das Uebel. Bei Annäherung der Gefahr, willigte er in das Begehren ſeines Beichtvaters, der ihm nur unter der Bedingung die Abſolution ertheilen wollte, wenn er ihm ſeine neueſte Oper, Achille et Polyxène, ausliefern würde. Lülly that es, und der fanatiſche Pater verbrannte die Partitur in ſeiner Gegenwart. Als es ſich mit Lülly nach einigen Tagen etwas gebeſſert hatte, machte ihm ein Großer des Hofes, der Lülly und ſeine Kunſt hochſchätzte, die bitterſten Vorwürfe darüber, den aberwitzigen Eingebungen eines träumeriſchen Janſeniſten ein ſolches Opfer gebracht zu haben. Lülly flüſterte ihm ins Ohr: „Still, ſtill, gnädiger Herr! Ich habe eine Abſchrift davon!“ Ein Rückfall machte ihn aber bald darauf ſo zerknirſcht, daß er ſich mit dem Stricke um den Hals, auf einen Aſchenhaufen ſetzen ließ, Buße that und mit Thränen in den Augen ſang: „Du mußt ſterben, Sünder!“ Nach ſeinem Tode fand man ſieben tauſend Louisd'or in Golde, und zwanzig tauſend Thaler in Silber bei ihm. Dieß gab Veranlaſſung zu der Grabſchrift, die ihm Senneçai machte, und in welcher die Stelle vorkömmt: „Geſchickter als Amphion, der mit ſeinen Tönen nur Steine auf einander häufte, haſt du edlere Metalle zuſammengehäuft.“ Es wird unſern Leſern nicht unintereſſant ſeyn, zu erfahren, auf welche Weiſe die ſo berühmten lüllyſchen Opern zu entſtehen pflegten. Es geſchah auf folgende Weiſe. Nachdem Quinault verſchiedene Opern-Süjets ausgeſucht hatte, legte Lülly dieſe dem Könige zur Auswahl vor. Hatte der König gewählt; ſo mußte Quinault den Plan zum Stücke entwerfen: dieſen erhielt dann Lülly und ordnete danach die Tänze und Decorationen. Dann erſt arbeitete Quinault Scene für Scene aus, und übergab daſſelbe der franzöſiſchen Akademie zur Beurtheilung. Nachdem dieß geſchehen war, unterſuchte nun Lülly ſeinerſeits das ganze Stück Wort für Wort, änderte vielleicht noch wohl die Hälfte daran, und wider dieſe ſeine Kritik fand durchaus keine Appellation Statt. So ſandte er dem Quinault ganze Scenen ſeines Phaëton wohl zwanzigmal zurück, um ſelbige anders zu machen, ob ſie gleich von der Akademie bereits längſt gebilligt worden waren. Aerger aber behandelte er einſt den Pierre Corneille, dem er bei Gelegenheit ſeiner Oper Bellérophon wohl zwei tauſend Verſe verwarf und anders machen ließ, ehe das höchſtens ſechshundert Verſe enthaltende Stück zu Stande kam. War nun das Gedicht endlich fertig; ſo überlas er es ſo lange, bis er es ganz auswen-

dig wußte. Dann ſetzte er ſich an das Clavier, die Schnupftabaks-Doſe daneben, welche letztere er ſo fleißig gebrauchte, daß alle Taſten mit Tabak dick überzogen und immer von friſchem damit beſtreut wurden. Merkte er nun, daß ihm die Arbeit nicht von Statten gehen wollte; ſo ließ er ſie liegen. Dagegen ſtand er oft in der Nacht auf und ſetzte ſich ans Clavier, wenn ihm ein guter Gedanke kam. Nun ſang und ſpielte er die Melodie ſo lange, bis ſie nach ſeinem Sinne war. Dann ließ er einen Muſiker kommen, dem er alles ſingend und ſpielend in die Feder dictirte. Er ſelbſt aber ſchrieb keine Note; es müßte dann in den Fugen geweſen ſeyn, wo er aber bloß den Eintritt des Satzes, da, wo er ihn haben wollte, anzumerken pflegte. Auf dieſe Weiſe arbeitete Lülly drei Vierteljahre an einer einzigen Oper. War ſie endlich fertig; ſo bekümmerte er ſich nicht weiter um ſie, ſondern überließ die Arrangements mit derſelben ſeinen Untergebenen. Aber in der Probe nahmen, wie wir bereits oben geſehen haben, ſeine Bemühungen einen neuen Schwung. Lülly hat neunzehn Opern componirt, deren Texte ſämmtlich von Quinault ſind, ausgenommen: Psyche, Bellérophon, das Ballet le Carnaval, die Idylle sur la Paix, die Ecloge von Verſailles und Acis et Galathée. Obige neunzehn Opern heißen der Zeitfolge nach: 1) Les Fêtes de l'Amour et de Bacchus, pastorale en trois Actes, 1672; 2) Cadmus, tragédie en cinq actes, 1674; 3) Alceste, tragédie en cinq actes, 1674; 4) Thésée, tragédie en cinq actes, 1675; 5) Le Carnaval, mascarades et entrées, 1675; 6) Atys, tragédie en cinq actes, 1676; 7) Isis, tragédie en cinq actes, 1677; 8) Psyché, tragédie en cinq actes, 1678; 9) Bellérophon, tragédie en cinq actes, 1679; 10) Proserpine, tragédie en cinq actes, 1680; 11) Le Triomphe de l'amour, ballet en vingt entrées, 1681; 12) Persée, tragédie en cinq actes, 1682; 13) Phaëton, tragédie en cinq actes, 1683; 14) Amadis, tragédie en cinq actes, 1684; 15) Roland, tragédie en cinq actes, 1685; 16) L'Idylle de la Paix et l'Eclogue de Versailles, divertissement, 1685; 17) Le Temple de la paix, ballet en six entrées, 1685; 18) Armide, tragédie en cinq actes, 1686; 19) Acis et Galathée, pastorale héroïque en trois actes, 1687.

Luna bedeutet 1) den Mond als Geſtirn. Der Hirt Endymion ſoll, nach Plinius, unter allen Sterblichen zuerſt den Lauf des Mondes und deſſen Veränderungen beobachtet haben. Schon die Chaldäer hielten den Mond für den kleinſten unter allen Planeten, und für den nächſten bei der Erde; ſie wußten, daß er ein verborgenes Licht habe, und beſtimmten ſchon die periodiſche Wiederkehr der Mondsphaſen mit vieler Richtigkeit. Daß der Mond bewohnt ſey, ſoll bereits Orpheus, oder vielmehr der Verfaſſer des unter ſeinem Namen vorhandenen Gedichts, vermuthet, und Pherecydes von Scyros, ein Zeitgenoſſe des Servius Tullius, die Umlaufszeit deſſelben beſtimmt haben. Die Pythagoräer behaupteten, daß der Mond Berge, Städte, Pflanzen, Thiere und Menſchen enthalte. Anaximander kannte die Größe des Mondes, deſſen Entfernung von der Erde, und daß er ſein Licht von der Sonne bekomme. Die dem Auge ſichtbaren Mondflecken hielt Klearchus für Meere, und die Mondfinſterniſſe leiteten ſchon die Chaldäer vom Schatten der Erde her. 2) Der Mond, als Göttin bei den Griechen und Römern, ward von den erſteren Selene genannt. Sie war eine Schweſter des Helios, eine Tochter des Hyperion und der Thia. Auch Diana wird für die Göttin des Mondes gehalten; Selene aber ſcheint älteren Urſprungs zu ſeyn; beide werden oft mit einander verwechſelt.

Doch hatte insbeſondere Selene Einfluß auf die Geburt des Menſchen. Sie war eine Geliebte des Jupiter, welcher mit ihr die ſchöne Pandia und auch die Erſa (den Thau) zeugte. Sie ward vom Pan, in der Geſtalt eines ſchneeweißen Widders, in einen Hain gelockt und daſelbſt von dieſem umarmt. Abgebildet wird ſie mit einem in die Höhe ſtehenden halben Monde, an welchem zwei Spitzen befindlich ſind, und mit einer Fackel. Sie fährt auf einem mit Pferden oder Hirſchen beſpannten Wagen, um ihre Bewegung am Himmel anzuzeigen. In ihrem Gefolge werden die Sterne abgebildet.

Lüneburg, Fürſtenthum im Königreiche Hannover, welches gegen Oſten an die Mark Brandenburg, gegen Norden an die Herzogthümer Lauenburg und Holſtein, gegen Weſten an die Herzogthümer Bremen und Verden, und gegen Süden an das braunſchweigiſche Gebiet gränzt, und nach dem Abſterben der lüneburgiſchen Linie mit dem letzten Herzoge von Celle, Georg Wilhelm, ſeit 1705 dem Hauſe Hannover gehört. Das Land enthält mehr als 200 Quadratmeilen, und gegen 250,000 Einwohner, und hat Ueberfluß an Flachs, Hopfen, Getraide. Den größten Theil deſſelben nimmt aber die ſogenannte lüneburger Haide ein, welche, außer Buchwaitzen, nur wenig hervorbringt, aber dafür viele Schaafe, und vorzüglich Bienen nährt, deren Honig und Wachs jährlich 200,000 Thaler einträgt. Anſehnliche Waldungen ſind überall verbreitet; die Pferdezucht iſt von äußerſter Wichtigkeit; die Salzquellen ſind ſehr einträglich, und unter den Manufacturen zeichnen ſich insbeſondere die Webereien aus. Die Elbe erleichtert den Tranſitohandel. Das Fürſtenthum wird eingetheilt: in die Großvoigtei Celle, in das Fürſtenthum Lüneburg und in die Grafſchaft Danneberg. Seit 1810 gehörte das Fürſtenthum zum Königreiche Weſtphalen, und zwar dem größten Theile nach zum Departement der Niederelbe. Am Ende deſſelben Jahrs fiel jedoch ein nördliches Stück davon an das franzöſiſche Departement der Elbmündungen. Seit den Ereigniſſen im Oct. 1813 iſt jedoch das ganze Land wieder von England in Beſitz genommen worden. — Lüneburg, alte, etwas feſte Hauptſtadt des Fürſtenthums, liegt an der ſchiffbaren Ilmenau, und hat in 1780 Häuſern 10,000 Einwohner und eine Ritterakademie. Sehenswerth iſt die Sülze, oder das vortreffliche Salzwerk, welche einen eigenen Theil der Stadt ausmacht. Die Sole iſt ſo reichhaltig, daß ſie ohne Gradirung ſogleich verſotten werden kann. Der fünfte Theil davon gehört dem Landesfürſten. An der Weſtſeite der Stadt liegt der befeſtigte Kalkberg, aus welchem in großer Menge der Kalkſtein gebrochen und häufig auswärts verführt wird. Außer dem Handel mit eigenen Producten, iſt daſelbſt auch ein beträchtlicher Speditionshandel nach Hamburg, Leipzig, Lübeck u. ſ. w.

Lünel, kleine Stadt in Nieder-Languedoc, vier Meilen von Montpellier, in Frankreich, iſt wegen des daſelbſt gebauten ſüßen Weines merkwürdig. S. Weine.

Lüneville (Luenſtadt), Amt und ſchöne Stadt in Lothringen, an der Vezouſe, der Hauptort eines Arrondiſſements im Departement der Meurthe. Das dortige herzogliche Schloß, welches 1719 gänzlich abbrannte, ward vom Herzoge Leopold I. vortrefflich wieder aufgebaut. Als 1735 dem König Stanislaus Leszinsky von Polen der Beſitz von Lothringen und Bar überlaſſen worden war, nahm dieſer ſeine Reſidenz zu Lüneville, und ſeit der Zeit hat die Stadt viele Verſchönerungen erhalten. Nach ihm wurde das Schloß zur Caſerne eingerichtet. Das dortige Pflaſter iſt ſchön, aber von einer Art Kalk-

ſtein, der bei trockenem Wetter einen den Augen ſehr ſchädlichen Staub verurſacht, weßwegen jeder Hausbeſitzer im Sommer täglich das Pflaſter begießen muß. Nach Stanislaus Tode hat die Stadt ſehr abgenommen; ehemals ſchätzte man die Bevölkerung in 1300 Häuſern auf 15,000, jetzt nur noch auf 9,797 Einwohner. Sie hat eine wichtige Fayence-Fabrik. Am 9. Febr. 1801 ward hier zwiſchen dem Kaiſer von Deutſchland und Frankreich der bekannte Frieden geſchloſſen, durch welchen letztere Macht im Beſitze aller deutſchen Länder am linken Rheinufer verbleiben ſollte.

Lunge, das in der Bruſthöhle der Thiere eingeſchloſſene und zur Verrichtung des Athmens beſtimmte Eingeweide. Jedes lebende Thier bedarf des Einfluſſes der atmosphäriſchen Luft zur Erhaltung ſeines Lebens. Um durch nähere Berührung und wechſelſeitige Wirkung derſelben mit dem thieriſchen Körper dieſen Zweck hervorzubringen, ſind bei allen Thieren beſondere Organe zur Aufnahme der Luft und ihrer Verbreitung auf eine innere Fläche eingerichtet und beſtimmt, welche man Reſpirationsorgane, oder Organe des Athemholens nennt (ſ. den Art. Reſpiration). Dieſe Organe ſind aber bei den Thierclaſſen, je nach ihrer gradweiſen Ausbildung ſehr verſchieden. So ſind bei den Inſecten die Luftcanäle, Tracheen, bei den Fiſchen die Kiemen zu dieſem Zwecke beſtimmt. Bei den Amphibien zeigt ſich ſchon die eigentliche Bildung einer abgeſonderten Lunge, und bei den vollkommenern Thierclaſſen, den Vögeln und Säugthieren, ſo wie bei den Menſchen, tritt dieſe erſt ganz deutlich hervor. Das Lungenſyſtem iſt ſogar bei den Vögeln am ausgedehnteſten. Die Bruſthöhle iſt im Verhältniſſe gegen den Unterleib viel größer, die Luftzellen ſetzen ſich ſogar bis in den letztern um den Magen, um die Leber, das Herz und die größern Gefäße, ſelbſt in die Zwiſchenräume der Muskeln, bis in die Röhren der hohlen Knochen fort. Beſchränkter und in ſich geſchloſſen iſt das Lungenſyſtem bei den Säugthieren. Bei dem Menſchen iſt die in der Bruſthöhle eingeſchloſſene Lunge in zwei Hälften getheilt, von denen die rechte etwas kürzer und breiter iſt, als die linke. Zwiſchen beiden Lungen liegt nach unten das Herz, welches bei Ausdehnung der Lungen von ihnen umfaßt wird. Beide Lungenhälften ſind getrennt durch eine Scheidewand, welche von einer Hautfalte der Bruſthaut gebildet wird. Jede Lungenhälfte iſt daher ganz abgeſondert in ihrer eigenen Höhle und hängt nach oben mit ihrem Luftröhrenaſte mit der Luftröhre zuſammen, nach hinten aber iſt ſie durch ſtarke Blutgefäße, die aus dem Herzen kommen, mit demſelben verbunden, übrigens von allen andern Seiten frei in ihrer Höhle, welche ſie bei der Ausdehnung durch das Einathmen völlig ausfüllt. Die Maſſe der Lungen iſt zellig, ſchwammig, bei Kindern von blaßröthlicher, bei Erwachſenen von bläulichgrauer Farbe. Sie beſteht aus einer Menge kleiner Abtheilungen (Läppchen), deren zarte häutige Wände ſich ſo berühren, daß ſie zuſammen ein Ganzes ausmachen. Jedes Läppchen iſt wieder durch viele noch kleinere häutige Scheidewände in mehrere Zellen, Lungenbläschen genannt, getheilt. Dieſe ſind eigentlich die Endigungen der feinſten Zweigelchen der Luftröhrenäſte, welche durch immer wiederholte Theilungen endlich zu den kleinſten, zarteſten Röhrchen werden, deren blindes Ende jene Lungen- oder Luftbläschen bilden. Die unendliche Menge und zahlreiche Vertheilung dieſer Enden bildet die ſchwammige Subſtanz der Lunge. Folglich geht die eingeathmete Luft in ununterbrochener Strömung durch die Luftröhre in die beiden Lungen über, durch die größern Aeſte in kleinere, von dieſen in Zweige, und in unendlich viele kleine Zweigelchen bis in die

letzten Röhrchen und Luftzellchen. Außer dieſer Anhäufung von Luftzellchen beſteht die Lunge noch aus einem Gewebe der feinſten Blutgefäße von vier verſchiedenen Syſtemen, nämlich von den Verzweigungen der Luftröhrenarterie, welche alle Verzweigungen der Luftröhre begleiten, indem ſie dieſelben umſchlingen, durchdringen, und für jeden abgehenden Aſt derſelben ein Aeſtchen abgeben. Sie dienen zur Ernährung der Luftröhrenäſte, und zur Abſonderung der Feuchtigkeit in dem Innern derſelben. Aus ihnen ſammeln ſich die rücklaufenden Blutadern, welche nur zum Theil rückwärts in Einen Stamm, die Bronchialvene, ſich vereinigen, zum Theil in die Lungenvenen übergehen. Ferner ſtellen die Lungenarterien und Lungenvenen einen Haupttheil der Lungenſubſtanz dar. Aus der rechten Hälfte des Herzens kommt nämlich der große Stamm der Lungenarterie, welcher ſich ſogleich in zwei Theile, für jede Lunge einen, theilt, welche ſich in derſelben in Aeſte, Zweige und kleinere Zweigelchen abtheilt. Die feinſten Verzweigungen der Lungenarterie umgeben als ein Netz von Haargefäßen die Lungenläppchen und Luftzellchen, öffnen zum Theil ſich in die Luftröhrenzellchen, gehen zum andern Theil in Venen über, welche rückwärts ſich zu immer größeren Aeſten vereinigen, und endlich aus jeder Lungenhälfte in zwei Stämme vereinigt, als die Lungenvenen zur linken Hälfte des Herzens zurückgehen. Endlich gehören zum Ganzen der Lungen auch noch die ihnen zugehörigen Nerven, welche theils die Luftröhrenzweige tief in die Lungen begleiten, theils mit den Blutgefäßen derſelben verlaufen. So beſteht alſo die ganze Subſtanz der Lunge aus einer zahlloſen Menge neben einander liegender Luftröhrchen und Luftbläschen, aus den Haargefäßnetzen der Bronchialarterien, der Bronchialvenen, Lungenarterien und Lungenvenen, und deren Nerven, die alleſammt durch die gemeinſchaftliche Lungenhaut zu einem Ganzen zuſammengehalten werden. Durch das Einſpritzen gefärbter Maſſen in die Stämme der Gefäße kann man die Veräſtelungen und feinſten Verzweigungen eines jeden abgeſonderten Syſtems ſehr deutlich machen, von denen alsdann jedes gleichſam ein Bäumchen mit ſeinen ſtärkern und ſchwächern Aeſten und Zweigen bis in die feinſten den Haaren ähnlichen Gewebe von Aederchen darſtellt. So kann man z. B. mit Queckſilber in die Luftröhrenäſte, mit einer blauen Maſſe die Lungenarterien, mit rother die Lungenvenen anfüllen; jedes dieſer Syſteme ſtellt ſo ein Bäumchen dar, und dieſe ſo in einander gefügt, daß alle um und neben einander aufs innigſte ſich umfaſſen, begleiten, umſtricken, ſtellen ungefähr das Ganze der Lungenmaſſe dar. H.

Lungenprobe, ein gewiſſer Verſuch, den man mit den Lungen eines todten, neugebornen Kindes vornimmt, um auszumitteln, ob das Kind vor der Geburt gelebt habe oder nicht. Dieſer Verſuch beſteht darin, daß man die Lungen in ein Gefäß, mit reinem Waſſer angefüllt, thut, um zu beobachten, ob ſie zu Boden ſinken, oder oben ſchwimmen. Der Grund der Lungenprobe iſt der unwiderlegbar wahre Satz, daß wirkliches Leben des zur Welt gebornen Kindes ohne Athemholen nicht Statt finde, daß aber das Athmen beſtimmte Veränderungen in den Lungen hervorbringe, wodurch ſie von denen, welche noch nicht geathmet haben, ſich unterſcheiden. Vor der Geburt ſind nämlich die Lungen dunkelroth, in einen engen Raum der Bruſthöhle zuſammengezogen, feſt, und ſpecifiſch ſchwerer als das Waſſer, wie die Subſtanz anderer Eingeweide. Sie ſinken daher im Waſſer ſowol ganz als ſtückweiſe zu Boden, und wenn man ſie zerſchneidet, ſo dringen keine Luftbläschen hervor, weder in noch außer dem Waſſer, auch wenig Blut zeigt ſich dabei. Hat aber das Kind nach der Geburt gelebt, folglich geathmet, ſo

iſt Luft in die Lungen eingedrungen, dadurch die Bruſthöhle erweitert, die Lungen ſelbſt ſind ausgedehnt, erſcheinen von lockerer ſchwammigter Subſtanz, blaßrother Farbe, bedecken das Herz und füllen die Bruſthöhle aus. Sie ſchwimmen nun ſpecifiſch leichter als das Waſſer auf demſelben, ſowol in Verbindung mit dem Herzen, als auch ohne daſſelbe, und ſowol ganz, als in einzelne Stücke zerſchnitten. Beim Zerſchneiden ſelbſt hört man einen eignen Ton, die Luft dringt aus den Lungen und ſteigt, wenn man die Lunge unter dem Waſſer zuſammendrückt, in Bläschen in die Höhe. Aus den zerſchnittenen Lungen dringt rothes, mehrentheils ſchaumiges Blut. Man hat zwar gegen die Gewißheit der Lungenprobe verſchiedene Einwürfe gemacht, welche aber dieſelbe nicht umſtoßen, ſondern nur gewiſſe Bedingungen und Vorausſetzungen nöthig machen, durch deren Erfüllung jene unumſtößlich wird. Die gemachten Einwürfe ſind vorzüglich folgende: 1) es kann Luft in den Lungen gefunden werden, ohne daß das Kind geathmet hat. Dieß könnte nur der Fall ſeyn: a) durch Einblaſen; allein in dieſem Fall iſt die Bruſt des Kindes nicht gewölbt, es iſt nur ſehr wenig Blut in den Lungen zu finden, und es iſt nicht hellroth, nicht ſchaumig; b) durch Fäulniß: allein in dieſem Falle müßten auch die übrigen Theile davon ergriffen ſeyn; die Lungen ſind nicht ausgedehnt, nicht blaßroth, die Luftbläschen zeigen ſich an denſelben nur auf der Oberfläche, und nicht bis in die innere Subſtanz, wenn nicht der äußerſte Grad der Fäulniß alle Theile ergriffen und zerſtört hat. 2) Das Kind kann geathmet, folglich gelebt haben, ohne daß Luft in den Lungen zu finden wäre; dieß iſt unerweislich und ſtreitet mit der Natur der Sache und mit dem Begriff von Lebensäußerung. 3) Es kann ein Theil der Lungen ſchwimmen, ein anderer unterſinken; dieſer Fall könnte nur bei krankhaften, mit Knoten, Geſchwüren oder Schleim angefüllten Lungen denkbar ſeyn, und bei großer Schwäche des Kindes einen geſchehenen Verſuch, Athem zu holen, ohne Möglichkeit, das Leben weiter fortzuſetzen, beweiſen. 4) Es kann ein Kind gelebt haben, ohne zu athmen; aber der Zuſtand von Scheintod kann nicht Leben genannt werden, wirkliches Leben ohne Athmen findet nicht Statt. Mit gehöriger Rückſicht auf alle zugleich vorhandenen Umſtände, Merkmale, und die durch obige Einwürfe nöthigen Vorſichtsmaßregeln, gehörige Unterſuchung des äußern Anſehens des Kindes, der Beſchaffenheit der übrigen Eingeweide, iſt die Lungenprobe als zuverläßig zur Entſcheidung über die Frage: ob das Kind nach ſeiner Geburt gelebt habe oder nicht? anzuſehen. Man hat außer der erwähnten noch eine andere Lungenprobe vorgeſchlagen, welche auf dem Verhältniß des Gewichts des ganzen Körpers ſowol zu einer Lunge, welche geathmet, als zu einer, welche nicht geathmet hat, beruht; auch eine andere, von dem Umfang des Bruſtkaſtens vor und nach der Reſpiration, allein dieſe ſind verwickelter, mühſamer, und doch unſicherer als die erſtere. H.

Luſtrum bedeutet eigentlich die feierliche Reinigung oder Weihung des römiſchen Volks vermittelſt eines Sühnopfers (sacrificium lustrale), welche jedesmal nach geendigtem Cenſus vorgenommen wurde. Der Name kann von luere (in der Bedeutung von solvere, weil bei dieſer Gelegenheit alle öffentliche Pachtungen an die Cenſoren bezahlt werden mußten), oder auch von lustrare (ausſöhnen, weil nach geſchehenem Cenſus das allgemeine Sühnopfer für das ganze römiſche Volk dargebracht ward) abſtammen. Das Opfer bei dieſer Feierlichkeit beſtand in einem Stiere, einem Schweine und einem Schaafe oder Widder. Der Widder war dem Jupiter, das Schwein der Ceres und der Stier

dem Mars gewidmet. Die feierliche Handlung ſelbſt nannte man lustrum condere. Die dabei von dem Cenſor geſprochene Formel hieß anfänglich: Ut dii immortales res Romanas ampliores melioresque facerent. Nachdem ſich das römiſche Gebiet aber ſehr vergrößert hatte, wurde das Gebet folgendergeſtalt verändert: Ut res Romanas perpetuo incolumes ferrent. — Da nun dieß Luſtrum allemal am Ende eines jeden fünften Jahres angeſtellt wurde, ſo bedeutete daſſelbe auch eine Periode von fünf Jahren, welches Zeitmaaß von Dichtern oft mit der griechiſchen Olympiade, welche nur vier Jahre enthielt, verwechſelt, ja oft ſogar nur für ein Jahr genommen wurde. Auch wird Luſtrum zuweilen im Allgemeinen für eine gewiſſe Periode von Jahren gebraucht.

Luſtſpiel, ſ. Schauſpiel.

Luther, Martin, der größte Mann des 15. Jahrhunderts, wurde den 10. Nov. 1483 von armen Eltern in Eisleben geboren. Sein Vater Hans Luther war ein Bergmann und kam ſpäterhin zu Mansfeld, wohin er 1484 gezogen, wegen ſeiner Rechtſchaffenheit in den Rath. Martin wurde von ihm mit Strenge zur Gottesfurcht erzogen und im 14ten Jahre zuerſt nach Magdeburg, 1498 aber, weil er hier keine Unterſtützung fand, nach Eiſenach in die Schule geſchickt, wo er anfangs ſein Brod als Currentſchüler mit Singen vor den Thüren verdienen mußte, doch bald zu einer bemittelten Verwandtin ſeiner Mutter in Pflege kam. Hier machte er unter der Leitung des Rectors Trebonius ſchnelle Fortſchritte im Latein und den Schulwiſſenſchaften, ſo daß er 1501 die Univerſität zu Erfurt beziehen und ſchon 1503 daſelbſt Magiſter werden konnte. Um dieſe Zeit entdeckte er auf der Univerſitätsbibliothek zu Erfurt eine lateiniſche Bibel und ſah mit nicht geringer Freude, daß ſie mehr als die gangbaren Pericopen enthielt. Obgleich nach dem Willen ſeines Vaters dem Rechtsſtudium gewidmet, mußte er doch ſchon durch dieſe nähere Bekanntſchaft mit der Bibel, von der damals auch die Kleriker gewöhnlich nur die evangeliſchen und epiſtoliſchen Texte kannten, der Theologie geneigt werden, und der ſchreckbare Tod eines jungen Freundes, Namens Alexis, der auf einer Reiſe von Mansfeld nach Erfurt entweder durch den Blitz oder durch Meuchelmord an ſeiner Seite umkam, beſtimmte ſein durch den Druck einer äußerſt ſtrengen Erziehung und niederbeugenden Dürftigkeit ohnehin eingeſchüchtertes Gemüth, ſich dem Mönchsſtande zu widmen, um durch fromme Uebungen die Seligkeit zu verdienen, an der er oft gezweifelt hatte. Er trat wider den väterlichen Willen 1505 ins Auguſtinerkloſter zu Erfurt und unterwarf ſich mit ſchweigender Geduld allen den Büßungen und Erniedrigungen, die die Ordensobern den Novizen auflegen. Dabei glaubte er immer noch nicht genug zu thun; unſchuldig und unverdorben, wie Wenige, quälte er ſich ſelbſt mit den ſchrecklichſten Vorwürfen und fiel in eine ſchwere Krankheit, in der ein alter Ordensbruder ſein geängſtigtes Gewiſſen beruhigte und ihn auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jeſum Chriſtum verwies. Dieſe damals über dem Dringen des Klerus auf ſogenannte gute Werke und dem Handel der Kirche mit Ablaß und Indulgenzen beinahe vergeſſene chriſtliche Lehre brachte neues Licht und Leben in Luthers Seele, und die väterliche Milde, mit der Staupitz, ſein Ordensprovinzial, ſeine hervorſtechenden Talente und Kenntniſſe anerkannte, ihn von allen niedrigen Dienſten für das Kloſter befreite und zur Fortſetzung ſeiner theologiſchen Studien aufmunterte, weckte ſein Selbſtgefühl. Er erhielt 1507 die Prieſterweihe und das Jahr darauf durch ſeinen Gönner Staupitz den Ruf als Profeſſor der Philoſophie nach Wittenberg. Schnell entwickelte ſich in dieſem neuen

Wirkungskreiſe ſein großes Genie. Ohne zu ahnden, welche Erfolge er ſich dadurch vorbereitete, warf er die Feſſeln der mit dem hierarchiſchen Syſtem des römiſchen Stuhles innig verwachſenen ſcholaſtiſchen Philoſophie, deren er wie wenige mächtig war, von ſich ab, machte die Rechte des geſunden Verſtandes geltend und ſammelte bald tauſende von Schülern und Bewunderern um ſeinen Lehrſtuhl. Eine Reiſe, die er 1510 in Angelegenheiten ſeines Ordens, welcher ihm ſpäterhin die Reviſion der thüringiſchen Auguſtinerklöſter übertrug, nach Rom unternahm, enthüllte das Scandal der Irreligioſität und Sittenloſigkeit des römiſchen Klerus vor ſeinen Augen und befreite ihn von der gewohnten Scheu vor der päpſtlichen Heiligkeit. Nach ſeiner Zurückkunft nahm er ein Predigtamt in Wittenberg an, und wurde 1512 Doctor der Theologie, eine Würde, deren Eid ihn nach ſeinem Glauben zur unerſchrockenſten Vertheidigung der heiligen Schrift verpflichtete. Seine gründliche Gelehrſamkeit, die die alten Claſſiker wie die Kirchenväter umfaßte und in den Geiſt der griechiſchen und hebräiſchen Sprache eindrang, und der Ruf ſeines geiſtvollen Vortrags machte ihn bald den größten Gelehrten ſeiner Zeit bekannt und als einen kräftigen Beförderer des Lichtes der neu eindringenden, wiſſenſchaftlichen Aufklärung werth. Um ſo mehr mußte der entſcheidende Schritt, den er den 31. October 1517 durch den Anſchlag von 95 Sätzen gegen den Ablaßkram des Dominicaners Tetzel, vor den Augen von ganz Deutſchland that, Aufſehen erregen. Luthern trieb nichts dazu, als die Liebe zur Wahrheit und der Unwille über das öffentliche Aergerniß des Ablaßhandels, deſſen verderbliche Wirkungen ſich ſchon bei ſeiner Gemeinde zu Wittenberg äußerten. Ehrgeiz oder Ordensneid gegen die Dominicaner hatte, wie jetzt erwieſen iſt, keinen Antheil an dieſen Sätzen. Sie wurden jedoch eben ſo ſchnell verketzert als verbreitet, der Dominicaner Hogſtraaten zu Köln, Dr. Eck zu Ingolſtadt und Prierias, ein Official des römiſchen Hofes, griffen Luthern mit Streitſchriften an, aber weder ihre Schmähungen, noch die Citation des Papſtes nach Rom, der er nicht folgte, noch die glimpflicheren Unterredungen, die der Cardinal Cajetan 1518 zu Augsburg und 1519 der Nuntius von Miltiz zu Altenburg nicht ohne lockende Anerbietungen von Seiten des Papſtes mit ihm hielten, waren im Stande, ihn zum Widerruf zu bewegen. Er antwortete ſeinen Gegnern kühn und gewaltig und fuhr auch nach der 1519 mit Eck zu Leipzig gehaltenen Disputation fort, die Unſtatthaftigkeit der Indulgenzen und des päpſtlichen Primats zu behaupten. Widerlegt hatte ihn Niemand, und mit gutem Grunde appellirte er von der Entſcheidung Cajetans an den Papſt, und von dieſem an ein allgemeines Conciliùm. Daher erſchien 1520 die päpſtliche Bannbulle gegen ihn und ſeine Anhänger, mehrere Univerſitäten beeiferten ſich, ihn zu verdammen, ſeine Schriften wurden zu Rom, Köln und Löwen verbrannt. Luther dagegen nach dem beſcheidenen Briefe, in dem er immer noch, zum Frieden willig, dem Papſte ſeine Ergebenheit bezeigt und zur Reform der Kirche gerathen hatte, durch dieſe offenen Feindſeligkeiten empört, verbrannte zu Wittenberg den 10. Dec. 1520 die Bannbulle und die Decretalen des päpſtlichen kanoniſchen Rechts. Mit dieſem Schritte ſagte er ſich förmlich vom Papſte und der römiſchen Kirche los und begeiſtert jauchzten die trefflichſten Männer vom Adel deutſcher Nation, den er zur Vertheidigung des neuen Lichtes aufgerufen hatte, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg, dem Helden der evangeliſchen Freiheit Beifall zu und boten ihm, da der Kurfürſt Friedrich von Sachſen unſchlüſſig ſchien, ob er ihn ſchützen ſollte, ihre Veſten und

Schwerdter an. Aber Luther wollte von Niemand geſchützt ſeyn, denn von Gott; die beſorgten Freunde, die ihm Nachgeben und Gelindigkeit anriethen, hört er nicht mehr, ein innerer gewaltiger Geiſt, den er ſelbſt nicht hemmen kann, treibt ihn zur That fort, mit Bewunderung und Erſtaunen vernimmt das Volk die Rede dieſes Mönchs, der ſich allein gegen Papſt und Klerisei, Kaiſer und Fürſten ſtellt. Denn nichts Geringeres that er, da er den 4ten April 1521 in Begleitung weniger Freunde und des kaiſerlichen Herolds, der ihn gefordert hatte, die Reiſe zum Reichstage nach Worms antrat. Sie glich einem Triumphzuge. Alles wollte den Mann ſehen, der es mit den Vorurtheilen und Mißbräuchen eines Jahrtauſends und mit allen Mächten der Gegenwart aufnahm. Bei 2000 zu Pferd und zu Fuß kamen ihm eine Stunde vor Worms entgegen und die Sache der Wahrheit war ſchon ſtark genug, daß er es wagen konnte, dem Boten, durch den Spalatin ihn warnen ließ, zu antworten: und wenn ſo viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern — doch wollte ich hinein. Vor dem Kaiſer, dem Erzherzoge Ferdinand, 6 Kurfürſten, 24 Herzögen, 8 Marggrafen, 30 Biſchöffen und Prälaten und vielen Fürſten, Grafen, Herren und Geſandten erſchien Luther den 17. April in der Reichsverſammlung, bekannte ſich zu ſeinen Schriften und ſchloß am folgenden Tage ſeine zweiſtündige Vertheidigungsrede vor dieſer Verſammlung mit den Worten: „Es ſey denn, daß ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Urſachen überwunden und überwieſen werde, ſo kann und will ich nicht widerrufen, weil weder ſicher noch gerathen iſt, etwas wider Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.“ Daß er wirklich nicht anders konnte und nur dem göttlichen Worte gehorchte, davon mußte jeder ſich überzeugen, der ihn hörte und verſtand, und er verließ Worms in der That als Sieger, aber unter ſo unzweideutigen Vorbedeutungen des Unterganges, den ſeine Feinde ihm bereiteten, daß Friedrich der Weiſe ihn unterwegs wegfangen und heimlich nach der Wartburg ſchaffen ließ, um ſein Leben zu ſichern. Weder die kaiſerliche Achtserklärung noch die Bannbullen des Papſtes konnten ihn hier in der Muße ſtören, die er zur Ueberſetzung des neuen Teſtaments ins Deutſche anwendete. Doch dauerte ſie nur 10 Monate. Auf die Nachricht von Karlſtadts Bilderſtürmerei (ſ. d. Art. Karlſtadt) hielt ihn nichts mehr zurück, und trotz der neuen Achtserklärung von Nürnberg und auf die Gefahr der Ungnade des Kurfürſten eilte er mitten durch das Land des ſchrecklich gegen ihn erzürnten Herzogs Georg von Sachſen nach Wittenberg. Der Brief, in dem er ſich wegen dieſer Entweichung bei dem Kurfürſten Friedrich rechtfertigt, iſt nicht weniger als ſein Betragen auf dem Reichstage zu Worms ein Beweis ſeines unerſchrockenen Muthes und ſeiner Seelengröße *). So

*) Luther ſchrieb dem Kurfürſten damals: „Ich kehre nach Wittenberg zurück in gar viel einen höhern Schutz, als ein Kurfürſt von Sachſen mir geben kann. Ich habs auch nicht in dem Sinn, Ew. Kurf. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, wenn ich wüßte, daß Ew. K. Gn. mich könnte und wollte ſchützen, ſo wollte ich erſt nicht kommen. Dieſer Sache ſoll noch kann kein Schwerdt rathen oder helfen, Gott muß hier allein regieren ohne alles menſchliche Sorgen und Zuthun. Darum wer hier Gott traut, der iſt ſich ſelbſt und andern Schutz. Da ich Ew. K. Gn. noch viel zu ſchwachgläubig ſpüre, ſo kann ich Ew. K. Gn. nicht für den Mann anſehn, der mich ſchützen oder retten könnte. — Ew. K. Gn.

zuverſichtlich und kühn durfte nur Luther zu ſeinem Fürſten ſprechen, denn ſchon hatte er ein Anſehn in der Welt, das das fürſtliche überwog. Muſter von Mäßigung, Lehrweisheit und Volksberedſamkeit ſind die Predigten, mit denen er gleich nach ſeiner Rückkehr im März 1522 acht Tage nacheinander fortfuhr und den Aufſtand der wüthenden Neuerer in Wittenberg ſtillte. Sie zeigen, wie ſehr diejenigen irren, die in Luther nur den ungeſtümen plumpen Eiferer ſehen und die Behutſamkeit ſeines Verfahrens bei der Kirchenreform, ſeine feine Menſchenkenntniß und ſeine Sanftmuth gegen Irrende, die es nur ſonſt mit der Wahrheit gut meinten, nicht bemerken wollen. Dieſe Mäßigung verließ ihn freilich, wo er ſich einen böſen Willen und eine unlautere Geſinnung in den Weg treten, oder die evangeliſche Wahrheit in Gefahr ſah. Daher ſeine harte, beißende Antwort auf die kleinliche Schmähſchrift des Königs Heinrich VIII. von England und die Erbitterung in ſeinen Streitigkeiten mit Karlſtadt und Erasmus. Den letztern hielt er nicht ohne allen Grund für etwas irdiſch geſinnt und lau gegen die gute Sache, in Karlſtadts Angriffen auf ſeine Abendmahlslehre glaubte er aber offenbare Abtrünnigkeit und ehrgeizige Eiferſucht zu erkennen. Unter dieſen Kämpfen und Anfechtungen war ſein Entſchluß, auf eine völlige Reformation der Kirche hinzuarbeiten, zur Reife gediehen, wohl einſehend, das gährende Vordringen der Nation nach dem Lichte, das ſeine Schriften verbreiteten, bedürfe nun einer kräftig leitenden Hand, dazu von tauſend Stimmen als das von Gott erwählte Werkzeug dieſer Verbeſſerung begrüßt, wurde er ſich ſeines Berufs zum Reformator deutlich bewußt, und ſchritt nun mit Nachdruck zur Ausführung des Werkes. Er fing 1523 in Wittenberg an, die Liturgie abzuändern und von leeren Ceremonieen zu reinigen und gab, da er 1524 ſelbſt die Mönchskutte ablegte, das Signal zur Aufhebung der Klöſter und zur beſſern Verwendung der Kirchengüter. Von den Nonnen eines herzogl. ſächſiſchen Frauenkloſters, deren Flucht er erleichtert hatte, nahm er ſelbſt eine, Katharinen von Bora 1525 zum Weibe, ein Schritt, den der 42jährige Mann erſt nach ſchwerem Kampfe mit unzähligen Bedenklichkeiten doch gewiß eben ſowol aus Grundſatz als mit Neigung that. Denn ganz ſollten die Lehren des Evangeliums der Menſchheit wieder gegeben und wo möglich in allen Verhältniſſen die Rechte der Natur und Wahrheit wieder hergeſtellt werden. Doch nur auf dem Wege der Ordnung wollte Luther die neue Form des kirchlichen Weſens eingeführt wiſſen. Während er den Reichsſtädten und fremden Fürſten dabei mit Rath und That zur Hand ging, erklärte er ſich auf das Nachdrücklichſte gegen die Unordnungen der aufrühreriſchen Bauern und der Wiedertäufer, und ſeine Feinde haben ihm mit dem Verdachte der Anſtiftung dieſer gefährlichen Meutereien und Ausbrüche des Fanatismus um ſo größeres Unrecht gethan, je mehr ſeinem geſunden nüchternen Verſtande alle Schwärmerei und Ueberſpannung lebenslang fremd und zuwider war. Mit der Ruhe eines feſten und bedachtſamen Man-

wiſſen nur und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders, als zu Nürnberg über dieſe Sache beſchloſſen iſt. — In Leipzig wollte ich hineinreiten, wenns gleich neun Tage eitel Herzog George regnete und ein jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieſer iſt. Es iſt ein andrer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich faſt wohl und ich kenne ihn nicht übel. — Wenn Ew. K. Gn. glaubte, ſo würde ſie Gottes Herrlichkeit ſehen, weil ſie aber nicht glaubt, hat ſie auch noch nichts geſehen."

nes, der wohl weiß was er will, gab er daher von 1526 bis 1529 der Kirche in Sachſen unter Autorität des Kurfürſten mit Hülfe Melanchthons und anderer Freunde eine neue der Lehre des Evangeliums entſprechende Ordnung, und vom höchſten Gewichte war das Verdienſt, das er ſich durch die Abfaſſung des großen und kleinen Katechismus um den Schulunterricht erwarb. Nur mit Schmerz kann man dagegen der Intoleranz und Härte gedenken, die Luther ſich um dieſelbe Zeit und noch weiter hinaus gegen die ſchweizeriſchen Reformatoren wegen ihrer abweichenden Anſicht in der Abendmahlslehre zu Schulden kommen ließ (ſ. d. Art. Sacramentiren, Sacramentsſtreit). Es iſt unſtreitig, daß er dadurch eine Haupturſache der Scheidung wurde, welche die Reformirten und evangeliſch Lutheriſchen von einander trennt; aber dabei läßt ſich auch nicht verkennen, daß er ohne dieſe Unbiegſamkeit in Sachen des Glaubens ſchwerlich ein Werk vollbracht haben würde, zu deſſen Vereitelung Liſt und Gewalt unaufhörlich geſchäftig war. Die ſeit dem öffentlichen Vortrage der Confeſſion der Proteſtanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 immer weiter fortſchreitende Ausbreitung und Befeſtigung der Reformation benahm nun zwar den päpſtlichen und kaiſerlichen Edicten gegen Luthern alle Kraft, aber um deſto mehr mußte er gegen die Verſuche der ſchlauen Papiſten, ihm durch Unterhandlungen etwas von der gewonnenen Wahrheit abzudingen, auf ſeiner Hut ſeyn, und es bedurfte gerade dieſes nicht ſelten an Trotz und Starrſinn gränzenden Feſthaltens derſelben, um ihren Sieg zu behaupten. Ganz conſequent ſchrieb Luther daher in dieſem Geiſte 1537 die ſchmalkaldiſchen Artikel, gab den brandenburgiſchen und anhaltiſchen Geſandten, die 1541 vom Reichstage zu Regensburg an ihn geſchickt wurden, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Katholiſchen zu ſtimmen, eine abſchlägliche Antwort und verweigerte 1545 die Theilnahme ſeiner Partei am Concilium zu Trident. Die Schärfe und Heftigkeit des Tones, in dem er ſeinen Glauben verfocht, ſchmälert keinesweges das Verdienſt ſeiner Beharrlichkeit, und beweiſen auch die Perſönlichkeiten, die er ſich bisweilen wider ſeine Gegner erlaubte, daß er ſich nicht ungeahndet beleidigen ließ, ſo darf man doch nur an die herrſchende Denk- und Sprechart ſeines Zeitalters, an die Natur ſeines Unternehmens, das ohne Kampf und Streit gar nicht von Statten gehen konnte, an die Einflüſterungen der Zuträger und Aufhetzer, von denen er, wie jeder große Mann, umgeben war, an die Kränklichkeit, die ihn nicht ſelten verſtimmte und an ſeine lebhafte, alles leicht ins Ungeheure treibende Phantaſie denken, um die Rauhheit ſeiner Aeußerungen verzeihlich zu finden. Eben ſo erklären ſich die Schreckbilder teufliſcher Anfechtungen, die ihn oft mehr beunruhigten, als mit ſeinem geſunden Verſtande verträglich ſchien; denn der Teufel war jenem Zeitalter eine wirkliche Perſon, ein immer geſchäftiges böſes Princip, und wer ſich der Sache Gottes widmete, mußte den Angriffen des Teufels nothwendig überall begegnen. Genug, daß Luther die Kraft hatte, es mit dem Teufel aufzunehmen: „Ich bin dazu geboren,“ ſagt er ſelbſt, „daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele ſtürmiſch und kriegeriſch ſind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Philippus (Melanchthon) fährt ſäuberlich und ſtill daher, bauet und pflanzet, ſäet und begeußt mit Luſt, nachdem ihm Gott ſeine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, ſo iſt es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausſtoße, denn daß ich irgend einmal

heuchelte und die Wahrheit inne behielte.“ Mit Recht konnte er ſich dieß rühmliche Zeugniß geben; daß er ohne Falſch und überall ehrlich zu Werke gehe, mußten ihm auch ſeine Feinde zugeſtehen. Bei keinem Manne war der Grundcharakter des deutſchen Gemüths, Geradheit, Treue und Redlichkeit, herrlicher entwickelt und offener dargelegt; er ſcheute ſich eben ſo wenig, ſeine Schwächen zu geſtehen als die Fehler Andrer zu züchtigen, und neben dieſen Schwächen, mit welchen milden, liebenswürdigen Eigenſchaften war die überlegene Kraft und Größe ſeines Geiſtes vereinigt. Man erſtaunt über die unermüdete Thätigkeit, mit der er nach allen Seiten hinwirkte — das Werk der Bibelüberſetzung, ſchwer und weitumfaſſend genug, um ein ganzes Leben zu beſchäftigen, brachte er von 1521 bis 1534 völlig zu Stande und ſchon darum würde ſein Name unter den Lehrern der Nation unſterblich ſeyn; dabei aber kam er durch die Menge ſeiner Abhandlungen über die wichtigſten Gegenſtände des Glaubens den fruchtbarſten Schriftſtellern aller Zeiten gleich und übertraf an Geiſt und Gehalt die Meiſten; ſeit 1512 predigte er in jeder Woche mehreremale, ja in gewiſſen Perioden täglich, verwaltete das geiſtliche Amt im Beichtſtuhle und am Altare, beſorgte die Angelegenheiten ſeines Ordens und Kloſters, das ihn ſogar zu ökonomiſchen Geſchäften brauchte, führte eine auf Gegenſtände aller Art ausgebreitete lateiniſche und deutſche Correſpondenz mit Großen, Gelehrten und Freunden, und noch iſt die Menge ſeiner Briefe, deren immer mehrere aufgefunden werden, nicht gezählt, aber in allen ſein Genie und ſein edles Herz — und mitten in dieſem Drange von Arbeiten, die ihm täglich noch einige Stunden zu Gebet und Selbſtbetrachtung Zeit laſſen mußten, war er für jeden Beſuchenden zugänglich, half er mit Rath und That, wo es Noth war, bekümmerte er ſich um jeden Armen, der ihn anſprach, und gab ſich mit ganzer Seele den Freuden der Geſelligkeit hin, wo man ihn immer jovialiſch, voll von Einfällen (ſie ſind in ſeinen Tiſchreden aufbehalten), körnig und geiſtreich in ſeiner Unterhaltung, und mäßig in ſeinen Genüſſen fand. Dabei blieb er auch der Kunſt nicht fremd, ſeine trefflichen Kirchenlieder ſind bekannt wie ſeine entſchiedene Vorliebe für die Muſik, in der er, ſo oft es nur möglich war, mit Singen und Spielen auf der Flöte und Laute ſeine Erholung ſuchte. Nur eine ſeltene Geiſtes- und Körperkraft konnte dem Allen gewachſen ſeyn, und bei einer minder ſtarken Natur wäre ein ſo thatenreiches, müh- und wechſelvolles Leben frühzeitig zum Ende geeilt. Zwar hatte Luther ſchon ſeit 1532 mit harten körperlichen Leiden zu kämpfen und war in mehreren Krankheiten dem Tode nahe, doch erhielt ihn Gott bis ins 63ſte Jahr. Kurz vor der letzten Reiſe nach Eisleben, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit riefen, ſchildert er ſeinen Zuſtand in einem Briefe: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann, hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; ſo werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geſchrieben, geredt oder gethan hätte. Ich bin der Welt ſatt und die Welt meiner, wir ſind alſo leicht zu ſcheiden, wie ein Gaſt, der die Herberg quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein und begehre des Weſens nicht mehr.“ So hatte er im Januar 1546 geſchrieben, den 18. Febr. ſtarb er zu Eisleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben. Seine zärtlich geliebte Frau hinterließ er mit 4 Kindern in Armuth, und mit Martin Gottlob Luther, der 1759 als Rechtsconſulent in Dresden ſtarb, erloſch ſeine männliche Nachkommenſchaft. Sein Name

aber kann nicht verlöſchen, ſo lange das Evangelium auf Erden gilt und die Wahrheit noch Freunde hat. Wider ſeinen Willen wird ſeine Partei nach ihm die lutheriſche genannt, wider ſeinen Willen hat ſie die Kriege geführt, die gleich nach ſeinem Tode ausbrachen, Deutſchland in zwei Jahrhunderten verwüſtet und den Verein des deutſchen Reichs aufgelöſet haben. Luther rieth, ſo lange er lebte, zum Frieden und erhielt ihn, er achtete es für Frevel, mit menſchlicher Gewalt verfechten und durchſetzen zu wollen, was Gottes Sache iſt, und wirklich hat durch 30 Jahre des Werdens und Wachſens der Reformation ſein unerſchütterlicher Glaube mehr dafür gethan, als alle Kriege und Tractaten nach ihm. Die Umſichtigkeit einiger pragmatiſchen Geſchichtſchreiber iſt bemüht geweſen, eine Menge von äußern Umſtänden aufzuzählen, welche die Reformation herbeigeführt haben würden, auch wenn kein Luther erſchienen wäre. Wir halten uns an das, was wirklich geſchehen iſt, und finden die Grundbewegkraft des größten aller deutſchen Werke in dem Charakter, den Cramer in ſeiner Ode „**Luther**" alſo zeichnet:

Nie hat er geheuchelt
Mit Glauben ſeine freie Bruſt geſtählt,
Hat keinem Fürſten je um Schutz geſchmeichelt,
Daß er ein Menſch war, nie verhehlt.
War Vater, Mann und Freund und Unterthan,
Der Armen Tröſter; ging die hohe Bahn
Des himmliſchen Gebots mit feſtem Schritte,
Blieb arm und ſeine Luſt war Gott.
Sein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keuſches Weib und eine Hütte.

Noch dürfen hier einige Worte von dem Monumente geſprochen werden, das unſere Zeitgenoſſenſchaft dem groſſen Manne zugedacht hat. Im Jahr 1804 forderte nämlich die **vaterländiſche literariſche Geſellſchaft in der Grafſchaft Mannsfeld**, auf deren Boden Luther ſein Leben begann und endete, das Publicum auf, es durch Beiträge möglich zu machen, daß ihm ein ſeiner würdiges Denkmal errichtet werden könne. Das Unternehmen fand von allen Seiten reichliche Unterſtützung, und es wurden eine Menge Vorſchläge über die Art der Ausführung des Denkmals gemacht. Aber das Unglücksjahr 1806 brachte die Sache ins Stocken. Zwar bemühte ſich die Geſellſchaft, die ihr anvertrauten Summen zu ſichern und zu erhalten; doch konnte ſie es nicht vermeiden, daß ihre Papiere unter der weſtfäliſchen Regierung, auf ein Drittel ihres Werths herabgeſetzt wurden, welche Verfügung aber der König von Preuſſen, als jetziger Beſitzer der Grafſchaft Mannsfeld, auſſer Kraft ſetzte. Im Aug. 1816 machte die Geſellſchaft bekannt, daß ihr Capital beinahe die Summe von 30,000 Rthlr. erreiche, daß ihr der König die Verſicherung ertheilt habe, er werde nächſtens über die Ausführung des eingereichten Plans beſtimmen, und daß ſie hoffe, zum Reformationsjubiläum 1817 den Grund zu der Anſtalt legen zu können, welche Luthern zu Ehren errichtet werden ſoll. E.

Lüttich (franz. **Liège**), wohlbefeſtigte, große und volkreiche Haupt- und Reſidenzſtadt des ehemaligen, nun zum Königreiche der Niederlande gehörigen Hochſtifts Lüttich, während des franzöſiſchen Beſitzes Hauptſtadt im Departement der Ourthe, an der Maas, mit vielen ſchönen Gebäuden und Canälen, auch verſchiedenen Brücken über die Maas, von denen le pont neuf die anſehnlichſte iſt. Der vormalige biſchöffliche Pallaſt iſt nach dem großen Brande von 1734 herrlich wie-

der aufgeführt worden. Er iſt ſeit 1801 abermals von einem Biſchoffe bewohnt, der unter dem Erzbiſchoffe von Mecheln ſteht. 1802 hatte die Stadt 50,000 Einwohner, welche Tücher, Spitzen, Seife, Vitriol, Grünſpan, Fayence, ſehr gutes Sohlleder ꝛc. verfertigen. Es war daſelbſt eine von den fünf großen Gewehrfabriken Frankreichs; auch das Hauptquartier der 25 Militärdiviſion.

Lützen, ſ. Leipzig.

Lützow und die Lützowſche Freiſchaar. — Wir erwähnen dieſer Erſcheinung in dem allgemeinen Freiheitskriege, da die Idee dazu herrlich war, wenn gleich die Ausführung durch Schuld und Zufall verunglückte. — Der Tugendbund verband während der Zeit der Bedrückung würdige und feſte deutſche Männer, welche durch Bildung und Belehrung der Jugend für eine beſſere Zukunft arbeiteten. Dieſe ſandten, ſobald die erſte Kunde von der Vernichtung der franzöſiſchen Heeresmacht in Rußland erſcholl, Bothſchafter durchs Land, beſonders nach den Univerſitäten, wo der ſchlummernde Funke in den jugendlichen Gemüthern ſich ſchnell entzündete. Der Major von Lützow, ein tapferer, unternehmender, verſuchter Krieger, von dem Könige von Preußen dazu bevollmächtigt, rief die Jünglinge zu einem Freicorps nach Schleſien. Zwar ſagte er ſich los von dem geheimen Rathe größerer Unternehmungen, aber er wollte als erſter Führer daſtehen, wo es galt, in die feindlichen Reihen mit dem Schwerdte zu ſchlagen. Für innere Kriegszucht, Ordnung und Mechanik ſorgten der Major von Petersdorf und Hauptmann von Helmenſtreit. Schnell ſammelte ſich die Schaar; die Begüterten brachten Kleid und Waffen mit, die Unbegüterten wurden durch die reichlichen Beiträge vaterländiſcher Freunde unterſtützt. Eingeſegnet in der Kirche zu Rochau zog die Schaar ſchon im Anfang Aprils in Sachſen ein, mit der Beſtimmung, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen, Volksaufſtand in Thüringen, Heſſen und Weſtphalen zu erregen, und ſo den Franzoſen in Deutſchland eben ſo verderblich zu werden, wie die Guerillas, in Spanien. Im thüringer Wald, auf dem Harz, im Speſſart hatte man treue Freunde, deren Wort ihre Dörfer ſchnell bewaffnet hätte; 4000 Gewehre lagen in Suhl bereit: man unterhielt Verbindungen bis nach Oſtfriesland. Was die innere Verfaſſung betrifft, ſo bildete die Auswahl drei Jägerabtheilungen und ein Schwader; Oberjäger und Führer wurden gewählt; keiner konnte eintreten, der nicht als Gemeiner dienen wollte. Die übrigen bildeten drei Fahnen (Bataillons) und vier Schwadern. Unter dieſe waren aus den Jägerabtheilungen mehrere als Oberjäger und Führer vertheilt. Einer rühmlichen Erwähnung ſind werth die Bergknappen von Rothenburg an der Saale, die biedern Altmärker und Mecklenburger, die Sachſen und Bayern, die ihr Vaterland früher erkannten als ihre Könige und Landsleute, und wie die Holländer aus den feindlichen Reihen herübertraten. An heißer Wuth aber übertrafen Alle die Spanier; nur die Tyroler, geführt von Riedel und Ennemoſer, einſt Hofers und Speckbachers Gefährten, kamen ihnen an glühender Rache gleich. Beim Rückzug der Heere nach der Lützner Schlacht war ein Theil der Fußjäger, der in Leipzig geſtanden, nach Schleſien zurückgegangen. Dadurch waren Jahn, Neil und andere Führer von Lützow getrennt, welcher durch den allesumfaſſenden Frieſen, der ſpäter bei Vercul von franzöſiſchen Bauern getödtet wurde, und den allesbegeiſternden Körner (ſ. d. Art.) noch mehr fortgezogen, mit der Reiterei über die Elbe und Saale ging, während der zurückgebliebene Theil des Fußvolks unter der Führung des Majors von Petersdorf in unruhiger Tha-

tenloſigkeit an der Elbe auf- und abſchwärmte. Die Hoffnung, am 7. Juni 1813 vereint mit Woronzow und Czernitſcheff Leipzig ſiegreich zu beſetzen, wurde durch den Waffenſtillſtand vernichtet. Hiermit ging die Freiſchaar ihrer frühern Idee nach unter. Dazu kam das Unglück, daß die Reiterei während des Waffenſtillſtandes durch Treuloſigkeit bei dem Ueberfall der Würtemberger unter Normann zu Kitzen faſt ganz aufgerieben wurde. Nach dem Waffenſtillſtande waren die Lützower ſtärker als vorher, verſehen mit Reiterei und ſchwerem Geſchütz, beinahe 4000 Mann. Auch jetzt wurde das Corps nicht zweckmäßig verwendet. Es kam unter den Befehl des Generals Wallmoden, der durch die Umſtände genöthigt war, mehr beobachtend als handelnd, mehr abwehrend als angreifend zu Werke zu gehen. Der Ruhm der Tapferkeit, öfter noch der kühnen Verwegenheit, wurde den ſchwarzen Jägern in vielen kleinen Gefechten zu Theil, die an der Elbe und Weſer gegen bedeutende Uebermacht geliefert wurden, aber Großes konnte um ſo weniger ausgeführt werden, als das Corps beſtändig getrennt war. Erſt im December ſammelte es ſich wieder in Boitzenburg. Der General v. Bülow rief es jetzt nach Holland. In Celle trafen die Lützower auf die ſchwediſche Armee, und der Kronprinz von Schweden wählte ſie zu ſeinem Vortrabe, eine Auszeichnung, die für den Ruhm, der in Frankreich zu gewinnen war, keinen Erſatz gab. Lützow kaum geneſen von ſeinen ſchweren Wunden, fühlte die drückende Lage der Seinen vor Hamburg und Glückſtadt; er beurlaubte ſich mit einem Theil der Reiterei, mit dem Verſprechen, die Uebrigen bald zu ſich zu rufen. Bei dem Rückzuge des Blücherſchen Heeres führte er Aufträge an St. Prieſt, die ihm Blücher gab, mit Muth und Einſicht aus. Beſorgt, eine Abtheilung preußiſches Geſchütz zu decken, verweilte er ſich und fiel mit ſeiner kleinen Macht den Bauern in die Hände. Er verlor viele ſeiner Leute und wurde, ſchwer verwundet, ſelbſt nur durch die ſeltene Ehrlichkeit eines franzöſiſchen Landmannes vom gänzlichen Untergange gerettet. Am Ende des Januars brach der andere Theil des Corps, unter der Führung des Hauptmanns v. Helmenſtreit vom baltiſchen Meere nach dem Rhein auf. Neue Befehle des Kronprinzen ſchickten die leichte fliegende Schaar vor die Feſtung Jülich, wo ſie mit 1500 Mann, ſo weit war ihre Zahl geſchmolzen, drei Wochen lang gegen die täglichen Ausfälle eines ſechsfach ſtärkern Feindes ſtreiten mußte. In Laon kam ſie zu ſpät an, um mit als Sieger in Paris einzuziehen. — Nach dem Frieden iſt das Corps aufgelöst worden.

Lüxembourg (François-Henri Montmorency, Herzog von), Marſchall von Frankreich, der Sohn des berüchtigten Grafen Bouttville, der unter Ludwig XIII. eines Duells wegen hingerichtet wurde, ward am 8. Jan. 1628 geboren. Dem großen Condé, deſſen Schüler er war, und unter welchem er 1643 der Bataille von Rocroi beiwohnte, blieb er in deſſen guten und böſen Ereigniſſen ſtets treu. Schon bei der Eroberung der Franche-Comté im J. 1668 zeigte ſich das glänzende Genie Lüxembourgs, der hier als Generallieutenant commandirte. In Holland, wo er das Obercommando führte, eroberte er in dem Kriege von 1672 die holländiſchen Feſtungen und ſchlug die Armee der Generalſtaaten bei Bodegrave und Woerden. In dieſem Feldzuge hatte er zugleich Gelegenheit, den berühmten Rückzug, dem ſelbſt die Holländer ihre Bewunderung nicht verſagen konnten, zu machen; er ging nämlich mit einer Armee von 20,000 Mann durch eine feindliche von 70,000, ohne daß ihm dieſe etwas anzuhaben vermochte. Nachdem er dem zweiten Feldzuge in der Franche-Comté mit beigewohnt hatte, befand er ſich

hernach bei der Schlacht von Senef, nöthigte den Prinzen von Oranien, die Belagerung von Charleroi aufzuheben und erhielt endlich 1675 den Marſchallsſtab. Jetzt befehligte er, nach Türenne's Tode, einen Theil der franz. Armee, war aber anfangs nicht ſehr glücklich, denn er ließ vor ſeinen Augen Philippsburg nehmen und verſuchte vergebens, mit einer Armee von 50,000 Mann der Stadt zu Hülfe zu kommen. Glücklicher war er jedoch gegen den Prinzen Wilhelm von Oranien, von dem er ſich unvermuthet überfallen ſah, den er aber mit Erfolg zurückſchlug. Im J. 1690 gewann er darauf die berühmte Bataille von Fleurus in Flandern, welcher Sieg, nach der einſtimmigen Ausſage aller franzöſiſchen Officiere, einzig und allein dem überwiegenden Talente Lüxembourgs zugeſchrieben werden mußte. Auf dieſe Schlacht folgte die von Leuſe, welche er im folgenden Jahre ebenfalls gewann. Am ruhmwürdigſten für ihn war jedoch die Schlacht bei Steinkirchen, wo er, von einer falſchen Nachricht hintergangen, im Schlafe überfallen wurde, aber nichtsdeſtoweniger durch ſeine eben ſo glücklichen als künſtlichen Bewegungen dem Feinde die errungenen Vortheile aus den Händen zu reißen wußte, und kurz darauf, 1693, den König Wilhelm bei Neerwinden gänzlich aufs Haupt ſchlug. Von den in dieſem mörderiſchen Treffen genommenen Fahnen ward die Kirche von Notre-Dame zu Paris faſt ganz angefüllt. Als Lüxembourg ſich kurz darauf nach Paris begeben hatte, um einer Feſtlichkeit, welche in dieſer Kirche gegeben werden ſollte, beizuwohnen, rief der Prinz Conti, der den Marſchall begleitete, der Menge zu, welche die Thür beſetzt hielt: „Meine Herren, laſſen Sie doch den Tapezierer von Notre-Dame paſſiren." Lüxembourg endigte ſeine ſo glorreiche militäriſche Laufbahn durch den langen und beſchwerlichen Marſch, den er Angeſichts der Feinde von Vignamont bis zur Schelde nahe bei Tournay machte. So berühmt, wie die Siege dieſes großen Feldherrn ſind, ſo merkwürdig iſt der ſonderbare Prozeß, in welchen er verwickelt wurde. Man beſchuldigte ihn nämlich, an der bekannten Vergiftungsgeſchichte Theil genommen zu haben und warf ihn 1680 in die Baſtille, wo er ein Loch, welches ſechs und einen halben Schritt lang war, bewohnen mußte. Nachdem er einige Male ganz zwecklos verhört worden war, und vierzehn Monate in der Baſtille zugebracht hatte, ſetzte man ihn in Freiheit, ohne jedoch weder über ſeine Schuld noch Unſchuld einen Ausſpruch gethan zu haben. So ſonderbarer Natur dieſer Prozeß war, eben ſo ſonderbar war es auch, daß der Marſchall, nach ſeiner Entlaſſung aus der Baſtille, ſeinen Hofdienſt, als Capitän der Leibgarde, nach wie vor verſah, und daß der König dieſes Prozeſſes auch mit keinem Worte gegen ihn Erwähnung that. Die beſte Art, wie er ſich wegen der ihm gemachten Beſchuldigungen vertheidigen konnte, waren die Siege, welche er kurz darauf über die Holländer erfocht. Er ſtarb am 4. Jan. 1695, und ganz Frankreich beweinte in ihm den größten General ſeiner Zeit. Merkwürdig und allen Helden ins Gedächtniß zu rufen, ſind die Worte, welche er ſterbend ausſprach: „Jetzt, wo ich vor den Richterſtuhl des allmächtigen Gottes treten muß, wünſchte ich, ſtatt aller meiner Siege, den Armen ein Glas Waſſer um Gottes Willen gegeben zu haben."

Luxemburg, Hauptſtadt in dem nunmehrigen, zum deutſchen Bunde gehörigen unter der Souverainetät des Königs der Niederlande ſtehenden Großherzogthum gleiches Namens, während des franzöſiſchen Kaiſerthums im Departement des Forêts, am Fluſſe Elz (Alzet, Alſitz), iſt eine der wichtigſten Feſtungen in Europa. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 10,000. Joſeph II., der die Abſicht hatte, nur eine

einzige Feſtung in Belgien zu haben, ließ alle übrigen, außer Luxemburg, demoliren, um im Nothfalle ſich zum Herrn von ganz Belgien zu machen, ohne durch Beſetzung von vielen Feſtungen ſein Heer ſchwächen zu dürfen. So ward nun Luxemburg als der Schlüſſel der Niederlande betrachtet. Denſelben Vortheil aber zogen die Franzoſen davon, als ſie im Winter 1794 Luxemburg blockirten, aushungerten und endlich am 6. Juni 1795 zur Uebergabe brachten. Nach dem pariſer Frieden beſetzten es die Preußen.

Luxus, Pracht oder Ueppigkeit, iſt, als Folge des Reichthums, die Neigung und das Beſtreben zur Verſchönerung des Lebens und zur Veredlung ſeines Daſeyns, durch Erfindung und Anwendung immer neuer, ſchöner und anmuthiger Genußmittel für Glanz, Verzierung, Putz und künſtlich ausgedachte Weichlichkeit im täglichen Wohlleben, in Anſehung der Wohnungen, nebſt Umgebungen derſelben, der Bekleidungen, Fuhrwerke, Pferde, Geſchirre, Bedienungen, Mahlzeiten, Getränke und noch vieler andern Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. In dieſer Rückſicht wird der Luxus nicht nur höchſt nützlich und nothwendig, indem er die Erreichung des Zwecks des Menſchen, phyſiſchen Wohlſtand, erleichtert, ſondern auch dieſen Wohlſtand unter die größeſtmögliche Menſchenmaſſe verbreitet, und mithin der dem allgemeinen Nationalwohlſtande nachtheiligen Vermögensungleichheit ſtets entgegenarbeitet, welche kein Staat, in Abſicht des Mobiliarvermögens, zu verhindern vermag. Da nun der höchſte Zweck des Menſchen Wohlleben, auf dauernden Wohlſtand gegründet, iſt, ſo hat die Regierung beim Luxus nur die Pflicht der Einſchränkung, wenn Jemand durch denſelben aus dem Zuſtande des Wohlſtandes herabzuſinken in Gefahr iſt. Der Luxus iſt demnach kein ausſchließliches Vorrecht des Reichen, ſondern jeder Menſch kann ihn nach ſeinen Vermögensumſtänden anwenden, um durch mehrere ihm zu erſchwingen mögliche Genußmittel ſich das Leben zu verſchönern. Die häufigen Klagen der Vornehmen und Reichen, über die Fortſchritte und die Nachtheile des Luxus, ſcheinen alſo großentheils von einer hämiſchen und menſchenfeindlichen Empfindung, und von dem Stolze und Neide gegen die niedere Volksclaſſe entſprungen zu ſeyn, indem die höheren Stände ſich an den, durch die Fortſchritte der Induſtrie unverkennbar erweiterten Wohlſtand der niederen Claſſen, noch nicht gewöhnen können. Mit Unmuth ſehen ſie die ſcharfe Abmarkung der Vorzeit verſchwinden, wo Armuth und Mangel der Antheil des Volks, und vorzüglich des Landmanns war. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß von den archiſchen Luxus- oder Aufwandsgeſetzen der Römer vom J. 572 an, bis zu den ins Unendliche vervielfältigten Aufwandsgeſetzen der Franzoſen, Schweizer, Schweden ꝛc. alle Aufwandsgeſetze ſtets ein fruchtloſes Beſtreben der Regierungen geblieben ſind, und anſtatt den Geiſt der Nation umzuwandeln, dieſen vielmehr verdorben, und zum Schleichhandel und Einpaſchen geneigt gemacht haben.

Luynes (Albert, Herzog von) ward 1578 zu Mornas, in der Grafſchaft Venaiſſin, geboren, und wählte als der erſte ſeiner Familie ſeinen Wohnſitz zu Paris. Seine Vorfahren, unter dem Namen Alberti, waren aus Florenz, ihrer Vaterſtadt, weil ihr Anſehen und ihre Reichthümer den Neid der Bürger erregt, und ſogar eine Revolution veranlaßt hatte, ausgewandert, und hatten ſich zu Mornas niedergelaſſen. Er war es, der als Günſtling Ludwigs XIII., dieſen König dahin vermochte, ſich des Marſchalls d'Ancre, obgleich dieſer ſein (Luynes) Wohlthäter geweſen, zu entledigen, und ſich, an der Spitze des Gouvernements, die Güter deſſelben zuzueignen. Vier Jahre ſpäter ward

er, am 22. April 1621, troß ſeiner Unerfahrenheit in der Kriegswiſſenſchaft, zum Connetable von Frankreich ernannt. Auf den höchſten Gipfel des Einfluſſes gehoben, erregte er eben durch dieſen Einfluß ſogar die Eiferſucht des Königs, und wandte alle Mittel an, dieſe Stimmung noch zu vermehren. Um ſich in der Gunſt des Königs und ſeiner eigenen Macht noch immer feſter zu ſetzen, erregte er im J. 1621 den Krieg gegen die Hugenotten, erfocht einige Vortheile über dieſelben, ſtarb aber, nachdem er den feſten Ort Montauban den Hugenotten nicht hatte entreißen können, am 15. Dec. 1621 im drei und vierzigſten Jahre ſeines Alters an einem Scharlachfrieſel. Aber noch ehe ihm der letzte Athemzug entfloh, ward er von ſeinen Creaturen, die bis dahin den allmächtigen Miniſter in ihm verehrt hatten, verlaſſen und dergeſtalt beraubt, daß ihm auch nicht einmal ein Stück Leinwand übrig blieb, womit er hätte begraben werden können. Er ſtarb vom Volke verabſcheut, und von ſeinem Könige wenig bedauert.

Luzac (Johannes), Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften und der vaterländiſchen Geſchichte zu Leyden, bekannt als Herausgeber der in ganz Europa verbreiteten leydner franz. Zeitung, die, ſo lange ſie von ihm redigirt wurde, als die Gazette diplomatique von allen Staatsmännern und Freunden der Geſchichte betrachtet war, dann auch durch vortreffliche Schriften in den genannten Fächern, ſo wie durch die Unfälle, welche ihn während der Revolution, wegen ſeiner Abneigung gegen die demokratiſche Partei, trafen, endigte am 12. Jan. 1807, beim Auffliegen des mit Pulver beladenen Schiffes, auf eine höchſt unglückliche Weiſe ſein verdienſtvolles Leben.

Luzern, Hauptſtadt in dem helvetiſchen Canton gleiches Namens, am Luzernerſee, am Ausfluſſe der Rüß, iſt ziemlich groß, begreift aber in ihrem Umfange viele Gärten mit. Der Fluß theilt die Stadt in zwei durch vier Brücken verbundene, ungleiche Theile. Sie hat über 5000 Einwohner. Die dortige Seidenmanufactur und Papiermühle ſind von Wichtigkeit; außerdem treibt die Stadt einen ſtarken Tranſitohandel. Die Souveränität des ganzen Cantons lag ehemals in den Händen der eigentlichen Bürger (es gab ſonſt auch Hinterſaſſen, die keine Bürger waren), aus welchen der große Rath von 100 Mitgliedern erwählt wurde. Der Ausſchuß derſelben, welcher aus 36 Mitgliedern beſtand, erhielt nach und nach einen ſehr großen Einfluß, ſo daß die Verwaltung in Luzern die ariſtokratiſchſte in der ganzen Schweiz war. Durch die Revolution hat dieß aufgehört. Das Contingent zur Eidgenoſſenſchaft beträgt 862 Mann. Der päbſtliche Nuntius reſidirt zu Luzern, als dem erſten und eifrigſten katholiſchen Canton. Es werden viel Käſe, Schweine, gemäſtete Schnecken (nach Italien), viel Getraide, gedörrte Quetſchen, Kirſchwaſſer und Floretſeide ausgeführt.

Lyceum hieß von dem in der Nähe ſtehenden Tempel des Apollo, λύκειος (Wolfstödter) eine Ringſchule zu Athen, in deren bedeckten Gängen Ariſtoteles ſeine Philoſophie vortrug. Ihm zu Ehren wurden die höheren lateiniſchen Schulen in den Städten Lyceen genannt, weil die ariſtoteliſche Philoſophie in der ſcholaſtiſchen Form in denſelben gelehrt wurde. Der Sprachgebrauch iſt ſich in Rückſicht des Ranges der Lyceen, vor oder nach den Gymnaſien, nicht in allen Ländern gleich, überall aber ſind ſie Schulen für die eigentlich gelehrte Bildung, aus denen die Schüler unmittelbar zur Univerſität übergehen. E.

Lycophron, aus Chalcis in Euböa gebürtig, ein Grammatiker und einer der berühmteſten griechiſchen Trauerſpieldichter, lebte 284 vor Chr. Geb. unter Ptolemäus Philadelphus, bei welchem er ſich durch

ſeine Anagrammen beliebt gemacht hatte, zu welchen er überhaupt mehr Anlagen, als zum Dichter ſelbſt gehabt zu haben ſcheint. Er ſoll an einer Wunde geſtorben ſeyn, welche ihm einer ſeiner Gegner mit einem Pfeile beibrachte, als er über die Vorzüge der alten Dichter diſputirte. Von ſeinen Schriften iſt uns nur noch ein Trauerſpiel, Caſſandra (Alexandra), übrig, welches in Jamben abgefaßt, aber ſehr ſchwer und mit manchen dunkeln Anſpielungen überladen iſt. Ein ſpäterer Grammatiker, Johannes Tzetzes, hat einen Commentar dazu geſchrieben. Die beſte Ausgabe von dieſem Trauerſpiele iſt bis jetzt: Cum comment. Is. Tzetz. cura Jo. Potteri, Oxon. e theatro Scheld. 1697 u. 1702, in einem Folio-Bande. Die meiſten Schriften des Lycophron ſind verloren gegangen. Tzetzes bezeugt, daß er vier und ſechszig oder ſechs und ſechszig Trauerſpiele geſchrieben, von denen Suidas zwanzig nahmhaft macht. Die noch übrigen Fragmente ſeiner verloren gegangenen Schriften hat Guil. Canterus, lib. VI. novar. lectionum, c. 17. geſammelt und erläutert. Aus einem ſatyriſchen Drama des Lycophron, in welchem er den Menedemus, den Stifter der eretriſchen Schule, und andere Philoſophen geißelt, iſt uns im Diog. Laertius, Heſychius und Athenäus einiges aufbehalten worden. Letzterer legt ihm auch noch ausdrücklich ein Werk über die Comödien bei, in welchem er den Ariſtophanes, Cratinus und andere erläutert zu haben ſcheint.

Lycurgus, der berühmte Geſetzgeber der Spartaner, lebte vor und nach der erſten Olympiade des Iphitus, und war der jüngſte Sohn des ſpartaniſchen Königs Eunomus und der Dionaſſa, aus dem Geſchlechte der Procliden oder Eurytioniden (ſ. Lacedämon). Sein älterer Bruder Polydectes folgte dem Vater in der Regierung, ſtarb aber bald, und hinterließ alſo das Königreich dem Lycurgus. Aber bald darauf ward bekannt, daß die hinterlaſſene Gemahlin des Polydectes ſchwanger ſey. Als dieß Lycurg erfuhr, erklärte er, daß, wenn ſie einen Thronerben gebären würde, er der erſte ſeyn wolle, welcher ihn als ſeinen König anerkennte. Um die Lacedämonier von der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen zu überzeugen, legte er den königlichen Titel ab und verwaltete das Reich nur als Vormund des künftigen Königsſohns. Indeſſen ließ ihm die Königin ſagen, daß, wenn er ihr verſpräche, ſie zu heirathen, ſie ohne Anſtand ihr Kind tödten wolle. Um dieſe That zu verhindern, ſchmeichelte er ihr mit falſchen Hoffnungen, und ward dadurch, nachdem ſie mit einem Sohne niedergekommen war, in den Stand geſetzt, das Leben deſſelben zu erhalten. Da ſich das Volk über dieſes Ereigniß freuete; ſo gab er dem Kinde den Namen Charilaus (die Freude des Volks). Lycurgus hatte ſchon durch die Weisheit ſeiner Staatsverwaltung ſich allgemeine Hochachtung erworben; dieſe Handlung der erhabenſten Uneigennützigkeit hob ihn nun auf den höchſten Gipfel des Ruhms, weckte aber auch den Neid vieler vornehmen Spartaner gegen ihn auf. An die Spitze derſelben ſtellte ſich die Königin, welche von Rache gegen Lycurg entbrannt war, weil er ſie getäuſcht und ihr ſo die Hoffnung, Königin zu werden, benommen hatte. Sie ſtreute unter dem Volke aus, es ſey gefährlich, das Leben des künftigen Thronerben einem Manne anzuvertrauen, welchem aus dem Tode deſſelben der größte Vortheil erwachſen könnte. Um dieſem entehrenden Verdachte zu entgehen, ſah ſich Lycurg genöthigt, nicht allein die Vormundſchaft des jungen Königs niederzulegen, und dieſen ſelbſt ſeiner Aufſicht zu entlaſſen, ſondern ſogar Lacedämon zu verlaſſen. Ob ein ſolcher Entſchluß nicht auch von der Begierde, fremde Nationen und ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, geleitet wurde, iſt unbe-

kannt: er nützte wenigſtens ſeine Reiſen zu dieſem Endzwecke. Zuerſt beſuchte er Creta, woſelbſt die weiſen Geſetze des Minos, die allenthalben Eintracht und bürgerliches Glück unter den Einwohnern bewirkten, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Dort lernte er auch den lyriſchen Dichter Thales kennen, ſchloß mit ihm eine vertraute Freundſchaft und lud ihn endlich ein, nach Lacedämon zu gehen, um die Einwohner daſelbſt durch die Harmonie ſeiner Lieder ſowohl, wie durch deren weiſen Inhalt, zur Eintracht und zum Gehorſam zu ſtimmen. Von Creta ging Lycurg nach Jonien. Hier machte jedoch die weichliche, luxuriöſe Bildung und Lebensſitte der Einwohner, und die daraus entſpringende Kraftloſigkeit ihrer Geſetze, welche mit der Einfachheit und Strenge der cretiſchen Geſetze einen ſo ſchneidenden Contraſt bildete, einen ſehr nachtheiligen Eindruck auf ihn. Dafür aber entſchädigte ihn, wie man ſagt, die Auffindung der homeriſchen Gedichte. Von hier ſoll er noch mehrere Reiſen, unter andern nach Aegypten, Indien und Spanien, gemacht haben. Da jedoch in den lycurgiſchen Geſetzen auch nicht die geringſte Spur von ägyptiſcher oder indiſcher Weisheit zu finden iſt, ſo zweifelt man an der Wahrheit jener Reiſen. Während der Zeit wurde Lacedämon von neuen Unruhen zerrüttet; die beiden Könige Archelaus und Charilaus ſtanden bei dem Volke in keiner Achtung, und der Muthwille des Volks, im Gegenſatze mit der Bedrückung der Großen, kannte keine Gränzen. Mit einem Worte: die ganze Regierungsverfaſſung war in Unordnung gerathen. In dieſer bedenklichen Lage des Staats war Lycurg der einzige Mann, von dem man Hülfe und Rettung erwartete. Das Volk ſuchte in ihm Schutz gegen die Großen, und die Könige glaubten, daß er den Ungehorſam des Volks bändigen werde. Mehr als einmal erſchienen daher Geſandte bei ihm, welche ihn baten, dem Staate zu Hülfe zu eilen. Lange widerſtand er; aber endlich gab er dem dringenden Wunſche aller ſeiner Mitbürger nach. Bei ſeiner Ankunft in Sparta merkte er bald, daß hier nicht bloß von Abſchaffung einzelner Geſetzwidrigkeiten und Mißbräuche die Rede ſeyn dürfe, ſondern daß vielmehr eine gänzliche Wiedergeburt der Staatsverfaſſung ſein Augenmerk ſeyn müſſe. Die Achtung, welche ihm ſeine Perſönlichkeit, ſeine Geburt und beſonders die augenblickliche Lage des Staats bei ſeinen Mitbürgern verſchaffte, machten ihm Muth, ſich von den obwaltenden Hinderniſſen nicht abſchrecken zu laſſen. Auch verſäumte er nicht, die Götter mit ins Spiel zu ziehen. Das delphiſche Orakel antwortete auf ſeine Frage: die Götter nehmen deine Opfer mit Wohlgefallen an, und unter ihrem Beiſtande wirſt du die vortrefflichſte Staatsverfaſſung gründen. Dagegen verſäumte er auch keine der Maaßregeln, welche ihm die Klugheit gegen den Haß ſeiner Neider an die Hand geben konnte: dreißig ſeiner Freunde, aus den angeſehenſten Bürgern, mußten ihn bewaffnet in die Volksverſammlung begleiten. Dieſe Vorſicht war nicht unnöthig, wie die Folge zeigte. Charilaus floh in den Tempel der Minerva, kehrte aber auf die Einladung Lycurgs zurück, und machte, gleich dem zweiten Könige Archelaus, gemeinſchaftliche Sache mit ihm. Der erſte Schritt, den er nun that, beſtand darin, daß er den Königen die Geruſia, einen Senat von acht und zwanzig, durch ihr Alter ehrwürdigen Perſonen (Geronten), an die Seite ſetzte, ohne deſſen Einwilligung jene nichts ausführen ſollten. Dadurch bewirkte er ein heilſames Gleichgewicht zwiſchen der Macht der Könige und dem Uebermuthe des Volks. Letzteres erhielt zugleich die Gewalt, über die Staatsangelegenheiten ſeine Stimme geben zu dürfen, ohne jedoch die Freiheit der eignen Berathſchlagungen zu haben, indem ſie ſich

darauf beſchränken mußten, das, was die Könige oder der Senat vorſchlagen würden, entweder zu genehmigen, oder zu verwerfen. Die Spartaner willigten meiſtens in alle Einrichtungen Lycurgs ohne Widerrede: bloß die gleiche Vertheilung des Eigenthums erregte unter den Reichen einen Aufruhr, der am Ende ſo heftig wurde, daß Lycurg nur durch die ſchleunige Flucht in einen benachbarten Tempel ſein Leben zu retten vermochte. Auf dem Wege dahin erhielt er einen heftigen Schlag über den Kopf, der ihn auch das eine Auge ſoll gekoſtet haben. Er that weiter nichts, als daß er ſich umwandte und ſeinen Verfolgern das von Blut überſtrömte Geſicht zeigte. Dieſer Anblick erfüllte alle mit Schaam und Reue; ſie baten ihn um Verzeihung und begleiteten ihn ehrfurchtsvoll nach Hauſe. Der Thäter, ein vornehmer Jüngling von heftigem und aufbrauſendem Charakter, ward ihm ausgeliefert. Lycurg verzieh ihm aber, und entließ ihn voller Beſchämung über eine ſo großmüthige Geſinnung. Nachdem die Verfaſſung Sparta's nun völlig gegründet war, dachte Lycurg auch an deren Aufrechterhaltung für die Folge. Nachdem er nämlich allen Bürgern einen feierlichen Eid abgenommen hatte, daß ſie vor ſeiner Zurückkunft nichts an den eingeführten Geſetzen ändern wollten, reiſete er nach Delphi und fragte den Gott, ob die neuen Geſetze für Sparta's Glück hinreichend wären? Die Antwort war: „Sparta wird der blühendſte Staat bleiben, ſo lange es dieſe Geſetze beobachten wird." Dieſen Spruch ſandte er nach Lacedämon, und nun ſprach er über ſich ſelbſt das Urtheil der Verbannung aus. Fern von ſeinem Vaterlande ſtarb er darauf, wie man behauptet, einen freiwilligen Hungertod, nach einigen zu Cirrha, nach andern zu Elis oder zu Creta. Auf ſeinen Befehl ward ſein Körper verbrannt, und die Aſche in das Meer geſtreuet, damit ſie auf dieſe Weiſe nie nach Sparta zurückgebracht, und das dortige Volk ſich auf keine Weiſe des geleiſteten Eides für entbunden halten könnte. Es ward ihm zu Ehren zu Sparta ein Tempel gewidmet, und von ſeinen Freunden eine Geſellſchaft geſtiftet, welche noch bis in die ſpäteſten Zeiten Sparta's fortdauerte, und in welcher das Andenken an ſeine Tugenden gefeiert wurde. Wir kommen nun auf die beſondere Entwickelung der lycurgiſchen Geſetzgebung. Der Hauptzweck derſelben ging dahin, eine gemiſchte Regierungsform in Sparta einzuführen, und dieſe ſetzte Lycurg aus Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie zuſammen, ſo daß eine durch die andere eingeſchränkt wurde. Die beiden Könige und der Senat ſtanden an der Spitze der Regierung; jedoch erhielt das Volk einen mittelbaren Antheil an der Regierung, indem ihm nämlich, wie ſchon oben geſagt worden iſt, die Freiheit zugeſtanden wurde, die Beſchlüſſe der Könige und des Senats entweder zu verwerfen oder zu genehmigen. Er theilte darauf alle Bürger Sparta's in drei, nach andern auch in ſechs und mehrere Stämme, und dieſe wiederum in dreißig Zünfte ein. Mit dieſer Einrichtung hing wahrſcheinlich die Polizei- und Rechtsverwaltung, ſo wie die Anordnung zum Kriegsdienſte zuſammen. Da übrigens Sparta kein roher, wilder Staat mehr war, ſondern die Einwohner deſſelben im Gegentheil ſchon eine mäßige Stufe von Bildung erſtiegen hatten: ſo muß man billigerweiſe die Macht des Willens und des Genies in Lycurg bewundern, der es vermochte, die Spartaner nicht allein bürgerlich, ſondern auch moraliſch und ſittlich gänzlich umzuwandeln und einem unmäßigen, ſchwelgeriſchen Volke Entſagung und Aufopferung bis auf die Nothdurft des Lebens aufzuerlegen. Sein Vorſchlag zur gleichmäßigen Vertheilung des Eigenthums fand zwar anfangs, wie ſchon oben geſagt, den heftigſten Widerſtand, ward aber deſſen unge-

achtet kurz darauf von allen Bürgern als beſtehendes Geſetz genehmigt, welches auch, im Ganzen genommen, bis nach den Zeiten Lyſanders dauerte. Als Lycurg Sparta's Verfaſſung umänderte, fand er bereits unter den Bürgern einen dreifachen Stand vorhanden; die herrſchenden Spartaner, die zinsbaren Lacedämonier und die leibeigenen Heloten (letztere, die alten Einwohner der Stadt Helos, hatten ſich ſchon unter dem zweiten Könige von Sparta, Agis, dem Drucke deſſelben widerſetzt, und waren dafür von ihm zu Leibeigenen des Staats gemacht worden. Ueber ihr Leben und ihre Freiheit hatte kein einzelner Bürger, ſondern im Gegentheile der ganze Staat, zu gebieten. Zu ihren Vorzügen gehörte, daß ſie heirathen durften, und daß ſie den ihnen zugetheilten Acker für einen gewiſſen Zins, den der Herr, ohne Schimpf davon zu haben, nicht füglich erhöhen konnte, benutzten. Nichts deſtoweniger wurden ſie auch oft ſehr grauſam behandelt, und dieß erzeugte vielfache Unruhen unter ihnen, von denen der ſogenannte Jungfernkrieg und dritte meſſeniſche Krieg die vornehmſten ſind; es gehörte übrigens im allgemeinen zur Politik der Spartaner, die Heloten zu demüthigen). So grauſam es uns auch ſcheint, daß Lycurg, z. B. dieſe Heloten in ihrer empörenden Sclaverei laſſen konnte, ſo wenig Anſtößiges hatte die Idee deſſelben bei den Griechen, deren Freiheit überhaupt den Gegenſatz der Sclaverei nicht nur geſtattete, ſondern ſogar nothwendig machte. Wollte er überhaupt auch die Spartaner, das Hauptvolk des Staats, für ſeine neue Verfaſſung gewinnen: ſo durfte er weder den Lacedämoniern noch viel weniger den Heloten, mit jenen gleiche Rechte zugeſtehen. Auch hatte wahrſcheinlich Lycurg noch ſelbſt keine Idee von der Unrechtmäßigkeit eines ſolchen Unterſchiedes zwiſchen Menſchen. Er ſuchte die Bande, welche Natur, Blutsfreundſchaft und Liebe zwiſchen Menſchen knüpfen, ſo ſehr als möglich zu ſchwächen, ſie dem Wohle des Staats unterzuordnen und ſo einzuſchränken, daß ſie demſelben nicht hinderlich ſeyn konnten. Er behandelte die Liebe, wie ein bloßes Mittel, dem Staate kraftvolle Bürger, und mit ihnen Unabhängigkeit von außen her zu verleihen; er ſetzte für Hageſtolze, oder ſolche Perſonen, die zu ſpät, oder eine Perſon von ungleichem Alter und Leibeskräften geheirathet hatten, gewiſſe Strafen feſt, erſchwerte den Neuvermählten das Beiſammenſeyn, damit ſich ihre Begierden ſtets ungeſchwächt erhalten ſollten, und erlaubte abgelebten und unvermögenden Männern, ihre Weiber an kraftvolle Jünglinge zu leihen, ſo wie geſunden Männern, wenn ſie ſchwache und unvermögende Weiber hatten, ſich die Frau eines andern auszubitten. Nach ſeinen Geſetzen waren die Kinder nicht Eigenthum der Eltern, ſondern des Staats. Dieſer entſchied zuerſt über das Leben und den Tod der Kinder, und ordnete dann, ohne alles Zuthun der Eltern, die Erziehung derſelben. Um Mäßigkeit unter dem Volke zu bewirken, verordnete er einen einfachen Bau der Häuſer, und gemeinſchaftliche Mahlzeiten, ſo wie er ſtreng verbot, ſich zu Hauſe der Leckerei zu ergeben und über Durſt zu trinken. Kein Fremder durfte ſich länger, als es nöthig war, in Sparta aufhalten; kein Spartaner, Kriegszeiten ausgenommen, außer Landes gehen; keiner Gold und Silber beſitzen; zum Gelde ſollte nur Eiſen genommen werden, und endlich ſollten die Spartaner ſich niemals den Wiſſenſchaften widmen, nur die unentbehrlichſten Kenntniſſe erlernen, keine Schauſpiele aufführen, die Muſik nicht weiter vervollkommnen, und weder Dichter, noch Künſtler, noch Redner ſollten ſich, ohne Erlaubniß der Obrigkeit unter ihnen aufhalten. In der religiöſen Verfaſſung Sparta's änderte Lycurg nichts; er benutzte ſie im Gegentheile, wie wir oben bei Gel-

genheit des delphiſchen Apollo geſehen haben, zu ſeinen politiſchen Zwek-ken; er vereinigte ſogar die höchſte Prieſterwürde mit dem Könige. Er befahl eine ganz einfache Beerdigung der Todten, unterſagte alles öffentliche Wehklagen und ſchränkte die Privattrauer auf 11 Tage ein, ließ aber die Todten in der Stadt begraben, und ihnen Denkmäler bei den Tempeln errichten, theils um das Andenken der Todten zu ehren, theils auch, damit die Hoffnung, nach dem Tode dergleichen Ehrenbezeigungen zu erhalten, die Furcht, das Leben zu verlieren, mindern möchte. In Rückſicht der Gerechtigkeitspflege ſetzte er nur wenige Geſetze feſt; denn es bedurfte deren wenig, ſo lange es bei der, durch ſeine übrigen Anordnungen bezweckten Mäßigkeit verblieb. Uebrigens wurden die entſtandenen Streitigkeiten entweder vom Könige, oder von der Volksverſammlung, oder von der Geruſia, oder vielleicht am häufigſten durch unparteiiſche und billige Bürger entſchieden. Endlich gehört zu den Einrichtungen Lycurgs, durch welche die Spartaner zu tapfern und furchtloſen Kriegern gebildet werden ſollten, auch noch die kriegeriſche, jedes Gefühl für Schmerz und die Furcht vor dem Tode unterdrückende Erziehung der ſpartaniſchen Jugend. Der Anfang eines Krieges war ihnen der Anfang eines Feſtes, und das Lager der Ort der Erholung. In dieſem hörte jedoch alle Strenge der Lebensart auf, die ſie zu Hauſe beobachten mußten; ſelbſt die körperlichen Uebungen verminderten ſich. Siegen oder Sterben war ihr höchſter Ruhm; ewige Schmach hingegen traf den Feigen und Fliehenden. Zur Erweckung des Muthes der Spartaner dienten auch noch die Geſetze, daß Sparta nicht mit Mauern umgeben, daß keine Feſtungen beſtürmt, mit demſelben Feinde keine wiederholte Kriege geführt, die geſchlagenen nicht zu weit verfolgt, der getödtete nicht während des Treffens geplündert, und daß der gefallene Held auf eine feierliche und ausgezeichnete Weiſe begraben, und ſeinem Andenken Bildſäulen, Feſte und Tempel errichtet werden ſollten. Uebrigens ſollte Sparta, nach Lycurgs Meinung, kein eroberndes Volk werden, welches auch aus dem Verbote erhellet, Kriegsflotten zu unterhalten. Als einſtens ein ſpartaniſcher König die Argier geſchlagen hatte, und die Bundesgenoſſen ihm riethen, dieſes Volk zu unterjochen, antwortete er: „das wäre eine Ungerechtigkeit. Wir führen nur Krieg, um unſere Grenzen zu ſichern, nicht aber, ein Land zu erobern, auf das wir kein Recht haben.“ Dieſe ſpartaniſche Regierungsform des Lycurgus iſt von einigen der alten Schriftſteller eben ſo oft getadelt, als gelobt worden. Zu den Tadlern gehört insbeſondere Plato, der den lycurgiſchen Geſetzen vorwirft, daß ſie, mit gänzlicher Unterdrückung alles Menſchlichen, die mechaniſche Tapferkeit zur erſten Tugend erhoben hätten, und daß gerade in dieſer Tödtung aller Menſchheit der Keim zu allen den unzähligen Uebeln begründet geweſen wäre, welche Lacedämon getroffen, und von dieſem auch andern Völkern zubereitet worden wären. Pericles tadelt beim Thucydides, daß die Tugend der Spartaner nur trübſinnig und einzig auf Furcht gegründet geweſen wäre, und daß die Erziehung derſelben ſie unmenſchlich und grauſam gemacht hätte.

Lydia, in ältern Zeiten Mäonia, eine anſehnliche und fruchtbare Landſchaft in Kleinaſien, ward an den Küſten nach dem joniſchen Meere zu von Joniern bewohnt. Gegen Süden ward das Land durch den Mäander (jetzt Meinder) von Carien getrennt, gegen Oſten grenzte es an Phrygien und gegen Norden an Myſien. In den älteſten Zeiten war hier ein berühmtes Königreich, deſſen Gebiet durch den Fluß Halys (jetzt Kizel Irmak) vom Perſiſchen geſchieden wurde. Cyrus überwand den letzten lydiſchen König Cröſus. Das Land war außerordent-

lich fruchtbar und die Einwohner, beſonders unter dieſem Könige, das reichſte, aber auch bald nachher das nichtswürdigſte und üppigſte unter allen aſiatiſchen Völkern. Sie waren die Erfinder der weichlichſten Kleider und der koſtbarſten Tapeten, der wohlriechendſten Salben und der leckerhafteſten Gerichte. Sie pflanzten zuerſt herrliche Gärten, wo ſie die feinſten feierlichen Vergnügungen genoſſen; ſie entdeckten zuerſt das Geheimniß, auch Mädchen in den Stand des Unvermögens zu verſetzen, um ſie zu Hüterinnen ihrer Weiber und Beiſchläferinnen zu gebrauchen. Zu Herodot's Zeiten war die Sittenverderbniß unter den Lydiern bereits ſo groß, daß die Mädchen öffentlich mit ihren Reizen wucherten, und ſich von dem Ertrage derſelben einen Brautſchatz ſammelten. Von dieſem Sittenverderbniß der Lydier wurden auch die Jonier angeſteckt. Der ſo ſehr gerühmte Reichthum der Lydier mag ſich vielleicht nicht ſowohl über das ganze Volk, als vielmehr nur über die Könige und Vornehmſten im Staate verbreitet haben. Außerdem daß dieſe aus den goldreichen Flüſſen Hermus (jetzt Sarabat) und Pactolus und aus Bergwerken ihre Schatzkammer füllen konnten, erhielten ſie alle ihre Bedürfniſſe durch die Arbeit der Sclaven, welche ſie wiederum nicht in baarem Gelde, ſondern vielmehr mit eigenen Landesproducten zahlten. Sie hatten alſo faſt gar keine Gelegenheit, edle Metalle auszugeben, und dieſe mußten ſich folglich immer mehr bei ihnen häufen. Daß Cröſus reicher war, als alle ſeine Vorfahren, iſt nicht zu verwundern, da er die ganze Küſte von Vorderaſien ſich unterwarf, und alle Handelsſtädte ausplünderte. Ob es nun gleich nicht erwieſen werden kann, daß die Lydier ſchon von uralten Zeiten einen erträglichen Handel gehabt haben: ſo iſt das doch nicht zu läugnen, daß ſie ſchon lange vor den Griechen eine gewiſſe Cultur erreicht, und daß die griechiſchen Colonien in Niederaſien die ſchnellern Fortſchritte in den Künſten und Wiſſenſchaften, welche dieſe vor den Griechen im Mutterlande machten, den Lydiern zu verdanken hatten. Unter andern verdankt man den Lydiern beſonders die Erfindung der Gold- und Silbermünzen, der Gaſthöfe, gewiſſer muſikaliſcher Inſtrumente, gewiſſer Muſikſyſteme, der Manufacturen, beſonders der Kunſt, Wolle zu färben, welche nachher in Milet ſo ſehr vervollkommnet wurde, desgleichen die Kunſt, das Erz zu ſchmelzen und zu verarbeiten, vielleicht auch den erſten Anfang der Malerei und des Bergbaues. Auch trieben ſie wenigſtens einen ſtarken Landhandel, denn Sardes ſelbſt wird als ein Ort geſchildert, wo Griechen, Phrygier und ſelbſt die entfernten nomadiſchen Völker zuſammenkamen, ihre Waaren gegen einander auszutauſchen. Hier war beſonders ein Hauptmarkt des Sclavenhandels, der die Harems der Perſer mit Verſchnittenen verſah. Der Urſprung der lydiſchen Geſchichte fällt in die älteſten fabelhaften Zeiten. Die Alten geben uns drei verſchiedene Geſchlechter von Königen an, welche über Lydien regierten, nämlich der Atyaden, der Heracliden und der Mermnaden. Die Atyaden hatten von Atys, des Cotys Sohn und des Manes Enkel, den Namen. Nach Herodot war Manes, ein Sohn der Erde, der erſte König von Lydien. Er zeugte mit der Kallirhoe, des Oceanus Tochter, den Cotys, und mit der Halia, des Tullus Tochter, den Aſius und Atys. Von erſterm entſtand der Name Aſien. Atys zeugte mit der Kallithea, des Choräus Tochter, den Lydus und Tyrrhenus. Erſterer ward König und gab dem Lande den Namen Lydien, da es vorher Mäonien geheißen hatte; letzterer ging mit einer Colonie fort, und kam nach Italien, wo er ſich in Hetrurien niederließ. Die letzte Fürſtin aus dem Geſchlechte der Atyaden war die bekannte Omphale, mit deren Sohne Alcäus das Geſchlecht der Heracliden an-

ging. Nach Herodot jedoch war Argon, der Enkel des Cleolaus, den Herkules mit einer Sclavin der Omphale gezeugt haben ſoll, der erſte heraclidiſche König über Lydien. Dieſe Linie fing um die Zeit des trojaniſchen Krieges an zu regieren, und erloſch 500 Jahre nach demſelben mit dem Könige Candaules. Dieſer war ſo ſehr in ſeine Gemahlin verliebt, daß er gern die ganze Welt von der Schönheit derſelben überzeugt hätte. Beſonders ſollte jedoch ſein Günſtling Gyges davon urtheilen können, und deswegen verſchaffte er ihm Gelegenheit, die Königin beim Schlafengehen nackend zu ſehen. Dieſe hatte den Betrug entdeckt, und ließ nun am andern Tage dem Gyges die Wahl, entweder ſeine Verwegenheit mit dem eigenen Tode zu büßen, oder vielmehr ihren Gemahl zu tödten, und dann an ihrer Seite über das Königreich zu herrſchen. Zwar ſuchte Gyges die Königin von ihrem grauſamen Vorhaben abzubringen, indeſſen vergebens. Er ermordete alſo (718 v. Chr.) den König im Schlafe, heirathete die Königin und bemächtigte ſich des Reichs. Die Lydier wollten ſich zwar empören, er aber that den Vorſchlag, das delphiſche Orakel entſcheiden zu laſſen. Da dieſes die neue Regierung beſtätigt hatte: ſo verehrte er demſelben aus Dankbarkeit ein außerordentlich koſtbares Geſchenk, bei welchem ſich allein ſechs goldene Trinkſchalen, 30 Talente an Werth, befanden. Nach andern ſoll Gyges als Hirt in einer unterirdiſchen Höhle einſtens einen Zauberring gefunden, und dieſer die Kraft gehabt haben, ſobald man den Stein deſſelben einwärts kehrte, den Beſitzer deſſelben unſichtbar zu machen. Mit Hülfe dieſes Ringes habe nun Gyges die Umarmungen der Königin genoſſen und ſeinen Herrn ermordet. Gyges gründete nun die neue Linie der Mermnaden, mit deren letztem Fürſten Cröſus (362 v. Chr.) das lydiſche Reich unterging. Mit Cröſus kam Lydien an Perſien, und durchlief mit dieſem eine Reihe von Revolutionen, die am Ende das perſiſche Reich ſelbſt ſtürzten. Endlich bemächtigte ſich Philetärus, Schatzmeiſter des thraciſchen Königs Lyſimachus Lydiens, und ſchlug es (283 v. Chr.) zu ſeinem neuen Reiche Pergamus. Nach Attalus, des letzten Fürſten dieſes Stammes, Tode, vereinigten die Römer Pergamus und alle dazu gehörigen Nebenländer mit ihrem Reiche. In der Folge eroberten es die Türken, und jetzt gehört es zur Statthalterſchaft Anadoli.

Lyon, ehemalige Hauptſtadt des Gouvernements Lionnois, jetzt Hauptſtadt im Departement der Rhone, und nach Paris die wichtigſte Stadt in Frankreich, liegt am Zuſammenfluß der Rhone und Saone, welcher letztere Fluß durch einen Theil der Stadt fließt. Sie hat meiſtens enge Gaſſen, doch viele ſchöne Plätze und prächtige Gebäude, ſechs Thore und vier Vorſtädte. Der Erzbiſchoff war Primas über die vier Erzbisthümer Lyon, Tours, Sens und Paris. Er hatte 6 Biſchöfe und 941 Pfarrer in ſeinem Sprengel. Die Domherren führten den Titel Grafen von Lyon. Alle dieſe Vorzüge endeten durch die Revolution. Seit 1801 ſtehen unter dem Erzbiſchofe von Lyon die Biſchöfe von Meude, Grenoble, Valence und Chambery; ſein biſchöflicher Sprengel verbreitet ſich über die Departements der Loire, Rhone und des Ain. Die Zahl der Einwohner war vor der Revolution 160 000, nach derſelben 1802 aber nur 109,500. Im J. 1803 wurde ein Lyceum und eine Secundärſchule daſelbſt errichtet. Die meiſten Einwohner ſind Manufacturiſten, und verfertigen eine Menge ſeidener, goldener und ſilberner Stoffe, goldener und ſilberner Treſſen, Sammt, ſeidene Strümpfe, Bänder ꝛc. Man rechnete, daß ehemals wöchentlich 200 Ballen Seide, jeder zu 120 Pfund, in Lyon verbraucht wurden. Nächſt Paris wird auch daſelbſt der ſtärkſte

Buchhandel getrieben. Dieſe blühende Stadt hat, mehr wie jede andere, durch die Revolution gelitten. Viele Tauſende der dortigen Einwohner wurden durch die Jacobiner ermordet; den härteſten Schlag aber verurſachte ihr der faſt gänzliche Stillſtand ihrer Manufacturen, und zum Theil auch die Vernichtung der künſtlichen Maſchinen. Sie fängt an, ſich wieder zu erholen. In den J. 1725 — 1739 waren daſelbſt 30,000 Weberſtühle vorhanden, kurz vor der Revolution noch 15,000, und im J. 1788 beſchäftigten nur noch 9335 Stühle 58,600 Menſchen; im J. 1803 ſtanden ſogar von 7000 dergleichen 5447 gänzlich ſtill. Die große Fabrik von gewalkten Hüten, welche täglich 8 — 10,000 Hüte verfertigte, beſchäftigte ehemals 8000 Menſchen, jetzt nur noch 1500; ehemals brauchte man gegen 12,000 Ballen Seide, jetzt nur noch 4000. Jetzt iſt beſonders die Fabrication der ſeidenen Shawls ein wichtiger Zweig für Lyon geworden.

Lyonnet (Pierre) ward am 22. Jul. 1707 zu Maſtricht geboren, und ſtammte aus einer franzöſiſchen Prieſterfamilie, welche durch religiöſe Verfolgungen aus Lothringen vertrieben worden war. Lyonnet zeichnete ſich nicht allein durch eine ungemeine Kenntniß der Sprachen aus (von denen er Latein, Griechiſch, Hebräiſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Spaniſch, Deutſch, Engliſch und Holländiſch verſtand), ſondern er hatte auch in den bildenden Künſten, in Muſik, Malerei, Kupferſtecher- und Bildhauerkunſt, große Fortſchritte gemacht. Man hat noch jetzt ein Meiſterſtück von ihm, ein Basrelief in Buxbaum, welches Apollo und die neun Muſen vorſtellt. Für die Kirche beſtimmt, änderte er ſeinen Studirplan und widmete ſich der Rechtsgelehrſamkeit. Nachdem er einige Zeit als Advocat practizirt hatte, ward er zu einem der Staatsſecretäre Hollands erwählt und zum geſchwornen Ueberſetzer für die franzöſiſche und lateiniſche Sprache. Von jetzt an zeichnete ſich bei ihm ein leidenſchaftlicher Hang für Naturgeſchichte aus, beſonders für Inſectenkunde. Zuerſt beſchrieb er die Inſecten, welche ſich in der Nähe vom Haag befanden; dann machte er eine Muſchelſammlung, welche die reichſte in Europa ward. Unter ſeinen naturhiſtoriſchen Werken zeichnet ſich insbeſondere aus: Traité anatomique de la chenille, qui ronge la saule (anatomiſche Abhandlung über die Weidenraupe), 1764, welches Werk nicht allein durch ſeine Originalität, ſondern auch durch die Pracht des Druckes in Erſtaunen ſetzt; Histoire des polypes d'eau douce (Geſchichte der Polypen der ſüßen Gewäſſer), welche er in Vereinigung mit Trembley herausgab, der ſeinem Mitarbeiter in der Vorrede die größten Lobſprüche ertheilte. Jedoch zeichnet ſich dieſes Werk dadurch aus, daß Lyonnet, der bis dahin die Kupferſtecherkunſt noch gar nicht ausgeübt hatte, die acht letzten Platten zu demſelben geſtochen hat, die den fünf erſten von Wandelaar durchaus nichts nachgeben. Lyonnet ſtarb im Haag am 10. Jan. 1789 im 81ſten Jahre ſeines Alters.

Lyra war das älteſte beſaitete Inſtrument bei den Aegyptiern und Griechen. Die Lyra der erſtern, welche für die älteſte gehalten wird, ſoll vom ägyptiſchen Hermes und zwar auf folgende Weiſe entdeckt worden ſeyn. Als der Nyl Aegypten einſt überſchwemmt hatte und wieder in ſein Ufer zurückgetreten war, blieben auf dem Lande eine Menge Thiere liegen, unter andern auch eine Schildkröte, deren Fleiſch zum Theil verfault, zum Theil von der Sonne ſo vertrocknet war, daß nichts, als die durch die Austrocknung ausgeſpannten und dadurch klingend gewordenen Sehnen und Spannadern unter der Schale übrig geblieben waren. Hermes, der am Ufer ſpazieren gieng, ſtieß zufällig

mit dem Fuße an die Schaale dieſer Schildkröte, und wurde durch den Klang ſo angenehm überraſcht, daß er auf den Gedanken gerieth, ein ähnliches Inſtrument zu verfertigen. Sie hatte anfangs nur drei Saiten; ihre Geſtalt war aber verſchieden, denn auch die dreyeckige Lyra will man für eine Erfindung der Aegyptier halten. Die Griechen ſchreiben die Erfindung der Lyra ihrem Hermes, das heißt, dem Sohne des Jupiter und der Maja, zu, und erzählen die Entſtehung derſelben etwa auf dieſelbe Art. Apollo, dem die Lyra ſehr wohl gefiel, kaufte ſie von Hermes für die Rinder, die dieſer ihm geſtohlen und mit deren Sehnen er eine Schildkrötenſchaale beſpannt hatte, und ſo auf die Erfindung der Lyra gekommen war. Als nun Apollo auf dem neuen Inſtrumente ſpielte, ſang Hermes dazu, wodurch jener aufs neue erſtaunte. Nach Einigen verbeſſerte der griechiſche Hermes die Erfindung der Aegyptiſchen Lyra, und ſetzte dieſer eine vierte Saite hinzu. Nach Andern ſoll Apollo ſelbſt der dreiſaitigen ägyptiſchen Lyra die vierte hinzugefügt, und dann das Inſtrument Cither genannt haben. Diodorus Siculus erzählt, Apollo habe nach dem Wettſtreit mit dem Marſyas, aus Reue über die am letztern bewieſene Grauſamkeit, die Saiten von ſeiner Cither abgeriſſen, und ſomit die von ihm erfundene Harmonie wieder vertilgt. Hierauf hätten die Muſen den Ton Meſe, Linus den Ton Lichanon, Orpheus und Thamyris die Töne Hypate und Parhypate wieder erfunden, und aus dieſen vier neuen Tönen und der dreiſaitigen ägyptiſchen Lyra ſey darauf das Heptachord, oder die ſiebenſaitige Lyra der Griechen entſtanden. Sonſt wird auch ihre Erfindung dem Orpheus, Amphion, Terpander und allen denjenigen zugeſchrieben, die Veränderungen damit vornahmen. Die erſten Lyren des ägyptiſchen und griechiſchen Hermes waren mit Thierſehnen überzogen; doch ſoll diejenige, welche Linus vom Apoll erhielt, mit drei Zwirnſaiten beſpannt geweſen, und von dieſem erſt mit Darmſaiten beſpannt worden ſeyn, für welche Kühnheit er jedoch vom Apoll getödtet wurde. Uebrigens finden ſich über die Anzahl und Vermehrung der Saiten auf der Lyra die größten Verſchiedenheiten und offenbarſten Widerſprüche. Nur ſo viel läßt ſich mit Beſtimmtheit angeben, daß die Zahl der Saiten am Ende bis auf eilf vermehrt wurde. Sehr oft wird die Lyra bei den Alten auch Cither genannt. Ob ſie beide einerlei, oder verſchieden von einander geweſen ſind, hat bis jetzt noch nicht ausgemacht werden können. Nach Einigen ſoll die Cither ein, aus mehrern einzelnen Stücken zuſammengeſetztes Inſtrument geweſen ſeyn. Die beiden Seiten deſſelben waren in der Form von Ochſenhörnern gegen einander gekrümmt, ſo daß ihr oberes Ende auswärts, das untere einwärts gebogen war. Bei der Lyra ſtanden die beiden Hauptſeiten weniger auseinander und der Boden war gekrümmt, wie eine Schildkrötenſchaale. Sie konnte nicht, wie die Cither aufrecht geſtellt, ſondern mußte beim Spielen zwiſchen den Knieen gehalten werden. Von der Lyra des Merkur wird erzählt, daß ſie Corybas, der Sohn des Jaſus und der Cybele nach Phrygien gebracht habe, als er mit ſeinem Onkel Dardanus dahin ging. Nach einigen wurde ſie zu Lyrmeſſus aufbewahrt, wo ſie Achilles bei Eroberung dieſer Stadt erbeutete. Andern Nachrichten zu Folge, ſoll ſie auch nach dem grauſamen Tode des Orpheus, der ſie vom Apollo, ſo wie dieſer vom Merkur erhalten hatte, auf Bitten der Muſen vom Jupiter unter die Geſtirne verſetzt ſeyn.

Lyrik, lyriſche Poeſie iſt diejenige Gattung der Poeſie (oder Dichtungsart), durch welche der Dichter ſein inneres Leben im Zuſtande des bewegten Gefühls **unmittelbar** darſtellt. Dadurch daß in

derſelben das Gefühl das Herrſchende iſt, iſt ſie von der dramatiſchen Poeſie, in welcher die Anſchauung zu einem von dem Innern des Dichters verſchiedenen Leben ſelbſtſtändig ausgebildet iſt, und von der epiſchen verſchieden, welche in ihren vollendetſten Werken, einen umfaſſenden Kreis von Handlungen in einer anſchaulichen Begebenheit als von dem Dichter angeſchaut, darſtellt, und beides, Gefühl und Anſchauung, im vollen Gleichgewicht enthält. Verglichen mit Epos und Drama iſt das lyriſche Gedicht das beſchränkteſte, denn das Gefühl iſt beſchränkt auf den Moment der Gegenwart, aber um deſto tiefer, voller und mächtiger ſpricht es das Gemüth an. Was der lyriſche Dichter giebt, giebt er als ſein eigenes Inneres, weshalb man auch die lyriſche Poeſie die ſubjective, im Gegenſatz der übrigen Dichtungsarten genannt hat. Auch heißt daher im weitern Sinne jede Darſtellung lyriſch, welche nicht ſowohl die Gegenſtände des Gefühls, wie ſie erſcheinen, als vielmehr den ſubjectiven Zuſtand, oder wenigſtens die Gegenſtände durch den Eindruck ſchildert, welchen ſie auf das Gemüth hervorbringen. Indem aber die lyriſche Dichtkunſt das Gefühl am unmittelbarſten durch die Sprache ausdruckt, nähert ſie ſich der Tonkunſt, welche das Gefühl durch Töne und ihre Verbindung am reinſten darſtellt, daher auch die griechiſche Lyrik von λυρα, womit man Gedichte bezeichnete, die zur Lyra geſungen werden konnten. Obgleich nun in der lyriſchen Dichtkunſt ſich alles in Gefühle auflöſet, und zum Gefühle wird, ſo iſt doch ſelbſt ein lebhaftes Gefühl dem lyriſchen Dichter nicht hinreichend, und nicht jeder Ausdruck deſſelben ein lyriſches Gedicht, wie ſo viele meynen, welche ſich deshalb für die lyriſche Poeſie am meiſten geeignet glauben. Ueberhaupt hat man den auf das Weſen der lyriſchen Poeſie gegründeten Satz: die lyriſche Poeſie ſoll das innere Leben und Gefühl des Dichters (d. i. das harmoniſche, poetiſche Gefühl) darſtellen, von jeher in die falſche Behauptung umgekehrt, der lyriſche Dichter (wofür ſich jeder hält, der mit einiger Leichtigkeit im Gebrauch der poetiſchen Sprache ein lebhaftes Gefühl verbindet, oder irgend einmal ein lebhaftes Gefühl hat) ſolle ſein ſubjectives Leben oder ſein Gefühl darſtellen. Es fragt ſich alſo, in wiefern iſt das Gefühl poetiſch zu nennen? Ein ſolches muß, zufolge der Natur des Kunſtwerks, in ſich ſelbſt harmoniſch, und nicht nur würdig ſeyn in der Sprache aufbewahrt zu werden, ſondern ſich auch durch eigenthümlichen und ſchönen Lauf der Rede, und in einer reichen Mannichfaltigkeit von Gedanken und Bildern ſelbſtſtändig ausſprechen. Durch erſteres wird gefordert, daß ein beſtimmtes Gefühl das herrſchende ſey, gleichſam der Grundton, aus welchem ſich die Empfindungsreihe entwikkelt, und daß es nichts Widerſtreitendes in ſich enthalte, was mit der zum Grunde liegenden Stimmung unvereinbar wäre, daß mithin auch das Gefühl des Gegenſtandes, welcher es veranlaßt hat, würdig, demſelben ſowohl der Art, als dem Grade nach entſprechend, (nicht matt oder überſpannt) ſey, eine Reihe von Anſchauungen hervorruft, welche dazu dienen, die innere Stimmung zu ſchildern, und daß das Gefühl den durch die Sprache dargeſtellten Gedanken ganz durchdringe. Dieſes Gefühl in allen anſchaulichen Beziehungen des Gedankens auszudrükken, daſſelbe in der Bewegung der Worte (Rhythmus), und ihrem entſprechenden Klange gleichſam äußerlich zu machen und entſprechend darzuſtellen, ſo daß es nicht bloß das Gefühl des Einzelnen iſt, ſondern als das Gefühl des vollendeten Menſchen erſcheint, iſt nur dem Genius möglich, und man kann in dieſer Beziehung das lyriſche Gedicht die in der Sprache feſtgehaltene Stimmung des geniel-

len Dichters, als ſolchen nennen; daher auch nichts ſo ſehr, als eine *Reihe*, oder eine *Sammlung* lyriſcher Gedichte das innere Leben eines Dichters ſchildert. Aus der Natur des Gefühles ergiebt ſich der beſchränktere Umfang des lyriſchen Gedichtes, ſo wie der Wechſel und die größte Mannichfaltigkeit des Styls und Rhythmus, welche ſich in den tauſendfältigen lyriſchen Versarten, in der kühnern Gedankenverbindung und in der Eigenthümlichkeit lyriſcher Bilder an den Tag legt. So mannichfaltig ſich nun das Gefühl poetiſch äußern kann, ſo mannichfaltig iſt das lyriſche Gedicht; zunächſt aber offenbart ſich das Gefühl und am reinſten in der *Gegenwart*, wenn es als Vergangenes durch die Reflexion modificirt erſcheint. Hiernach könnte man die Lyrik in die reinlyriſche Poeſie, wozu der Hymnus (bei uns größtentheils eine *religiöſe* Ode), die Ode und das Lied gehören, an welche ſich mehrere poetiſche Formen der Italiener und Spanier anſchließen, und in die *elegiſche* eintheilen, an welche ſich das *Epigramm* im Sinne der Griechen, und mehrere ſogenannte *didactiſche* Gedichte anſchließen. Siehe hierüber die beſondern Artikel. T.

Lyſander, der berühmte lacedämoniſche Feldherr, welcher den peloponneſiſchen Krieg durch die Eroberung Athens beendigte. Mit der Verſchmitztheit, Thätigkeit, dem Ehrgeize und durchdringenden Scharfſinn des Themiſtocles vereinigte er die Biegſamkeit und das einſchmeichelnde Weſen des Alcibiades; nur hatte er vor dieſem den Vorzug, daß er die Gunſt der Großen und Mächtigen eben ſo leicht zu gewinnen und länger zu erhalten wußte, als jener die Herzen der Weiber und des Pöbels. Sein Grundſatz war, ohne Bedenken das Wohl des Vaterlands ſeinem eigenen Ehrgeize aufzuopfern; wer ſein Freund war, den ſuchte er durch Aufbieten aller ſeiner Kräfte zu heben, ſo wie er auf der andern Seite auch nichts ſparte, um ſeinen Feind zu ſtürzen. Gerechtigkeit und Wahrheit waren ihm leere Worte, die nur Werth durch ihre Nützlichkeit erhielten, und welche er ohne Scheu vernachläßigte, ſobald ſie anfingen, ihm ſchädlich zu werden. Er pflegte zu ſagen, daß man ſich da, wo mit der Löwenhaut der vorgeſetzte Zweck nicht zu erreichen ſtehe, des Fuchspelzes bedienen müſſe. Seine Politik kannte überhaupt nur zwei Mittel: Gewalt und Betrug. Am Hofe des jüngern Cyrus, wo er ſich eine Zeitlang aufhielt, ertrug er den empörenden Stolz der aſiatiſchen Satrapen ohne Murren, und gleich darauf ließ er die Griechen die nämliche Verachtung erfahren, welche die Perſer ihn hatten erdulden laſſen. Sein Haß war unverſöhnlich und ſeine Rache fürchterlich, beſonders im Alter, wo ſie bei dem geringſten Widerſtande in wahre Wuth gerieth. Einſt ließ er achthundert Mileter niedermetzeln, die, ſeinem Eide vertrauend, ſich aus ihren Schutzörtern hervorgewagt hatten. Dieſer Mann, deſſen herrſchende und einzige Leidenſchaft der Ehrgeiz war, zertrümmerte das mächtige Athen und faßte den Plan, ſein Vaterland auf den höchſten Gipfel zu heben, um dann ſelbſt über daſſelbe herrſchen zu können. Dieſen Zweck zu erreichen, ſuchte er, den Spartanern Bundesgenoſſen zu erwerben, beſonders aber, die Stadt Epheſus, deren Hafen zur Aufnahme der ſpartaniſchen Flotte beſonders geeignet ſchien, in Sparta's Intereſſe zu ziehen. Ueberdieß bemühete er ſich, den jüngern Cyrus für ſeine Zwecke zu gewinnen und ſich ihm durch erkünſtelte Einfalt der Sitten ſo edel und vaterlandsliebend darzuſtellen, daß dieſer dem beſcheidenen edlen Fremdlinge, der nichts für ſich, ſondern alles für das Wohl ſeines Vaterlands bat, mit jugendlicher, verdachtloſer Freigebigkeit zehntauſend Daricos lieh. Davon erhöhete Lyſander den Sold aller Truppen, ſowol zu Lande, als zu Waſſer,

und entzog dadurch auf einmal den Athenienſern eine große Menge Seeleute. Auch ſuchte er in den von den Athenienſern abgefallenen und nun mit Lacedämon verbundenen Städten die democratiſche Regierung aufzuheben und entweder die höchſte Gewalt, oder doch wenigſtens die Verwaltung der öffentlichen Geſchäfte einer kleinen Anzahl ausgeſuchter Männer zu übergeben, welche ihn hernach als den Urheber und Erhalter ihres Glücks deſto kräftiger mit Gelde und Schiffen unterſtützten. So brachte er eine Flotte zuſammen, womit er die Athenienſer wenigſtens beobachten und einen tollen Anführer derſelben ſchlagen konnte. Dieß war Antiochus, welcher während der Abweſenheit des Alcibiades einen Theil der atheniensiſchen Flotte commandirte und welcher, trotz des Verbotes ſeines weiſern Feldherrn, den Lyſander zu einem Treffen herausgefordert hatte. Dieſer büßte ſeinen verwegenen Ehrgeiz mit dem Leben, Athen aber mit dem Verluſte von fünfzig Schiffen ein. Durch dieſe und ähnliche Kunſtgriffe gelang es ihm, die öffentliche Stimme dergeſtalt für ſich einzunehmen, daß, als er mit dem Ende des Jahrs ſein Commando niederlegen mußte, alle Städte ſeinen Abſchied beweinten. Prahleriſch ſagte er zu ſeinem Nachfolger Callicratides, daß er ihm eine ſiegreiche Flotte überliefere, worauf dieſer ſehr treffend antwortete, er möge mit derſelben doch Samos, wo damals die atheniensiſche Flotte lag, vorbeiſchiffen und ſie ihm zu Milet übergeben. Nun zeigte ſich Lyſanders boshaftes, eigennütziges Gemüth in ſeiner ganzen Blöße. Denn er machte nicht nur, zum größten Nachtheile ſeines Vaterlandes, alle Bundesgenoſſen gegen den neuen Feldherrn aufſäſſig, ſondern wandte auch das Herz des jüngern Cyrus von demſelben ab und ſandte ſogar das, was er noch von deſſen Geldern vorräthig hatte, nach Sardes zurück. Als Callicratides die unglückliche Schlacht bei Aeginuſä gegen Conon verloren und ſein Leben dabei eingebüßt hatte, verlangten die Spartaner und der jüngere Cyrus aufs dringendſte, daß man dem Lyſander von neuem das Commando übergeben möchte. Obwohl die Ephoren das Zweckmäßige dieſer Forderung einſahen, ſo ſtand der Erfüllung derſelben doch das Geſetz entgegen, nach welchem das Commando zur See nicht einer und derſelben Perſon zweimal anvertraut werden durfte. Sie wählten daher einen andern zum Admiral, ſetzten dieſem aber Lyſandern unter dem Titel eines Raths zur Seite und gaben ihm alle Macht, welche eigentlich mit der Würde des erſten Befehlshabers zur See verbunden war. Sobald nun Lyſander nach Aſien gekommen war, verſammelte er alle Schiffe im Hafen von Epheſus, ließ viele neue bauen und erhielt von Cyrus die Erlaubniß, über deſſen ganze Schatzkammer nach Gefallen verfügen zu können. Lyſander ſchiffte nun mit ſeiner Flotte, die er in einen furchtbaren Stand verſetzt hatte, nach dem Helleſpont und ging angreifend zu Werke. Lampſacus gegenüber, bei Aegos Potamos, wo der Helleſpont nur fünfzehn Stadien Breite hatte, ankerte die atheniensiſche Flotte, die der ſpartaniſchen immer noch bei weitem überlegen war. Daher hielten ſich die Anführer derſelben des Sieges auch ſo verſichert, daß ſie die Lacedämonier verſpotteten und den Alcibiades verlachten, als dieſer ihnen rieth, die gefährliche Rhede von Aegos Potamos zu verlaſſen und nach Seſtos zu ſegeln, wo ſie theils Lyſandern ohne Gefahr auflauern, theils auch leicht Lebensmittel erhalten könnten. Sie forderten daher auch jeden Morgen die Spartaner zum Kampfe heraus; aber Lyſander hielt ſich ruhig in ſeinem Hafen, ſandte jedoch ſtets Jagdſchiffe aus, um die Athenienſer zu beobachten. Durch dieſe erfuhr er, daß die Athenienſer jedesmal nach ihrer Rückkehr auf ihre Ankerplätze in der größten Unordnung die Schiffe verließen. Auf

dieſe Vermeſſenheit baute Lyſander ſeinen Plan zur Zerſtörung der athenienſiſchen Flotte. Die Athenienſer hatten ihm bereits zum fünften Male eine ähnliche vermeſſene Aufforderung zum Kampfe gegeben, und Lyſander befahl ſeinen Schiffen, ſich auf das erſte Zeichen zum Angriff bereit zu halten. Nachdem ſie ihn nun auf die gewöhnliche Weiſe zum ſechsten Male zum Kampfe herausgefordert hatten und dann wieder in ihren Hafen zurückgekehrt waren, brach Lyſander mit ſeiner ganzen Macht auf und fiel mit ſchrecklichem Ungeſtüm über die feindliche Flotte her, welche in der größten Verwirrung und faſt ganz von Menſchen entblößt war. Von der ganzen athenienſiſchen Flotte retteten ſich nur neun Schiffe: eins, welches die Nachricht von der Niederlage nach Athen brachte, und acht andere, mit welchen der athenienſiſche Admiral Conon zum Evagoras nach Cypern entfloh. Die ganze übrige Flotte fiel faſt ohne Schwerdtſchlag in die Hände der Spartaner, und Lyſander ſegelte mit ihr triumphirend in den Hafen von Lampſacus ein. Alle Gefangene, deren Zahl ſich auf 3,000 Mann belief, ließ er nebſt ihren Feldherrn ermorden, weil ſie die Mannſchaft von zwei corinthiſchen Schiffen von einem Felſen geſtürzt und den Beſchluß gefaßt hatten, allen gefangenen Peloponneſiern die rechte Hand abzuhauen. Nachdem nun nach dieſer entſcheidenden Niederlage alle Bundesgenoſſen der Athenienſer zu den Spartanern übergegangen waren und er in allen Städten und Inſeln, die ſich ihm ergeben hatten, die Democratie abgeſchaft und an deren Stelle die Oligarchie eingeſetzt hatte, rückte er mit einer Flotte von 180 Schiffen vor Athen und ſperrte es von der Seeſeite, während Agis und Pauſanias mit einem mächtigen Heere daſſelbe von der Landſeite thun mußten. Hier herrſchte, außer der Hungersnoth, noch die Befürchtung, Lyſander möchte die von den Athenienſern an ihren Bundesgenoſſen ausgeübte Grauſamkeit an ihnen auf eine ähnliche Weiſe zu rächen ſuchen. Als nun endlich die Hungersnoth auf das Höchſte geſtiegen war, ergaben ſich die Athenienſer, büßten aber ihre Unabhängigkeit dabei ein: doch mußten ſie ſich noch glücklich ſchätzen, daß nicht, wie die Bundesgenoſſen der Spartaner verlangten, die Stadt ſelbſt zerſtört wurde. Hier begann nun mit der Einſetzung der dreißig Männer eine mit der ſchrecklichſten Tyrannei verbundene Oligarchie. Nun kehrte Lyſander nach Lacedämon zurück, wo er, ob man gleich ſeinen Charakter und ſeine Verfahrungsart vollkommen zu würdigen wußte, dennoch durch den Glanz ſeiner Siege, durch ſeine außerordentliche Freigebigkeit und durch ſeine ſcheinbare Uneigennützigkeit ſich einen ſolchen Anhang zu verſchaffen wußte, daß er, wo nicht dem Namen, doch der Sache nach, das eigentliche Oberhaupt von ganz Griechenland wurde. Da er nun auch ungeheure Summen Geldes und einen unermeßlichen Schatz von Koſtbarkeiten nach Sparta, wo Lycurgs Geſetzen zufolge kein Geld vorhanden ſeyn durfte, gebracht hatte; ſo wurden dadurch von nun an die eigentlichen ſpartaniſchen Tugenden zu Grabe getragen und allen Arten von Laſtern die Thore geöffnet. Von Sparta kehrte Lyſander nach Aſien zurück, wo er ſich aber durch ſein eigenmächtiges, herrſchſüchtiges und tyranniſches Verfahren, beſonders aber durch den Uebermuth, den er an dem dortigen perſiſchen Statthalter Pharnabaz ausübte, ſo ſehr verhaßt machte, daß letzterer ihn in Sparta vor den Ephoren anklagte. Da hier nun auch die Beſchuldigung, Lyſander wolle ſich unabhängig von Sparta machen, Eingang fand; ſo ſandten ihm endlich die Ephoren den Befehl zu, zurückzukehren. Lyſander erſchrack, mußte ſich jedoch dem Willen der Ephoren fügen, und wußte ſich am Ende ſogar aller Verantwortlichkeit zu entziehen, indem er eine Reiſe nach Afrika vorſchützte, wo er dem Jupiter

Ammon eine Gelübde gethan habe. Als bald nach ſeiner Zurückkunft der König Agis geſtorben war und deſſen Sohn als eigentlich vom Alcibiades abſtammend betrachtet wurde; ſo veranlaßte Lyſander, der ſelbſt auf die Königswürde keinen Anſpruch machen konnte, ſeinen Liebling Ageſilaus, ſich des Throns zu bemächtigen: Lyſander hoffte nämlich, auf dieſe Weiſe wo nicht wirklicher König zu ſeyn, doch deſſen Gewalt in den Händen zu haben. Als Agis, von Lyſander begleitet, mit einem Heere nach Aſien den Perſern entgegen gegangen war, merkte er bald, daß nicht er, ſondern Lyſander, die erſte Rolle ſpielte. Er wußte jedoch durch ein ſchlaues, gemäßigtes Betragen dem nachtheiligen Einfluſſe Lyſanders dergeſtalt zu entgehen, daß dieſer bald von allen ſeinen Freunden verlaſſen wurde, und voll der bitterſten Rachſucht nach Sparta zurückkehrte. Hier beſchloß er, den ſchon längſt gefaßten Plan, die Verfaſſung ſeines Vaterlandes umzuſtürzen, ins Werk zu richten. Er wollte nämlich die Thronfolge nicht allein auf alle Herakliden, ſondern ſogar auf alle eingeborne Spartaner auszudehnen und dann ſich ſelbſt auf den Thron zu ſetzen ſuchen. Da dieſer Zweck durch offene Gewalt nicht zu erreichen ſtand; ſo nahm er zu einem Betruge ſeine Zuflucht: Apollo ſelbſt ſollte nämlich erklären, Sparta könne nur dann vor künftigen Unglücksfällen geſichert ſeyn, wenn es die tugendhafteſten unter ſeinen Mitbürgern zu Königen wählen würde. Aber im Augenblicke, wo im Tempel zu Delphi der Betrug geſpielt werden ſollte, trat einer von den Prieſtern, aus Furcht vor den Folgen, zurück und der ganze Plan Lyſanders ſcheiterte, ob er gleich erſt nach deſſen Tode durch das Auffinden von deſſen ſchriftlichem Entwurfe entdeckt wurde. Nun ward Lyſander zum Anführer im böotiſchen Kriege erwählt, in welchem er jedoch in einem Gefechte deſſelben von den Feinden erſchlagen wurde. Sein Andenken wurde in Sparta in Ehren gehalten, denn, blind gegen ſeine großen und abſcheulichen Verbrechen, hielt man ihn bloß deswegen für einen tugendhaften Spartaner, weil er ſich ſelbſt nie bereichert, ſondern immer in ſtrenger Armuth gelebt hatte.

Lyſias, ein athenienſiſcher Redner, lebte zwiſchen der achtzigſten und hundertſten Olympiade. Sein Vater war der Redner Cephalus, von dem Plato im Anfange ſeiner Republik eine ſo vortrefliche Beſchreibung macht. Kurz nach des Vaters Tode kam Lyſias bereits in ſeinem funfzehnten Jahre nach Thurium in Großgriechenland, wo er ſich von den beiden Syracuſanern, dem Nicias und Tiſias in der Beredſamkeit und Philoſophie unterrichten ließ. Er ließ ſich darauf gänzlich in Großgriechenland nieder und ward endlich durchs Loos mit zur Verwaltung der Republik gezogen, bis man ihn, nach der in Sicilien erlittenen Niederlage der Athenienſer, nebſt mehrern derſelben aus Grosgriechenland verwies. Als er hierauf nach Athen zurückgekehrt, aber auch durch die dreißig Tyrannen bald wieder von dort verwieſen war, gieng er nach Megara. Bei Wiederherſtellung der Freiheit bewies er ſich in Athen ſehr thätig, indem er einen großen Theil ſeines Vermögens für das allgemeine Beſte opferte, dafür aber nicht einmal das Bürgerrecht zu Athen erhalten konnte. Anfangs gab er in der Redekunſt Unterricht, fing dann aber an, da er hierin vom Theodorus übertroffen wurde, Reden zu ſchreiben, deren er nach und nach mehr als zweihundert, nach andern ſogar vierhundert verfertigte, von denen aber nur zweihundert drei und zwanzig für ächt gehalten wurden. In Rechtshändeln war er nicht bewandert, dafür aber ein vortrefflicher Redner, der alle Redner ſeiner Zeit übertraf, ſich in allen Arten der Beredſamkeit Ruhm erwarb und nur von wenigen ſeiner Nachfolger übertroffen werden konnte.

Insbeſondere iſt ſeine ſcheinbare Leichtigkeit faſt unnachahmlich. Dionyſius rühmt die Reinheit, Richtigkeit, Klarheit, Gedrängtheit und Schicklichkeit ſeines Ausdrucks; ſeine durch die höchſte Kunſt natürlich und kunſtlos ſcheinende Wortſtellung; ſeine Kenntniß und lebendige Darſtellung der Menſchen in ihren natürlichen Eigenheiten, vor allen aber ſeine unbeſchreibliche und unnachahmliche Anmuth. Nach eben demſelben war er in den gerichtlichen Reden am glücklichſten; auch preiſen die alten Kritiker die Magerkeit (dieß iſt ihr Ausdruck) ſeines ſcharfen, gewählten, lieblichen und kurzen Ausdrucks als ein vollendetes Urbild des nüchternen attiſchen Styls in der Beredſamkeit. Jene attiſche Nüchternheit hatte nämlich damals viele Anbeter: man glaubte, wer rauh und trocken rede, wenn er es nur gefeilt und durchgearbeitet thue, der allein rede attiſch. Indeſſen verdient die magere Schreibart des Lyſias nicht geradezu Tadel, weil ſie den Gegenſtänden, welche er abhandelte, angemeſſen war. Der geſunde Geſchmack der Athener verbannte mit Recht alle unnütze Pracht und allen unzweckmäßigen Schwulſt. Uebrigens iſt Lyſias in den panegyriſchen Reden nach dem Urtheile deſſelben Dionyſius ungleich ſchwächer; ſeine Abſicht, erhaben und prächtig zu reden, will ihm hier nach des Kritikers Meinung, nicht gelingen. Da wir von dieſen Reden nur noch eine, den ſogenannten Epitaphios, übrig haben; ſo können wir davon nicht ganz urtheilen. Dieſe Rede liefert uns wenigſtens ſehr intereſſante Beweiſe ſeines republikaniſchen Eifers. Von ſeinen Reden, deren vollſtändiges Verzeichniß man in Fabric. Bibl. Gr. II. p. 762 findet, ſind nur vier und dreißig auf uns gekommen.

Lyſimachus, der Sohn des Agathokles, eines Feldherrn und Freundes Alexanders, erhielt nach des letztern Tode bei der Vertheilung der eroberten Länder die Statthalterſchaft von Thracien. Da ſich aber die dortigen Einwohner ſeinem Einmarſche mit Hartnäckigkeit widerſetzten; ſo mußte Lyſimachus dieſe Statthalterſchaft erſt gleichſam wieder erobern, es doch aber geſtatten, daß die gebirgigen Theile des Landes vor wie nach in den Händen der alten Einwohner blieben. Die fortdauernden Kriege mit denſelben hinderten ihn auch, an dem Bunde gegen den Antigonus, dem er zwar beigetreten war, thätigen Antheil zu nehmen. Während ſeines Krieges mit den Einwohnern der Stadt Callatia am Pontus Euxinus, die vom Antigonus zu Waſſer und zu Lande unterſtützt wurden, erbauete er die Stadt Lyſimachia auf dem Thraciſchen Cherſoneſus. Nach dem außerordentlichen Siege des Demetrius über den Ptolemäus folgte er auch dem Beiſpiele der übrigen Satrapen und nahm den königlichen Titel an. Von jetzt an nahm er ſowohl an dem gegen den mächtigen Antigonus geſchloſſenen Bunde, als überhaupt an allen Ereigniſſen Theil, welche die Nachfolger Alexanders betrafen. Ehe noch die übrigen mit ihm verbündeten Fürſten ihre Truppen zuſammenziehen und zu ihm ſtoßen laſſen konnten, ging er mit ſeinen eignen und einem Theile von Caſſanders Truppen nach Aſien über und that unvermuthet einen Einfall in die Staaten des Antigonus. Es glückte ihm, ſich von der ganzen weſtlichen Seeküſte Aſiens Meiſter zu machen, in das Innere des Landes zu dringen und den größten Theil von Phrygien und Lydien, ſogar die Hauptſtadt Sardes durch Verrätherei zu erobern. Als ſich nun auch mehrere entferntere Provinzen zu ihm geſchlagen hatten, ſo zog Antigonus gegen ihn aus, nöthigte ihn, ſich in die Nordgebirge Kleinaſiens zurückzuziehen und daſelbſt Winterquartiere zu beziehen. Im folgenden Frühjahre vereinigte ſich Lyſimachus mit dem übrigen Heere und er und Seleucus fochten perſönlich in der ſiegr

reichen Schlacht bei Ipſus in Phrygien, welche dem Antigonus das Leben und ſeine Länder koſtete. Letztere wurden unter beide vertheilt; Seleucus erhielt zwar den größten Theil, Lyſimachus hingegen beſetzte ganz Kleinaſien, das eigentliche Cappadocien und alle Provinzen, die innerhalb des Taurus und Antitaurus lagen. Während deſſen fiel ihn Demetrius mit ſeiner Flotte zur See an, plünderte und verheerte alle Küſten. Lyſimachus hatte keine hinlängliche Flotte, um ſich dem Demetrius entgegenzuſtellen; ſeine Herrſchſucht hatte ihm die Herzen der übrigen Könige, die ihn jetzt eben ſo ſehr, wie vorhin den Antigonus, fürchteten, abwendig gemacht. Vorzüglich hielt ihn Seleucus für einen gefährlichen Nachbar; alle aber ließen ihn jetzt ohne Hülfe und freueten ſich ſogar über ſein Unglück. Erſt dann, als die Fortſchritte des Demetrius auch die Sicherheit ihrer eigenen Staaten zu bedrohen anfing, machten Seleucus, Ptolemäus und Pyrrhus mit Lyſimachus einen neuen Bund gegen Demetrius. Dieſer ward darauf in Macedonien, deſſen er ſich bemächtigt hatte, von Pyrrhus und Lyſimachus angegriffen, das Land durch die Treuloſigkeit der Unterthanen faſt ohne Schwerdtſtreich erobert, und Demetrius genöthigt, in die aſiatiſchen Provinzen des Lyſimachus einzufallen. Er eroberte hier zwar Carien und Lydien, ward aber dennoch in die verzweiflungsvolle Lage geſetzt, die ihm kurz darauf Freiheit und Leben koſtete. Lyſimachus begann nun die an Thracien gränzenden Völker zu bekriegen und durch ihre Länder ſeine Provinz zu erweitern. Mit einigen glückte es; als er jedoch die jenſeit der Iſter wohnenden Geten unterjochen wollte, fiel nicht nur anfangs ſein Sohn, ſondern, durch die Verrätherei eines Ueberläufers, auch am Ende er ſelbſt in die Gefangenſchaft derſelben. Er mußte ſich nämlich mit ſeinem ganzen Heere ergeben, und ſeinen Tod erwarten, zu welchem die Barbaren mit lärmendem Geſchrei ihren König aufforderten. Dieſer handelte jedoch edler, als der eroberungsſüchtige Lyſimachus hoffen durfte: letzterer ward nämlich koſtbar auf griechiſche Weiſe und aus ſeinem eigenen prächtigen Hausgeräthe geſpeißt, während der König der Geten ganz ſchlechte Speiſen aus irdenen und hölzernen Gefäßen verzehrte. Nach geendigter Tafel fragte er den gefangenen König, welche Mahlzeit ihn vorzüglicher dünke, der Geten oder die ſeinige? Er ermahnte ihn darauf zum Frieden gegen ein Volk, bei dem ſo wenig zu gewinnen wäre, gab ihm ſeine Rechte, nannte ihn ſeinen Freund und entließ ihn ohne Löſegeld. Ein ſo großmüthiges Benehmen mußte auf einen tyranniſchen Eroberer, wie Lyſimachus war, Eindruck machen: er gab dem Könige der Geten die jenſeit des Iſter eroberten Länder wieder zurück, ſchloß einen Frieden mit ihm und gab ihm ſeine Tochter zur Ehe. Von der Zeit an ward die Macht des Lyſimachus immer ausgedehnter und dieſer würde vielleicht ſeine Länder bis an ſeinen Tod in Ruhe beſeſſen haben, wenn nicht ſeine eigenen Familienverhältniſſe dem Reiche und endlich auch ihm ſelbſt den Untergang zugezogen hätten. Er hatte ſich nämlich, aus ſtaatsklugen Rückſichten, von ſeiner erſten Gemahlin geſchieden und die Arſinoe, eine Tochter des Ptolemäus geheirathet, welche ihn zu mancherlei Thorheiten und endlich ſogar zum Morde ſeines Sohns Agathokles aus der erſten Ehe verleitete. Da letzterer nämlich ſchon Nachkommen hatte, durch welche die Kinder der Arſinoe von der Thronfolge ausgeſchloſſen wurden; ſo hatte dieſe den Untergang deſſelben beſchloſſen. Nach andern ſoll verſchmähte Liebe die Triebfeder dieſer grauſamen Handlung geweſen ſeyn. Da Agathokles, ſeines vortrefflichen Charakters wegen, viele und bedeutende Freunde gehabt hatte; ſo ſchwuren dieſe dem grauſamen, ſchwachen Lyſimachus Rache. Sie flohen zum Seleucus und reizten dieſen zum

Kriege gegen ihn auf. Seleucus eroberte, faſt ohne Schwerdtſtreich, ganz Kleinaſien; und in Phrygien am Helleſponte kam es zwiſchen ihm und Lyſimachus zu einem Haupttreffen, in welchem dieſer zwar einen tapfern Widerſtand leiſtete, aber am Ende doch völlig aufs Haupt geſchlagen wurde und endlich gar ſein Leben einbüßte. Lange blieb der Körper deſſelben ungeſucht auf dem Schlachtfelde liegen und würde auch, da er mit den übrigen Leichnamen bereits in Fäulniß übergegangen war, nicht aufgefunden worden ſeyn; aber die Treue eines Haushundes, der ſeinen Gebieter auch im Tode nicht verlaſſen hatte, mußte zur Entdeckung des Leichnams dienen. Sein zweiter Sohn Alexander begrub denſelben bei Lyſimachia und errichtete ihm ein herrliches Grabmahl, das noch zu Pauſanias Zeiten vorhanden war.

Lyſippus, ein berühmter Bildhauer von Sicyon, lebte ungefähr in der hundert und vierzehnten Olympiade und war ein Zeitgenoſſe Alexanders des Großen, von dem er ſo ſehr geſchätzt wurde, daß Alexander ſich nur von ihm in Stein hauen, ſo wie er ſich auch nur von Apelles malen laſſen wollte. Lyſippus war anfangs ein Kupferſchmidt, und widmete ſich erſt nachher der Bildhauerkunſt. Der Maler Eupompus, von dem er zu wiſſen verlangte, welche Muſter er zu ſeinen Vorbildern wählen ſollte, wies ihn auf die Natur, und dieſer kam Lyſippus auch unter allen Künſtlern am nächſten. In der That kann man von ihm ſagen, daß er die Bildhauerkunſt auf den höchſten Grad der Vollkommenheit gebracht habe. Seine Werke waren mit viel mehr Eleganz gearbeitet, wie die ſeiner Vorgänger: der Körper ſchlanker, der Kopf kleiner, das Haar flüchtiger, natürlicher und feiner: er vermied alles Eckige und Scharfe und ſuchte den Theilen mehr Rundung und Weichheit zu geben. Er pflegte von ſich zu ſagen, er bilde die Menſchen, wie ſie ihm zu ſeyn ſchienen; ſeine Vorgänger aber, wie ſie wirklich wären. Auch die kleinſten Theile arbeitete er mit der größten Sorgfalt aus. Ob er auch Werke aus Marmor verfertigt hat, iſt nicht bekannt; aber der ehernen Werke waren recht viele von ihm vorhanden. Die Anzahl der letztern wird von Plinius auf ſechshundert und zehn angegeben. Folgende ſind die merkwürdigſten: Ein ſich im Bade Reibender (Apoxyomenos). Dieſe Statue wurde nach Rom gebracht und von Marcus Agrippa an den Eingang ſeiner Bäder geſtellt. Kaiſer Tiberius, dem ſie ſehr gefiel, ließ ſie in ſein Schlafgemach bringen, bis ſie endlich, dem allgemeinen Wunſche des Volks gemäß, wieder an ihrem vorigen Orte aufgeſtellt wurde. Ein Alexander, oder vielmehr mehrere Abbildungen von Alexander, indem er dieſen Fürſten von ſeiner Kindheit an in verſchiedenen Situationen vorgeſtellt hatte. Eine dieſer Statüen ließ Nero mit Gold überziehen: es wurde aber bald wieder abgenommen, weil es die Feinheit des Werks zu erkennen verhinderte. Eine Gruppe von Satyrn, welche ſich zu Athen befand. Alexander und ſeine Freunde, eine Anzahl von Bildſäulen, welche mit den Originalen die größte Aehnlichkeit gehabt haben ſollen. Es ſcheinen dieß die Ritterſtatüen derjenigen Begleiter Alexanders geweſen zu ſeyn, welche im Treffen am Fluſſe Granicus fielen: Lyſipp mußte ſie abbilden und in die Mitte die Statüe des Königs ſetzen. Metellus ließ ſie ſämmtlich aus Macedonien nach Griechenland bringen. Ein Jupiter zu Tarent von koloſſaliſcher Größe, vierzig Cubicus hoch. Das Gleichgewicht dieſer Statüe war ſo vollkommen getroffen, daß man ihn mit einer Hand bewegen konnte. Trotz dem war auch der größte Sturm nicht im Stande, ihn umzuſtoßen.

Lyttelton (Georg) ward 1709 in der Grafſchaft Worceſter geboren und gab ſchon von früher Jugend an ungewöhnliche Talente zu er-

kennen. Bald erwarb er ſich durch ſeine Perſiſchen Briefe, durch ſeine Fortſchritte in der Liebe und durch einige Poeſieen einen literariſchen Ruf. Nachdem er von ſeinen Reiſen nach Frankreich und Italien zurückgekehrt war, trat er in das Unterparlement und zeigte ſich von nun an als einen der eifrigſten Anhänger der Oppoſition. Sein Name ertönte während mehrerer Jahre bei allen Verhandlungen im Unterparlemente: er widerſetzte ſich dem Antrage, eine ſtehende Armee zu halten, unterſtützte den Vorſchlag, Walpole aus dem Miniſterium zu entfernen und ward 1733 Secretär des Prinzen von Wallis, der damals entfernt vom Hofe lebte. Nachdem er aber 1744 zum Lord der Schatzkammer ernannt worden war, änderte er ſein politiſches Syſtem und unterſtützte von nun an die Pläne des Hofes und des Miniſteriums. Seine politiſchen Beſchäftigungen entfernten ihn jedoch nicht ganz von ernſtern und wichtigern Arbeiten. Von Jugend auf der Ausſchweifung und der Sittenverderbniß junger Wüſtlinge hingegeben, hatte er lange Zeit an den Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion gezweifelt. Ueberhaupt, daß es nun nicht mehr Zeit ſey, auf das Wort anderer weder zu zweifeln, noch zu hoffen, legte er ſich von nun an ſelbſt auf die Ergründung der heiligen Wahrheiten, die uns das Chriſtenthum verkündigt. Sein eifriges, unermüdliches Streben führte ihn zu dem Zwecke, welchen er ſich vorgeſetzt hatte. Da er jetzt ſelbſt überzeugt war: ſo wollte er auch andere lehren, was er ſelbſt gelernt hatte. Deswegen gab er 1747 ſeine Bemerkungen über die Bekehrung und das Apoſtelthum des heiligen Paulus heraus, ein Werk, dem die Ungläubigkeit ſelbſt nichts als eine zu große Breite vorwerfen kann. Hierauf ward er zum Schatzmeiſter und zum geheimen Cabinetsrath ernannt, vertauſchte aber dieſe beiden Aemter gegen die Stelle eines Kanzlers. Ungefähr um dieſe Zeit gab er ſeine Todtengeſpräche heraus, welche, ob ſie gleich mehr das Reſultat ſeiner Erholungen, als eines tiefen Forſchens, mehr ein augenblicklicher Erguß der Gedanken, als die Frucht des Nachdenkens waren, zu ihrer Zeit mit großer Begierde geleſen wurden. Als gegen das Ende der Regierung Georgs II. das unglückliche Beginnen des Krieges die Auflöſung des Miniſteriums nöthig machte, ward er zwar auch ſeiner Stellen entſetzt, aber 1757 durch die Würde eines Lords für ſeinen Verluſt entſchädigt. Sein letztes literariſches Werk war die Geſchichte Heinrichs II., auf deren Ausarbeitung er eine zwanzigjährige Anſtrengung verwandt hatte. Die Herausgabe ſelbſt verurſachte eine große Beſchwerde: denn das Werk mußte zweimal, ein großer Theil deſſelben dreimal, ja einige Bogen ſogar vier- bis fünfmal gedruckt werden. Hieran war theils die unleſerliche Handſchrift, theils die übertriebene Genauigkeit des Herausgebers Schuld; der Druck des Werks koſtete ihn über tauſend Pfund Sterling. Von 1755 bis 1767 erſchienen drei Editionen der drei erſten Theile des Werks und das Ende deſſelben ward endlich 1771 gedruckt. Trotz der ungemeinen Vorſicht und Genauigkeit, mit welcher der Druck beſorgt worden war, ſah man ſich dennoch am Ende genöthigt, dem Werke ein Druckfehler-Verzeichniß von neunzehn Seiten hinzufügen zu müſſen. Lyttelton ſtarb am 22. Aug. 1773 in ſeinem vier und ſechzigſten Jahre.

Zu Seite 692. iſt folgender Artikel nachzutragen.

Ligue (aus dem Franzöſ.) bedeutet eigentlich einen Vertrag, wodurch ſich Mehrere zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke verbinden. Insbeſondere bezeichnet man aber damit ein gewiſſes Bündniß, welches

die katholiſche Partei am franzöſ. Hofe unter Anführung des Herzogs Heinrich von Guiſe, im J. 1576, zur Unterdrückung der Reformirten ſchloß, denen König Heinrich III. in einem Frieden von eben dieſem Jahre viele Freiheiten bewilligt und ſogar den Zutritt zu gewiſſen Aemtern verſtattet hatte. Das Bündniß, welches ſich ſelbſt die heilige Ligue nannte und vom ſpaniſchen und päpſtlichen Hofe unterſtützt wurde, wuchs zu einer ſolchen Macht an, daß es damit umging, dem Reiche eine demokratiſche Form zu geben, und daß der elende und ſchwache König endlich ſelbſt das Opfer davon ward. Er mußte Paris verlaſſen und bei dem Könige Heinrich von Navarra, der an der Spitze der hugenottiſchen Partei ſtand, Schutz ſuchen. Aber auch hier wußten ihn ſeine Gegner zu finden und ließen ihn durch einen Dominicaner Mönch 1589 ermorden. — Die Verbindung, welche Papſt Clemens VII., einige italieniſche Fürſten und der König von Frankreich, Franz I., im Jahre 1526 gegen Kaiſer Carl V. ſchloſſen, führte, weil der Papſt an ihrer Spitze ſtand, auch den Namen einer heiligen Liga, ſo wie auch das Bündniß, wozu ſich die deutſchen katholiſchen Stände im J. 1610 zu Würzburg vereinigten, um der kurz vorher eingegangenen Union der proteſtantiſchen Fürſten gemeinſchaftlich entgegen zu arbeiten.

Verzeichniß

der im fünften Bande enthaltenen Artikel.

Jaſon Seite 1
Ibarra 2
Iberien 3
Ibycus —
Icarus 4
Ich —
Iconographie —
Iconologie 5
Ida —
Idalium —
Ideal —
Idealiſiren 7
Idealismus 8
Idee 9
Identität; identiſche Sätze —
Idioſynkraſie 10
Idiotikon —
Idiotismus —
Idomeneus 11
Idria —
Idylle —
Iffland 13
Ilithyia 17
Ilium 18
Illuminatenorden —
Illuſion S. 21
Illyrien 22
Iman 25
Imbert —
Impfen 26
Imperator —
Imprägnation —
Improviſatoren 27
Improviſatori —
Inclination 30
Incommenſurabel 31
Incognito —
Incunabeln —
Indien —
Indifferentismus 37
Indigenat 39
Indigo —
Indoſſiren 40
Induction —
Indulgenz 42
Indult —
Induſtrie —
Ines de Caſtro 43
Infamie 44
Infant —
Infiniteſimal-Rechn. 45
Influenza S. 45
Inful 46
Infuſionsthierchen —
Ingenhouß 47
Ingenieurkunſt —
Inhalt (cubiſcher) 48
Innviertel —
Ino 49
Inoculation —
Inquiſition —
Inſecten 59
Inſel 61
Inſeln der Seligen —
Inſpiration —
Inſpruck 63
Inſtanz 64
Inſtinct —
Inſtitute (Erzieh.) 65
Inſtitut (Nat. Inſt. in Paris, 68
Inſtrumental-Muſik 71
Inſurrektion 73
Intellectuell 74
Intelligenz —
Intelligenzblätter 75
Intenſion 76

Interdict S. 76
Intereſſe —
Interim 77
Intermezzo 78
Internuntius —
Interpolation —
Interpunction —
Intervall 81
Intoleranz —
Intonation 83
Intrade 84
Invaliden 85
Inventarium —
Inveſtitur 86 Jo 86
Jocaſte 87
Jon —
Jonien 88
Iphigenia 90
Irene 91
Iris —
Irkutzk —
Irland 92
Irmenſäule 94
Irokeſen —
Ironie —
Irrational 95
Irregulär —
Irrlicht —
Irrthum 96
Iſaak 97
Iſabelle 98
Iſelin 99
Iſenburg —
Iſerloh 101
Iſidorus —
Iſis —
Island 103
Isle de France 104
Ismaeliten —
Ismail 106
Iſocrates —
Iſoliren 107
Iſpahan —
Iſthmus —
Iſtria 109
Italien 110
Italiäniſche Blumen 128
— — Buchhaltung —
— — — Muſik 129
— — — Sprache 133
— — — Poeſie 134
— — — Theater 143
— — — Proſa 145
— — — Kunſt 148
Ithaca 153

Ixion S. 153

Jacob 155
Jacob I. 157
Jacob II. 158
Jacob III. —
Jacobi (Fr. H.) 161
Jacobi (J. Georg) 163
Jacobiner 165
Jacobiten 173
Jacobſon —
Jagd 175
Jagdregale 176
Jahr 177
Jamaica 178
Jamben 179
James (St.) —
Janitſcharen 180
Janſen (Cornelius) 181
Januarius 185
Janus —
Japan 186
Jaſpis 191
Jaſſy —
Java —
Jeanne d'Arc 192
Jeddo 196
Jefferſon 197
Jehova 198
Jena —
Jena (Schlacht bei) 199
Jenner 201
Jenny-Maſchinen 202
Jeremias 203
Jericho —
Jerſey 204
Jeruſalem (Abt) 204
Jeruſalem 205
Jeſaias 206
Jeſus Chriſtus —
Joachim Murat 209
Jöcher 216
Joh. Fried. v. Sachſen —
Johann v. Sachſen-Weiſſenfells 217
Johann Erzherz. v. Oeſterreich 220
Johann Sobiesky —
Joh. ohne Land 222
Johannes der Täufer 224
Johannes d. Evangel. —
Johannes Parricida 225
Johannisberg 226
Johanniterritter —
Johnſon (Benj.) 229
Johnſon (Samuel) 230
Jomelli 232
Jones (William) 233
Jones (Inigo) 235
Jones (Paul) 236
Jordan —
Joſeph —
Joſeph II. 238
Joſeph Bonaparte 241
Joſephine Taſcher de la Pagerie 244
Joſephus Flavius 245
Jourdan (Marſch.) 246
Journale 247
Jouy 248
Joyeuſe Entrée —
Jubeljahr —
Juchten —
Jude (der ewige) 249
Juden —
Juften 254
Jugurtha —
Julia 257
Julianus 258
Jülich 261
Jünger —
Jung (Stilling) 263
Junius Briefe 265
Juno —
Junta 268
Jupiter 269
Jura (Gebirge) 275
Jury —
Juſſieu 279
Juſtinianus I. —
Juſtitia 282
Juſtitium —
Juſtizhoheit —
Jütland 283
Juvenalis —
Jynx —

K. 285
Kaaba —
Kabel —
Käfer —
Kaftan 286
Kaiſer —
Kaiſerslautern 287
Kakerlaken —
Kaland 288
Kalif —
Kalk 297
Kalligraphie 298
Kalliope —
Kallugier 299
Kalmäuſer —

Kalmucken S. 299
Kälte 300
Kalypſo 301
Kammermuſik —
Kammerknechte 302
Kämpfer —
Kamſchatka 303
Kanonen 304
Kant 305
Kanzelleiſtyl 311
Kapudan-Paſcha 312
Karat —
Karlſtadt —
Kärnthen 313
Karſchinn 314
Kartenſpiel 315
Kartoffeln 316
Kaſtenvoigt 317
Käſtner —
Kataphracten 318
Kauf und Verkauf —
Kauffahrteiſchiff 319
Kaufmann 320
Kaufmann (Angelika) —
Kaunitz 321
Kaviar 325
Kegel —
Kehl —
Keuchhuſten —
Keil 326 Keim 326
Keith (Jacob von) 327
Keiſer 328 Keller 328
Kellermann 329
Kemble (John Phil.) 330
Kempelen —
Kempis (Thomas a) 331
Kempten 332
Kennicott —
Keppler 333
Kerguelen-Tremarec 334
Keſſelsdorf 335
Kettenbruch —
Kettenrechnung —
Ketzer —
Kew 337 Keil 337
Kienlong —
Kieſel 338
Kilogramm —
Kind (Friedr.) —
Kinderkrankheiten 339
Kingſton 340
Kingſton (Herzogin) —
Kiosk 341
Kiow 342 Kirche 342
Kirchenagende 344
Kirchenbann —
Kirchenbuße 344
Kirchengeſang 345
Kirchengeſetze —
Kirchenjahr —
Kirchenraub 346
Kirchenſatzungen —
Kirchenſtrafen —
Kirchenväter —
Kirchenzucht 347
Kirchweihe —
Kirchenmuſik —
Kirchenſtaat 349
Kircher 352
Kirchgeßner 354
Kirgiſen —
Kirnberger 355
Klafter 356
Klagen u. Einreden —
Klagenfurt 357
Klang —
Klaproth (Mart. H.) —
Klaproth (Jul. von) 358
Kleiſt (Ewald von) 359
Kleiſt (Heinrich von) 360
Klerus 364
Klinger (von) —
Klockenbring 367
Klopſtock 370
Kloska 374
Klöſter 374
Klotz 377
Klugheit 378
Knall 380
Knallgold 381
Knechtſchaft 382
Knees 383
Kneller 384
Knigge (von) 386
Knight 387
Knittelverſe —
Knobelsdorf 388
Knochen —
Knoten 389
Kobalt —
Kobold 390
Kochkunſt —
Kochſalz 391
Kohle 392
Komiſch 393
Komorn 394
König (Chem.) —
König —
Königsberg 396
Königsmark (Gräf. v.) —
Königſtein 398
Kopf —
Koppelwirthſchaft 399
Korallen 400
Kork 401
Körner (Dichter) —
Körper 405
Korybanten —
Koſacken 406
Koſegarten 409
Koſciuszko 410
Kothe 413
Köthen (Anhalt) —
Kotzebue (von) 415
Kotzeluch 419
Krahn 420
Krain 420 Krake —
Krampf 421
Krankenhäuſer 422
Krankheit 425
Kräuter-Abdrücke 427
Kräuter-Kunde 428
Krebsſchaden —
Kreide —
Kreis 429 Kreml 429
Kretinen 430
Kretſchmann —
Kreuz 431
Kreuzen 432
Kreuzzüge —
Krieg 435
Kriegsrecht —
Kriegsſchiffe 436
Kriegsgefangene 437
Kriegskunſt 440
Kritik 442
Krone 445
Kropf 446
Krummacher —
Krümmung 447
Krünitz —
Kruſenſtern —
Kugel 450
Kugeldreieck —
Kügelgen —
Kuh 455
Kuhblattern 456
Kuhlichan —
Kunkellehn 457
Kunſt —
Kunſtbildung 467
Künſtler 468
Kunſttriebe —
Kunſtwort —
Kunz von Kaufungen 469
Kunzen (Familie) 471
Kupfer 474
Kupferſtecherkunſt —

Kuppel S. 477
Küraß —
Kurbel 478
Kuriliſche Inſeln —
Kurzſichtig —
Kutſchen 479
Kutuſow 481
Kuxe 482
Kyau —

L. 483
Laar (Peter van) —
Labé (Louiſe) —
Labedoyre 485
Labrador 486
Labyrinth —
Lac · ämon 487
Lacepede 495
Lachen 496
Lächerlich 499
Lachter 501
Lackington —
Laclos —
Läcrimä Chriſti 502
Lactanz —
Lady 503
Laertes —
Lafare —
Laffete 504
Lafontaine —
Lagunen 505
Laien —
Laireſſe —
Lais 506
Lalage 507
Lalande —
Lälius 510 Lally 510
Lamballe 513
Lambert 517
Lamoignon 518
Lamothe 519
Lampen 520
Landau 521
Landbau —
Landbaukunſt —
Landeshoheit 522
Landfriede —
Landgut 531
Landkarte —
Landrecht 533
Landſchaft —
Landſchulen 537
Landsdown 539
Landshut 540
Landſtände —
Landſtraßen 545
Landtage 545
Landwehr 546
Landwirthſchaft 548
Länge —
Lannes 550
Laokoon 551
Laon 554
Lapidarſchrift 556
Lapis Lazuli —
Laplace —
Lappland —
Laren 557
Largo 558
Larive —
Laroche 560
Larva (Archäolog.) —
Larve (Naturgeſch.) —
Laſcy —
Laſt 561 Laſter 561
Lateiner 563
Lateran 564
Laterne 565
Latium —
Latona —
Lattaignant 566
Latüde 567
Lauchſtädt —
Lauenburg 568
Laufgraben —
Laune —
Laura 571
Lauſanne 572
Lauſitz —
Laute 576
Lauterbrunnen 577
Läuterung —
Lavalette —
Lavater 580
Lavinen 588
Laviren 589
Lavoiſier —
Law 590
Lazarus 592
Lazariſten —
Lazur —
Lazzaroni —
Lazzi 593
Leben —
Lebensmittel 594
Lebensverſicherung 595
Leber 596
Leberreime —
Lech 596 Leda —
Leder 597
Lee —
Leeds —
Leere S. 598
Legat —
Legaten —
Legende 599
Legio 600
Legiren —
Lehnsweſen —
Lehrbegriff 607
Lehrgedicht —
Lehrſatz 609
Lehrſtyl —
Leibeigenſchaft —
Leibgedinge 611
Leibnitz —
Leibrenten 614
Leicht (phyſik.) 615
Leidenſchaften 616
Leihbank 617
Lein 618
Leipzig —
Leipzig (Schl. bei) 620
Leiſewitz 635
Lekain —
Lemberg 637
Lemierre 638
Lemnius 639
Lemnos 640
Lemures 641
Lenclos (Ninon) —
Lenhard 643
Leo I. 644
Leo X. 645
Leo (Muſ.) 647
Leoben 648
Leonidas —
Leontium 650
Leopold I. —
Leopold II. 652
Leopold III. 654
Lernäiſche Schlange 655
Lesbos —
Leſen 657
Leſueur (Comp.) 658
Leſueur (Maler) 660
Leſſing 661
Leß 666
Lethe 668
Letten —
Leucippus 669
Leucôthoe 671
Leuthen —
Leuwenhöck —
Levante —
Lever 672
Lexicon 672 Leyden —
Leydner Vacuum 673

Leyen S. 673
Leyer 674
L'Hombre —
Libanon —
Libatio —
Libau —
Libell —
Liber 675
Licent —
Licentiat —
Licht —
Lichtenau 676
Lichtenberg 679
Lichtwehr 684
Lictoren —
Liebe 685
Liebesfamilie 686
Liebesmahle 687
Lied —
Liederſpiel —
Liefland 688
Ligne (von) —
Ligue 847
Lille 692
Lima —
Lindau —
Lindwurm 693
Linguet —
Linie 694
Linienſchiffe —
Linné (Carl) —
Linſengläſer 700
Linz —
Lipariſche Inſeln 701
Lippe —
Lippert 703
Lips —
Lipſius —
Liſcov 704
Liſſabon 705
Litanei 706
Lit de Juſtice —
Literatur —
Literaturzeitungen 707
Litthauen 711
Litorale 712
Liturgie —
Liverei —
Liverpool —
Livia 713
Livius 714
Livorno 715
Livre Tournois 716
Locke —
Lockman 719 Locle 719
Lodi 720
Logarithmen —
Logau 721
Logik 722
Logiſtik 724
Logogryph —
Lohenſtein —
Loire 725
Lolli —
Lombard 726
Lombardei —
Lombardiſch-Venetianiſches Königreich —
Loménie 728
London 729
Longimetrie 730
Longinus —
Longobarden 731
Lootſe 732
Lope de Vega —
Lord 733
Lorme (Marion de) —
Lorrain 734
Loretto —
Loth 735
Lothringen —
Lotichius 736
Lotterie —
Loudon 738
Louisd'or 744
Louiſe von Preußen —
Louiſiana 747
Loutherburg 748
Louvet de Couvray —
Louviers 749
Louvois —
Louvre 754
Lovelace (Dichter) 755
Lovelace —
Löwen —
Löwendal 756
Lübeck (Fürſtenthum) 757
Lübeck (Stadt) 758
Luc (de) 759
Lucan 760
Lucas 761
Lucas v. Leyden 762
Lucca 763
Luccheſini —
Lucian Bonaparte 764
Lucianus —
Lucifer 765
Lucilius —
Lucina —
Luckner 766
Lucretia S. 766
Lucretius —
Lucullus —
Ludwig IX. 768
Ludwig XIII. 770
Ludwig XIV. 771
Ludwigs XIV. Regierung 778
Ludwig XV. 781
Ludwigs XV. Zeitalter 785
Ludwig XVI. 788
Ludwig XVII. 794
Ludwig XVIII. 795
Luft 804
Lufterſcheinungen —
Luftpumpe —
Luftröhre 805
Luftſchiffkunſt 806
Luftſpiegelung 807
Lüge —
Lülly 810
Luna 813
Lüneburg 814
Lünel —
Lüneville —
Lunge 815
Lungenprobe 816
Luſtrum 817
Luſtſpiel 818
Lüther —
Lüttich 824
Lützen 825
Lützow —
Luxemburg (Marſchall) 826
Luxemburg (Stadt) 827
Luxus 828
Luynes —
Luzac 829
Luzern —
Lyceum —
Lycophron —
Lycurgus 830
Lydia 834
Lyon 836
Lyonnet 837
Lyra —
Lyrik und lyriſche Poeſie 838
Lyſander 840
Lyſias 843
Lyſimachus 844
Lyſippus 846
Lyttelton —

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

3.97

BUCHBINDEREI
OBERMEIEI
Niederlassung Münch
Heßstraße 14
80799 München
Telefon 089/28001